Bremer Sonntagsblatt.

Achter Jahrgang.

1860.

Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. Friedrich Pletzer.

Bremen.

Druck und Verlag von Heinrich Strack.

1860.

Inhalts-Verzeichniß.

Charakteristiken und Erinnerungen.

Geschichte und Literaturgeschichte.

Kulturgeschichtliches.

Schilderungen, Skizzen und Reisebilder.

Novellen und Genrebilder.

Musik, Theater, Malerei und Architektur.

Poesie.

I.

Namen-Register.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hulfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 1. Bremen, 1. Januar. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Pierre de La Chaussée, ein französischer Lustspieldichter.

Von Karl Frenzel.

Die dramatische Literatur Frankreichs im 18. Jahrhundert kann weder in der Zahl ihrer Meisterwerke noch in der Schönheit des Einzelnen einen Vergleich mit den Tagen aushalten, in denen Corneille, Moliere, Racine zusammen auf der Bühne wetteiferten; so viel glückliche Talente sich ihnen anschlossen und den Kreis vollenden halfen, in dem nun einmal nach ihren Kunstanschauungen, in dem regelmäßigen Schritt eines Menuets, sich das Trauerspiel wie die Komödie bewegen mußten. Die Poesie wie die Malerei der Franzosen ist in ihrem „großen Jahrhundert" wesentlich architektonischer Art, in feinen, geraden Linien, in geordneten Säulenstellungen. Da wird es als ein Verdienst des Rokoko gelten, diese Regelmäßigkeit durch seinen Schnörkelzug unterbrochen, der Laune des Einzelwillens, in welch' verzerrter und unschöner Gestalt auch, in der Eintönigkeit des allgemeinen Gesetzes einen Platz gewonnen zu haben. Allein der Schnörkel hebt die alte Form noch nicht auf, hier schmückt er sie mit tausend kleinen Spitzen, mit überladenem Zierwerk, dort bauscht er sie auf; es ist etwas Zaghaftes in ihm. So wagt Voltaire mit dem Feuer Shakspere's zu spielen und an eine romantische Tragödie zu denken, aber er bleibt bei alledem innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen.

Aehnlich verhält es sich mit jener andern Erfindung des 18. Jahrhunderts im Gebiet der dramatischen Kunst, dem bürgerlichen Schauspiel. Schon vor Diderot und Lessing hat Corneille bemerkt, daß die Schicksale derer, die mit uns auf gleicher Rangstufe ständen und in ähnlichen Verhältnissen lebten, uns zum tieferen Mitleid bewegen würden, als der Fall der Helden und Könige. Dies ist dann bis gegen den Ausgang der Rokokowelt die siegreiche Waffe in den Händen der Vertheidiger des Schauspiels geblieben. „Werde ich je", hat man gefragt, „das Geschick des Oedipus erleiden? Werden mir, wie dem Orest, die Götter die Rache an der eigenen Mutter befehlen? Im Gegentheil, mein Dasein verrinnt in kleineren Kreisen, ich werde vielleicht meine Kinder, meine Freunde in Gefahren sehen, die Pflichten meines Standes werden mit meinen Neigungen kämpfen.. hier allein liegt die Tragödie der Zukunft." Und nun ist es so recht im Sinne dieser Zeit und des französischen Geistes, der sich nie ganz von dem Dogma befreit, vor dem letzten Ziele zurückzuweichen und eine bürgerliche Geschichte mit tragischem Ausgang auf der Bühne für unmöglich zu erklären — denn die Zuschauer würden über Emilia Galotti lachen und Clavigo für einen Narren halten. So entsteht jene unglückliche Mischung der „weinerlichen Komödie" — „dies Bastardungeheuer des schlechten Geschmacks", wie es Friedrich II. in einem Briefe an Voltaire nennt, in der Vorfälle, die an sich sehr wohl einer tragischen Vertiefung fähig wären, in die Sphäre einer unbeschreiblichen Alltäglichkeit und Niedrigkeit versetzt werden. Daß eine schwache, liebenswürdige Natur wie die Clavigo's in dem Gegensatz des Herzens und des Geistes, der Freundschaft und der Liebe, zusammenbricht, ist so menschlich wahr, wie erschütternd, eine Begebenheit aber, wie etwa die Liebe eines reichen jungen Mannes zu einem armen Mädchen, die z. B. den Mittelpunkt des „Familienvaters" von Diderot bildet, kann in ihrer rohen Aeußerlichkeit genommen, mit den gegenseitigen Reden und Thränen, nur der Gegenstand einer kurzen Neugierde, keiner poetischen Rührung oder Erhebung sein. Wenn die Verhältnisse und die Gestalten des Lebens, wie sie uns umgeben, auf die Bühne geführt werden sollen, müssen aus ihnen heraus sich seelische Conflikte entwickeln, nicht Diebstähle, Duelle, die auf Mißverständnissen beruhen, Irrungen, die sich von selbst nach dem Verlauf einer längeren oder kürzeren Zeit, mit mehr oder weniger Thränen gelöst hätten. Vielleicht empfand der erste, der mit großem Erfolge diese Gattung des Dramas schuf, Pierre Nivelle de la Chaussée, am feinsten die Regungen des menschlichen Herzens, die an tragischen Schmerz streifen, und wußte seinen Erfindungen jenen romantischen Hauch zu verleihen, der sie über die Beschränktheit des Gewöhnlichen erhob.

La Chaussée's Leben bietet dem Erzähler keinen Augenblick und keine That, die der Aufzeichnung werth wären. Zu Paris 1692 geboren, der Neffe eines Generalpächters, hat er in Behaglichkeit und in dem Vollgenuß seines Reichthums alle Ehren eines berühmten Schriftstellers, eine ungestörte Muße und die Anerkennung der Akademie, des Hofes und der Freunden genossen. Kein irgendwie hervorragender Mensch, weder in seinen Schicksalen noch in seiner Dichtung, durchaus ein „mittelmäßiger Sohn dieser Erde." So ist er denn auch dem Loose nicht entgangen, in seinem Alter vernachlässigt zu werden, seine Kränze verwelken zu sehen; nur konnte er, 62 Jahre alt, am 14. März 1754, mit dem Bewußtsein sterben, nicht ganz aus dem Gedächtniß derer zu entschwinden, welche die Dichtkunst lieben.

Wenn man die Werke La Chaussée's — ein Trauerspiel, siebzehn Komödien und eine und die andere Epistel in Versen — auch nur flüchtig durchblättert, wird man die Anmuth und Leichtigkeit seines Verses bemerken, von der Zartheit seiner Empfindungen auf das Wohlthuendste berührt werden. Seine Muse erinnert an die Racine's, die hinabgestiegen von ihrem heiligen Berge sich einmal im engen Thale, statt unter den Göttern, unter den Menschen ergeht. Von ihr strahlt ein rosiges Licht auf die Heldinnen des Dichters aus, es sind alle liebliche, feine Gestalten, das Haupt ein wenig geneigt, sei es unter der Schwere des Mißgeschicks oder von dem Leide einer unglücklichen oder verrathenen Liebe. Sie ähneln sich, es sind Geschwister, zu einem reizenden Kranze vereinigt: weiße Rosen und Maiblumen. Von Balzac hat man gesagt, sein Reich sei das Herz der dreißigjährigen Frauen. La Chaussée versteht am

besten in dem einer unglücklichen Gattin zu lesen; hier hat er in Constanze und Melanide zwei Gestalten geschaffen, welche der französischen Bühne eine ganz neue Reihe von Frauenbildern eröffnen. Bis zu ihm hatte die Komödie das Wesen der Ehe nur obenhin berührt. Angelika in Moliere's „George Dandin“ war eine leichtsinnige, in den Augen der Zeitgenossen durch ihre Schönheit, ihren Adel und die Thorheit ihres Gatten gerechtfertigte Frau, Philaminta in den „Gelehrten Frauen“ eine wunderliche, überbildete Gelehrte; beide scheinen nur nebenhin und zufällig in der Ehe zu stehen und betrachten sie als etwas Aeußerliches, eine leere Form. Tiefer begreift freilich Elmire im „Tartüff“ dies Verhältniß, ihr aber fehlt die Wärme des Gefühls, sie hat den Geist, allein nicht das Herz für die Ehe. Und gerade in der Schilderung des Herzens liegt die Kraft und die poetische Begabung La Chaussée's. Wie so ganz anders, mit so rührenden Bitten, mit Worten, die Thränen zu sein scheinen, weiß Constanze zu reden und den Leser für ihre verrathene Liebe zu gewinnen, als in Destouches „Verheirathetem Philosophen“ Melite zu ihrem Gemahl spricht, der sich schämt, geheirathet zu haben! Wie ist das alles kalt, farblos, und hier der Goldklang eines echten Gefühls:

„Mit seiner Liebe glaubte ich mein Leben
Auch zu verlieren — und ich wär' beglückt,
Allzubeglückt in meinem Schmerz gewesen!
Da fühlt' ich, daß für den geliebten Mann
Allein wir leben, daß mit seiner Neigung,
Wenn sie uns fliehet, Alles uns entschwindet . .
Doch lebt' ich fort, um tausendmal zu sterben!“

Die Verse La Chaussée's hauchen oft einen entzückenden Duft, einen feinen Wohlgeruch, wie von Veilchen und Resedablüthen, aus und üben dadurch eine eigene, sanft umstrickende Macht auf uns. Damit verbindet sich ein romantischer Zug in seinen Erfindungen, eine seltsame Begebenheit, die ihnen den Glanz des Ungewöhnlichen verleiht, den Reiz eines Mährchens. In Sterbliche verwandelte Genien werben um die Liebe persischer Mädchen, wie in „Liebe um Liebe“, ein vornehmes Mädchen folgt in ritterlicher Kleidung dem Geliebten, um ihn den Banden einer Nebenbuhlerin zu entreißen; eigenthümliche Schicksalsfälle haben Melanide sechszehn Jahre von ihrem Gemahl getrennt, wunderliche Irrungen bedrohen die Liebe Hortensia's zu Monrose. Aber alle diese Vorzüge schaffen noch kein Drama, sie können gelungene Einzelnheiten hervorbringen, bald rührende, bald gefällige Scenen, der dramatische Dichter bedarf dagegen einer ihm eigenen Weltanschauung, er muß das Herz kennen und — die Schuld. Und hierin offenbart sich La Chaussée's Schwäche. Er kommt weder zu einem komischen noch zu tragischem Conflikte, seine Helden suchen im gegenseitigen Ringen nicht nach einer Harmonie des Lebens, sondern befreien sich nur von Mißverständnissen und Irrungen. Dramatisch werden sie allein durch ihre Leidenschaft; diese gedämpft, würden alle Komödien La Chaussée's Stoffe zu Novellen sein, die im Grunde immer auf derselben Erfindung beruhen. Er ist denn auch mit seinen unglücklichen Frauen und verstoßenen Kindern von den Spottvögeln nicht wenig mitgenommen worden; „den ehrwürdigen Vater La Chaussée, den Pastor im heiligen Thale“ hat ihn Piron genannt und die „Thalia mit nackten Füßen und dem Lächeln der Venus“ ihrer „kalten und beschuhten“ Schwester vorgezogen. Nur traf, wie meist in literarischen Fehden, der Pfeil weit über sein Ziel hinaus. La Chaussée's Stirn bedecken nicht immer Furchen und Runzeln, zuweilen stimmt er ein fröhliches: „Es lebe die Thorheit!“ an, sein Vers nimmt dann einen schnelleren Schritt, eine freiere Bewegung, es tanzt und klingt darin. Vielseitig, wie er war, hat er Alles versucht, aber er konnte doch nur eins — die Sprache des Herzens, der Rührung, das leise Weinen. Darum ist sein Trauerspiel „Maximianus“ (1738) so langweilig und frostig wie seine Posse: „Die Tyrinthier“, in der er den Arlecchino nach dem alten Hellas versetzt, Auge in Auge Aristophanes und Aristipp gegenüber.

Der Trödelmarkt der Literatur ist schon unendlich reich und gerade bei denen, die sich dem Studium derselben mit Vorliebe widmen, die Erkenntniß des allein der Erinnerung werthen, des kulturhistorischen Zusammenhanges so selten, daß er täglich eben durch unseren Fleiß und unsere Bemühung wächst und anschwillt. Mehr als die Hälfte der Komödien La Chaussée's gehört zu dieser nun glücklich vergessenen und verwehten Spreu, die andere hängt auf das Innigste mit der Entwickelung nicht nur der französischen, sondern auch unserer Bühne zusammen.

„Die falsche Abneigung“ (1733) eröffnet das Theater des Dichters. Es ist eine seiner schwächsten Komödien, aber alle seine Vorzüge und Schwächen sind in ihr enthalten. Zunächst der romantische Grundstoff. Sylvia ist gegen ihren Willen mit Sainflore verheirathet worden; am Hochzeitstage noch muß sich ihr Gemahl mit einem ihrer früheren Bewerber schlagen und, da er ihn tödtlich verwundet, das Land verlassen. Sylvia, in ein Kloster flüchtend, erwartet dort zwölf Jahre vergebens die Rückkehr ihres Gemahls, endlich tritt sie wieder in die Welt ein, sie nimmt den Namen Leonore an und lebt auf dem Gute eines ihrer Verwandten. Dort wird sie mit Damon, dem Gutsnachbar, bekannt. Es ist klar, daß sich beide lieben, daß Damon der zurückgekehrte Sainflore ist. Beide hassen die Fesseln, in denen sie sich noch gefangen glauben, Damon hat einen Scheidungsproceß gegen seine Frau erhoben, sie erfährt von ihrem Verwandten, daß ihr Gemahl noch lebt. In einem letzten, lebendigen und pathetischen Zwiegespräch der beiden Liebenden enthüllt sich darauf die ganze Irrung. An diese Wiedererkennung, die der Zuschauer vom ersten Augenblick an erwartet, knüpft sich die Theilnahme, die Rührung, die ein so langer und unverdienter Schmerz erweckt, das Glück des Ausgangs . . diese Momente wiederholen sich fortan in La Chaussée's Dichtungen. Sylvia ist die Skizze zu allen seinen Frauen, Damon zu seinen Männern. Das Ganze leidet an einer gewissen Breite, die noch durch die unnützen Rollen des Dieners und der Zofe vermehrt wird.

In denselben Anschauungen und einem ähnlichen Kreise bewegt sich „Melanide“ (1741), doch ist die Handlung voller, die Situation vertiefter; eine Zeitlang hat man sie als das Musterstück der Gattung gepriesen, und noch Beaumarchais spricht mit außerordentlicher Anerkennung von dieser Komödie. Lessing, der sie 1767, am 24. April, zu Hamburg aufführen sah, bemerkt in der Dramaturgie, daß sie Scenen enthielte, „deretwegen ich wohl eine Melanide gemacht zu haben, wünschte.“ Der Inhalt gehört der Sphäre des „Bürgerlich-Romantischen“ an. Melanide, eine edle, anmuthige und zumal rührende Gestalt, ist heimlich mit dem Marquis d'Orvigny vermählt, aber die Eltern beider haben sich der Heirath widersetzt und die Melanidens ihre unglückliche Tochter nach einem entlegenen Schloß der Bretagne verwiesen. Sechszehn Jahre sind ihr dort vergangen. Jetzt, nach dem Tode ihres Vaters nach Paris zurückgekehrt, mit der Hoffnung, ihren Gemahl wieder zu finden, wohnt sie in dem Hause ihrer Freundin Dorisée; in deren Tochter Rosalie ist ihr Sohn Darviane, der indeß für ihren Neffen gilt, verliebt. Hieran knüpft sich die Entwickelung des Dramas; es ist nach unserer Auffassung der tragischen Dichtkunst eben nur ein fünfter Akt, die Lösung einer gegebenen, nicht vor den Augen der Zuschauer gewordenen Verwickelung. Denn um diese Rosalie, eine sehr fein und zart geschilderte Mädchenerscheinung, bewirbt sich auch der Marquis d'Orvigny und wird, da er der reichere Freier ist, von der Mutter und dem Oheim des jungen Mädchens unterstützt. Alle wollen Darviane entfernen, er aber beharrt um so leidenschaftlicher auf seinem Entschluß, dem Nebenbuhler nicht zu weichen. Inzwischen entdeckt sich Melanide dem Bruder ihrer Freundin, sie erkennt in dem Marquis, als er hinausgeht, ihren Gatten. Welche Verlegenheit für den wackern, würdigen Theodor, der ganz nach dem Vorbilde eines Moliere'schen Arist den Beruhiger der Leidenschaft, die Vernunft und Weisheit darstellt. Schonend und doch ernst hält er dem Marquis seine

Pflichten vor, die Nothwendigkeit, seiner neuen Liebe zu entsagen und zu der ersten und rechtmäßigen zurückzukehren. Mit feinem Verständniß schildert der Dichter den Kampf, den die Worte des Freundes in dem Herzen des Marquis erregen —, schwankend, das Gute erkennend, aber — doch noch nicht fähig, es auszuführen, eilt er zu Rosalien, deren Reiz ihn verhängnißvoll bestrickt. Dort geräth er mit Darviane in einen heftigen Streit, ein Zweikampf beider Männer scheint unvermeidlich: Melanide opfert sich jetzt mit großherzigem Muthe, sie gesteht Darviane ihre heimliche Ehe, daß er ihr Sohn sei . . diese Scene wird zu allen Zeiten, an jedem Orte mit dem Zauber ihrer klangreichen Verse das Ohr, mit dem mächtigeren ihrer Empfindungen das Herz fesseln und entzücken. Daß sich darauf Melanide und ihr Sohn dem Marquis zu Füßen werfen und eine gegenseitige Umarmung die gestörte Harmonie wieder herstellt, bedarf keiner weiteren Ausführung. Auch hier hat La Chaussée des Guten zu viel gethan, seine Gestalten reden zu gern, es erinnert etwas in diesen Gesprächen an aufgebauschte Seidenkleider, mit unzähligen Spitzen, Falten und Frisuren; man verkehrt erfreut mit diesen edlen, gefühlvollen und sinnigen Menschen, aber zuweilen beschleicht uns doch in ihrer Gesellschaft das Verlangen nach einem Ausbruch der Leidenschaft, einem wilden Ruf des Schmerzes. Die Helden La Chaussée's sind eben alle noch Edelleute, selbst das Traurigste muß von ihnen mit einer gewissen Würde und Anmuth des Schmerzes ertragen werden, in jener Weise, in der Mieris und Terburg ja auch schmerzlich ergreifende Scenen — man verzeihe das Gewagte des Ausdruckes — mit zierlichem Pinsel und koketten Farben zu malen wußten. Ihren Bildern lassen sich am füglichsten die Frauen und Männer des Dichters vergleichen, nichts von Denners Schärfe und Bestimmtheit, gerade das Austönen und die zarten Abstumpfungen in den Farben zeichnen ihn aus. „Melanide“ ist nach meiner Ansicht nicht das vorzüglichste Stück La Chaussée's; es möchte, wenn es erlaubt, Dichtungen so abzuwägen, etwa die dritte Stelle unter seinen Komödien einnehmen, aber von seinen eigentlichen Dramen bleibt es das vorzüglichste. „Die Gouvernante“ (1747), die derselben Gattung angehört, treibt die Unwahrscheinlichkeit zum Unglaublichen und nimmt der verfolgten Tugend ihre mächtigste Waffe, das stille Bewußtsein ihres Werthes. Ein Vorfall, der sich bei einem Gerichtshofe der Bretagne zutrug, bildet die Fabel des Stücks. Durch ein falsches Dokument getäuscht, hat der Präsident Sainville in einem Proceß einer vornehmen Familie ihr Vermögen abgesprochen. Sie ist darüber in Dürftigkeit gerathen, verschollen. Erst nach Jahren entdeckt der Präsident seinen Irrthum, er will mit seinem Vermögen die Schuld, die er unwissentlich begangen, wieder gut machen. Trefflich ist das Gespräch, worin er seinem Sohn dies Vorhaben mittheilt und dieser ihm schon zuvorkommt und die edle That mit schöner Aufwallung als eine „sich von selbst verstehende“ bezeichnet. Aber wo die Unglücklichen finden? Nun denke man sich, daß eine Verwandte des Präsidenten, die seine Absicht weiß, die Tochter jener Familie, Angelika, in ihr Haus genommen, daß Angelika's Mutter als ihre Gouvernannte bei ihr weilt — und daß alle diese Personen, die Gouvernante ausgenommen, sich nicht kennen, sich nie verrathen sollen. Die Auseinandersetzung des letzten Aktes hätte, wenn es in diesem Hause natürlich zuginge, den ersten eröffnen müssen. Die Verworrenheit dieser Verhältnisse schadet dem Ganzen, die Theilnahme, die wir der Liebe Angelika's zu dem jungen Sainville entgegenbringen, verliert sich, da alle Hindernisse, die ihr entgegentreten, nur Täuschungen und Irrungen sind. Noch weniger ist La Chaussée das Wagniß gelungen, den berühmten englischen Roman „Pamela“ (1743) in die Grenzen eines Schauspiels zu zwingen. In seiner Nachdichtung sind alle Vorzüge der Erzählung, die feine Charakterisirung der Figuren, die Ausmalung der einzelnen Vorfälle geopfert worden und eine traurige Eintönigkeit an ihre Stelle getreten.

Ich finde den eigentlich dichterischen Werth La Chaussée's in drei anderen Werken: „Das Vorurtheil nach der Mode“ (1735), „Die Schule der Freunde“ (1737), „Die Schule der Mütter“ (1744). Sie gehören in das Gebiet der von den französischen Kunstrichtern sogenannten „höheren“ Komödie, es sind die Nachkommen von Moliere's „Menschenfeind.“ Der Unterschied liegt, abgesehen von dem Genius des älteren Dichters, darin, daß La Chaussée die gemüthliche, Moliere die geistige Saite im Wesen des Menschen berührt. Die Töne, die ihr Moliere entlockt, bleiben immer kraftvoll, melodisch, lang nachzitternd in uns, die La Chaussée's sind von einer gewissen Weichlichkeit angekränkelt, verschleiert. Der Grund seiner Gemälde ist trüb, nebelbedeckt, und wenn er den Lichtschimmer des Scherzes darüber hinleuchten läßt, ist es eben kein Sonnenstrahl, nur der Schein einer Kerze. Aber seine Erfindungen in diesen Komödien nähern sich der Wirklichkeit, sie sind reicher mit kleinen, überraschenden Zügen ausgestattet. Denkt euch ein altes, mit Goldleisten, Löwenfüßen, Elfenbeinschnitzereien und Medaillons von Boucher ausgelegtes Clavier, auf dem eine vornehme, schöne, vor Allem „sensible“ Frau die Arien aus Rousseau's „Dorfwahrsager“ spielt, und ihr habt den Eindruck, der etwa „das Vorurtheil nach der Mode“ auf den Leser ausübt. Es ist eben in der Rokokowelt ein Vorurtheil, seine Gattin zu lieben. Wehe darum diesem armen Dürval, der nach mancher Untreue wieder zu den Füßen seiner schönen, tugendhaften und liebenswürdigen Frau, Constanze, zurückgekehrt ist. Um ihr besser seine Liebe gestehen zu können und dem Gespött der vornehmen Gesellschaft zu entfliehen, hat er sich nach einem seiner Schlösser in der Provinz begeben: aber die Welt ist ihm gefolgt, zwei aufgeblasene, geckenhafte Marquis, die unglücklich genug für sie an die Moliere's erinnern und in dem langweiligen Landleben Constanze mit ihren Liebesbetheuerungen bestürmen; Sophie, die junge Cousine Constanzen's, frisch und rosig, wie ein Mädchenbild von Greuze, die ihren Bräutigam Damon, obwohl sie ihn liebt, nicht heirathen will, weil sie in ihm nach der Hochzeit einen zweiten Dürval zu finden fürchtet; endlich oder besser zuerst Argant, Constanzens Vater, ein alter Herr, noch aus den lustigen Tagen der Regentschaft, die Ehe verachtend und die Liebe dazu. Die Verwickelungen, welche der Zusammenstoß und die Gegensätzlichkeit dieser Personen erzeugt, das Schwanken Dürval's, der seiner Gattin die kostbarsten Geschenke macht und vor Freude aufjubelt, wenn sie über den unsichtbaren Geber erzürnt ist, ihr zärtliche Briefe schreibt und aus Furcht vor seinem Bedienten nicht zu übergeben wagt, diese Kämpfe der Liebe und der falschen Scham, die Ausbrüche seiner Eifersucht, als er ihr Bild in den Händen des Marquis Clitander bemerkt, die immer sich gleich bleibende Huld und Sanftmuth Constanzens, Damon's Ernst und Freundschaft, die spöttische Laune Sophiens: Alles bildet ein kleines, wahr und tief empfundenes Stück vornehmen Lebens. In den französischen Lustspielen sind, — Moliere, und auch ihn nur zum Theil ausgenommen — nicht wie in denen Shakspere's Gedanken von unvergleichlicher Tiefe und Bedeutung, symbolische Bezüge zu suchen, sie haben nicht den romantischen Glanz, die poetische Hoheit der spanischen, die doch auch immer an die für ihre Nation höchsten Begriffe, der Ehre, der Liebe und der Freundschaft streifen; als Genrebilder ihrer Zeit, sehr bestimmter Verhältnisse, eigenthümlicher Persönlichkeiten, wie sie sich im Gegensatz von Hof und Stadt, von Paris und der Provinz gebildet haben, müssen sie betrachtet werden. Sie berühren zuweilen das Allgemeine und Ewige, aber nur im Fluge, nicht mit der Absicht, es zu ergründen und ein Räthsel der Seele zu lösen. Darum betonen ihre Dichter und Kritiker so stark die moralische Absicht, die bessernde Kraft der Komödie. In diesem beschränkteren Sinne wird „das Vorurtheil nach der Mode“ als eine bescheidene Blüthe im Kranze der komischen Muse gelten dürfen.

La Chaussée hat denn auch ihre Frische und ihren Duft nicht noch einmal hervorzuzaubern gewußt. Zwar besitzt „die Schule der Freunde“ viele Vorzüge. Ihr romantischer Charakter hat hier und dort

*

das dunkelprächtige Colorit der Spanier, der alte Satz: „Gott bewahre mich vor meinen Freunden" wird in feinster Weise, ohne Anwendung roher Effekte, zur Anschauung gebracht. Monrose besitzt drei Freunde, zwei gehören zu jenen „Besten", die wir nur irgend im Leben haben können, Dornane und Aramont, der dritte ist eine verständige, kühle Natur, Arist, einer von den „zugeknöpften" Leuten, die wir eher vermeiden als aufsuchen. Wie ist nun so köstlich und lebendig geschildert, wie alle Versuche des wackern, ehrlichen Aramont, seinem bedrängten Freunde zu helfen, in ihr Gegentheil umschlagen. Wenn er überall verbreitet, Monrose hätte von seinem eben gestorbenen Onkel ein reiches Erbe erhalten, findet sich, daß dieser Oheim gar nichts hinterlassen hat, und Monrose wird beschuldigt, weil er trotzdem nach Aramont's Wort „unendlich reich" ist, das Vermögen seiner Geliebten Hortensia unterschlagen zu haben. Spielt er dieser einen angeblichen Liebesbrief einer Gräfin an Monrose in die Hand, um sie zu einer Erklärung gegen den Freund zu nöthigen, hält sie das Schreiben für wahr . . seine Verlegenheit steigt zu der echten Höhe des Feinkomischen, als Hortense ihm ihre Schmucksachen aufdrängt, sie für Monrose zu verkaufen, und Monrose ihn beauftragt, ein kleines Gut, das er noch besitzt, für Hortense zu Geld zu machen. Daß endlich Arist Alles wieder in's Gleiche fügt und die Liebenden vereint, folgt aus der ganzen Anlage des Stücks, das leider an einer gewissen Ueberladung und Verworrenheit der einzelnen Vorfälle krankt. Damals erregte es nicht geringes Aufsehen, Riccoboni hat es der Mühe für werth gehalten, den gelehrten Muratori von dem Inhalte und Erfolge der Komödie in einem ausführlichen Briefe zu unterhalten. Die drei Hauptgestalten: Hortense, Monrose und Aramont heben sich sonst trefflich von einander ab, in den Liebesscenen der beiden ersten haucht die Anmuth und das Träumerische, für deren Ausdruck La Chaussée eine Meisterschaft besitzt. Unbedeutender ist Arist, allein auch er sagt ein und ein anderes schönes Wort über die Freundschaft:

„Oft giebt ein Augenblick uns die Geliebte,
Die Freundschaft aber, wie sie mir erscheint,
Verlangt von beiden Seiten lange Lehrzeit.
Zu deinem Schaden wirst auch du erfahren:
Ein wahrer Freund ist nur der Jahre Werk."

In das Lob, das in Frankreich der „Schule der Mütter" gespendet wird, kann ich nicht einstimmen. Die Moral drängt sich zu absichtlich und reizlos hervor. Es handelt sich um eine Mutter, die zu Gunsten ihres Sohnes ihre Tochter enterben will. Der Vater hat das junge Mädchen aus dem Kloster, in dem sie erzogen wurde, unter dem Vorwande, sie sei seine Nichte, zu sich genommen, wagt aber seiner herrschsüchtigen Frau nicht dies Geheimniß zu offenbaren. Die Bewerbung des jungen Doligny, des Sohnes seines Freundes, um Marianne's Hand führt die Entscheidung herbei. Natürlich schmücken alle Tugenden Marianne so, wie Fehler, Leichtsinn und Hochmuth ihren Bruder entstellen. Die Enttäuschung der Mutter läßt sich denn auch nur zu lange erwarten, und der plötzliche Umschlag von unverständiger Liebe zu unverständigem Haß zeigt, wie so gar nicht diese Mutter verdiente, Mutter zu sein.

Die andern Lustspiele des Dichters, „Der verliebte Greis", „Die Schule der Jugend", „Die unerwartete Rückkehr", entziehen sich durch ihre Langweiligkeit jeder Beurtheilung, sie zeigen die Schwäche und den Verfall seiner Kunstweise. Günstiger stellt sich eine andere Seite seiner Begabung in „Liebe um Liebe" (1742) und „Die castilianische Liebe" (1747) dar: die Gefälligkeit des Scherzes, ein leichtes lyrisches Talent. Die beiden Dichtungen sind durchaus im Zeitgeschmack, eine Vermischung des Lustspiels mit dem Ballet, der komischen Oper: echte Rokokofiguren von kostbarem Porzellan, kokett, wunderlich. In „Liebe um Liebe" sind zwei Genien, Azor und Zaleg, von einer boshaften Fee in menschliche Gestalt gebannt worden und können des Zaubers nur ledig werden, wenn eine Sterbliche freiwillig ausruft: „Ich liebe Azor!" Sie selber aber dürfen keiner das Geständniß ihrer Liebe thun. Jeder hat nun ein Mädchen gefunden, von deren Lippen das erlösende Wort, wie er hofft, ihn bald entzücken wird. Die neidische und eifersüchtige Fee aber verwandelt sich in einen persischen Prinzen Assan, um die junge Zemire von Azor abwendig zu machen. Diese dagegen ist ein Vorbild der Treue und spricht nach vielen Scenen der Galanterie, der Klage, der Eifersucht das verhängnißvolle: „Ich liebe dich!" aus — Alles im Boudoirgeschmack einer schönen Schauspielerin; — einer von ihnen, der in ihrer Jugend so entzückenden Gaussin, der „Zaire" Voltaire's, ist es denn auch gewidmet: „Meine Verse sind dein Werk; wer sie eingeflößt, hat sie gedichtet." Mehr Bewegung herrscht in der „castilianischen Liebe." Die schöne Aurora folgt in Ritterkleidung ihrem Geliebten und befreit ihn aus den Schlingen einer andern Frau. Dies Gemälde, grau in grau, mochte den Frauen des „philosophischen" Jahrhunderts genügen und ihnen sogar seltsam und romantisch erscheinen, für uns ist es, selbst nur als letzter Widerschein spanischer Farbengluth betrachtet, flach und kalt.

Als La Chaussée am 25. Juni 1736 in die französische Akademie aufgenommen ward, beglückwünschte ihn der Erzbischof von Sens: er erhob seinen geläuterten Geschmack, die Reinheit und Moral seiner Komödien, er hoffte, daß er vielleicht zu dem Ruhm Moliere's heranreifen werde. Ich möchte als des Dichters Talent die Kenntniß des menschlichen Herzens, die Macht, es zu rühren, die Feinheit seines Gefühls und die Anmuth seines Wortes bezeichnen. Ein Moliere kann man mit diesen Gaben nicht werden, ihnen fehlt eben der Funke des Genius, aber man kann damit, wenn auch mit zögerndem und oft ausgleitendem Fuße, eine neue Bahn betreten und bis zu einem gewissen Grade des Erfolgs sicher sein. Die Mängel seiner Begabung trieben La Chaussée zum rührenden Drama, und so, ohne offen mit der Komödie zu brechen, erweitert er das Gebiet der Dichtkunst: Alles in Allem genommen, ein mittelmäßiger Poet und doch fortwirkend bis zu uns.

* Aus Byron's lyrischen Gedichten.

Uebersetzt von Otto Gildemeister.

Sir John Moore's Bestattung.

(General Moore fiel 1809 unweit Corunna bei dem Rückzuge seiner Armee auf die britische Flotte.)

Kein Trauermarsch, kein Wirbel hohl,
Als die Leiche zur Schanze wir brachten;
Kein Schuß in die Grube zum Lebewohl,
Die für unseren Helden wir machten.

In der Stille der Nacht, so grub man ihn ein,
Mit der Flint' aushöhlend den Acker,
Bei des kämpfenden Mondlichts nebligem Schein
Und der trüben Laterne Geflacker.

Kein Tuch und Linnen hat ihn bedeckt,
Nicht preßte von Brettern ein Sarg ihn;
Er lag, wie ein Krieger zur Ruhe sich streckt, —
Nur sein Feldherrnmantel verbarg ihn.

Wir sprachen ein Sprüchlein, kurz und schlicht;
Wir schwiegen von unseren Sorgen;
Doch schauten wir fest in des Todten Gesicht
Und dachten mit Grimm an den Morgen.

Wir dachten, als wir sein sturmumschnaubt
Einsames Lager geglättet:
Der Feind wird treten auf seinem Haupt,
Wenn wir auf die See uns gerettet.

Den entschlafenen Helden bespötteln sie dann
Ueber den kalten Gebeinen:
Doch er achtet es nicht, — still schläft er fortan,
Wo ins Grab ihn senkten die Seinen.

Kaum kaum war die traurige Arbeit vollbracht,
Als die Stunde des Rückzugs da war,
Die Kanone verkündete dumpf durch die Nacht,
Daß das feindliche Feuer uns nah war.

Leis' und langsam senkten wir ein
Des Schlachtfelds blutige Blume;
Wir ließen zurück — nicht Schrift noch Stein —
Nur ihn selber mit seinem Ruhme!

Auf Admiral Parkers Tod.

Die Thräne fließt in jeder Sterbekammer;
Das ärmste Grab den Zoll des Grams erwirbt;
Der Völker Stimme aber schwellt den Jammer,
Und selbst der Sieg weint, — wenn der Tapfre stirbt!

Zu ihm der Trauer reinste Seufzer fliegen
Ueber des Weltmeers wogenden Krystall;
Mag sein Gebein auch unbestattet liegen,
Sein Denkmal ist der ganze Erdenball.

Ein jedes Blatt wird ihm zum Sarkophage;
Auf jeden Mund geschrieben steht sein Ruhm;
Die heut'gen Stunden und die künft'gen Tage
Klagen um ihn und sind sein Eigenthum.

Des Jubels Klang im festlichen Verkehre
Verstummt, — und nur sein Name tönt im Saal,
Und die Erinnerung credenzt der Ehre
Der Todtenspende kreisenden Pokal.

Gerühmt von Völkern die ihn nie gesehen,
Vom Feind betrauert, der ihn nie verlor, —
Wer möchte nicht um solch ein Schicksal flehen
Und stürbe gern den Tod den er erkor?

So, tapfrer Parker, wird in stolzem Rahmen
Dein Leben und dein Ende vor uns stehn;
Erglühend wird in deinem Heldennamen
Manch junger Held ein leuchtend Vorbild sehn.

Doch Herzen giebt es, deren blut'ge Wunde
Der Ruhm nicht heilen kann, den du erwarbst,
Die schaudernd hören von der Siegesstunde,
Wo du, der Theure, Unbesiegte, starbst.

Wohin sich wenden, um dem Leid zu wehren?
Deine Name folgt, wohin die Flucht auch fährt;
Selbst nicht die Zeit kann sie Vergessen lehren,
Wenn Ruhm das volle Herz des Grames nährt.

Zwiefacher Schmerz wird ihnen nur geboten;
Wehklagt um sie, — nicht um sein Heldengrab!
Tief muß der Jammer sein um einen Todten,
Der nie vorher Ursach zur Trauer gab.

Lebewohl.

Lebwohl! — wenn brünstiges Gebet
Für Andre Glück erflehen kann,
Dann wird auch meins erhört, dann weht
Es deinen Namen himmelan.
Umsonst wär' Klag' und Seufzer jetzt; —
Mehr als die blut'ge Thräne wohl,
Die das Auge sterbender Sünde benetzt,
Sagt dieses Wort: Lebwohl! Lebwohl!

Mein Aug' ist trocken, die Lippen stumm,
In Hirn und Busen aber still
Gehn Qualen wie Gespenster um, —
Verzweiflung die nicht schlafen will,
Mein Herz ist lautlos, doch darin
Wühlt Schmerz und Ingrimm leis' und hohl:
Ich weiß nur noch Eines: die Lieb' ist dahin!
Ich fühl' nur Eins: Lebwohl! lebwohl!

Bright be the place of thy soul.

Hell sei die Stätte deiner Seele!
Kein holderer Geist als du
Schwang je von Erdenstaub und Fehle
Sich den Sphären der Seligen zu.
Fast himmlisch warest du hienieden,
Wie droben unsterblich nun;
Was weinen wir? — dir ist beschieden
Bei deinem Gott zu ruhn.

Leicht sei der Rasen deinem Grabe
Mit heller smaragdener Zier,
Und keinen düstren Schatten habe
Was uns erzählt von dir!
Blumen und Bäum' in grünem Kleide
Sollen dein Lager umwehn;
Was soll Cypreß' und Trauerweide
Am Grabe der Seligen stehn?

River that rollest by the ancient walls.

Strom der vorbeifließt an der grauen Schwelle,
Wo die Geliebte wohnt, — vielleicht daß heut
Sie wandelt an dem Saume deiner Welle
Und flüchtig sich mein blasses Bild erneut.

Sei, Strom, mit deinem vollen tiefen Blaue
Ein Spiegel meiner Brust, darin sie all
Die Träume lese, die ich dir vertraue,
Wild wie dein Wasser, stürmisch wie dein Fall.

Ein Spiegel meines Herzens? — sprich, was meinst du?
Ist deine Flut nicht finster, jäh, voll Kraft?
Wie all mein Fühlen war und ist, erscheinst du,
Und wie du scheinst, war meine Leidenschaft.

Die Zeit hat sie gezähmt, — doch nicht für immer;
Auch dein Gewässer schwillt nicht fort und fort.
Oft schäumst du über, aber selbst dein grimmer
Lenzstrom versiegt, — und meiner ist verdorrt.

Doch hinterließ er Trümmer, — beide wieder
Ziehn wir die Bahn die das Geschick entwarf:
Du trachtest ungestüm zum Meere nieder,
Zur Liebe ich, wo ich nicht lieben darf.

Dein Strom wird ihres Hauses Saum bethauen,
Von deiner Welle wird ihr Fuß bespült;
Ihr Blick wird auf dir ruhn im Abendgrauen,
Wenn sie den Hauch der kühlen Lüfte fühlt.

Wie ich bei dir, so wird bei dir sie stehen, —
O, seit ich dies bedenke, kann ich nie
Von deinen Wassern reden, träumen, sehen
Ohne ein unzertrennlich Ach um sie!

Dann spiegelt sich ihr Aug' in deinem Schaume;
Es trifft die Flut, wie meins die Welle hier, —
Ach die beglückte Welle! selbst im Traume
Seh' ich sie nie zurückgekehrt zu mir.

Der Fluß trägt meine Thrän' und kehrt nicht wieder:
Kehrt sie, die in den Fluß blickt, wieder je?
Wir schauen beid' in deine Wasser nieder,
Ich nah der Quelle, sie an blauer See.

Das aber was uns trennt ist nicht die Ferne,
Nicht tiefe Flut und hoher Berge Damm;
Es ist der Zug verschiedner Schicksalssterne,
Verschiedener als unsrer Völker Stamm.

Die Fremde liebt der Fremdling aus dem Norden,
Und doch so südlich glühend ist sein Blut,
Als wär' es nie vom Sturm gefächelt worden,
Vor dem am Pol erstarrt die kalte Flut.

Mein Blut ist südlich, — sonst hätt' ich die Erde
Der Heimat nicht geflohn! — trotz aller Pein,
Der unvergeßnen, — niemals wieder werde
Ich Sklav der Liebe, — selbst durch dich nicht — sein!

Ich kämpf' umsonst . . . . vergönnt mir jung zu sterben
Und laßt mich lieben wie ich stets geliebt!
Von Staube sind, dem Staube gönnt die Scherben,
Daß endlich sich mein Herz zur Ruhe giebt.

Aus den „Hebräischen Melodien."

She walks in beauty like the night.

In ihrer Schönheit wandelt sie
Wie die gestirnte Sommernacht;
Denn ihrem Aug' und Antlitz lieh
Dunkel und Licht all seine Pracht,
Den weichen Dämmerglanz, der nie
Dem farbenbunten Tage lacht.

Ein Schatten mehr, ein Strahl erhellt,
So wär's die tiefe Anmut nicht,
Die jede Rabenlocke wellt
Und sanft verklärt ihr Angesicht,
Daraus die heitre holde Welt
Reiner, lieber Gedanken spricht.

Und diese Wang' und Stirne thut
So leis' und still und doch beredt,
Des Lächelns Reiz, des Purpurs Glut,
Ein Leben kund, das fromm vergeht,
Ein Herz das ganz in Frieden ruht,
Deß Liebe rein ist wie Gebet.

I saw thee weep — the big bright tear.

Ich sah dich weinen, — schwer und klar
Ueber des Auges Blau
Die Thräne quoll; das Auge war
Ein Veilchen schwer von Thau.
Ich sah dich lächeln, — der Saphir
Schien plötzlich bleich und fahl
Neben des Auges holder Zier,
Dem lebensvollen Strahl.

Wie Sonnenglanz den Wolkensaum
Anhaucht mit goldnem Duft,
Den selbst der Abendschatten kaum
Verbannt aus dunkler Luft,
So deines Lächelns reines Glück, —
Auch in des Grames Nacht
Läßt es ein sonnig Glühn zurück,
Das hell die Seele macht.

Oh! snatch'd away in beauty's bloom.

In deinem Lenz des Todes Raub,
Kein Marmor drücke deinen Staub,
Es soll auf deinem Grab die Rose,
Des Jahres frühste, wehn im Moose,
Und der Cypresse zärtlich dunkles Laub.

Dort, wo die blauen Wellen schäumen,
Wird oft gebeugt Melancholie
Nähren ihr tiefes Weh mit Träumen;
Sie lauscht und leise wandelt sie, —
Die Thörin! — ach, sie weckt die Todten nie.

Wir wissen, nutzlos ist der Kummer,
Der Tod vernimmt die Seufzer nicht:
Doch macht dies wohl die Klage stummer
Und trocknet Thränen vom Gesicht?
Du selbst, — der sagt daß ich vergessen soll,
Dein Blick ist hohl, dein Auge thränenvoll.

Notizen zur englischen Literatur.

Am 3. December 1859 starb auf seinem Gute in den Ver. Staaten Washington Irving, der den meisten unserer Leser bekannte Verfasser des „Sketch Book." Sein Vater Walter Irving stammte von einer alten Familie auf einer der Orkneys, Shapinsha; 1763 wanderte er nach Newyork aus, wurde Kaufmann und hinterließ bei seinem Tode 1807 seinen Kindern ein blühendes Geschäft und ein bedeutendes Vermögen. Washington, ein jüngerer Sohn, war am 7. April 1783 zu Newyork geboren. Da er sehr schwächlich war, schien es besser ihn nicht auf eine öffentliche Schule zu schicken, und so wuchs er daheim unter der Aufsicht seines älteren Bruders heran. Im Jahre 1802 litt er an einem Lungenübel, weßhalb die Aerzte ihm längeres Reisen anempfahlen; er ging nach Europa, besuchte in den nächsten vier Jahren die meisten Länder des Continents und hielt sich längere Zeit in England, Frankreich, Holland und der Schweiz auf. Gekräftigt kehrte er 1806 nach Newyork zurück, wo er sich als Advokat niederließ, ohne indessen je zu praktisiren; auch trat er zugleich als Theilnehmer in das Geschäft seiner Brüder ein, behielt sich dabei aber die freie Verfügung über seine Zeit vor, die er zu literarischen Arbeiten verwandte. Bald hatte er sich einen Namen gemacht, und seine Beiträge zum „Samalgundi" und „Knickerbocker's History of Newyork", die vorgeblich den Papieren eines alten Holländers entnommen war, waren gern und viel gelesen. Die Herausgabe des „Analectic Magazine" wurde durch den freilich nur kurzen Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten 1814 unterbrochen, da er denselben als Adjutant des Gouverneurs von Newyork mit dem Range eines Obersten mitmachte. Im nächsten Jahre büßte er durch das Falliſſement seiner Brüder sein Vermögen ein, doch beugte ihn dies nicht, und er beschloß jetzt ganz von seiner Feder zu leben. In England, wohin er sich begeben hatte, erschien 1818 sein „Sketch Book", Schilderungen des englischen Lebens, englischer Sitten und Bräuche, das sofort die allgemeinste Anerkennung fand und einen Platz unter den classischen Erzeugnissen der englischen Literatur behauptet hat. Eine Fortsetzung desselben ist „Bracebridge Hall", dem sich die „Tales of a Traveller", „the Alhambra" anschließen, während seine „History of Newyork", sein „Life of Columbus", „the Followers of Columbus" und sein „Conquest of Granada" ihm auch als Geschichtsschreiber einen Namen sicherten. Die Anregung dazu erhielt er während seines Aufenthalts zu Madrid, wo er von 1842—46 den Posten eines Gesandten der Vereinigten Staaten bekleidete. Schon früher war er zu verschiedenen Zeiten Legationssekretär und dann Chargé d'Affaires am Hofe von St. James gewesen, und hier war es, wo er im Jahre 1830 eine der goldenen Medaillen erhielt (die zweite wurde Mr. Hallam zuerkannt), welche Georg V. für die besten Geschichtswerke ausgesetzt hatte. Außerdem besitzen wir von ihm „Astoria", eine höchst interessante Schilderung der von dem bekannten Mr. Astor begründeten Niederlassungen, welche den gewinnreichen bisher ausschließlich von englischen Compagnieen betriebenen Pelzhandel den Amerikanern zuwenden sollten, und die Biographieen von Mahomet, Goldsmith und Washington. Die letztere, welche vor nicht ganz zwei Jahren auch bei Tauchnitz in vier Bänden erschienen ist, verdient vor dem umfangreichen Werke Sparke's entschieden den Vorzug. — Die letzten Jahre seines Lebens brachte Irving auf seinem reizenden Landsitze an den Ufern des Hudson in steter literarischer Thätigkeit zu und war noch bis zu seinem Tode mit der Anordnung einer neuen Ausgabe seiner Werke beschäftigt. Die Nachricht von seinem Tode, obschon bei seinem hohen Alter von 75 Jahren nicht unerwartet, ist überall mit aufrichtiger Trauer aufgenommen worden. Washington Irving war nicht verheirathet, es lebten aber ein paar Kinder seines Bruders bei ihm, die er angenommen hatte.

Gleichfalls in einem hohen Alter starb am 8. December in der Nähe von Edinburgh Thomas De Quincey. Bedeutender wirkte er allerdings im persönlichen Verkehr, als durch seine Schriften, von denen mit einziger Ausnahme der „Confessions of an English Opium Eate." schwerlich irgend welche in weiteren Kreisen außerhalb seines Vaterlandes bekannt sein möchten. Er war mit außerordentlichen Talenten begabt und vermochte auch in spätern Jahren, als er körperlich gebrochen war, seine Zuhörer durch seine lebendige Darstellungsweise zu fesseln, durch sein wunderbares Gedächtniß in Erstaunen zu setzen — aber sein Fehler war, wie er selbst geurtheilt, „zu viel zu grübeln, zu wenig zu beobachten." Der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns zu Manchester, wo er 1786 geboren war, zeichnete er sich auf der Schule bereits so sehr aus, daß einer seiner Lehrer einem Freunde über den fünfzehnjährigen Knaben sagte, derselbe könne besser eine athenische Volksversammlung anreden, als sie eine englische. Bald darauf lief er heimlich weg, da er noch nicht die Universität beziehen sollte, und trieb sich mehrere Monate erst in Wales, später in London umher, wo die bitterste Noth und selbst die Gefahr Hungers zu sterben ihn nicht auf den Gedanken brachten, daß er sich auf irgend eine Weise sein Brot verdienen könne. Zu Cambridge traten bald die Folgen dieser Entbehrungen zu Tage, und um sich Linderung von seinen Leiden zu verschaffen, nahm er zum Opium seine Zuflucht. Den Zustand, in welchen dieses ihn versetzte, hat er in ergreifender Weise in seinen Bekenntnissen geschildert; bezweckte er aber damit Andere zu warnen und abzuschrecken, indem er als Schattenseite die schrecklichen Qualen, die physische und geistige Erschlaffung des Opiumessers mit glühenden Farben zeichnete, so hat er im Allgemeinen eher die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht. Der Genuß von Opium hat in den letzten Jahrzehnten in England bedeutend zugenommen, und wie es in Fabrikstädten häufig vorkommt, daß Mütter selbst jungen Kindern eine Dosis geben, um inzwischen ruhig ihrer Arbeit nachgehen zu können, so sollen auch Staatsmänner und Schriftsteller von hervorragendem Namen an den Folgen dieser Gewohnheit leiden. — De Quincey's Kraft war gebrochen: wohl machte er Pläne und versprach zu schreiben, allein außer Beiträgen für die Encyclopaedia Britannica, Blackwood und einige andere Magazine, vermochte er sich nicht so weit zu ermannen ein bedeutenderes Werk hervorzubringen. Sein Dasein war ein Traumleben, obschon er im vollen Besitz seiner geistigen Kräfte sowie seines Gedächtnisses gestorben ist. Er hinterläßt drei Töchter, deren Mutter er nach langem Krankenlager schon früh verloren hatte.

Die neue Erzählung an der Spitze von „All the Year round", „The Woman in White" von Wilkie Collins, verspricht nach den ersten Kapiteln sehr viel, und obschon sonst kein Freund von stückweise aufgetischten Erzählungen, hat uns diese von Anfang an gefesselt. Collins, (geb. 1825), der in seinen früheren Werken dem Amerikaner Edgar Poe nachzustreben schien, hat sich in den späteren von dieser Manier freizumachen verstanden und widmet als Zeichen der Dankbarkeit sein neuestes Buch „The Queen of Hearts" dem Franzosen Emile Forgues, der in der „Revue des deux Mondes" seine Erstlingswerke, die Biographie seines Vaters, „Antonina" und „Basil" besprochen und sein „Dead Secret" „aus einem Romane, den ich in meiner Sprache geschrieben habe, zu einem Romane, den Sie in der Ihrigen geschrieben haben könnten, eher umgestaltet als übersetzt" hatte. Von demselben Verfasser ist kürzlich ein Band mit kleineren Erzählungen — aus Frazer's Magazine — bei Tauchnitz erschienen.

Auch „Chamber's Journal" wird mit Anfang des neuen Jahres eine längere Erzählung „The Bateman Household and what became of them" von James Payn bringen, um den jüngeren Rivalen hierin nicht nachzustehen.

Einige Auserwählte, welche bereits einen Blick in das am ersten Januar erscheinende „Cornhill Magazine" von Thackeray haben thun dürfen, sind des höchsten Lobes voll. Von den Gerichten — oder um bei dem von Thackeray gebrauchten Bilde zu bleiben, von den feinen Weinen — welche dem Leser in der ersten Nummer vorgesetzt werden, genüge es hier nur einige zu nennen. Da ist denn eine Erzählung von Thackeray (mit eigenen Illustrationen) „Lovell, the Widower"; eine zweite Erzählung von Anthony Trollope, dem Verfasser des „Warden", „Barchester Towers", „The West Indies and the Spanish Main", welches letztere bereits in zweiter Auflage erscheint; ein Artikel über „China" von Sir John Bowring, über „animalisches Leben" von G. H. Lewes (dem bekannten Biographen Goethe's); das Tagebuch eines Offiziers an Bord des „Fox" auf der letzten von Capitän M'Clintock unternommenen Reise zur Auffindung Franklin's, u. a.

„Say and Seal" ist der Titel eines Buches, das von der Verfasserin der „Wide, Wide World" angezeigt wird; und auch Julie Kavanagh beschenkt das Publikum mit einem neuen zweibändigen Werke „Seven Years and other Tales", über welches diese vorläufige Notiz genüge.

* Deutscher Kunst-Kalender.

Deutscher Kunst-Kalender. Almanach für die Künstler und Kunstfreunde Deutschlands auf das Schaltjahr 1860. Herausgegeben von Dr. **Max Schasler.** Erster Jahrgang. Berlin, Nikolaische Buchhandlung. Lex. 8.

Je ärmer wir in Deutschland augenblicklich an Zeitschriften sind, welche ausschließlich die bildenden Künste zum Gegenstande haben, — und wir sind wirklich so arm daran, daß es keines weiteren Beweises bedarf, — je mehr sich also das, was die Ereignisse auf diesem Gebiete betrifft, in die nicht speciell künstlerischen Journale verliert, desto dringender muß das Bedürfniß erscheinen, Alles was im Laufe eines Jahres außer dem einzigen Kunstblatte, den „Dioskuren", die verschiedenen belletristischen Journale, die Feuilletons der politischen Zeitungen an Nachrichten und Notizen aus der Kunstwelt bringen, zu sammeln und zu ordnen, und dadurch nicht nur der gegenwärtigen Künstlerwelt, sondern auch dem künftigen Kunsthistoriker ein bequemes, zuverlässiges Material an die Hand zu geben. Das ist die historische Seite einer solchen Zusammenstellung. Der Herausgeber sondert sie ganz richtig in drei Abschnitte, nämlich 1) in einen biographischen, der einzelne bedeutende Künstler der Gegenwart charakterisiren soll, 2) in Nekrologe der im verflossenen Jahre verstorbenen Künstler, 3) in eine Uebersicht der jüngsten Leistungen auf dem Gebiete der drei bildenden Künste, denen er dann, gleichsam als Einleitung, in Zukunft einige historische Novellen aus dem Leben älterer Künstler voranschicken wird. Vom praktischen Gesichtspunkt aber, d. h. für die Thätigkeit der ausübenden Künstler war es wünschenswerth, eine Zusammenstellung alles dessen zu haben, was die öffentlichen Kunstinstitute Deutschlands (Akademieen und sonstige Kunstschulen) sowie die Kunstvereine und ihre Organisation und Wirksamkeit betrifft. Weniger eingreifend in die Thätigkeit der Künstler, obgleich lehrreich und wichtig, namentlich für den Reisenden, ist die hier dem praktischen Theile beigefügte Uebersicht derjenigen deutschen Städte, in welchen sich Akademieen, öffentliche Kunstsammlungen, Museen, und sonstige bedeutende Kunstdenkmale befinden. Der also sich in zwei Theile zerlegende Inhalt eines derartigen Kunstalmanachs ist, wie man auf den ersten Blick sieht, auch darin verschieden, daß jener historische Theil seinem Inhalte nach ein wandelbarer, dem Wechsel unterworfener ist; denn jedes Jahr wird oder kann wenigstens neue biographische Skizzen, es muß natürlich andere Nekrologe und eine andere Uebersicht über die neuesten Kunstschöpfungen bringen. Der praktische Theil wird dagegen der Hauptsache nach der bleibende, unwandelbare sein, dem es später nur obliegt, die im Laufe eines Jahres etwa vorgekommenen Veränderungen

gehörigen Ortes einzufügen. Doch werden sich die künftigen Jahrgänge mit letzteren hoffentlich nicht begnügen, sondern auch das in der Organisation der Akademieen, Kunstschulen und Kunstvereine bereits früher Dagewesenen jedesmal wiederholen. In dieser Beziehung hat der Herausgeber bei der nach Städten geordneten Uebersicht der deutschen Kunstdenkmale das Auskunftsmittel getroffen, daß er dieses Mal nur bis zum Schluß des Buchstaben G geht, so daß erst der nächste Jahrgang diese Uebersicht vollenden wird. Endlich am Schlusse des Werkchens ein äußerst zweckmäßiges Personal- und Sachregister.

Der Herausgeber selber ist sich wohl bewußt, weder in diesem Plan des Kalenders, noch in der Ausführung der einzelnen Theile Vollständigkeit bereits erreicht zu haben; er weiß recht wohl, wie Manches sich für die Zukunft noch bessern und vervollständigen läßt. Wir stimmen ihm aber darin vollkommen bei, daß es besser ist, einen wenn auch unvollständigen Anfang zu machen, als gar keinen, und mit der Ausfüllung dieser literarischen Lücke so lange zu warten, bis sich auch der kleinste Wunsch befriedigen läßt. Denn alle derartige Werke sind erst im Laufe der Jahre zur wirklichen Vokommenheit erwachsen. Sollen wir nämlich einen den Plan betreffenden Wunsch aussprechen, so ist es der, in Zukunft auch ein kurzes Verzeichniß der Beförderungen und Ehrenbezeigungen und eine Uebersicht über die im Laufe des verflossenen Jahres erschienenen kunstliterarischen Erzeugnisse, sowie der Schöpfungen der vervielfältigenden Künste zu finden. Das ließe sich später leicht hinzufügen; schwieriger dagegen wird es sein, sowohl in dem Rückblick auf die neuesten Schöpfungen der bildenden Künste als auch in den Angaben über die öffentlichen Kunstanstalten Vollständigkeit und Richtigkeit zu erreichen, weil nämlich über jene die Tagespresse manchmal entweder schweigt wo sie reden sollte, oder ungenaue Angaben macht; und weil über diese trotz aller dringenden Aufforderungen die Vorstände der betreffenden Anstalten oft ein unverzeiblich gleichgültiges Schweigen beobachten und auf die Stimme eines einzelnen Kunstschriftstellers gar wenig zu achten pflegen. Es konnte daher nicht fehlen, daß in der Uebersicht über die Kunstinstitute Deutschlands noch manche Lücken (z. B. Oesterreich) zum Vorschein kommen und die Nachrichten über Organisation und Wirksamkeit der Kunstvereine hin und wieder dürftig ausgefallen sind. Der Fehler, so scheint es, liegt daran, daß die Kunstvereine — auch der Bremer — sich so wenig um das Kunstleben außerhalb ihres Vereins kümmern, daß sie nach dem Aufhören des „Deutschen Kunstblattes“ es nicht einmal für nöthig erachten, die erwähnten „Dioskuren“ zu halten.

Dennoch können wir sowohl dem Plane des vorliegenden ersten Jahrganges, als der Reichhaltigkeit seiner einzelnen Abschnitte und der typographischen und bildnerischen Ausstattung unsere Anerkennung nicht versagen, daher auch den Wunsch nicht unterdrücken, daß das junge Unternehmen eine Aufnahme finden möge, die den um die Kunstkritik so sehr verdienten Herausgeber in Stand setzt, für die Zukunft noch größere Vollständigkeit zu erreichen, und die zugleich den Verleger ermuthigt; damit es auf dem Gebiete der Kunstliteratur nach wenigen Jahren nicht heißen möge: Auch das konnte aus Mangel an Kunstinteresse in Deutschland nicht einmal bestehen!

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Die Bedeutung und Stellung der Alterthumsstudien in Deutschland. Von Otto Jahn. — Der Dresdener Bilderraub im Jahre 1788. Von F. von Boetticher. — Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert. Von Hermann Hettner. — Tag und Nacht. Eine Geschichte in 24 Stunden. Von F. W. Hackländer. 2 Bde. — Arvor Spang. Roman von Theodor Mügge. Erster Theil. — Bilder und Büsten. Von Moritz Hartmann. — Novellen von Karl Frenzel.

— ** Das System des christlichen Thurmbaues. Von Wilhelm Weingärtner. Göttingen, 1860. 90 S. 8. — Der erst seit Kurzem durch verschiedene Aufsätze über Gegenstände der mittelalterlichen Kunst bekannte Verfasser stellte vor etwa einem Jahre in seiner Schrift „über den Ursprung des christlichen Kirchengebäudes“ einen Gedanken auf, den die älteren stimmführenden Archäologen seitdem wenig beachtet, noch weniger aber widerlegt haben. Es war mit einem Worte gesagt, der Ursprung der altchristlichen Basilika aus dem antiken Hause und dem jüdischen Tempelbau; ein Gedanke, der durch seinen so klar durchgeführten Nachweis natürlich die bis dahin gültige Theorie des Zusammenhanges mit der antiken Handels- und Gerichtshalle über den Haufen warf. Er veröffentlichte sodann in den „Dioskuren“ einen Aufsatz über die Entstehung der Kirchthürme, worin er die alte Lehre, daß zunächst das Bedürfniß der Glocken den Bau der Thürme veranlaßt habe, widerlegte; und läßt jetzt eine Schrift folgen, die, auf derselben Basis wie jene beiden früheren stehend, den christlichen Thurmbau aus den Grundideen des Alterthums herleitet. Das, wovon der Verfasser in seiner Untersuchung ausgeht, und was dieselbe zunächst veranlaßt hat, nämlich die sogenannten Doppelkapellen und ihre Bedeutung, ist unstreitig der am klarsten durchgeführte Theil der vorliegenden Schrift; es ist das Positivste, da es die gewöhnliche Theorie von der Bestimmung der unteren Kapelle für das Gesinde, der oberen für die Herrschaft nicht nur bestreitet, sondern die untere Kapelle lediglich für eine Krypta, für eine Stätte des Todtencultus erklärt. Das, was der Verfasser an die Doppelkapellen knüpft, nämlich die Thurmkapellen, die runden Karner (Beinhäuser) Steyermarks, die Todtenleuchten, die isolirten und die mit dem Kirchenkörper verbundenen Thürme, beschränkt sich meistens auf Andeutung über Ursprung und Zweck dieser, wie man sieht, mit der Idee des Grabes und der Kultstätte der Todten zusammenhangenden Gegenstände, und führt die Untersuchung nicht zum eigentlichen Abschlusse. Dennoch sind wir dem Verfasser sehr dankbar für seinen wissenschaftlichen Skepticismus, der die Richtigkeit aller dieser seit dem Entstehen der archäologischen Wissenschaft den Gründern bona fide nachgesprochenen und fest eingebürgerten Vorstellungen bezweifelt und einer vorurtheilsfreien Untersuchung unterwirft. Denn wenn dergleichen Stimmen, wie hier die Erfahrung lehrt, auch anfangs wenig beachtet und die alten Meinungen vermöge des Gesetzes der Trägheit noch hundertmal nachgesprochen werden: es wird doch nicht ausbleiben, daß die Wahrheit am Ende durchdringt, aber es ist schwer, die Menschen zu überzeugen. Der Vorwurf der unpraktischen Einrichtung und des Mangels an Uebersichtlichkeit, den wir der früheren Schrift „über den Ursprung des Kirchengebäudes“ machen mußten, ist hier, wenn auch in geringerem Maße, zu wiederholen. Eine dem Ganzen vorangeschickte Angabe des Inhaltes der §§ allein thut's nicht; jeder Paragraph müßte am Rande, jeder Abschnitt als Ueberschrift seinen Inhalt angeben.

— || Bremen, 29. December 1859. Gestern feierte der Künstlerverein zum zweiten Male den Tag, wo er vor drei Jahren seine herrliche Halle bezogen hatte. Im oberen Saale wurde die Gesellschaft durch den Anblick eines kleinen Theaters überrascht, auf dessen Brettern, nachdem der geheimnißvolle Vorhang emporgeflogen, der Präsident des Vereins, umgeben von seinen Ministern, im Rococococostüm, eine Thronrede hielt. Die Pfeile der Satire flogen daraus nach allen Seiten hin, verletzten aber niegends; dafür zeugte das herzliche Lachen der Getroffenen; sie konnten es auch nicht, denn der fürstliche Redner hatte die scharfen Spitzen derselben mit derbem Humor umwunden und kehrte sie, was immer am versöhnlichsten wirkt, fortwährend gegen sich selber. In der Kunst, sich selbst und andere zum Besten zu haben, und in der Tugend des Nichtübelnehmens leistet der Künstlerverein schon Erkleckliches und wird auch in diesem Sinne immer mehr hebend und befreiend auf den geselligen Ton der Stadt wirken. — Nachdem er seine Minister beurlaubt, ließ sich der Fürst von seinem Professor der Eloquenz einen Vortrag über die Entwickelung der deutschen Literatur halten. Die Besprechung illustrirten lebende Bilder. Der Ernst im Scherz und Scherz im Ernst, der den bezeichnenden Charakter der diesmaligen Feier bildete, begleiteten auch die Abendtafel, die etwa 350 Mitglieder in der unteren Halle versammelt hatte, und bei der Trinksprüche, Gesänge der Liedertafel und charakteristische Quartettaufführungen, gleichfalls im Rococococostüm, mit einander wechselten. — Den Männern, die Bremens Flor hervorgerufen, dem Künstlerverein, der Kunst und dem Handel, dem deutschen Vaterlande, der plastischen und der mimischen Kunst, die sich an diesem Abend besonders verdient gemacht hatten, wie auch dem Humor galten die sogenannten offiziellen Toaste und hielten bis nach Mitternacht eine heitere Stimmung aufrecht.

Aufforderung.

Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen auf den Jahrgang 1860 des Sonntagsblattes recht zeitig bei den nächsten Postämtern und Buchhandlungen zu machen.

Bremen, December 1859.

Heinrich Strack.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen:
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1 1/2 ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 2. Bremen, 8. Januar. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Aus dem Leben.

Von Karl Seifart.

Frühling im Winter.

Der „wunderschöne Monat Mai“ macht sich am schönsten in den Versen der Dichter, während er in der Wirklichkeit uns nur allzuoft frostig daran erinnert, daß er sich eben erst den eisigen Händen des Winters entwand. Indeß wer weiß nicht, daß der vielgefeierte auch seine Tage hat, welche die Begeisterung des Dichters mit Lerchensang und Nachtigallenschlag wach rufen und den ganzen Menschen mit unaussprechlichem Wohlbehagen und sanft herabwehenden Blüthen überschütten!

Am Morgen eines solchen Maitags war's, als ich unter den duftenden Blüthenbäumen der vor dem südlichen Thore einer kleinen norddeutschen Stadt gelegenen Gartenschenke saß, in welcher weniger Einheimische als Fremde vorsprechen, die häufig die kleine Stadt und ihre Umgebungen wegen ihrer reizenden Lage besuchen. Ein Schoppen Bier oder eine Tasse Kaffee ist so ziemlich Alles, was man auf der Gartenschenke haben kann, aber das genügt, denn wer hieher kommt, hat bereits in den wohlversorgten Gasthöfen der Stadt den kostspieligeren Anforderungen des Lebens genügt und bescheidet sich, mit dem Aufwande eines Groschens ein Plätzchen zu erwerben, von wo aus er das von einem breiten Strom durchzogene Wiesenthal überschauen kann, welches durch steil aufragende Waldhöhen begränzt wird.

Die spielenden Fischerkähne, die weidenden Heerden und die von Wein umlaubten, zerstreut liegenden Hütten bilden hier die Scenerie für ein liebliches Idyll, welches vor der träumenden Seele des sinnigen Wanderers auftaucht, der von dieser Geisblattlaube aus in die frische grüne Welt schaut, während ihm, wenn er zuvor auf einer der nördlichen, steil über der Stadt aufragenden Höhen stand, das Wiesenthal ganz in der wildromantischen Landschaft aufging, welche mit ihren waldigen Bergen und Klüften, mit ihren Felscolossen und mit den altergrauen Thürmen der tief unten liegenden Stadt sein Gemüth überwältigte, daß es gepackt von der Erhabenheit des Anblicks aufwogte, wie der unten brausende Strom, dessen schaumspritzende Wogen donnernd über das Wehr fallen.

Hier auf der kleinen Gartenschenke tönt das Brausen des fernen Kataraktes nur wie leises Summen zu uns herüber, Alles um uns und vor uns athmet tiefen Frieden und wonnige Ruhe. Wir sind noch ganz allein hier, und mit dem Schifflein, welches dort auf dem ruhigen Strome zwischen blumigen Ufern dahinzieht, fließt der Blick in die stille Ferne oder haftet an dem nickenden Geisblatt und den vollen Blüthendolden über uns, welche der sanfte Hauch der lauen Luft oder die durchhüpfenden Vöglein leise bewegen. — Da klingt die Thür im Gartensaal, und eine schlanke, weibliche Gestalt verschwindet, nachdem sie uns freundlich wie einem alten Bekannten zugenickt, mit einem leeren Bierkrug in dem Felsenkeller, um den einsamen Gast durch einen frischen Trunk zu erquicken.

Diesmal hast du dich getäuscht, lieber Leser, wenn es mit der Erwähnung einer schlanken, weiblichen Gestalt sofort bei dir feststand, daß du nun etwas von den „schwarzen Rabenlocken“ oder dem „Goldhaar und den Veilchenaugen“ einer schmucken Kellnerin hören würdest. Nichts davon. Denn den „Rosenmund“ jener Hebe, welche jetzt in knarrenden Schuhen, mit dem schäumenden Bierkrug in der Hand auf uns zutrippelt, haben, um mit Clauren zu reden, bereits vierzig Sommer geküßt, und unter solch häufigem Küssen des heißen Sommers, weißt du, welken die Rosen der Lippen dahin, zumal wenn der so lange Geküßten kein freundliches und verjüngendes Leben lächelt.

Fräulein Meta ist auch nicht die Kellnerin, sondern die Eigenthümerin der kleinen Schenke, und Niemand geht ihr hier zur Hand als die an derbe Hausarbeit gewöhnte, ebenfalls unverheirathete Tante, welche dort am Fenster des Gartensaals beim Nähzeug sitzt; die beiden alten Mädchen können auch die kleine, wenig besuchte Wirthschaft vollständig verwalten. — — „Guten Morgen, Herr Doctor! so ganz allein hier?“ — „Ja, Fräulein Meta, die Freunde blieben in der Stadt, ich aber mußte einmal hinaus um mich eines freundlichen Grußes und eines frischen Trunkes auf der Gartenschenke zu erfreuen, und da finde ich ja beides ganz so, wie ich's wünsche. Es geht Ihnen gut, liebe Meta, nicht wahr?“ — „Besten Dank, lieber Herr, es geht so leidlich hin. Sie wissen, die Schenke bringt wenig auf, und wir müssen fleißig Nadel und Scheere rühren, wenn wir Brauer und Bäcker befriedigen wollen; es ist nun einmal so.“ — „Nun so lassen Sie's gut sein, Meta, holen Sie doch Ihr Nähzeug hieher und lassen Sie uns ein halbes Stündchen verplaudern in dieser schönen Einsamkeit.“ — „Ach, dem Herrn kann wenig an meiner Unterhaltung gelegen sein“, lispelt Meta; „doch wie Sie befehlen.“

Da geht sie hin gesenkten Hauptes, und wohl nicht heitere Frühlingsgedanken prägen sich in den Falten der welkenden, einst gewiß marmorklaren Stirn aus, denn die Meta soll, wie ich höre, in ihren jüngeren Jahren eins der hübschesten Mädchen der Stadt gewesen sein. Auch hatte man's ihr nicht an der Wiege gesungen, daß sie einst auf der kümmerlichen Gartenschenke jedem Ankömmling mit einem Krug Bier aufwarten müsse, und heiter und wolkenlos hatte ihr der Himmel der Kindheit und ersten Jugend gelächelt. Da brachen, als Meta sechszehn bis achtzehn Jahre zählen mochte, Stürme über das wohlhabende Kaufmannshaus herein, in welchem Meta als die einzige Tochter mit aller elterlichen Liebe und Sorgfalt erzogen wurde, und der Wohlstand des Hauses kam gänzlich in Verfall. Mit den Trümmern seines Vermögens erkaufte Meta's Vater die kleine Gartenschenke und hinterließ sie, als auch die Mutter

voraufgegangen, nach einigen Jahren als einziges Erbe der Tochter, welche nun mit der arbeitsamen Tante schon manchen Sommer über hier wirthschaftet. Im Winter beziehen die stillen Lebensgenossinnen eine kleine Wohnung in der Stadt, denn die Gartenschenke ist so leicht gebaut, daß sie nicht gegen die riesigen Stürme hinlänglich schützt, welche diese freiliegende, luftige Sommerwohnung von allen Seiten erfassen und mit Kälte und Unbehagen überschütten können. — So werden nun diese beiden alten Mädchen in einförmigster Lebensweise und in ewiger Arbeit ihre noch beschiedenen Tage hinbringen, bis ihnen die fleißigen Hände schlaff herabfallen oder sich zum letzten Gebete falten. Ach, nicht Allen ist es vergönnt von dem Leben als einer „schönen, freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens“ zu scheiden, gar Mancher schleppt es hin mit Duldung und Ergebung als eine drückende Last und überläßt dem erlösenden Tode gern die Bürde, die ihm das Herz zusammenpreßte. — Da kommt die Arme und versucht ein heiteres Lächeln, während sie das Nähkästchen vor mir auf den Tisch stellt. Sie rückt eine aus rauhem Tannenholz gefügte und halbverwitterte Fußbank zurecht und nimmt auf dem Gartenstuhl Platz, um an dem blendenden Weißzeug zu arbeiten, welches ihren Schooß bedeckt.

„Was soll denn da werden, Fräulein Meta, mit dem feinen Leinen und den rothen Fädchen?“ — „Ich will Wäsche zeichnen, schauen Sie mal her, dieses Alphabet auf dem Muster, sind die Buchstaben nicht reizend verschlungen? Dieses H und dieses B habe ich gewählt; die gute Hermine führt nun bald einen andern Familiennamen, es gehört zu ihrer Aussteuer, was ich hier zeichne.“ — „Wer ist denn die glückliche Braut?“ frage ich, froh ein Thema gefunden zu haben, welches die Unterhaltung nicht sobald ins Stocken gerathen lassen würde. — „Ja wohl, seufzt Meta, es ist eine glückliche Braut die Hermine, die nun bald Frau Doctor Schüler heißen wird; ihr Bräutigam hat sich vor nicht langer Zeit bei uns als Arzt besetzt, und er ist ein sehr liebenswürdiger und solider Mann. Aber Hermine verdient's auch“, fährt Meta mit Wärme fort, „daß es ihr gut geht, sie war ein herziges liebes Mädchen von Kindheit auf; wie oft habe ich die Kleine auf meinen Armen gehalten, als der Vater noch lebte und wir in der Stadt wohnten. Ganz so glücklich wie sie damals aus den klaren, blauen Augen mich anlächelte, lächelte sie mich gestern an, als sie ihre Bestellung machte; sie reichte mir die Hand wie einer alten Freundin und will Alles meinem Geschmack überlassen. — Ihre Eltern aber sind hochmüthige Leute und gehen stolz und kalt an mir vorüber, kaum meinen Gruß erwiedernd, obgleich unsere Familien vor langen, langen Jahren befreundet waren. — — Doch so geht's dem Armen“, seufzt das Mädchen nach einer Pause, und es feuchten sich die auf das Weißzeug geneigten Augen.

„Ei, wer wird sich um solch thörichte Leute Kummer machen“, meinte ich tröstend und warf, da mir im Augenblick nichts Besseres einfallen wollte, einige allgemeine Redensarten hin über die Laune des Schicksals und raschen Glückswechsel, welcher oft ganz unerwartet und plötzlich ein sich abhärmendes Herz in ein froh und glücklich schlagendes verwandeln könne. — Doch Meta antwortete kopfschüttelnd und durch Thränen lächelnd: „Ach, für mich ist das Alles nicht, lieber Herr, denn“ . . . . . „Warum nicht“, unterbrach ich scherzend, „können Sie nicht so gut wie gestern Veitel Hirsch das große Loos gewinnen, oder kann nicht noch alle Tage ein reicher Freier kommen und der noch immer hübschen Meta aufgeben, recht fleißig an der eigenen Aussteuer zu arbeiten?!“ —

Niemals hatte ich Ursache einen leichthingeworfenen Scherz so tief zu bereuen als diese ganz unschuldige Aeußerung, die man mancher alten Jungfer sagen kann ohne dafür bös angesehen zu werden. Aber was war das mit der Meta? Kaum waren meine letzten Worte in dem Rollen und Rasseln einer eleganten Karosse verklungen, welche hart an der Gartenschenke auf der Landstraße dahinbrauste, als Meta mit einem leisen Schrei krampfhaft nach dem Herzen fuhr, heftig das Weißzeug von sich warf und laut weinend dem Gartensaal zueilte. Verdutzt starrte ich der Fliehenden und dem dahin rollenden Wagen nach, aus welchem das blasse Antlitz eines Mannes zu mir heraufblickte, und folgte dann der Meta um sie zu begütigen. Aber an der Schwelle des Gartensaals trat mir verstörten Gesichts die Tante entgegen und sprach mit Hast: „Ach Gott, das arme Kind, es hat sich in der Küche verschlossen mit seinem alten Uebel dem Weinkrampf, es ist herzzerreißend!“ — Auf meine besorgte Frage, ob ich die Arme gekränkt hätte, erwiederte die Tante: „Nein, nein! ich weiß schon, es ist um den dort“, und damit zeigte sie dem eben vorbeigefahrenen Herrn nach. — „Wer ist denn der Mensch, und was hat ihm die arme Meta gethan?“ fragte ich mit reger Theilnahme.

„Ach, das ist eine lange Geschichte, lieber Herr“, antwortete die Tante, „doch ich will's kurz machen, ich sehe Gäste die Straße entlang kommen. Stellen Sie sich vor, der dort zum Thor einfährt, ist der reiche Werner, er war vor länger als zwanzig Jahren mit der Meta so gut wie verlobt, und mehr als einmal hab' ich's mit diesen meinen Ohren gehört, daß er ohne die Meta, die ihm von ganzem Herzen gut war, nicht leben könne. — Da kam, wie Sie wissen, das Unglück über unser Haus, und Meta wurde ein armes Kind. Nun ging's an ein Zureden von Eltern und Verwandten und fremden neidischen Leuten auf den Werner, er solle doch bedenken, was er vorhabe, ein armes Mädchen wäre ihm nichts nütz, er müsse Geld im Geschäft haben, und einer reichen Braut in H... wäre er herzlich willkommen. Lange hat er sich gewehrt, aber endlich hatten sie ihn mürbe gemacht, und er reiste ab, um mit einer reichen Frau wiederzukommen. Gott! wenn ich noch an die Zeit denke, möchte ich vergehen. Wir glaubten, die Meta wäre uns gestorben, da war gar kein Trost möglich, und dazu nun die ungewohnte Noth und bald drauf das kümmerliche Leben hier auf der Gartenschenke! Ach, es wollte uns kein froher Tag mehr kommen. Aber der Werner ist seiner reichen Frau auch nicht froh geworden; ob ihm doch das Herz blutete wegen der verlassenen Meta, die wie ein Schatten wurde, oder ob seine Frau, von der er nun schon seit Jahren gerichtlich geschieden ist, wirklich so bös war, wie die Leute sagten, — genug, er soll trotz seines vielen Geldes immer mürrisch und unzufrieden gewesen sein. Nachher ist er nach H... gezogen und, obwohl er der Frau das Ihrige zurückgegeben, noch immer reicher geworden, woraus man sieht, daß das Wort Recht behält, welches sagt: Wer unglücklich in der Heirath ist, der ist glücklich im Spiel und im Geschäft. Das Geschäft hat er nun ganz angegeben und wohnt seit letztem Winter wieder hier, er ist erst 45 Jahr alt und schon fast ganz weiß, aber ich sehe ihn noch vor mir, als wär's gestern gewesen, mit seinen kastanienbraunen Locken, wenn er kam und der Meta sagte, daß er nicht ohne sie leben wollte. Ach, das arme Kind hat ihn nie, nie vergessen. Wie oft hab' ich drum mit ihr gezankt und ihr die Gedanken an den Falschen ausgeredet; half Alles nichts. Seit diesem Frühjahr ist's schlimmer mit ihr geworden als die Jahre vorher, als der Werner fort war. Ist's doch auch, als ob der böse Mensch die Arme noch verhöhnen wollte, da er fast täglich hier vorbeifährt; es giebt doch der Fahrwege mehrere und bessere. Aber so bös, uns zu verhöhnen, ist er doch wohl nicht, denn schlecht er war eigentlich nie, allein die Meta kann ihn nicht sehen, ohne daß das alte Uebel eintritt. Aber da kommen die Gäste, ich muß mich rühren, das arme Kind ist ganz verweint und kann sich nicht sehen lassen. Beehren Sie uns recht bald wieder, Herr Doctor!“

„Freut euch des Lebens! Weil noch das Lämpchen glüht!“ singen die den Garten betretenden Gäste, junge, gesunde Bursche, die dem Frohsinn und dem vollen Lebensgefühl, welches aus ihren glänzenden Augen leuchtet und von ihren frischen Wangen strahlt, in dem ersten besten Jubelliede Ausdruck geben. — Was mag die arme Meta denken, wenn der Jubel dieser glücklichen Menschen die

einsamen Wände durchhallt, welche Zeugen ihrer Thränen und ihrer Qual sind! „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“, sage ich mir leise, als ich die duftende Fliederhecke entlang der Stadt zuwandere.

Fern und nah in der lachenden Natur umspielt mich fröhliches Leben, die bunten Falter und Käfer tummeln sich ausgelassen über den nickenden Blüthen, der Weltgesang der Vögelein durchklingt lustig die frisch grünen Zweige, und drüben auf weitem Wiesenplan jagen sich in übersprudelnder Lebenslust die jungen Füllen, welche mit ihren Koboldssprüngen die aufbrüllenden Heerden der „breitgestirnten, glatten Schaaren“ in dem behaglichen Genuß der süßen Weide stören. Wie klangvoll und so ganz aus voller, freudig gestimmter Seele ertönt das lustige Lachen jener Bleicherinnen zu mir herüber, vor welchen dort der schmucke Schifferbursche seinen Kahn anhält, um seine wohlaufgenommenen Scherze zu treiben. Einen blitzenden Regenbogen von dichten Wassertropfen schleudert der Schalk mit dem Ruder auf die Mädchen, und kreischend stürzen sie mit ihren Wurfschaufeln zum Ufer, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten; aber der Bursche weiß die Ruder zu führen, ein paar kräftige Schläge treiben ihn in die Mitte des Stroms, und die drohenden Mädchen auslachend schießt er mit dem leichten Kahn pfeilschnell dahin. — „Halt, Schiffer, Landsmann, nehmt mich mit zum Werder!“ — Und gleich knirscht der Kahn des gefälligen Schiffers auf dem Ufersande, nimmt mich auf und führt mich rasch den Freunden auf dem Werder zu. — Die lagern dort singend und plaudernd bunt im Grase, und der Strahl der ungetrübten Frühlingssonne umzittert ihre gefüllten Gläser mit goldenem Feuer. Sie lassen die Gläser erklingen und entflammen mit dem goldenen Feuer das Herz, daß es höher schlägt im Wonnegefühl des Daseins; aber mein Becher bleibt unberührt, ich kann jetzt nicht fröhlich sein mit den Fröhlichen, denn das ringsum blühende Frühlingsleben verwandelt sich vor mir in die Oede des Winters, wenn ich des armen gebrochenen Herzens gedenke, welches drüben auf der Gartenschenke sich abhärmt in tiefem, unheilbaren Weh. — — Ich setze mich zu einem alten, braven Herrn aus der Stadt, den die Würde der Jahre und der Schmuck der Silberlocken, welche sein schönes Greisenhaupt umspielen, von der allzulauten Lust der Jugend ferner halten, und theile ihm mit, was mein Herz winterlich trübe stimmt inmitten der Frühlingswonne.

„Ach ja, das arme Mädchen“, meint der Herr theilnehmend, „ich kenne die Geschichte von Anfang an; der Herr Werner würde auch froher durch's Leben gehen, wenn er dem Mädchen nicht die Treue gebrochen.“ — „Ist denn der reiche Mann nicht glücklich?“ — „Ah, sehen Sie ihn nur an, er ist an Jahren ein Jüngling gegen mich, aber wenn wir zusammenstehen, soll es Ihnen schwer werden zu entscheiden, wer von uns der ältere ist. Der hat mit seiner Frau ein Leben geführt, wie ich's meinem ärgsten Feinde nicht wünsche. Und seit er sich dem unerträglichen Ehejoche entwunden hat, ist's mit ihm um nichts besser geworden, es ärgert ihn die Fliege an der Wand, und man munkelte gar von einem Selbstmordversuch, den er neulich gemacht haben soll, und der durch seinen Buchhalter glücklicher Weise vereitelt wurde.“

Unser Gespräch stockte, weil jeder von uns wohl viel zu denken hatte. „Wie öd und winterlich mag es in dem Herzen des unglücklichen Mannes aussehen“, dachte ich bei mir, „der vielleicht heute dort so froh wie Jene sich des Weins und des Frühlings freuen würde, wenn er vor langen Jahren das Herz, welches er brach, an das seinige gezogen hätte. Wie froh würde er seines Reichthums, wie froh vielleicht einer blühenden Kinderschaar sein, während jetzt in den öden Prachtsälen nur Melancholie, Trübsinn und vielleicht auch Reue seine einzigen quälenden Gesellschafter sind.“

* * *

Im Laufe des Tags und im Geräusch der Heimfahrt vergaß ich der beiden unglücklichen Menschen und ihres freudelosen Daseins und dachte wohl mehrere Wochen nicht viel daran; hat doch ein Jeder im Drange des Lebens so sehr mit sich selbst zu thun, daß ihm wenig Zeit bleibt, sich viel mit den Schicksalen und Lebenswegen Anderer zu beschäftigen. Da ward mir eines Morgens ein Brief überbracht, und wer beschreibt mein Erstaunen, als mir beim Oeffnen desselben eine Karte entgegenfällt, auf welcher tief schwarz und kräftig die lapidarischen Worte erglänzen: Meta F...., Eduard Werner, Verlobte.

Jetzt ließ es mich nicht im Hause, ich mußte wieder hin zu den waldigen Bergen, zu den grünen Wiesen und dem wimpelbedeckten Strome der Stadt, wo jetzt zwei Herzen sich verjüngten und noch einmal warm wurden im Frühlingsgefühl der Jugend, der Jugend, die in ihrer ganzen Kraft und Lebensfülle längst für sie vorüber war, die aber jetzt noch einmal gleich der scheidenden Sonne hell und warm in ihnen aufflammte und sie die winterlich trüben Tage vergessen ließ, die ihr bekümmertes Gemüth inmitten der schönsten Sonnenpracht angefröstelt hatten.

Mein erster Weg führte auf die Gartenschenke. Ein mich fremd anblickender Kellner brachte mir den verlangten Schoppen, und auf meine Frage nach dem Fräulein Meta antwortete der Bursche respectvoll: „Fräulein Meta sind eben mit dem Herrn Commerzienrath zur Stadt gefahren.“ — „Ist denn die Tante nicht zu Hause?“ — „Ja, Fräulein Katharine sind in der Küche, ich bin zur Aushülfe hier, doch nur auf einige Wochen, denn sobald Fräulein Meta ihre Aussteuer besorgt hat, mit welcher sie jetzt beschäftigt ist, wird die Hochzeit ausgerichtet, und ich trete dann bei der Herrschaft als Bedienter ein, um sie zunächst auf ihren Reisen zu begleiten. Die Gartenschenke geht dann ein, weil der Herr Commerzienrath hier ein Landhaus bauen wollen.“

Ich freuete mich von ganzem Herzen darüber, daß die Gartenschenke auf solche Weise dem Publikum verloren ging, und begrüßte die Tante, die mir mit dem glücklichsten Gesicht und in gewohnter Redseligkeit entgegenkam: „Nicht wahr, Sie wundern sich, lieber Herr“, floß es ihr geflügelt vom Munde, „das hätt' ich auch im Traume nicht gedacht, daß es noch so kommen sollte! Aber der Herr Werner ist nicht umsonst und am allerwenigsten aus Hohn so oft hier vorbeigefahren, er hat's eben nicht lassen können, und es ist ihm nicht besser ums Herz gewesen als der Meta. Gott! ich dachte, sie würde nicht wieder aus der Ohnmacht erwachen, als am Tage vor Pfingsten der Werner so blaß und verstört hier heraufkam und grade auf uns zu in den Gartensaal trat. Geweint hat er wie ein Kind, und als die Meta sich endlich von ihrem Schrecken erholte, hat er wohl hundert Mal gesagt: sieh'st du nun wohl, Meta, daß ich ohne dich nicht leben kann, ich hatte es wahrlich nicht gelogen, wenn ich dir das früher sagte, und wenn du nun willst, daß ich leben soll, so mußt du mit mir leben als meine liebe, liebe Frau. Na, das Andere können Sie sich denken; Meta sagte natürlich nicht nein, und Alles ist in Ordnung. Mein Himmel! das wird zu thun geben für die Hochzeit, die ganzen Honoratioren werden eingeladen, und es kommen jetzt Leute, uns zu gratuliren, die uns früher gar nicht gekannt haben und ganz untröstlich sind, daß sie das Glück unserer Bekanntschaft so lange hätten entbehren müssen. Ich denke natürlich mein Theil dabei, denn so dumm bin ich nicht; es ist ja einmal so in der Welt, vor dem Gelde beugt sich Alles, aber freilich den Werner hätt's doch nicht froh gemacht, wenn er die Meta nicht nahm.“

Nicht ohne Mühe entfloh ich endlich mit guter Manier dem Redefluß der Alten, und ihre letzten Worte festhaltend dachte ich, als ich wieder unter den Fliederhecken der Stadt zuging: „Ja, allmächtiges Geld, wer vermag mehr über den Alltagsschlag der Menschen als du! Die Menge betet dich an, ist dein Sklav, und du schlägst Herzen und Gedanken in goldene Fesseln, du machst Lüge zur Wahrheit, Thorheit zur Weisheit, Schurkerei zur Tugend, du fassest selbst mit kalter, metallner Hand in den mächtigen Zug der Natur, welcher das Herz zum Herzen zieht. Aber was kannst du deinen Sklaven geben für den Verlust der edelsten Gefühle und der

Selbstachtung? Nur immer und immer wieder dich selbst. Nur immer den blinkenden Schein des Glücks, aber nicht das wahre Glück, dessen Füllhorn edleren Händen anvertraut ist. Du konntest den tiefen Riß in Werner's Leben mit Goldschaum überziehen, aber nicht ihn heilen, und nicht mit Millionen hättest du dem treuen Herzen der Meta das einmal verkümmerte Leben verschönt. — Schau, da kommen sie ja Arm in Arm den Weg herauf.“

Glück und Freude strahlt aus den Gesichtern, als ich freundlich grüßend meine Gratulation anbringe. Ich konnte nicht umhin an mein prophetisches Scherzwort zu erinnern, nach welchem die Meta bald mit der eigenen Aussteuer zu thun haben würde; und selig blickte mich jetzt das Mädchen an, das damals weinend von mir geflohen war. Herr Werner bot mir herzlich die Hand, und ich mußte ihm mein Wort geben, daß ich bei der Hochzeit nicht fehlen würde. Das gab ich und verließ froh die Glücklichen.

Silberner blinkte mir heute der Strom, blumiger erschien mir die Wiese, und fröhlicher erklang mir das Leben in der schönen Landschaft, die mit all ihrer Wonne jetzt wohl noch tiefer empfunden wurde von dem lang getrennten Paar, dem nach trüber winterlicher Zeit endlich noch ein holder Frühling lächelte.

Zur Geschichte der Staatsstreiche.

Von A. Itzenplitz.

Wir sehen Ludwig XIV. in den letzten Jahren seiner zweiundsiebenzigjährigen sogenannten glänzenden Regierung erschöpft durch Ausschweifungen, niedergedrückt durch hohes Alter, Familienunglück und Demüthigungen; wir sehen den Mann, der das Gebäude des europäischen Absolutismus vollendet und gekrönt hatte durch den Ausspruch l'état c'est moi“, als willenloses Werkzeug in den Händen seiner Maitresse, der Maintenon, und seines Beichtvaters, des Jesuiten Le Tellier. Von des Königs directer Nachkommenschaft lebte nur noch sein zweiter Urenkel, erst fünf Jahre alt und von sehr geschwächter Gesundheit, der spätere Ludwig XV.; drei Dauphins und eine Dauphine waren gestorben, alle vier unter Anzeichen, welche allgemein und laut als von Vergiftung herrührend bezeichnet wurden; nur durch den glücklichen Erfolg eines Gegengiftes wurde der jüngere der beiden Urenkel gerettet. Ebenso laut und ebenso allgemein machte sich die Meinung geltend, daß der Urheber dieser Vergiftungen der Neffe des Königs, der Herzog von Orleans, sei. Dieser Verdacht, die Zeichen von heftigem Ehrgeiz, die der Herzog bei mehrerlei Anlässen hatte blicken lassen, seine Anwartschaft auf den Thron, falls der Urenkel des Königs stürbe — ferner die Abneigung, die der König schon gegen den Vater des Herzogs gehegt hatte in Folge von Huldigungen, welche derselbe voreilig entgegennahm, als der König in Calais gefährlich erkrankt war — alle diese Umstände gaben den Rathgebern Ludwigs und Feinden des Herzogs Waffen gegen diesen in die Hand, so daß sie es ohne Schwierigkeiten durchsetzten, daß der König in seinem Testamente den Herzog ausdrücklich von der Regentschaft ausschloß und dafür einen Regentschaftsrath einsetzte, dessen Mitglieder sämmtlich im Voraus bestimmt wurden, und an welchem der Herzog nur insofern theilnehmen sollte, als ihm der Vorsitz in demselben zuertheilt wurde, jedoch ohne jedes andere Vorrecht vor den übrigen Mitgliedern, als bei vorkommender Gleichheit der Stimmen durch die seinige den Ausschlag zu geben. Die besondere Aufsicht über die Person des jungen Königs, verbunden mit dem unabhängigen Befehle über die Truppen, welche das sogenannte „Haus des Königs“ ausmachten, übertrug das Testament dem Herzoge du Maine, einem der legitimirten Prinzen des Königs von der Montespan. Zum Erzieher des jungen Monarchen wurde der Pater Le Tellier, zu seinem Beichtvater der Bischof Fleury gesetzt.

Der Herzog von Orleans kannte bis auf den Grund den Charakter Ludwigs XIV. und die Sinnesart seiner Vertrauten. Es bedurfte kaum seines außerordentlichen Scharfsinnes, um aus dem dreisten Benehmen derjenigen seiner Gegner, die in das Geheimniß eingeweiht waren, den Schluß zu ziehen, daß Anordnungen getroffen worden waren, welche seine Feindschaft auch nach dem Tode des alten Königs ungefährlich machten; seinerseits bemühte er sich nach Kräften, den allgemeinen Haß gegen die Maitresse und den Beichtvater für seine Zwecke auszubeuten, und war nicht unglücklich in diesem Unternehmen, denn die Reihen der Höflinge lichteten sich merklich in Versailles, während die des Palais Royal dichter und glänzender wurden.

Daß das Testament aufgesetzt und beim Parlamente niedergelegt war, um erst nach dem Tode des Königs geöffnet zu werden, wußte der Prinz, aber die Unsicherheit über die Person, die man ihm und seinen Ansprüchen entgegengestellt hatte, hinderte ihn, einen bestimmten Plan zu entwerfen und wirksame Maßregeln zu nehmen; der Verrath eines der Eingeweihten verschaffte ihm alle nöthigen Aufklärungen, und er zögerte keinen Augenblick, nach mehreren Hauptrichtungen hin mit Beobachtung jeder Vorsicht Unterhandlungen zu eröffnen. Der dem Prinzen befreundete Herzog von Guiche, Oberst des Regiments der französischen Garden, gewann alle Officiere dieses Regiments; der Prinz versicherte sich derjenigen Regimenter, die seinen Namen trugen, und einiger anderer Truppentheile in Paris. Nicht minder glücklich war er in seinen Bemühungen um die Parteinahme des Parlamentes, von der am meisten das Gelingen seines Unternehmens abhing; die Demüthigungen, welche das Parlament von Paris unter Ludwig XIV. erfahren hatte, und das Versprechen des Herzogs, die Körperschaft in seine früheren Rechte wiedereinzusetzen bestimmten die hervorragendsten Mitglieder desselben zum Eingehen auf seine Pläne. Es wurde zwischen beiden Theilen ein Vertrag abgeschlossen, kraft dessen das Parlament sich verpflichtete, dem Herzog zur Regentschaft und zum Oberbefehl über sämmtliche Truppen des Königreichs zu verhelfen, der Herzog dagegen die Entfernung des Paters Le Tellier und die Wiederrufung der Edikte und Maßregeln versprach, durch welche dem Parlamente der größte Theil seiner alten Rechte entzogen worden war.

Es wäre wunderbar gewesen, wenn von diesen so viele Theilnehmer umfassenden Vereinbarungen nicht mindestens Gerüchte zu den Ohren der Gegenpartei gedrungen wären; und so geschah es auch in der That. Dessen ungeachtet konnte der mattherzige Herzog du Maine, dem als Großmeister der Artillerie und General-Major der Schweizer und Carabiniers mindestens ebensoviel Truppen zu Gebote standen, als dem Herzog von Orleans, sich zu keinem energischen Entschlusse aufraffen; gleicherweise schien das Bewußtsein ihrer Sündenschuld die Maintenon und den Pater Le Tellier zu verhindern, Vertrauen zu demjenigen Theile des Hofes zu fassen, dessen Interessen noch mit den ihren verbunden waren.

Am ersten September des Jahres 1715 verschied Ludwig XIV. zu Versailles; am folgenden Tage versammelte sich das Parlament von Paris, um der Eröffnung des Testamentes beizuwohnen. Die französischen Garden, an ihrer Spitze der Herzog von Guiche, besetzten die Zugänge zum Schloßhofe, der große Saal füllte sich mit Offizieren, vollständig bewaffnet unter ihren Mänteln; nur der kleinere Theil derselben hielt zur Partei des Herzogs du Maine.

Der Herzog von Orleans eröffnete die Versammlung mit einer Anrede, in welcher er, wiewohl mit etwas unsichrer Stimme, gradezu behauptete, der König habe ihn in seinem letzten Augenblicke mit der Regentschaft betraut und ermächtigt, je nach Bedürfniß die schriftlichen Anordnungen abzuändern. Nach den Betheuerungen seiner Ergebenheit für die Interessen des Königs und des Landes ersuchte er die Versammlung um Anhörung des Testamentes und sofortige Erwägung der Ansprüche und Rechte, welche ihm seine Geburt und

die Gesetze des Königreichs gäben; erst den zweiten Platz in diesen Erwägungen gab er den Bestimmungen des Testamentes.

Wie der Herzog gefordert hatte, so geschah es. Nach der Lesung des Testamentes, die jedoch sehr schnell und mit leiser Stimme vor sich ging, so daß nur sehr Wenige in der Versammlung von dem Inhalte etwas verstanden, entschied nach einer kurzen Debatte das Parlament durch Stimmenmehrheit, daß dem Herzoge von Orleans die Führung der Regentschaft mit allen dazu gehörigen Prärogativen gebühre.

Das Testament Ludwigs XIV. war cassirt; keine Stimme in der ganzen Versammlung erhob sich zu seiner Vertheidigung.

Am Nachmittage desselben Tages versammelte sich das Parlament noch einmal. Jetzt trat der Herzog bereits als Herr auf und ließ das Parlament, indem er ihm für den Augenblick eine Autorität zugestand, die es weder früher gehabt hatte, noch die er ihm je in der Folge zuzuerkennen gewillt sein konnte, folgende Hauptbeschlüsse fassen und registriren. Das Parlament erklärt den Herzog von Orleans für den Regenten von Frankreich, damit er als solcher die Verwaltung der Geschäfte des Königreichs während der Minderjährigkeit des jungen Königs führe; — befiehlt, daß der Herzog von Bourbon Vorsitzender des Regentschaftsrathes und Großmeister des königlichen Hauses sei unter der Oberaufsicht des Herzogs von Orleans; — befiehlt, daß den Prinzen von Geblüt das Recht zustehe, in den Regentschaftsrath einzutreten, sobald sie das dreiundzwanzigste Jahr erreicht haben; — befiehlt, (nach vorangegangener Erklärung des Herzogs von Orleans, allen seinen Beschlüssen das Ergebniß der Stimmenmehrheit im Regentschaftsrathe zugrundelegen zu wollen, mit Ausnahme jedoch der Vertheilung der Aemter, Würden, Gnaden und geistlichen Benefizien), daß der Herzog von Orleans den Regentschaftsrath nach seinem Willen zusammenzusetzen befugt sei; — befiehlt, daß der Oberbefehl und die volle Verfügung über die Armee dem Herzog von Orleans übertragen werde.

Die ganze Operation, die in allen ihren Hauptbestandtheilen den vollständigen Charakter einer Revolution trug, ging ohne Störung vor sich und erhielt eine Art von Abschluß durch das Gesuch des Herzogs du Maine, ihn von seinem Amte als Oberintendanten der Erziehung des jungen Königs zu entbinden, einer Art von Scheinstellung, welche gleichsam aus Mitleiden die Beschlüsse des Parlamentes ihm angewiesen hatten.

Bei Gegenüberstellen der Gründe für und wider die Usurpation der höchsten Macht stellen sich für den prinzlichen Usurpator einige verhältnißmäßig unwichtige Nützlichkeitsgründe und der vorgebliche, von Niemandem als dem Herzoge selbst vernommene mündliche Auftrag des sterbenden Königs — gegen ihn aber alles Herkommen, Gesetz, Recht und Moral. Freilich zerlegten die Bestimmungen des Testamentes die oberste Macht in zwei Hälften, von denen die eine dem Regentschaftsrathe zufiel, der nur Beschlüsse faßte, die erst zu ihrer Gültigkeit der Unterschrift des Königs bedurften, die andere aber dem mit der Obhut der Person des jungen Königs betrauten Herzog du Maine, Obercommandanten der königlichen Haustruppen, und dem Gouverneur des Königs, Marschall Villeroi. Das Verhältniß war ein ungleiches und mußte in den meisten streitigen Fällen zu Gunsten desjenigen ausschlagen, welcher der Person des Königs mächtig war. Dagegen existirte und hatte nie existirt ein Gesetz, nicht einmal ein Herkommen, welches dem der Thronfolge zunächststehenden Prinzen das Recht zur Führung der Regentschaft zuerkannte, sondern entgegen den Ansprüchen der Prinzen von Geblüt hatten immer die Mütter der minderjährigen Könige dies Recht ausgeübt; — dagegen konnte ferner dem Könige mindestens eben so wenig als einem einfachen Privatmanne das Recht verweigert werden, seinem Kinde einen Vormund zu setzen; — dagegen war es eine unter allen Umständen wohlangebrachte Vorsicht, das Mündel nicht unter die nächste Aufsicht Dessen zu stellen, der im Falle seines Ablebens sein Erbe war. Auch das Parlament von Paris konnte nicht einen Schatten von Rechtsgrund für die Ausübung der höchsten Souveränität — zumal mit Beiseitelassung der übrigen Parlamente des Königreichs — aufweisen. Indem es den Prinzen zum Regenten machte und ihm die höchste Machtvollkommenheit übertrug, stellte es sich über den König selbst; vorausgesetzt aber auch einen Schein von Berechtigung, konnte es nicht als Souverän befehlen, sondern höchstens als Gerichtshof nach Anhörung der Parteien entscheiden.

Die Consequenzen seiner Handlungen sind stärker als der Mensch selbst. Auch ein besserer Charakter als der des Herzogs von Orleans hätte sich den späteren Folgen seiner Handlungsweise nicht entziehen können. Auch machte der Herzog nicht den geringsten Versuch dazu. Nach einem kurzen Heucheln von Redlichkeit und Pflichttreue legte er die lästige Maske ab und stellte die Folgerichtigkeit seiner Machterlangung und Machtausübung her. Die verschiedenen von ihm eingesetzten Conseils, nach deren Beschlüssen er zu handeln versprochen hatte, wurden zunächst nicht mehr versammelt, dann aufgelöst, zuletzt auch der Regentschaftsrath, dessen Stimmenmehrheitsbeschlüsse er auszuführen sich verpflichtet hatte; das Versprechen, der unsinnigen Verschwendung des Hofes und der Verwaltung ein Ende zu machen, (auf 60 Millionen Franken hatte der Regent selbst die unnützen Ausgaben angegeben), kam gar nicht zur Ausführung; die Blutsauger der früheren Regierung wurden eingezogen und bestraft an Freiheit und Vermögen, aber das letztere ging in die Hände von Günstlingen und Maitressen des Regenten über. Von der Zurücknahme bloßer Versprechen kam es schnell zur Niedertretung von Recht und Gesetz und zu offener Gewaltthat, der Cardinal von Noailles, der Feind der Jesuiten, der Bekämpfer der Bulle unigenitus und Begünstiger der Appellanten fiel in Ungnade, und d'Argenson, der Freund der Jesuiten, nahm seinen Platz ein. Statt der versprochenen Aufhebung der gegen die Rechte des Parlamentes gerichteten Edikte von 1667 und 1669 erfolgten neue Rechtsschmälerungen, Demüthigungen desselben, Verbannungen von Mitgliedern, als die Körperschaft sich weigerte, die Edikte zu registriren, welche die Münzverschlechterung, Papiergeldemission, die gegen die Selbständigkeit der französischen Kirche gerichtete constitution unigenitus und endlich die Errichtung der Zettelbank durch den Schotten Law betrafen. Alles dies hätte aber noch nicht hingereicht, auf den Namen des Regenten und der regence in Frankreich die Verwünschungen ganzer Generationen anzusammeln; dahin brachte es erst die mit wunderbarer Schlauheit und grausamer Kaltblütigkeit entworfene und zuletzt mit Waffengewalt durchgeführte Ausraubung des ganzen Landes durch die Operationen der erwähnten Bank, vermittels welcher nicht nur sämmtliche Münze, sondern auch sämmtliche edle Metalle in die königlichen Kassen wanderten und den Eigenthümern dafür zuletzt werthloses Papier aufgedrängt wurde.

Die Erschöpfung und Niedergeschlagenheit der Bevölkerung Frankreichs glaubte man in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XIV. bis auf den höchsten Grad gesteigert. Dies war ein Irrthum; die regence lehrte die französische Nation noch viel höhere Grade des Elends kennen: Hungersnoth, Selbstmordsepidemie, Brandstiftung, verzweifelten Aufruhr und Auswanderung, bis zuletzt eine stumpfsinnige Gelassenheit dem widrigen Trauer- und Intrigenspiele eine Art von Abschluß gab.

Schillers „Theilung der Erde" in französischer Uebertragung.

Bei der Schillerfeier zu Bordeaux kam eine französische Uebersetzung von Schillers „Theilung der Erde" zum Vortrag und später zur Veröffentlichung durch ein in Bordeaux erscheinendes Blatt. Wir theilen jene Uebertragung mit, indem wir — zur Bequemlichkeit unserer Leser — das deutsche Original voranschicken.

Die Theilung der Erde.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu; nehmt, sie soll euer seyn.
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch theilt euch brüderlich darein.

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten;
Es regte sich geschäftig jung und alt,
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edlen Firnewein,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen
Und sprach, der Zehente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern'.
Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und Alles hatte seinen Herrn!

Weh mir! So soll denn ich allein von Allen
Vergessen seyn, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt getheilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Was thun! spricht Zeus; die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen seyn.

Le partage de la terre.

„Prenez lo monde, humains, dit le Maitre du monde
C'est, héritage ou fief, votro lot éternel.
Mais du moins qu'entre vous des biens dont il abonde
Le partage soit fraternel.

Il dit. Jeunes et vieux, tout s'émeut, tout s'empresse:
Le laboureur robuste exploite les guérets;
Le gentilhomme ajoute aux droits de sa noblesse
Le droit de chasser aux forêts.

Tout ce qu'il peut serrer, le commerçant l'entasse;
L'abbé choisit les vins les plus exquis; le roi,
Barrant chemins et ponts, dit à tout ce qui passe:
Le droit de péage est à moi!

Le partago accompli, l'on voit enfin paraître
Le poëte: d'abord, il ne comprend pas bien;
Mais bientôt, c'est très-clair, chaque chose a son maître:
Au poëte il ne reste rien.

„O malheur! rien pour moi dans la nature entière!
Le plus cher de tes fils doit-il être oublié?
Dit-il à Jupiter d'une voix douce et fière,
L'oeil triste et le genou plié.

— Dans les rêves, enfant, si ton esprit volage
Trop longtemps s'égara, faut-il s'en prendre à moi?
Où donc erraient tes pas au moment du partage?
— Mon père, j'étais près de toi.

Mes regards s'enivraient de ta sainto présence;
Mon oreille écoutait tes sons harmonieux.
Pardonne si, ravi de ta magnificence,
J'oubliai ma part sous les cieux.

— Que faire? dit le Dieu. Là-bas rion ne me resto;
J'ai tout donné, champs, bois, fleuves, hameaux, palais.
Mais veux-tu partager mon domaine céleste?
Viens: il t'est ouvert à jamais."

P. Jonain.

* Die letzte Krankheit und der Tod Mozarts.

Otto Jahn hat sein Werk über Mozart, dessen Vollendung durch die vielen Arbeiten, welche die Professur in Bonn mit sich brachte, aufgehalten wurde, mit dem vierten Bande zum Abschluß gebracht. Es sind seit dem Erscheinen des ersten grade vier Jahre verflossen. Hoffentlich wird der Verfasser bald so viel Muße gewinnen, um auch an Haydn und Beethoven zu denken, deren Biographieen wir von ihm in einer der beiden Meister würdigen Form erhalten werden.

Aus dem vierten Bande des „Mozart" stellen wir Einiges über die letzte Krankheit und den Tod des Componisten zusammen.

Nachdem die Zauberflöte zur Aufführung gebracht worden war, machte Mozart sich mit allem Eifer an die Vollendung des Requiem. Sein Freund Jos. von Jacquin kam zu ihm um ihn zu bitten einer Dame die bereits eine treffliche Klavierspielerin war Unterricht zu geben und fand ihn am Schreibtisch mit dem Requiem beschäftigt. Mozart erklärte sich bereit, wenn man ihm noch einige Zeit Frist lasse, denn er habe eine Arbeit unter Händen die dringend sei und ihm sehr am Herzen liege; bis diese vollendet sei, könne er durchaus an nichts anderes denken. Auch andere Freunde erinnerten sich später gar wohl, wie sie Mozart bei dieser Arbeit angetroffen hatten, die ihn bis kurz vor seinem Tode ausschließlich beschäftigte. Die rastlose Anstrengung, mit welcher er auch Nachts daran arbeitete, vermehrte das Unwohlsein, an welchem er schon in Prag gelitten hatte. Schon während er mit der Vollendung der Zauberflöte beschäftigt war, hatten ihn mitunter Ohnmachten befallen, dieser Zustand der Erschöpfung nahm zu, und mit ihm eine trübe Stimmung, welche ihn immer mehr beherrschte. Vergebens bot seine Frau, die dem mit Sorge zusah, alles auf ihn von der Arbeit wegzubringen und durch Gesellschaft zu erheitern, er blieb zerstreut und schwermüthig. Als sie an einem schönen Tage mit ihm in den Prater gefahren war und sie einsam da saßen, fing Mozart an vom Tode zu sprechen und sagte ihr mit Thränen in den Augen, daß er das Requiem für sich schriebe. „Ich fühle mich zu sehr", fuhr er fort „mit mir dauert es nicht mehr lange; gewiß man hat mir Gift gegeben — ich kann mich von diesem Gedanken nicht losmachen" *). Auf's äußerste erschreckt durch diese Aeußerung gab sie sich die ersinnlichste Mühe ihm solche Gedanken auszureden und ihn wieder aufzurichten. In der Ueberzeugung, daß die Beschäftigung mit dem Requiem seinen krankhaften Zustand erhöhe, nahm sie ihm die Partitur weg und zog den Dr. Closset als Arzt zu Rath.

Wirklich erholte er sich etwas und es wurde ihm möglich für ein Fest in der Loge eine Cantate zu componiren, welche am 15. November vollendet wurde, und deren Aufführung er selbst leitete.

*) Dieser krankhafte Gedanke gab Veranlassung einen schmählichen Verdacht auf Salieri zu werfen, als ob er Mozart Gift beigebracht hätte, und nach seinem Tode erhob sich das Gerücht, als habe er auf dem Todbette in seinen Phantasieen sich dieses Verbrechens selbst beschuldigt (vergl. A. M. Z. XXVII. S. 413). Carpani hat in einem langen Aufsatz (Biblioteca Italiana 1824) Salieri gerechtfertigt; in diesem ist außer vielen Declamationen ein ärztliches Zeugniß beigebracht, daß Mozart an einer Gehirnentzündung gestorben sei, und die Aussage der Krankenwärter Salieris, Rosenberg und Porsche, daß Salieri in seiner Krankheit gar nichts von Vergiftung geäußert habe. Auch Neukomm hat, gestützt auf seine genaue Bekanntschaft mit der Familie Mozart und mit Salieri, energisch gegen eine Verläumdung protestirt (Vergl. allg. mus. Ztg. 1824 S. 172), der kein Besonnener Glauben schenken kann. Eigenthümlich ist der Grund, mit welchem der Kapellmeister Schwanenberg in Braunschweig, ein Freund Salieris, das Gerücht widerlegte. Als Sievers, damals sein Schüler, ihm aus einer Zeitung (mus. Wochenbl. S. 94) erzählte, man behauptete, daß Mozart ein Opfer des Neides der Italiäner geworden sei, erwiederte er: Pazzi! non ha fatto niente per meritar un tal onore (A. M. Z. XXI. S. 120. Sievers, Mozart und Süßmaier S. 3 f.) — Uebrigens hat auch das Gerede von Mozarts Vergiftung den Stoff zu einer traurigen Kunstnovelle „der Musikfeind" von Gustav Nicolai (Arabesken für Musikfreunde I. Lpz. 1825) hergeben müssen.

Die gute Ausführung und der Beifall, welchen dieselbe fand, erfreute ihn und gab ihm wieder Muth und Lust zur Arbeit; er erklärte selbst seine Gedanken von Vergiftung für eine Folge seines Unwohlseins, das aber jetzt gehoben sei — nun verlangte er von seiner Frau wieder das Requiem, die es ihm auch ohne Bedenken gab, und schrieb daran weiter.

Allein diese Besserung war nur von kurzer Dauer, nach wenigen Tagen befiel ihn wieder die trübe Stimmung, er sprach wieder von Vergiftung, seine Kräfte nahmen mehr und mehr ab, es trat Geschwulst an Händen und Füßen und eine fast völlige Unbeweglichkeit ein, worauf später plötzliches Erbrechen folgte. Während der vierzehn Tage, welche er bettlägerig war, verließ ihn die Besinnung nicht; er hatte den Tod beständig vor Augen und sah ihm gefaßt entgegen, aber nicht ohne Schmerz trennte er sich vom Leben. Der Erfolg der Zauberflöte eröffnete ihm die Aussicht auf reichere Anerkennung und Belohnung als er bis dahin gefunden, in den letzten Tagen war die von einem Theil des ungarischen Adels ausgestellte Zusicherung einer Subscription von jährlich 1000 Gulden, und von Amsterdam die Anweisung eines noch höheren jährlichen Betrages gegen die Verpflichtung wenige Stücke ausschließlich für die Subscribenten zu componiren bei ihm eingegangen: jetzt, wo er seine Existenz gesichert sah um ganz seiner Kunst leben zu können, sollte er fort und seine Frau mit den beiden kleinen Kindern einer sorgenvollen Zukunft überlassen. Aber auch auf dem Schmerzenslager blieb er sich gleich in seiner Herzensgüte und Freundlichkeit und verrieth nie die geringste Ungeduld.

„Als er erkrankte“, so erzählt Sophie Haibl „machten wir ihm Nachtleibel um sie vorwärts anzuziehen, weil er wegen Geschwulst sich nicht drehen konnte, und weil wir nicht wußten, wie schwer krank er war, machten wir ihm auch einen wattirten Schlafrock für die Zeit, daß er wieder aufstände; er bezeugte über denselben eine herzliche Freude. Ich besuchte ihn alle Tage. Einmal sagte er zu mir: „Vermelden Sie der Mama, daß es mir recht sehr gut geht, und daß ich noch in der Octave kommen werde ihr zum Namenstage Glück zu wünschen.“

Mit lebhafter Theilnahme hörte er von den Wiederholungen der Zauberflöte und Abends legte er wohl die Uhr neben sich und verfolgte im Geist die Aufführung: „jetzt ist der erste Akt aus — jetzt ist die Stelle, dir große Königin der Nacht.“ Noch am Tage vor seinem Tode sagte er zu seiner Frau: „einmal möchte ich doch noch meine Zauberflöte hören“, und summte mit kaum vernehmbarer Stimme „der Vogelfänger bin ich ja.“ Kapellmeister Roser, der an seinem Bett saß, stand auf, ging zum Klavier und sang das Lied, was Mozart sehr zu erheitern schien. Auch das Requiem beschäftigte ihn fortwährend. Während er noch daran arbeitete, pflegte er jede vollendete Nummer gleich singen zu lassen und spielte die Instrumentation auf dem Piano. Am Tage vor seinem Tode ließ er sich die Partitur auf's Bett bringen — es war Nachmittags um 2 Uhr — und sang selbst die Altstimme, Schack sang wie er es immer pflegte den Sopran, Hofer, Mozarts Schwager, Tenor und Gerl Baß. Sie waren bei den ersten Takten des Lacrimosa, als Mozart heftig zu weinen anfing und die Partitur bei Seite legte.

Als gegen Abend die Schwägerin kam, trat ihre Schwester, die sich sonst so wohl zu beherrschen wußte, ihr voller Verzweiflung in der Thür mit den Worten entgegen: „Gottlob, daß du da bist! Heute Nachts ist er so krank gewesen, daß ich schon dachte, er erlebte diesen Tag nicht; wenn er heute wieder so wird, so stirbt er die Nacht.“ Als sie sich dem Bette näherte, rief Mozart ihr zu: „Gut, daß Sie da sind, heute Nacht bleiben Sie bei mir, Sie müssen mich sterben sehen.“ Da sie sich zusammennahm und ihm solche Gedanken auszureden suchte, antwortete er ihr: „Ich habe ja schon den Todtengeruch auf der Zunge — ich rieche den Tod; und wer wird meiner Constanze beistehen, wenn Sie nicht bleiben?“ Sie bat nur auf einen Augenblick zu ihrer Mutter gehen zu dürfen, der sie Nachricht versprochen habe; als sie zurückkam, fand sie Süßmayr neben Mozart am Bett in eifriger Unterhaltung über das Requiem. „Habe ich es nicht gesagt, daß ich dies Requiem für mich schreibe?“ sagte er, während er mit nassen Augen dasselbe durchsah. Und so sicher war er seines nahen Todes, daß er seiner Frau auftrug, sie solle ehe sonst etwas davon verlaute Albrechtsberger von seinem Tode benachrichtigen, denn diesem gehöre vor Gott und der Welt seine Stelle an der Stephanskirche.

Spät Abends kam noch der Arzt und erklärte Süßmayr im Vertrauen, daß keine Hülfe mehr sei; er verordnete aber noch kalte Umschläge auf den Kopf, welche Mozart so erschütterten, daß er bald darauf das Bewußtsein verlor, das sich nicht wieder einstellte. Noch in seinen letzten Phantasien schien ihn das Requiem zu beschäftigen, er blies die Backen auf und suchte mit dem Munde die Pauken nachzuahmen. Gegen Mitternacht richtete er sich auf, seine Augen waren starr, dann neigte er sein Haupt gegen die Wand und schien einzuschlummern; um ein Uhr (5. December) war er verschieden.

Frühmorgens wurde der ehrliche Deiner von der Magd herbeigerufen „um den Herren anzuziehen“; er leistete Mozart die Dienste, welche man Verstorbenen zu erweisen pflegt. Der Geistliche, welchen man aufgefordert hatte dem Kranken die letzte Oelung zu geben, weigerte sich zu kommen, weil nicht er selbst ihn rufen ließ. Die Leiche wurde mit einem Todten-Bruderschaftsgewande von schwarzem Tuch bekleidet auf eine Bahre gelegt, welche man ins Arbeitszimmer brachte und in der Nähe des Klaviers aufstellte. Schaarenweis strömten über Tag die Menschen herbei, welche um ihn weinten und klagten; wer ihm nahe getreten war, hatte ihn lieb gewonnen und die Bewunderung des Künstlers war jetzt eben eine allgemeine geworden, sein plötzliches Hinscheiden brachte allen die Größe des Verlustes zum Bewußtsein.

Die Frau, welche schon am Tage vorher so unwohl gewesen war, daß der Arzt auch ihr Arznei verordnet hatte, war ganz gebrochen von Schmerz und Leiden und konnte sich kaum aufrecht erhalten. In ihrer Verzweiflung legte sie sich in das Bett ihres Mannes um von derselben Krankheit ergriffen zu werden und mit ihm zu sterben. Van Swieten, der sogleich zu ihr geeilt war, suchte sie zu trösten und veranlaßte, daß man sie aus der traurigen Umgebung fort und zu befreundeten Familien ins Haus brachte. Er übernahm auch die Sorge für das Begräbniß und in der Berücksichtigung der dürftigen Verhältnisse, in welchen die Wittwe sich nunmehr befand, war er bedacht die Beerdigung so einfach und billig als möglich einzurichten. Daß er, der reiche Mann und vornehme Gönner, außer der Sorge auch die Kosten für eine anständige Bestattung des großen Künstlers hätte übernehmen können — der Gedanke scheint ihm gar nicht eingefallen zu sein.

Am 6. December Nachmittags 3 Uhr wurde die Leiche Mozarts bei St. Stephan eingesegnet; nicht im Innern der Kirche, sondern an der Nordseite derselben in der Kreuzkapelle, an der die Capistranskanzel sich befindet. Es war ein heftiges Regen- und Schneewetter und die wenigen Freunde, welche sich zum Leichenbegängniß eingefunden hatten, standen mit Regenschirmen um die Bahre, die dann durch die große Schulerstraße dem Friedhof von St. Marx zugeführt wurde. Da das Unwetter immer mehr zunahm, entschlossen sich die Leidtragenden beim Stubenthor umzukehren; kein Freund war an der Gruft, als man die Leiche hinabsenkte. Aus Sparsamkeit war kein eigenes Grab angekauft, der Sarg wurde in einer allgemeinen Grube beigesetzt, welche gewöhnlich fünfzehn bis zwanzig Särge aufnehmen und alle zehn Jahr neu ausgegraben und neu besetzt werden; kein Mal bezeichnete Mozarts letzte Ruhestätte. Der treue Deiner, welcher der Einsegnung beigewohnt hatte, fragte bei der Wittwe an, ob sie nicht dem Verstorbenen ein Kreuz wolle setzen lassen; sie erwiderte ihm, er bekomme so eins. Sie war nämlich der Meinung, wie sie später wiederholt erklärt hat, daß die Pfarre wo die Einsegnung Statt finde auch für das Kreuz sorge. Als sie später, nachdem ihr Unwohlsein gehoben und der erste Schmerz gemildert war, mit mehreren Freunden den Kirchhof besuchte, fand sie einen neuen Todtengräber vor, der ihr das Grab Mozarts nicht zeigen konnte, alles Suchen war vergebens. So ist denn trotz oft wiederholter Bemühungen die Grabstätte Mozarts nicht mit Sicherheit ermittelt worden *).

Die arme Constanze sah sich mit ihren beiden Kindern in der traurigsten Lage. An baarem Geld waren bei Mozarts Tode 60 fl. vorhanden, und an rückständiger Besoldung hatte sie 133 fl. 20 kr. zu fordern, der ganze Hausrath, die Garderobe und die kleine Bibliothek Mozarts eingerechnet, ward auf noch nicht 400 fl. geschätzt. Aber Schulden waren zu bezahlen, nicht bloß an edelmüthige Gläubiger wie Puchberg, der ihr bei der Ordnung der Verlassenschaft treulich beistand und an seine Forderung nicht dachte, sondern an Handwerker und Kaufleute, die bezahlt sein wollten — allein die Apothekerrechnungen betrugen mehr als 250 fl. In dieser Noth wandte sie sich zuerst an die Großmuth des Kaisers. Eine dankbare Schülerin Mozarts benachrichtigte sie, daß dieser durch verläumderische Zuträgereien von den Ausschweifungen denen Mozart ergeben gewesen sei, die ihn in eine Schuldenlast von nicht weniger als 30,000 fl. gestürzt hätten, sehr ungünstig gegen ihn gestimmt sei, und rieth ihr dem Kaiser ihr Gesuch um Pension persönlich zu überreichen und ihn über den Ungrund jener Gerüchte aufzuklären. In der Audienz erklärte sie freimüthig, das große Talent Mozarts sei es, welches ihm Feinde zugezogen habe, von denen er unausge-

*) Neuerdings hat man bekanntlich die Grabstätte festgestellt und vor einigen Wochen mit einem Denkmal verziert.

setzt durch Kabalen und Verläumdungen verfolgt worden sei. So habe man die Summe seiner Schulden verzehnfacht, mit 3000 fl. wolle sie allen Ansprüchen gerecht werden. Auch seien diese Schulden nicht leichtsinnig gemacht, sie wären ohne sicheres Einkommen gewesen, häufige Kindbetten und eine schwere Krankheit von anderthalb Jahren hätten übermäßige Ausgaben veranlaßt. Zufriedengestellt durch diese Mittheilungen verlieh Leopold II. ihr eine Pension von 260 fl. und forderte sie auf ein Concert zu geben, an welchem er sich so großmüthig betheiligte, daß sie ihre Schulden bezahlen konnte.

Schillerstiftung.

Die deutsche Schillerstiftung ist bisher in Bremen noch nicht durch einen Zweigverein vertreten. Vorstand und Ausschuß des Künstlervereins erbieten sich, Gaben, welche für die Stiftung bestimmt sind, entgegenzunehmen und nach Weimar, dem jetzigen Vororte, zu befördern.

Bremen im December 1859.

Dr. Fr. Pletzer. Heinr. Müller. Dr. Theod. Kieffelbach. Dr. H. A. Müller. Herm. Schaffert. Ferd. Cranz. Jul. Cobifius. Karl Kirchner. Gustav Quentell. Heinr. Penche. Ernst Klingenberg. Senator **Otto Gildemeister. F. Ruperti. Wilh. Rodewald. Theod. Hütterott.**

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Intimes Leben. Novelletten von Hieronymus Lorm. — Neue Geschichten aus dem Ghetto. Von L. Kompert. — Laute Welt — stilles Herz. Novelle von L. Burow. — Rosi Zurflüh. Eine Geschichte aus den Alpen von Johannes Scherr. — Aus Egypten. Von L. A. Frankl. — Donau-Sagen vom Ursprung bis zur Mündung des Stroms. Von L. Foglar.

— * Im zwölften Hefte der geographischen Mittheilungen von Petermann für 1859 findet sich eine klare Auseinandersetzung der vielbesprochenen und bisher nicht klar gewordenen Angelegenheit des San-Juan-Archipels, welcher ein Zankapfel zwischen England und der Union geworden ist. Diese Darstellung gründet sich auf die neue, erst im Jahre 1859 beendete englische Aufnahme des Archipels und wird durch eine Karte erläutert. Die Streitigkeiten sind in der That nur aus Unkenntniß der geographischen Verhältnisse entsprungen, denn wenn man einen einzigen Blick auf die obige Karte wirft, so wird man zugeben, daß der Wortlaut des Gränzvertrags auf gar mannichfaltige Art ausgelegt werden kann. Es giebt bei dem San-Juan-Archipel nicht bloß die beiden allgemein bekannt gewordenen Wasserstraßen, Haro Strait und Rosario Strait, sondern eine dritte, dazwischen liegende Namens Middle Channel und Douglas Channel; das läßt allein schon drei verschiedene Auslegungen zu. Dazu kommen andere geographische Verhältnisse, z. B. das unterseeische Terrain, welches in der vorliegenden Karte in sehr spezieller und übersichtlicher Weise dargestellt ist und zeigt, daß wenn man eine naturgemäße Linie als Gränze ziehen will, den Vereinigten Staaten selbst die noch viel näher an Vancouver-Insel liegenden Stuart- und andere Inseln zufallen würden. Der zu dieser Karte gehörende Bericht giebt ausführliche Auskunft über verschiedene ganz neue Elemente, z. B. Areal-Verhältnisse ꝛc. Außerdem enthält das zwölfte Heft eine Specialkarte im großen Maßstabe von Capitän Speke's hochwichtigen Entdeckungen in Inner-Afrika, von Dr. Petermann, nebst ausführlichem Bericht seiner Entdeckung des Victoria Nyanza oder Ukerewe-See's.

— * Die Zahl der im vorigen Jahr in den Buchhandel gekommenen Neuigkeiten beläuft sich auf 9945.

— * Robert Prutz giebt jetzt in Stettin eine Montagszeitung heraus.

— * Das neue Lustspiel von Bodenstedt, „König Authari's Brautfahrt“, ist in München zur Aufführung gekommen, hat aber kein Glück gemacht. Ein Drama von Mosenthal, „Düweke“, die Geliebte des Dänenkönigs Christian II., welche schon Marggraff zur Heldin eines Schauspiels machte, wurde in Wien gegeben, aber verboten; es ist übrigens ohne Werth.

— * Die Verhandlungen zwischen Richard Wagner und der Direction des lyrischen Theaters in Paris wegen einer Aufführung des „Tannhäuser“ haben sich zerschlagen; der Componist will nun seine Werke den Parisern in Concerten mit Hülfe der deutschen Gesangvereine vorführen.

— * Ein berühmtes Bild von Luini, die heilige Familie, in Legnano befindlich, ist von der Königin von England um 800,000 Franken angekauft worden.

— * Bremen, 5. Januar. Herr Wilhelm Kiesewetter ist hier angekommen und wird seine ethnographischen Reisebilder ausstellen und erläutern. Dieselben sind eine Frucht großer Reisen durch Europa und Asien, welche Herr Kiesewetter während eines Zeitraums von sechszehn Jahren gemacht hat; sie bilden gleichsam eine Gallerie der von dem Reisenden besuchten Länder und Völker und wurden von ihm in vielen Städten Deutschlands mit großem Beifall und unter der ehrendsten Anerkennung der Presse gezeigt; Herr Kiesewetter begleitet die Ausstellung mit einem Vortrage und erläutert Leben und Sitten der betreffenden Völker. Die beiden größesten Autoritäten auf dem betreffenden Gebiete, Alexander von Humboldt und Karl Ritter, sodann die Vorstände des Düsseldorfer Malkastens, des Leipziger Künstlervereins, Schulcollegien und andere Corporationen haben die günstigsten Zeugnisse über die Bilder und Vorträge des Herrn Kiesewetter ausgestellt.

— * Den folgenden Beitrag zu Schillers Biographie giebt Adolf Glaser in den Westermannschen illustrirten Monatsheften: „Eine der qualvollsten Perioden in Schillers Leben war die Zeit seiner schweren Krankheit, die ihn kaum ein Jahr nach seiner Verheirathung fast an den Rand des Grabes brachte und für welche er in Karlsbad Linderung suchte. Sein Geist trug sich damals mit dem großartigen Plane zu seiner Trilogie „Wallenstein“, und die gewaltigen Helden des dreißigjährigen Krieges beschäftigten seine Phantasie, während sein Körper unter asthmatischen Brustleiden und Magenbeschwerden heftig litt. Die Zeit des Aufenthaltes in Karlsbad bietet wenig Bemerkenswerthes für den Biographen und wird daher auch meistens nur kurz erwähnt. Interessant dürfte jedoch die Mittheilung sein, daß der Arzt, der als Schillers Begleiter die Reise nach Karlsbad mitmachte, noch als neunzigjähriger Greis in dem braunschweigischen Landstädtchen Eschershausen lebt. Derselbe heißt Eicke und studirte von 1790 ab in Jena, wo er als Klinikgehilfe des Hofraths Starke, welcher Schillers Arzt war, functionirte. Im Juni 1791 forderte ihn Starke auf, als medicinischer Beistand den kranken Hofrath Schiller nach Karlsbad zu begleiten. Schiller hatte die letzte Zeit in Rudolstadt bei seiner Schwägerin, Frau von Beulwitz, zugebracht und der junge Dr. Eicke reiste dorthin, um sich dem Patienten, der sich mit seiner Frau und deren Schwester zur Kur begeben wollte, vorzustellen. Schiller litt, den Mittheilungen des Dr. Eicke nach, hauptsächlich an heftigen Brustkrämpfen und bedurfte bei diesen Anfällen eines starken Beistandes, wozu sich der robuste junge Mann besonders eignete. Schon während der Reise mußte dieser dem Patienten im Wagen gegenübersitzen und denselben, wenn er bei seinen asthmatischen Zufällen zurücksank, an den Händen emporziehen, wobei Schiller stets bereitwillig selbst die Hände entgegenhielt. Ueberhaupt schildert Dr. Eicke Schillers Stimmung als mild und freundlich, obgleich mitunter beeinträchtigt von hypochondrischen Anfällen. Schiller vermied im Gegensatz zu andern mit ähnlichen Leiden gequälten Kranken, von seinem Zustande zu sprechen und kam allen ärztlichen Anordnungen pünktlich nach. Er und die Damen verkehrten in Karlsbad mit den vornehmsten Badegästen, worunter mehrere österreichische hohe Beamte und Generäle sich befanden. Der Gebrauch der Kur, Spazierengehen, Reiten auf Eseln und der Besuch von Gesellschaften füllte die Zeit aus. Auf den Promenaden wurde der junge Arzt fortwährend von Neugierigen belästigt, die ihn fragten, ob sein Begleiter Schiller sei. Der Buchhändler Goeschen aus Leipzig, Schillers Verleger, machte den Zahlmeister. Die zartfühlende Sorgfalt, womit die Schwestern, Charlotte Schiller und Karoline von Beulwitz, den Kranken umgaben, ist dem Dr. Eicke noch heute lebendig und er erinnert sich, daß die Damen mitunter recht heiter waren und es nicht verschmähten, ein Tanzvergnügen mitzumachen. Leider scheint Dr. Eicke durchaus nicht in nähere Beziehung zu Schiller getreten zu sein, was wohl in der damaligen Periode für den jungen lebenslustigen Arzt nicht gut möglich gewesen sein mag; auch ist das Gedächtniß des neunzigjährigen Mannes geschwächt, wodurch seine Mittheilungen leider nur wenig Werth erhalten. Nachdem Eicke mit seinem Patienten und dessen Begleiterinnen noch einige Wochen in Eger zugebracht hatte, ging er über Rudolstadt nach Jena zurück und kam später nie wieder mit Schiller persönlich oder schriftlich in Berührung. Ueber die äußere Erscheinung Schillers kann Eicke wenig Auskunft geben; er erinnert sich nur, daß derselbe sein „semmelblondes“ Haar lose trug und von schmächtiger Gestalt war.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hulfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Bremer Sonntagsblatt.

Achter Jahrgang.

№ 3. Bremen, 15. Januar. 1860.

Inhalts-Anzeige.

Maria Hedwig Gebhard.

Ein Künstlerleben.

Von E. Gerber.

Wir haben ein Künstlerleben zu zeichnen, das den genauen Kennern der dramatischen Muse geläufig, den Fernerstehenden wenig bekannt ist. Maria Hedwig Gebhard, geb. Stein, war Mitglied des deutschen Theaters von Petersburg in seiner Glanzepoche; sie gehörte aber auch zu den begabtesten Mitgliedern, welche überhaupt die deutsche Bühne gehabt hat. Nachdem sie vor nicht langer Zeit aus dem Leben geschieden, erfüllen wir eine Pflicht, indem wir ihre an Verdiensten und Triumphen reiche Laufbahn schildern. Das nahe Verhältniß, in welchem sie zu vielen hervorragenden Persönlichkeiten stand, würde schon an sich die Erfüllung dieser Pflicht rechtfertigen.

Maria Hedwig Stein ward von wackern armen Eltern am 2. Mai 1785 in der liefländischen Stadt Pernau geboren. Kaum zwölf Jahre alt, verlangte sie ihre ältere, an einen Goldarbeiter verheirathete, Schwester zur Vollendung ihrer Erziehung nach Petersburg. Hier besuchte Maria zum ersten Male das deutsche Theater. Ihr lebhaftes Gemüth ergriff besonders mächtig Schillers Trauerspiel „Kabale und Liebe“ und die Oper Mozart's „Die Entführung aus dem Serail.“ Sie wußte nicht, was mit ihr geschehen. — Gedichte und Reden aus Schillers Dramen wurden nun von ihr mit unabläßigem Eifer memorirt und in kleinen Kreisen vorgetragen. Die Hörer fesselte schon bei diesen Uebungen des Mädchens wunderbare Geisteskraft. Eine Bekanntschaft mit der Gattin des Ritters Karl von Steinsberg, Mitgliedes des Theaters, gab dieser Selbstentwickelung ein festes Ziel. Derselbe verließ 1803 Petersburg, um in Moskau einen Sitz der Thalia aufzuschlagen. An Maria gewann sein Unternehmen eine Perle, und sie entzückte die Moskauer sogleich bei ihrem ersten Auftreten als Hulda im „Donauweibchen.“ — Die Bahn des Ruhmes war eröffnet. — 1805 folgte sie einem Rufe an das kaiserliche Theater in Petersburg, wo sie in Salleri's „Azur“ als Aspasia zum ersten Male mit glänzendem Erfolge debütirte. Die Künstlerin lernte hier den gefeierten Schauspieler Friedrich Albert Gebhard kennen; er wählte sie noch in demselben Jahre zu seiner Gattin. — Zu jener Zeit gab die hohe Sangesmeisterin, „Philomele“ Mara, wie sie Wieland nannte, Concerte am deutschen Theater. Sie hatte die nunmehrige Frau Gebhard gehört und gesehen, und mit ihrer so eigenthümlichen Liebenswürdigkeit besuchte sie die „liebliche Hulda und Aspasia“, lobte ihre Stimme und sagte: „Sie gefallen mir. Ich reise jetzt nach Moskau um Concert zu geben, bald kehre ich zurück; alsdann verweile ich noch einige Wochen hier, und — wenn's Ihnen recht ist — so singen wir dann und wann recht andächtig und fidel zusammen.“ Die Treffliche hielt Wort.

Ein neuer Zeitraum begann. Baron von Dankelmann nahm als Stabsoffizier der kaiserlichen Chevalier-Garde seinen Abschied und wählte nach seiner Neigung den Posten des Directors am kaiserlichen deutschen Theater — ohne Honorar. Er war ein Mann von Intelligenz und humaner Gesinnung, er besaß Takt und Sinn für das Schöne und wußte, was die Kunst soll. Der Baron versammelte oft eine kleine, aber gewählte Gesellschaft um sich, hochgebildete Männer mit ihren Frauen und wahre Kunstfreunde: Baron von Schöler, damals privatisirend, später preußischer Minister am russischen Hofe; Baron von Diebitsch, Generalstabs-Capitän, später Feldmarschall; Kankrin*), Geschäftsführer beim Banquier Perez, später Finanzminister; die Generale von Oertel und von Vogel, die Professoren Schlösser und Tillesius von Tillenau ꝛc. Er richtete den Tag solcher Zusammenkünfte immer dann ein, wenn das Künstlerpaar nicht auf der Bühne beschäftigt war. Nach aufgehobener Tafel verfügte man sich gewöhnlich in einen anderen Saal zum Kaffee, den Ernst und Scherz würzte. Alsdann wurde Herr Gebhard gebeten, ein dramatisches Produkt zu lesen, das in Scene gehen und worüber erst das Urtheil der Anwesenden gehört werden sollte. Von 1807—1810 hielt dieser Kreis zusammen; dann legte Dankelmann sein Amt nieder. — Der General-Director aller kaiserlichen Theater, Oberkammerherr Narischkin, betraute hierauf Gebhard mit der Thätigkeit der Regie. Frau G. entfaltete sich immer mehr in der Entwickelung ihrer genialen Natur.

Mit Liebe und Vertrauen hingen die Bühnenmitglieder an ihrem Regisseur und an dessen Gattin, die ihnen in der Kunst wie im Leben zum Vorbild dienten und sie zum Nacheifer anspornten. Und was für ein „Ensemble“ wurde eben durch diese Harmonie, diese Eintracht, die sich auf wahre Hochachtung und Verehrung gründete, geschaffen! — Das Gebhard'sche Haus war für Kunst und Wissenschaft das der freien Gastlichkeit und der Wohnsitz anmuthiger Sitte. So unterstützte Frau G., auf Bitte des kaiserlichen Kapellmeisters D. Steibelt, die Violinvirtuosen Möser und Seidel aus Berlin, und da bislang noch keine Declamation in einem Concerte stattgefunden, wählte sie Schillers Monologe aus der Jungfrau von Orleans mit Anselm Webers Musikbegleitung. — Der treffliche Componist des Oratoriums „Der Erzengel Michael“, Heinrich Müller, führte seine Freunde, den großen Violinspieler Rode und den lieblichen Tondichter Bojeldieu, bei Frau G. ein, und dieser sagte ihr in seiner ihm eigenen zarten Weise viel Schmeichelhaftes über die Rolle der Rezia im „Kalifen von Bagdad.“ —

*) Kankrin schrieb zwei recht nette zweiaktige Lustspiele „Der Fleck am Halse“ und „Feuer und Wasser“, die für beide Gebhards berechnet und durch sie aufgeführt worden sind. Bei einem Besuche äußerte der spätere Finanzminister gegen Frau G.: „Das war meine schönste Zeit, als ich die Lustspiele für Sie und Ihren Mann schrieb und bei der Aufführung angst und bange war, sie würden durchfallen.“

Steibelt componirte gerade damals im Auftrag des Kaisers Alexander die Oper „Cendrillon", die am nächsten Hoffeste, mit Frau G. in der Titelrolle, gegeben werden sollte. Die Sache war eilig, und der liebenswürdige Bojeldieu half Steibelt Tag und Nacht bei dieser Arbeit, wodurch Frau G., besonders bei den Hausproben, Gelegenheit hatte, die angenehme Persönlichkeit bei sich zu sehen und kennen zu lernen.

Ihr Geburtstag, der 2. Mai, war in jener Zeit so allgemein bekannt, daß sich stets ihre Freunde und Freundinnen beeilten, ihre Zimmer mit den schönsten Rosen und allerlei Geschenken zu schmücken, mit gleich freundlicher Besorgung einer fein und reich besetzten Tafel. An solchem Festtage fanden sich ungeladen ihre Verehrer ein: Orolowsky, der berühmte Genremaler; Graf Feodor Tolstoi, später Vice-Präsident der Akademie; der Violinspieler Louis Maurer, Hofrath Stab, Paul Wilde, der geehrte und gelehrte K. F. W. Fleischer; die ersten Tenoristen Zeibig und Ciliax, der geniale Klaviervirtuos John Field, Ferdinand Ries u. m. A. — Auch die ehrwürdige Autorität, General-Lieutenant von Klinger, der Dichter und Gelehrte, der, wie er sagte, dem Theaterbesuch längst entsagt zu haben glaubte, als ihn seine Freunde beredeten, seine Trauerspiele „Die Zwillinge" und „Elfride" zu sehen, näherte sich Frau Gebhard und bezeigte ihr großes Wohlwollen in seiner biderben Art.

Vor dem Jahre 1812 erschienen in Petersburg mehrere Notabilitäten der Literatur in Gesellschaft der Frau Staël von Holstein: der berühmte A. W. Schlegel, der deutsche Tyrtäus E. M. Arndt, A. von Kotzebue u. A., welche abwechselnd das französische, russische und deutsche Theater besuchten. Sie fanden sich auch bei unserer Künstlerin ein; Schlegel in feiner, Arndt in herzlicher, Kotzebue in ernster Weise für ihre genußreichen Leistungen zu danken.

Graf Palfy, der als österreichischer Bevollmächtigter sich kurze Zeit in Petersburg aufhielt, suchte sie und ihren Gatten zu gewinnen und trug ihnen ein Engagement in Wien an. „Er werde, wenn er nach Hause zurückgekehrt sei, ihnen das Nähere darüber berichten." Später kam der schriftliche Antrag, aber die Direction bot Zulage, und die Theaterfreunde bestimmten Gebhard zu bleiben. Aehnliche Anträge, von Streit aus Breslau und von Schröder aus Hamburg, mochten aus gleicher Ursache nicht angenommen werden. Ebenso suchte Baron von Schöler sie zu einem Engagement an der Berliner Hofbühne zu bewegen, welches er „vermitteln" wolle. Aber wenn auch der Entschluß schon gefaßt war, so ließ das Künstlerpaar sich von der Direction und ihren Freunden gern umstimmen.

Nächst ihrer Künstlerschaft war Frau G. ein Musterbild der Frauentugend, der ehelichen Treue, eine zärtliche Pflegerin und Erzieherin ihrer Kinder, und zu diesen Vorzügen gesellte sich noch der einer wahrhaft zarten Menschenliebe: sie that Gutes im Stillen, unterstützte Nothleidende oft über ihre Kräfte. Von ihrem Gatten schrieb die damals von Alvensleben redigirte Theater-Chronik: „Vor Allem gebührt ihm (Gebhard) der Ruhm eines streng rechtlichen und sittlich großen Menschen." — Frau G. wußte sich durch ihre künstlerische und bürgerliche Haltung so sehr der Gunst des Publikums zu empfehlen, daß ihr Lob zu den Ohren beider Kaiserinnen, Maria Feodorowna und Elisabeth Alexandrowna, drang, und dieselben sich veranlaßt fühlten, nach mehreren meisterhaft gelungenen Darstellungen, z. B. als Emmeline in „Die Schweizerfamilie", „Tancred" ꝛc., besonders nach der „Maria Stuart" (im December 1811) den Kaiser Alexander I. zu bitten, Taufvater eines noch ungetauften Gebhard'schen Töchterchens zu werden. Die Taufe wurde in einem kaiserlichen Gemach des Winterpalais von dem Probst Pastor Lampe vollzogen, und der kaiserliche Taufvater decretirte 3000 Rubel S. für die Erziehung des Täuflings.

Zwei ihrer Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, starben in den ersten Jahren; vier Töchter besuchten die Pensionsanstalt der Annenkirche, über welche der Pastor Rheinboth die Oberaufsicht führte. Durch Mariane Sessi (l'imperatrice cantatrice), die nach 1812, im Verein der deutschen Sänger, bei enthusiastischer Aufnahme in einigen Opern auftrat und sich der Familie G. mit aller Vertraulichkeit angeschlossen hatte, empfingen die älteste und jüngste Tochter, Alexandrine und Pauline, Gesangsunterricht; so wie alle Mädchen sich später, unter Anleitung ihrer geistvollen Mutter, der Bühne zuwendeten. Ihr einziger Sohn befand sich vom zwölften bis zum achtzehnten Jahre auf dem Carolinum in Braunschweig. 1825 holten die Eltern denselben wieder ab und brachten ihn auf die Universität Dorpat, wo er sich der Medicin widmete. Bei dieser Gelegenheit folgten G's. einer Gastrollen-Einladung des russischen Minister-Residenten von Struve in Hamburg, die derselbe bereits mit den Directoren Schmidt und Herzfeld verabredet hatte. Auch in Braunschweig gastirten sie im Tancred, Wilhelm Tell, Maria Stuart, und an beiden Orten wurden sie mit ehrender Auszeichnung aufgenommen.

Die gute Zeit in Petersburg hörte mit dem Ende der zwanziger Jahre auf. Ein Directionswechsel folgte dem andern, und die Lenker suchten in unkünstlerischen Engagements das Heil der Bühne. Das gewählte Repertoir verschwand und machte trivialen Eintagsfliegen Platz, die sorglich gepflegt wurden. Neid und Kabale trieben ihr unerquickliches Spiel, und die Folge war, daß der bessere Theil des Publikums sich immer mehr vom deutschen Theater zurückzog und das französische wählte.

Nach 28 Jahren verließ das Ehepaar nebst den Töchtern 1830 das Engagement am kaiserlichen Theater in Petersburg, mit dem Gewinn einer ihren Verdiensten, ihrer Wirksamkeit und unausgesetzten Thätigkeit wenig angemessenen Pension. Der Beifall, der Frau G. bei ihrem ersten Auftritt geworden, steigerte sich bis zu der letzten Rolle, „Maria Stuart." — Zur Abschiedsvorstellung der Gebhard'schen Familie wurde das beliebte und in mehr als 20 Jahren bei vollen Häusern und ungetheiltem Interesse wiederholte Singspiel „Fanchon" und die Operette „Der kleine Matrose", gewählt. Das Haus, bis auf den letzten Platz gefüllt, faßte kaum alle Freunde der theuern Scheidenden. „Der Abschied", ein Gedicht von Gebhard, wurde in gedruckten Exemplaren von allen Anwesenden mit ungeheuchelter Rührung gelesen. Statt der Mutter gab ihre Tochter Alexandrine Fanchon, hinreißend schön in Spiel und Gesang. Frau G. machte die kleine Rolle der Frau von Roussel zu einer hervorragenden. G. erschien in der Lieblingsrolle des St. Val. Wilhelmine G. war eine allerliebste Erscheinung als Florine, und Maria G., eine zarte blauäugige Blondine, war das naive Kind Adele. Im „kleinen Matrosen" waren bis auf zwei alle Rollen in den Händen der Familie Gebhard. Unter dem Jubel des Publikums ging die Vorstellung zu Ende. Kaum war der Vorhang gefallen, so wurde die Familie wieder hervorgerufen und mit nicht endenwollendem Applaus und mit Blumen überschüttet; — so schied die Hochgefeierte.

Frau Gebhard war in ihrer Jugend, unterstützt von einer schönen leuchtenden Gestalt und von seelenvoll sprechenden Augen, im vollsten Sinne des Wortes eine erste Liebhaberin und Heldin, im Schauspiel wie in der Oper. Ihr Genius überwand spielend jede Schwierigkeit, und darin lag der Zauber ihrer Schöpferkraft, daß sie dem Gedanken des Dichters eine vollendete Erscheinung verlieh und es meisterlich verstand, ihre Kunstgestalten klar und bestimmt zu individualisiren. Harmonisch durchdrangen ihr Spiel und ihren Vortrag edle Plastik und Mimik, Tiefe der Empfindung, Phantasie, poetische Wärme und Wahrheit; ohne Manier und Geziertheit, ohne Effecthascherei, ohne geistlose Sentimentalität, die nur zu häufig als „Weiblichkeit" gelten soll.

Sie hielt es für Entweihung der Kunst, nach einem Theatercoup oder Knalleffect, nach mimisch-plastischer Bilderspielerei zu haschen. Sie gab immer nur das, was in dem Charakter der Personen, die sie darstellte, und in ihren Verhältnissen lag: stets die

Individualität erschöpfend. Sonach zerstreute sie nie die Aufmerksamkeit durch Ueberflüssiges, Fehlerhaftes. Alles war der Natur in Rede und Handlung, den darzustellenden Individuen und ihren Gesinnungen anpassend; Alles ward mit so vieler Würde, Feinheit und Grazie gegeben, daß sie nie die Grenzscheide des Wahren und Schönen überschritt, daß ihre Erscheinung immer einen ungetrübten Kunstgenuß darbot. Den Ausspruch Klinger's „So und nicht anders mußte die Rolle gegeben werden“ bei Aufführung seiner Trauerspiele, darf man auf alle ihre Darstellungen beziehen. Eine solche Sicherheit in Wort, Ton und Bewegung, eine solche scharfe Begrenzung in Bezug auf Würde und Naivetät hat nur das Genie. Sie erinnerte lebhaft an die verewigte berühmte Bethmann, von der Iffland einst bezeichnend sagte: „Sie spielt ihre Rolle schon, indem sie sie liest, greift stets in einen Glückstopf, ohne je eine Niete zu ziehen!“

Als ihre gefeiertsten Leistungen in der Tragödie sind zu nennen: Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Leonore im „Fiesko“, Luise Miller, Thekla (später Gräfin Terzky), Beatrice (später Isabella) in der „Braut von Messina“, Elisabeth im „Don Carlos“, Amalie in den „Räubern“; Recha, Emilia Galotti; Lady Macbeth, Desdemona, Ophelia, Porzia, Cordelia, Julia; das Käthchen von Heilbronn, die Oberhofmeisterin in „Elise Valberg“, Johanne von Montfaucon, Jerta in der „Schuld“, Camilla im „Bild“, Sappho, die Rutland im „Essex“ (von Soden) u. s. w. Auf dem Gebiete des Lustspiels war sie im Ausdruck des Schalkhaften und Neckischen ebenso reizend wie in dem des Gefühlvollen und Rührenden, unübertrefflich in der Schilderung mädchenhaften Eigensinns und Muthwillens. Sie war leicht, graziös, kokett, ausgelassen, verletzte aber nie die Grenze der feinen Weiblichkeit und des Anstandes, spielte auch nie auf leicht zu erringenden Effekt, trat nie aus dem Rahmen, um für sich durch sogenannte „Drücker“ etwas zu gewinnen. Ihr Spiel war keusch und jungfräulich, ein Bild schöner Natur und schöner Kunst. Die Rollen, durch welche sie auf diesem Gebiete besonders entzückte, waren: Donna Diana, Minna von Barnhelm, Margaretha in den „Hagestolzen“, Sophie in den „Advokaten“, Franziska in „Liebe kann Alles“ (die bezähmte Widerspenstige), Isabelle in den „Quälgeistern“, Josephine in „Anmuth und Edelsinn“, Sophie in der „Schachmaschine.“ Als sie später in das alte Fach überging, gab sie die Frau von Kiekebusch in den „Schleichhändlern“, die Oberförsterin in den „Jägern“, die Frau von Sylben im „letzten Mittel“, die Baronin von Holmbach in Schröders „Stille Wasser sind tief.“

In der Oper glänzte sie als dramatische Sängerin. Ihre Stimme war ein sonorer melodischer Sopran von mächtigem Umfang in Stärke, Höhe und Tiefe, wie man sie selten antrifft. Mit seelischem Vortrag verband sie tüchtige musikalische Ausbildung und reine Intonation. Den ersten Unterricht empfing sie von dem ersten Tenoristen B. Zeibig; später von den ruhmgekrönten Sängerinnen Mara und Sessi. Vorzüglich schön gelangen ihr die Gefühle der Schwermuth, der Liebe und heroischen Leidenschaft; deßgleichen wußte sie das Naive, Schalkhafte, Graziöse, Humoristische durch Gesang und Spiel zur Anschauung zu bringen. Um die Universalität ihrer Künstlerschaft auch auf dem Tongebiete darzulegen, wollen wir einige ihrer Partieen erwähnen: Constanze in „Die Entführung aus dem Serail“, Susanne und Gräfin in „Figaros Hochzeit“, Vitellia im „Titus“, Zerline im „Don Juan“, Nina, Emmeline, Cendrillon, Armandine in „Die beiden Füchse“ (une folie, von Mehul), Benjamin im „Josef in Egypten“, Rezia im „Kalif von Bagdad“, Olivier im „Johann von Paris“, Fidelio, Page in „Der Page des Herzogs von Vandome“, Myrrha in „Das unterbrochene Opferfest“, Sargines, Anna, später Margarethe in „Die weiße Dame“, Henriette, später Mad. Bertrand in „Maurer und Schlosser“, Leopold in „Der kleine Matrose“, Paul in „Paul und Virginie.“

Was die Eltern hauptsächlich mit zu einer Entfernung von Petersburg bestimmte, war der Reiz des Gedankens ihren Kindern die Freude zu gewähren, die romantischen Gegenden Deutschlands kennen zu lernen und sie, wo es sich ohne Mühe fügen würde, auf einem oder dem andern Theater auftreten zu lassen. Sie wußten nichts davon, daß die Künstler sich mehrere Monate vorher um Gastspiele melden müssen; sie dachten an kein Portefeuille für erbetene Empfehlungsschreiben; sie dachten noch viel weniger daran, sich auf sogenannte Parade-Rollen vorzubereiten, um „gute Geschäfte“ zu machen — kurz: „Mache“ und „Reclame“ waren ihnen fremd.

Voller Freude kamen sie in Berlin an. — 1828 hatte G., auf seiner Durchreise ins Bad Kissingen, das Vergnügen gehabt, von dem höchst liebenswürdigen Manne und feinen Kenner der Kunst, Grafen von Brühl, eingeladen zu werden. G. fand 1830 den Grafen nicht mehr auf seinem Posten. Dagegen empfing die Familie der humane Graf Alopeus, russischer kaiserlicher Minister, und dieser forderte sie auf, auf der Hofbühne Gastrollen zu geben; er werde es einleiten. „Ein andermal“, so hieß es, „wenn G's. vorher schriftlich um Gastrollen nachsuchen würden.“ — Man reiste nach Dresden ab und wurde hier bei Ludwig Tieck eingeführt. Tieck war es auch, der den uneingeladenen Gästen das Auftreten auf der Hofbühne ermöglichte. Nachdem der feine Beobachter der Kunst Gebhard's älteste Tochter, Alexandrine, in einigen Partieen (Königin von 16 Jahren, Camilla, Käthchen) gesehen, sagte er: „man möge die Tochter nicht von der betretenen Bahn abwärts führen, sie müsse in sanften tragischen Liebhaberinnen Epoche machen; Luise in „Kabale und Liebe“, Thekla, Portia, Julie, Desdemona rc. könnten ihre Glanzrollen werden.“ Er schenkte Alexandrinen Aufmerksamkeit und wählte, mit Bezug auf ihre Rollen, einige Shakspere'sche Dramen zum Vortrag, dem damals auch der Dichter Oehlenschläger beiwohnte. — Gebhard äußerte bei einem Morgenbesuche sein Befremden, wie so wenige oder gar keine Mitglieder der Bühne bei seinen Vorlesungen sich einfänden. Tieck erwiederte: „Sein Einfluß auf das Theater sei äußerst gering. Allsonnabendlich erscheine der Intendant und fordere von ihm ein Repertoir und die Besetzung. Er überreiche es, bespreche es umständlich und — in Monaten kaum ein Mal finde er in der Darstellung ein von ihm vorgeschlagenes Stück.“ Auch erzählte er so manche Beispiele des Undanks, die er von übermüthigen Schauspielern erlebt, mit denen er es gut gemeint habe. Unaufgefordert empfahl er ein Engagement Alexandrinens bei der Intendanz. Dieselbe zeigte sich ganz bereit, ja, sie habe schon der Prinzessin Amalie denselben Vorschlag gemacht, doch da G. auch die zweite Tochter, Minna, für muntere Partieen engagirt wünschte, um die Kinder nicht zu trennen, so zerschlug sich die Unterhandlung. — In Gesellschaft des vortrefflichen Kapellmeisters Reissiger, Theodor Winkler's wurden Ausflüge in Dresdens wunderschöne Umgegend gemacht, Körner's Häuschen besucht, wo Schiller seinen Carlos dichtete, und nachdem Tieck an G. eine Empfehlung von der Intendanz an den Director Remie in Leipzig übergeben hatte, reiste die Familie dahin ab. Director Remie empfing sie bereitwillig, und man wählte mehrere Dramen und Opern zum Auftreten.

Nach glücklich beendetem Gastspiel gedachten G's. über Prag nach Wien zu reisen, doch die damals grassirende Cholera verhinderte den Entschluß. Da kam ihr Verwandter, der Schauspieler und Sänger Stein*), nach Leipzig und überreichte G. im Auftrag eine Einladung von dem Oberbürgermeister Beils in Bamberg, die Leitung des dortigen Theaters für den kommenden Winter zu übernehmen. G. entsprach derselben.

*) Herr Stein zog sich später vom Theater zurück. Seiner Muse verdankt das Lustspiel mehrere Gaben: „Müller und Miller“, „Er ist nicht eifersüchtig“, „Die weiße Rose“ rc., die unter dem Pseudonamen „Alexander Elz“ mit Beifall aufgenommen wurden. Seine Gattin, eine Nichte der Frau Gebhard, früher in Bremen, später an der Hofbühne in Hannover engagirt, ist eine hervorragende Zierde derselben und als eine der begabtesten Schauspielerinnen des höheren Dramas (Lady Macbeth, Klytämnestra rc.) in der Theaterwelt bekannt.

In kurzer Zeit fand sich auf den Ruf G's. ein Personal fleißiger Leute zusammen, darunter der Sohn eines Petersburger Schauspielers, Franz Hoppé. Im September wurde mit »Figaros Hochzeit« (Besetzung: Gräfin, Frau G.; Susanne, Alexandrine; Cherubim, Pauline; Bärbchen, Maria; Basilio, Gebhard; Almaviva, Stein; Figaro, Riehm; Bartolo, F. Hoppé) die Bühne, mit dem Musikdirector Keller an der Spitze, eröffnet. Herzog Wilhelm von Bayern, der in Bamberg residirte, und Herzog Max interessirten sich lebhaft für das Unternehmen, die Regierung gab einen Zuschuß von 4000 fl. Gebhard sorgte für ein auserlesenes Repertoir, sah aber bald, daß er wegen der niedrigen Eintrittspreise nur eine Saison werde aushalten können. Das Unternehmen endigte denn auch schon 1831, man trennte sich mit schwerem Herzen von dem reizenden Bamberg, Franz Hoppé wurde in Braunschweig engagirt und ging später nach Berlin, wo seine sich glänzend gestaltende Laufbahn allzufrüh durch den Tod beendet wurde.

Die Familie Gebhard lebte nun einige Zeit in Wiesbaden; es folgten glänzende Gastspiele in Köln und Aachen, an welche sich ein Besuch in Bonn anschloß. Hier besuchte man zuerst den herrlichen deutschen Mann Ernst Moritz Arndt in seiner Wohnung außerhalb der Stadt am Rheinufer. Gebhard traf ihn in einer Bluse, hohen Wasserstiefeln, im Gärtchen grabend. Nach mehrstündigem Austausch heitern Gesprächs bei einem Glase Rheinweins in Erinnerungen an Petersburg, an seinen Prozeß, über den er die von ihm selbst geschriebenen Stöße Akten zeigte, kam Arndt auf den Wunsch, daß die Familie G. ein paar Vorstellungen geben möchte; der Eigenthümer des Theaters wolle dasselbe zu diesem Zweck unentgeltlich hergeben, die Dichterin Schopenhauer und seine Freunde diesen Wunsch mit einem Abonnement unterstützen. Drei Monate blieben G's und reisten dann 1832 über Kassel, wohin sie eingeladen waren, aber der ausgebrochenen Unruhen wegen nicht zum Auftreten kamen, nach Hannover und Braunschweig, überall mit Beifall in ihren Darstellungen begleitet. In letzterem Ort empfing G. einen Brief von dem Geschäftsführer des deutschen Theaters, Helmers, im Namen des neuen General-Directors der kaiserlichen Theater, Fürst Gagarin, der die Familie zur Rückkehr nach Petersburg einlud. Man begab sich nach Lübeck, wo zum letzten Male, auf Ersuchen des Directors Engel, auf deutschem Boden ein Gastspiel erfolgte. — Der Abschied war heiter-wehmüthig. Damen und Herren begleiteten zu Wagen die Familie bis Travemünde, wo das Schiff segelfertig lag.

In Petersburg wurde die Familie von allen Freunden wieder herzlich bewillkommt, aber nur Alexandrine ward zum Debüt zugelassen, von dem Auftreten der übrigen Mitglieder war keine Rede; und da man es für nutzlos hielt, ernstere Schritte zu thun, um die Erfüllung der brieflichen Einladung, die auf die »Familie Gebhard« lautete, zu erlangen, so ging man im August 1832 nach Moskau, woselbst noch bis 1834 auf dem unentgeltlich hergegebenen Theater des Fürsten Yusupoff, unter G's. Direction und mit Hinzuziehung einiger Petersburger und deutscher Sänger, Vorstellungen gegeben wurden. Frau Gebhard's letzte Rolle war die Oberhofmeisterin in »Elise Valberg.«

Im Herbst 1834 heirathete Alexandrine einen deutschen Kaufmann, Pauline den von der Ohmann'schen Gesellschaft zurückgebliebenen Musikdirector Karl Gödicke. — Das Theater wurde aufgegeben. — Die Eltern konnten sich nicht von den Kindern, die Kinder nicht mehr von den Eltern trennen. Die Familien richteten sich heimisch ein. 1841 starb Alexandrine nach der Geburt des fünften Kindes. Trost und Freude gewährte den Eltern die Ankunft des einzigen Sohnes, der die Stelle eines ältesten Directors am kaiserlichen Kriegshospital und eines Sectors bekleidete. Die dritte Tochter, Maria, verheirathete sich an den Apotheker Wonsowitsch und lebt gegenwärtig in Schuja. Die vierte Tochter, Wilhelmine, bildete sich als Miniatur-Malerin aus. Mit ihrer Mutter auf Einladung der Sängerin Schoberlechner machte sie eine zweijährige Kunstreise nach Wien, Verona, Florenz, Rom, Neapel, Marseille und Paris. (Siehe Journal des débats von 1845.)' Zurückgekehrt nach Petersburg, erhielt sie, nach Ausstellung ihrer Gemälde in der Akademie, das Diplom als akademische Künstlerin.

Am 26. Juli 1855 feierte das glückliche Ehepaar seinen goldenen Hochzeitstag im Kreise der Kinder und Enkel, Freunde und Freundinnen, die ihr Zimmer mit Blumenkränzen ausgeschmückt hatten. Schöne Musikwerke von Mozart und Beethoven wurden von den Enkeln und Freunden ausgeführt. Der allgemein geschätzte Greis, Pastor Hubert, weihte das Fest mit einer herzlichen Rede.

Der Freude Wandnachbar ist oft der Tod.

Am 23. December 1855 starb unter Tausenden von Cholera- und Typhuskranken, auf einer Inspectionsreise nach Eupatoria, Odessa, Sebastopol 2c. im rastlosen Eifer seines schweren Berufes der einzige Sohn als Oberarzt der kaiserlichen Kriegshospitäler in Cherson. Er hinterließ, — seine Frau war schon 1848 gestorben —, vier Waisen.

Die Todesnachricht erschütterte Alle, aber Frau Gebhard dergestalt, daß plötzlich ein lebensgefährlicher Blutsturz erfolgte, von dem sie zwar geheilt ward, doch litt sie ein ganzes Jahr an Brust- und Lungenschwäche. Auch jetzt verließ sie ihr herrlicher Humor nicht, sie las gern und liebte schöne Musik, scherzte und lachte noch häufig, wenn sie mit den Enkeln spielte. Endlich klagte sie über Schwäche in den Beinen, und der Gedanke machte die sonst rüstige Frau verdrießlich, daß sie zu Bette liegen müsse. — Es war der 21. Februar 1857. Die Kinder hielten bei ihr Nachtwache, was sie nicht billigte. »Geh' nach Hause, Pauline«, sagte sie, »du hast ein krankes Kind!« — Ihr Gatte saß an ihrem Lager und hielt ihre Hand in der seinigen. Die Miniaturbilder der Familie, von der Tochter gemalt, hingen an der Wand um sie herum; sie betrachtete dieselben mit Wohlgefallen, ließ sie sich reichen und küßte sie. »Geh' schlafen, lieber alter Fritz«, sagte sie schwach, »du hast in der vorigen Nacht gewacht; ich befinde mich wohl.« — Der Mann küßte sie. — »Was ist das, du benetzest mein Gesicht mit Thränen; bist du ein Mann?« — Die Kinder schluchzten. »Weint nicht, ich kann das nicht leiden. Lacht, lachen ist besser. Geh' schlafen, Vater. Sieh', mein Gewissen ist so rein wie das eines Kindes; meine Seele, mein Geist so hell und heiter — so muß ich in die Welt hereingekommen sein, so werde ich auch wieder hinausgehen. Leg' dich schlafen, Vater, ich will auch schlafen; ich fühle es, heute Nacht werde ich recht lange schlafen. Geh', geh'!« —

Maria Hedwig Gebhard starb in der Nacht zum 22. Februar 1857. Sie hinterließ ihren Gatten, drei Kinder, zwei Schwiegersöhne und siebenzehn Enkel in Betrübniß um die zärtlich liebende und geliebte Geschiedene.

---

* Schwäbische Volkssagen.

Von A. Birlinger.

Die Eichkapelle von Ellwangen.

Unweit des freundlichen Städtchens Ellwangen liegt zwischen weitschattigen majestätischen Eichbäumen ein nettes Kirchlein mit schmucken Thürmchen, die sogenannte Eichkapelle. Tagtäglich sieht man bei guter Witterung alte Mütterchen, den Rosenkranz zwischen den Fingern, gar andächtig das Thal herabtrippeln, um hier zu beten und dann aus dem Quell, der zwischen den Wurzeln einer uralten Eiche hervor in ein steinernes Becken sprudelt, zu trinken. Es ist dies gar ein klares und kräftiges Wasser und soll besondere Gewalt haben, vor Augenweh zu schützen. Aber nicht bloß alte Mütterchen, auch noch viele andere Leute kommen aus der Stadt zum heimischen, traulichen Plätzchen herab, und zwar nicht nur wegen des freundlichen Spazierweges, sondern um in der heiligen Stille den Staub des Werktaglebens von sich abzuschütteln und mit

ihrem Gott zu reden und dann mit frischem Muthe zu den Sorgen und Mühen zurückzukehren; denn die Ellwanger waren von jeher fromme, gutkatholische Christen und sind's noch.

An den Ursprung dieses Kirchleins nun knüpft sich folgende Sage.

Im nahen Rindelbach lebte einmal ein reicher Bauer. Der aber war einer von denen, die meinen, Gott habe ihnen ihren Reichthum wegen ihrer eignen absonderlichen Güte und Tüchtigkeit und Gescheidtheit geben müssen, er habe gar nicht anders können, ohne ungerecht und parteiisch zu sein. Demnach verspürte er denn auch einen gewaltigen Dünkel, dem er bei jedweder Gelegenheit Luft machte. Besonders glaubte er, was übrigens vor ihm und nach ihm gar Viele gemeint haben und noch meinen, das Beten sei nur für das gemeine Volk, nicht aber für reiche Hofbauern. Was brauche er auch zu beten! Er sei nicht der Mann, der Wohlthaten von unserm Herrngott brauche, er hab's so gut wie der. Absonderlich einfältig fand er's, daß so viele Leute von nah und fern auf den Schönenberg gingen und dort zu der Maria beteten und Hülfe zu finden hofften. Wenn ein Mann selbst nicht so viel Kraft habe, sich zu helfen, so könn's Niemand anders auch nicht, am wenigsten solch ein Weib. Gar viele Leute schüttelten bedenklich den Kopf ob dem Treiben und Reden des reichen Hannes. Ja mancher herzhafte, biderbe Nachbar wagte es sogar, dem Hannes ins Gesicht zu sagen, wie gotteslästerlich sein Thun sei, und unser Herrgott und die Muttergottes seien noch stark genug, um ihn, wenn er auch der reiche Hannes sei, zu strafen und ihm sein wüstes Maul zu stopfen. Aber Solches partete bei dem nicht, im Gegentheil, zog er erst jetzt recht los, und alle Guten mieden ihn, und selbst die Armen mochten vor seiner Thüre nicht betteln und wollten von ihm kein Almosen, denn da hange an jedem Stück Brots ein Fluch. Aber das war dem Hannes alles Eins, denn so wie er konnt's halt doch Keiner, und neidig mußte ihm Jeder sein.

Da fuhr denn einstmals der reiche Hannes an einem Marktag von der nahen Stadt mit seinen zwei feurigen Braunen heim. Er hatte einen tüchtigen Wagen voll Korn verkauft und befühlte wohlgefällig die schwere Geldkatze und sah dann wieder stolz auf sein stattliches Gespann. Dazumal nun war da, wo jetzt die Eichkapelle steht, noch keine Brücke über die Jaxt, und man mußte, wenn man zu Fuß war, auf einem schmalen Balken hinüberbalanciren, wobei das obere Stockwerk nicht zu schwer sein durfte vom Wein oder vom Bier, — von welch' beiden man im Städtchen, im Stern und im grünen Baum, guten Stoff haben konnte. — sonst ging's nicht. Saß man aber zu Roß oder zu Wagen, so mußte man durchs Wasser. Doch geht's hier, besonders im Sommer, nicht gar tief; bin selbst schon als Büblein mit aufgestülpten Höslein hinübergewatet. Damals aber war's im April und Schneegang und das zahme Jaxtflüßlein zum breiten See geworden, fast so breit als das Thal. Zwar im Hinweg nach der Stadt, am Morgen, da hatte es sich noch gethan, die Fährte war zwar ungewöhnlich tief gewesen, die Räder bis über die Achse naß geworden, aber seitdem hatte es den ganzen Tag in den Schnee hineingeregnet, das daraus entstandene Wasser hatte aber nicht in den Boden dringen können, da er unter dem Schnee fest gefroren war, und so war denn all das Wasser von den Bergen in das Thal herabgelaufen und hatte es zum brausenden See gemacht.

Also wie gesagt, unser Hannes fuhr guter Dinge die Schmidtgasse heraus. Wie er aber das Thor hinter sich hatte und den wogenden Strom mit den Eisschollen obendrauf vor sich sah, da machte er doch ein bedenkliches Gesicht, und er wäre vielleicht umgekehrt und den zwar weiten, aber sichern Weg über den Mittelhof gefahren, wenn nicht der Thorwart ihm durch's Schiebfensterchen zugerufen hätte: „He da, Hannes, da hat euch unser Herrgott einen rechten Strich, nicht durch die Rechnung, aber durch den Weg gemacht, kehrt nur getrost wieder um und fahrt über den Mittelhof.“

„Was, ich? Umkehren? Strich durch den Weg? Mir macht Niemand einen Strich durch den Weg! Will euch zeigen, daß der reiche Hannes andre Gäul' hat als ihr Stadtreiter. Wenn die Bach' auch nochmal so groß wär', ich, der reiche Hannes von Rindelbach, ich fahr' mit meinen Braunen durch.“ Mit diesen Worten peitschte er auf seine Gäule los, und fort ging's so schnell, daß er nicht mehr hörte, wie ihm der schalkhafte Thorwärtel eine glückliche Himmelfahrt nachwünschte. Bis über die Steingrübmühle hinaus ist der Weg hochgelegen, somit hatte es da noch keine Wassergefahr. Der Müllerbursche nun, der unter der Thüre den Bauern daherfahren sah, schaute zuerst ganz verwundert den Bauern an und fragt' ihn drauf: „Oho, Bauer! habt ihr denn zu viel aufgeladen im Baum, daß ihr den Weg fahrt, oder seid ihr des Lebens satt?“ „Ei du weißhäsige*) Bachstelz, was hast denn du mir z'reden? Schau nach deinen Mühlrädern und net nach meinen Wagenrädern!“ Und weiter ging's voll Trotz. „Hat sich denn die ganze Welt gegen mich heut' verschworen? Aber wart', will euch zeigen, wer's kann.“ So brummte zornmüthig der Bauer vor sich hin und kam immer näher dem brausenden Strome. Der alte Müller, der eben zum Fenster herausgeschaut, hatte die Reden des Bauern gehört und ihm zurufen wollen, er solle doch Einsicht haben und sein Leben nicht muthwillig in Gefahr bringen, aber der Bauer hatte nichts mehr gehört. Doch der brave alte Mann begnügte sich nicht mit dem guten Willen, er wußte, daß es rein unmöglich sei, jetzt über den Fluß zu setzen, und war's auch der gottlose Hannes, es galt doch ein Menschenleben. Er rief deßhalb seinem Sohne und seinem Müllerburschen und eilte dem Bauern nach. Aber sieh! — welch' ein Anblick! Mitten im Strudel zwischen Treibholz und Eisschollen Hannes mit seinem Wagen! Gewaltig mühten sich die kräftigen Rosse ab, aus der Strömung zu kommen, aber umsonst. Und der trotzige Hannes auf dem Wagen, nur noch mit den Achseln über Wasser, streckte die Hände aus und jammerte und schrie und versprach dem Müller seinen halben Hof, wenn er ihn rette. Und wirklich, der alte Müller bindet sein Boot los, das in einem Seitenarm des Flusses lag, springt mit seinem Sohne hinein und ringt muthig mit den anstürmenden Wogen. Alle Augenblick glaubt' man, es müsse das schwache Boot umschlagen, aber sieh', es schlug nicht um, es kam sogar dem Wagen immer näher und näher. Dankbar blickte der Greis zum Schönenberg hinauf, der gegenüber so ruhig herabblickte, als wäre hier nicht ein Menschenleben in Noth. Auf einmal ruft der Knecht am Ufer: „Aufgepaßt! 's kommt ein Eisstück.“ Und wirklich, da, dicht hinter ihnen kommt ein mächtiger Eisblock hergeschwommen. „Himmel, hilf du!“ so rief der Müller und stieß mit einem kräftigen Stoß sein Boot zur Seite, denn that er dies nicht, so war es unrettbar verloren. Furchtbar schrie aber Hannes auf, als er seine so nahe Rettung vereitelt sah, verzweifelnd streckte er seine Arme gegen den Schöneberg aus, und der stolze Hannes, der Muttergottesverächter, rief jetzt im Angesicht des nahen Todes die Muttergottes um Hülfe an. „Hilf! Verzeih! o hilf! Ich will dir eine Kirche“ — —. Was er noch weiter rufen wollte, der Himmel weiß es, die Wogen hatten ihn sammt Pferd und Wagen verschlungen. Entsetzt starrten die Müller drein. Aber — was ist das? Vom Schönenberg, der eben jetzt durch den letzten Strahl der untergehenden Sonne, die in diesem Augenblick das dichte Gewölk durchbrach, in goldenem Schimmer dastand, senkt sich blitzschnell ein klares, beinahe durchsichtiges Wölkchen herab bis auf die Jaxt, und eine starke Stimme tönt daraus: „Hast mich dein ganzes Leben verleugnet, so verleugne ich dich jetzt!“

Und plötzlich schnellt der reiche Hannes nochmals über die Fluthen und schreit mit gräßlicher Gewalt jach auf, wie zur Bestätigung der Stimme.

Da schloß sich das Gewölk wieder über dem letzten Strahl der untergehenden Sonne, und das Wölkchen war wieder hinaufgeschwebt zum Schönenberg und dort verschwunden.

*) Häs = Kleid im Ellwanger Dialekt.

Der Müller aber und sein Sohn und sein Knecht gingen entsetzt und verstört nach Hause und erzählten, was sie gesehen und gehört; und eine kurze Zeit darauf stand am Platz, wo das Wasser den todten Bauern ans Land geworfen, ein schmuckes Kirchlein, das die gottesfürchtigen Erben des Bauern gebaut.

Das Muttergottesbild von Ellwangen.

Wenn wir alle die Gräuel aufzählen wollten, welche im Schwedenkriege die gesegneten Gauen unseres Vaterlandes verwüsteten, so gäbe es da ein ganzes, dickes Buch, bei dessen Lesen einem die Haare zu Berg stünden und der Gedanke käme: dazumal muß auch unser Herrgott wichtige Geschäfte anderweitig gehabt haben, sonst könnte er doch dem jämmerlichen Durcheinander nicht ruhig zugesehen haben, sondern wäre gewiß mit einem Donnerwetter dreingefahren, daß Deutsch und Schwed und Schwed und Deutsch auseinandergefahren wären. Doch giebt es auch Fälle von jener Zeit, bei denen unser Herrgott wieder gezeigt hat, daß er sich nicht immer ins Angesicht schlagen lasse. Einen solchen haben wir vor uns.

's war um die Zeit der Schlacht bei Nördlingen, als die Schweden auch den Weg in's Ellwangische fanden. Ellwangen hatte dazumal zu seinem Herrn einen gefürsteten Probst, der auf dem Schloß Hohenellwang, ein Viertelstündchen oberhalb der Stadt, residirte. Und wenn wir den Ueberlieferungen glauben dürfen, so befanden sich die Ellwanger unter dem Krummstab sehr gut. Denn in jenen Zeiten hieß Ellwangen noch weit und breit „die Goldgrube.“ Da mochte denn abgesehen davon, daß die Schweden ohnedieß ihr Weg durch die Gegend führte, schon dieser Name sie angelockt haben. Mit Angst und Zittern sahen die gar nicht kriegerischen Bürger der Ankunft der Schweden entgegen. Diese nun, die fürchten mochten, das damals noch mit Wall und Mauer umgebene Städtchen würde Widerstand leisten, sandten zur Probe von der letzten Höhe vor Ellwangen, vom Kaiserskreuz aus, einige Kanonenkugeln in die Stadt, von denen eine unseligerweise einen Bäcker, den sogenannten Bekendäbele, erschlug, als er gerade das Brot in den Ofen schieben wollte. Jene Kugel ist noch über der Hausthüre des Bäckerhauses eingemauert zu sehen. Als nun die Schweden sahen, daß ihnen nicht geantwortet wurde auf ihre grobe Sprache, zogen sie ohne Schwertstreich ein. Der Haupttrupp warf sich auf's Schloß und ließ sich die dort aufgespeicherten Vorräthe, absonderlich die gar köstlichen Weine, trefflich schmecken. Im Schloß nun ist eine helle geräumige Kapelle mit einem wunderthätigen Muttergottesbilde. Diese Kapelle wurde von den Schweden nach kurzer Soldatenart zum Roßstalle umgewandelt. Eines Tags nun standen mehrere Schwedenkameraden bei ihren Gäulen in losem Geschwätz in der Kapelle und machten böse Bemerkungen über das altmodische Muttergottesbild, daß es hätte roth werden müssen ob den Reden, wenn anders es das gekonnt. So aber schaute es gleichmüthig auf die muthigen Soldaten mit ihren mächtigen Schnauzbärten und langen Säbeln herab, die so tapfer über ein armes Bild herfielen. Endlich fiel's einem gar kampflustigen nordischen Recken ein, seinen Muth den Kameraden recht deutlich zu zeigen: ein Hieb, und der Arm des unschuldigen Bildes lag am Boden. Aber o Wunder! Der Schwede läßt plötzlich seinen Arm sinken, ein tödliches Blaß jagt über seine Wangen, und stier und starr quellen seine Augen hervor, immer auf die Wunde des Armes gerichtet. Die Kameraden halten's erst für einen Scherz und lachen aus vollem Halse über die trefflich nachgeahmte Höllenphysiognomie. Aber immer steht er noch, immer stiert er noch, immer schlaffer sinken die Arme hinab am schlotternden Leibe. Da merken die Kameraden, „daß es doch kein ganz geheures Späßlein sei, rütteln und fragen ihn, aber keine Antwort — immer steht er da, immer stiert er das Bild an. Und so stand er zum Graus und Entsetzen aller seiner Landsleute drei volle Tage und Nächte ohne Bewegung und starrte nur immer das Bild an und den abgehauenen Arm. Am dritten Tag aber stürzte er leblos nieder zur nämlichen Stunde, in welcher er den Hieb geführt hatte, am ganzen Leibe blau. Die Schweden nahmen ihn in aller Stille und warfen ihn in das Burgverließ.

Kommst du, lieber Leser, einmal nach Ellwangen, so kann dir jedes Kind den Schwedenthurm zeigen. — Ja wenn's ein muthwilliger Bube ist, wie auch ich mal einer gewesen, so wird er dir voll Bewußtsein sagen: „O, war selbst schon im Schwedenthurm und hab' im Loch drunten Salpeter geholt.“

Ein Vorschlag für die deutschen Schriftsteller.

Herr Dr. Karl Weller in Dresden, welcher schon vor zwei Jahren in einem Jahrbuche deutscher Dichtung den Plan einer geistigen und materiellen Vereinigung von Schriftstellern zum Zweck der Herausgabe eines gemeinsamen literarischen Unternehmens anregte, — welcher Plan jedoch nicht zur Ausführung kam —, hat jetzt einen anderen Plan, welchen er in den von ihm neuerdings begründeten „Deutschen Sonntagsblättern“ vorlegt. Obgleich wir nicht glauben, daß dieser Gedanke ausführbar und fruchtbringend sein wird, können wir doch der Erfüllung der Bitte, denselben auch unseren Lesern mitzutheilen, uns nicht entziehen:

„Es handelt sich hier nicht um Begründung eines gemeinsamen Verlagsgeschäfts von schriftstellerischer Seite: solche Versuche sind noch stets an dem Mangel des nöthigen Kapitals, das man eben bei Schriftstellern nicht voraussetzen darf, gescheitert. Es gilt einfach die gemeinsame Herausgabe eines Werkes, das ein Volksbuch oder eine Volksbibliothek zu bilden bestimmt ist. Dieses Buch soll in billigen Lieferungen, die dessen Verbreitung in allen Klassen des Volkes ermöglichen, ausgegeben werden und statt der in den untern Kreisen noch grassirenden Winkelliteratur, die mit einem Sammelsurium von Ritter- und Räuber-, Mord- und Gespenstergeschichten, Mysterienunsinn und sonstigen Nichtsnutzigkeiten oder Plattheiten nur darauf ausgeht, die Phantasie zu kitzeln, dem Volke eine gesunde, gute geistige Nahrung bieten. Dieses gemeinsame Unternehmen ist vorläufig auf einen Zeitraum von fünf Jahren und einen Umfang von ebensoviel Bänden berechnet. Außer der geistigen Mitarbeiterschaft hat jeder Theilnehmer in seiner Gegend die Einrichtung und Ueberwachung eines soliden und thätigen Vertriebs des Buches zu übernehmen. Von dem Erfolg dieser Thätigkeit hängt der pekuniäre Antheil eines Jeden an dem Unternehmen ab. Als Ersatz für diese Thätigkeit kann von Seiten bemittelter Theilnehmer eine Kapitaleinlage geleistet werden. Zur Kostendeckung und Sicherung des Bestandes sind 5—6000 Exemplare erforderlich (unter Einrechnung eines Minimalsatzes von Honorar, der den anständigsten Honoraren guter Zeitschriften entspricht). Der Ertrag wird gleichmäßig unter die Mitarbeiter (nach Verhältniß ihrer Beiträge) und die materiellen Förderer des Unternehmens vertheilt. Ein Theil davon soll, wenn der Erfolg es gestattet, zur Begründung einer Vorschuß-, Unterstützungs- und Pensions-Kasse verwendet werden. Bei einer Auflage von 10—12,000 Exemplaren würde den Mitarbeitern ein Honorar zu Gute kommen, dem höchsten gleich, das den namhaftesten Schriftstellern bei uns erreichbar ist, bei 35,000 Exemplaren aber der Honorarsatz pro Bogen bereits die Summe von 100 Thalern übersteigen. Kurz, es würde eben ein Jeder dabei die Gewißheit haben, den vollen Ertrag seiner Arbeit und Thätigkeit sein eigen nennen zu können und eine freudige Wirksamkeit alle Theilnehmer vereinigen. Es ist ersichtlich, daß auf dem Wege einer solchen Vereinigung der Kräfte und Interessen der größte Theil der bedeutenden Geldopfer erspart bleibt, die ein einzelner Unternehmer zur Ausführung des

Werkes nothwendig hineinwenden müßte und daß es vereinter Thätigkeit leichter gelingen wird, die Schwierigkeiten des Anfangs zu überwinden. Dr. Karl Weller ist bereit, seinerseits in jeder Beziehung zum zehnten Theil für die Sache einzustehen, und wenn sich so viel Theilnehmer ihm anschließen, daß außerdem noch fünf Zehntheile gedeckt sind, das Unternehmen nach geschehener Einigung sofort ins Leben zu rufen. Die Mittheilung des näheren Prospektes soll erfolgen, sobald die nöthige Zahl von Theilnehmern ihren Beitritt erklärt hat."

Schillerstiftung.

Die deutsche Schillerstiftung ist bisher in Bremen noch nicht durch einen Zweigverein vertreten. Vorstand und Ausschuß des Künstlervereins erbieten sich, Gaben, welche für die Stiftung bestimmt sind, entgegenzunehmen und nach Weimar, dem jetzigen Vororte, zu befördern.

Bremen im December 1859.

Dr. Fr. Pletzer. Heinr. Müller. Dr. Theod. Kiesselbach. Dr. H. A. Müller. Herm. Schaffert. Ferd. Cranz. Jul. Cabisius. Karl Kirchner. Gustav Quentell. Heinr. Deneke. Ernst Klingenberg. Senator Otto Gildemeister. J. Ruperti. Wilh. Rodewald. Theod. Hütterott.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Giordano Bruno. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. Aderholdt. — Novellen von A. Bernstein. — Elemente der Psychophysik. Von G. Th. Fechner.

— * Die Verehrer der Gräfin Ida Hahn-Hahn haben die Aussicht auf eine neue Erzählung derselben, welche zu Ostern unter dem Titel „Regina Maria" erscheinen soll.

— * Der „gestiefelte Kater" von Tieck ist neuerdings noch einmal in das Französische übersetzt worden.

— * Das neue poetische Werk von Victor Hugo, die „Weltlegende", hat bereits in Ludwig Seeger in Stuttgart einen Uebersetzer gefunden; die erste Lieferung ist ausgegeben. Die Legende hat, wie der Dichter in dem zu Hauteville House im September 1859 geschriebenen Vorworte bemerkt, den Zweck, die Menschheit in einer Reihe von Bildern aus dem Gesichtspunkt der Geschichte, Sage, Philosophie, Religion und Wissenschaft zu malen. An dieses Epos sollen sich noch zwei andere: „Das Ende des Teufels" und „Gott", anschließen und so eine Trilogie vollenden, in welcher sich das Wesen nach seinen drei Seiten: Menschheit, Böses, Unendliches (resp. Progressives, Relatives, Absolutes) wiederspiegeln soll.

— * Die neue Ausgabe der Werke von Händel hat ihren Fortgang. Die erste Lieferung des zweiten Jahrganges ist ausgegeben und enthält das Oratorium „Herakles." Diese gewaltige Schöpfung ist wieder besonders geeignet, dem Händel'schen Genius neuen Boden zu erobern. Das Oratorium behandelt die Rückkehr des Herakles von Oechalia's Zerstörung, sein jammervolles Ende durch die Eifersucht Dejanirens und seine Erhebung in den seligen Kreis der Götter. Die Personen sind Herakles, Dejanira, ihr Sohn Hyllos, die gefangene Fürstin Jole und der Herold Lichas.

— * Die Verlagshandlung von Justus Perthes in Gotha hat, da der Andrang von Beiträgen für die „geographischen Mittheilungen" so bedeutend ist, daß dieselben nicht alle in dieser Zeitschrift abgedruckt werden können, beschlossen, von Zeit zu Zeit besonders werthvolle, in sich selbständige Arbeiten als Ergänzungen zu den Monatsheften auszugeben. Als erstes solches Ergänzungsheft ist eine sehr gediegene Arbeit von Major Vibe, dem hochverdienten Chef der norwegischen Generalstabs-Aufnahmen, über Küsten und Meer Norwegens erschienen, die über die höchst eigenthümlichen physikalisch-geographischen Phänomene einer der interessantesten Küstenstrecken der Erde zum ersten Male in einer eben so wissenschaftlich-gründlichen als populären Weise belehrt und über viele bisher in Zweifel gehüllte Punkte neues Licht verbreitet. Die Abhandlung stützt sich vornehmlich auf Untersuchungen, welche die norwegische Regierung in den Jahren 1841 bis 1844 unter Leitung der Vermessungs-Direction ausführen ließ, von deren Resultaten bisher aber nichts in den Druck gekommen ist. Das Heft, welchem eine Karte Petermanns und zwei Original-Ansichten von Torghatten, einer wunderbaren Inselklippe (in Chromolithographie von Bernetz) beigegeben sind, kostet nur 10 Sgr. und wird allen Besitzern der Monatshefte als angenehme Neujahrsgabe willkommen sein.

— * In den für die geographischen Entdeckungen sich interessirenden Kreisen Englands werden M'Clintock's Bericht über seine mit so großem Erfolge gekrönte Expedition zur Aufsuchung der Spuren Sir John Franklin's und Darwin's gelehrtes Werk: „The Origin of Species", am meisten gekauft, gelesen und besprochen. Beide gehören zu Murray's Verlag, und es drängt eine Auflage die andere. M'Clintock's Tagebuchblätter sind schmucklos geschrieben, wie es sich für das Naturel eines Seemannes und die oft nur allzu bittere Einförmigkeit der Polargegenden paßt. Auf Darwin's Buch kann die Gelehrtenwelt nicht früh genug aufmerksam gemacht werden. Der Verfasser setzt hier die Grundzüge einer Idee auseinander, die er 25 Jahre im Kopfe mit sich herumgetragen, geprüft und, wie er versichert, durch tausendfache Experimente bestätigt gefunden hat: die Idee nämlich (welche, nebenbei bemerkt, schon Goethe während seiner „italiänischen Reise" in sich „als Grille" spuken fühlte), daß alle Schöpfungen im organischen Reiche der Natur sich auf Eine Species zurückführen lassen, daß einige Gattungen Geschöpfe zu Grunde gehen und anderen Platz machen, nicht allein durch klimatische Boden- und Nahrungsverhältnisse, sondern weil die mangelhaft entwickelte Species jederzeit von der bevorzugteren verdrängt wird. Das Buch ist jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung, und wer sich von den darin aufgestellten Prinzipien auch nicht überzeugt fühlt, wird doch dem Ernste der Forschung und der Gelehrsamkeit des Verfassers Gerechtigkeit widerfahren lassen.

— * Die in Köln bisher herausgekommene „Rheinische Musikzeitung" ist eingegangen. Sie wurde von L. Bischoff gegründet, welcher nun seit mehreren Jahren die „Niederrheinische Musikzeitung" herausgiebt.

— * Von den dänischen Dichtern beziehen Andersen, Hertz, Paludan Müller und Winther Pensionen vom Staate, die neuerdings auf 1000 Thaler erhöht sind.

— * Für das Schiller-Denkmal, welches in Berlin errichtet werden soll, sind jetzt etwa 30,000 Thaler zusammengebracht; davon ist ein Drittheil vom Prinzen Regenten, ein zweites von der Stadt Berlin hergegeben worden.

— * Frau Clara Schumann beabsichtigt sich in Wien niederzulassen und dort Clavier-Unterricht zu ertheilen.

— * Man berichtet aus Dresden: Am 17. und 18. December fand im Hoftheater die Feier der Geburtstage Beethoven's und Weber's statt, zu welchem Zweck Dr. Pabst eine Dichtung: „Die Tonkunst und vier deutsche Meister" (Gluck, Mozart und die beiden Gefeierten), verfaßt hatte. Den klangvollen Versen, denen bezeichnend die Introduction zu Haydn's „Schöpfung", aus welcher sich die Stimmung des Gedichts gleichsam entwickelte, vorausging, dienten lebende Bilder mit Musik zur Begleitung. An Beethoven's Geburtstag wurde nach der sinnigen Huldigung des Meisters „Fidelio" gegeben. Die in gleicher Weise wie Tags vorher eingeleitete Feier Weber's brachte dessen im Jahre 1810 entstandene und seit 37 Jahren nicht wieder aufgeführte einaktige komische Oper „Abu Hassan." Der kleinen Operette folgte der dritte Akt aus dem „Freischütz."

— * Ein neues vieraktiges Lustspiel von Blittersperg, „Crescentia", ist auf dem Hofburgtheater in Wien gegeben worden, aber durchgefallen; dagegen hat das neue Schauspiel von Paul Heyse, „Elisabeth Charlotte", in München Glück gemacht.

— * Die neue Oper von Meyerbeer, Dinorah oder die Wallfahrt nach Ploërmel, erobert sich jetzt auch die deutschen Bühnen, und zwar zunächst die von Stuttgart, Mannheim, Dresden und Hamburg. In Stuttgart war Meyerbeer selbst zugegen.

— * Man schreibt aus Rom: „Unter den jungen deutschen Künstlern, deren Arbeiten hier besonderes Aufsehen machen, verdient der Bildhauer Anton Werres aus Köln am Rhein genannt zu werden. Der äußerst fleißige junge Künstler, der sich in Berlin das große Stipendium erwarb, hat schon mehrere nicht unbedeutende Werke geliefert. Eine seiner letzten Arbeiten: „Die Taufe des Heilandes", eine ernst-schöne Gruppe, durchaus edel in den Linien und ausdrucksvoll in den beiden Köpfen, hat eben so vielen wohlverdienten Beifall gefunden, als seine Gruppe: „Venus und Amor." Die sitzende Göttin, welche mit der auf dem Kopfe des Sohnes liegenden Rechten denselben an sich drückt, und der sich an sie schmiegende, stehende Amor sind lebendig schön modellirt. Bläser darf auf einen Schüler wie Werres stolz sein."

— * **Adel und Bürgerthum.** Die Grenzboten eröffnen ihren neuen Jahrgang mit einer Betrachtung über die Hoffähigkeit. Es ist nicht uninteressant zu verfolgen, wie viel Ueberrest abgelebter Bildung, Ueberlieferung aus einer oft herben und wilden Vergangenheit auf diesem Gebiete noch vorhanden, oder wo und wie es überwunden ist. Durch einen Ueberrest feudaler Sitte ist das natürliche Verhältniß zwischen Herrscher und Volk an den meisten Höfen verschoben, der Souverän ist unfrei in der Wahl seiner Umgebung. Daß zu Wien am Kaiserhofe die Gesetze der Hofetikette am strengsten sind, wird man voraussetzen. Unter den mittleren deutschen Höfen sind einige, an denen besonders scrupulös auf dieselbe romanische Etikette gehalten wird. Freilich haben zuweilen die geistigen und gemüthlichen Bedürfnisse der Souveräne nach Auskunftsmitteln gesucht: an mehreren Höfen ist eine besondere Form für den Verkehr mit Gelehrten und Künstlern gefunden; aber solche Privatabende der höchsten Herrschaften stehen ganz außerhalb des Hoflebens, sie werden betrachtet wie ein kurzes Incognito, welches sich der Souverän wohl zuweilen gestattet. Es kann vorkommen, daß ein Fürst Solche, die ihm an solchen Abenden persönlich nahegetreten sind, niemals vor sich laden kann, wenn bei einem Hoffeste die Kronleuchter seines Schlosses angezündet werden. Nur einer von den kleinern Fürstenhöfen Deutschlands hat die alterthümliche Etikette fast ganz beseitigt und das feudale Hoflager in einen Hofhalt verwandelt, der nach dem Muster des französischen Hofes unter Louis Philipp organisirt ist. Es ist uns nicht bekannt geworden, daß diese gewaltthätige Reform Ansehen, Behagen und Popularität des Fürsten verringert hätte. Es ist lehrreich, daß in jenem Lande, von welchem die Deutschen den größten Theil ihres höfischen Brauches angenommen haben, schon längst das alte Ceremoniell geschwunden ist. Die Hofordnung, wie sie Louis Philipp eingerichtet hatte, ist mit einer Anzahl Aenderungen, welche vom Kaiserreich hergenommen sind, auch durch Kaiser Napoleon III. adoptirt worden, und nur gelegentlich werde hier bemerkt, daß der Kaiser einen nicht geringen Theil der widerwilligen Achtung, welche er den Franzosen abgerungen hat, dem Umstande verdankt, daß das Prinzip seines Hofes wie seiner Regierung das ist, keinen gesellschaftlich privilegirten Stand zu dulden. Er hat alte Adelstitel aufgefrischt, aber er sorgt dafür, daß sie bei ihm nur wesenlose Titel bleiben. Der letzte Grundsatz seiner Regierung, den er auch im persönlichen Verkehr geltend macht, ist, jedes Interesse gleichmäßig unter seinen Willen zu beugen. Und der Bürger von Paris empfindet darin nach Weise des Franzosen mit stiller Befriedigung einen demokratischen Zug, der ihn mit vielem Harten versöhnt. Der deutsche Bürger aber sieht mit kaltem Lächeln auf die Exclusivität der deutschen Höfe. Er weiß wohl, daß das Bürgerthum der Hauptträger der deutschen Tüchtigkeit und Bildung ist. Er sieht mit Stolz, daß in keinem Kreise deutschen Lebens, weder bei Fürsten noch beim Adel, die Sittlichkeit reiner, die Bildung humaner, der Sinn für das Schöne und Große entwickelter, das Familienleben gemüthvoller ist, als in den gebildeten Familien, welche stolz darauf sind, bürgerlich zu heißen. Der deutsche Bürger weiß wohl, daß der Adel dem Bürgerstand seit Jahrhunderten fast Alles verdankt, was ihn aus der Unbehülflichkeit des Mittelalters herausgehoben und den Junker in einen nützlichen Staatsbürger verwandelt hat. Er weiß, daß die Humboldte nur durch den Verkehr mit dem Philologen Wolf, den Dichtern Schiller und Goethe zu der Kultur gekommen sind, welche sie zu Zierden ihres Standes macht. Er weiß recht gut, daß aus den Landedelleuten der Mark und Pommerns, welche in Opposition gegen die humane bürgerliche Bildung der Gegenwart treten, niemals ein Humboldt herauswachsen wird, wohl aber moderne Don Quixotes, nicht so harmlos und weniger liebenswerth, als der arme spanische Hidalgo. Und fest überzeugt ist der Bürger, daß er nicht mehr Glied eines Standes, welcher zwischen Edelmann und Bauer gesetzt ist, sondern in freiester Stellung ein Theil der Volkskraft, daß vorzugsweise er Repräsentant auch des edelen Lebens der Nation ist, und daß hoher und niedrer Adel sich nur dann erhalten können, wenn sie in geistiger und materieller Beziehung seiner Führung folgen. Es giebt natürlich auch Nichtadelige, welche noch mit Groll und Neid auf die gesellschaftlichen Hofprivilegien des feudalen Adels blicken, und die es für ein besonderes Glück halten, derselben in irgend einer Weise theilhaftig zu werden. Es ist zu bedauern, daß die Fürsten und ihre Umgebung vorzugsweise nach solchen Einzelnen ihre Ansicht über ihr eignes Verhältniß zu den Besten der Nation bilden. Denn nicht nach den Schwachen ist die Stimmung der geistigen Führer des Volkes zu messen, und mit Stolz darf man auch in dieser Hinsicht auf die deutsche Art hinweisen. Trotz der vielen Höfe und der zahllosen Fäden, welche durch den Einfluß der vielen Regierenden gezogen werden, und trotz des unerhörten Druckes, unter dem das deutsche Volk in den letzten Jahrhunderten seiner geschichtlichen Entwickelung herausgewachsen ist, ist doch sehr allgemein ein männlicher gleichmäßiger Sinn, der den Höherstehenden Achtung, den Regierenden ehrliche Loyalität bewahrt, aber ebenso entschieden mit Stolz das eigene frische Leben der künstlichen Luft der Höfe gegenüberstellt. In dem Gefühl seiner Kraft kann der deutsche Bürger lächelnd den persönlichen Verkehr mit seinem Fürsten und das Leben am Hofe entbehren. Ja, es ist wahrscheinlich, daß Viele die Ehre dieses Verkehrs nicht so hoch schätzen werden, als den bequemeren Umgang mit solchen, welche der Methode ihrer eigenen Bildung näher stehen. Aber bedenklich ist der andere Umstand: die Fürsten selbst können den Verkehr mit dem Bürgerthum nicht mehr entbehren, außer zum eigenen größten Schaden. Zwar für ihre geistigen Bedürfnisse, soweit dieselben sich lebendig regen, vermögen sie wohl jetzt zu sorgen. Professoren halten auch bei Hof Vorträge, Künstler sprechen über ihre Kunst, auch kleine Privatzirkel laufen neben dem Hofleben, in denen die Anmuth einer anregenden geselligen Unterhaltung gesucht wird. Aber sehr gefährlich ist dem Regenten, zumal eines größeren Staates, die politische Isolirung, in welcher ihn die Luft seines Hofes erhält. Denn es ist für die Leitung des Staates keine gleichgiltige Sache, daß der Souverän des Landes von Jugend auf in der Atmosphäre eines bestimmten Standes erzogen wird. Groß ist die Zahl gebildeter und liebenswerther Männer im deutschen Adel; aber es scheint, nur wenige der Stärksten vermögen sich in politischen und socialen Fragen über die Interessen ihres Standes zu einer freien Auffassung des modernen Staates zu erheben. Was ihren Gesichtskreis beschränkt, sie noch heut wie einen Sonderbund der Nation gegenüberstellt, das ist gerade der Umstand, daß sie thatsächlich noch Privilegien haben, welche sie gegen die Forderungen der Zeit zu vertheidigen suchen. Sie waren vor Jahrhunderten ein unnützer, ja schädlicher Bestandtheil der bürgerlichen Gesellschaft, so lange sie nur in diesen Privilegien athmeten. Genau in dem Maße, in welchem sie von ihren alten Vorrechten verloren, wurden sie selbst kräftiger, männlicher, patriotischer; sie würden jetzt zu dem besten Theil der Volkskraft gehören, wenn sie nicht immer noch in einem hoffnungslosen Kampf um die Reste ihrer Vorrechte begriffen wären. Gerade diese Ansprüche bilden neben Gutem und Gesundem noch ein krankes Moment in dem Idealismus der Mehrzahl. Und mit ihren Vorurtheilen verwächst die Seele der Fürsten von Jugend auf. Auch sie gewöhnen sich, ihr Volk, das Leben der Gegenwart mit den Augen ihres Hofadels zu betrachten. Wie kräftig die Natur, wie wohlwollend das Gemüth des Fürsten sei, seine Bildung hat fast immer etwas specifisch Aristokratisches, was dem Volk nicht heimisch wird. Auch die politischen Intelligenzen gehören nicht mehr vorzugsweise dem Adel an. Und diese freie Intelligenz des Bürgerthums bleibt, außer bei einzelnen Sotennitäten, dem Throne ganz fremd. Ja noch mehr. Es ist natürlich, wenn der Fürst sich nicht vorzugsweise die kräftigen Charaktere aus seinem Landadel in sein Gefolge wählt. Auch ein verständiger und maßvoller Sinn des Herrn wird am liebsten gut geartete, nicht stark hervortretende Männer von vermittelndem Wesen zu Vertrauten der vorübergehenden Tagesstimmungen aussuchen. Er wird es vielleicht für einen Vorzug halten, wenn sie keine selbständige politische Meinung vertreten. Es scheint uns, daß eine solche Methode keinen Schutz gewährt gegen das unablässige stille Einwirken aristokratischer Stimmungen auf die Seele des Fürsten. Leicht steht hinter dem gefügigen Hofmann ein heftiger Vetter als stiller Lenker. Und auch wo dies nicht der Fall ist, nimmt der Fürst leicht von den Cavalieren seiner Umgebung eine Methode an, ernste Geschäfte auf eine Weise zu behandeln, die mehr cavalierement, als gründlich ist. So sind, es wäre vergebens, das zu beschönigen, die deutschen Höfe gegenwärtig nicht in normaler Stellung zu den Bedürfnissen des modernen Staats. Und um es kurz zu sagen: sie drohen die Fürsten von dem Verständniß der Zeit so abzuschließen, daß zuletzt eine Verständigung zwischen den Herrschern und der Nation überhaupt unmöglich wird. Die letzten Folgen solches Gegensatzes werden einst von beiden Theilen als furchtbare Calamität empfunden. Aber vielleicht ist auch hier unsere Zeit behender, die Uebelstände zu fühlen, als zu bessern. Allerdings giebt es eine gründliche Heilung, die consequente Ausführung dessen, was in der Theorie längst Recht ist: Gleichberechtigung der Staatsangehörigen nicht nur vor dem Gesetz, auch vor dem Hüter des Gesetzes, dem Landesherrn. Es naht die Zeit, wo wenigstens in Preußen die unselige Thätigkeit der Kreuzzeitung und ihrer Partei das Volk zu einem politischen Kampf gegen die Ansprüche des Junkerthums erbittern wird. Der schwächliche Uebermuth dieser Genossenschaft, die vielmehr eine sociale, als eine politische Partei bildet, beginnt den Preußen bereits unerträglich zu werden. Der letzte Ausgang dieses Streites kann nicht zweifelhaft sein. Sicher aber wird die geschlagene Minorität sich grollend immer mehr von der Bildung der Zeit lösen und immer weniger brauchbares Material für den Staat, zuletzt auch für den Hof des Landesherrn abgeben. So läßt sich annehmen, daß auch den Regierenden die Empfindung kommen wird, wie die Zeiten längst vorbei sind, in denen die Ehre des Edelmanns einem König von Preußen mehr werth sein durfte, als die des Bürgers. Möge man dem Kaiserhofe zu Wien den Vorzug lassen, auch dieses Unhaltbare mit höchster Sorgfalt zu conserviren. In Deutschland aber wird der Landesherr eines größeren Staates, welcher zuerst den Muth und die Weisheit hat, den Bann seines Hofes zu brechen, und sich aus einem Lehnsherrn mittelalterlicher Vasallen in den ersten Gentleman seines Landes zu verwandeln, eine Eroberung in den Herzen der Nation machen, welche der Politik seines Hauses ungleich größern Segen bringen wird, als zahlreiche diplomatische Verhandlungen und Rüstungen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 4. Bremen, 22. Januar. 1860.

Inhalts-Anzeige.

Macaulay.

Von Otto Gildemeister.

I.

Das Jahr 1859, das Todesjahr so vieler Heroen der Wissenschaft, hat noch in den letzten Tagen seines Scheidens, dem Pfeile des flüchtigen Parthers ähnlich, „den größesten englischen Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts“, wie die größeste englische Zeitung in ihrer Todtenklage Macaulay nennt, in den Staub gestreckt. Die Gräber in Westminster Abtei sind um eines vermehrt worden, über dessen Würdigkeit (was bei solchen Gräbern nicht immer der Fall ist) die Zeitgenossen einig sind und die Nachwelt, das dürfen wir annehmen, einig bleiben wird. Thomas Babington Macaulay ist unbestritten und unbestreitbar, mag nun die Bezeichnung der „Times“ überschwenglich sein oder nicht, eine hervorragende Größe auf zwei Gebieten menschlicher Thätigkeit, deren jedes einzelne genügt um das Streben eines Lebens nach Ruhm und Auszeichnung vollauf zu beschäftigen, — auf zwei Gebieten noch dazu, welche höchst selten von einem und demselben Sterblichen mit gleichzeitiger Meisterschaft beherrscht werden. Macaulay hatte als Schriftsteller einen dankbaren und bewundernden Leserkreis wie ihn wohl nie zuvor irgend ein Mann der Wissenschaft, auch Humboldt nicht, um sich versammelt hat. Macaulay galt zu gleicher Zeit, seit dem Tode Cannings, für den ersten Redner des britischen Parlaments. So nahe verwandt die Erfolge der Feder und die Triumphe der Beredtsamkeit mit einander zu sein scheinen, so selten, wie gesagt, finden sie sich in *einem* Namen vereinigt. Die größesten Künstler der Prosa-Darstellung waren Stammler, wenn sie sprechen mußten; die gewaltigsten Helden des Wortes sanken zu Schülern herab, wenn sie die Feder zu führen hatten. Cicero, Edmund Burke und Macaulay sind drei glänzende Ausnahmen dieser Regel. Alle Drei haben das mit einander gemein daß ihre Reden den Eindruck vollendeter Schriften machen, ihre Schriften das Leben gesprochener Reden atmen. Bei allen Dreien war es nicht die Vereinigung zweier verschiedener Gaben, von denen die eine sich im mündlichen, die andere im schriftlichen Vortrage entfaltete, (etwa wie in Julius Cäsar das Talent des Feldherrn sich mit dem Talente des Geschichtsschreibers begegnete), sondern Cicero, Burke und Macaulay besaßen eine besondere Gattung von Beredtsamkeit, welche ebenso siegreich das Auge wie das Ohr gefangen nimmt, welcher es gleichgültig ist ob sie Leser oder Hörer gegenüber hat, weil in ihr die rednerische und schriftstellerische Eloquenz sich zu einem neuen Ganzen eigenthümlich und untrennbar verquicken. Es ist eine bekannte Erfahrung daß manche Reden, von deren hinreißender und überwältigender Wirkung die Hörer erfüllt sind, hinterdrein beim Lesen lahm, ungelenk, langweilig erscheinen, und daß umgekehrt Reden welche den Leser entzücken, an dem Ohre des Hörers ohne Eindruck und ohne Echo verhallen. Das bekannteste Beispiel der ersten Art sind die Reden von Charles Fox, denen das Haus der Gemeinen mit atemlosem Enthusiasmus lauschte, und die, soweit sie aufgezeichnet sind, wir trivial, voll von Wiederholungen, Folgewidrigkeiten, falschen Bildern und schwachen Argumenten finden. Umgekehrt kommt es vor daß man in den Zeitungen Reden rapportirt findet, deren lichtvoller Darstellung, nachdrücklicher Ermahnung, glänzender Beweisführung man bis zum Schlusse mit lebhaftester innerer Befriedigung folgt, und von denen man hernach zu seinem Erstaunen vernimmt daß sie auf die Hörer nur eine sehr geringe Wirkung ausgeübt haben. Die dritte Gattung der Beredtsamkeit, zu deren ausgezeichnetsten Vertretern Macaulay gehörte, ist von der Einseitigkeit dieser beiden Richtungen gleich frei. Laßt einen seiner Artikel im „Edinburgh Review“, z. B. den über die Emancipation der Juden, von einem des Sprechens kundigen Manne frei vortragen, und ihr werdet sagen: „Es war eine vortreffliche Rede.“ Leset diesen selben Artikel einsam in eurem Cabinet, und ihr werdet erstaunen wie man über ein so abgedroschenes Thema so fesselnd schreiben könne. Macht das nämliche Experiment mit Burke's „französischer Revolution“ und mit seiner Rede gegen Warren Hastings oder mit Ciceros catilinarischer Rede, und ihr werdet das nämliche Ergebniß finden. Das Geheimniß dieser Doppelwirkung besteht darin, daß Macaulay, wenn er seine Gedanken in Worte kleidet oder wenn er die in seinem Innern lebenden Vorstellungen vor dem geistigen Auge eines Dritten heraufbeschwören will, durch innere Anlage getrieben stets solche Formen des Ausdrucks wählt, welche zugleich den Verstand und die Einbildungskraft beschäftigen. Er appellirt nicht einmal an die Logik und ein andermal an die Phantasie, sondern seine Sätze sind so gebaut daß sie mit einem Schlage die Phantasie erregen und die Logik beschäftigen. Man kann, bei der vollständigen Durchdringung dieser beiden Elemente, nicht mehr sagen ob es mehr darauf abgesehen sei uns zu fesseln oder uns zu überzeugen; wir fühlen nur daß wir gefesselt sind und meistentheils fühlen wir auch daß wir überzeugt wurden. Und selbst wenn letzteres nicht der Fall sein sollte, so ist doch dies Verfahren des Schriftstellers und des Redners an sich ein so reizendes, anmutvolles, daß ihm zuzuhören einen wahrhaften Kunstgenuß gewährt, sollte auch der Gegenstand den er behandelt uns innerlich unberührt lassen.

Wenn es richtig ist daß Macaulay's literarische Größe in der Verschmelzung schriftstellerischer und oratorischer Vortrefflichkeit zu einer besonderen, wenn nicht neuen, doch höchst seltenen Gattung der Prosakunst besteht, so würde in einer Besprechung dieses Mannes ein Blick auf seine Reden nicht fehlen dürfen. Denn durch diese eben bezeichnete Eigenthümlichkeit sind ja auch seine Reden, weit entfernt mit der flüchtigen Stunde zu verhallen, dauernde literarische Denkmäler geworden. Inzwischen hat die Sache ihre besonderen

Schwierigkeiten. Denn obwohl eine Sammlung der Parlamentsreden Macaulay's vorliegt und man daher der Mühe überhoben ist, die einzelnen aus den riesigen Jahrgängen der „Times“ — „that Mississippi of printed matter“ — herauszufischen, so bedarf es doch zu einer erschöpfenden Würdigung dieser oratorischen Triumphe jedesmal eines näheren Eingehens auf die Umstände unter denen der Redner sprach. Namentlich muß man sich die Aeußerungen der Gegenpartei vergegenwärtigen, um das Verdienst des Sieges nach Gebühr anzuerkennen. Eine Darstellung Macaulay's als Redners im Parlamente würde nicht viel weniger als eine Schilderung der Parlamentsdebatten im Anfange der dreißiger Jahre voraussetzen. Ich muß einräumen daß ich — von den Rücksichten auf den Raum dieses Blattes abgesehen — zu einem solchen Eingehen mich nicht im Stande fühle. Die Zeiten des großen Kampfes um die Reformbill liegen vor denjenigen meiner persönlichen Erinnerung. Die Wortschlachten welche damals geschlagen wurden kenne ich nur aus historischen Berichten, nicht aus der gleichzeitigen Lectüre der Londoner Zeitungen. Ich kann nur constatiren daß Macaulay in jenen Kämpfen sich den Ruhm erwarb, wenn nicht der größeste, doch der vollendetste Redner Englands zu sein. In der Blüte der männlichen Kraft, ein angehender Dreißiger, ward er unter den Vorkämpfern der Partei gepriesen, welche nach einer unermüdlichen Agitation, nach vieljährigen heißen Debatten „die große Maßregel“, wie man sie nannte, einer mächtigen herrschgewohnten Phalanx von Gegnern abrang, an deren Spitze Männer wie der Herzog von Wellington und Sir Robert Peel fochten. Mein Miterleben solcher Erfolge beschränkt sich auf Jahre, wo die tägliche Durchsicht englischer Zeitungen zu meinen Berufsgeschäften gehörte, eine Periode die mit dem Jahre 1845 begann. Damals ließ Macaulay sich nur höchst selten im Parlamente vernehmen, und die großen Debatten dieser Zeit, welche sich vorzugsweise um commercielle und wirtschaftliche Fragen drehten, boten seinem besonderen Talente wenig Gelegenheit zur Entfaltung. Eine große Rede aber hielt er doch noch, und diese über ein Thema welches für ihn wie geschaffen war. Ganz England, Schottland und Irland war im Jahre 1846 in Bewegung über einen Antrag Sir Robert Peels, das katholische Priesterseminar zu Maynooth in Irland mit einem ausreichenden jährlichen Zuschusse aus der Staatscasse zu dotiren. Die Maßregel war darauf berechnet den römisch-katholischen Clerus Irlands in freundschaftliche Beziehungen zu dem Staate zu setzen und ihn dem Einflusse der ultramontanen und jesuitischen Agitatoren zu entziehen. Sie ward daher von diesen letzteren und von den irischen Demagogen, denen jede wohlwollende Kundgebung der Regierung einen Strich durch die Rechnung machte, auf das Heftigste bekämpft. Wie Judas den Herrn Jesus um dreißig Silberlinge verkauft habe, so wolle man jetzt, donnerte O'Connell, die Freiheit der allerheiligsten Mutter Kirche um lumpige 20.000 £ jährlich an die englische Regierung verhandeln. Weit gefährlicher aber als die katholische war die protestantische Opposition gegen die „Maynooth-Bill.“ Die eigene Partei Sir Robert Peels erhob das lauteste Geschrei gegen dieses „Attentat auf die protestantische Verfassung des Reichs“, „this signal outrage on the feelings of the Nation“, und es fehlte nicht an solchen welche behaupteten, Ihre Majestät würde das Recht auf den Thron verwirken, wenn sie dieser gottlosen, verfassungswidrigen Maßregel ihre königliche Genehmigung ertheile. Den Männern des bornirten Staatskirchenthums schloß sich der finstere fanatische Schwarm der dissidentischen Secten und der schottischen Presbyterianer an. Tausende von Petitionen mit Millionen Unterschriften gegen die Bill liefen beim Palamente ein; protestantische Meetings folgten eins auf das andere und überboten sich gegenseitig in stürmischen Declamationen; liberale Parlamentsmitglieder erhielten von ihren Wählern feierliche Mißtrauensadressen; die Zeitungen der hochkirchlichen und der dissidentischen Parteien flossen über von Citaten aus dem Propheten Daniel und von Hinweisungen auf das Weib der Apokalypse, welches gekleidet ist „scharlachen und rosinfarben.“ Von einem Ende der Insel zum andern ging ein ungeheurer Tumult darüber daß die protestantischen Sovereigns und Banknoten der britischen Schatzkammer dienen sollten um die Baalspfaffen der großen Babel, die Jünger des Antichristes zu ernähren. In dieser Krisis stellten die Whigs, ihren liberalen Grundsätzen getreu, sich entschlossen auf die Seite ihres großen politischen Gegners, und mit ihrer Unterstützung brachte Sir Robert Peel die Bill glücklich durch beide Häuser des Parlaments. Aber ehe es so weit kam, concentrirte sich zuvor in den Debatten die ganze Wut der bigotten Parteien gegen die Freunde der Bill. Nacht um Nacht erscholl in Westminsterhall das fanatische Concert der Invectiven und der Drohungen, abwechselnd mit den Gegenreden der Ministeriellen und der Whigs. Vor der zweiten Lesung der Bill nahm Macaulay das Wort. Er bekehrte natürlich die Widersacher nicht, aber seine glänzende Behandlung des Themas, funkelnd von Schönheit und Geist, gewappnet mit dem schimmernden Rüstzeug geschichtlichen Wissens, milder menschlicher Bildung und staatsmännischer Weisheit, wirkte etwas was in öffentlichen Kämpfen ebenso wichtig ist als Umstimmung der Feinde: sie erfüllte die Freunde mit dem Vertrauen ohne welches nie ein dauernder Sieg errungen wird. Es handelte sich nicht mehr um eine jährliche Geldverwendung, sondern es handelte sich darum die giftschwangere Frage nach dem Verhältnisse des Staates zu dem religiösen Glauben seiner Angehörigen, einem höchst aufgeregten, einem in solchen Dingen sehr engherzigen Publicum gegenüber, in dem Geiste der Vernunft, der Gerechtigkeit und der politischen Zweckmäßigkeit zu lösen. Wenige waren diese Aufgabe zu lösen so geeignet wie Macaulay. Seine genaue Bibelkenntniß und Kunde theologischer Streitigkeiten, ein Erbtheil seines schottischen Geblütes, befähigte ihn ganz besonders mit Gegnern zu kämpfen, deren Argumente fast nur in mißverstandenen oder aus dem Zusammenhange gerissenen Schriftstellen bestanden. Sein geschichtliches Wissen, seine allgemeine Bildung befähigte ihn die bestrittene Maßregel von einem höheren Gesichtspuncte aus, als die Regierung selbst es that, zu vertheidigen, sie nicht als eine Concession der Klugheit, sondern als einen Act der Gerechtigkeit und der Vernunft, als im Einklange mit den ewigen Gesetzen, nicht als einen vorübergehenden Pact mit dem Teufel, darzustellen. Die Schönheit der äußeren Form endlich kam gerade hier dem Redner sehr zu Statten; denn sie nöthigte selbst dem Geheul der Zeloten ein kurzes Stillschweigen ab und verschaffte bei der Masse der Unentschiedenen den Sätzen seiner Lehre ein Gehör, welches sie ohne den Zauber der Beredtsamkeit, auf ihren eigenen inneren Wert allein angewiesen, nicht gefunden haben würden. Derartige Reden sind auf das Ergebniß der Abstimmungen nur in ganz seltenen Fällen von unmittelbarem Einflusse: desto größer aber ist ihre mittelbare Bedeutung. Durch solche Kundgebungen des die Abstimmung der Mehrheit leitenden Princips, wird der äußere Sieg erst zu einem wirklichen Triumphe, zu einer wirklichen Ueberwindung des feindlichen Gegensatzes. Nicht allein die Stimmen, auch die Ideen der Gegner erleiden dann eine Niederlage, und die Appellation an die Zukunft, der Trost der bloß überstimmten Minoritäten, wird ihnen abgeschnitten. Gegen die Maynooth-Bill hat sich nie wieder eine ernsthafte Opposition geregt.

Von der Kunst des Redners gilt zu einem großen Theile was Schiller von der Schauspielkunst sagt. Sie ist vergänglich. Wenn auch nicht ganz und gar, wie die mimische Darstellung, so doch in ihrem wesentlichsten Theile, in ihrem unmittelbaren, lebendigen, sinnlichen Eindrucke. Gerade dasjenige was den Redner, wie keinen anderen Künstler, zum Beherrscher der Stunde macht, geht mit der Stunde unwiderbringlich verloren. Keine Geschicklichkeit der Stenographen vermag die anschwellenden Donner seines Zorns, die gehobene Feierlichkeit seines Pathos, die Haltung seines Hauptes, den Glanz seines Auges, die Sprache seiner Hände auf das Papier zu bannen; keine noch so genaue Schilderung vermag die elektrische Spannung

wiederzugeben, welche der Augenblick des Kampfes selbst erzeugt und welche Redner wie Hörer gleichsam mit einem höheren Nervenleben durchströmt. Alles das vergeht mit den letzten Tönen des Applauses; was der Redner sagte, haben die Schnellschreiber aufgezeichnet: wie er es sagte und wie es wirkte, davon bleiben nur unbestimmte, traumhafte Erinnerungen, abgerissene Anecdoten, halbmythische Ueberlieferungen über. Der Phantasie bleibt es überlassen sich auszumalen, wie Cicero den Catilina niederschmetterte, wie der sterbende Chatam sein Vaterland beschwor die amerikanischen Colonien nicht zum Aeußersten zu treiben, wie Mirabeau dem Ceremonienmeister des Hofes aus der Versammlung der Reichsstände heimleuchtete, wie Burke durch die Schilderung der Greuel eines Indianerkriegs ein Haus von Landjunkern und Roués zu Thränen und zum Entsetzen zwang. — die Wirklichkeit des Erfolges, wie die Wirklichkeit der Sixtinischen Madonna oder einer Shakspere'schen Tragödie, erreicht die Einbildungskraft nie.

Nach dem Zeugnisse Berufener war allerdings bei Macaulay's Beredtsamkeit der Inhalt und die sprachliche Form bei weitem das überwiegende Theil. Bei ihm war nicht die Gewalt der Rede eine unter mehreren Kundgebungen der ihn erfüllenden Lebensenergie, sondern sein geistiges Leben ging gänzlich auf in dieser einen Begabung. Er war nicht Redner nebenher, wie der Staatsmann oder der Feldherr es ist, um irgend einen bestimmten Zweck zu erreichen, sondern er war Redner um der Rede willen, er war mit einem Worte auf seinem Gebiete Künstler. Mit dem Worte künstlerisch zu schaffen, ein Argument, eine Auseinandersetzung zum Gegenstande ästhetisch befriedigender Sprachgebilde zu machen, das war der Trieb welcher seinem geistigen Leben die besondere Richtung und Farbe gab. Daß eine solche Natur auch dem äußeren Vortrage die erforderliche Sorgfalt zuwende, könnten wir, auch wenn es an ausdrücklichen Zeugnissen fehlte, sicher annehmen, und ohne Frage ward der Reiz seiner vollendeten Diction außerordentlich erhöht durch den Wohlklang des Organs, durch die richtige Schattirung der Betonungen, durch die lebendige Gegenwart des schaffenden Künstlers und durch die Umgebungen zu denen er sprach. Allein der Reiz selbst lag doch vornehmlich in dem unsinnlichen Theile der Rede, in der Gruppirung, Fülle und Gewandung der Gedanken, durch welche er seine Hörer — und noch jetzt seine Leser — nicht gerade zu stürmischem Beifall elektrisirte, wohl aber in ein tiefes Wohlgefallen einwiegte.

Will man die Elemente dieses Zaubers zergliedern, so muß man sofort den Redner Macaulay und den Schriftsteller Macaulay in eins zusammenfassen. Denn die Vorzüge des Einen sind die Tugenden des Anderen. Vor allen bedeutsam unter ihnen aber, die eigentlichen Grundpfeiler seines Ruhmes, sind zwei: ein außerordentliches, man kann wohl sagen einziges Talent die eigenen Gedanken Anderen anschaulich zu machen, und eine ebenso außerordentliche Gewissenhaftigkeit in der Cultivirung dieses Talents. Welche unermeßliche Macht das Wort in seiner künstlerischen Behandlung sei, das kann man recht deutlich an dem Beispiele dieses Mannes sehen. Macaulay ward als der erste politische Redner seines Landes gefeiert, obwohl er nie ein Staatsmann war. Macaulay ist, nicht allein in England, sondern in der ganzen civilisirten Welt, der populärste, vom Gebildetesten und vom Durchschnittsleser gleich eifrig studirte Schriftsteller über Gegenstände der Literatur und der Geschichte, und doch ist er weder auf dem einen Gebiete noch dem andern an Tiefe der Auffassung, Höhe des Blicks und Reichthum der Forschung den Ersten gleich. Seine „Geschichte Englands" hat eine Aufnahme beim Publikum gefunden, wie sie selbst Werken der schönen Literatur nur selten zu Theil wird, bei wissenschaftlichen Büchern aber wohl unerhört ist. Goethe's „Werther" und Walter Scotts Romane haben kaum einen rascheren und weiter verbreiteten Absatz gehabt als diese vielbändige Erzählung von dem Uebergange Englands aus einem feudalen in ein constitutionelles Staatswesen. Und doch wird Niemand behaupten können, Macaulay habe diese Begebenheiten richtiger als ein anderer dargestellt, oder es sei sein Verdienst einen Stoff aufgefunden zu haben, welcher mehr als irgend ein anderer die Welt interessire. Wohl aber muß man sagen daß niemals ein Anderer gleich ihm es verstanden hat durch die Behandlung des Gegenstandes dem Gegenstande selbst ein neues, hohes Interesse zu verleihen und die Darlegung von Ansichten, die Schilderung von Zuständen, Personen und Ereignissen als Darlegung, als Schilderung, ganz abgesehen von dem Inhalte und dem Stoffe, zu einer immer fließenden Quelle des Genusses für den Leser zu machen. Man kann ihn in dieser Beziehung mit Van Dyk vergleichen, dessen Portraits, bloß durch die wundervolle Beherrschung der Aufgabe, uns entzücken, auch wenn ihre Urbilder uns völlig unbekannt und gleichgültig sein sollten. Und wie in Van Dyk der Portraitmaler ganz in den Hintergrund tritt gegen den Künstler, so in Macaulay der Gelehrte gegen den Darsteller. Für Van Dyk ist allerdings die Aehnlichkeit zu treffen Vorbedingung jedes Schaffens, aber die Aehnlichkeit ist ihm nur das Thema zu einem künstlerischen Menschengebilde, das an sich eine vollständige Berechtigung hat. Für Macaulay ist die geschichtliche oder philosophische Wahrheit nicht etwas Gleichgültiges, aber sie ist nur insoweit sein Ziel als es sich darum handelt sie in sprachlicher Kunstform zu versinnlichen. Er wird nie die Unwahrheit oder das Gegentheil seiner wirklichen Meinung zum Gegenstande seiner Darstellung machen; aber er wird ebenso wenig sich befriedigt fühlen, bloß die Thatsache, bloß seine Meinung kunstlos und nackt hinzustellen. Der Wahrheit wirft er die reiche Drapperie seines Stiles um, und die Meinungen kleidet er in fein ciselirte Rüstungen voll getriebener Gold- und Silberarbeit.

Die Form allein ohne werthvollen Inhalt ist freilich bei einem Künstler dessen Material nicht Ton, Erz, Marmor oder Farbe ist, sondern Wort und Gedanke, völlig undenkbar. Und wenn ich sage, Macaulay sei durch sein außerordentliches Formtalent groß geworden, so kann es doch nicht meine Meinung sein, dem abstracten Inhalte seiner Schriften einen selbst sehr hohen Werth abzusprechen. Ich wollte nur hervorheben daß er in letzterer Beziehung von Manchen erreicht, von Einigen übertroffen worden ist, während er erst durch die von ihm vollzogene Vermählung eines immerhin bedeutenden Inhalts mit einer Formvollendung ersten Ranges, durch die Verschmelzung des Geistes mit der Schönheit die hohe Stufe in der Literatur einnimmt, welche ihm von dem übereinstimmenden Richterspruche des Zeitalters angewiesen worden ist. Dies läßt sich nicht besser erkennen als durch eine Betrachtung der Artikel welche er von Zeit zu Zeit für das „Edinburgh Review" geschrieben hat, jener berühmten „Essays", mit denen er, wenn nicht als der Schöpfer, doch als der Vollender eines neuen, wesentlich modernen Genre's in der Literatur, auftrat, eines Genre's für welches gerade seine eigenthümliche Begabung die erforderlichen Eigenschaften im höchsten Maße vereinigte.

---

* Die neue preußische Heerverfassung und der Adel.

Von C. Winter.

Durch die Nachrichten, welche die Zeitungen über die demnächst in Preußen ins Leben tretende Heeresorganisation bringen, werden wir veranlaßt, zu unseren früheren Bemerkungen über den preußischen Adel in einer Nummer des vorigen Jahrganges noch einige Worte hinzuzufügen.

Es ist diese Umgestaltung von wesentlicher Bedeutung für den preußischen Staat überhaupt und nicht minder für die Stände und einzelnen Theile der Gesellschaft in ihm. Erst jetzt wird es manchem braven Bürger klar, was er an der bisherigen Einrichtung besitzt: eine Volkswehr, wie sie in gleicher Weise und Ausdehnung nicht bei

den Römern, nicht in Athen existirte, wie sie noch weniger einer der größeren modernen Staaten besitzt. Das Grundprincip derselben ist, daß jeder Preuße, gleichviel ob arm oder reich, ob gebildet oder ungebildet, zur Vertheidigung und Erhaltung des Landes als Soldat beizutragen hat, und zwar nicht nur für kurze, dringliche Momente, sondern so lange seine Kräfte ausreichen um die Waffen wirksam führen zu können. Zuerst ist er Soldat im stehenden Heere drei Jahre lang, während welcher Zeit er nichts weiter ist als Soldat; sodann in der Reserve, — eine Stellung, in der er zwar seine bürgerlichen Verhältnisse wieder aufnimmt, um das Waffenhandwerk jedoch nicht zu vergessen auf Wochen, nach Bedürfniß auf Monate wieder zur Fahne gerufen wird, überhaupt im engeren Sinne noch zu derselben gehört und nur aus Sparsamkeitsgründen beurlaubt wird; endlich als Landwehrmann. Die Landwehr zerfällt in zwei Aufgebote, deren erstes die Leute bis zum 32., das zweite bis zum 40. Jahre umfaßt, und von denen das erste gleichfalls alljährlich zu militärischen Uebungen, wenn auch für kürzere Zeit als die Reserve, eingezogen wird. Nur körperliche Gebrechen entbinden von dieser allgemeinen Pflicht. Preußen würde sonach der wehrhafteste Staat der Welt sein, da alle seine Bürger zugleich waffengeübt sind.

Und doch ist dies wieder nicht ganz so. Die allgemeine Pflicht und in Folge davon auch die allgemeine Befähigung gewähren nicht völlig mehr auch die Möglichkeit der allgemeinen Dienstableistung. Zunächst aus finanziellen Gründen. Man hat seit lange nicht mehr die ganze Summe derer, die dienen konnten und dienen mußten, zum stehenden Heere, also zur Waffenübungsschule, einberufen, sie demnach auch nicht zu Landwehrmännern oder waffenfähigen Bürgern herangebildet, weil man ein so zahlreiches Heer nicht hätte bezahlen können. Viele haben sich freigeloost. Ferner hat die letzte Mobilmachung, bei welcher man auch die Landwehr ersten Aufgebots zur Fahne berufen hatte, bewiesen, daß für Kriege gewöhnlicher Art, für Kabinets- und Großmachtskriege, die Landwehr nicht ganz brauchbar ist; einmal weil die meisten Zugehörigen verheirathet und in bürgerlichen Stellungen sind, also ihre Einziehung gewaltige Störungen in den Familien und in den Gewerben und demnächst auch große Ausfälle in den Staatseinnahmen bewirken würde (denn statt daß sie bisher Steuern zahlten, mußten sie nunmehr vom Staate besoldet werden). Sodann ist es nicht unnatürlich, daß umgekehrt die Landwehr nicht sehr gutwillig von ihrem Heerde scheidet; sie sieht keinen Grund ein, weßhalb sie um auswärtiger Interessen willen ihre ganze Existenz aufgeben soll. Bei einem Volkskriege würde das — versteht sich — anders sein.

Zu diesen Gründen in erster Linie treten noch einige geringeren Gewichtes, von denen nur einer, weil er unsern Gegenstand am nächsten trifft, erwähnt werden mag. Die Landwehr, wie sie in ihrer Masse aus Bürgern besteht, hat auch ihre Offiziere in der Hauptzahl nicht aus der Reihe der handwerksmäßigen Soldaten, sondern ebenfalls aus Civilpersonen, die nur eine gewisse Höhe der Bildung haben müssen, also sich aus Beamten, Gutsbesitzern, Kaufleuten rekrutiren. Auch diese wurden bisher nur zu den Uebungen eingezogen. Da aber der Führer einer Truppe das Metier besser verstehen soll als die Geführten, so stellte sich der Uebelstand heraus, daß die Uebungswochen wohl für die Auffrischung des Gelernten bei dem gemeinen Soldaten ausreichten, bei dem Offizier jedoch, der ohnehin als einjähriger Freiwilliger nur eine unbedeutende militärische Vorbildung erhalten hatte, nicht; es geschah das Seltsame, daß der Landwehrmann den Landwehroffizier, der doch mit ihm in gleicher Lage war, mißachtete, weil er nicht commandiren konnte, daß er nur vor dem Linienoffizier, dem Manne des Handwerks, Respekt hatte. Nicht erst bei der letzten Mobilmachung hatte man diese wunde Stelle bemerkt; man war schon bei dem kleinen holsteinischen Heere, das doch wesentlich von preußischen Offizieren organisirt worden war, inne geworden, daß ein preußischer Landwehroffizier den Dienst wenig besser verstände als ein anstelliger Kieler Student oder ein gewandter Altonaer Kaufmann, wenn er ein paar Gefechte als Gemeiner mitgemacht hatte. Es erscheint demnach auch hier eine Aenderung geboten.

Der Plan dazu soll in der Weise entworfen sein, daß die Zeit für die Landwehr verkürzt, die für die Reserven verlängert wird, wodurch man die Leute wieder näher an die Fahne bindet; außerdem will man das stehende Heer insofern vermehren, als man keine Freiloosung mehr gestattet, sondern jeden Pflichtigen einruft, also die Zahl der Einzuübenden vergrößert. Es werden dadurch noch weitere Umgestaltungen in der Formation der einzelnen Truppenkörper bedingt, die speciell militärischer Art sind. Was die Landwehroffiziere belangt, so sollen sie mit denen der Linie mehr auf gleichen Fuß gestellt werden; sie sollen nicht mehr zuerst Bürger und nur zeitweise Soldaten sein, sondern, wie die Reserve eigentlich zum stehenden Heere gehört und nur monatelang beurlaubt ist, ebenso sollen diese Offiziere zuerst Offiziere sein und zu ihren bürgerlichen Geschäften nur als beurlaubt angesehen werden. Wie sich dies in der Praxis stellt, wie also z. B. ein Referendar noch außerdem so vielen Dienst thun kann, ist abzuwarten; jedenfalls kostet die Uniform jetzt mehr als bisher.

Eins aber ist bei dieser neuen Einrichtung sofort klar. Wie die Landwehroffiziere ein gut Theil von ihrer bürgerlichen Existenz einbüßen, so verliert der Offizierstand im Allgemeinen bedeutend an seiner bisherigen Abgeschlossenheit; während bisher der gebildete Fabrikant oder Gutsbesitzer, wenn er auf einige Wochen den rothen Rock anziehen mußte, von den Offizieren der Linie für diese kurze Zeit wohl geduldet, aber doch ziemlich bei Seite gehalten wurde und somit für den esprit de corps im Grunde unschädlich blieb, wird er von jetzt an integrirender Theil des Offiziercorps, er wird allmälig die feste Mauer, die noch immer um die Linienoffiziere gezogen war, langsam durchbrechen; er wird eine Menge bürgerlicher — um nicht zu sagen civiler Interessen in den alten Zauberkreis hineinbringen.

Und wenn dies geschieht, wer möchte es beklagen oder tadeln? Gewiß kann es den Linienoffizieren nur zum Vortheil gereichen, wenn sie dem etwas näher gerückt werden, was alle Welt außer ihnen bewegt; gewiß wird diese Kreuzung der Interessen auch auf diesem Gebiete eine heilsame Erfrischung zur Folge haben. Wozu auf den ersten Blick keine Aussicht scheint, daß das Heer nach dieser Seite an Volksthümlichkeit gewinnen könnte, das würde im Laufe der Zeit — wenigstens für die Kreise der Gebildeten — sich doch am Ende finden.

Eine andere Frage jedoch ist, wie sich der Adel als Stand zu dieser allmäligen Aenderung verhalten würde. Kein Zweifel, daß es noch lange zu der Ueberlieferung vieler Geschlechter gehören wird, daß die Söhne allererst Offiziere werden. Sollte aber der Grund zu diesem Herkommen nicht eben darin liegen, daß der Offizierstand, wie er das alte Vorrecht des Gebietens über die Gemeinen noch immer behalten hat, so auch deßhalb der gesuchte ist, weil er ein besonderer, von allen übrigen geschiedener, vor ihnen bevorzugter bleiben durfte? Es giebt noch heute Regimenter, die nie einen bürgerlichen Offizier gezählt haben, und wenn auch die Artillerie zum größten Theile mit Bürgerlichen besetzt ist, wenn selbst bei der Infanterie sich nicht bloß Adlige finden, so haben die Kameraden ohne Ahnen sich doch immer dem Tone ihrer edlen Gefährten willig gefügt — ein Offizier ist im Großen und Ganzen ein anderer Mensch gewesen als alle übrige Welt. Und wenn wir auch nicht gerade sagen wollen: mit Recht, so müssen wir es doch natürlich finden und können es auch nicht gerade beklagen. Es ist ein erheblicher Unterschied zwischen Einem, der erwirbt, und dem Anderen, der nur genießt, und der freie Wille, der hier so viel wiegt als dort die Pflicht, ist nicht das schlechteste Motiv zur ehrenhaften Haltung.

Und man täusche sich nur nicht, — auch die alte ständische Freiheit nach oben, die erst jetzt in der Partei Gerlach wieder sich

sehen läßt, auch diese hatte im Offizierstande, — so wenig das glaubhaft scheinen mag — eine Zuflucht. Nur wer innerhalb dieser Kreise gelebt hat, kann es wissen, daß in keinem Zweige der preußischen Verwaltung so sehr das Prinzip der Selbstverwaltung in Anwendung gekommen ist als in der militärischen. Allerdings, es wird unendlich viel befohlen, geregelt, der Soldat ist in den meisten Fällen Maschine. Aber dennoch wird kein Schuh angezogen, kein Riemen aufgeschnallt, kein Knopf angenähet, mit einem Worte es wird in der Oekonomie der Compagnien, Bataillone, Regimenter nichts beschafft, was nicht durch sie und von ihnen beschafft wäre. Nach dieser Seite hat der Vorgesetzte nur zu revidiren und anzuordnen, daß etwas geschehe; das Wie und Was ist die Sache der einzelnen Bataillone und Regimenter, die in ihren aus Officieren und Unterofficieren zusammengesetzten Oekonomiecommissionen das Leder und die Tuche im Ganzen und billig kaufen. Auch die Bearbeitung geschieht nicht durch Civilpersonen, sondern es sind jeder Compagnie einzelne Schneider, Schuster, Büchsenmacher, Sattler zugewiesen, die, sobald sie ausexercirt sind, nicht Posten stehen oder manövriren, sondern in den Kammern arbeiten. Und diese Sorge für den Haushalt der Compagnie ist den Hauptleuten und Lieutenants bei weitem nicht widerwärtig; sie haben von vornherein eine gewisse Neigung für den kleinen Dienst, es thut ihnen das hausväterliche Verhältniß, das sie zu ihren Untergebenen haben, wohl; es ist die alte Stellung der brandenburgischen und pommerschen Gutsherren auf das militärische Gebiet übertragen. Die meisten Offiziere erfüllen ihre Pflichten in dieser Beziehung musterhaft, ja sie haben einen gewissen Ehrgeiz sich durch diese väterlichen Tugenden auszuzeichnen. Wie viele Proben werden gemacht, wie wird nach jedem Flicken gesehen, wie viele Lumpenparaden werden gehalten, wie oft steht der hochadlige Lieutenant mit dem Waffenmeister vor der Front und prüft die Dauerhaftigkeit der Schuhsohlen! Englische Offiziere wissen diese Seite der preußischen Einrichtungen nicht genug zu bewundern.

Und endlich — die soldatische Ehre! Damit ist es ein wunderbar Ding; sie hat ihre Rechte selbst dem Kriegsheere gegenüber, und auch der alte Fritz durfte nicht absolut über sein Offiziercorps disponiren.

Alles also zusammen genommen: — es ist etwas Besonderes, Offizier zu sein. Wie wird sich dies in der Folge gestalten, wenn der Bürger mit dem Offizier in dem Landwehroffizier zusammenwachsen soll?

---

* Kunstbericht aus Bremen.

Privatconcerte und Symphonieabende.

Die heutige Nummer unseres Blattes hat dem geneigten Leser bis hieher ein ernstes Gesicht gezeigt. Es ist ihm eine Heldengestalt vorgeführt worden, welche auf dem Gebiete der Geschichte in glänzender Rüstung und mit königlichem Anstand einherschreitet. Sodann ward die Heeresmacht einer europäischen Großmacht gemustert und die Perspective auf ein schweres Geschütz eröffnet, das bisher länger, als es aus Rücksicht auf die Mannschaft und die allgemeine Weltlage wünschenswerth sein möchte, in Nonactivität versetzt war. Mag nun aber schon der solide preußische Bürger vielleicht grade so bedenklich auf die Landwehr der Zukunft blicken wie der solide Orchestermusiker auf die Musik der Zukunft, so wird der friedliche Leser unserer Zeitschrift nicht ungehalten sein, wenn wir für einige Augenblicke das schwere Geschütz abfahren und ein leichtes Geplänkel auf dem Felde der Kritik eröffnen. Denn ganz ohne Gefecht geht es freilich auch hier nicht zu; es gährt überall, auch der Friedlichste ergreift Partei, und selbst eine Revolution in Schlafrock und Pantoffeln ist trotz dem Herrn von Manteuffel doch eine Revolution.

Da aber eine lange Einleitung leicht tödtlich für die Sache werden kann, weil die Tragweite und Treffkraft des Kalibers ebenso unberechenbar ist wie die der deutschen Bundesstaaten, so schreiten wir von der Einleitung zur Sache. Es drängt uns, ein Wort über die künstlerischen Ereignisse in unserer nächsten Umgebung zu sagen; einmal weil wir länger als billig versäumt haben unsere kritische Pflicht zu erfüllen, — was kaum ein Leser für Sünde halten wird —, sodann weil die Sache wirklich wohl der Rede werth ist. Das künstlerische Leben in und um uns ist gesunder, angeregter, frischer, als es je früher war und sein konnte; es sind Hindernisse und lähmende Einflüsse beseitigt, Vorurtheile besiegt, kühne Anläufe genommen und gelungen, der Weg der Reform betreten; der Einzelne mag verloren haben, das Ganze hat gewonnen. Wenn wir den Blick gleiten lassen über die Fortschritte, welche in der jüngsten Zeit in den Reichen der Musik und der Architektur, ja auch in dem des socialen Lebens, das doch ebenfalls die Gesetze der Schönheit festhalten soll, erreicht oder in Aussicht gestellt sind, so müssen wir rühmend hervorheben, daß es besser geworden ist. Nur die Muse der Schauspielkunst verhüllt trauernd ihr Gesicht und harrt der Erlösung.

Das letzte Privatconcert, — vom 17. Januar —, giebt uns die Feder, die schon lange nicht mehr über Concerte berichtete, in die Hand. Jener Abend war ein Beleg für die oben angedeuteten Fortschritte. Ein Concert ohne die Vorträge eines Virtuosen, ohne eine gute Sängerin mit schlechten Arien oder auch eine schlechte Sängerin mit guten Arien, — was viel häufiger vorkommt —, ein solches Concert ist nicht bloß der Seltenheit wegen interessant; es ist vielmehr auch ein wirklicher und großer Gewinn, daß der Bann, unter welchem die musikalischen Programme unserer Tage stehen, nicht mehr ein unlösbarer ist. Wenn die erste musikalische Gesellschaft unserer Stadt, die Akademie, ihre frühere Scheu vor den Gasflammen des Concertsaals und vor den Zungen der lieben Brüder und Schwestern so weit besiegte, um ihre besten Kräfte an einer Choraufführung theilnehmen zu lassen, so ist das ein zweiter Gewinn, den wir der aus langem Schlaf zu frischem Leben erwachten Akademie und zum sehr großen Theil ihrem energischen und unermüdlichen Lenker Reinthaler verdanken. Da wir ihn gerade citiren, so mag zugleich in gebührendem Maße die lebhafteste Anerkennung für sein gleich unermüdliches Streben in Sachen des Orchesters ausgesprochen werden. Durch das Zusammenwirken verschiedener höchst unerquicklicher Verhältnisse war die wackere Genossenschaft, in deren Händen recht eigentlich unser musikalisches Kapital liegt, während der letzten Jahre in Zustände gerathen, die sehr unerfreulich und bedauerlich waren. Kamen zwar das Bewußtsein von solchen Mißständen und die Ueberzeugung, daß denselben abgeholfen werden müsse, dem neuen Director als mächtige Bundesgenossen entgegen, sein Werk ihm erleichternd, so ist doch Vieles da, was er mit Recht und mit Stolz als sein alleiniges Verdienst sich anrechnen darf. Das Orchester hat durch ihn an Einigkeit, Festigkeit, feinem Gefühl für das Richtige und Schöne außerordentlich gewonnen; es ist durch die Einführung einer zweiten Probe endlich die Bürgschaft gegeben, daß die gelungene Ausführung eines größeren Werkes nicht mehr bloß von der Gunst des Schicksals abhange, sondern daß dieselbe nunmehr wirklich erreichbar sei und fast ohne Ausnahme wirklich werde erreicht werden. Tritt zwar manches Unzureichende, namentlich bei den Bläsern, gelegentlich störend hervor, so sind doch die Gesammterfolge unendlich bedeutender geworden; Eifer und Verständniß sind in höherem Maße da und üben ihre Wirkung auch auf die Zuhörer, bei denen Liebe zur Sache und Freude am Genuß im Steigen begriffen sind.

Ein sehr erfreulicher Beweis vom Besserwerden ist ferner die Thatsache, daß die Mitglieder des Orchesters im Gefühl erhöhter Kräfte und in der freudigen Ueberzeugung, daß von ihnen bei Weitem das Meiste von dem Erreichbaren geleistet werden muß, sich zur

Ausführung von Symphonieconcerten vereinigt haben. Nachdem früher einmal kunstliebende Männer Gleiches gethan, aber viele Opfer gebracht und wenig Erfolg gehabt hatten, schien viele Jahre hindurch ein solches Unternehmen zu kühn und wurde nicht gewagt. Der jetzige Versuch scheint gelungen, und hoffentlich wird die Sache so fruchtbaren Boden finden, daß ein ferneres Gedeihen zu hoffen ist. Wir denken die Frage bejahen zu können, ob unter allen, welche die Bezeichnung „Kunstfreunde" in Anspruch nehmen, eine hinlänglich große Zahl bereits so weit herangebildet und gereift sein wird, um an der Musik als solcher, ohne alles Beiwerk und allen Flitter der Mode, einen reinen Genuß zu finden, den man sich nöthigenfalls durch Opfer erhält. Die beiden bisherigen Symphonieabende boten so viel Schönes und gaben so günstiges Zeugniß von dem Ernst und dem Eifer der Unternehmer, daß es tief zu bedauern wäre, wenn der Versuch wieder aufgegeben werden müßte. Das Orchester verpflichtete die Zuhörer vor Allem durch zwei majestätische Werke Beethovens, die eroica und die Symphonie in C moll, zu herzlichem Danke und lauter Anerkennung für eine sorgfältige und feurige Ausführung. Ihr volles Recht erhielten aber auch hier die auf den Programmen der Privatconcerte nur selten als hoffähig zugelassenen Meister Haydn und Mozart, von denen Jener durch eine seiner Symphonieen in D dur, Dieser durch die in G moll Freude und Entzücken verbreiteten. Werke wie Mendelssohns „Meeresstille und glückliche Fahrt" gehören mit den verwandten andern Schöpfungen des Meisters zu den schwierigsten Aufgaben unseres Orchesters, da dasselbe in den letzten Jahren zu selten zusammengewirkt hatte, um den großen Anforderungen dieser feinen und vollendeten Tongemälde ganz gerecht werden zu können. Hier wird sich nur allmälig, jedenfalls eher am Schlusse als zu Beginn der Saison, die rechte Höhe erreichen lassen. Die Ausführung der Freischütz-Ouverture bewies, wie viel schöner und gleichsam mit neuen Wirkungen bei vollem Orchester ein Werk auftreten kann, das man beinahe als dem „überwundenen Standpunkt" angehörig vom Concertsaale ausschließen möchte.

Auf dem Gebiete der Symphonie kann uns nun jeder Winter, da zu den elf Privatconcerten sechs neue Abende kommen, 23 Werke bringen, und es wird also möglich sein, ein ziemlich erschöpfendes Bild von der Fruchtbarkeit dieses Feldes zu geben. Neben den schon genannten Beethovenschen Schöpfungen sind bereits die erste Symphonie in C dur und die pastorale zu Gehör gebracht worden, die vierte in B dur steht bevor, und auch die siebente und achte werden noch an die Reihe kommen können. Die neunte und letzte aber ist es eigentlich, die uns zum heutigen kritischen Streifzuge veranlaßt hat. Nachdem man sie im vorigen Winter mit Lust und Muth, an dem es bei so hoher Aufgabe nicht fehlen darf, einstudirt hatte, wurde sie am 17. Januar wiederholt und ist nun eine unveräußerliche Errungenschaft, die wohl in jedem Jahre wiederkehren wird. Da der Beweis geliefert ist, daß die großen Schwierigkeiten sich überwinden lassen, sind damit die Gegner oder doch wenigstens die Zweifler beruhigt. Es giebt nun freilich noch Manche, welche das Werk lieber entfernt sähen. Das sind zunächst Diejenigen, welche erklären, daß sie dasselbe nicht verständen, sodann Solche, welche bekennen, daß sie es nicht mögen. So offene Erklärungen sind unter allen Umständen anerkennenswerth; es ist mit ihnen viel besser fertig zu werden, als mit denen, welche ewig die Achseln zucken und von unmöglichen Dingen reden. Die erste der beiden Gattungen ist übrigens im steten Abnehmen begriffen, denn theils fördert jedes neue Hören das Verständniß, theils verräth es einen betrübenden Mangel an Bildungsfähigkeit, wenn man gegenwärtig noch für unverständlich erklärt, was die Partei der Zukunft für das musikalische Evangelium erklärt hat. Dieselbe steht bekanntlich mit dem einen Fuß auf der neunten Symphonie; der andere freilich schwebt vorläufig noch in der Luft. Der zweiten Gattung von Mißvergnügten ist schwerer beizukommen; wer offen und naiv erklärt, daß er etwas nicht mag, dem ist nicht zu helfen.

Der vortreffliche Chor, welcher dem Beethoven'schen Riesenwerke zu Ehren und zu Liebe gebildet worden, beherrschte den Abend. Neben der Abenceragen-Ouverture von Cherubini und dem reizenden Mendelssohn'schen Notturno zum Sommernachtstraum, — das übrigens mit dem romantischen Hintergrunde einer im Schatten der Nacht daliegenden Landschaft erst seine volle Wirkung übt —, wurde zunächst ein wundervoll einfacher Chor alta trinità beata sehr schön und zart gesungen. Demselben folgte eine der neueren Compositionen Gade's, die „Frühlingsbotschaft", für Chor und Orchester, ein nicht grade bedeutendes, aber recht anmuthiges und gut gearbeitetes Werk, dessen Einstudirung dankenswerth ist. Späterhin wurde das prachtvolle Tongemälde entrollt, welches als eins der schönsten Vermächtnisse Mendelssohn's überall mit Freude und Wehmuth begrüßt worden ist, das Finale des ersten Aktes der von Geibel gedichteten Oper „Lorelei". Die Formenschönheit und Grazie der Mendelssohn'schen Muse treten hier in so hohem Grade und so siegreich zu Tage, daß sich bei jeder neuen Aufführung auch der Schmerz erneuert über das allzufrühe Scheiden des Meisters, der mit dem ihm eignen feinen Gefühl einen Stoff wählte, wie er für seine Natur und Begabung nicht besser zu denken ist. Hoffentlich wird das sehr gut einstudirte, von der Solistin und dem Chore trefflich ausgeführte Finale in diesem Winter noch einmal wiederholt werden.

Der Raum, auf dem sich unsere heutigen Plänkeleien bewegen durften, ist durchmessen; wir werden dieselben fortsetzen und haben demnächst von anderen Concerten und von dem mit vielem Interesse vom Publikum verfolgten Gastspiele des Herrn Friedrich Haase im Theater zu reden.

F. P.

---

* Paul Heyse's neue Novellen.

Vier neue Novellen von Paul Heyse. Berlin, Hertz.

Von den vier neuen Novellen Paul Heyse's, welche als dritte Sammlung kürzlich erschienen sind, war uns nur eine, „Maria Franziska", neu, während wir die drei andern schon in verschiedenen Blättern, wenn wir nicht irren in der „Argo", im Morgenblatt und in den Hackländer'schen „Hausblättern", gefunden haben.

Die erste Novelle, „Die Einsamen", giebt uns auf dem prächtigen Hintergrunde einer italiänischen Frühlingslandschaft ein tief ergreifendes Gemälde verschwiegener Schuld und verschwiegenen Grams: Ein jugendlich schönes Geschwisterpaar, in einer einsamen Mühle bei Sorrent, die Schwester mit heißer eifersüchtiger Zärtlichkeit an einem Bruder hängend, der, ihr unbewußt, der Zerstörer ihres Liebesglücks, der Mörder seines liebsten Freundes geworden ist, als dieser ihn retten wollte aus dem Strudel einer verbotenen Leidenschaft; ein junges Weib, um das er jene Unthat beging, die sich, da die Geliebte frei geworden, störend zwischen ihn und sein Glück stellt; das sind die wenigen Gestalten, deren tiefes Weh, deren Schuld und leidvolle Buße uns auf's innigste bewegen. Einen störenden Eindruck — vielleicht nur für unser individuelles Gefühl — macht in diesem rührenden Familiendrama die Person des Erzählers, der in der etwas gesuchten Maske eines Dritten in demselben mithandelnd auftritt.

Im vollständigen Gegensatz zeigt uns die zweite Erzählung, „Anfang und Ende", ein Liebespaar, welches, vor Jahren durch knabenhafte Befangenheit und mädchenhaften Stolz von einander entfernt gehalten, unvermuthet zusammen treffend in graziösem Geplauder und scherzhaftem Thun zu dem Abschluß gelangt, den es naturgemäß finden muß. Ein Liebespaar aus dem Salon, aber keine Salonmenschen, sondern gesunde tüchtige Naturen, deren Neigung durch alle Scherzhaftigkeit ihrer Reden, durch den scheinbaren Widerspruch ihrer Handlungen siegreich hindurchleuchtet, wie sie am Ende

den schönsten Ausdruck findet in Frau Eugeniens Worten: Valentin, ist es denn wahr, daß wir es uns gesagt haben, was wir so lange wußten?«

»Maria Franziska«, die Geschichte einer Seiltänzerin, welche, von einem Maler aus dem tiefsten entwürdigendsten Elend gerettet und zu seiner Gattin erhoben, trotz ihrer gegenseitigen Liebe sich von ihm scheidet, weil sie ihn durch diese Verbindung zu erniedrigen glaubt, enthält ein Motiv, welches Paul Heyse mit Vorliebe zu behandeln scheint. Die Seelenstimmung, in welcher Maria Franziska das Band ihrer Ehe löst, ist dieselbe, welche Helene Morton, um die Schätze ihres Gatten zu retten, in den Tod treibt, welche den unschönen Kreisrichter zwingt, seiner schönen Geliebten zu entsagen; der Impuls eines mehr edlen als starken Herzens, welches seine Liebe und selbst sein Leben für den geliebten Gegenstand opfern kann, nicht aber für denselben und mit demselben handeln, kämpfen oder dulden mag. Wer aber dürfte sich vermessen unterscheiden zu wollen, wo in diesen Irrthümern liebender Herzen, zu denen die Wirklichkeit noch in neuerer Zeit uns ein erschütterndes Beispiel in dem tragischen Thun der Charlotte Stieglitz gab, die Stärke der Seele aufhört, wo die Schwäche beginnt, und ob mehr wahre echte Liebe oder eignes heimliches Unbefriedigtsein zu solchen Opfer treibt.

Am wenigsten gelungen, wenngleich in Einzelheiten gewandt und fein ausgeführt, erscheint uns die letzte Erzählung, »Das Bild der Mutter.« Die Verirrung der Neigung eines jungen Menschen zu einer ältlichen Frau, deren ganzes Gebahren sie nicht eben in vortheilhaftem Lichte erscheinen läßt, hat etwas Verletzendes und ebenso die gewaltsame Art und Weise, wie der Freund und Vormund des Jungen dieser Liebe ein Ende zu machen sucht, wenngleich er in seiner derben gesunden Natur die erfreulichste Figur der Erzählung ist.

Alles in Allem genommen, zeigt sich der Verfasser in dieser neuen Sammlung als derselbe geistvolle Psychologe und feine Menschenkenner, als derselbe gewandte Stilist und als dieselbe frische und liebenswürdige Poetennatur, wie wir ihn in den ersten Bänden seiner Novellen kennen gelernt haben, denen die vier Erzählungen dieses letzten sich würdig an die Seite stellen — aber auch nur an die Seite —; und doch glauben wir uns berechtigt, von dem Dichter der Rabbiata, der Brüder, der Thekla immer mehr erwarten zu dürfen, und während wir uns an seinem Talent erfreuen, können wir uns nicht der Befürchtung erwehren, ihn in seinen Novellen in Manier verfallen zu sehen. Wie vielseitig sein Talent sei, hat freilich der Dichter schon bewiesen, indem er mit gleichem Erfolg sich in den verschiedensten Zweigen der Dichtkunst versucht hat, dennoch können wir nicht den Wunsch unterdrücken, daß es ihm gefallen möge, seine reiche Begabung in einem bedeutenden Werke zu concentriren — einen Wunsch, der wohl noch auf lange Zeit hinaus unerfüllt bleiben wird, wenn die Nachricht sich bestätigen sollte, daß Paul Heyse die artistische Leitung der Münchener Hofbühne übernehmen werde, was wir im Interesse des lesenden Publikums und auch im Interesse des Dichters allerdings beklagen würden.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Die britischen Colonien in Australien in ihrer gegenwärtigen Entwickelung. Von H. Meidinger. — Das Buch der Reisen. Von Hans Wachenhusen. Die interessantesten und neuesten Reiseabenteuer. — Die Macht der Frauen und ihr Einfluß auf Familie, Haus und Gesellschaft. Von M. von Hagen. — Erinnerungsblätter. Von A. von Sternberg. Sechster Theil. — Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1860.

— * Von Gutzkow's großem Roman »Der Zauberer von Rom« ist der sechste Band erschienen.

— * Unter dem Titel »Auf deutscher Erde« stellt Edmund Hoefer in zwei Bänden vier Erzählungen zusammen, welche in einigen Wochen erscheinen sollen; dieselben wurden in den letzten Jahren in den »Hausblättern« abgedruckt und sind betitelt: »Die alte Erlaucht«, »Melusine«, »Das Haus van der Roos«, »Bei den zwei hohen Tannen.« Die jüngsten Hefte jener Zeitschrift enthalten wieder eine neue, spannende und trefflich erzählte Geschichte, »Lorelei.«

— * Die sämmtlichen Werke des großen französischen Astronomen Arago liegen nun vollständig in 16 Bänden vor. Die ersten vier Bände enthalten die populäre Astronomie, drei weitere Bände biographische Notizen, weitere fünf Bände die wissenschaftlichen Abhandlungen, z. B. über den Donner, den Elektromagnetismus, das Nordlicht ꝛc. Zwei Bände enthalten die wissenschaftlichen Memoires, dann der vorletzte Instructionen, Berichte und Notizen über die Fragen, die auf wissenschaftlichen Reisen zu lösen sind, und endlich der letzte, jetzt erschienene Vermischtes.

— * Eine Biographie von Spohr ist durch einen Franzosen Namens Malibran, der vor Jahren Schüler des Componisten war, verfaßt und im Druck erschienen. Der Verewigte wird darin in vielen Stücken nach Gebühr und mit großer Wärme gewürdigt. Aber daneben findet sich eine Anzahl von Unrichtigkeiten und Entstellungen. So wird Spohr z. B. zu einem Stück Barrikadenmanne des Jahres 1848 gemacht; der Lebensbeschreiber will ihn eines Morgens »auf einer Barrikade stehend und beide Hände auf seine Hüften gestemmt« getroffen haben; »die Festigkeit des Barrikadenbaues sorgfältig mit dem Fuße untersuchend, soll er gesagt haben: »Nicht wahr, hier baut man die Barrikaden so fest, wie in Paris?« Von Kassel aus wird versichert, daß von zahlreichen Freunden und Bekannten Spohr's Niemand von diesem Vorfalle etwas weiß. Noch sonderbarer klingt es, wenn daneben behauptet wird, Spohr habe gesagt, er kenne die Marseillaise nicht, und Malibran möge sie anstimmen, wenn sie verlangt werde.

— * Ein neues Jahrbuch des Hofburgtheaters in Wien giebt eine interessante Zusammenstellung der Aufführungen Schillerscher Dramen auf der genannten Bühne. Darnach erlebte bis zum 31. December 1859 die meisten Aufführungen Don Carlos, nämlich 113. Nach dem Datum ihres ersten Erscheinens auf dem Burgtheater ordnen sich Schillers Schauspiele so: Fiesco, seit 1. December 1787 80 Mal; die Jungfrau von Orleans, seit 27. Januar 1802 81 Mal; Macbeth, seit 13. Februar 1808 52 Mal; Kabale und Liebe, seit 23. Juli 1808 107 Mal; Phädra, seit 17. December 1808 37 Mal; Don Carlos, seit 23. August 1809 113 Mal; die Braut von Messina, seit 23. Januar 1810 68 Mal; der Neffe als Onkel, seit 7. April 1810 2 Mal; Wallenstein (Piccolomini und Wallensteins Tod für die Bühne eingerichtet), seit 1. April 1814 bis 17. October 1847 57 Mal; Maria Stuart, seit 29. December 1814 109 Mal; Tell, seit 29. Novbr. 1827 47 Mal; der Parasit, seit 26. November 1841 4 Mal; Wallensteins Tod, seit 30. September 1848 16 Mal; Wallensteins Lager, seit 25. Januar 1849 29 Mal; die Piccolomini, seit 26. Januar 1849 3 Mal; die Räuber, seit 18. October 1850 25 Mal; Turandot, seit 11. November 1851 6 Mal; das Lied von der Glocke, seit 24. April 1854 25 Mal; Demetrius, seit 10. November 1859 9 Mal. Jene erste Vorstellung der Phädra erfolgte »zum Vortheil der hinterlassenen Wittwe und Kinder des großen Dichters Friedrich von Schiller«, und derselben folgte eine Apotheose »aus Stellen des unsterblichen Dichters in seinen Werken zusammengesetzt, vom Grafen von Benzel.«

— * Das neue Buch von Riehl, der musikalischen Charakterköpfe zweite Folge, handelt von den Heroen der neueren Musik, den Romantikern des Theaters und den Klassikern des Claviers. Obwohl abermals nur unter dem bescheidenen Titel eines »kunstgeschichtlichen Skizzenbuches« eingeführt — eine Bezeichnung die mehr der allerdings Riehl stets eigenthümlichen, etwas feuilletonistischen Form, als dem reichen Inhalt des Buches entspricht — bietet dessen erste Hälfte doch eine zusammenhängende Geschichte der romantischen Oper von 1815 bis 1835, gebaut auf eine ausgeführte Charakteristik der bedeutendsten Meister, welche durch allgemeine Ueberblicke und die Episoden der Schüler- und Nachahmergruppen in den Fluß einer möglichst vollständigen und einheitlichen Erzählung gebracht sind. Weniger zusammenhängend erscheint die zweite Hälfte. Sie sucht, anknüpfend an die jetzt so massenhaft auftauchenden neuen Gesammtausgaben unserer großen Claviermeister, im Lebensbild und im ästhetischen Grundriß Tonwerke zu erläutern, welche dem deutschen Volk nicht warm genug ans Herz gelegt werden können.

— * Nach statistischen Berichten über den Besuch der deutschen Hochschulen stehen Berlin mit 1475, München mit 1209, Leipzig mit 848, Bonn mit 801, Breslau mit 788, Halle mit 715 obenan. Die Gesammtzahl der Studirenden hat um 31 zugenommen, welche Vermehrung hauptsächlich auf die Theologen fällt, die auf 11 Schulen sich um 70 vermehrt haben. Die Zahl der Mediciner da-

gegen hat sich auf 9 Schulen um 56 und die der Juristen sogar um 179 vermindert. Wir sehen also, daß, während die Zahl der Studenten im Allgemeinen zunimmt, die Warnungen der Presse vor dem zu großen Andrange zum Staatsdienste sich fühlbar machen, und namentlich das Studium der Rechtskunde abermals beträchtlich abgenommen hat. Im Winter 1857—58 betrug diese Abnahme auf ebenfalls 9 Hochschulen sogar 209.

— * Professor Häusser in Heidelberg hat einen Ruf nach Jena an die Stelle von Droysen erhalten; man befürchtet in Heidelberg, daß er dieser Aufforderung entsprechen werde.

— * In München ist neuerdings wieder ein empörender Vandalismus an den Rottmann'schen Freskobildern unter den Arkaden des Hofgartens ausgeübt worden; man fand die Bilder Rom und Ischia am 14. Januar mit Blut bespritzt.

— * Den Gewandhausconcerten in Leipzig steht ein schwerer Verlust bevor. Der Director derselben, Julius Rietz, hat einen Ruf nach Dresden als erster Hofkapellmeister zum Ersatz für Reissiger angenommen und wird im April Leipzig verlassen. Die Partei der Zukunftsmusik soll sich sehr eifrig bemühen, Rubinstein an die Stelle von Rietz zu bringen.

— * In Weimar giebt man mit Erfolg ein Volksschauspiel „Landgraf Ludwig der Eiserne“ von Alexander Rost.

— * In Krakau starb am 12. Januar der aus dem polnischen Revolutionskriege von 1831 bekannte General Skrzynezki im Alter von 74 Jahren.

— * Bremen, 19. Januar. Gestern hielt Herr Wilhelm Kiesewetter im Künstlerverein einen ethnographischen Vortrag. Die zahlreich versammelten Zuhörer wurden von dem Reisenden auf das Beste durch Berichte von seinen Erlebnissen bei den Kalmücken, Kirgisen, Kurden, auf der Krim und in Lappland unterhalten und gewannen durch die Gemälde ein lebendiges Bild von den Zuständen und Sitten der betreffenden Völker. Auch in Schulen und Privatgesellschaften hat Herr Kiesewetter bereits Vorträge gehalten.

— * Karl Friedrich Lessing. In einer früheren Nummer ist über den deutschen Kunst-Kalender berichtet worden, den Max Schasler herausgegeben hat. Der Verfasser eröffnet den Jahrgang mit biographischen Skizzen über einige hervorragende Künstler. Es befindet sich darunter eine kurze Biographie des Malers Lessing, welcher wir das Folgende entlehnen: Karl Friedrich Lessing wurde am 15. Februar 1808 zu Breslau geboren und vom Vater für das Bauwesen bestimmt, widmete sich aber, seinem Hange folgend, der Malerei. Der Vater war darüber erzürnt und wurde erst versöhnt durch den Erfolg der ersten Bilder seines Sohnes; es waren ein Kirchhof und eine Kirchenruine. Der junge Künstler durfte sich jetzt nach Düsseldorf begeben und seine Studien fortsetzen. Unter Schadow entwickelte sich sein Talent in seiner ganzen Kraft und Vielseitigkeit. Er warf sich nun mit ganzer Seele der Kunst in die Arme und ließ seiner reichen Phantasie vollen Spielraum; vielleicht allzusehr, so daß Schadow wohlmeinend vor der Gefahr warnte, sich zu sehr dem berauschenden Genusse des Componirens hinzugeben. Lessing ließ sich dies gesagt sein und führte nun mit aller Gewissenhaftigkeit, deren sein feuriger Geist fähig war, ein Bild aus: es war „das Ritterschloß“, welches sich in der Wagner'schen Gemäldegalerie zu Berlin befindet. Sein zweites größeres Werk war ein Wandgemälde, zu einem Cyklus: „Aus dem Leben des Kaisers Friedrich Barbarossa“ gehörig, der, im Auftrage des Grafen Spee in dessen Schlosse Heltorf von Künstlern der Cornelius'schen Schule angefangen worden war, aber nicht vollendet wurde. Lessing, von Schadow dazu empfohlen, malte „die Schlacht bei Ikonium“, eine wahrhaft großartige und jedenfalls die bedeutendste Schöpfung jenes Cyklus. — Hatte diese Arbeit schon die Aufmerksamkeit, wenn auch der Natur der Sache gemäß in einem begrenzten Kreise, in hohem Grade auf den jungen Künstler gelenkt, so wurde durch seinen „Klosterhof im Schnee“, den er 1828 malte (im Besitz des städtischen Museums zu Köln), noch mehr aber durch sein „Trauerndes Königspaar“ (in demselben Jahre, im Besitz der Kaiserin von Rußland) sein Ruf als ein tiefpoetischer Künstler im großen Publikum für immer begründet. Lessing ist durchaus Realist in jenem edelsten Sinne des Wortes, welcher als Inhalt des Realismus die schöne, empfindungserfüllte Wirklichkeit bezeichnet. Seine Poesie, so tief und seelenhaft sie ist, kommt doch stets im Gewande der unbefangensten Natürlichkeit zur Erscheinung. Und gerade diese Naivetät des äußerlichen Erscheinens verleiht der so zu sagen absichtslos durchscheinenden Seelenhaftigkeit des innern Gefühlsstoffs eine so gewaltige Stärke des Eindrucks und eine Nachhaltigkeit der Wirkung, die nur durch die objektive Gewalt des wirklichen Natureindrucks selbst aufgewogen werden könnte. Und selbst dies kaum. Denn jener subjektive Hauch zarter Melancholie, welcher unabhängig von jener Realität des Wirkens, sich über die Lessing'sche Farben- und Formenpoesie breitet und sie wie in einen durchsichtigen Zauberschleier seelischer Empfindung einhüllt, diese Lyrik des Anschauens und Darstellens ist nur der wahren und echten Kunst, nicht aber der Naturwirklichkeit, eigenthümlich. In vielen von Lessing's Gemälden nimmt dieses lyrisch-elegische Gewand einen bestimmteren Charakter an und verleiht der Composition selber das Gepräge einer entschiedenen Gefühlstragik, ohne aber je aus der Grenze schönster Realität herauszutreten. Namentlich waltet dieses Moment in seinen Landschaften vor, in denen es allerdings auch berechtigter und verständlicher ist. Man kann sich, vor einer Lessing'schen Landschaft stehend, oft schwer Rechenschaft über die Ursache ihrer tieferschütternden Wirkung geben, da die fast bescheidene Art ihrer Behandlung, die prunklose Einfachheit des Motivs, die Abwesenheit jeder äußerlich bemerkbaren Effektwirkung keinen sichtbaren Anhaltepunkt für solchen tiefen Eindruck darzubieten scheinen. Und doch liegt derselbe gerade in diesen Eigenschaften, aber er liegt eben nicht darauf, auf der Oberfläche oder in Einzelheiten, sondern er spricht aus dem Innern des Ganzen heraus. — Ein ganz ähnliches Gefühl waltet in seinen Genregemälden ob, zum Beispiel in dem „Räuber mit seinem Kinde“, „Leonore“ &c. Aber hier gestaltet sich das lyrisch-elegische Element schon vielfach zu einer bestimmten Tragik der Empfindung. Man fühlt es mehr heraus, daß Lessing's persönliche Neigung ihn zu solchen melancholischen, oft düsteren und in ihrer Düsternheit unversöhnten Motiven hinzieht. Hierin ist er oft sehr weit gegangen, aber selbst in den mit furchtbarster Wahrheit hingeworfenen Schilderungen des tiefsten, verzweiflungsvollsten Seelenschmerzes bleibt er stets innerhalb der Grenzen dichterischer Schönheit und Ruhe und verbindet damit eine Wahrheit der individuellen Charakteristik, welche freilich die seelenerschütternde Wirkung noch verstärkt. Auch in seinen Historiengemälden finden wir diese melancholische Hinneigung zu jener subjektiven Tragik, die hier nicht selten — durch den Mangel einer höheren Versöhnung — einen fatalistischen Beigeschmack hat. Namentlich gilt dies von seinen herrlichen Hussitenbildern, in der That Werken von einer Größe und Erhabenheit, wie sie vom compositionellen Gesichtspunkt betrachtet, dieses Jahrhundert nicht zum zweiten Male hervorgebracht hat. Aber wir würden die diesem „Jahrbuche“ gesteckten Grenzen weit überschreiten, wenn wir es versuchen wollten, eine gründlichere Charakteristik der Werke, so wie überhaupt der eigentlichen Künstlernatur Lessing's zu geben. Wir haben es hier hauptsächlich nur mit den Thatsachen zu thun. Als im Jahre 1830 Schadow mit Bendemann, Hübner, Hildebrandt und Sohn nach Italien ging, übertrug er Lessing denjenigen Theil seiner Funktionen als Director, welche zur Aufrechthaltung der akademischen Disciplin nöthig waren; und wenn Lessing schon durch seine bis dahin geschaffenen Bilder einen, wenn auch nicht beabsichtigten, doch um so bedeutungsvolleren Einfluß auf den Geist der jungen Düsseldorfer Malerschule ausübte, so trat er jetzt den Künstlern noch näher. In dieser Zeit malte er seine herrliche Felsenlandschaft „die Schlucht mit Ruinen“ (im Besitz des Herrn Keßler in Frankfurt a. M.) Im Jahr 1832 war es, daß er die „Leonore“ malte, welche in den Besitz des damaligen Kronprinzen von Preußen, jetzigen Königs, überging. Aus demselben Jahre stammt auch „die Burg Rheinstein“, im Besitz des Prinzen Friedrich von Preußen. Dann folgte „die Gebirgslandschaft“ (1834, im Besitz des Herrn Consul Wagener in Berlin), 1836 „die Hussitenpredigt“, wozu er ebenso wie zu dem „Huß auf dem Concil zu Konstanz“ die Entwürfe schon seit 1831 liegen hatte; ferner die „Landschaft mit aufgehendem Mond“ (im Besitz des Herrn Wagner in Frankfurt a. M.), die „große Waldlandschaft mit der alten Eiche“ (1837, im Besitz des Herrn John in Frankfurt a. M.), „Ezzelin, der von Mönchen zur Buße ermahnt wird“ (1838, in der Gallerie des Städel'schen Instituts zu Frankfurt a. M.), „Kaiser Friedrich I.“ (1839, für den Kaisersaal im Römer zu Frankfurt a. M.), „eine alte Kapelle im Gebirge während des Frühgottesdienstes“ (1839, im Besitz des Herrn Consul Wagener in Berlin), „Gefangennehmung des Pabstes Paschalis durch Kaiser Heinrich V.“ (1840, für den Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen, später in den Besitz des Professors Bendemann übergegangen), der erste Entwurf zu dem nachherigen großen Historiengemälde, welches Lessing 1858 für König Friedrich Wilhelm IV. vollendete; „Moorgegend nach Sonnenuntergang“ (1841, im Besitz des Consul Wagener in Berlin), „Huß auf dem Concil“ (1842, im Städel'schen Institut), „Heinrich V. vor dem Kloster Prüfeningen“ (1844, im Besitz des Königs von Hannover), „Gebirgslandschaft in Mittagsbeleuchtung“ und „Landschaft mit „Hagelwetter“ (1845, beide im Besitz des Herrn Felix in Leipzig), „Waldlandschaft mit einem Bache“ und „Gebirgslandschaft mit Abendbeleuchtung“ (1846, beide im Besitz des Herrn Dohrn in Stettin), „Waldgebirgslandschaft mit einem brennenden Kloster“ (1846, im Besitz des Herrn von Arthaber in Wien), „ein Jäger auf dem Anstande“ (1846, in der Ravené'schen Gemäldegalerie zu Berlin), „Landschaft mit Arkebusirern und Landsknechten, die eine Anhöhe vertheidigen“ (1848, in der städtischen Galerie zu Düsseldorf), „Huß, der zum Scheiterhaufen geführt wird“ (1850, im Besitz des Herrn Böcker in Newyork), „Schützen, die einen Engpaß vertheidigen“ (1851, im Besitz des Herrn Consul Wagener in Berlin), „Westfälische Landschaft“ (1852, im Besitz des Herrn Commercienraths Ravené), „Große, flache Landschaft mit kriegerischer Staffage“ (1856, im Besitz des Herrn Commercienraths Reichenheim in Berlin), „Pabst Paschalis Gefangennehmung durch Kaiser Heinrich V.“ (1858, im Besitz des Königs von Preußen.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 5. Bremen, 29. Januar. 1860.

Inhalts-Anzeige.

Macaulay.

Von Otto Gildemeister.

II.

Ein Banquier stellte seinen Gästen einen reichen jungen Mann mit der Bemerkung vor: „Künstler, — hat es aber nicht nöthig.“ Thomas Babington Macaulay befand sich in dieser beneidenswerthen Situation, deren günstiger Einfluß auf die volle reife Entwicklung seines Geistes unverkennbar ist. Aus dem bisher Bemerkten hat vielleicht dem Leser das Ergebniß sich schon aufgedrängt, daß Macaulay's Natur recht eigentlich für eine Gattung literarischer Thätigkeit geschaffen war, welche ein Kind modernster Entwicklung, früheren Perioden gänzlich unbekannt, innerhalb kurzer Zeit zu einer unermeßlichen Bedeutung herangewachsen ist, — für die periodische Schriftstellerei. Gerade auf diesem Gebiete wird der Schriftsteller, weil er unmittelbar wirken, sein Wild gleichsam im vollen Laufe erlegen soll, mehr oder weniger die Gaben des Redners entfalten müssen. Ich habe bemerkt wie in Macaulay schriftstellerische und oratorische Eloquenz sich zu einem neuen Dritten verschmolzen. Diese Vereinigung ist es was den großen Journalisten macht. Macaulay würde der erste aller Leitartikelschreiber geworden sein, wenn seine Lebensverhältnisse ihm das Betreten einer journalistischen Laufbahn nahe gelegt hätten. Um deswillen ist es für die Literaturgeschichte von Wichtigkeit zu wissen daß er „es nicht nöthig hatte Künstler zu sein.“ Denn wer einen Begriff von der Zeitungsschriftstellerei höheren Ranges, namentlich inmitten eines großartigen Parteiwesens, hat, der wird mir darin Recht geben daß in der heißen Atmosphäre dieser fieberhaften, rastlosen Betriebsamkeit die saftreichen, üppigen Früchte nimmer hätten gedeihen können, welche Macaulay's Prosa-Muse in bequemer Sorgfalt gezeitigt hat. Glanz und Duft würden gewiß auch die journalistischen Früchte, hätte sie solche ziehen müssen, um sich verbreitet haben, — aber den Glanz eines Tages, den Duft einer Stunde. Erschöpft von dem nie ruhenden, hastigen, leidenschaftlichen Produciren würde sie wahrscheinlich nie im Stande gewesen sein, jenes Gleichgewicht maßvoller und doch energischer Schönheit sich anzueignen, welches ihren Werken dauernden Werth verleiht auch wenn die Wichtigkeit ihres Gegenstandes längst veraltet ist. Der Journalist verausgabt in kleinen Summen, die ohne Spur zu hinterlassen durch die Finger rinnen, Mengen Goldes welche der langsam sammelnde Schriftsteller in einem großen Posten zum Erwerbe dauerhaften Besitzes verwendet.

Die englische „Review“, die Vierteljahrsschrift, wie wir es nennen würden, bietet sich dem Schriftsteller der mehr begehrt als für den Tag zu schreiben und der doch unmittelbar an die Erscheinungen der wechselnden Gegenwart anknüpfen, unmittelbar an die gegenwärtigen Stimmungen und Interessen des Publicums sich wenden möchte, welchem daher die Zeitung zu flüchtig, das Buch zu schwerfällig ist, als willkommener Mezzo termine, in der Mitte stehend zwischen dem Gebiete des Journalismus und dem Felde strenger, erschöpfender Abhandlung. Hätte diese Art von Gedankenfuhrwerk nicht bestanden, Macaulay hätte sie erfunden. Als er den ersten Drang zur Schriftstellerei in sich empfand, stand das Edinburgh Review, die Vierteljahrsschrift der Whigpartei, auf dem Höhepuncte literarischen Ansehns. Es war der elegante Sammelplatz aller liberalen Vornehmheiten Großbritanniens, auf welchem der Staatsmann, der Gelehrte, der Kunstkenner sich begegneten, sich gegenseitig anregten, belehrten und unterhielten. Der Ton der Discussion war der der allgemeinen Bildung, gründlich aber nicht technisch, ernsthaft aber nicht pedantisch, — die Discussion selbst immer der nächsten Gegenwart zugewandt, aber nie die Vergangenheit und die Zukunft aus dem Auge verlierend. Man besprach eine Debatte der letzten Parlamentssession, aber man legte den Nachdruck auf ihre allgemeineren und bleibenden Ergebnisse; man berichtete über Memoiren einer entschwundenen Vergangenheit, aber man sammelte aus ihnen die Gesichtspuncte welche das lebende Geschlecht anziehen konnten. Man gab eine Kritik über eine syrische Bibelausgabe, aber man that es, um den Leser über den Stand der wissenschaftlichen Bearbeitung des heiligen Textes zu orientiren. Man gab die Recension eines eben aus der Druckerpresse hervorgegangenen Gedichtes, um daran gemeinverständliche Untersuchungen über Wesen und Wirken der Poesie zu knüpfen. Der Staatsmann gab sich Mühe den Gelehrten und den Literaten zu fesseln und aufzuklären; der Literat und der Gelehrte suchten den Politiker für die Probleme und Erscheinungen der Wissenschaft und der Kunst empfänglich und aufmerksam zu machen. Die bedeutendsten Männer aller Gebiete achteten es nicht für Raub über die Gegenstände ihres besonderen Wissens in der Sprache der menschlichen Bildung zu reden. Derartige Besprechungen nennen die Engländer „Essay's“, welches Wort zu unserem „Abhandlung“ sich verhält wie ein gebildeter Mann von Welt zu einem gelehrten Pedanten. Die englischen Reviews sind reich an vortrefflichen Arbeiten dieser Art, und unter ihnen gehören die von Macaulay geschriebenen zu den besten, wie sie unbestritten die berühmtesten sind.

Wenn wir diese kleinen Meisterstücke (und nur wenige verdienen die Bezeichnung nicht) lesen, so drängt sich uns die Frage auf: wie kommt es daß eine so geistreiche, so gebildete Nation wie die deutsche so wenig aufzuweisen hat was jenen Essays an die Seite zu stellen wäre. Wir haben auch unsere Vierteljahrsschriften und Monatsschriften, und wir finden in ihnen viel Tüchtiges, Wissen und Gedanken in reicher Fülle, zusammengetragen. Aber wie selten sind Artikel von denen man sagen möchte: „Das ist ein wirklicher Essay?“ Es ist nicht ohne Interesse auf diesen auffallenden Mangel etwas näher einzugehen.

Niemand kann weiter entfernt sein als ich das geistige Leben Englands über dasjenige Deutschlands zu stellen. Ich meine daß wir, wenn nicht die nämlichen, doch eben so gute Gründe haben auf unsere Nation stolz zu sein wie der Brite auf die seinige. Aber dies kann kein Grund sein gegen einzelne Vorzüge einer fremden Entwicklung die Augen zu verschließen und die Untersuchung eigener Mängel zu verpönen. Auch das darf man mir nicht vorwerfen daß ich die bedeutenden Fortschritte übersähe welche die Kunst populär im edleren Sinne zu schreiben in neuerer Zeit in Deutschland gemacht habe. Ich räume diese Fortschritte bereitwillig ein, aber ich muß doch daran festhalten daß, ich will nicht sagen Macaulay'sche Vortrefflichkeit, sondern einfache männliche Schönheit der Prosa in unserer Literatur noch immer zu den seltenen Ausnahmen gehört, während sie jenseits des Canals fast zur unumgänglichen Voraussetzung jedes schriftstellerischen Erfolges geworden und vollends in den Essays der besseren Zeitschriften geradezu die Regel ist. Wie geht das zu?

Der Ursachen sind mehrere. Das Genre des Essay selbst ist eine vortreffliche Schule für die formelle Ausbildung des Schriftstellers. Indem es existirt, wirkt es schon vortheilhaft auf die voluminöseren Zweige der Prosaliteratur zurück. Fast alle namhaften Gelehrten sind gelegentliche Mitarbeiter eines Review oder sind es doch einmal gewesen. Ihre Ansprüche an die Form erhalten hiedurch eine bestimmte Richtung; sie gewöhnen sich von dem Gedanken eine anständige Erscheinung zu fordern, wie derjenige welcher in reinlichen und geordneten Umgebungen lebt, sich gewöhnt auch dem edelsten und weisesten Sterblichen saubere Kleidung und geziemendes Betragen anzusinnen. Das Genre des Essay steht und fällt mit einer gewissen formellen Vollendung. Ohne sie würde der Fachmann es verachten, der Laie es ungenießbar finden. Gerade darin aber daß es Laien und Fachmänner auf dem Boden der allgemeinen Bildung vereinige, findet das Essay seine Aufgabe, hat es sie in England seit einem halben Jahrhundert gefunden. Das Bedürfniß einer solchen Vereinigung ist in England früher erwacht als in Deutschland, und man hatte dort, während wir kaum zu lernen anfingen, schon eine funfzigjährige Schule hinter sich.

Warum aber war dies heilsame Bedürfniß bei den Engländern ein früheres? warum ist es noch im gegenwärtigen Augenblicke stärker als bei uns? Warum können sie weniger als wir eine Kunst entbehren welche die Ergebnisse des Denkens und des Forschens in wirksame Beziehung zu dem Leben der Gegenwart zu setzen versteht? Darum, weil das politische und sociale Leben Englands ein ungleich energischeres ist als das unsere; weil Staat und Gesellschaft in England durch die ihnen innewohnende ungeheure Schwerkraft alle Lebenskreise zwingen, in irgend ein bestimmtes Verhältniß zu ihnen zu treten. In Deutschland war es, und zum Theil ist es noch, ganz anders. Wie die Schachspieler in dem Café de la Régence zu Paris, unbeirrt durch die furchtbarsten Staatsumwälzungen, Tag für Tag schweigend und taub, an ihrem Brette saßen, Tag für Tag über der Combination einer neuen Partie brüteten, und während die Guillotine mordete, während Bonaparte die Jacobiner niederkartätschte, während die Kosaken auf den Boulevards bivouakirten, unter dem Gewehrfeuer der Julirevolution, in den Februartagen von 1848, bei den Kanonaden des Juniaufruhrs und am 2. December 1851, in unerschütterlicher Gelassenheit mit Läufern, Springern und Thürmen ihre strategischen Pläne auf den vierundsechzig Feldern verfolgten, — so, in gleicher Selbstgenüge und Selbstvertiefung hat der deutsche Gedanke Menschenalter hindurch Systeme aufgebaut und Systeme zerstört, Sterne berechnet, Infusorien beobachtet, ohne sich um die Schritte der Weltgeschichte zu kümmern, vor deren ehernem Klange doch selbst die Fenster der Studirstuben erzitterten. Und umgekehrt hat das deutsche politische Leben lange Zeit wenig nach dem Geiste und dem Wissen der Gegenwart gefragt. Das politische Leben ward vertreten, monopolisirt von einer Kaste, die nicht im Traume daran dachte daß der Staat sich zu erfüllen habe mit den nährenden Säften der nationalen Bildung. Der Beamtenstand regierte die deutschen Länder und Ländchen nach hergebrachter Schablone, mit dunklen Reminiscenzen an die in einer schöneren Zeit gehörten Collegia über Cameralia und Staatswissenschaft, respectirte übrigens die Gelehrsamkeit nach Gebühr, ahnte aber nicht im mindesten daß auch sie schließlich für das Leben der Menschheit zu wirken berufen sei. Der Wahlspruch der Justiz war auch die Losung der Regierenden: Quod non est in actis, non est in mundo. Das Leben war eine Actenregistratur mit bequemen Fächern, aber die Fächer hatten bereits ihre Bestimmung, und für die Wissenschaft war kein Platz mehr da.

Wie bedeutsam aber in England die innige Beziehung aller höheren Bildung zum öffentlichen Leben für die literarische Darstellung dieser Bildung und dieses öffentlichen Lebens sei, das ergiebt sich leicht. Die populäre Prosa, als deren Blüthe wir den Essay vorfinden, entsteht von selbst, wo die Bildung sich darauf angewiesen sieht die Politiker für sich zu interessiren, die Politiker der Bildung schon deshalb nicht entbehren können, weil die Staatsangelegenheiten in mündlicher Debatte und in einer freien Presse zum Austrage gebracht werden. Der Bedarf ruft überall die Production hervor, und die Production findet wieder Stoff und Nahrung durch den Bedarf. Auch in dieser letzteren Hinsicht ist der englische Essay-Schreiber vor dem deutschen Prosaisten bevorzugt. Das Genre, in welchem er produciren soll, erheischt die Möglichkeit, dem Stoffe den er behandeln will diejenige Seite abzugewinnen welche **allgemein** interessirt, welche auf irgend einem Puncte sich mit irgend einer Seite des nationalen Lebens der unmittelbaren Gegenwart berührt. Es ist klar, je mehr Seiten das öffentliche Leben darbietet, um so leichter ist es derartige Berührungspuncte den Stoffen abzugewinnen. Und wenn dies für eine streng wissenschaftliche Behandlung der Dinge gleichgültig, wohl gar schädlich wäre, für die populäre Prosa ist es von nicht genug zu würdigender Bedeutung. Der Deutsche kann vielleicht ebenso gut über Sanskritliteratur und über altindische Religionssysteme schreiben, wie der Engländer; aber was kann ihn bewegen diese Dinge einem größeren gebildeten Publicum klar zu machen? Das Publicum würde ihm vielleicht antworten: Was geht uns Sanskrit an? Der Engländer, wenn er Indologie popularisirt, hat ein Publicum vor sich, welches das Vaterland des Kalidasa und die Heimat Buddha's zu seinen Domainen rechnet. Seine Brüder und seine Söhne weilen in Calcutta und in Benares, und regieren, richten, commandiren Menschen deren Sprache eine Tochter des Sanskrit, deren Glaube der Niederschlag altindischer Religionen ist. — Welch ein Unterschied besteht nicht zwischen der Stellung eines deutschen und der eines britischen Philanthropen, wenn von der Negersklaverei und dem Sklavenhandel die Rede ist. Jener mag seine Argumente aus dem Naturrechte und der Tiefe des Gemüthes schöpfen, und schließlich seine Leser einschläfern. Dieser redet zu Actionären westindischer Zuckerplantagen und zu Steuerpflichtigen eines Staates der jährlich Millionen ausgiebt um Kreuzer gegen die Menschenfrachten Afrika's auszusenden. Der britische Kunstkritiker hat es mit einer modernen Richtung der Malerei zu thun, die wir die „nazarenische", die man jenseits des Canals die „prä-rafaelitische" nennt. Der Deutsche polemisirt gegen diese Verirrung mit den Waffen der abstracten Aesthetik, und nur diejenigen welche sich näher für die Kunstentwicklung interessiren, hören ihm zu. In England, wo Alles an die Politik anschließt, sind die Prärafaeliten zugleich ein Gegenstand künstlerischen und liberalen Hasses. Die Prärafaeliten malen nicht allein magere Beine und verhimmelte Jammergesichter, sie malen auch mittelalterlichen Obscurantismus, priesterlichen Hochmut, toryistische Romantik. Sie sind Puseyiten und Reactionäre, und das gesammte freisinnige Publicum applaudirt dem beredten Reviewer, der ihnen mit seiner scharfen Ruthe den Pinsel aus der Hand schlägt und ihre anspruchsvollen Staffeleien umstürzt.

Derartige Beispiele bietet jede neue Nummer des ersten besten englischen Reviews. Die enge Verbindung zwischen dem öffentlichen Leben und dem allgemeinen Bildungsstoffe, welche sich in ihnen offenbart, mag für die Verarbeitung des letzteren ihre Schattenseiten haben, namentlich einer geistigen Vertiefung, wie wir in Deutschland sie fordern, hinderlich sein. Für die Kunst des Schreibens hat diese Verbindung unverkennbar ihre großen Vorzüge. Auch deshalb — und dies ist nicht gering anzuschlagen — weil in Folge ihrer Einflüsse die höheren Classen der Gesellschaft in weit höherem Maße als bei uns in das literarische Treiben hineingezogen werden. Eine Literatur welche sich zum Maître des menus plaisirs der vornehmen Welt macht, trägt gewiß wenig Lebenskraft in sich; eine Literatur aber, welche genöthigt ist den Ansprüchen eines feingebildeten, fastidiösen Publicums Genüge zu leisten, wird einen bedeutenden Vortheil aus diesem Zwange gewinnen. Um ihren Lesern Aufmerksamkeit und Achtung abzugewinnen, sieht sie sich genöthigt stets auf eigene Würde, auf geschmackvolle Erscheinung und auf Vermeidung alles dessen zu halten was die gute Gesellschaft nicht duldet. Gewiß, der gute Ton ist „der Güter höchstes nicht“, aber er ist ein Vorzug welcher wichtigere Dinge nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern unmerklich, durch die stille Macht der Gewöhnung fördert. Warum soll die Tugend nicht von den erlaubten Anziehungsmitteln Gebrauch machen, welche dem menschlichen Gefühle für Schönheit und dem menschlichen Wohlgefallen an angenehmen Empfindungen Rechnung tragen? Warum brauchen Recht und Wahrheit die Waffen zu verschmähen, welche die Grazien ihr darreichen? Haben nicht die Befreier Athens ihre Schwerter unter Rosen und Myrten versteckt, als sie den Tyrannen erschlugen? Ist es nothwendig daß die Weisheit in schmutziger Wäsche und die Moral mit ungekämmten Haaren einhergehe? Die deutsche Prosa, las ich vor kurzem in einem Artikel der vortrefflichen „Westminster Review“, — „die deutsche Prosa trägt manchen kostbaren Ring an ihren Fingern, aber ihre Nägel sind unsauber.“

Das Urtheil ist selbst ein wenig unsauber, — aber ist nicht etwas wahres daran? Die Schuld liegt ebenso sehr an den Schriftstellern als an unseren vornehmen Classen. Wären die vornehmen Classen in Deutschland gebildeter, so würde auch die deutsche Bildung in vornehmeren Formen auftreten, — nicht in dem Sinne wie die Gräfin Hahn und Fürst Pückler „vornehm“ zu schreiben sich einbilden, sondern mit jener inneren Vornehmheit, von welcher Lessing, Gentz in seiner guten Periode, David Strauß in unseren Tagen Muster geliefert haben. Die Eleganz der deutschen Prosa soll nicht die eines lächelnden Höflings, sondern die eines Gentleman sein. Die Wechselwirkung zwischen der Aristokratie der Gesellschaft und der Aristokratie des Geistes, wie sie in England stattfindet, fehlt uns beinahe gänzlich. Unser hoher und niederer Adel kann, was Betheiligung an dem wissenschaftlichen und literarischen Leben der Nation betrifft, nicht entfernt den Vergleich mit der Nobility und Gentry von England aushalten. Unsere Aristokratie war literarisch gebildet nur im Mittelalter. Seit der Reformation sind beinahe alle irgend bedeutenden Schriftsteller Deutschlands aus den Reihen des Bürger- und Bauernstandes hervorgegangen. Die einzelnen Edelleute welche die Feder geführt haben verschwinden gänzlich gegen die Milchstraße bürgerlicher Gestirne an unserem Himmel. Man kann alle „Herren“, bis auf drei oder vier, aus unserer Literaturgeschichte hinwegstreichen, ohne daß man ihre Abwesenheit bemerken würde. Und die wenigen Bedeutenderen unter ihnen, die Kleist, die Stolberg, die Haller, sind mehr zu den Bürgern herabgestiegen als daß sie diese zu den Höhen der Gesellschaft heraufgezogen hätten. Sie wußten wohl, wie öde es auf diesen Höhen aussieht. Die deutschen Aristokraten aber welche als solche in der Literatur sich geltend machen wollten, haben es nur zu geckenhafter Glätte, nicht zu gediegenem Glanze gebracht.

Man blicke dagegen nach England. Von Lord Bacon bis auf Lord Macaulay herunter, welche Fülle vornehmer Männer in den Reihen der geistigen Heroen des Volks, — wie viele Minister, hohe Beamte, Prälaten, Generale welche wissenschaftliche Werke ersten Ranges oder ausgezeichnete Beiträge zu der schönen Literatur ihres Landes geliefert haben! Schon die Lords, also diejenigen welche unserem hohen Adel gleichstehen, nehmen einen bedeutenden Platz in der britischen Ruhmeshalle ein, und manche von ihnen, wie Bacon und Byron, den höchsten; unzählbar aber ist das literarische und gelehrte Contingent welches die edlen Grafschaftsgeschlechter, die Gentry, der niedere Adel wenn man den Ausdruck anwenden darf, gestellt haben und fortwährend stellen. Da drängt ein berühmter Name den anderen. Und abgesehen von der Herkunft, wie zahlreich sind die ausgezeichneten Männer auf diesem Gebiete, welche zugleich hervorragende Mitglieder des Staates, der Kirche, der Armee, der Flotte waren oder doch eine anerkannte Stellung in der besten Gesellschaft des Landes einnahmen. Namen wie Raleigh, Locke, Addison, Swift, Gibbon, Sheridan, Canning, Shelley, Scott drängen sich von selbst auf, derer nicht zu gedenken welche durch Reden, staatsmännische Schriften oder Memoiren geglänzt, oder der anderen welche die strenge Wissenschaft bereichert haben. Noch unter den jetztlebenden Staatsmännern finden wir literarische Celebritäten Dutzendweise. Lord John Russell, Lord Brougham, Lord Campbell, der Herzog von Newcastle, Gladstone, Lewis, Bulwer, Disraeli, — alle haben, mit mehr oder weniger Erfolg, ihre Muße zu schriftstellerischer Thätigkeit verwandt, manche von ihnen mit glänzendem Erfolge.

Wollte man von diesem Gesichtspuncte aus eine Statistik der englischen Literatur, der ernsten wie der belletristischen, zusammenstellen, man würde finden daß die Namen von „guter Familie“ beinahe ebenso häufig sind wie die Namen welche den Mittelclassen und den unteren Ständen angehören. Man wird ferner finden daß die irgend Hervorragenden unter diesen letzteren fast immer solchen Männern angehören, die im Verlaufe ihres Lebens auch zu socialer Bedeutung, häufig zu Reichthum gelangten, die gewissermaßen „geadelt“ wurden, d. h. welche die vornehme Gesellschaft (nicht zu verwechseln mit der fashionablen) unbefangen und zwanglos in ihre Kreise aufnahm.

Daß der Verkehr in Lebenskreisen wie die englische Aristokratie sie darbietet, unter Männern welche Reiche regieren, Colonien verwalten, Heere und Flotten befehligen, unter großen Feudalherren, unter reichen Gutsbesitzern, denen sich die Fürsten des Handels und der Industrie zugesellen, — daß ein solcher Verkehr nicht ohne nachhaltigen und tiefen Einfluß auf den Gelehrten, den Denker, den Dichter und den Künstler bleiben kann, bedarf nicht des Nachweises. Die Einseitigkeit der Beobachtung, die Enge des Blicks, die Unbeholfenheit der Form, — dies und manches Andere schleift sich ab in der steten Reibung mit den gewaltigen Interessen, welche dem Forscher und dem Darsteller entgegentreten. Er sieht die Dinge selbst, von denen der deutsche Gelehrte und Schriftsteller oft nur liest, (wenn er ja davon liest), und er lernt das Publicum, zu welchem er dereinst reden soll, gleichsam von Angesicht zu Angesicht kennen. Der deutsche Schriftsteller denkt meistens nur an sein Thema, der englische denkt auch an sein Publicum, an jene vielbeschäftigten, unnachsichtigen, imponirenden Kritiker, die von ihm verlangen daß er, wenn er zu ihnen sprechen will, gut, klar und angenehm spreche. Die vornehmen Deutschen lesen wenig oder gar nicht; man macht an den deutschen Schriftsteller gar nicht den Anspruch, daß er auch äußerlich, auch im Stile, die höchste Bildung seiner Nation vertrete, und der deutsche Schriftsteller macht es sich bequem, und steht im Schlafrock und niedergetretenen Pantoffeln vor den Säulenhallen der Wahrheit und der Schönheit.

Er hat auch kaum die Zeit dazu, seine Muse mit würdigem Gewande zu bekleiden. Er ist fast immer Schriftsteller von Profession. Er schreibt um das liebe Brot. Oder er geht so in seinem Schriftstellerthume auf, daß er für die anderen Beziehungen des Lebens

Sinn und Blick verliert. Namentlich die für ein allgemeines Publicum berechnete Literatur liegt bei uns vorwiegend in der Hand des „abstracten Literatenthums", — eines Instituts welches in England zwar auch existirt, aber dort fast nur die kleinere und ephemere Tagelöhnerarbeit der Presse wahrnimmt. Schon die Dichter zur Zeit der Königin Anna hielten sich und die ihnen ebenbürtigen Prosaiker strenge geschieden von jenen um Brod und Leben schreibenden Proletariern der Literatur, den „Grubstreet"-Männern, welche ohne Stellung im wirklichen Leben, in rastloser Angstarbeit von den Producten einer stofflosen Phantasie und einer uncultivirten Geistreichigkeit ihr kümmerliches Dasein fristeten. Wollte „Grubstreet" einmal sich in die Kreise der ernsthaften, nationalen Literatur eindrängen, so ward es alsbald mit Verachtung und Spott in seine Mansarden und schmutzigen Hinterstuben zurückgegeißelt. Es entspricht durchaus den englischen Literaturzuständen und den englischen Anschauungen, wenn Byron sagt:

„One hates an author that's all author."

und er trifft ganz genau den charakteristischen Punct, wenn er dem abstracten Literatenthum die besseren Schriftsteller seiner Nation gegenüberstellt, als

„Men of the world, who know the world like men,
Who think of something else besides the pen."

Eine große freie Lebensstellung und eine sorgsame, hastlose Cultur, das ist — um von diesem zu lang gerathenen Excurse zurückzukehren, — aus Macaulay's schriftstellerischer Existenz nicht hinweg zu denken. Er ist der Sohn einer begüterten „guten" Familie, schon der Vater im öffentlichen Leben angesehen und würdig beschäftigt; der Knabe aufwachsend mit den jungen Gentlemen der besten Gesellschaft; der Jüngling, frei von den Sorgen des Alltaglebens, für die Laufbahn des Staatsmannes in den classischen Schatten von Cambridge sich vorbereitend. Die seltenen Gaben seines Geistes werden von Anfang an mit consequenter Methode erzogen, und ein reicher Schatz des Wissens, systematisch geordnet, von außergewöhnlicher Mannichfaltigkeit, aber ohne Zersplitterung wird als künftiges Betriebscapital für sein Darstellungs- und Erörterungstalent aufgeschichtet. Reisen durch die Länder uralter Cultur bereichern seine Anschauungen und veredeln seinen Geschmack; in Frankreich lernt er an dem Gegensatze einer glänzenden, fremdartigen Nationalität die Eigenartigkeit britischen Wesens deutlicher empfinden; in Italien erfüllt sich sein Auge mit den Wundern der bildenden Kunst und dem Zauber der classischen Landschaften. Zum Manne herangereift findet er den großen Senat des britischen Reichs seinem Eintritte geöffnet; die mächtigsten Männer des Landes würdigen ihn ihrer Freundschaft und ihres Vertrauens; er wird in die eleusynischen Mysterien der großen Staatsactionen eingeweiht; bedeutende Staatsämter, ohne ihn unter der Last der Geschäfte zu erdrücken, fordern seine Kräfte zu neuer Uebung heraus und schützen ihn vor einseitiger Beschaulichkeit und literarischer Verweichlichung. Dann wird er nach Indien geschickt, um unter einem fabelhaften Himmel als Gesetzgeber zu wirken; er durchdringt sich dort mit neuen Erfahrungen und Anschauungen und kehrt mit Schätzen des Geistes zurück, welche er in den beiden unvergleichlichen Essay's über Lord Clive und Warren Hastings zu Kunstwerken ausprägt; er nimmt seine englische Existenz wieder auf, als eine anerkannte Celebrität seiner Nation, als eine Zierde seiner Partei, umgeben von allen Privilegien eines leitenden Staatsmanns, ohne daß man ihm zumuthet dessen mühevolle Tagesarbeit zu theilen. Seine Muße, das räumen Alle ein, ist kostbarer als die Werktage der Anderen sind. Ihm öffnen sich die Bibliotheken, die Archive, die Familienpapiere der großen Geschlechter; ihm stehen Wellington, Guizot, Palmerston, Peel Rede und Antwort, wenn er Aufklärung über einen dunklen Punct zeitgenössischer Geschichte wünscht; die größesten Männer der Wissenschaft rechnen es sich zur Ehre an, ihm die Belehrungen zuzutragen, deren er bedarf. Fast nur eine äußerliche Schlußdecoration in einem so glücklich durchgeführten Leben ist es, wenn den alternden Mann die Pairs des Reichs, den Todten die berühmten Gräber der Westminster-Abtei in ihrer Mitte aufnehmen.

(III. folgt.)

Machiavelli.

Von A. Lücke.

Von jeher gab Italien der Welt große Meister der Politik oder der politischen Intrigue. Schon die alten Römer übten beide, und selbst die zweite immer noch in ziemlich großem Stile, der jedoch dann kleiner und kleinlicher wurde mit dem Verfalle des römischen Reichs, bis er in Byzanz noch unter die Kleinlichkeit — zur Jämmerlichkeit — herabsank. Aehnlich gestaltete sich der Charakter der Politik des zweiten Verfalles italiänischer Größe mit dem Ausgange des Mittelalters. Für den Vertreter und Meister dieser Politik gilt gewöhnlich der florentinische Segretario Niccolo Machiavelli. Die neuesten Verwicklungen in Italien und die Machinationen des Mannes, der die Fäden derselben in Händen hält, haben häufig den Namen des großen Segretario in die Polemik des Tages eingeflochten; des großen, sage ich im Sinne der Italiener, für die der Streit über die Berechtigung und den Werth der machiavellistischen Politik (abgesehen von dem sonstigen bewundernswerthen Genie und den hohen Verdiensten des Segretario um sein Vaterland) längst in günstigem Sinne entschieden ist, während er bei uns einestheils immer noch schwebt, andern und zwar überwiegenden Theils ein entgegengesetztes Endurtheil gefunden hat, wie der unzweifelhafte Sinn des Works „machiavellistisch" beweist. Somit konnte es nicht ausbleiben, daß der neuliche Beschluß der Toskaner, Louis Napoleon und dem Machiavell Statuen zu errichten, und zwar beide nebeneinander, außerhalb Italiens vielfach für eine Art Satire auf den Kaiser der Franzosen angesehen wurde, während es sicher den für den Befreier Italiens enthusiasmirten und auf ihren großen florentinischen Landsmann stolzen Italienern vollkommener Ernst mit jenem Beschlusse war.

Doch auch in seinem Vaterlande fand der Verfasser des „Fürsten" eine nicht unbeträchtliche Anzahl von mehr oder minder geschickten, mehr oder minder heftigen oder auch interessirten Gegnern. Sicher ist, daß von den letzteren viele den Verfasser nicht verstanden haben, viele seine Werke nur unvollständig kannten, manche sie gar nicht gelesen haben. Unter den berühmtesten Gegnern des Machiavelli ist erstens der französische Protestant Innocenz Gentilet, welcher bekennt, nichts Anderes von dem Verfasser des „Fürsten" zu wissen, als daß er in Rom und in Frankreich gewesen sei, wahrscheinlich als Verbannter; ferner Girolamo Osorio, welcher dem Verfasser die nirgends vorkommende Behauptung unterschiebt, die christliche Religion habe jede Geistesgröße, jede bürgerliche und kriegerische Tugend vernichtet; ferner der Jesuit Possevino, dessen Werk, politische Satiren enthaltend und unter diesen eine über den „Fürsten", viel Lärm machte, und welcher ein erstes, zweites und drittes Buch des „Fürsten" anführt, während das Werk nie anders als in einem einzigen erschienen ist, dessen Kapitel jedenfalls zu kurz sind (oft wenig über eine Seite füllend) um Bücher genannt werden zu können. Ein anderer berühmter Anti-Machiavell, Bozio da Gubbio, wählte für den Text seines Werkes — de imperio virtutis — ausschließlich das achtzehnte Kapitel des „Fürsten", das über die Art handelt, in welcher die Fürsten Treue üben sollen, und in welchem allerdings die bedenkliche Seite des Systems am entschiedensten herausgekehrt wird.

Wenn es schon überhaupt unzulässig ist, zur Beurtheilung der Meinung eines Schriftstellers einzelne Maximen desselben aus seinen Schriften herauszunehmen und hervorzuheben, so ist dies Verfahren doppelt unzulässig bei Machiavelli. Nicht nur seinen „Fürsten" muß man ganz und wiederholt gelesen haben, um sich über diesen ein festes Urtheil zu bilden, sondern auch sein zweites Hauptwerk, die Discorsi sopra le deche di Tito Livio, die noch viel freier und unmittelbarer aus dem Studium des klassischen Alterthums hervorgegangen erscheinen, als der „Fürst"; und selbst in andern seiner Werke, die nicht speciell von Politik handeln, finden sich Stellen, welche Fingerzeige abgeben zur Beurtheilung des Standpunktes, welchen der Verfasser einnimmt. Aber auch bei vollständiger Uebersicht über den Hauptinhalt des „Fürsten" und der „Diskurse" bilden die scheinbar oder wirklich sich widersprechenden Grundsätze außerordentliche Schwierigkeiten für die Beurtheilung des machiavellistischen Systems im Ganzen genommen. Mit vollem Rechte werden sich die Vertheidiger dieses Systems auf Stellen berufen wie die folgenden: (Kap. 6 des „Fürsten.") „Die Menschen geben fast immer die vorher von Andern betretenen Wege und verfahren nachahmungsweise in ihren Handlungen; da sich jene Wege aber nicht genau innehalten lassen, auch die Vortrefflichkeit Derer, die du nachahmst, sich nicht übertreffen läßt, so soll ein Kluger immer in die Fußtapfen großer Männer zu treten und Diejenigen, welche sich am meisten auszeichneten, nachzuahmen streben, damit, wenn seine eigene Vortrefflichkeit nicht an die Vorbilder hinanreicht, sie doch wenigstens einen Schimmer davon annimmt." — (Kap. 8 desselben Werkes): „Man kann nicht Tugend nennen: die Bürger tödten, die Freunde verrathen, ohne Treue, ohne Mitleid, ohne Religion zu sein; in dieser Weise kann man wohl Macht erwerben, aber nicht Ruhm." — (Kap. 21): „Vor Allem muß sich ein Fürst bemühen, daß aus allen seinen Handlungen Größe und Vortrefflichkeit leuchte; auch ist ein Fürst geachtet, wenn er sich als wahrer Freund und als offener Feind zeigt, d. h. wenn er sich ohne Rücksicht zu Gunsten des Einen oder zum Gegner des Andern erklärt." — (Kap. 12 des ersten Buchs der Diskurse): „Es giebt kein sprechenderes Anzeichen für den Verfall eines Staates als den Verfall des göttlichen Kultus; wo Religion ist, setzt man alles Gute voraus, und das Gegentheil, wo keine ist." — (Kap. 40 im dritten Buch): „Der Betrug ist in jeder Sache verabscheuenswerth, nur in der Kriegskunst gereicht er zum Lobe."

Den unheilvollen Einfluß des römischen Hofes bespricht Machiavelli in folgender Weise: „Der römische Hof verschuldet es, daß Italien getheilt geblieben ist unter viele Fürsten und Herren, so daß das Land nicht nur mächtigern Barbaren zur Beute wurde, sondern auch Jedem, der es anfiel. Alles dies verdanken wir der Kirche, und wenn man den Beweis dafür erlangen wollte, so müßte man den römischen Hof mit der Autorität, die er in Italien besitzt, unter die Schweizer versetzen, das einzige Volk, welches heutigen Tages in der Religion sowohl als im Kriegswesen nach Art der Alten lebt. Man würde dann sehen, daß die nichtswürdigen Gebräuche jenes Hofes in kurzer Zeit mehr Unheil anstiften würden, als irgend welche Unfälle in allen andern Zeiten verursachen könnten."

Zweifelhafter klingen schon Aussprüche wie die folgenden: (Kap. 15 des Fürsten): „Ein Mensch, der unter allen Umständen sich zum Guten bekennen wollte, müßte untergehen; weßhalb es für einen Fürsten, der sich behaupten will, nothwendig ist, daß er lerne, gut zu sein, und es nicht zu sein, je nach den Umständen." — (Kap. 17 des Fürsten): „Es ist viel sicherer gefürchtet als geliebt zu werden"; jedoch setzt der Verfasser hinzu: „wenn man das Eine von beiden missen muß." Ebenso müßte das Lob manchen Widerspruch erfahren, das dem Herzog von Valentino, gewöhnlich Cäsar Borgia genannt, dafür ertheilt wird, daß er zur Beruhigung der durch Räubereien und Gewaltthätigkeiten zerrütteten Romagna einen äußerst grausamen Statthalter einsetzte und ihn dann später, nachdem er seine Dienste gethan, auf öffentlichem Markte in Stücke hauen ließ, damit die von ihm verübten Grausamkeiten nicht dem Auftraggeber zur Last fielen in den Augen der Bevölkerung.

Im 18. Kapitel endlich steht Machiavelli nach unsern Begriffen sozusagen auf der Höhe seiner Anschauungen. „Daß es lobenswerth an einem Fürsten ist", beginnt er, „Treue zu halten und ohne Arglist zu leben, erkennt ein Jeder an. Nichtsdestoweniger lehrt die Erfahrung unserer Tage, daß diejenigen Fürsten große Dinge vollbrachten, welche nichts von der Treue hielten, welche mit List die Gemüther der Menschen verwirrten und sich zuletzt über Diejenigen erhoben, welche sich auf Rechtlichkeit stützen." Weiter führt er dann aus, daß es zwei Arten zu kämpfen gebe, die gesetzliche und die gewaltthätige; die erstere sei dem Menschen eigen, die letztere dem Thiere, und da jene oft nicht genüge, so müsse man zu dieser seine Zuflucht nehmen. „Ein Fürst muß also nach Art der Menschen und nach Art der Thiere handeln können, wie dies von den Alten gelehrt wird vermittels der Fabel von Achilles und dem Centauren, dem jenes Erziehung anvertraut wurde, und die nichts anderes sagen will, als daß sowohl der Mensch als das Thier dem Helden Lehrmeister war. Da nun ein Fürst oft genöthigt ist, sich der Art des Thieres zu bedienen, so wähle er den Löwen und den Fuchs zu seinem Vorbilde; den Löwen, um der Wölfe Herr zu werden, den Fuchs, um die ihm gelegten Schlingen vermeiden zu können. Es kann also und soll ein Fürst nicht Treue halten, wenn ihm dies zum Verderben gereicht, und wenn die Gründe nicht mehr wirken, welche seine Versprechungen veranlaßten. Und wenn alle Menschen gut wären, wäre diese Vorschrift schlecht; da sie aber schlecht sind und dir selbst nicht Treue halten, hast du sie auch ihnen nicht zu halten." — Nachdem der Verfasser den Fürsten noch anempfohlen hat, ihrer Handlungsweise den Schein des Rechts zu geben, heißt es am Schlusse des Kapitels: „Sehe also der Fürst, daß er obsiege; die Mittel dazu werden immer für ehrenvoll gehalten werden und von Jedem Lob erfahren, denn die gemeine Menge läßt sich immer vom Scheine und von der Außenseite blenden; und in der Welt ist fast Alles gemeine Menge."

Das ganze Kapitel macht den Eindruck, als ob es in einer Art von Wuth geschrieben wäre, die sicher den Verfasser oft erfaßte, wenn er an das Elend seines Vaterlandes dachte, an die Schlechtigkeit und Kleinlichkeit, die ihn rings umgab, an die Kurzsichtigkeit und Böswilligkeit der Regierenden in Florenz und ganz Italien und an die Gesunkenheit des Volkes, an die Niedertretung Italiens durch die Fremden, an die Mißachtung endlich seiner vortrefflichen Rathschläge und die erfahrene Vernachlässigung und Zurücksetzung. Unwillkürlich schmerzt es, daß der Mann, dessen Genie und lebenslanges unermüdliches Studium ihm die Weisheit des klassischen Alterthums zueigen gemacht hatte, den seine vielfachen und wichtigen Staatsgeschäfte vertraut gemacht hatten mit den staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen der eignen Zeit, der eine warme Liebe für sein Vaterland besaß — daß dieser Mann für seine im Uebrigen von bewundernswerther Klugheit, ja Weisheit durchdrungene Politik keine Grundlage fand, der unsre Moral unbedingt zustimmen kann. Eine Menge Stellen in Machiavelli's Schriften, sowie sein ganzes Leben, zeugen von Geistesgröße, Würde, Gefühl für Recht. Ohne hier den oft geführten Streit von neuem zu erheben über die Frage, ob die gewöhnliche bürgerliche Moral auch unbedingt der Staatskunst zugrundezulegen sei, mag es nur noch versucht werden, Erklärungsgründe hinzustellen für das offene Bekennen des Staatsmannes zu Grundsätzen, durch welche uns die Vorschriften der allgemein anerkannten Moral verletzt oder umgestoßen erscheinen und sicher auch dem florentinischen Staatsmanne erschienen, wie aus den häufig seinen Aussprüchen beigefügten Vorbehalten hervorgeht.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob die Offenheit, mit welcher Machiavelli Grundsätze aufstellt, welche ihm ernstg-

meinte oder geheuchelte Vorwürfe und Widerlegungen zuziehen mußten, nicht recht zu dem sonst im „Fürsten" herrschenden Systeme der Schlauheit stimmten. Indessen kann Jeder, der längere Zeit unter Franzosen oder Italienern lebt, die Beobachtung machen, daß bei beiden Völkern in ihrem Denken und Handeln eine stärkere Rücksichtnahme auf das Nützlichkeitsprinzip wirkt, als bei uns Deutschen, wohl in Folge des ausgeprägteren Sinnes für Realismus und der vorherrschenden Verstandesthätigkeit bei den romanischen Völkern, während diese Thätigkeit bei den germanischen wesentlich beeinflußt oder wohl gar überwuchert wird vom Gemüthe und Idealismus. Im fünfzehnten Kapitel heißt es: „Da es meine Absicht ist, Nützliches zu schreiben für den, der mich versteht, so scheint es mir zweckdienlicher, die thatsächliche Wahrheit der Dinge ins Auge zu fassen, als eine eingebildete; und Viele haben Staaten geträumt, wie sie nie gesehen wurden und nie in der Wirklichkeit existirten. Denn wie es zugeht in der Welt, ist weit verschieden von dem, wie es zugehen sollte, so daß Derjenige, welcher das Wirkliche aufgäbe für das Gedachte, eher sein Verderben erstreben würde als seine Sicherung." Der Satz ist außerdem noch bedeutsam durch das „wer mich versteht." — Die schlimmsten Anmuthungen, welche Machiavelli den Fürsten stellt, gelten immer den neuen, d. h. den erst kürzlich, sei es durch List oder Eroberung oder durch Gewaltthat zur Herrschaft gelangten. Nach unserer modernen Anschauung ist eine solche Grundlage der Herrschaft immer eine verwerfliche. Diese Anschauung ist jedoch, obwohl ziemlich allgemein, noch sehr neu, denn bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts verletzte die Eroberungs- und Vergrößerungspolitik noch keineswegs das allgemeine Rechtsgefühl. Für die Befangenheit in jener älteren Anschauungsweise ist es ein gewiß laut sprechender Beleg, wenn der sein Vaterland so stark liebende und die Fremden hassende Machiavelli schreibt (bei Gelegenheit der Erzählung des Einfalls Ludwigs XII. zur Eroberung der Lombardei): „Ich will jenes Unternehmen nicht tadeln." An einer andern Stelle heißt es: „Es ist in der That ein sehr natürlicher und sehr gewöhnlicher Wunsch, zu erobern, und immer wenn es die Menschen thun und durchführen können, werden sie deßhalb gelobt." Auf dem Boden solcher Voraussetzungen steht der Verfasser des „Fürsten" stets, wenn er Rathschläge ertheilt, welche vor dem Richterstuhle der absoluten Moral nicht bestehen können. Daß er dann weises Maßhalten in den sonst für verwerflich geltenden Handlungen dringend empfiehlt, ist bei seiner Klugheit selbstverständlich. Einmal geht er sogar so weit, den Fürsten den ersten Schritt, der zu solchen Consequenzen führt, zu widerrathen. Im 26. Kapitel des ersten Buches der Diskurse, das von den Grausamkeiten handelt, welche ein neuer Fürst nothwendigerweise anwenden muß, um seine Herrschaft zu sichern, sagt er: „Es sind solche Maßregeln grausam und entgegengesetzt nicht nur jeder christlichen, sondern überhaupt jeder menschlichen Art, und jeder Mensch sollte sie fliehen und lieber Privatmann bleiben als Fürst werden durch ein derartiges Zugrunderichten von Menschen." Wiederum die Nothwendigkeit und Thatsächlichkeit ist es, auf die er sich stützt, wenn er den Florentinern vorwirft, eine einzelne Grausamkeit unterlassen zu haben, weil durch diese Unterlassung die Zerstörung Pistoja's herbeigeführt wurde; wenn er den Fürsten anräth gute Eigenschaften zu heucheln, da es der Menschlichkeit versagt sei, in Allem gut zu sein. Uebrigens dachte sich Machiavelli seinen Usurpatorhelden nie anders als „von hohem Geiste", wie er stets entweder ausdrücklich bemerkt, oder wie es doch aus dem Sinne des Ganzen hervorgeht, welcher das Unternehmen zu gutem Ende führen und die begangenen Uebelthaten später durch eine weise Regierung zu rechtfertigen verstehen müsse, wie z. B. Cäsar Borgia, der, nachdem er seinen grausamen Stellvertreter hatte hinrichten lassen, an dessen Stelle einen wohlwollenden, allgemein geachteten Mann setzte. Als einen solchen Helden dachte sich Machiavelli den Lorenzo de' Medici, als er ihm den „Fürsten" widmete, und als er ihn im Schlußkapitel beschwur, die Fahne der Befreiung Italiens und seiner Völker zu erheben, die tiefer in Sklaverei versunken sind als die Perser unter der medischen Herrschaft, die Juden unter der ägyptischen, die ohne Haupt, ohne Ordnung, geschlagen, beraubt, jeder Art von Verderben hingegeben, ohne einen Hauch von Leben den Befreier erwarten, der ihre Wunden heilt, den Plünderungen der Lombardei, den Beraubungen und Aussaugungen Toskana's und Neapels ein Ende setzt." Angesichts des Verderbens, inmitten dessen der Verfasser des „Fürsten" lebte, war es ein verzeihlicher Irrthum, wenn es überhaupt einer war, Milde, Wohlwollen, Menschenliebe, Treue, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit für unzulängliche Eigenschaften an einem Fürsten zu halten.

* Die Macht des Liedes.

Von W. Hertzberg.

Durch des Waldes Schatten rauschend
Scholl der Bardenharfe Klang
Und der neuen Weise lauschend
Hemmt der Strom den Donnergang.
Grauses Waldgethier in Zügen
Folgt dem schmeichelnden Gesang,
Baum und Berg und Felsen fügen
Sich der Rhythmen holdem Zwang.

Bei des Kampflieds hellen Flammen
Schmolz in Eins der Sparter Herz;
Klirrend schlossen sie zusammen
Mann an Mann, ein Wall von Erz;
Schlugen mit den scharfen Streichen
Nach des Päans Takt die Schlacht,
Dämmten mit den heil'gen Leichen
Des Barbarenheeres Macht.

Lieder brausen durch die Lüfte
Aus der Waller frommen Schaar,
Säuseln um die stillen Grüfte,
Dröhnen mächtig vom Altar;
Jubeln durch der Becher Klingen
Lispeln von der Liebe Mund:
Wo sich Herz und Herz durchdringen,
Weihet der Gesang den Bund.

Mag der Neid sich grimm empören
Wo er treue Herzen schaut,
Mag die Zwietracht blind zerstören
Was der Liebe Hand gebaut;
Deutsches Lied von deutschen Zungen
Hält, ein goldnes Zauberband,
Unzerreißbar fest umschlungen
Unser deutsches Vaterland.

* Notizen zur englischen Literatur.

Schon kurze Zeit nach dem Erscheinen von „Bleak House" brachten amerikanische Blätter die Notiz, daß Dickens in einem seiner Charaktere „Harald Skimpole" den jetzt verstorbenen Leigh Hunt geschildert habe, und nach Hunt's kürzlich erfolgtem Tode ist dieses auch in England wieder aufgewärmt und weiter verbreitet worden. Hierdurch ist Dickens veranlaßt worden, sich öffentlich dagegen zu verwahren und hat sich die Familie Hunt's mit seiner Erklärung zufrieden gegeben. Allerdings hatte Dickens, wie er sagt, der Versuchung nachgegeben, jenen zu oft wie seinen alten Freund sprechen zu lassen, allein sobald er darauf aufmerksam gemacht wurde, übergab er zweien noch lebenden Freunden die Probebogen zur Durchsicht und änderte darin Alles, was irgend Anstoß

geben konnte, so daß diese Behauptung jetzt eben so grundlos wäre, als wenn man das »Bein einer Person, welche einmal zum Jago gesessen hat, für das Blut der Desdemona verantwortlich machen wollte.« — Dicken's neueste Erzählung „A Tale of two Cities" ist von dem bekannten Lustspieldichter Tom Taylor dramatisch bearbeitet und wird demnächst auf dem Lyceum unter Leitung der Madame Celeste aufgeführt werden. Die nächste Nummer von „All the Year round" wird übrigens bereits wieder einen Beitrag von Ch. Dicken's bringen: „The First Journey of the Uncommercial Traveller. An occasional Series of Journeys."

Tennyson, dessen „Sea-Dreams" im Januarheft von „Macmillan's Magazine" eine vorwiegend günstige Beurtheilung gefunden hat, wird für die nächste Nummer von Thackeray's „Cornhill Magazine" ein nur kurzes Gedicht „Tithon" liefern, das ihm, wie es heißt, mit einer Guinee für die Zeile bezahlt wird. — Von der ersten Nummer dieser Monatsschrift erscheint bereits, nachdem 80,000 Exemplare rasch vergriffen sind, eine vierte Auflage, so daß Verleger wie Herausgeber mit dem ersten Erfolge zufrieden sein können. Letzterer hat ein Fixum von 2000 £ jährlich und erhält außerdem seine Beiträge anständig honorirt, während jenem das erste Heft eine Bruttoeinnahme von 4 bis 5000 £ abwirft. Sir John Bowring's Abhandlung über China in der ersten Nummer wird einem größern Werke entnommen sein, welches von demselben Verfasser angekündigt wird. Sir John scheint die während seiner diplomatischen Sendung im Osten gemachten Erfahrungen somit rasch auf dem Büchermarkt verwerthen zu wollen, indem sein letztes Werk „A Visit to the Philippine Isles in 1858—59" erst ganz kürzlich die Presse verlassen hat. Von Mr. Laurence Oliphant, der während des russischen Krieges die Gegenden am Schwarzen Meer besuchte und der Verfasser von „Shores of the Black Sea" und „Transcaucasian Campaign" ist, ist „The Narrative of the Earl of Elgins Mission to China and Japan, in the years 1857, 58, 59" erschienen. Da er Lord Elgin als Sekretär begleitete, so stand ihm ein reiches Material zu Gebote, obschon ihn dieser Umstand oft verhindern mußte, Land und Leute genauer kennen zu lernen und ganz unbefangen zu urtheilen. Werthvollen Aufschluß über die Zustände der britischen Herrschaft in Indien, wie über Ursachen und Folgen der letzten Empörung giebt der als Timescorrespondent wohlbekannte W. H. Russell in „My Diary in India, in the years 1858—59". Wie er es bereits zur Zeit des letzten italiänischen Krieges abgelehnt, wieder als Berichterstatter hinauszugehen, so scheint er überhaupt diese Laufbahn verlassen zu wollen, indem er eine neue Zeitung „The Army and Navy Gazette" begründet und die Redaction derselben übernommen hat. Dabei mag erwähnt werden, daß auch die von ihm und mit ihm oft genannte Miß Florence Nightingale als Schriftstellerin aufgetreten ist, und zwar auf einem Gebiete, wo sie ohne Zweifel als Autorität gehört zu werden verdient: nämlich über Krankenpflege in den „Notes on Nursing; What it is and what it is not."

Demnächst erscheinen werden: Von Kinglake (dem Verfasser von „Eothen") „Two years in the Crimea"; „The Upper and Lower Amoor" von F. W. Atkinson, einem Maler, der mit seinen Zeichnungen und Skizzen, die er in London ausgestellt, großen Beifall gefunden und dessen früheres Werk „Western Siberia" manche interessante Schilderungen und Aufzeichnungen enthält; „Researches and Discoverie in the Levant and in the Islands of Mytelene and Rhodes and on the Coast of Asia Minor, made during a Residence of Seven years" by Mr. Newton. Das Ergebniß seiner in jenen Gegenden angestellten Nachgrabungen bildet eine äußerst reichhaltige Sammlung von Gegenständen der verschiedensten Art, als Skulpturen, Statuen, Vasen, Terracotten, Siegeln, Inschriften und Münzen, die zu Budrum, Branchidae (bei Milet), Calymnos und auf Rhodus gefunden wurden. Es befinden sich dieselben bereits seit vorigem Sommer im Britischen Museum, wo ihnen, sobald der beschränkte Raum es gestattet, ein besonderer Saal neben dem sogenannten »Lycischen Saal« (mit den von Sir Charles Fellowes gewonnenen Alterthümern) angewiesen werden soll. Unter ihnen sind am edelsten wie auch historisch vom größten Interesse die Ueberreste vom Grabmal des Mausolus, und ist besonders die eigne kolossale Statue, die aus 63 Stücken wieder zusammengesetzt ist, zu nennen.

Auch von dem amerikanischen Schriftsteller Nathaniel Hawthorne steht demnächst eine neue Erzählung zu erwarten. „One of them" ist der Titel eines nach der Beendigung von „Davenport Dunn" in monatlichen Heften erscheinenden Romans von Charles Lever, der nicht müde wird das bunte Treiben seiner irischen Landsleute, ihr Zechen, Jagen, Fechten nebst wundersamen Entführungen mit vielem Humor zu schildern. Seit er (geb. 1806 zu Dublin) als Arzt der englischen Gesandtschaft zu Brüssel sich in „Harry Lorrequer" zuerst als Schriftsteller versucht, ist er demselben Genre in allen nachfolgenden Werken treu geblieben und der Stifter einer eigenen Schule geworden. Nachdem er 1842 eine Zeitlang Redacteur des „Dublin University Magazine" gewesen, begab er sich auf den Continent, wo er, wenn wir nicht irren, zur Zeit noch in Florenz lebt.

Was sich sonst an Memoiren und Lebensbeschreibungen eben Neues findet, hat mehr oder weniger nur für englische Leser Interesse; auszunehmen wäre vielleicht „The Autobiography of a Seaman". By Thomas Tenth Earl of Dundonald. vol. I. Die Lebensschicksale dieses Mannes — der als Lord Cochrane manchen Lesern bekannter sein mag — sind äußerst mannichfaltig und merkwürdig. Obschon der Erbe eines Grafentitels, besaß er Nichts weiter als eine Uhr, als er mit 17 Jahren (1793) auf die Flotte ging, wo er trotz aller persönlichen Auszeichnung und glänzender Thaten durch die kleinliche Feindschaft seiner politischen Gegner nie zu einem bedeutenderen Commando kommen konnte — bis er den Dienst verließ, um, wie er es in seinen vor Jahresfrist veröffentlichten Memoiren schildert, in der neuen Welt der Republik Chile zur Begründung ihrer Unabhängigkeit behülfreich zu sein. Hieher gehören auch die „Passages from My Autobiography" by Sidney, Lady Morgan, worüber nächstens Mehr.

Die Franzosen erhalten demnächst eine vollständige Uebersetzung Shakspere's. Victor Hugo hat mit einem Pariser Buchhändler einen Contract gemacht, wornach er in Gemeinschaft mit seinem Sohne sich dieser Arbeit unterzieht und ist vor Kurzem bereits der erste Band ausgegeben, der auf 400 Seiten eine möglichst wortgetreue Uebertragung des »Hamlet« in Prosa enthält.

Schillerstiftung.

Die deutsche Schillerstiftung ist bisher in Bremen noch nicht durch einen Zweigverein vertreten. Vorstand und Ausschuß des Künstlervereins erbieten sich, Gaben, welche für die Stiftung bestimmt sind, entgegenzunehmen und nach Weimar, dem jetzigen Vororte, zu befördern.

Bremen im December 1859.

Dr. Fr. Pletzer. Heinr. Müller. Dr. Theod. Kiesselbach. Dr. H. A. Müller. Herm. Schaffert. Ferd. Cranz. Jul. Cabisius. Karl Kirchner. Gustav Quentell. Heinr. Dencke. Ernst Klingenberg. Senator Otto Gildemeister. J. Ruperti. Wilh. Rodewald. Theod. Hütterott.

Feuilleton.

— * **Neue literariſche Erſcheinungen.** Ein Mahnruf an das deutſche Volk. Von Wilhelm Beſeler. — Die ſchweizeriſche Rütli- und Schillerfeier am 10. November 1859. — Singen und Minnen. Ein Liederbuch von Robert Hamerling. — Beranger's letzte Lieder. Deutſch von Karl Walter.

— * Die Verfaſſerin der muſikaliſchen Märchen, Eliſe Polko, hat einen zweibändigen Roman verfaßt, der im Februar erſcheinen ſoll; die Heldin deſſelben iſt Fauſtina Haſſe, die berühmte Sängerin und Gattin des Componiſten Haſſe.

— * Die von köſtlichem Humor eingegebenen epistolae virorum obscurorum des neunzehnten Jahrhunderts von Guſtav Schwetſchke in Halle, welche zu ihrer Zeit durch die Zeichnung bekannter politiſcher Charaktere ſo viel Glück machten, ſind vom Verfaſſer noch einmal zu einer Geſammtausgabe zuſammengeſtellt und werden in hübſcher Ausſtattung guten Abſatz finden. Schwetſchke hat ſich, um noch etwas Neues hinzuzufügen, Herrn von Laguéronniere, den famoſen kaiſerlich franzöſiſchen Publiciſten, „gekauft“ und ihn als obſcuren Scribenten über den Papſt und den Congreß verarbeitet.

— * In Hamburg bei Perthes erſchien eine neue Generalkarte der Herzogthümer Schleswig und Holſtein nebſt einer Denkſchrift: „Geſchichte der geographiſchen Vermeſſungen und der Landkarten Nordalbingiens vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1859.“ Die Denkſchrift berührt viele Punkte, die ein allgemeines deutſches Intereſſe haben, z. B. die älteſte Karte von Deutſchland, die ehemalige Größe Helgolands, die deutſche Nordgränze, das Vorkommen der vielen deutſchen Ortsnamen in Mittel- und Nord-Schleswig, die man auch an der Ober-Elbe, in Weſtfalen ꝛc. findet. Darin liegt wohl der augenſcheinlichſte Beweis, daß die deutſche Kultur ſchon mit der Ausbreitung des Chriſtenthums — der Verfaſſer meint: wahrſcheinlich vom Münſterlande aus über Bremen, Helgoland und Ripen — nach dem Herzogthum Schleswig gekommen iſt. Auch der Umſtand ſpricht für die Bedeutung dieſes Werkes, daß daſſelbe im Herzogthum Schleswig verboten wurde, noch ehe es erſchienen war! Der gelehrte Herausgeber, F. Geerz, Hauptmann in Berlin, der von 1848—1851 Ober-Quartiermeiſter der ſchleswig-holſteiniſchen Armee war, hatte ſich bei ſeiner patriotiſchen Arbeit der thätigen Unterſtützung der namhafteſten Autoritäten auf dieſem Felde zu erfreuen und hat ein Kartenwerk geſchaffen, das weſentlich zur Aufklärung über manche Punkte der nordalbingiſchen Frage beitragen wird. Die Denkſchrift enthält auch für den Freund der vaterländiſchen Geſchichte manches Intereſſante.

— * Die Blätter berichten viel von einer poetiſchen Reliquie von Schiller, welche ſich im Beſitze des Herrn Künzel in Heilbronn befindet; einem Manuſcripte, welches derſelbe von Körner's Witwe am 2. Januar 1837 unter der Bedingung geſchenkt erhalten hat, noch vor ſeinem Ableben das ganze Heft oder doch wenigſtens diejenigen Stellen vernichten zu wollen, die irgend eine Nuance von Schatten auf Körner's oder Schiller's Charakter werfen könnten. Das Manuſcript iſt noch nicht vernichtet, ſolche Stellen, wie die eben bezeichneten, ſind nicht darin vorhanden; eine Veröffentlichung könnte daher wohl Statt finden. Nicht als ob ſich der Ruhm des Schiller'ſchen Genius noch erhöhen ließe, ſondern weil es zeigen kann, „wie bequem geſellig den hohen Mann der gute Tag gezeigt.“ Es handelt ſich nämlich um ein Gelegenheits-Luſtſpiel, um ein Stück Haus- und Schlafrockspoeſie. Es iſt eine liebenswürdige Neckerei unter Freunden, in der die kleinen Schwächen der einzelnen Perſonen des Kreiſes, Körner's Gutmüthigkeit und Verzüglichkeit, insbeſondere auch ſeine thatloſen ſchriftſtelleriſchen Velleitäten, Huber's Autoren-Eitelkeit, die Eigenheiten der Frauen und Schiller's ſelber gar harmlos und ergötzlich in Scene geſetzt ſind. Auch in dieſer flüchtigen, in einer guten Stunde ſchnell hingeſchriebenen Skizze (von drei Folio-Bogen) verläugnet ſich das dramatiſche Talent des Dichters nicht. Körner, im Begriff, am Morgen ſich raſiren zu laſſen, um in die Sitzung des Conſiſtoriums zu gehen, wird durch eine Reihe von Störungen, in die er ſich, indem er ſie abwehrt, doch immer auch verwickelt, ſo lange aufgehalten, daß bei ſteigender Spannung zuletzt die Stunde ſchlägt, wo die Sitzung zu Ende iſt, die er nun nicht mehr beſuchen kann.

— * Der Großherzog von Weimar hat der Schillerſtiftung einen jährlichen Beitrag von 250 Thalern zu ihren Verwaltungskoſten bewilligt. Außerdem iſt der Großherzog geſonnen das der Stadt Weimar gehörige Schillerhaus der deutſchen Schillerſtiftung zur miethfreien Benützung zu geben. Der obere Stock ſoll nach ſeinem Willen zum Sitzungsſaal des Verwaltungsraths der deutſchen Schillerſtiftung, zur Aufbewahrung des Archivs u. ſ. w., ſo weit er nicht von Reliquien Schillers in Anſpruch genommen iſt, benützt werden; der mittlere Stock ſoll einem Penſionär der deutſchen Schillerſtiftung zur Wohnung überlaſſen werden, und im untern Stock endlich ſoll der wegen der vielen fremden Beſucher nothwendige Portier wohnen.

— * In Berlin will man nun auch eine Goetheſtatue errichten; ein Aufruf zu Beiträgen ſoll durch alle Provinzen des Staates verbreitet werden.

— * Im Hofburgtheater in Wien, welches mit neuen Stücken jetzt entſchiedenes Unglück hat, iſt am 17. Januar wieder ein Drama durchgefallen, das dritte in Monatsfriſt. Es war ein Trauerſpiel „Der Erbe von Ravenswood“ von Hermannsthal, einem Beamten. Der Stoff iſt der durch Walter Scott und Donizetti allgemein bekannte. — Grillparzer beging am 15. Januar geſund und heiter ſeinen ſiebenzigſten Geburtstag.

— * In Frankfurt ſtarb vor Kurzem die Schweſter Ludwig Börne's, Frau Spiro, im Alter von 74 Jahren. Börne war ihr beſonders zugethan.

— * Bremen, 26. Januar. Im Künſtlerverein ſprach geſtern Herr Dr. Adolf Baſtian über die mexikaniſche Vorgeſchichte. Nach einleitenden Bemerkungen verfolgte der Vortrag den Weg, den Cortez von der Küſte herauf nach Mexico zog. Bei Ankunft der Spanier herrſchten dort die Azteken, ein aus Aſien dorthin gewanderter Volksſtamm. Sie trafen das Land im Beſitz der Chichimeken, die es ihrerſeits nach dem Untergange des Tolteken-Reiches in Beſitz genommen hatten. An den Namen der Tolteken knüpft ſich vorzugsweiſe die altamerikaniſche Kultur, obwohl auch hier in Mexiko eine fremde Race war, die dort ſchon von den Eingeborenen gegründete Städte vorfanden. Die von den Tolteken in Tula begründete Herrſchaft erhielt ihre höhere Ausbildung beſonders durch die Ankunft Quetzalcoatls, des mexikaniſchen Propheten, der auf ebenſo geheimnißvolle Weiſe verſchwand, wie er erſchienen war. Nach ſeiner Entfernung brach eine Reihe von Unglücksfällen über das Volk der Tolteken herein, das darin gänzlich zu Grunde ging, während ſeine verlaſſenen Städte von den eindringenden Nomaden in Beſitz genommen wurden.

— * Der kürzlich verſtorbene polniſche General Skrzynecki, allbekannt aus dem Liede „Noch iſt Polen nicht verloren“, wurde am 8. Februar 1787 geboren und trat als Freiwilliger in die polniſche National-Armee im Jahre 1806 ein. Im Jahre 1814 finden wir ihn als Bataillons-Commandanten in der Schlacht bei Arcis ſur Aube. Der Kaiſer Napoleon war in Gefahr, von der preußiſchen Reiterei gefangen genommen zu werden. Die junge Garde konnte dem Andrange nicht widerſtehen, da bildet der Major mit ſeinem polniſchen Bataillon ein Carré, das mit Erfolg der Cavallerie und einem heftigen Geſchützfeuer Widerſtand leiſtet. Der Kaiſer war gerettet; Skrzynecki erhielt als Lohn für ſeine That das Offizierkreuz der Ehrenlegion. Nach dem Sturze Napoleon's übernahm Rußland mit dem Großherzogthum Warſchau auch die polniſche National-Armee. Skrzynecki war Oberſt des 8. Regiments, als der Aufſtand des Jahres 1830 ausbrach. Anfangs zögerte er mit dem Anſchluſſe an die Sache der Revolution, aber das unentſchiedene Benehmen des Großfürſten Konſtantin führte ihn bald in das Lager der Aufſtändiſchen. Der Feldzug des Jahres 1831 gegen die Ruſſen machte ſeinen Namen zu einem europäiſchen und brachte ihm hohen Kriegsruhm. Das erſte Gefecht, an dem er Theil nahm, fand bei Dobre Statt, wo er mit geringen Streitkräften das ganze Corps des Generals Roſen zurückſchlug. In dem blutigen Kampfe bei Grochow ſtritt er an der Seite des Generals Chlopicki; mit ihm unternahm er den Bayonnetangriff auf das berühmt gewordene Erlengebüſch, welches von 54 ruſſiſchen Bataillonen und 200 Geſchützen vertheidigt wurde. Nach der Verwundung Chlopicki's führte er den Befehl allein und wußte durch ein geſchicktes Manöver einen Reiterangriff von 90 Schwadronen zurückzuſchlagen. Die Thaten von Dobre und Grochow eröffneten ihm den Weg zum Oberbefehl über die geſammte polniſche Armee. Er lieferte dann die Schlachten von Wawre, Wielki Dembe und Oſtrolenka, erſtere mit höchſt günſtigem, letztere mit unglücklichem Erfolg. Bei Oſtrolenka ſuchte er den Tod, der ihn jetzt erſt, nach faſt dreißig Jahren, ereilt hat. Das Schickſal aller Männer, welche der Revolution gedient und das Mißgeſchick einer ſolchen überlebt, blieb Skrzynecki nicht erſpart; der Verdacht des Verrathes warf einen um ſo dunkleren Schatten auf ſeinen Namen, je glänzender die erſten Erfolge ſeiner Führung geweſen. Die ſpäteren Zeiten haben bewieſen, daß dieſer Verdacht ein grundloſer geweſen. Aber den einen Fehler wird ihm die Geſchichte ſtets vorwerfen: daß er, der Mann des Schwertes und der That, ſeine Hoffnung auf diplomatiſche Unterhandlungen geſetzt hat. Dadurch verſäumte er mehr als einmal die günſtige Gelegenheit, die ruſſiſche Armee vollſtändig zu vernichten. Nach dem Falle Warſchaus ging Skrzynecki auf das öſterreichiſche Gebiet über und wurde in Prag internirt. Später zog er nach Belgien, wo er eine bedeutende Stellung in der Armee erhielt, bis die Reclamationen Rußlands ihm dieſen Poſten raubten. Die letzten Jahre ſeines Lebens brachte er in Krakau zu.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 6. Bremen, 5. Februar. 1860.

Inhalts-Anzeige.

Macaulay.

Von Otto Gildemeister.

III.

Macaulay gehörte zu den kenntnißreichsten Leuten unserer Zeit. Seine Belesenheit umfaßte Gebiete, von denen jedes einzelne das Studium eines Menschenlebens in Anspruch nehmen kann. Außer einer genauen Bekanntschaft mit der Literatur des Alterthums hatte er sich eine ungewöhnliche Kunde selbst der entlegeneren Schriftthümer des Mittelalters und der neueren Zeit angeeignet, so weit sie irgend von Interesse für die Erforschung menschlicher Culturentwicklung sind. Die Literatur des 18. und des 19. Jahrhunderts vollends überblickte er wie nur Wenige. Was England, Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien und Amerika an bemerkenswerthen Werken auf den Gebieten der Geschichte, der Staatswissenschaften, der Memoiren, der Reisebeschreibungen und Ethnographie, der Kunstwissenschaften, der philosophischen und religiösen Polemik, der Dichtung hervorgebracht hatten, war ihm bekannt, theils hinreichend um ihm jederzeit eine rasche Orientirung zu ermöglichen, theils so genau daß er im Stande war augenblickliche Rechenschaft darüber abzulegen. In Kenntniß der englischen Geschichte stand ihm, was einfache Bekanntschaft mit den Quellen und den Thatsachen anlangt, vielleicht keiner der Mitlebenden gleich. Die Chroniken und die Historiker ganz außer Rechnung gelassen, war das Studium welches er den Urkunden, den Staatsschriften, den Familienpapieren, den Manuscripten der Bibliotheken, den literarischen Denkmälern aller und jeder Art, bis zu heraldischen und alchymistischen Raritäten herab, zugewandt hatte, von wahrhaft schwindelerregender Ausdehnung. Die halbverschütteten Ruinen waren ihm ebenso genau bekannt wie die unversehrten Prachtbauten; die Zinsrollen einer alten Abtei, die Bänkelsängerlieder über irgend eine Cause célèbre des 17. Jahrhunderts, die Stammtafeln verschollener Grafschaftsfamilien unterwarf er ebenso sorgfältig seiner Prüfung wie die Journale des Hauses der Gemeinen oder die Protokolle des Königlichen Geheimen Rathes. Ein fabelhaftes Gedächtniß kam diesen Studien zu Hülfe und machte sie überhaupt möglich. Daß Macaulay, wie der ältere Scaliger, im Stande war die Ilias und die Odyssee, von irgend einem beliebigen Verse an, aus dem Kopfe zu recitiren, daß die meisten lateinischen und griechischen Dichter ihm zu steten schlagfertigen Citaten zu Diensten standen, ist das Geringste. Er hielt was er einmal gelesen hatte, so fest daß er es nie wieder vergaß. Er citirte wörtlich Stellen, oft ganze Seiten aus prosaischen Schriften, an die er vielleicht seit Jahren nicht mehr gedacht hatte. Ohne Vorbereitung vermochte er den genauen Text einer Stelle im Diodorus Siculus oder einer Schilderung der Frau von Stael, einer Betrachtung des heiligen Augustinus oder einer Voltaire'schen Diatribe anzuführen. Er brauchte kein Buch nachzuschlagen um das Sterbejahr irgend eines beliebigen Erzbischofs von Canterbury oder eines Reichskanzlers von England mit Sicherheit angeben zu können. Die chronologische Aufeinanderfolge der kleinsten Begebenheiten im Kriege der beiden Rosen, in der Regierungszeit der Tudors, in den Schicksalen der Stuarts stand so klar vor seinem Gedächtnisse wie die Stellung der 320 Figuren auf den zehn Schachbrettern vor den verbundenen Augen des Herrn Murphy steht.

Das beseelende Interesse welches diesen unermeßlichen Studien Leben einhaucht ist einmal eine warme Theilnahme an der culturlichen Entwicklung zunächst der englischen, dann aber auch der europäischen Menschheit, und zweitens die Freude an der historischen Wiederbelebung des zusammengetragenen Stoffes zu solchen Bildern voll Farbe, Ausdruck und Bewegung, daß sich in ihnen irgend ein wesentliches Moment jener nationalen oder europäischen Entwicklung widerspiegelt. Ersteres ist das Interesse des Gelehrten, letzteres das Interesse des Künstlers. Ohne das Eine würde ein solcher Reichthum von Stoff nicht zusammengetragen worden sein, ohne das Andere würde die Welt von diesem Reichthum wenig zu Gesichte bekommen haben. Macaulay hatte eine künstlerische Phantasie welche ihn drängte aus den fragmentarischen Spuren einer Vergangenheit, sei es einer ganzen Periode, sei es einzelner Menschen, sich ein Bild des Ganzen herzustellen, und er hatte eine künstlerische Begabung welche ihn befähigte dies Bild, wie es sich in seinem Innern vollendet hatte, Anderen so anschaulich zu machen als hätte ihre eigene Phantasie es geschaffen. Oder er entdeckte, indem er forschend dem Gange menschlicher Entwicklung folgte, plötzlich ein auffallendes psychologisches Problem, ein Räthsel das nur dem Tieferblickenden sich löst, und er schickte sofort sich an aus dem Schatze seines Wissens, seines Nachdenkens Alles herbeizuholen, was dazu dienen konnte auch dem Publicum dies Räthsel klar, dies Problem durchsichtig zu machen. Und hier zeigt seine Kunst sich am größesten. Die subtilsten Fragen werden unter seinen Händen einfach und greifbar, und seine Antworten, nicht minder subtil als die Fragen, werden so kunstvoll beleuchtet, daß jeder Verstand sie begreifen kann. Schlag auf Schlag folgen da die bahnbrechenden Sätze, die fein ausführenden Bemerkungen, die treffenden Gleichnisse, die spannenden Wechselreden zwischen Zweifel und Ueberzeugung. Es ist nicht immer ausgemacht daß die historischen Bilder welche so entstehen eine vollständige Portraitwahrheit haben; es ist nicht ausgemacht daß in diesen Erörterungen geschichtlicher, philosophischer, literarischer Probleme jeder Zeit das letzte erschöpfende Wort gesagt ist, aber man fühlt sich gleichwohl durch die innere Lebenskraft der Schilderung stets im Großen und Ganzen auf historischem Boden festgehalten, mag auch hie und da die Zeichnung mehr den Künstler als den Portraitmaler, das Colorit hin und wieder mehr den liberalen Whig des 19. Jahrhunderts als den Verwalter des Richteramts der Geschichte verrathen. Man fühlt sich von den Argumenten des Verfassers, wenn auch nicht

immer überzeugt, doch allemal gefesselt, weil sie in so vollendeter Gruppirung und Beleuchtung auftreten, allemal angeregt, weil sie stets, auch wo sie das Ziel nicht erreichen oder am Ziele vorbeigehen, scharf und geflügelt einherklirren.

Der berühmte Essay über Machiavelli (Edinburgh Review, März 1827), bietet vielleicht die beste Probe von der Art und Weise, wie Macaulay darstellt und wie er argumentirt. Machiavelli ist ein psychologisches Räthsel an dessen Lösung sich der Scharfsinn von drei Jahrhunderten versucht hat. Dies Räthsel zu erklären ist die Aufgabe welche der sechsundzwanzigjährige Reviewer sich setzt. Die erste Bedingung eines guten Essay ist die, den Leser sogleich zu interessiren, ihn festzubannen daß er zuhören muß, was du ihm zu sagen hast. Was ist ihm an Machiavel und alten florentinischen Geschichten gelegen? Er hat keine Lust gründliche Untersuchungen über die Moral eines Mannes zu lesen, dessen Leib längst in Asche zerfallen ist und dessen Bücher zwar berühmt aber unbekannt sind. Macaulay hält ihn mit unwiderstehlichem Griffe fest. Er weiß daß wir stehen bleiben, wenn Jemand uns sagt: „Ich werde sogleich an einem Rasirmesser in die Höhe klettern.“ Und er macht es wie der Taschenspieler, wenn er uns auch unendlich mehr bietet als ein Stück Gaukelei. Er sagt uns zum Eingange daß er uns beweisen wolle was unglaublich sei.

„Für Jemanden welcher die Geschichte und die Literatur Italiens nicht genau kennt, ist es kaum möglich die berühmte Abhandlung Machiavelli's über den Fürsten ohne Grauen und Bestürzung zu lesen. Eine solche Entfaltung von Verruchtheit, nackt und doch ohne Scham, solche kaltblütige, überlegte, gelehrte Grausamkeit scheint mehr einem Teufel als dem entartetsten Menschen anzugehören. Grundsätze welche der verhärtetste Bösewicht kaum seinem vertrautesten Spießgesellen andeuten, kaum seinen eigenen Gedanken, ohne die Verschleierung irgend eines beschönigenden Sophisma, eingestehen würde, werden ohne die geringste Umschreibung offen ausgesprochen und als das A und O aller Staatsweisheit aufgestellt. Und wir zweifeln ob in den zahlreichen anderen Bänden die Machiavelli geschrieben hat, auch nur ein einziger Ausdruck zu finden ist, aus dem man schließen könnte daß Heuchelei und Verrath ihm unehrenhaft erschienen. Danach mag es lächerlich klingen, wenn wir sagen daß wir wenig Schriften kennen die so viel Hoheit des Gefühls, einen so reinen und warmen Eifer für das öffentliche Wohl und eine so richtige Auffassung bürgerlicher Rechte und Pflichten zeigen wie die Schriften Machiavelli's. Und doch ist es so.“

Meisterhafter kann nichts sein als diese Captatio lectoris. Meisterhafter nichts, ausgenommen die Grazie und Sicherheit mit welcher nun die Argumentation an diesem Rasirmesser in die Höhe klettert. Sie beginnt mit einer an Kürze und Deutlichkeit unübertrefflichen Zerlegung der Charakterentwicklung des italiänischen Volkes bis zu der Zeit wo Machiavel blühte. Es wird skizzirt wie in Italien, während das ganze übrige Europa unter dem Drucke einer rohen Feudalaristokratie in Elend und Barbarei schmachtete, blühende städtische Republiken emporkommen konnten, die Sitze feiner Cultur, fürstlichen Reichthums, bürgerlicher Unabhängigkeit. Dann erhebt sich der Verfasser zu einer glänzenden Schilderung der mittelalterlichen Größe von Florenz, nicht um ein Prunkstück aufzuführen, sondern weil es für sein Argument von Wichtigkeit ist, daß unsere Phantasie sich recht deutlich ausmale wie es in Italien damals aussah. Zu diesem Zwecke öffnet die antiquarische Gelehrsamkeit einem Strome goldner Beredtsamkeit die Schleusen:

„Johann Villani hat uns einen ausführlichen und genauen Bericht über den Zustand von Florenz im Beginne des 14. Jahrhunderts hinterlassen. Die Einkünfte der Republik beliefen sich auf 300,000 Gulden, — eine Summe welche, die Entwerthung der edlen Metalle in Anschlag gebracht, mindestens 600,000 Pfund Sterling aufwiegt, eine größere Summe als England und Irland vor zwei Jahrhunderten der Königin Elisabeth jährlich einbrachten. Die Verarbeitung der Wolle allein beschäftigte 200 Factoreien und 30,000 Arbeiter. Das jährlich angefertigte Tuch verkaufte sich durchschnittlich zu 1,200,000 Gulden, — eine Summe die an Tauschwert 2½ Millionen Pfund unseres Geldes reichlich begleicht. Jährlich wurden 400,000 Gulden geprägt. Achtzig Banken leiteten den Geldverkehr nicht allein von Florenz, sondern von Europa. Die Geschäfte dieser Anstalten erreichten manchmal einen Umfang der auch die Zeitgenossen der Barings und der Rothschilds wohl in Erstaunen setzen mag. Zwei Häuser liehen Eduard III. von England über 300,000 Mark, zu einer Zeit wo die Mark mehr Silber als funfzig Shilling heutigen Wertes enthielt und wo der Wert des Silbers das Vierfache dessen war was er jetzt ist. Die Stadt mit ihren Umgebungen umfaßte 170,000 Einwohner. In den verschiedenen Schulen wurden 10,000 Kinder im Lesen unterrichtet; 1200 studirten Arithmetik, 600 erhielten eine gelehrte Bildung.

„Mit dem Fortschritte der allgemeinen Wohlfahrt hielten elegante Literatur und schöne Künste gleichen Gang. Unter den despotischen Nachfolgern des Augustus hatten alle Gefilde geistiger Bildung sich in dürre Wüsten verwandelt, noch immer mit förmlichen Grenzlinien abgesteckt, noch immer die Spuren alter Cultur bewahrend, aber weder Blumen tragend noch Früchte. Die Sündflut der Barbarei kam. Sie fegte alle Landmarken hinweg. Sie verwischte alle Zeichen früheren Anbaus. Aber sie befruchtete, indem sie verwüstete. Als ihre Gewässer sich verliefen, war die Wildniß wie der Garten Gottes, voll Jubels überall, lachend, in die Hände klatschend, in zwangloser Fülle Glanz, Duft und Nahrung ausströmend. Eine neue Sprache, ausgezeichnet durch einfache Lieblichkeit und einfache Energie, hatte ihre Vollendung erreicht. Nie bot eine andere Zunge der Dichtung prachtvollere, lebhaftere Farben dar. Auch währte es nicht lange bis ein Dichter erschien, der sie zu gebrauchen verstand. Frühe im vierzehnten Jahrhundert entstand die Göttliche Comödie, ohne Vergleich das größeste Werk menschlicher Einbildungskraft welches seit den Gedichten Homers erschienen war. Das nächstfolgende Menschenalter erzeugte freilich keinen Dante: aber es ragte hervor durch allgemeine geistige Thätigkeit. Das Studium der lateinischen Schriftsteller war in Italien niemals völlig vernachlässigt worden. Aber Petrarca schuf eine tiefere, freiere, feinere Gelehrsamkeit und übertrug auf seine Landsleute jene Begeisterung für die Literatur, die Geschichte und die Denkmäler Roms, welche sein eignes Herz mit einer frostigen Geliebten und einer frostigeren Muse theilte. Boccaccio lenkte ihre Aufmerksamkeit auf die erhabneren und anmuthreicheren Muster von Hellas.

„Wenn wir die glänzenden Schilderungen des damaligen Italiens lesen, können wir uns kaum überreden daß wir von Zeiten vernehmen während welcher die Annalen Englands und Frankreichs uns nichts bieten als ein entsetzliches Schauspiel der Armut, Barbarei und Unwissenheit. Von den Gewaltthaten ungebildeter Herren und dem Elende verkümmerter Bauern wenden wir mit Entzücken uns zu den reichen, aufgeklärten Staaten Italiens, den großen prächtigen Städten, den Häfen, Arsenalen, Villas, Museen, Bibliotheken, — Märkten angefüllt mit allen Gegenständen der Bequemlichkeit und des Genusses, Factoreien wimmelnd von kunstfertigen Arbeitern, den Appenninen welche bis zur höchsten Spitze reicher Anbau bedeckt, dem Po welcher die lombardischen Ernten in die Speicher Venedigs hinabträgt und dafür die Seidenstoffe Bengalens und das Pelzwerk Sibiriens den Palästen von Mailand zuführt. Mit besonderer Freude verweilt das Auge auf dem schönen, dem glücklichen, dem glorreichen Florenz, den Hallen die von dem Gelächter Pulci's ertönten, der Zelle wo Politian's mitternächtige Lampe schimmerte, den Statuen an denen das jugendliche Auge Michel Angelo's mit dem Fieber wahlverwandter Begeisterung sich weidete, den Gärten in welchen Lorenzo funkelnde Lieder für den Maientanz der Etrurischen Jungfrauen ersann. Ach, die holdselige Stadt! Ach, Geist und Gelehrsamkeit, Genius und Liebe!“

Nicht wahr, es ist ein Bild, wie mit Sonnenlicht getränkt? Aber das Bild bedeutet nichts für sich selber; es steht nur dazu da, um Machiavels geheimnißvolle Doppelnatur enträthseln zu helfen. Wir sind nun hinreichend erfüllt von dem Zauber, der sich über Italiens mittelalterliche Republiken ausbreitet, um das Weitere nicht nur zu verstehen, sondern als eigenste Wahrnehmung zu empfinden. In kurzen, einleuchtenden Sätzen weist Macaulay nach, wie überall in der Geschichte das Uebergewicht städtischer Entwicklung die kriegerische Tüchtigkeit und die Lust am Kriege beeinträchtigt, namentlich in einer Zeit wo die vorwiegende Bedeutung einer schwerbepanzerten Reiterei feldmäßige Brauchbarkeit von steter Uebung und Gewöhnung des Körpers abhängig machte. Diesseits der Alpen hatte der Adel, roh und unwissend, keinen anderen Zeitvertreib als Fehden, Jagd und Waffenspiel; die edlen Geschlechter Norditaliens hatten sich in den Städten niedergelassen, bauten Paläste, pflegten die Künste und trieben Handelsgeschäfte. Daher ward in Norditalien früher als irgendwo die Sitte allgemein, den Krieg geworbenen Söldnern zu überlassen. Und hiemit erreicht der Verfasser den entscheidenden Wendepunkt seines Arguments, den Satz daß es zwei verschiedene Arten sittlicher Auffassung gebe, eine welcher die kriegsgewohnten rohen Völker des Nordens huldigen, eine andere welche in feingebildeten und verweichlichten Gemeinwesen wie Mailand und Florenz sich entwickelt. Der Nachweis selbst läßt sich nicht wohl abkürzen, und ich denke selbst diejenigen denen der Essay bekannt ist, werden ihn mit Vergnügen noch einmal lesen.

„Wenn der Krieg das Gewerbe einer besonderen Klasse wird, so ist für eine Regierung unter allen Wegen der wenigst gefährliche der, jene Klasse in ein stehendes Heer zu verwandeln. Es ist kaum möglich daß Menschen ihr Leben in dem Dienste eines Staates hinbringen können, ohne an seiner Größe einen gewissen Antheil zu nehmen. Seine Siege sind ihre Siege. Seine Niederlagen sind ihre Niederlagen. Der Vertrag verliert etwas von seinem geschäftsmäßigen Charakter. Die Dienstleistungen des Soldaten erscheinen als Ausfluß eines patriotischen Eifers, sein Sold als ein Tribut öffentlicher Erkenntlichkeit. Die Macht welche ihn verwendet zu verrathen, ja auch nur lässig in ihrem Dienste zu sein, gilt in seinen Augen als das ärgste, ehrloseste Verbrechen.

„Als die Fürsten und Republiken Italiens gemietete Truppen zu verwenden anfingen, hätten sie am weisesten gethan, besondere militärische Corps zu bilden. Unglücklicher Weise geschah dies nicht. Die Kriegsföldner der Halbinsel waren nicht an den Dienst bestimmter Mächte gefesselt, sondern wurden als Gemeingut Aller angesehen. Das Verhältniß zwischen dem Staate und seinen Vertheidigern sank zu dem pursten, nacktesten Schacher herab. Der Abenteurer brachte sein Pferd, seine Waffen, seine Stärke und seine Erfahrung an den Markt. Ob der König von Neapel oder der Herzog von Mailand, ob der Papst oder die Signoria von Florenz den Handel abschloß, war ihm vollkommen gleichgültig. Er war für den höchsten Preis und den längsten Termin, War der Feldzug beendigt, für welchen er contrahirt hatte, so hinderten ihn weder Gesetz noch Ehre auf der Stelle seine Waffen gegen seine bisherigen Herren zu kehren. Der Soldat ward gänzlich von dem Bürger und dem Unterthan geschieden.

„Die natürlichen Folgen blieben nicht aus. Unter der Führung von Leuten welche weder ihre Beschäftiger liebten noch die Gegenüberstehenden haßten, welche oft durch stärkere Bande an das Heer das sie bekämpften als an den Staat dem sie dienten geknüpft waren, welche durch die Beendigung des Streits verloren, durch die Verlängerung gewannen, änderte der Krieg seinen Charakter ganz und gar. Jedermann betrat das Schlachtfeld mit dem Bewußtsein daß er möglicher Weise in wenig Tagen den Sold der Macht gegen welche er geworben war annehmen und an der Seite seiner Feinde gegen seine Genossen fechten werde. Die mächtigsten Interessen und die mächtigsten Gefühle trafen zusammen, um die Feindseligkeit derjenigen zu mildern, welche vor Kurzem Waffenbrüder gewesen waren und nächstens Waffenbrüder wieder werden konnten. Das gemeinsame Handwerk war ein Band der Einigung, welches nicht leicht vergessen ward, selbst wenn sie streitenden Parteien dienten. Daher geschah es daß Operationen von unerhörter Lässigkeit und Unschlüssigkeit, Märsche und Gegenmärsche, Plünderungszüge und Blokaden, unblutige Capitulationen und ebenso unblutige Gefechte beinahe zwei Jahrhunderte hindurch die ganze Kriegsgeschichte Italiens bilden. Mächtige Armeen kämpfen von Morgen bis Abend. Ein großer Sieg ist gewonnen. Tausende von Feinden sind gefangen genommen, und kaum ein Menschenleben wird verloren. Eine regelmäßige Feldschlacht scheint wirklich minder gefährlich gewesen zu sein als ein gewöhnlicher Straßenauflauf.

„Mut war nun nicht länger nothwendig, selbst nicht für militärische Ehre. Die Leute wurden alt in Feldlagern und erwarben höchsten Kriegsruhm, ohne auch nur einmal ernstlicher Gefahr die Stirn zu bieten. Die politischen Folgen sind nur zu wohl bekannt. Der reichste, gebildetste Theil der Welt war wehrlos den Angriffen jedes barbarischen Eindringlings preisgegeben, der Brutalität der Schweizer, der Unverschämtheit Frankreichs und der grimmen Raubgier Arragons. Die sittlichen Wirkungen welche sich aus diesem Stande der Dinge ergaben waren noch bemerkenswerther.

„Unter den rohen Völkerschaften welche diesseits der Alpen wohnten, war Tapferkeit unbedingt nothwendig. Ohne sie konnte keiner ausgezeichnet sein, wenige sicher. Feigheit ward daher naturgemäß als der ärgste Schandfleck betrachtet. Bei den verfeinerten Italiänern, reich geworden durch Handel, von Gesetzen regiert, leidenschaftlich der Literatur ergeben, kam Alles durch Ueberlegenheit des Geistes zu Stande. Selbst ihre Kriege, friedlicher als der Friede ihrer Nachbarn, erheischten mehr bürgerliche als militärische Tugenden. Während daher in anderen Ländern Mut den Ehrenpunkt bildete, wurde in Italien zum Ehrenpunkte Scharfsinn.

„Aus diesen Principien wurden, auf streng analogem Wege, zwei entgegengesetzte Systeme conventioneller Moral abgeleitet. In den meisten Ländern Europa's sind die Laster welche vorzugsweise schüchternen Charakteren eigen und die natürlichen Vertheidigungsmittel der Schwäche sind, Trug und Heuchelei, von je her die schimpflichsten gewesen. Die Ausschreitungen hochfahrender, kecker Naturen dagegen hat man immer mit Nachsicht, ja mit Achtung behandelt. Die Italiäner beurtheilen mit entsprechender Milde solche Verbrechen, welche Selbstbeherrschung und Geschick, schnelle Beobachtung, fruchtbare Erfindung und tiefe Kenntniß der menschlichen Natur erfordern.

„Ein Fürst wie unser Heinrich der Fünfte würde der Abgott des Nordens gewesen sein. Die Thorheiten seiner Jugend, die ehrgeizige Selbstsucht seines Mannesalters, die an langsamen Feuern gerösteten Lollards, die auf dem Schlachtfelde niedergemetzelten Gefangenen, das schreckliche Vermächtniß eines grundlosen und hoffnungslosen Krieges an ein Volk welches gar kein Interesse an dem Ausgange des Kampfes hatte, — Alles ist vergessen, außer der Sieg von Agincourt. Franz Sforza dagegen war das Muster eines italiänischen Helden. Er machte aus seinen Dienstherren und aus seinen Nebenbuhlern seine Werkzeuge. Er überwältigte zunächst seine offnen Feinde mit Hülfe treuloser Bundesgenossen; er bewaffnete sich dann mit den Spolien seiner Feinde gegen seine Verbündeten. Durch seine unvergleichliche Geschicklichkeit erhob er sich von der abhängigen, prekären Stellung eines militärischen Abenteurers auf den ersten Thron Italiens. Einem solchen Manne ward viel vergeben, hohle Freundschaft, ungroßmütige Feindschaft, gebrochne Treue.

„Wir haben unsere Meinung durch ein Beispiel aus der Geschichte erläutert. Wir wollen der Dichtung ein anderes entlehnen. Othello ermordet sein Weib; er giebt Befehl zur Ermordung seines Lieutenants; er ermordet am Ende sich selber. Gleichwohl verliert er niemals die Achtung und die Theilnahme nordischer Leser. Sein tapferes warmes Herz macht Alles gut. Das arglose Vertrauen mit welchem er auf seinen Rathgeber hört, die Seelenqual mit welcher er vor dem Gedanken der Schande zurückbebt, der Sturm von Leidenschaft mit welchem er seine Verbrechen verübt, und die stolze Furchtlosigkeit mit welcher er sie gesteht, verleihen seinem Charakter ein außerordentliches Interesse. Jago dagegen ist ein Gegenstand allgemeinen Abscheus. Viele meinen, Shakspere habe sich zu einer bei ihm ungewöhnlichen Uebertreibung verleiten lassen und ein Ungeheuer gezeichnet, für welches die menschliche Natur keinen Typus darbiete. Wir vermuten, ein italiänisches Publicum im 15. Jahrhundert würde ganz anders gefühlt haben. Othello hätte ihm nichts als Widerwillen und Verachtung eingeflößt. Die Thorheit womit er den Freundschaftsbetheuerungen eines Mannes vertraut, dessen Beförderung er gehindert hat, die Leichtgläubigkeit mit welcher er unerwiesene Behauptungen und gewöhnliche Umstände als unwiderlegliche Beweise hinnimmt, die Heftigkeit mit welcher er die Rechtfertigung zum Schweigen zwingt, bis die Rechtfertigung sein Elend nur verschlimmern kann, — Alles das hätte die Zuschauer mit Abscheu und Ekel erfüllt. Jago's Handlungen hätten sie ganz gewiß verurtheilt, aber sie hätten ihn getadelt wie wir Othello tadeln. In ihre Mißbilligung hätte sich ein gewisser Respect, eine gewisse Theilnahme gemischt. Die Schlagfertigkeit seines Witzes, die Klarheit seines Verstandes, die Geschicklichkeit mit welcher er fremde Herzen enträthselt und das eigene versteckt, hätten ihm einen gewissen Grad von Achtung gesichert.

„So groß war der Unterschied zwischen den Italiänern und ihren Nachbarn. Ein ähnlicher Unterschied bestand zwischen den Griechen des zweiten Jahrhunderts vor Christus und ihren Herren, den Römern. Die Sieger tapfer und entschlossen, treu dem gegebenen Worte, beherrscht von religiösen Gefühlen, waren zugleich unwissend, tyrannisch und grausam. Bei dem besiegten Volke waren alle Kunst, Wissenschaft und Literatur der westlichen Welt. In Poesie, Philosophie, Malerei, Baukunst und Sculptur hatte es keine Nebenbuhler. Seine Sitten waren verfeinert, seine Auffassung scharf, seine Erfindung lebhaft; es war duldsam, liebenswürdig, human, aber alles Mutes und aller Aufrichtigkeit baar. Jeder rohe Centurio mochte sich für seine geistige Inferiorität mit der Bemerkung trösten daß Wissen und Geschmack nur geeignet schienen Männer zu Atheisten, Memmen und Sklaven zu machen. Der Bürger eines italiänischen Gemeinwesens war der Grieche der Römerzeit. Wie dieser war er zaghaft und schmiegsam, verstellt und kriechend. Aber wie dieser hatte er auch ein Vaterland, dessen Unabhängigkeit und Wohlfahrt ihm theuer waren. War sein Charakter durch einige niedrige Laster entwürdigt, so war er auf der anderen Seite geadelt durch Gemeingeist und ruhmwürdigen Ehrgeiz.

„Ein Laster welches von der öffentlichen Meinung gutgeheißen wird ist lediglich ein Laster. Das Unheil endet in sich selber. Ein Laster welches die öffentliche Meinung verdammt, erzeugt verderbliche Wirkungen für den ganzen Charakter. Das erstere ist eine örtliche Krankheit, das letztere ein organisches Gift. Wenn die Ehre des Uebelthäters verloren ist, so wirft er allzu oft den ganzen Rest seiner Tugenden in Verzweiflung der Ehre nach. Der hochschottische Edelmann der vor hundert Jahren von dem erpreßten Schutzgelde seiner Nachbarn lebte, beging das nämliche Verbrechen für welches Wild unter dem Hurrah von zweimalhunderttausend Londonern gehenkt ward. Gleichwohl ist es ganz unzweifelhaft daß er ein minder schlechter Mensch war als Wild. Die That für welche Frau Brownrigg am Galgen starb verschwindet in Nichts, wenn man sie mit der des Römers vergleicht, welcher das Publicum auf hundert Paar Gladiatoren tractirte. Und doch würden wir diesem Römer sehr Unrecht thun, wenn wir ihn für ebenso grausam wie Frau Brownrigg halten wollten. Bei uns zu Lande verwirkt ein Weib seine gesellschaftliche Ehre durch dasjenige was einem Manne nur allzu gewöhnlich als ein Ruhm und schlimmsten Falles als verzeihlicher Fehltritt angerechnet wird. Die Folgen sind allbekannt. Das sittliche Leben eines Weibes wird durch eine einzige Verleugnung der Tugend allzu häufig mehr beschädigt als das eines Mannes durch zwanzigjährige Liebeshändel.

„Diesen Satz müssen wir auf den vorliegenden Fall anwenden. Ganz gewiß, Verstellung und Lüge brandmarken einen Mann unseres Zeitalters und Landes als durchaus wertlos und verworfen. Aber es folgt nicht im mindesten daß ein ähnliches Urtheil einem Italiäner des Mittelalters gegenüber gerecht sein würde. Im Gegentheil, wir finden sehr häufig diejenigen Fehler welche wir als sichere Anzeichen eines ganz entarteten Gemütes zu betrachten gewohnt sind im Vereine mit großen und guten Eigenschaften, mit Großmut, mit Wohl-

wollen, mit Uneigennützigkeit... Der Charakter des italiänischen Staatsmannes scheint auf den ersten Blick eine Sammlung von Widersprüchen, ein Phantom so ungeheuerlich wie die Pförtnerin der Hölle bei Milton, halb Gottheit, halb Schlange, schön und majestätisch oben, kriechend und giftig unten. Wir sehen einen Mann dessen Gedanken keine Verbindung mit seinen Worten haben, der nie vor einem Eide Bedenken trägt, wenn er zu verführen sucht, dem es nie an Vorwänden gebricht, wenn er verrathen will. Seine Grausamkeiten entspringen nicht aus der Hitze des Blutes, nicht aus dem Taumel schrankenloser Macht, sondern aus tiefer, kalter Ueberlegung. Seine Leidenschaften, wohlgeschulten Truppen gleich, sind ungestüm nach Regeln und vergessen auch im wildesten Stürmen keinen Augenblick die Disciplin an die sie gewöhnt worden sind. Seine ganze Seele ist mit weitaussehenden, verwickelten Anschlägen der Ehrsucht beschäftigt, aber sein Antlitz und seine Sprache zeigen nur philosophische Ruhe. Haß und Rachsucht fressen ihm ins Herz, aber jeder seiner Blicke ist ein herzliches Lächeln, jede Geberde eine zutrauliche Liebkosung. Nie erweckt er den Argwohn seiner Widersacher durch kleinliche Aufreizungen. Sein Bothaben enthüllt sich erst, wenn es ausgeführt ist. Seine Stirn ist entrunzelt, seine Rede ist höflich, bis die Wachsamkeit eingeschläfert, bis ein edler Theil bloßgestellt, bis ein sicheres Ziel genommen ist; — dann stößt er zu, zum ersten und zum letzten Mal! Kriegerischen Mut, das Prahlstück des einfältigen Deutschen, des leichtfertigen, schwatzhaften Franzosen, des romantischen und hoffärtigen Spaniers, besitzt er nicht, noch schätzt er ihn. Er meidet die Gefahr, nicht weil er unempfindlich gegen Schande ist, sondern weil, in der Gesellschaft in welcher er lebt, Zaghaftigkeit nicht mehr für Schande gilt. Ein Unrecht offen zu begehen ist in seinen Augen eben so sündlich wie ein Unrecht im Geheimen zu verüben, und dabei weit weniger vortheilhaft. Das ehrenvollste Mittel ist ihm dasjenige welches das sicherste, rascheste und stillste ist. Er faßt nicht wie man sich ein Gewissen daraus machen könne denjenigen zu betrügen, den zu zerstören man sich kein Gewissen macht. Er würde es für Verrücktheit halten einem Nebenbuhler offne Fehde anzusagen, wenn man ihn in einer freundschaftlichen Umarmung erdolchen oder mit einer geweihten Oblate vergiften kann.

„Dieser selbe Mann aber, schwarz von den Lastern die uns als die scheußlichsten erscheinen, Verräther, Heuchler, Feigling, Meuchelmörder, war keineswegs selbst derjenigen Tugenden baar, die wir gewöhnlich als Zeichen von Charaktergröße betrachten. An bürgerlichem Mute, an Ausdauer, an Geistesgegenwart standen jene barbarischen Krleger, die im Gefechte und in der Bresche die vordersten waren, tief unter ihm. Selbst die Gefahren, welche er mit beinahe memmenhafter Vorsicht vermled, verwirrten nie sein Beobachtungsvermögen, lähmten nie seine Erfindungsgabe, lockten nie ein Geheimniß von seiner glatten Zunge oder von seiner unerforschlichen Stirn. Obwohl ein gefährlicher Feind, und noch gefährlicher als Helfershelfer, konnte er ein gerechter und wohlthätiger Herrscher sein. Bei aller Unehrlichkeit seiner Politik, lag in seinem Verstande eine außerordentliche Ehrlichkeit. Gleichgültig gegen die Wahrheit im Verkehr des Lebens, war er ihr in den Forschungen der Speculation auf das Wärmste zugethan. Mutwillige Grausamkeit lag nicht in seiner Natur. Im Gegentheil, wenn kein politischer Zweck auf dem Spiele stand, war seine Gemütsart sanft und menschlich. Die Reizbarkeit seiner Nerven und die Lebendigkeit seiner Phantasie machten ihn geneigt mit den Gefühlen Anderer zu sympathisiren und an den Barmherzigkeiten und Höflichkeiten des gesellschaftlichen Lebens Freude zu finden. Fortwährend zu Handlungen herniedersteigend welche scheinbar einen völlig verpesteten Charakter verriethen, besaß er gleichwohl eine feine Empfänglichkeit für natürliche und sittliche Erhabenheit, für jede anmutige und jede großartige Idee. Die Gewohnheit kleiner Ränke und Heucheleien hätte ihn vielleicht für große allgemeine Anschauungen unfähig gemacht, wenn nicht der seelenerweiternde Einfluß seiner philosophischen Studien der einengenden Richtung entgegengearbeitet hätte. Er hatte das lebhafteste Verständniß für Witz, Beredtsamkeit und Poesie. Die schönen Künste zogen Vortheil zugleich aus der Strenge seines Urtheils und aus der Freigebigkeit seiner Gönnerschaft. Die Bildnisse mancher hervorragenden Italiäner jener Zeiten stehen in vollem Einklange mit dieser Schilderung. Ein breites, majestätisches Vorhaupt, die Brauen stark und dunkel, aber nicht finster, Augen deren stiller voller Blick nichts sagt, aber Alles zu merken scheint, die Wangen blaß von Gedanken und sitzender Lebensweise, die Lippen von weiblicher Feinheit, aber zusammengepreßt von mehr als männlicher Entschlossenheit, das Alles bezeichnet Männer, zugleich unternehmend und zaghaft, Männer, ebenso geschickt die Pläne Anderer zu entdecken wie die eigenen zu verbergen, Männer welche gewiß furchtbare Feinde und unsichere Bundesgenossen waren, aber Männer zugleich deren Sinn milde und gelassen war, die eine Weite und Schärfe des Verstandes besaßen, welche sie in einem thätigen wie in einem beschaulichen Leben ausgezeichnet machen und befähigen mußte sowohl Beherrscher als Lehrer der Menschen zu sein.“

Das Argument lst zu Ende. Die Anwendung auf Machiavel ergiebt sich von selbst. Ob die psychologlsche Erklärung gerade auf diesen einen Mann zutrifft, darüber mag man streiten, daß sie aber in sich eine wundervolle Analyse sei, wird Nlemand leugnen. Wer nach diesen Erörterungen nicht versteht was der Verfasser hat sagen wollen, dem ist nicht zu helfen; wer nicht fühlt daß die Entstehung und die Wirkungen einer conventionellen Moral lichtvoller und zugleich anziehender nicht dargestellt werden können, der ist stumpf für Alles was Vortrefflichkeit des Stiles ausmacht. „Conventionelle Moral“ ist ein abstracter Begriff der Unzähligen undeutlich bleibt; der abstracte Begriff verwandelt sich unter der Hand des großen Schriftstellers in eine handgreifliche geschichtliche Thatsache die dem gewöhnlichsten Verstande nahe tritt. Ob Machiavel ein Engel oder ein Teufel war ist Tausenden gleichgültig; aber Tausende folgen der Argumentation des fesselnden Stilisten mit einer Spannung, als ob ein großes dramatisches Problem vor ihren Augen sich auflöse.

Und so ist es mehr oder weniger mit allen Schriften Macaulay's. Hierin liegt das große Geheimniß ihrer beispiellosen Popularität. Weitere Beispiele anzuführen verbietet mir der Raum nicht minder als die Gerechtigkeit gegen den Künstler, der zwar in allen Einzelheiten ausgezeichnet ist, dessen Einzelheiten aber stets den größten Theil ihres Wertes verlieren, wenn man sie ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen entzieht. Man kann die Fassung eines Diadems nicht veranschaulichen, wenn man einzelne Juwelen herausbricht.

Vielleicht habe ich in dieser Besprechung unverhältnißmäßig viel Gewicht auf die Form und allzuwenig auf den Inhalt der Macaulay'schen Werke gelegt. Aber der Fehler, wenn es ein Fehler ist, hat eine Entschuldigung für sich. Der Inhalt dieser Werke, so belehrend und anregend er sein mag, ist doch nicht dasjenige worin Macaulay's literarische Individualität wurzelt. Die Ideen welche ihn leiten sind nicht die seinigen ausschließlich, sondern sie sind die Ideen seiner Partei, die des englischen vornehmen Liberalismus. Religiöse und bürgerliche Freiheit ist seine Losung wie es die Losung der Fox, der Grey, der Russell war und ist. Er glaubt an die fortschreitende Veredlung des Menschengeschlechts, und er gefällt sich darin diesen Glauben gegen die Lobredner der Vergangenheit lebhaft zu verfechten. Seine Politik ist die eines wohlwollenden, gerechten Gentleman, der Willkürherrschaft verabscheut, der dem Volke von Herzen alles Gute wünscht, der aber großen Wert darauf legt die Herrschaft den gebildeten Leuten vorbehalten zu sehen. In Sachen der Religion ist er gegen alle und jede Einmischung des Staates. Die Religion soll lediglich Sache des Einzelnen sein. Von einem „protestantischen Staate“ zu reden erscheint ihm ebenso absurd als wollte man von einer „protestantischen Kochkunst“ sprechen. Wie er persönlich sich zu den Dogmen der Religion verhalte, ist aus seinen Schriften nicht zu ersehen. Er berührt sie beinahe ausschließlich als Gegenstände geschichtlicher und politischer Betrachtung. Ob er selbst glaubt oder zweifelt, verräth er nicht. Er spricht immer mit Ehrfurcht von der Kirche, aber er äußert sich nicht über sein innerliches Verhältniß zu ihr. Die römische Hierarchie hat er in einem seiner glänzendsten Essay's mit einer Unbefangenheit gewürdigt, welche beweist daß seine eignen dogmatischen Ueberzeugungen ihm den Blick für fremde Entwicklungen nicht verdunkelten. Seine Wähler in Edinburgh ließen ihn bei einer Neuwahl durchfallen, weil er ihnen nicht protestantisch bigott genug war und schickten statt seiner einen frommen Papierfabrikanten ins Parlament. Seinen politischen Freunden erschien er häufig nicht hinlänglich orthodox whigistisch, seinen politischen Gegnern natürlich stets allzu parteiisch für die liberale Seite. Aber seine geschichtlichen Gestalten, mögen sie immerhin manchmal dem Künstler mehr verdanken als dem Historiker, leben, wie er sie malte, in dem Bewußtsein des großen Publicums nicht allein seines Landes.

Macaulay, wie unser Lessing, hat darin seine große Bedeutung daß er eine Menge der wichtigsten Fragen dem Bewußtsein weiter Kreise nahe brachte, ohne den Anforderungen strenger Wissenschaftlichkeit zu entsagen. Er ist an bahnbrechender Geisteskraft, an schöpferischer Gedankenmacht mit dem Verfasser des „Laokoon“ und dem Gegner des Pastor Götz nicht zu vergleichen, aber er hatte auch nicht eine solche Herkulesarbeit zu verrichten, wie sie dem glorreichen Vater der deutschen Prosa oblag. Der Einfluß welchen Macaulay

durch sein Beispiel und seine Erfolge auf die Geschichtschreibung ausgeübt hat, ist ebenso erheblich als zu Tage liegend. Die besten unter den englischen, deutschen und französischen Historikern unserer Tage zeigen in ihrer Darstellung Vorzüge vor ihren Vorgängern, die Macaulay beinahe zu einer unerläßlichen Bedingung dieser Gattung gemacht hat. Indem er das Publicum verwöhnte, zwang er die Schriftsteller ihm nachzueifern. Aber nicht allein auf die geschichtliche Darstellung, auch auf die geschichtliche Forschung wirkten seine Arbeiten anregend, fördernd und umgestaltend. Das künstlerische Element in ihm, welches immer nach innerer Ganzheit und Allseitigkeit drängte, nöthigte auch die Forschung zu einer entsprechenden Thätigkeit. Damit der Darsteller ein volles lebenatmendes Bild liefern könne, mußte der Historiker vielseitiger in der Herbeischaffung der Materialien werden und manche Gebiete der Vergangenheit aus dem Dunkel hervorziehen, welche die Gelehrten der alten Schule kaum eines Seitenblicks gewürdigt hatten. Den Ehrgeiz der modernen Geschichtschreibung und Geschichtsforschung, daß sie die Vorzeit nicht allein aus ihrem Grabe aufscharre, sondern sie auch wandeln und reden heiße, hat Macaulay zu erwecken und auf fruchtbare Bahnen zu leiten mächtig beigetragen. Das dritte Capitel seiner „Geschichte Englands" hat in dieser Beziehung Epoche gemacht.

Ich habe von dem Dichter Macaulay nicht gesprochen. Nicht deshalb weil seine Poesien mir der Rede nicht wert erschienen. Sondern deshalb, weil in seinen prosaischen Schriften allein seine dauernde Bedeutung für die Literatur der Welt umschlossen liegt. Neben den Essay's und der Geschichte Englands und den Parlamentsreden erscheinen die „Lays of ancient Rome" wie Shakspere's „Lucrezia" und „Adonis" neben Hamlet, Romeo und Othello. Merkwürdig aber sind diese Gedichte Macaulay's gleichwohl von einem psychologischen Gesichtspunkte aus. Sie lassen uns den Organismus dieses Geistes ahnen, welcher die Theorie Niebuhr's von der Entstehung der ältesten Geschichte Roms aus Heldenliedern sofort, nachdem er sie in sich aufgenommen hatte, in verkörpernden Beispielen der Phantasie deutlich zu machen strebte. Die Muse der Dichtkunst hat die Verse geschrieben, aber die Muse der Geschichte hat sie dictirt.

Ich will zum Schlusse noch auf eine Eigenthümlichkeit Macaulay's aufmerksam machen, welche für die Kluft zwischen den englischen Schriftstellern seines Schlages und den Schriftstellern von Profession bezeichnend ist. Macaulay hatte eine Reihe der glänzendsten Reden gehalten, viele Dutzende classischer Artikel für das Edinburgh Review geschrieben, ohne daß es ihm einfiel diese Meisterwerke der Vergessenheit zu entreißen und aus den bald vergänglichen Rahmen der Zeitungen und Zeitschriften in den dauerhafteren Gewahrsam einer besonderen Sammlung zu retten. Er brauchte nur einen Wink zu geben, um seiner Nation eines der stattlichsten Denkmäler menschlichen Geistes zu schenken und seinen Ruhm über zwei Welttheile auszubreiten, aber er ließ seine Schätze unbekümmert und sorglos verstauben. Erst als amerikanische Nachdrucker seine Schriften und Reden in schlechten und ungenauen Ausgaben gesammelt herausgaben, trieb ihn der Aerger zu dem was der Ehrgeiz nicht über ihn vermocht hatte. Die Welt verdankt der gewissenlosen Habgier speculativer Yankee's eine Reihe von Bänden, welche vielleicht noch mit Entzücken werden gelesen werden, wenn, um mit einem Citate aus ihnen selbst zu schließen, „wenn irgend ein Reisender aus Neuseeland, inmitten tiefer Einsamkeit, auf einem gebrochnen Bogen der London-Brücke sich einen Platz sucht, um die Ruinen der Paulskirche zu zeichnen."

* Poetische Kleinigkeiten.

Nach dem Italiänischen von F. Ruperti.

1.

Rolli.

Laß uns trinken, Liebste! Trinken
Schafft zur Liebe Freudigkeit.
Kalt ist Amor, wenn nicht seines
Feuerweines
Bacchus einen Tropfen leiht.

Schön ist in der Jugend Glanze
Deiner Rosenlippen Paar,
Doch es leihn des Weines Fluthen
Schönre Gluthen,
Schönren Duft ihm noch fürwahr.

Thöricht ist, wer, ob auch liebend,
Andrer Lust Genuß entsagt.
Trink' und fühle, liebe Kleine,
Daß beim Weine
Mehr die Liebe noch behagt.

2.

Unbekannt.

„Schaue, wie der Sturmwind düster
Herbraust auf dem Oceane!
Wie wird nun es meinem Kahne,
Meinem Netz ergehen, o!"

So der Fischer, der am Ufer
Neben der Geliebten ruhte.
Die versetzt' in Zornesmuthe:
„Bei mir weilend sprichst du so?"

Er erwiderte: „Ich dächte
Meines Kahns und Netzes nimmer,
Bliebe nur dein Busen immer
Voll von Liebe gegen mich.

Doch ihr Mädchen gleicht den Wogen,
Die sich wandeln mit den Winden,
Und zuletzt werd' ich mich finden
Ohne Kahn und Netz und dich."

3.

Fantoni.

Du fragst, ob frei von Glückes Unbestande
Ein Sterblicher wohl bliebe?
Er unterwerfe muthig dem Verstande
Zorn, Eigennutz und Liebe!

4.

Rossi.

Holder Frühling, deine Wonnen,
Deine Blumen, deine Lieder
Sind zwar flüchtig gleich entronnen,
Doch sie kehren jährlich wieder;
Dennoch, scheidest du von hinnen,
Fühl' ich meine Thränen rinnen.
Meine Jugend, denk' ich immer,
Dir so gleich an Glanz und Schimmer,
Dir so gleich an Lieb' und Glück,
Floh wie du und kehret nie zurück.

5.

Filomarini.

Die Blume, die am Morgen
Den Kelch erschließt in Prangen,
Senkt Abends schon mit Bangen
Das bleiche, matte Haupt.

Du schauest dies Verwelken
Und bist doch stolz noch immer?
Auch deiner Schönheit Schimmer
Flieht, ehe du's geglaubt.

6.

Veronese.

Du schöne, blumenreiche Wies' am Hage,
Warum ich stets den Gang zu dir erneue?
Hier schwur mir ja an einem Frühlingstage
Mein Auserkorner ew'ge Lieb' und Treue.

Das blaue Auge sanft zu mir gewendet
Sprach er, nach eines Seufzers leisem Wehen:
„Es naht der Tag, der mich von dannen sendet;
Wann werd' ich dich, Geliebte, wiedersehen?

O wandle oftmals zu dem grünen Grunde,
Wo hundert zarte, bunte Blumen sprossen,
Und denke, wie sich einst in schöner Stunde
Auch unsre Liebesblüthe hier erschlossen."

Ihr seine letzten, mir so theuren Worte,
Wie wiederhol' ich euch im Geist so gerne!
Doch kann ich wohl, auch an dem schönsten Orte,
Mich glücklich fühlen, ach, von ihm so ferne?

7.

Redaelli.

O sei, eh' ich vom Leben scheide,
Noch einmal meiner eingedenk
Und huldvoll nimm von meinem Leide
Die welke Blume zum Geschenk.

Als ich, mit dir in süßem Bunde,
An ew'ge Treue noch geglaubt,
Hab' ich in einer schönen Stunde
Von deinem Busen sie geraubt.

Sie blühte damals voller Prangen
Wie unsre Liebe, unser Glück
Und kehrt, ein Bild von meinem Bangen,
Nun welk und bleich zu dir zurück.

Und lebt noch leis' in deinem Innern
Ein Mitgefühl für mich im Grab,
So wird sie dich daran erinnern,
Wie ich sie nahm und wiedergab.

Abt Vogler.

Von E. Gerber.

Vor reichlich fünfzig Jahren wandelte in Darmstadt gewöhnlich Mittags, behäbigen Schritts, durch den Birnengarten dem Schlosse zu, von Jung und Alt angestaunt, der Freund und beständige Tafelgenosse des kunst- und besonders musikliebenden Großherzogs von Hessen Ludwigs I., der Hofkapellmeister Abt Vogler. Er war klein und wohlbeleibt, der graugelockte Kopf mit seiner Denkerstirn, den großen dunklen blitzsprühenden Augen, der kräftig geformten Nase, dem ausdrucksvollen Munde und den etwas feisten Zügen saß ihm fest auf dem Rumpfe. An den lang herabhängenden Armen machten sich Finger bemerklich, die in ihrer vollen Ausdehnung fast zwei Octaven umspannen konnten. Das schwarzseidene Abbémäntelchen, das bis über die Kniekehlen niederfiel, ein schwarzer Frack, schwarz-atlasne Kniehosen, violette Strümpfe und Schuhe mit goldnen Schnallen bildeten den Anzug des Mannes.

Abt Vogler war als Mensch und Künstler eine ursprüngliche Natur, die ihren selbständigen Weg unverdrossen mit dem eisernsten Fleiße verfolgte, getrübt freilich von gewissen Launen oder Wunderlichkeiten, nicht etwa vorübergehenden Künstlergrillen, sondern grundsätzlich im Leben durchgeführten, womit er sich selbst im Urtheil der Welt schadete. Nichts weniger als zanksüchtig, stolz und anmaßend, vielmehr neidlos und schonend im Beurtheilen Anderer, lag er doch mit der Journalistik und Kritik in ewigem Hader; seine wärmsten Freunde können ihn von dem Vorwurf eines mitunter zu weit getriebenen Selbstbewußtseins, eines seltsam-mystischen Gebahrens nicht ganz befreien. Dagegen müssen seine bittersten Feinde wieder einräumen, daß er ein spekulativer Kopf, scharfer Denker, erfinderischer Geist, ein Theoretiker ersten Ranges, ein unvergleichlicher Klavier- und Orgelvirtuose, endlich ein sinniger, sehr eigenthümlicher Componist war. Erwägt man Charakter und Alter, so konnte z. B. eine Begegnung (Anfangs 1778 zu Mannheim) mit dem zweiundzwanzigjährigen Mozart, diesem durchaus einheitlichen Genius, der sich selbst Gesetz und Maß war und stets von dem Bewußtsein dessen, was er wollte, entflammt und getragen, jeden Gedanken sofort zur künstlerischen Vollendung verklärte, mit dem sieben Jahre älteren Vogler, der, ein genialer Feuerkopf, unstät, immer beweglich und wenigstens scheinbar voll von Widersprüchen war, nicht anders als sehr mißlich ausfallen. „Der Herr Vogler hat absolument mit mir bekannt werden wollen", schreibt er dem Vater, „indem er mich schon oft geplagt hatte, zu ihm zu kommen; so hat er endlich doch seinen Hochmuth besiegt und mir die erste Visite gemacht." Diese wenigen Worte sprechen offenbar Mozarts tiefste Abneigung aus, die sich später wie sonst nirgends in schärfster Kritik über Voglers privaten und amtlichen Charakter ergoß. Auch viele Gebildete betrachteten seine häuslichen Andachten und die Gewohnheit, immer ein Gebetbuch zu seinen Musikalien zu legen, als Heuchelei, während andrerseits man in seiner priesterlichen Gesinnung den höchsten seiner Vorzüge zu erkennen glaubte. Niemand wird ihm aber den schönen Zug der Humanität verkümmern wollen, dem er nachhing. Seinen Geschwistern und Tausenden von Armen war er ein edler Wohlthäter. Das Zusammenleben mit seinen Schülern war herzlich; den Schmeichelnamen „Großpapa" schenkten ihm besonders Karl Maria von Weber, Meyerbeer und Johann Gänsbacher, von denen die von Weber an Vogler 1810 gerichteten und von den beiden anderen gemeinschaftlich componirten Geburtstagsverse herrühren:

Vor dir verband sich noch nie
Das Wissen mit dem Genius,
Denn Harmonie und Melodie
Eint sich bei dir zu gleichem Guß.
Und mehr, als alles dieß, vereint
Der Mensch, der in dem Künstler wohnt,
Und der als Vater, Lehrer, Freund,
Hochauf in jedem Herzen wohnt,
Der keinen, der ihm liebend naht,
Mit Stolz von sich verscheucht
Und gern sein Wissen früh und spat
Dem Wißbegier'gen reicht.

So äußert sich Weber in seinen hinterlassenen Schriften: „Wahrlich nur wer so wie ich und einige Wenige noch Gelegenheit hatte, diesen tieffühlenden, starken Geist, diesen unerschöpflichen Reichthum an Kenntnissen und die feurige Anerkennung alles Guten, aber auch die strenge Wägung desselben zu beobachten, dem mußte er ehrwürdig und unvergeßlich sein, und er mußte die durch Erziehung, Stand, Anfeindungen aller Art und Mißverstehen dem großen Ganzen eingeschobenen, es umgebenden und scheinbar verwirrenden Schlacken und seltsamen Eigenheiten als an sich minder erhebliche Erscheinungen hinnehmen, ja selbst natürlich finden." Auch der Hofkapellmeister und Militär-Musikdirector G. S. Thomas in Darmstadt, dem wir für schätzbares Material über Vogler höchst verpflichtet sind, und der ihm auf's Genaueste als „Schüler") und untergebenes Mitglied"

*) Voglers Schüler waren: K. M. von Weber, Meyerbeer, Winter, Anselm und Gottfr. Weber, Knecht, Schubart, Gänsbacher, von Poißl und mehrere andere bedeutende Tonkünstler.

kennen lernte, schrieb an uns im November 1859: „Allen Künstlern, die ihn um etwas ansprachen, stand er gern mit Freundes Rath bei. Schreiber dieses gab er nicht allein Unterricht in der Composition, sondern Vogler ließ ihn auch mit dem Horn (Thomas war einer unserer ersten Concertisten auf dem Waldhorn) zu sich kommen und studirte Concerte und sonstige Soli mit ihm ein und stets mit väterlichem Wohlwollen.“

Sehr herbe spricht Mozart über Voglers Klavierspiel: „Er hat ein Concert von mir herabgehudelt und alle Tempi vergriffen; die Zuhörer konnten sagen, daß sie Musik und Klavierspielen — gesehen haben.“ Auf der Orgel war er ihm nichts als ein „Hexenmeister“; seine Compositionen beurtheilt er wegwerfend, desgleichen seine musikalische Theorie, „aus der man eher rechnen als componiren lerne.“ Diesen mehr gereizten als gerechten Aussprüchen hat Vogler in seiner Seltsamkeit sicher die reichste Nahrung geboten, indem er nie that, was Andere wollten. Ein berühmter Klaviervirtuose, der poetische C. F. D. Schubart, nennt ihn einen der ersten Orgel- und Flügelspieler in Europa; „seine Faust ist rund und glänzend. Er bringt die ungeheuersten Passagen, die halsbrechendsten Sprünge mit bewundernswerther Leichtigkeit heraus. Seine Variationen sind zauberisch, und seine Fugen mit tiefem Verstande gearbeitet. Er phantasirt ganz vortrefflich. Seine Faust hat er durch beständiges Spielen ungewöhnlich stark gemacht.“ — Als Vogler auf der Neumünster-Orgel in Würzburg das Contrathema eine halbe Stunde durchführte, gerieth er durch sein Feuer in ein fast zu rasches Tempo. Die linke Hand vermochte im Baß die Passagen nicht mehr gehörig zu bewältigen und — was die Finger versagten, übernahmen die Füße auf dem Pedale mit einer Virtuosität, die alle Kenner bewunderten. Zu Ende 1803 nach Wien kommend, gab Sonnleithner ihm zu Ehren eine Soiree, in der Beethoven und Vogler nach gegebenen Themen phantasirten. Gänsbacher schildert dies Zusammentreffen: „Ich entbrannte für Vogler vor Erstaunen und Entzücken in einen Enthusiasmus, den bisher noch keine musikalische Produktion in mir in einem so hohen Grade rege machen konnte. Nach Vogler phantasirte Beethoven auf ein von Vogler gegebenes Thema von drei Takten (die C dur Scala in Allabreve eingetheilt). Beethovens ausgezeichnetes Klavierspiel, verbunden mit einer Fülle der schönsten Gedanken, überraschte mich zwar auch ungemein, konnte aber mein Gefühl nicht bis zu jenem Enthusiasmus steigern, womit mich Voglers gelehrtes, in harmonischer und contrapunktischer Beziehung unerreichtes Spiel begeisterte.“

Voglers Compositionen tragen alle etwas Kirchliches an sich. Berühmte Tonsetzer haben oft sehr harte Kritik über dieselben verhängt. Der gelehrte J. Fröhlich in Würzburg sagt nicht ganz mit Unrecht: „Ihre Richtung war die moderne, jene von Vogler die antike, verklärt durch das Mystische des Katholicismus. Wer diesen nicht versteht, dem entflieht auch der Grund-Seelenton in Voglers Werken. So wird kein Protestant eine „Schöpfung“ in dem Geiste schreiben, wie sie uns Haydn lieferte; dagegen auch kein Katholik, und wenn es der begabteste Künstler ist, eine Passionsmusik von Sebastian Bach.“ — Von seinen Opern sind „Samori“, „Campedo“ und „Hermann von Unna“ die bekanntesten. Außer für die Orgel componirte er Symphonieen, Klavierconcerte, Sonaten, Variationen 2c. und wenn er auf diesem Felde weniger leistete und besser „phantasirte“ als „setzte“, so verhinderte ihn daran „das Vortreten verstandesmäßiger Verbindung der Ideen“, die den sprudelnden melodischen Quell beengten. Das war Vogler sich bewußt, denn als ihm der Kapellmeister Sterkel einige Sonaten zur Beurtheilung vorlegte, sprach er nach zweimaligem Durchspielen zu ihm: „Was Sie haben — den reichen Gesang — werde ich kaum erringen; wohl aber können Sie durch fleißiges Studium erlangen, was ich besitze.“ — Unter seinen Kirchenwerken ragt vor Allem ein nach seinem Tode erschienenes Requiem (bei Schott) hervor, das der kritische Rochlitz in Vergleich mit dem Mozart'schen ein „Meisterwerk“ nennt. Das Sanctus und einige andere Stücke in demselben zählen „zu dem Schönsten, was die Tonkunst in dieser Gattung aufzuweisen hat.“ Karl Maria von Weber schrieb 1810 an den bekannten Musik-Theoretiker Gotfried Weber: „Mit Vogler habe ich sehr selige Abende verlebt. Er hat ein Requiem für sich geschrieben, was alles übertrifft, was ich bisher an kontrapunktischen Künsten, die zugleich Herz und Gemüth ansprechen, kenne.“ — Seine theoretischen Schriften und Abhandlungen, unter denen wir „Tonwissenschaft“ (auf 35 S.) und „Tonsetzkunst“ (auf 53 S., Mannheim 1776), „Fugensystem“ (Offenbach 1811), „Akustik“, „Harmoniekunde“, „Organistenschule“ (beide letztere in schwedischer Sprache), „neunzig schwedische Choräle als Beitrag zu einem neuen Gesangbuch“ 2c. anführen, sind von tiefer Einsicht in die Geschichte und den Geist der Tonkunst durchleuchtet; seine Bemerkungen sind oft neu und mit wahrem philosophischen Geiste gedacht und verrathen den reifen Forscher und Denker. Faßt man das zeitgenössische Urtheil im Großen und Ganzen auf, so war Vogler seltsam und sonderbar, vielleicht von zu ängstlicher Sorge getrieben, ja nichts von seiner Ursprünglichkeit einzubüßen; er mied geflissentlich die Wege, die Andere beschritten. So steifte er sich darauf, den Verlegern nur Arbeiten des Augenblicks abzulassen, die bedeutenderen aber wegzulegen, wohl gar zu verheimlichen, unbekümmert um das Urtheil, er wisse Pikantes, doch nichts Großes zu schaffen. Nach seinem Tode zwar lernte man anders denken, wie denn Karl Maria von Weber äußert: „Es ist ein anerkanntes Schicksal großer Männer, sich bei ihren Lebzeiten verkannt zu sehen, wo möglich Hungers zu sterben und nach dem Tode zum Himmel erhoben zu werden. Denn der Mensch strebt nie nach dem ihm zunächst Liegenden, sondern nur das Verlorne hat ihm Werth. So wird es auch mit Vogler gehen. Ein Theil staunt ihn an, weil er seinen Geist nicht zu ergründen wagt, der andere schimpft und schreit, weil er ihn nicht verstehen kann und sich durch ihn und seine neue Ansichten vom Monopol des unfehlbaren Kontrapunkts und Generalbaß-Schlendrians verdrängt und zurechtgewiesen sieht.“

Georg Joseph Vogler war am 15. Mai *) 1749 in Würzburg geboren. Sein Vater und später sein Stiefvater Wenzeslaus Staulinger, beide Geigenmacher, ließen dem schon frühe für Musik empfänglichen Kinde den besten Unterricht ertheilen. Auf einem Pedalflügel übte der kleine Bursche halbe Nächte mit den Füßen so unablässig, daß Niemand unter seinem Zimmer mehr wohnen wollte. Damals schon soll er sich eine eigene, ganz abweichende Applicatur in Hand und Fuß ausgesonnen haben, die er lebenslänglich beibehielt. Vogler äußert in Beziehung auf Erfindung über sich selbst: „Seit 1764, wo ich, noch als ein Knabe, einen schwachen Versuch wagte, Regeln zu entdecken und Grundsätze zu suchen, habe ich mich unausgesetzt bemühet, von Allem, was musikalische Wirkung und Tonschule heißt, Rechenschaft zu fordern und zu geben.“ In Bamberg und Würzburg studirte er öffentliches und kanonisches Recht. Bereits als Orgelspieler und Compositeur geschätzt, wollte ihm der Unterricht des tüchtigen Compositionslehrers Wasmuth nicht genügen; für Kürzinger, einen Schüler Graun's, war er „zu unruhigen Geistes“, und da sich im Vaterlande keine baldige Anstellung hoffen ließ, so zog er nach Mannheim, wo ihn der Kurfürst Karl Theodor 1773 nach Bologna zu Pater Martini, „als Historiker, Menschenfreund und Meister so vieler Meister in der Praktik berühmt“, schickte, den Contrapunkt zu studiren. Auch Valotti in Padua war sein Lehrer. Ferner unterrichtete ihn Misliweczeck über das

*) Gewöhnlich findet man den Geburtstag nicht angegeben. Gerber's „Tonkünstlerlexikon“ und Fétis' „Biographie universelle des musiciens“ verlegen denselben auf den 15. Juni. Meine Annahme gründet sich auf eine Briefstelle (1810 ohne Datum, „Cäcilia“ XV. Bd.) des bei Vogler in Darmstadt studirenden Karl Maria von Weber an Gottfried Weber: „Voglers Geburtstag den 15. May haben wir gefeiert, laß Dirs von Berger erzählen und meine schöne Poesie (s. o.) zeigen.“

Gebiet der Melodie; unter Hasse in Venedig studirte er Recitativ und Gesang; dann befleißigte er sich aber mit erneutem Eifer der Theologie, worauf er in Rom die Priesterweihe erhielt und — wie man glaubt, für ein von ihm componirtes Miserere — zur Würde eines päpstlichen Protonotars und Kämmerers gelangte. — 1776 kam er nach Mannheim zurück, stiftete daselbst seine Tonschule und hielt öffentliche Vorlesungen. Thätig nach allen Seiten hin, von unermüdlicher Beweglichkeit, sehen wir ihn von 1780 an fast alle Gauen Deutschlands durchstreifen, nach Italien, Spanien, England, Frankreich, Holland, Schweden, Dänemark, selbst nach Griechenland und Afrika reisen. Beseelt von glühendster Kunstliebe, sammelte er auf diesen Wanderungen mit mühevollster Emsigkeit die Melodien charakteristischer Volksgesänge aus allen Zonen. Je weiter er sich vom Mittelpunkt musikalischer Bildung entfernte, desto schwerer mußte es ihm werden, die fremdartigen Tonfolgen ungebildeter Völker auf unsre gewohnte Tonleiter zu stellen und unsern Taktarten anzupassen. Auch den Harmonien spürte er nach, von denen er glaubte, daß sie diesen Tonfolgen zum Grunde gelegen haben müßten, und so bildete er aus den rohen Accenten unmusikalischer Sänger und Dichter für sich die anziehendsten Concerte. Eine Sammlung solcher Charakterstücke hat er unter dem Titel „Polymelos“ herausgegeben, darunter z. B. einen marokkanischen Gesang, sogar chinesische Themen, die er aus Noten der Missionäre von Peking entziffert hatte. — An jedem Orte, wo Vogler eine Orgel vorfand, gab er Concerte, und gewiß hat kein Orgelvirtuose vor und nach ihm so viele Vorträge in Europa gehalten. Vogler wollte Allen etwas bringen, darum ließ er durch tiefgedachte, echt orgelmäßige Stücke die Musikverständigen in seine harmonische Art und Kunst vorzugsweise gern blicken, während er der vielköpfigen Hörlust Nummern zum Besten gab wie: Terrassenlied der Afrikaner, wenn sie Kalk stampfen, um ihre Terrassen zu befestigen; Einsturz der Mauern Jerichos; das mahomedanische Glaubensbekenntniß; Spazierfahrt auf dem Rheine, vom Gewitter unterbrochen ꝛc. Als Vogler 1785 am Cäcilientage in Amsterdam ein Orgelconcert, zu welchem 7000 Billets verkauft sein sollen, spielte, wollte ein Mann für seine zwei Gulden das angekündigte „jüngste Gericht“ auch erleben, wurde indessen schläfrig und bat seine Frau, ihn zu wecken, sobald das jüngste Gericht komme. Sie weckte ihn aber zu spät.

Im Jahre 1786 berief König Gustav III. Vogler zum königlichen Kapellmeister nach Stockholm — wo Bernhard Anselm Weber ihn aufsuchte, um unter seiner Leitung dem Studium der deklamatorischen Musik und des Kontrapunktes obzuliegen — was ihn jedoch nicht hinderte, seinem Hang zu Nachforschungen durch immer erneute Streifzüge zu genügen. Um an Orten, wo keine oder nur geringere Orgeln sich vorfanden, seine Vorträge halten zu können, hauptsächlich aber um seine Erfindungen praktisch und schlagend aller Welt vorzulegen, hatte sich Vogler in Holland eine tragbare Orgel („Orchestrion“ benannt, das ein Orchester ersetzen sollte und ihm 8000 Thlr. kostete) machen lassen, deren verschiedene Theile in Petersburg und Warschau, so wie am Main und am Rhein, verfertigt waren.

In der Idee seines für die Akustik so gewinnreichen Simplifications-Systems kam er bei dem 1790 zu London gehörten Messias von Händel, der von 900 Musikern (500 Sängern und 400 Instrumentalisten) aufgeführt wurde. Vogler sagt darüber: „Die Wirkung war groß. Und doch hätte man denselben Effekt mit weniger als 100, vielleicht mit 60 Personen erzielen können.“ Die dabei betheiligten wenig leistenden Musiker nannte er „Gesichts-Musiker.“ — Des Gedränges wegen bei seinen Concerten auf dem Orchestrion wurden in London an einer gewissen Kirchthüre nur Personen höherer Stände eingelassen; ihre leeren Wagen blieben zur Seite stehen. Das merkten sich die andern Leute jenseits, stiegen von dort ein und gegen die Kirchthüre aus, und der gute Portier begriff lange nicht, wie diese Wagen so viele Einwohner fassen konnten. Voglers Concerte waren beispiellos stark besucht. Alle wollten den Wundermann, dem sogar 1791 der Magistrat zu Eßlingen in Schwaben den nur für durchreisende Fürsten gehaltenen „Ehrenwein“ kredenzte, hören, und daß er Zeit und Umstände zu benutzen verstand, zeigen schon die Benennungen seiner an die „Zukunftsmusik“ mahnenden Concertprogramme; hier gab er ein religiöses, dort ein gemischtes, dann ein Jubel-, endlich ein patriotisch-nationales Concert u. dgl. In Hamburg 1792 beklagte sich der Bälgentreter, daß Alles nur vom Abte, Niemand von ihm rede, ohne den doch Jener nichts ausgerichtet hätte. Wir selbst hörten in Lübeck erzählen, daß, als Vogler in der berühmten Marienkirche die fast gar nicht gebrauchte mannsdicke Baßpfeife anklingen ließ, die Fenster zersprangen.

Im Jahre 1793 kam Vogler wieder in Stockholm an, hielt daselbst Vorlesungen über Harmonie in schwedischer Sprache, brachte mehrere seiner Opern auf die Bühne und stiftete 1794 eine Wittwen- und Waisenkasse für die königliche Kapelle. Einen kleinen Ausflug nach Paris 1795 zum Concertiren abgerechnet, blieb er von da an in Schweden, bis er es auf immer 1799 mit einer lebenslänglichen Pension von 500 Thalern verließ. Er reiste nach Kopenhagen, wo er seinen „Hermann von Unna“ zur Darstellung brachte; ging nach Altona, während sein „Choralsystem“ in Kopenhagen im Druck erschien; verweilte 1800 längere Zeit in Berlin, wo er viele Concerte gab, und nahm 1801 in Prag eine Stelle als Professor der Musik an. Seine öffentlichen Vorlesungen waren höchst zahlreich besucht. Daselbst 1802 kam auch sein „Handbuch zur Harmonielehre“ heraus. 1803 begab er sich nach Wien, wo er sich bei dem Dr. Gall bei einem Besuche als Professor der Mathematik einführte und, da das Gespräch bald auf die Schädellehre kam, eine Menge von Einwürfen vorbrachte. Hierdurch aufmerksam gemacht und an dem Kopf seines unbekannten Gastes das Merkmal des Tonkünstlers erkennend, bedeutete ihm Gall höflich: ohne Zweifel dürfte er über Musik ein besser begründetes Raisonnement führen als über die Schädellehre. Vogler gab sich jetzt zu erkennen. — Die in Wien 1804 geschriebene Oper „Samori“ bedurfte zwanzig Proben mit dem ganzen Orchester, in Verbindung mit dem Theaterpersonale (nicht gerechnet die vielen Quartett- und besonderen Proben), ehe sie zur Aufführung reif schien. Der Erfolg war glänzend. — Beim Ausbruch des Krieges von 1805 wandte er sich nach Bayern und schrieb in München seine große Oper „Castor und Pollux“ zur Vermählungsfeier einer Prinzessin. Die Furienchöre dieser Oper wurden häufig in Mozarts Don Juan eingelegt. 1807 reiste er nach Frankfurt a. M., und noch in demselben Jahre lud ihn Ludwig I., mit dem er schon längst in freundschaftlichem Verkehr stand, nach Darmstadt ein, wo er als geistlicher geh. Rath mit hohem Gehalt angestellt und wo ihm die Kapelle wie der Hof-Dilettanten-Chor überwiesen wurde.

Im Jahre 1810 kamen Gänsbacher, Meyerbeer und Karl Maria von Weber zu Vogler, dessen gutes Einvernehmen mit seiner dortigen Umgebung wohl schon getrübt sein mochte, denn Weber schrieb am 30. August 1810 an Gottfr. Weber: „Vogler ist dabei ganz unthätig (beim Einstudiren des Titus), wenn ich an seiner Stelle wäre, ich bliebe nicht, wo man meiner so wenig nöthig hätte oder nöthig haben wollte. Inzwischen ist er's schon ziemlich gewohnt und lebt so seinen Stiefel weg.“

Am 30. Juni 1811 kam „Samori“ zur Aufführung. Mit dieser Oper schloß Vogler's emtliches Wirken. — 1812 wurde noch „Hermann v. Unna“, Schauspiel in 5 Akten mit Chören und Tänzen, unter Wagner's Leitung (wobei auf Befehl das ganze Bühnenpersonal wie bei einer großen Oper mitwirken mußte), drei Mal mit Beifall gegeben. Von nun an lebte Vogler nur seiner Muse und seinen Schülern — als unerwartet Gottfried Weber ein Schreiben an die Allgem. musikalische Leipz. Ztg. richtete, das so beginnt: „Mannheim, den 7. Mai 1814. Ich eile Ihnen die Trauernachricht mitzutheilen, daß Vogler am 6. Mai plötzlich an einem Schlagfluß gestorben ist.“

Die Großherzogin Luise weihte seinen Sarg mit einem Lorbeerkranz, den eine poetische Inschrift Zimmermann's schmückte. Vogler ruht auf dem alten Kirchhofe in Darmstadt, dicht an der hinteren Seite der Kapelle; sein Grab bezeichnet ein schöner marmorner Denkstein, errichtet von seinem Verehrer und Freunde Ludwig I.

Der historische Verein zu Würzburg hat im August 1845 auf sein dortiges Geburtshaus, bei feierlicher Einweihung durch Wort Schrift, die Zeit seiner Geburt und seines Todes schreiben lassen, mit dem einfachen Namen: Georg Joseph Vogler.

Schillerstiftung.

Die deutsche Schillerstiftung ist bisher in Bremen noch nicht durch einen Zweigverein vertreten. Vorstand und Ausschuß des Künstlervereins erbieten sich, Gaben, welche für die Stiftung bestimmt sind, entgegenzunehmen und nach Weimar, dem jetzigen Vororte, zu befördern.

Bremen im December 1859.

Dr. Fr. Pletzer. Heinr. Müller. Dr. Theod. Kiesselbach. Dr. H. A. Müller. Herm. Schaffert. Ferd. Cranz. Jul. Cadisius. Karl Kirchner. Gustav Quentell. Heinr. Pencke. Ernst Klingenberg. Senator Otto Gildemeister. F. Ruperti. Wilh. Rodewald. Theod. Hüllerott.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch
handlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 7. Bremen, 12. Februar. 1860.

Inhalts-Anzeige.

Die Zeitung an der Drehorgel.

Von L. Strackerjan.

I.

Wie viele Tausende von Exemplaren unsere großen und kleinen Zeitungen auch täglich über das Land ausstreuen, so giebt es doch noch große Schichten der Bevölkerung, die das ganze Jahr hindurch keine Nummer eines Neuigkeiten verbreitenden Blattes lesen. Was sie von Welthändeln und merkwürdigen Vorfällen erfahren, trägt ihnen das Gerücht zu oder der Leierkastenmann. Wem hat nicht schon auf dem Jahrmarkte der Orgeldreher eines jener Blättchen in die Hand gedrückt, auf denen die Schlacht bei Solferino, der Untergang der Austria, diese und jene Mordthat erzählt werden? Aber nicht jeder mag bedacht haben, daß er ein Stückchen einer Literatur in der Hand hatte, welche dem ländlichen Arbeiter und Dienstboten die einzige gedruckte Nachricht von Krieg und Frieden, Mordthaten und Unglücksfällen vermittelt, und zugleich ein Stückchen einer Literatur, die nun schon seit mehr als viertehalb Jahrhunderten in wenig veränderten Formen bestanden hat.

Man nennt diese Blätter, welche die Virtuosen der Drehorgel für einen Groschen oder einige Grote verkaufen, fliegende Blätter, weil sie weder einem Buche noch einer durch Regelmäßigkeit des Erscheinens gebundenen Reihe von Blättern angehören, sondern für den Augenblick berechnet lose und frei in das Publikum hinausflattern. Bekanntlich theilt sich diese Literatur der Drehorgel in zwei Aestchen, indem außer den referirenden fliegenden Blättern noch rein lyrische existiren, jene in Octav gefalteten Viertelbogen mit drei oder vier schönen neuen Liedern oder Arien. Mir ist es hier aber nur um die erzählenden zu thun, und wenn ich im Folgenden des Ausdruckes „fliegende Blätter“ mich bediene, so habe ich dabei zunächst jene im Auge.

Als im 15. Jahrundert das Mittelalter einer neuen Zeit wich, als die Sonderinteressen der einzelnen Gebiete, Städte, Corporationen sich in allgemeinere Kreise auflösten, als neue Ideen, neue Künste, neue Fertigkeiten auftauchten, die Entdeckungen der Seefahrer den Völkern Europas ganze Welttheile erschlossen, wuchs das Bedürfniß, in näheren Zusammenhang zu treten mit Gleichgesinnten und Gleichinteressirten, Nachrichten mitzutheilen und zu erhalten, Lehrsätze zu verbreiten und Bekräftigungen derselben zu empfangen. Die junge Buchdruckerkunst, die Anfänge des Postwesens gaben die Möglichkeit solcher Mittheilungen auf weite Strecken und an große Massen, und Zweck und Mittel fanden sich bald zusammen.

Gegen Schluß des Jahrhunderts entstanden die fliegenden Blätter. Auf einzelnen Bogen oder in kleinen Heften wurden Nachrichten von wichtigen Ereignissen aus dem Leben der Potentaten, von Schlachten, Naturmerkwürdigkeiten, Beschreibungen von Feierlichkeiten mitgetheilt und häufig mit Holzschnitten erläutert. Die ersten Jahrzehnte hindurch blieben die fliegenden Blätter auf Erzählung von Thatsachen beschränkt, sind chroniken- oder programmenartig und zunächst nur bestimmt, die bloße Neugier zu befriedigen. Prutz in seiner Geschichte des deutschen Journalismus beschreibt mehrere der ältesten ihm bekannt gewordenen fliegenden Blätter. Das erste, auf sechs Blättern in Quart mit einem Holzschnitt, in Leipzig gedruckt, erzählt im trockensten Programmenstil das im Jahre 1493 zu Wien abgehaltene feierliche Leichenbegängniß des Kaiser Friedrichs III. Häufig kommen sie schon im Anfange des 16. Jahrhunderts vor und schildern denn z. B. die Entdeckung Brasiliens, Einzelnes aus den Türkenkriegen, z. B. die Eroberung von Rhodus (1522), Leben und Thaten des Königs von Persien u. dgl. Eine nähere Beschäftigung mit diesen ältesten Blättern ist nur dem Liebhaber zuzumuthen. Genug, daß es rein factische Mittheilungen waren, thatsächliche Neuigkeiten, die nur auf diesem Wege mit einer gewissen Authenticität, einer größeren wenigstens, als sie das bloße Gerücht gewährte, von dem Publikum in Erfahrung gebracht werden konnten.

Als dann aber die Reformation alle die neuen Ideen, die bisher in den Massen verborgen sich entwickelt hatten, an das Tageslicht rief und Deutschland von Grund aus aufregte, erfuhren auch die fliegenden Blätter eine vollständige Umwandelung. Nicht nur daß sich ihre Zahl ausnehmend vermehrte, gewannen sie auch anderen Inhalt und andere Formen. Zu den Erzählungen gesellten sich Räsonnements, aus den Abbildungen wurden Karrikaturen, aus der Prosa Verse. Die ganze große Bewegung in allen ihren Richtungen und Erscheinungen lagerte sich in solchen einzelnen Blättern und Heftchen ab. Was Buchhändlerspekulation auf die Neugier erfunden hatte, wurde ein mächtiges Mittel der Parteien, dessen sich die Führer sowohl als allerlei Plänkler bedienten, um zu Schutz und Trutz rasch und weithin ihr Wort zu verbreiten. Ein Luther, ein Hutten, ein Hans Sachs, und wer von ihren Gesinnungsgenossen und Gegnern Geist und Witz hatte oder zu haben glaubte, hielten es nicht für Verschwendung, dieselben in solch kleinen Dosen auszugeben und wirken zu lassen, und das Ergebniß war, daß es einige Jahrzehnte hindurch kaum eine Trennung von Gelehrten und Volk gab, und Alles in diesen fliegenden Blättern seine geistige Nahrung suchte und fand.

Ein solcher Zustand konnte indeß nicht von Dauer sein. Mit dem äußerlichen Abschluß der Reformation ließ die Erregung nach, eigene Erschlaffung und Druck der Kirchen und des Staates stumpften die Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten ab. Die Polemik zog sich auf Kanzel und Katheder zurück, und die Streitschriften, welche auf Blättchen zündend durch alle Gauen geflogen waren, machten dicken Folianten und Quartanten Platz, in denen sich gelehrte Theologen und Juristen herumzankten, die aber der gewöhnliche

Gebildete und noch weit mehr der Ungebildete zu lesen weder Lust noch Zeit noch Kenntnisse hatten. Die fliegenden Blätter traten nunmehr in ihre alte Sphäre zurück, wurden wieder kahle Relationen über allerlei das Publikum interessirende Ereignisse der verschiedensten Art, über die Türkenkriege, die Kriege mit den Franzosen und der Franzosen unter einander, Erdbeben, Mordthaten und Hinrichtungen, Mißgeburten, Teufelsaustreibungen u. dgl. Ganz freilich war die größere geistige Anregung den fliegenden Blättern nicht verloren gegangen. Die Relationen der obigen Art mußten bei dem Mangel eigentlichen Zeitungswesens auch den Gebildeteren dienen, und da diese nicht bloß nach Neuigkeiten Begierde hatten, sondern sich wenigstens bei den Haupt- und Staatsactionen auch parteilich interessirt fühlten, erschienen auch vielfach parteilich gefärbte Darstellungen von den verschiedensten Standpunkten. Bei mächtigeren inneren Bewegungen wurde auch die Satyre wieder wach, namentlich die religiöse, die unter Anderem während des zweiten und dritten Jahrzehnts des siebenzehnten Jahrhunderts von beiden Seiten mit der größten Unermüdlichkeit gehandhabt wurde. Regelmäßig wären diese bald in ungebundener, bald in gebundener Rede geschriebenen Satiren mit Illustrationen versehen, die zum Theil nicht ohne Werth sind, und beweisen überhaupt durch ihre ganze äußere und innere Ausstattung, durch ihre vielfachen Anspielungen auf Persönlichkeiten, durch gelegentlichen Gebrauch fremder Sprachen und andere Kennzeichen, daß sie vorzugsweise für die gebildeteren Klassen berechnet waren. Doch blieben immer noch manche fliegende Blätter Gemeingut aller Stände und wurden von Armen wie von Reichen gelesen.

Nach dem dreißigjährigen Kriege aber hörte das gebildete Publikum auf, den fliegenden Blättern Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Scheidung der Gelehrten und Ungelehrten, welche nach der Reformation begonnen hatte, war zu einer so vollständigen geworden, wie nie vorher und nachher. Ihre Literaturen laufen in jener Zeit neben einander her, ohne sich auch nur zu berühren, und namentlich waren die Gelehrten viel zu stolz und erhaben, um sich um die geistigen Bedürfnisse der Ungelehrten auch nur zu bekümmern. Den Bedarf an Neuigkeiten aller Art zogen jene aus den im Laufe des Jahrhunderts entstandenen und ausgebildeten Zeitungen, poetische Neigungen fanden ihre Befriedigung in den Sammlungen der Hofpoeten und der Mitglieder der gelehrten Sprachgesellschaften, wogegen die fliegenden Blätter nach wie vor Zeitung und Liederbuch der Ungelehrten blieben. Ein Mittelstand, der beide Theile hätte verbinden können, existirte nicht. Eine Schrift eines vagirenden Literaten von Stieler, genannt der Spate, welche unter dem Titel Zeitungslust und Nutz im Jahre 1695 erschien, sieht mit souveräner Verachtung auf die fliegenden Blätter herab, auf sie, die freilich, von den Gebildeten aufgegeben und vernachlässigt, manchmal mehr Aberglauben als Kenntnisse verbreiteten und nach Form und Inhalt roh genug sein mochten. Der Spate meint*), man solle von den „gedruckten Liedern von vielen Wunder-Werken und Geschichten, so sich hier und dar begeben haben sollen“ und mit denen „die Gassensänger, Landfarer und Bettelweiber in Städten und Dörfern herumzuwandeln pflegen“ durchaus keine Notiz nehmen. „Solches Zeug ist so wenig zu unsern Zeitungen zu rechnen, daß es vielmehr hoch bestrafet und mit Landesverweisung belohnet werden sollte.“ Der Spate, der nach einander Student der Medicin, Hauslehrer, Prediger, Soldat, Kriegssekretär, Auditeur, Oberoffizier, Kammersekretär, Beamter und wieder Lehrer gewesen und auf seinen abenteuerlichen Irrfahrten vermuthlich mit allen Schichten des Volkes in Berührung gekommen war, kannte wenigstens die fliegenden Blätter; die soliden ansässigen Gelehrten wußten vielleicht kaum von ihrer Existenz und ignorirten sie jedenfalls vollständig.

So führte denn diese Literatur der Illiteraten ihr besonderes Leben unbeachtet fort und hat sich deßhalb bis auf die neueste Zeit eine Stätigkeit, eine Gleichmäßigkeit des Inhalts und der äußeren Erscheinung bewahrt, die zu dem Umschwunge der Kunstliteratur einen auffallenden Gegensatz bildet. Wenn der Spate heute wieder erstände und sich die Mordgeschichten unserer Drehorgel ansähe, würde er kaum ein anderes Urtheil fällen, als er im Jahre 1695 that. Nur ganz außerordentliche, tief in das Volksbewußtsein eingreifende Ereignisse, ein siebenjähriger Krieg und die französische Zeit, hatten nachhaltigere Wirkung, theils durch ihre eigene an sich das Volk erweckende Großartigkeit, welche den Geschmack an Mordgeschichten und Darstellungen geringfügiger Dinge zeitweilig unterdrückte, theils auch, weil sie die Gebildeten zwangen, sich durch fliegende Blätter an das ganze Volk zu wenden, um es für ihre Interessen zu gewinnen.

Die Kupferstiche oder Holzschnitte, die früher regelmäßiger Schmuck und Illustration der fliegenden Blätter waren, sind und waren wohl schon 1695 verschwunden. Das jetzige Publikum konnte dergleichen Verzierungen nicht mehr bezahlen. Nur sehr rohe Holzschnitte, die wohl auch für mehrere fliegende Blätter dienen mußten, wurden noch einzeln mitgegeben. Als Ersatz für die Illustrationen haben sich, im Nordwesten Deutschlands vielleicht seit etwa fünfzig Jahren, jene Bilder auf Leinwand verbreitet, die in buntem Farbenschmuck die Hauptereignisse der Erzählung darstellten und welche der Verkäufer des fliegenden Blattes seinen Zuhörern erläutert.

Ob auch die Lieder, welche jetzt stets dem eigentlichen Texte angehängt sind, schon zu Ende des 18. Jahrhunderts vorkamen, vermag ich nicht zu sagen. Die mir eben vorliegenden fliegenden Blätter aus jener Zeit sind ohne Lieder, doch gestattet die geringe Zahl derselben keinen sicheren Schluß. Man scheint damals Prosa und Verse strenger auseinandergehalten zu haben. Im siebenjährigen Kriege indeß sind den Schlachtberichten schon mehrfach Lieder nachgefügt.

Es würde zu weit führen, auch nicht einmal interessiren, wenn ich aus jeder Gattung der fliegenden Blätter eine Probe herausheben wollte; um indeß einen Vergleichungspunkt zu gewinnen, möge eins, das nunmehr gerade hundert Jahr alt ist, ein wenig genauer betrachtet werden.

Es ist ein halber Bogen in Quart, enthält auf der ersten Seite den Titel und den Anfang des Textes, der sich bis auf die vierte Seite hinaufzieht, wo ihm das Lied sich anschließt. Der Druckort ist zwar nicht angegeben, wird aber Hamburg gewesen sein. Der Titel lautet: „Umständliche Relation von der am 3. November 1760 unweit Torgau in Sachsen zwischen der königlich preußischen Armee unter Anführung des Königs, und der österreichischen unter Commando des General-Feld-Marschalls Grafen von Daun, geschehenen blutigen Haupt-Battaille und dem auf preußischer Seite erfochtenem Siege; nebst einer Beschreibung von der großen Theuerung in Dresden, ein Pfund Brot kostet 8 Schill. und ein Pfund Butter 1 Mark“ u. s. w. Der Text beginnt: „Nachdem beiderseitige große Armeen den Schauplatz des Krieges wieder in Sachsen aufgeschlagen hatten, so waren dieselben mit dem Ausgange des Octobers zwischen Leipzig und Torgau schon so nahe an einander gerücket, daß eine blutige Schlacht ganz unvermeidlich war, und man alle Augenblicke der Nachricht davon entgegen sah, bis endlich am 3. November dieselbe wirklich erfolgte.“ Dann wird in kurzen, deutlichen Zügen der Gang der Schlacht erzählt, der beiderseitige Verlust angegeben, die in Dresden herrschende Theuerung geschildert. Der Text schließt dann: „Die armen Menschen (die Sachsen) wünschten, daß sie noch unter preußischer Botmäßigkeit sein möchten, denn so würde des Königs väterliche Sorge und Bemühung dahin gehen, allen betrübten Mangel abzuhelfen. Gott aber wird sich unser endlich erbarmen und unser Elend abhelfen; und wünschen mit uns sämmtlichen getreuen hannoverschen Unterthanen, daß der Himmel unsre und preußischen Waffen segnen mögte, damit der Friede desto eher hergestellet, und ein jeder seine Nahrungs-Geschäfte in Ruhe verrichten mögte.“ Nun

*) Citirt nach Prutz: Geschichte des deutschen Journalismus S. 192. Dies Werk ist hier mehrfach benutzt.

folgt „eine schöne Arie und Kriegs-Menuett, Melodie: zum Sterben bin ich, verliebet in dich“, die, da sie meines Wissens noch nicht gedruckt ist, hier ganz ihren Platz finden möge:

König Friedrich, der Held,
Zieht selber ins Feld
Mit seinen Soldaten,
Thut große Kriegsthaten,
Der tapfre Held.

Mit Gott ist bereit
König Friedrich zum Streit,
In's Feld sich zu wagen,
Die Feinde zu schlagen,
König Friedrich, der Held.

Ihr Helden allzeit,
Mars ruft euch zum Streit,
Mars ruft euch zu kriegen,
Mars ruft euch zu siegen,
Streit tapfer ins Feld.

Die edlen Officier
Und muntern Grenadier,
Thut rechten, thut fechten
Die Kriegesgeschlechten
Für Friedrich, den Held.

Musquetier, Füselier,
Dragoner, Carabiner,
Husaren und Reuter,
Wie tapfer sie streiten
Für Friedrich ins Feld.

Jetzt geht an die Schlacht,
Der Feind kommt mit Macht,
Drum lustig, Soldaten,
Thut tapfre Kriegsthaten
Für Friedrich, den Held.

Spielt auf, ihr Bombardier
Und tapfern Kanonier,
Laßt Donner, Blitz knallen,
Kanonen erschallen
Für Friedrich, den Held.

Ein tapferer Cavalier,
Der schwimmt im Blute hier,
Wollt Ehre erwerben,
Er muß im Krieg sterben
Für Friedrich im Feld.

Die hie und da sich aufdrängende Lust zu ändern habe ich zurückgehalten, nur einige Kommata habe ich gestrichen und die Verszeilen abgetheilt, was im Originale nicht geschehen ist.

II.

Die fliegenden Blätter der Gegenwart, und insbesondere die erzählenden, sind nicht leicht Jemandem ganz unbekannt, allein es ist eben ihre Art zu fliegen, und den Meisten, denen ein solches Blatt in die Hände geräth, entflattert es nach einer flüchtigen Betrachtung, ehe sie durch Vergleichung mehrerer Exemplare sich die allgemeinen Eigenschaften haben klar machen können. Seit zwanzig Jahren habe ich, mit wenigen Ausnahmen im Herzogthum Oldenburg, die mir aufstoßenden fliegenden Blätter gesammelt und besitze nun von den erzählenden, gewöhnlich kurzweg Mordgeschichten genannten, 106 Nummern, die sich freilich zum Theil wiederholen, aber doch sämmtlich verschiedene Drucke sind. An ihnen läßt sich denn schon diese und jene Beobachtung machen.

Sehen wir zunächst, wie die Mordgeschichten in das Volk eindringen, wie sie äußerlich beschaffen sind, wie sie entstehen.

Die Mordgeschichten präsentiren sich im nordwestlichen Deutschland nie anders als bei der Drehorgel. Drehorgel mit Gesang ist auf den Jahrmärkten und Volksfesten unserer Gegenden die vorwiegendste Art der Straßenmusik. Durch die Straßen wandernd oder an günstigen Punkten Posto fassend bearbeitet der Drehorgelspieler sein Instrument, während seine Frau in den Häusern oder bei dem auf der Straße sich sammelnden Publikum den kupfernen Lohn zusammenholt. Von Zeit zu Zeit vereinigen sich beide zum Gesange. Sehen wir bei der Drehorgel ein großes Gemälde, wie eine Standarte getragen, so wissen wir, daß dort eine Mordgeschichte erzählt, besungen und bildlich illustrirt, auch gedruckt verkauft wird. Drehorgel, Gesang und Bild bringen den Bänkelsängern allein schon Geld, diese können ihren Erwerb indeß steigern, ihn aus der kupfernen Region in die silberne hinaufbringen, wenn sie die gesungenen Lieder und erzählten Geschichten verkaufen können. Der Verkauf würde seinerseits sehr flau gehen, wenn nicht durch Orgel, Gesang und Bild die Neugier zuvor gereizt wäre. Die fliegenden Blätter kommen daher getrennt von der Drehorgel, die Drehorgel ohne fliegendes Blatt, sei es nun lyrisch oder referirend, sehr selten vor. Die Melodieen der Lieder zu den Mordgeschichten, die Lieder selbst und die Geschichten kommen aus Hamburg, das in dieser Beziehung die Hauptstadt des nordwestlichen Deutschlands ist. Sein Beispiel entscheidet, was in der nächsten Saison auf den Jahrmärkten und Schützenfesten an der Drehorgel gesungen, gezeigt, verkauft werden soll. Dort werden auch in der Regel die Mordgeschichten und ihre Lieder verfaßt, für die letzteren angemessene Melodieen ausgesucht und auf die Walzen der Orgeln geschlagen. Man kann dort bei bestimmten, wohlbekannten Personen alle diese Bedürfnisse für feste Preise befriedigen. Nur die Bilder werden, für die Wesergegend wenigstens, weniger von Hamburg als von Bremen und namentlich Jever bezogen.

Die Verleger der Mordgeschichten sind fast ausnahmslos die Drehorgelspieler selbst, die sie nach Hamburger Mustern drucken lassen und riesweise bezahlen. Druckereien, in welchen fliegende Blätter gedruckt werden, finden sich in den meisten Städten des Nordwestens: Leer, Varel, Oldenburg, Bremen, Vegesack, Hannover u. s. w. und vor allen Dingen wieder in Hamburg, wo eine J. Kahlbrock Witwe, Grünensood No. 52, eine allen Volksliedsammlern Norddeutschlands wohlbekannte Druckerei für fliegende Blätter besitzt.

Die Mordgeschichten umfassen regelmäßig einen halben Bogen in Octav, dessen erste Seite von dem Titel eingenommen wird; dann folgt auf der zweiten Seite anfangend die Erzählung und endlich auf der letzten oder den letzten Seiten ein Lied, mitunter auch zwei Lieder. Das Quart- und Folioformat, welches früher vorherrschend war, kommt in meiner Sammlung nur zwölfmal vor. Ziemlich häufig sind die Titelseiten mit Randverzierungen versehen, auch Vignetten und kleine Holzschnitte finden sich manchmal. Seit mehreren Jahren werden regelmäßig Druckort, Drucker und Jahreszahl angegeben, eine Folge der Bundespreßgesetzgebung, während früher statt dessen das einzige „Gedruckt in diesem Jahr“ vorkam. Zur vermehrten Ueberzeugung des Publikums von der Wahrheit der Geschichte ist dann und wann die Quelle beigefügt: „Aus den Schwurgerichtsverhandlungen zu Stade zusammengezogen“, „aus den Schwurgerichtsverhandlungen zu Göttingen vom 22. September 1858 zusammengestellt“, „nach authentischen Quellen“, „nach authentischen Quellen und ärztlichen Berichten bearbeitet“, und selbst ein Motto wird einzeln zur Erregung des ästhetischen Interesses angewandt, z. B. vor einer Erzählung von einem verlorenen und wiedergefundenen Sohne: „die Wege des Herrn sind wunderbar“, vor einer Erzählung von einem abgeschlagenen räuberischen Angriff auf ein Försterhaus:

Sei nicht muthlos in Kummer und Noth,
Selbst wenn Tod und Gefahr dir droht,
Kämpfe und blicke zum Sternenheer,
O dann sinkest du nimmermehr!

Einige Male nennt sich ein Verfasser J. F. Baumbach, wahrscheinlich ist er aber nur der Verkäufer, wie denn auch einmal steht „ausgegeben

von J. F. B.« Die Individualisirung der fliegenden Blätter durch Angabe des Druckorts und Druckers hat auch bereits Andeutungen eines literarischen Eigenthums entstehen lassen. Wie sich z. B. an der Spitze einzelner lyrischer Lieder findet: »Verfaßt und Eigenthum von Louis Lippmann« oder »dat nee Leed von de Crinoline. Von C. Hansen. Eigenthum von Adolf Heinrichs«, so steht auf einzelnen Mordgeschichten die Bemerkung: »Verlag und Eigenthum von Heinrich Feuerhahn vor Nachdruck wird gewarnt«, und Aehnliches, obwohl mir unzweifelhaft ist, daß gerade die so bezeichneten Exemplare Nachdrucke sind. Es ist das zur Zeit noch eitle Bangemacherei, in welcher aber doch schon die Keime eines künftig sich entwickelnden Rechtszustandes lebendig sein mögen. Der Druck der fliegenden Blätter war vor fünfzig bis hundert Jahren sehr fehlerhaft, hat sich neuerdings aber sehr gebessert, namentlich haben sich die Entstellungen des Textes aus Mißverständniß, die früher sehr häufig waren, fast ganz verloren und kommen nur noch einzeln in den Gedichten, kaum noch in Prosa vor. Die Sprache ist überall hochdeutsch, während unter den lyrischen fliegenden Blättern bekanntlich viele plattdeutsch, tyrolerisch u. s. w. abgefaßt sind.

Ich komme zu dem Inhalte der Mordgeschichten. Mordgeschichten habe ich sie mehrfach der Kürze halber und in Uebereinstimmung mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche genannt, aber das Feld derselben ist viel weiteren Umfangs, als der Name anzeigt. Sie bilden in der That die Zeitung verschiedener Volksklassen. Jedes Ereigniß, für welches bei der großen Masse des Drehorgelpublikums ein Interesse vorausgesetzt werden kann, findet seinen Maler, seinen Geschichtschreiber, seinen Dichter. Alles, was aus den laufenden Welt- und Kriegshändeln sich kurz, leicht faßlich und eindrucksvoll herausheben läßt, Mordthaten und Unglücksfälle, die eine stumpfe Phantasie durch Blutgeruch und Massenhaftigkeit des Elends anregen, und in Ermangelung deren schicksalsreiche Liebesgeschichten und Abenteuer sind die vorherrschenden Stoffe. Wie denn auch in den kleineren Lokalzeitungen, je mehr sie auf eine Verbreitung unter den wenig lesenden Ständen berechnet sind, neben den politischen Notizen die »Vermischten Nachrichten« einen größeren Raum in Anspruch nehmen.

Im Allgemeinen lassen sich die fliegenden Blätter erzählender Art ihrem Stoffe nach in drei Klassen eintheilen, in historisch-politische, in Mordgeschichten und in Novellen, doch bleiben noch einige Nummern übrig, die in keine dieser Klassen sich einfügen wollen und vermischten Inhalts sind.

Von den 106 Nummern meiner Sammlung sind 25 historisch-politische. Es scheint zur Etikette zu gehören, hat übrigens auch seinen guten Grund, daß man politische und geschichtliche fliegende Blätter mit ein wenig größerer Achtung behandelt; so mögen denn auch hier die meinigen ihrem Inhalte nach einzeln aufgeführt werden. Sie behandeln die Leichenfeier Napoleons I., den Hamburger Brand, den Tod des Herzogs von Orleans, die Pariser Revolution in zwei Drucken mit gleichem Texte, die Berliner Revolution, die Eroberung von Wien am 31. October 1848, den Tod Robert Blums, die Schlacht bei Schleswig, die Beerdigung der dort Gefallenen, das Treffen bei Hadersleben, die Gefechte bei Düppel und im Sundewitt in zwei je zweimal gedruckten Texten, die Eroberung des Christian VIII. bei Eckernförde zweimal, die Schlacht bei Kolding zweimal, die Schlacht bei Idstedt — also die schleswig-holsteinischen Kriege in zwölf Nummern —, ferner den russischen Krieg, die Schlacht bei Sebastopol und aus dem italiänischen Kriege die Schlacht bei Solferino dreimal. Einzelne Erzählungen sind reine Abdrücke von Zeitungsreferaten, andere sind auf Grund einiger wahren Nachrichten so zurechtgestutzt, wie sie der Verkäufer seinem speciellen Publikum am angenehmsten erachtete. Die Gedichte sind im Durchschnitte besser, als sie bei den eigentlichen Mordgeschichten und den Novellen zu sein pflegen, da häufig der Verleger sich in der Lage sieht, irgend ein in den Zeitungen oder sonst verbreitetes Kunstgedicht einfach abzudrucken. Aus demselben Grunde aber haben sie auch nicht immer besonderen Bezug auf das grade erzählte Ereigniß, wie das bei den Mordgeschichten und Novellen beinahe stets der Fall ist. Einzelne Lieder sind offenbar aus dem Französischen übersetzt, so zwei zur Leichenfeier Napoleons und eines zu dem Tode des Herzogs von Orleans. Zu dem Robert Blum ist eine Umdichtung eines Liedes von Adolf Stahr »Was zieht dort zur Brigittenau« gegeben. Das Stahr'sche Lied ist fünfzeilig nach der Melodie »Schier dreißig Jahre bist du alt«, die Umdichtung ist vierzeilig. In den schleswig-holsteinischen Stücken wiederholen sich mehrfach Lieder, die 1848 und 1849 auch auf den Liederblättern häufig gedruckt und von den Soldaten gesungen wurden, z. B. das bekannte nach der Melodie »Auf auf ihr Brüder, und seid stark« gesungene »Auf, Deutsche, präsentirt's Gewehr« von Theodor Tiemann und andere. Als Probe der historisch-politischen Stücke mag ein Stück dienen, dessen prosaischer Text so recht den Oldenburgern zu gefallen bestimmt ist.

Die mit einem ein Dampfschiff darstellenden Holzschnitt gezierte Titelseite lautet: Der Ueberfall der Dänen auf die vereinigten Oldenburger und Mecklenburger Truppen bei Sundwitt am 28. Mai und die heldenmüthige Vertheidigung der vereinten Truppen, besonders der Oldenburger wovon die dritte Compagnie ersten Regiments unter dem Hauptmann Schlarbaum, welche vom Armeecorps abgeschnitten wurde, Wunder der Tapferkeit bewies. Der Text selbst ist folgender: Gott sei Dank! daß wiederum der Zeitpunkt erschien, wo die Ehre des oldenburgischen Namens, die man, weil die Oldenburger, den Anforderungen gemäß, nicht zeitig bei Schleswig erschienen zu beflecken sich beeilte, sich nicht allein fleckenlos erhalten, sondern auch die Oldenburger sich durch ihre Thaten bei Sundwitt, wie Nachfolgendes mehr erläutern wird, sich bei den Deutschen ein ewiges Denkmal haben verschafft. — Es war der 28. Mai, als Morgens 5000 Dänen mit 18 schweren Geschützen, welche still und ohne Geräusch gelandet worden, die bei Sundwitt ausgestellten Vorposten, aus der siebenten und achten Compagnie Oldenburger Truppen und zweiten Compagnie Mecklenburger bestehend, plötzlich von drei Seiten angriffen. Die Absicht der Dänen, welche durch Spionen die weite Entfernung der Preußen unter Wrangel, der mit den Dänen wegen Friedensunterhandlungen Stillstand hatte geschlossen, und die Entfernung der Hannoveraner unter Halket wohl wußten, war, durch diesen plötzlichen Ueberfall (Wortbruch) die Vorposten theils niederzuhauen, theils gefangen zu nehmen, und das etwas weit von den Vorposten sich im Lager befindliche Armeecorps, bestehend aus den oldenburgischen und mecklenburgischen Truppen, ehe dasselbe recht zu den Waffen greifen konnte, gefangen zu nehmen. Aber sie hatten sich sehr geirrt. Ohne an die Vorposten, welche wohl den Ueberfall nicht geahndet, jedoch auf ihrer Hut waren, fanden sie nicht allein einen nicht geahndeten, sondern einen bewunderungswerthen Widerstand, bis die Uebrigen den Vorposten zu Hülfe eilten, und nun entstand ein harter, ein heißer Kampf. Wie Mauern standen die vereinten Truppen gegen die Dänen. Die vereinten Truppen, welche bei diesem Widerstande vergebens auf Hülfe der Preußen oder Hannoveraner lauerten, mit welcher zeitigen Hülfe sie den gänzlichen Sieg über die Dänen hätten erfochten, mußten, da den schweren Geschützen der Dänen nicht gleiches entgegenzusetzen war (denn die oldenburgische Artillerie, obgleich mit im Gefecht gewesen, konnte gegen die schweren Geschütze der Dänen nichts ausrichten) nach mehrstündigem Gefechte, der großen Uebermacht weichend, sich zurückziehen, jedoch im geordneten Schritt, und so endete das Gefecht nach zwölfstündigem harten Kampfe. Während dieses Kampfes beim Rückzuge kam die dritte Compagnie unter Hauptmann Schlarbaum auf der äußersten Ecke der Halbinsel Eckensund so ins Gedränge, daß sie völlig abgeschnitten wurde, und auf dem Punkte stand, gefangen genommen zu werden, da erscholl schnell des Hauptmanns Stimme, folgende Worte redend: »Soldaten, Oldenburger! es ist jetzt der Zeitpunkt, die Ehre des Oldenburgischen Namens empor zu heben, uns Oldenburger bei den Bundesgenossen in ein anderes Licht zu

stellen, ja unvergeßlich zu machen. Was wollt Ihr? Sieg oder Tod, oder Euch ergeben?“ und einstimmig war der Ruf von der ganzen Compagnie: „Sieg oder Tod!“ Im Nu griff sie die Dänen an und schlug sich mit Kolben nach mehrstündigem Gefechte durch die ganze Masse der Feinde, wobei sie ohne Compagnie-Karre mit dem Offiziergepäcke und Schanzzeuge, welches in einen Sumpf gerathen war, jedoch noch die Pferde gerettet wurden, nur 12 Mann verlor. In der Nacht, wo das vereinte oldenburgische und mecklenburgische Armeecorps von den Dänen, welche vermöge der heldenmüthigen Gegenwehr natürlich auch bedeutenden Verlust erlitten hatten, nicht mehr beunruhigt wurde, erschien Wrangel mit seinen Truppen um zu helfen, aber die Oldenburger erbittert, theils über die während der Schlacht ausgebliebene langersehnte Hülfe, theils über die erhaltenen unglimpfen Reden wegen ihres nicht zeitigen Erscheinens bei Schleswig, schlugen die Hülfe stolz ab mit den Worten: „Wir haben die Dänen jetzt recht kennen gelernt und hoffen mit den Rotbröcken allein fertig zu werden.“ An dem darauf folgenden Tage griffen sie trotz ihres erlittenen Verlustes, die Uebermacht der Dänen nicht achtend, dieselben muthig und mit dem Entschlusse zu siegen oder zu sterben an und warfen nach mehrstündigem harten Kampfe, in welchem die Oldenburger, wie gierige Tiger über die Gefallenen kaltblütig hinschreitend, immer mehr und mehr vordrangen, den Feind, der nicht mehr zu stehen vermochte, flüchtend bis unter die Kanonen der Schiffe dahin. Nach diesem von den vereinten oldenburgisch-mecklenburgischen Truppen so zu sagen errungenen Sieg hob der General Wrangel den Muth der Oldenburger in Gegenwart des aufgestellten Armeecorps, welchem er besonders die dritte Compagnie, den Hauptmann Schlarbaum an der Spitze, vorstellte, durch folgende Worte, indem er auf die Compagnie zeigt, hervor: „Ach gäbe der Allmächtige, daß jeder Soldat unter meinem Commando so wäre wie diese“ und überreichte dem Hauptmann zum Lohn der Tapferkeit einen Epheukranz, auf die Compagnie blickend, mit den Worten: „Nehmt ihn vorläufig an! von mir als Erkenntlichkeit Eures großen Heldenmuths.“ — Daß es in diesem zweitägigen Gefechte nicht ohne große Verluste von Seiten der Oldenburger und Mecklenburger zugegangen ist, läßt sich leicht begreifen. Zur Widerlegung aber der vielfach übertriebenen Berichte thue ich dem geehrten Leser laut eines erhaltenen Briefes kund, daß die Oldenburger 46 Mann, die Mecklenburger 164, also die vereinten Truppen 210 Mann büßten. Möge Gott allen Deutschen einen solchen Enthusiasmus für Heerd und Vaterland geben, wie die Unsrigen bei Sundewitt zeigten, so wird es so leicht fremden Mächten nicht gelingen, Herr von Deutschland zu werden.

Die dritte Compagnie.

Wohl hat er einen guten Klang
Der Oldenburger Name!
Schaut seiner Männer Waffengang,
Sind's Brave? — und das vom ersten Rang,
's ist ächter Nordlandssame.

War das ein tück'scher Ueberfall
Im Sundewitt! beim Himmel!
Wie stürmte da der Dänen Schwall,
Wie krachten die Karthaunen all' —
Das war ein arg Getümmel!

Da wird von unserm Regiment —
Ehre sei seinem Namen! —
Die dritte Compagnie getrennt,
Von Bataillonen hart berennt,
Ihr Männer, jetzt heißt's Amen!

„Ergebt euch, strecket das Gewehr!“
Hohnlachend ruft's der Däne.
Wie wenig kennt der deutsche Ehr'!
„Wohl sterben — aber auch nichts mehr“
So sprachen uns're Söhne.

Und fest, entschlossen Mann für Mann,
Durch hieß da die Parole,
Stets fechtend, immer drauf und dran,
Durchbrachen sie die Reihen dann —
Jetzt, Däne, komm und hole.

So gings hindurch die ganze Nacht
Bis an den lichten Morgen.
Hurrah! da steht in der Biwacht
Das Regiment! Gott Lob gebracht,
Die Braven sind geborgen.

Und jubelnd nimmt der Kamerad
Sie auf, die wackren Jungen.
Das, Männer, war 'ne Waffenthat!
Die dritte Compagnie, sie hat
Fein Oldenburgsch gesungen.

Schleswig-Holsteins Sieges- und Jubellied.

Freiheitsretter, seid umschlungen
Mit des Liedes glüh'nder Macht.
Die vom Joch uns losgerungen,
Hielten stets die treuste Wacht.
Schleswig-Holstein siegbewußt
Feiert euch mit voller Brust.

Als der Dän' uns wollt' umgarnen
Mit der alten schlechten List,
Kam ein Mann, uns treu zu warnen,
Und dem Trug ward keine Frist.
Drum, Fabricius, uns're Brust
Schlägt für dich in Dankeslust.

Als der Freiheitsmorgen tagte,
Und die kühne Loosung fiel,
War es Einer, der nicht zagte,
Fest im Aug' behielt sein Ziel,
Drum dir, Beseler, heißen Dank,
Unser Geist dich stets umrank'.

Als von Nord sich Wetter thürmten,
Unser Land noch Hülfe bar,
Wild heran die Dänen stürmten,
Und der Rettung droht' Gefahr,
Hielt'st du uns in sichrer Huth,
Prinz von Noer, mit hohem Muth!

Wo der deutsche Sinn sich wiegte
In der freien Männerbrust,
Liebevoll der Geist sich schmiegte
An die frohe Holstenlust,
Da warst dann gewiß auch du,
Unser Volksfreund Reventlou.

Doch wie könnten dein vergessen
Wir in unserm Jubelsang,
Dir, Olshausen, zuzumessen
Lohn für solchen Thatendrang.
Ohne Furcht gingst du voran
Auf des Rechtes fester Bahn.

Und die tapfren deutschen Helden
Mit dem starken Siegerschwert,
Unser Volk wird ewig melden
Euren Ruhm, so hoch und werth.
Preis dir, Dioskurenpaar,
Wrangel-Halkel immerdar.

Laßt Euch Alle heiß umschließen,
Die Ihr Recht und Freiheit wahrt,
Seht die Herzen überfließen
Nach der alten deutschen Art:
Unsre Retter in der Noth,
Ewig glänzt im Morgenroth.

Der prosaische Text ist interessant als Beispiel, wie man den wahren, immer noch erkennbaren Hergang mit allerlei poetischem Schmuck umhüllen, durch die eingestreuten Reden dramatisiren, die

Anerkennung der oldenburgischen Truppen bei den Verbündeten in eine äußerliche Feier zusammenfassen zu müssen glaubte, um die beabsichtigte Wirkung auf die Oldenburger Soldaten, für die das fliegende Blatt ursprünglich berechnet war, zu erreichen. Beide Lieder halte ich für Kunstgedichte im Gegensatze zum Volksliede. Das erste, obwohl es den Mund ein wenig voll nimmt, ist nicht übel und hätte wohl zu einem Volksliede sich umgestalten können, wenn eben der Gegenstand ein größerer, anklingender gewesen wäre. Das zweite trägt noch deutlicher die Kennzeichen eines Kunstgedichtes und hätte unter keinen Umständen Aussicht gehabt, Volkslied oder auch nur volksthümliches Lied zu werden; es wird als Erguß eines begeisterten Holsteiners wahrscheinlich noch in irgend einer überelbischen Zeitschrift von 1848 aufzufinden sein. Wie sich dagegen ein für die Drehorgel besonders verfaßtes politisches Lied ausnimmt, möge folgendes Beispiel zeigen:

Robert Blum, der ist gefallen,
Der sich als ein biederer Mann
Von Jugend an gezeiget,
Sein Herz war ganz geneiget
Der gerechten Sache, wo er kam.

Doch oft geschieht's im Leben,
Daß das Schicksal uns ereilt.
Dies hat auch Blum erfahren,
Der noch vor wenig Jahren
Sich in Leipzig brav gezeigt.

Ach, Blum der ist erschossen!
Der frei zu jeder Zeit
Für Recht und Freiheit gesprochen,
Er hat sich stets ununterbrochen
Als Gerechtigkeits-Freund gezeigt.

O Deutschland! traur' und weine
Wohl über den Verlust,
Denn Blum, der ist erschossen,
Von drei Kugeln hart getroffen
Im Kopf und in der Brust.

Frau und vier Kinder trauern,
Beweinen den Verlust.
Doch Robert Blum, nie zagend,
Sein Schicksal standhaft tragend,
Entblößt sich selbst die Brust.

Indem er muthig sagte:
Schlagt an und trefft mich gut!
Ich sterbe für die Freiheit!
Und sterbend ruf' ich noch erfreut:
Für Freiheit fließt mein Blut!

Das holpert und stolpert, kann den Reim nicht finden, flickt den Vers mit überflüssigen Wörtern aus, kehrt die Reihenfolge der Gedanken um, verfällt gelegentlich in die ärgste Prosa und enthält, wenn ich mich nicht sehr irre, dennoch mehr Poesie als jenes zweite Kunstgedicht, das nur einen nicht ganz reinen Reim hat.

(III. folgt.)

---

* Zur Erinnerung an Ernst Moritz Arndt.

Während das deutsche Volk dem greisen Sänger des Liedes vom deutschen Vaterlande an seinem einundneunzigsten Geburtstage voll Liebe und Verehrung huldigte, bereitete sich der Tod, ihn heimzurufen aus den Reihen der Lebenden, unter denen er mit seltener Rüstigkeit wandelte. Das schöne Leben des alten Arndt sollte auch ein schönes Ende finden. Umgeben von den Besten seines Volkes, bereit zum Tode, aber nicht dem Tode verfallen vor der Zeit, ist er heimgegangen. Bei wem hat das Wort, daß sein Andenken in Ehren werde gehalten werden, mehr Wahrheit als bei ihm!

Ernst Moritz Arndt, geboren am 26. December 1769 zu Schoritz auf Rügen, wurde unter der Aufsicht seiner trefflichen Eltern in deren Hause erzogen, später auf das Gymnasium zu Stralsund geschickt und studirte sodann von 1791 an in Greifswald, hierauf in Jena. Nachdem er einige Jahre im elterlichen Hause zugebracht, trat er 1798 eine Reise an, die ihn nach Wien, Ungarn, Italien, Frankreich und Belgien führte. Er trat dann als Universitätslehrer in Greifswald ein und ließ 1803 unter dem Titel „Germanien und Europa“ sein erstes Werk erscheinen. Gleichzeitig gab er den „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“ heraus.

Im Herbste 1803 erhielt er auf ein ganzes Jahr Urlaub zu einer Reise nach und durch Schweden. Nach Greifswald zurückgekehrt, gab er seine „Fragmente über Menschenbildung“ und die „Reisen durch Deutschland, Ungarn, Italien, Frankreich und Schweden“ (acht Bände) heraus, deren Tendenz eine durchaus kosmopolitische war und sogar eine aufrichtige Lobrede auf den Consul Bonaparte gestattete. „Es ist schön“, lautete das Motto dieses Werkes, „sein Vaterland lieben und Alles für dasselbe thun, aber schöner doch, unendlich schöner, ein Mensch sein und alles Menschliche höher achten, als das Vaterländische.“ Indessen noch in demselben Jahre 1805 änderte sich die Lage der Dinge, der „Held der Freiheit“ gab sich als ehrgeizigen Despoten zu erkennen, der Kosmopolit an der Ostsee, der inzwischen zum außerordentlichen Professor ernannt war, ward zum deutschen Patrioten und schrieb im Grimme der Enttäuschung, so wie im Zorn der Freiheits- und Wahrheitsliebe sein berühmtestes Werk, sein Buch vom „Geist der Zeit.“ Noch nie hat das Wort eines einfachen Schriftstellers so jäh und gewaltig gewirkt, wie diese Schrift, die wie eine Bombe ins deutsche Volk schlug, in alle Sprachen Europas übersetzt, von ganz Europa gelesen wurde, gelesen mit Schrecken und Staunen, mit Bewunderung und allgemeinem Beifall. Ein bis dahin nur in kleinem literarischen Kreise bekannter Mann hatte es gewagt, in edlem Grimme sich zu Gericht zu setzen über alte und neue Völker, über Republiken und Despoten, über Altadelige und Emporkömmlinge, über die Erbärmlichkeit des Jahrhunderts und über die Schande des Napoleonischen Joches. Ein Bücherschreiber hatte dem übermüthigen Herrn der irdischen Heerschaaren das Visir aufgerissen und dem Continent, über welchem „der Moder der Zeit dick lag“, das Bild seines Tyrannen und seiner Schande vor Augen gerückt. Was Wenige zu denken gewagt, Arndt hatte es ausgesprochen. Der Despotismus, hatte er gesagt, kommt nicht durch schlaue List über die Welt, sondern durch die Gesammtschuld der übergeistigen Bildung. Der Despot regiert nur, weil man glaubt, daß er regiere. Der Mensch, der keine Menschheit anerkennt, hat keine Religion, denn diese quillt aus der Lebensfülle Aller. Aber es giebt auch keine Menschheit ohne das Volk; nur der freie Bürger ist ein freier Mensch. Nur aus dem ganzen Volke erstehen die Edelsten und Gerechtesten; nur sie sollen herrschen und der freie Bürger wird ihnen gehorchen.

Dieses Buch erschien 1806 und bereits 1807 die zweite Auflage, Napoleon ächtete Buch und Verfasser. Das Buch flog durch die Luft, von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt; der Verfasser floh übers Meer unter den Schutz seines Monarchen Gustav IV. nach Stockholm. Dort arbeitete er in der Staats-Kanzlei und schrieb zugleich zum „Geist der Zeit“ den zweiten Theil, der 1808 erschien. Als aber 1809 Napoleon decretirte, das Haus Wasa habe aufgehört zu regieren, und Bernadotte den schwedischen Thron bestieg, floh Arndt nach Deutschland zurück. Von Rügenwalde, wo er im Herbste 1809 landete, wanderte er längs dem pommerschen Strande, „erkannt, aber unverrathen“, bis in seine rügen'sche Heimath und von dort, weil da seines Bleibens nicht lange sein konnte, zur Weihnacht als „Sprachlehrer Allmann“ nach Berlin. Hiermit begann seine große Irrfahrt, die er selber seine „abenteuerliche Hedschra“ genannt hat. Zwar sah ihn die Greifswalder Universität zu Ostern 1810 wieder auf dem Katheder, aber schon nach einem Jahre legte er das Lehramt ganz nieder, um aufs Neue nach Berlin zu gehen und von da, mit russischen und österreichischen Pässen versehen, nach Breslau zu gelangen, wo Blücher, Scharnhorst und Gneisenau über Preußens Erniedrigung und Deutschlands Schmach in Trauer saßen und der großen Stunde des Volksaufstandes harrten. Noch hatte diese Stunde nicht geschlagen, Arndt setzte seinen Wanderstab weiter nach Rußland. Seine Feder hatte inzwischen nicht gefeiert; es waren in dieser Zeit die „Briefe an Freunde“ erschienen. Die Werke „über die Geschichte und Verfassung Schwedens“, so wie die „Uebersicht der deutschen Geschichte“ waren Manuscripte geblieben.

Nach weiter Wanderschaft von Breslau über Prag, Brody, Kiew und Moskau kam Arndt im August 1812 in Petersburg an, wo ihn Stein als wackeren Patrioten und Mitarbeiter an dem großen Werke zum Sturze des Tyrannen und Eroberers begrüßte. Jetzt galt es, das deutsche Volk zu einer Gesammt-Erhebung anzuspornen, und zu diesem Zwecke zog Arndt an der Newa zuerst die „Glocke der Stunde in drei Zügen.“ Diese Flugschrift enthielt eine „Stimme der Wahrheit“ und endlich Mittheilungen „aus Napoleons Leben.“ Darauf folgte der „Soldaten-Katechismus für die deutsche Legion“ und der „historische Almanach für 1813.“

Im Januar 1813 ging Arndt von Petersburg nach Königsberg. Sein Wort „an die Preußen“ (ein Folio-Bogen) hatte schon auf York's „Abfall“ vorbereitet; jetzt durchflog das Büchlein über

„Landwehr und Landsturm“ in kürzester Zeit in Tausenden von Exemplaren die deutschen Gaue, die nur auf das Signal der Sturmglocke zur allgemeinen Nothwehr harrten. Der Frühling 1813 fand Arndt in Breslau, wo der König am 2. Februar sein Volk zum Streite gerufen hatte. Im April entstand in Dresden der dritte Theil vom „Geist der Zeit“ und eine Abwehr von Verleumdungen wider die deutsche Legion. Im Juni schrieb Arndt in Berlin den „Entwurf der Erziehung und Unterweisung eines Fürsten“ und im Juli zu Reichenbach, wohin ihn Stein berufen hatte, den „Katechismus für den christlichen Kriegs- und Wehrmann“, ein Büchlein, das während des Krieges unzählige Auflagen erlebte und im Vereine mit Arndt's urfrischen, urkräftigen Vaterlands-, Kriegs- und Wehrliedern mächtiger und gewaltiger als Fürsten-Proklamationen Hunderttausende zum Kampfe für's Vaterland begeisterte. Arndt's Stimme war jetzt nicht mehr wie 1806 ein Donnerrollen, das die Schläfer aus träger Ruhe weckte, sondern ein scharf schneidiges Schwert, ein Schrecken des Feindes in der Schlacht, der Stolz des deutschen Volkes daheim und draußen im Feldlager. Unauslöschlich stehen in den deutschen Herzen die kernigen Lieder: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ — „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“ — „Sind wir vereint zu guter Stunde“ — „Wer ist ein Mann? Wer beten kann“ — „Es ritt aus Berlin ein tapferer Held“ — „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!“ und das Lied vom Scharnhorst: „Wem soll der höchste Preis sein?“ Es ist der eigenste Geist des deutschen Volkes, der aus diesen Liedern spricht, und eben deßhalb werden sie unverwelklich blühen bis in die spätesten Tage.

Arndt ging nach Leipzig und sandte Flugschriften aus über das preußische Volk und Heer, über Volkshaß und den Gebrauch einer fremden Sprache, Englands und Frankreichs Verhältniß zu Europa. Besondere Wirkung hatten „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ und der dritte Band vom „Geist der Zeit.“ Bald nachher finden wir ihn in Frankfurt, dann in Coblenz, Berlin, Aachen, Köln, wo er den „Wächter“ herausgab, später wieder in der Pommerschen Heimath, bis er sich 1817 in Bonn niederließ, die Schwester Schleiermachers heirathete und einen häuslichen Heerd gründete. Wie bald er hier ein Gegenstand der Verfolgung als Demagog und Volksverführer wurde, ist bekannt genug. Er wurde 1821 seines Amtes enthoben (in das er erst 1840 wieder eintrat) und lebte in seinem Häuschen vor dem Koblenzer Thor, allezeit bereit das Wort zu nehmen, wo es für das Vaterland geführt werden mußte.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Erster Band. — Wildanger. Skizzen aus dem Gebiete der Jagd und ihrer Geschichte. Von F. Kobell. — Melanchthon. Eine Denkschrift zur dritten Säkularfeier seines Todes. Von A. Planck. — Böhmisches Märchenbuch. Von A. Waldau. — Der westgothische Arianismus und die spanische Ketzergeschichte. Von A. Helfferich. — Zur österreichischen Frage. Von Wilhelm Beseler.

— * Eine Uebersetzung von Goethe's „Hermann und Dorothea“ in das Englische von Dale ist erschienen.

— * Die Sammlung der Gedichte von Ernst Moritz Arndt, deren Erscheinen der alte Sänger selbst nicht mehr erleben sollte, wird noch im Februar ausgegeben.

— * Professor Pertz in Berlin hat das starke Material zu seinem „Leben Gneisenau's“ so weit bewältigt, daß der erste Band bald zu erwarten ist.

— * Der alte schreibselige Wolfgang Menzel kann es noch immer nicht lassen, große Werke zu schreiben. Jetzt hat er wieder eine Weltgeschichte der letzten 120 Jahre, 1740 bis 1860, verfaßt, welche in sechs Bänden lieferungsweise erscheinen soll.

— * Von dem auf Anregung des Königs Max von Bayern erscheinenden Prachtwerke „Bavaria“, welches Riehl und Dahn herausgeben, ist der erste Band in den Buchhandel gekommen. Derselbe schildert Oberbayern und Niederbayern. Das Ganze ist auf vier Bände berechnet.

— * Von einem neuen Werke des Professors Wachsmuth in Leipzig, „Geschichte deutscher Nationalität“, ist der erste Band erschienen und erweckt in gelehrten Kreisen Theilnahme. Der Inhalt dieses Bandes zerfällt in drei Bücher: Die Germanen und das Frankenreich, deutsche Selbständigkeit und Kaiserhoheit; die neuere Zeit und Gegenwart. Die Darstellung geht von der Urzeit aus, sie schildert das erste Auftreten und das Stammgepräge der Germanen, schildert dann das Heimwesen und seine materielle Ausstattung, die gesellschaftliche Ordnung und das Geistig-Sittliche des germanischen Lebens. In gleicher Weise führt uns der Verfasser in die Zustände der Merowinger- und Karolingerzeit, nur zieht er hier besonders auch die Sprache, das Recht und den Glauben mit ihren Kreisen in seine Betrachtung. Noch mehr erweitert sich diese in den beiden folgenden Büchern. Nachdem die Gliederung des Reichskörpers im Mittelalter dargestellt ist, behandelt der Verfasser das mittelalterliche Deutschthum in seiner Reife und Selbständigkeit.

— * Ein neues Oratorium von Karl Löwe in Stettin sollte dort am 11. Februar zum ersten Mal aufgeführt werden. Der Text ist von Ludwig Giesebrecht und behandelt die Legende vom Polus von Atella, einem heidnischen Schauspieler (um 100 nach Chr.), der, nachdem er das Christenthum öffentlich verspottet, allmählich bekehrt ward und sich schließlich vor einer großen Volksversammlung in Gegenwart des Kaisers wirklich taufen ließ. Nachdem sich herausgestellt, daß die Taufe kein Theaterstück, wie der Kaiser befohlen, sondern ein heiliger Akt gewesen, mußte Polus den Feuertod sterben. Die Kirche verherrlicht ihn als Paulus den Märtyrer.

— * Die Tragödie Paul Heyse's „Die Sabinerinnen“ wird jetzt auf der Berliner Hofbühne gegeben und erregt Interesse, ohne eigentlich Glück zu machen, was bei dem Charakter der schönen Dichtung erklärlich ist. Das neueste Stück der Birchpfeiffer, „ein Kind des Glücks“, gefällt dagegen den Berlinern außerordentlich und erlebt zahlreiche Wiederholungen.

— * Bremen, 9. Februar. Gestern hielt im Künstlerverein Herr Dr. Hartlaub einen Vortrag über den afrikanischen Reisenden Ladislaus Amerigo Magyar. Derselbe, aus Szabadka in Ungarn gebürtig, lebte zwölf Jahre in Afrika. Die von ihm nach allen Richtungen bereisten Länder liegen zwischen dem 3. und 20. Grade südl. Br. und dem 12. und 27. Grade östl. Länge. Seine Reisen, die er zu schildern begonnen hat, sind in streng geographischer Hinsicht wichtig durch die astronomischen Positions-Bestimmungen. Magyar ist besonders eifriger Hydrograph und hat 26 große Ströme nach ihrem Laufe durchforscht. Ein besonderes Gewicht hat er auf das ethnographische Element gelegt und auf diesem Gebiete viel Neues und bisher ganz Unbekanntes mitgetheilt. Es geht daraus hervor, daß die Menschenfresserei in der südlichen Hälfte von Afrika ostwärts von den portugiesischen Besitzungen noch sehr stark verbreitet ist. Magyar schildert besonders die Kimbunda-Nationen, die bei aller Rohheit viel natürliche Intelligenz besitzen. Es ergiebt sich aus den Darstellungen Magyars, daß die Thätigkeit der Missionäre, wenn sie die rechten Wege einhält, nothwendig ist und segensreich werden kann. Leider ist der Reisende auf dem Gebiete der Naturwissenschaften ganz unbewandert. — Magyar, welcher augenblicklich auf einer Reise nach Europa begriffen ist, hat abenteuerliche Schicksale gehabt. Er ist der Schwiegersohn des Königs von Bihé, sein Sohn designirter Thronfolger. Die große sechsjährige Reise durch Südafrika machte er mit einem Gefolge von 285 bewaffneten Sklaven, welche die Mitgift seiner Frau bildeten; er war wiederholt in Lebensgefahr. Von seinem Reisewerk ist der erste Band erschienen; den zweiten und dritten bringt er selbst mit.

— * Wilhelmine Schröder-Devrient, die berühmte dramatische Künstlerin, ist am 26. Januar in Koburg gestorben. Für die größeren Kunstkreise war sie bereits seit dem Jahre 1849, wo sie wegen ihrer Betheiligung an den politischen Ereignissen die Dresdener Hofbühne verließ, verloren, indem sie nur noch einmal in einer Berliner Concertsaison durch Liedervortrag glänzte —, aber ihr Andenken blieb in der lebhaftesten Weise erhalten, und der jetzt erfolgte Tod der hochbegabten Frau erinnert die Welt an die großartigen Leistungen dieses Genies. Die Verstorbene, deren hochbetagte Mutter Sophie Schröder noch lebt, stand auf der Höhe ihres Ruhmes am Schlusse der Zwanzigerjahre und in der ersten Hälfte des folgenden Jahrzehnts. In England, Frankreich und Rußland erlangte sie ihre Triumphe, so oft die Stellung in Dresden ihr längeren Urlaub gewährte. Fidelio, Armide, Euryanthe, Vestalin, Romeo, Norma waren unerreichte Darstellungen, durch welche sie bis zum Schlusse ihrer theatralischen Laufbahn Bewunderung erregte. Sie war 1805 in Hamburg geboren, gehörte seit ihrem fünfzehnten Jahre den Wiener Hofbühnen an, glänzte schon 1822 als Fidelio und wurde 1823 die Gattin des noch in Hannover wirkenden Karl Devrient, von dem

sie sich aber nach einigen Jahren trennte. Im Jahre 1850 vermählte sie sich mit dem liefländischen Gutsbesitzer von Bock. — Den Grund zu ihrem europäischen Ruf legte sie durch ein Gastspiel in Berlin im Jahre 1828. Hören wir ein Urtheil, welches damals über ihre Euryanthe gefällt wurde: „Ihre Darstellung ist etwas so Außerordentliches, zeugt so von einem hohen Standpunkte des künstlerischen Bewußtseins, daß wir es für Pflicht halten, genauer darauf einzugehen. Die rein musikalischen Gaben einer Sängerin besitzt Mme. Devrient zwar nur in einem mittlern, jedoch immer schätzbaren Grade, nämlich Stimme und Schule des Solfeggios, dagegen aber hat sie die Kunst des deklamatorischen Gesanges und seine Verbindung mit einem äußerst wirkungsvollen Spiel auf einen seltenen Grad der Höhe gebracht. Sie zeigte sich in vielen Momenten als die würdige Tochter und Schülerin ihrer Mutter, deren tragische Kunst ganz Deutschland anerkannt hat und verehrt. — Die erste Erscheinung der jungen Darstellerin wirkte nicht ganz günstig auf uns; ihre Gestalt hat mehr heroischen Adel und Fülle, als jene Zartheit und Lieblichkeit, die wir von einer Euryanthe zu erwarten pflegen. Schon der Vortrag der ersten Cavatine belehrte uns jedoch, daß die Künstlerin dies durch innere Eigenschaften reichlich zu ersetzen wisse, was ihr äußerlich zur schönen Vollendung des Charakterbildes entgegenstehen möchte. Die Erzählung von Emma's Erscheinung war ein Meisterstück, sowohl im Vortrag und Ausdruck, als was die klarste Deutlichkeit der Aussprache (an der wir nur das r nicht rühmen können) anlangt. Desgleichen wurde das Duett mit Eglantine und das Finale des ersten Aktes von der Künstlerin mit großer Anmuth vorgetragen. Im zweiten Akt aber erhob sich die Darstellung zu einer Größe und Bedeutung, die der erste noch nicht vermuthen ließ. In dem Vortrag des überaus schönen Duetts mit Adolar lag eine Seele, wie sie noch von keiner der früheren Darstellerinnen, die wir in diesen Rollen gesehen haben, erreicht worden ist. Vollends aber das Finale hat die Künstlerin auf einen ganz neuen Standpunkt erhoben; ihr Spiel war hier in der That bewundernswürdig zu nennen und durch eine so überdachte Vertheilung der Momente angeordnet und gesteigert, daß es an Interesse bis zum letzten Augenblick wuchs. Indeß nicht Alles ist schön zu nennen, was wir bewundern; so waren uns auch hier einzelne Züge zu stark aufgetragen, indem sie eher einer geängsteten Medea angehören mochten, als einem so zarten Wesen wie Euryanthe. Die Leistung war ungefähr eine solche, wie Tieck die Darstellungen der Duchesnois beschreibt. Natürlich aber konnte es nicht fehlen, daß das ganze Publikum von der Erscheinung auf's tiefste ergriffen werden mußte; so trat ein, was in dieser Oper hier noch nicht geschehen ist, daß die Künstlerin sogleich nach dem Fall des Vorhangs unter rauschendem Beifall gerufen wurde. Die ersten Scenen des dritten Aktes gehören zu den schönsten, großartigsten und rührendsten, die wir je auf der Bühne gesehen haben; namentlich trug die Sängerin die Cavatine „Hier will ich ruhen" u. s. w. mit eben so unnachahmlicher Zartheit und seelenvollstem Ausdruck vor, als sie vorher die Scene, während Adolar den Drachen bekämpft, hinreißend groß und feurig gesungen hatte. Ihr Jubel bei den Worten: „Was ist im Leben" u. s. w. drang in die tiefste Seele. Den Gipfel der Rolle, die große Arie in C dur sang die Künstlerin wir würden sagen unübertrefflich, wenn wir nicht diesen Moment noch glücklicher und wunderbarer aufgefaßt von Dlle. Sontag gehört hätten." — Im Jahre 1831 hieß es dann in Betreff ihrer großartigsten Leistung, des Fidelio: „Noch nie sahen wir eine Künstlerin so die Gesammtheit aller Mittel zu einer Leistung vereinigen wie diese. Dialog, Mimik, Plastik, Gesang, Alles hebt und trägt sich gegenseitig. Die äußerlichen Kräfte der Darstellerin übersteigen nirgend das gewöhnliche Maß; allein von ihr kann man sagen: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut!" Niemals wird es die Naturgewalt des Tones an sich sein, womit sie uns hinreißt, ja wir erblicken sie sogar häufig im Kampfe mit nicht unbedeutenden Hindernissen in ihren Mitteln; allein sie schafft dem Klange eine Seele, giebt ihm ein Herz, und so, aus dem Innersten der Brust entquollen, dringt er unwiderstehlich in ihre tiefsten Tiefen ein."

— * **Richard Wagner in Paris.** Den angestrengten Bemühungen des in Paris weilenden **Richard Wagner** ist es endlich gelungen, einige Concerte zu Stande zu bringen, nachdem die Versuche, ein Theater für die Aufführung von Opern zu gewinnen, fehlgeschlagen sind. Das bringt für den Componisten den Uebelstand mit sich, daß er nun Bruchstücke geben muß, und daß dieselben sich durch ihren musikalischen Inhalt, ohne die Unterstützung durch den theatralischen Hintergrund, der bei Wagner so wesentlich ist, geltend machen müssen. Das Programm des ersten Concertes enthielt aus dem „fliegenden Holländer" die Ouverture, aus dem „Tannhäuser" Ouverture, Venusberg, Marsch mit Chor, Wallfahrt und Pilgerchor, aus dem „Lohengrin" den Gral, den Verlobungszug und die Hochzeitsmusik, aus „Tristan und Isolde" die Instrumental-Einleitung. Die Musik hat, ganz wie bei uns, großes Interesse und sehr verschiedene Urtheile hervorgerufen, bei Laien, Kennern und Kritikern. Wir geben das Urtheil von dem bekannten Schriftsteller Szarvady, dem Gatten der Pianistin Wilhelmine Claus, hier wieder: „Der vielbesprochene Tondichter der Zukunft wurde von einer imposanten Versammlung von Künstlern und Kunstkennern bei seinem ersten Erscheinen auf das Wärmste begrüßt und wir haben uns dessen gefreut. Man muß einem Manne wie Wagner, der sich ein so hohes Ziel gesetzt und der Kunst mit solcher Energie zugethan ist, Anerkennung dafür zollen, noch ehe man seine Werke geprüft hat. Und wie gesagt, freuten wir uns der Aufnahme, die er gefunden hat. Seine Musik errang sich ebenfalls großen Erfolg beim Publikum, das zum großen Theile aus Mitgliedern der hiesigen deutschen Colonie bestand und wir haben uns dessen nicht gefreut. Es wurde nämlich vorzüglich dasjenige beklatscht, was Wagner aus herablassender Rücksicht für die Ohren der Gegenwart bei gnädiger Erinnerung an die Götzen einer überwundenen Zeit, wie Weber u. s. w., der melodiegewohnten Menge von Zeit zu Zeit hinwirft. „Es ist gar hübsch von einem großen Herrn so menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen." Das Publikum drückt seine Dankbarkeit für diese Herablassung, und wäre es auch zum Trivialen, in warmer Weise aus — derjenige Theil des Programmes, in welchem Wagner den Boden seiner Theorie gar nicht verläßt, wie in der instrumentalen Einleitung zu „Tristan und Isolde", ließ das Publikum unberührt — interessirte dagegen die Musiker, ohne sie jedoch zu gewinnen. Wie überall, so machten sich unter diesen nur eine geringe Anzahl als Anhänger der neuen Musik bemerklich; die Majorität ist erstaunt über den Erfolg und kann nicht begreifen, wie diese sonore Monotonie, diese Langweiligkeit inmitten der gesuchtesten Effekte neben gewöhnlichem Zeug tiefgehendes Interesse erwecken soll. „Was schön in dieser Musik, ist nicht neu und was neu daran, ist nicht schön", rufen wir, den bekannten Spruch Lessing's anwendend, aus, und es zeugt gerade nicht für die musikalische Berechtigung der Gegenwart, wenn so äußerliche Effekte — diese nervenerregenden Sonoritätskunststücke als das Non plus ultra der musikalischen Kundgebung proklamirt werden sollen. Eine Musik, die allen ästhetischen Anforderungen so geradezu widerspricht — welche die Schranken, die ihr Natur und Kunst setzen, so willkürlich durchbricht und bei dem maßlosen Bestreben, ihrem Wesen Fernliegendes in ihr Bereich zu ziehen, sich in unkünstlerischen Spielereien auflöst, dort wo sie nicht in undurchdringlichen Nebel gehüllt ist — kann auf die Dauer nicht zur Herrschaft über das menschliche Gemüth gelangen. Unerquicklich für den Geist, unbefriedigend für das Herz, kann diese Musik von begabten und ausnahmsweisen Individualitäten wie Wagner, getragen durch das ihr beigefügte Augenspektakel, durch den romantischen, zuweilen poetisch interessanten Inhalt des Textes gehoben, vorübergehend Mode werden, aber von einer dauernden Besitzergreifung fürchten wir nichts. Am meisten bedauern wir, daß Wagner sein eigenes, ganz ungewöhnliches Talent durch die Glorie eines falschen Genies mit beklagenswerther Absichtlichkeit auf Abwege führt, und Dank sei es seinem unläugbaren Erfolge, manchen strebenden Künstler mit sich reißen wird. Die bisher als Schweif auf dieser Kometenbahn sich manifestirt haben, lassen uns kalt, an ihnen ist nicht viel zu verderben gewesen — aber es ist voraussichtlich, daß Wagners Bestrebungen und Richtung nicht ohne Einfluß auf die Gegenwart bleiben werden, zu unserer Strafe, so wie sie an der Zukunft zerschellen werden, zu ihrer eigenen Strafe. Wir bemerken, daß man dem Talente Wagners in Bezug auf musikalischen Ausdruck, seinen Sonoritätscombinationen, seiner Beherrschung der verschiedenen Instrumentenfamilien Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er handhabt diese mit einer Leichtigkeit, wie ein guter Taktiker die verschiedenartigen Truppen, die unter seinem Commando stehen. Dagegen sträubt man sich eben so sehr gegen das fortwährende Zerreißen und Abbrechen des musikalischen Gedankenganges, häufig um ein äußerliches zufälliges Detail zur Geltung zu bringen, gegen den Mißbrauch mit Mißklängen, gegen die agacirenden Tonsteigerungen, gegen allzu raffinirte Virtuosenstückchen, und um es mit einem Worte zu sagen, man klagt, daß er zu oft „Viel Lärm um Nichts" mache. Ein Ergebniß seines hiesigen Auftretens, auf das Richard Wagner vielleicht nicht gefaßt gewesen sein mochte, ist das, aus vielen Gegnern von H. Berlioz warme Anhänger gemacht zu haben. Nicht nur ist Berlioz' Musik geistreicher, seine Instrumentirung trotz aller Großartigkeit feiner und graziöser, er hat vor Allem viel mehr Inspiration, d. h. rein musikalische Eingebung, als Wagner. Er wälzt sich nicht wie Wagner mit Wohlbehagen in Mißklängen und gewaltsamen Tonfolgen. Auch war er unserer Ansicht nach der eigentliche Triumphator des Abends. Was Ihren Referenten betrifft, so gesteht er demüthiglich, daß er an den Wagnerschen Bruchstücken nur Einiges, wie die Hochzeitsscene im „Lohengrin", schön gefunden und bei den meisten anderen Musikstücken, namentlich bei der Ouverture zum „fliegenden Holländer", sich in der Lage eines Menschen befunden, den ein unsichtbarer Dämon mit Rippenstößen und ähnlichen Annehmlichkeiten regalirt, während ihm dabei allerlei Grobheiten in die Ohren geschrieen werden. Das ist ein peinliches Vergnügen diese Zukunftsmusik, das will ich gestehen. Die Eingeweihten bekommen vielleicht, wie die Freimaurer, eine besondere Erklärung dieser Geheimnisse — ohne diese Voraussetzung erschiene uns ihre Seligkeit ein Räthsel."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 8. Bremen, 19. Februar. 1860.

Inhalts-Anzeige.

Gallait und de Biefve.

Von Karl Frenzel.

Seit dem Triumphzug der berühmten Gemälde: „Die Schützengilde von Brüssel an den Leichen Egmont's und Hoorn's“ und „Der Compromiß der Edeln“ durch Deutschland in den vierziger Jahren sind die Namen Gallait's und de Biefve's eng verschwistert geblieben. Nicht nur der Ruhm, auch die Kunst der flandrischen Meister schien in ihnen wieder erstanden zu sein. Eine Zeit lang schwankte dann, wie immer in solchen Fällen, wo zwei gleichberechtigte Persönlichkeiten nach demselben Ziele ringen, das Urtheil, wer von beiden der größere Maler sei, bis zuletzt die lebendigere, reichere Thätigkeit, die mächtigere Phantasie Gallait's ihm den Sieg über seinen Nebenbuhler verschafften. Gallait hat das mit Rubens gemein, daß er auf dem Gebiete der Geschichte wie des Genre sich gleich tüchtig, von schaffendem Geiste und kunstreicher Hand bewährt, während Biefve langsam arbeitend, eigentlich phantasielos, in der Geschichte allein die Quelle seiner Schöpfungen sucht und findet.

Diesen Gegensatz machten zwei Bilder, die jetzt in Berlin das Entzücken der Kunstfreunde sind, mit eindringlicher Gewalt offenbar für jedes Auge. Gallait hatte seine „Jeanne la folle“, Biefve „Egmont's Gemahlin nach dem Tode ihres Gemahls“ ausgestellt.

Von Juana, der Tochter Isabella's von Kastilien, ist die traurige und rührende Geschichte bekannt, daß sie die Leiche ihres Gatten, Philipps des Schönen, den ihr ein frühzeitiger Tod entriß, Jahre lang nicht von ihrer Seite gelassen habe, wähnend, der Todte sei noch lebendig und aus seinem Schlaf durch ihren Kuß zu reißen. Einen dieser Augenblicke des wildesten und zugleich in seinem Irrthum lieblichsten Wahnsinns hat Gallait dargestellt. Im dunkeln Zimmer, auf einer erhöhten Estrade, steht der Sarg; im weißen Kleide, mit schwarzem, aufgelösten, zerzausten Haar, dessen eine Locke sich unnachahmlich malerisch und ergreifend über ihre Stirn, sie beschattend, hinabringelt, Juana davor; sie hat die brokatne Decke von der Leiche halb herabgezogen, mit dem Ausdruck zärtlichster Liebe, zärtlichsten Wehs starrt sie auf das bleiche, fahle, längst nicht mehr schöne Antlitz des Geliebten — der eine Arm der Leiche hinabgeglitten ruht mit der grüngelben, knochigen Todtenhand auf einer der Stufen der Estrade, noch tiefer hinab ist das Scepter ihr entrollt, fast bis zu den Füßen eines Betpults, das, in der Nische des Zimmers, auf der einen Seite das Bild abschließt. Die Situation ist nicht, wie man ihr vorgeworfen, unruhiger als das Motiv, dem sie entspringt; nicht der still brütende, vor sich hinsingende Wahnsinn Ophelia's war zu schildern, sondern der leidenschaftliche, der im schneidendsten, herzbrechendsten Gegensatz der Wirklichkeit und Phantasie ausbricht. So betrachtet ist das Ganze von der mächtigsten Wirkung, es ruft im Betrachter keinen Zwiespalt hervor, nur das tiefste Mitleid über die Unselige, über uns selbst und die Armseligkeit unsers Geistes. Der Kopf Juana's, ihre Gestalt, ihre Haltung erscheint etwas zu mädchenhaft, nicht königlich, frauenwürdig genug, allein ihr Schmerz gewinnt dadurch an pathetischem Ausdruck, bei aller eigenthümlichster Besonderheit doch an Allgemeinheit; man glaubt die Schönheit und die Jugend zu sehen, welche vor dem ersten Anblick des Todes ihre Besinnung verloren und das Bild des Geliebten, das in ihr lebt, mit ihren längst irr und unstät gewordenen Augen noch immer vor sich wähnt. Es konnte nicht fehlen, daß bei aller Anerkennung der vortrefflichen Malerei, der rührenden Lieblichkeit Juana's, der „entsetzlichen“ Darstellung der Leiche mit Grauen gedacht wurde — so „naturgetreu“, darin kamen die Frauen und die Kunstrichter überein, dürfe man das Todte nicht wiedergeben, die Verwesung dufte schon daraus: ein Urtheil, das mit dem allbekannten von der „Raserei“ der Rachel dieselbe Werthlosigkeit theilt. Unzweifelhaft hat einmal, flüchtig einige Minuten lang betrachtet, der Kopf wie die Hand des Todten eine hart an das Widerliche streifende Häßlichkeit, eben durch den Gegensatz, in dem sie zu der Gestalt Juana's stehen. Aber man überwinde nur den ersten Schauer, man betrachte nur, daß dieser selben Hand jenes glänzende edelsteingeschmückte Scepter entrollt ist, daß Juana's Augen ihre Thränen, ihre Lippen ihre Küsse darauf gethaut, immer wird dann noch der Ernst und die — Furchtbarkeit der Vergänglichkeit aus diesem zerstörten, doch ruhigen Todtenangesicht zu euch sprechen, und das Erschütternde der Scene in dem Farbenschimmer der Darstellung nicht ganz harmonisch aufgehen: allein das Bild hat darum nur jene höchste und schmerzlichste Poesie gewonnen, wie sie in Ophelia, in König Lear austönt, uns zerschmetternd und erhebend zugleich.

Beruhigter im Schmerz, verklärter, künstlerischer im akademischen Sinne ist Biefve's Bild: „Sabine von Bayern im Kloster de la Cambre.“ In einem Klostergemach sitzen am Tisch zwei Frauen, die eine dahinter, die andere auf einem Lehnstuhl mit rothsammtner Lehne zur Seite; dieser grellrothe Sammet, der die beiden Gestalten trennt, ist von malerischer, aber, wie mir däucht, die Stimmung des Ganzen für das feiner gebildete Auge beeinträchtigender Wirkung. Hoch an der Wand hängt Egmont's Wappenschild, man liest den Namen „Lamoral Egmond“ — auf der andern Seite brennt eine Leuchte, einen flatternden Schein über eine aufragende Heiligenstatue hinwerfend. Die Frauen am Tisch sind Egmont's Gattin und eine alte Nonne; den Rosenkranz im Schooß, das Gebetbuch mit der Hand schließend schaut die Gräfin mit rothgeweinten Augen, hellleuchtende Thränen noch an den Wimpern, in die Leere. Dies edle, herrliche und traurige Antlitz verkündet Jedem gleich beredt sein Elend: es ist eine Gattin, die einen hochherzigen muthigen, ihr plötzlich entrissenen Gemahl beweint. Diese Frau, man fühlt es, konnte nur einen Helden lieben, deutlicher stand selten der Adel der Seele

wie der Geburt auf einer Stirn. Vor diesem Bilde möchte man zu des Dichters Wort „Ehret die Frauen" — unwillkürlich hinzufügen: zunächst in ihrem Schmerz. Dreifach in schwarz gehüllt, sitzt sie da; über einem schwarzen Sammetkleid, das sich hier und da in blauschwarz glänzenden Falten bricht, trägt sie einen seidenen Ueberwurf, darüber von ihrem Haar herabfallend einen Schleier von derselben Trauerfarbe; solche Spitzen umfassen auch ihren leisrosig schimmernden Hals. Mit tiefstem, aber wortlosen Mitleid schaut die alte Klosterfrau aus ihrer dunklen Haube mit treuem, gutmüthigem Auge zu ihr hinüber — die Hände hat sie gefaltet, ihr Gebetbuch auf den Tisch gestützt: nichts regt sich umher bis auf die flackernde Leuchte, lautlose Ruhe, stillster Schmerz; es ist uns, als müßte man im nächsten Augenblick das Niederfallen der Thränen hören, die jetzt noch an Sabina's Wimpern hängen. Die Zeit scheint still zu stehen, wie das Herz der beiden Frauen. Ich kenne nur ein Bild, das mit diesem in dem Ausdruck eines unsagbaren Schmerzes wetteifert: Piloty's „Seni vor Wallensteins Leiche"; aber der Deutsche ist pathetischer, der Belgier größer in seiner Ruhe. Dazu ist das Antlitz der Nonne von einer charakteristischen Wahrheit und Kraft, die an Van Dyck und das unübertreffliche Porträt der Liebette Vyts auf dem Genter Altarbilde der Eyck's erinnert.

Zwei Bilder, die wie diese von Gallait und Biefve sich gegenüberhängen, in ihrer Wurzel von demselben Gefühl des Schmerzes ausgehen, fordern von selbst zu einer Vergleichung heraus. In jedem waltet die Seele des Malers in eigenster und schärfster Weise. Die tiefe, gedämpfte Farbengluth Biefve's stimmt so trefflich zu der Haltung seiner Gestalten und ihrer Stimmung, wie die reicheren, blendenderen und mannichfaltigeren Töne und Farbenabstufungen das Phantastische des Ganzen bei Gallait gleichsam sichtbar machen. Aber während Gallait's Juana hinausflüchten möchte aus Welt und Raum, versinkt Biefve's Sabina in sich. Der Lieblichkeit der einen tritt der Ernst der andern gegenüber; jene fordert unser Mitleid, vielleicht unsere Hülfe, diese nur unsere Ehrfurcht, unser Schweigen. Von vornherein hat Biefve seinen Stoff großartig, historisch gefaßt, in der strengsten Einfachheit seine Wirkung gesucht; bei Gallait hat das Sagenhafte, das Romantische den Vorrang über das Historische gewonnen, seine Juana, die nichts Königliches an sich hat, beweist dies unwiderleglich. Ihm, dem phantasievollen Künstler, handelte es sich nur um das seelische Moment des Vorgangs, um die Darstellung des liebenden, wahnsinnigen Weibes, die Geschichte diente ihm allein zur Ausschmückung; so erhält sein Bild einen genrehaften Ton. Biefve ist phantasielos, aber er besitzt dafür die Kraft und Treue Van Dyck's, die Grenze seines Talents erkennend hat er sich zu bescheiden gewußt, die Historie leise nur durch ein allgemein menschliches Ergriffensein verklärt, ohne ihre Hoheit zu verletzen. Jedes Auge wird die Harmonie seiner Farben fassen, jedes Herz sympathisch von der Stimmung seines Bildes ergriffen werden. In dieser Hinsicht verdient es den Vorzug vor Gallait, der unbestreitbar tiefer in den Abgrund der Seele hinabstieg, poetischer und kühner gestaltete, aber den Bruch zwischen Wahrheit und Dichtung nicht schloß.

---

* Die Zeitung an der Drehorgel.

Von L. Strackerjan.

III.

Zahlreicher als die politischen Mittheilungen sind in meiner Sammlung die Novellen, erfundene oder ursprünglich wahre, aber durch gründliche Aenderungen umgeschaffene Geschichten von unglücklich Liebenden, die nach mancherlei Noth und Fährlichkeiten, trotz Schiffbrüchen, Gefangenschaft und Verfolgung der Eltern dennoch durch Muth, Treue und Standhaftigkeit ihr Ziel erreichen und in den stillen Hafen der Ehe einlaufen, oder von treulosen Liebhabern, die ihre Treulosigkeit endlich auf eine grausenhafte Weise büßen, von Errettungen aus großen Gefahren, von verlornen und wiedergefundenen Kindern u. dgl. Die Scene wechselt zwischen allen Ländern und Meeren der Welt, hält sich aber am liebsten an den alten Wohnsitzen der Romantik, in Spanien, Italien und dem Orient oder, wenn näher, in Gebirgen und Wäldern auf. Der Stoff ist voll alter Reminiscenzen und läßt sich mitunter in die Geschichtenbücher des Mittelalters zurück verfolgen. Da ein Veralten bei diesen Stoffen nicht leicht zu befürchten ist, werden einzelne Nummern auch nach längeren Jahren, sei es mit kleinen Aenderungen, sei es ganz in der alten Form, wieder abgedruckt und in den Handel gebracht. So findet sich dieselbe Geschichte von einem Mädchen aus Zweibrücken, das ihren nach Sibirien verbannten Bruder zu retten unternimmt, in verschiedener Form mit den Daten des Einkaufs Leipzig 1845 und Oldenburg 1858, eine andere in gleicher Bearbeitung des prosaischen Textes, aber mit verschiedenen Liedern mit den Fundangaben Leipzig 1845 und Dedesdorf 1853. Die Geschichte bleibt neu, das fliegende Blatt bleibt eine Zeitung, ebenso wie die Nachrichten von der Seeschlange und andere regelmäßige Enten von unseren Zeitungen immer wieder vorgeführt werden.

Der Stil der Novellen ist gewöhnlich sehr sentimental, schwülstig poetisch, äußerst moralisch und voll frommer Ausrufungen, im Ganzen so weichlich-süße Küche, daß man nur wenige Nummern hinter einander lesen kann, selbst wenn man nicht der Unterhaltung, sondern der Wissenschaft wegen lies't. Die Lieder, welche den Inhalt der Erzählung wiederholen, sind regelmäßig für die Drehorgel eigens angefertigt und herzlich schlecht. Syntax und Grammatik, Rhythmus und Reim, Deutlichkeit und Schönheit erleiden Schlag auf Schlag, und man begreift, wenn man ein solches Lied gelesen hat, mitunter nicht mehr, wie das Ding zu einem solchen Namen kommt.

Zu diesen Novellen zähle ich 35 Nummern meiner Sammlung, darunter auch in zwei Drucken des Pfarrers Tochter zu Taubenhain mit einem noch etwas längeren Gerechtigkeit an dem Junker von Falkenstein übenden Anhange; der einzige mir bekannte Fall, daß ein erzählendes fliegendes Blatt ganz aus Versen besteht. Als Beispiel der Novellen theile ich die kürzeste mit:

Toni, oder die Schreckensthat im Thüringerwalde.

In den dunkeln Zweigen des Thüringerwaldes ruht tief versteckt das alte Köhlerhaus; aber obgleich so klein die ärmliche Hütte war, so herrschte doch darin der Friede Gottes, und hell leuchtend verkündete das Antlitz der Bewohner diesen Segen. Wenn Claus, der alte Köhler und Tagelöhner, nach Tageslast und Mühen seiner Ehehälfte, der guten Mutter Marthe, gegenüber saß, die fromme Tochter, seine Toni, mit dem seelenvollen engelreinen Blick ihnen holdlächelnd zur Seite stand, ach, dann las man in den Blicken der Alten die Worte: „Wir sind doch recht glückliche Eltern!" Nie überschritten sie den Saum des Waldes; nur dann, wenn das helle Glöcklein der nahegelegenen Kapelle zum Gebete des Herrn rief, sah man das fromme Kleeblatt sinnend und schweigend den Wald verlassen, und neugestärkt nahm sie derselbe wieder auf in seinen dunkeln Zweigen; aber der Friede sollte nicht länger währen.

Felix von Sulem, reichbegabt an Tugend, Schönheit und Vermögen, dessen Eltern das nahegelegene Jagdschloß bewohnten, hatte Toni gesehen; — sie sehen und lieben war das Werk eines Augenblicks und ihm vertrauend, von ganzer Seele liebend, trat der Engel der Unschuld bald weinend in den Hintergrund. —

Liebe hatte Felix ihr geschworen! Treu wollte er seinen Eid halten, um die Geschändete wieder zu Ehren zu bringen; daher begab er sich zu seinen Eltern, aber sein Geständniß, seine Bitten und sein Flehen wurde höhnisch zurückgewiesen, Adelstolz stemmte man ihm als eine unüberwindliche Mauer entgegen; zürnend verließ er das Schloß und die Drohungen und Flüche hallten aus dem Munde des Vaters noch lange durch die hallenden Gänge des alten Gebäudes.

Rudolph, der wilde Jäger des alten Grafen, der Schreck der Wildschützen so wie der armen Holzleser, wurde schnell gerufen; bald war er durch eine reiche Belohnung gewonnen, die arme Toni zu ermorden; als Beweis der That sollte er das Herz der Gefallenen dann seinem Herren zustellen. Ein rüdes Jägerlied pfeifend und indem er seinen Fänger und seine scharfgeladene Vogelbüchse prüfte, begab er sich zum nahen Wald, um sein Opfer aufzulauern.

Weinend legte sich vor des Vaters Hütte die arme Toni an Felix bewegte Brust — er hatte ihr die Begebenheit des Tags mitgetheilt — und leise

schluchzend begleitete sie ihn zum Heimweg; ach, so trübe waren sie noch nie geschieden. Sie hatten jetzt den Saum des Waldes erreicht und mußten sich trennen. „Felix, leb' wohl!“ sprach sie mit Thränen, die Hände ringend; sie war zu unglücklich, um mehr Worte zu finden. — Felix drückte die Jammernde noch einmal krampfhaft an sein Herz und rief: „Mein bist du, mein sollst du bleiben!“ Leise wimmernd schlich die arme Toni der Hütte ihrer Eltern wieder zu. — Sie konnte sich kaum noch aufrecht halten.

Halt da! donnerte es plötzlich aus dem dunkeln Gebüsch ihr zu; es war Rudolph, der wilde Jäger. „Toni bete, deine Stunde hat geschlagen, du fällst dem Grafen zum Opfer! Bete, mach es kurz, du mußt sterben!“ so waren seine Worte. — Bleich und sprachlos stand sie da und zitterte wie Espenlaub im Herbstwind; ihre Kräfte und ihre Zunge waren gelähmt! „Mache es kurz und bete!“ so hallten noch einmal seine Donnerworte. Da aber löste die gräßlichste Verzweiflung ihre Zunge und sie flehte ihn an: „Erbarme dich einer Unglücklichen, wie Gott sich deiner erbarmen wird! und weinend sank sie ihm zu Füßen. Ich finde kein Erbarmen, denn mein Maß ist voll! raunte er tief sinnend, nicht ohne Gefühl. O du wirst es finden! Gott ist gnädig! Schone die Frucht meiner Liebe, so wird der Herr dich lieben und segnen, ob du noch so tief gefallen bist! rief Toni unter heißen Thränen.

Plötzlich beleuchtete durch die Riesengipfel des Waldes der klare Mond diese Schaudergruppe — bleich und starr vor Angst lag das arme Mädchen zu seinen Füßen; da drang zum erstenmal eine Thräne des Mitleids in seine dunkeln Augenbrauen. So lebe denn! rief er gerührt, damit sich Gott auch meiner erbarme! Fliehe aber aus dem Hause deiner Eltern und kehre nie zurück! Ich bringe das Herz meines Hundes! — Darauf erschoß er den Hund, brachte dessen Herz seinem Gebieter und schwur für die reichliche Belohnung ewige Verschwiegenheit.

Schon rüttelte der kalte Nordwind die dürren Blätter des Waldes, als Toni Zwillinge gebar, welche durch Gottes weise Führung, gleich wie die heilige Genoveva, durch eine Hirschkuh genährt wurden. — Horch, da erscholl eines Tages in dem öden Walde fröhliches Hundegebell und lustige Hörner erklangen von allen Seiten. Von einem glücklichen Zufall geleitet, war Felix auf der Jagd hierher verschlagen und es währte nicht lange, so hatte er seine längst todt geglaubte Toni entdeckt und beide lagen sich hoch entzückt in den Armen.

Finstere Schwermuth hatte den alten Grafen sowohl wie seine Gattin längst heimgesucht; — das rauschende Laub, die knarrenden Aeste, alles rief ihnen zu: „Mörder, wo ist Toni!“

Da traten plötzlich die Liebenden vor ihnen hin; weinend vor Scham und Freude segneten sie nun den Bund der Treue! Vater Claus und Marthe hingen schluchzend an Toni's Herzen, um sich jetzt nie mehr zu trennen; — nur Rudolph, der Jäger fehlte seit lange. Als aber die Glocke zur Trauung rief, als die Kapelle angefüllt war mit glücklichen und guten Menschen, als der Pfarrer sein „Amen“ sprach, da stand der Jäger am Pfeiler des Altars und die herzlichen, innigen Thränen, die ihm beim Anblick der bräutlich geschmückten Toni in seinen dunkeln Bart herabfielen, sie sprachen laut: Gott ist gnädig! Er hat sich meiner erbarmt! Von jetzt an widmete er sich ganz allein ihrem Dienste und Friede und Freude war nun das Losungswort der Familie. Felix' Eltern starben bald, aber Claus und Marthe spielten noch lange mit den geliebten Enkeln.

Lied.

Dort in Thürings Waldes Mitte
Lebt der alte Köhler Claus,
Deutsche Treue, deutsche Sitte
Sprach die fromme Miene aus;
Er, der Gottes Hülfe harrte
Stets mit sehnsuchtsvollem Blick,
Seine Toni, seine Marthe
Waren nur sein einzig Glück.

Wenn die Glocke der Kapelle
Zum Gebet rief Jedermann,
O dann ward's im Herzen helle
Und die Andachtsthräne rann;
Fröhlicher gings dann zum Walde,
Weit zurück blieb Sorg und Müh',
Aber ach, nur allzu balde
Traf der Lebenskummer sie.

Toni, ach, die engelreine,
Nie gefühlt den Liebesschmerz,
Hatte in dem stillen Haine
Längst verschenkt ihr treues Herz,
Und nicht ahnend Weh und Schmerzen
Drohte des Verderbens Wucht;
Unter frommem Mutterherzen
Trug sie schon der Liebe Frucht.

Treue Liebe hatt' geschworen
Ihr ein stattlich Rittersmann;
Seine Eltern, hochgeboren,
Willigten nicht diesen Plan,
O, wer kann den Frevel glauben?
Schon gedungen war der Mann,
Ihr durch Mord das Herz zu rauben,
Und Belohnung finden dann.

Doch der Unschuld bittre Thränen
Und der Zähren bange Fluth
Rührten plötzlich den Hyänen
Und erstickten seine Wuth;
Leb', mit dir ist Gott im Bunde!
Rief er, denn mich rührt dein Schmerz.
Sieh, ich schlachte meine Hunde,
Liefre dann ein Hundeherz.

Manche Stunde war verflossen
Da sie trost- und hülflos war,
Trug ihr Leiden unverdrossen
Als sie Zwillinge gebar.
Ihr Gebet that Gott erhören,
Eine Hirschkuh nährte sie;
Mag es jeden Dulder lehren:
Gott verläßt die Seinen nie!

Horch, das Klaffen vieler Hunde!
Horch, wie Jagdmusik erschallt!
Was, so spät zur Abendstunde
In dem finstern tiefen Wald?
„Felix! Toni! ach gefunden!“
Jubelnd rinn't die Freudenzähr',
Gott hat heute uns verbunden
Und Nichts trennet uns jetzt mehr!

Felix Eltern, tief betrauernd
Ihren Fehltritt, treu und wahr,
Selbst den Bund der Liebe weihend
Vor dem heiligen Altar.
Claus und Marthe lebten lange,
Nimmer traf sie mehr ein Leid.
Freudig hebt aus Schmerzensdrange
Gott uns zu des Himmels Freud'!

Hat man den Text eben vorher gelesen, so mag es mit dem Verständniß des Liedes gehen; aber wer versteht folgendes „Lied?“

Doch die Sonne hat gefunden,
Was so lang verdunkelt war;
Hoffnung, welche schier verschwunden,
Stellte sich doch wieder dar;
Dem verborgnen Lery's Sohne,
Sieben Jahre eingesperrt,
Leuchtete vom Himmelsthrone,
Als um Erbschaft ward gezerrt.

Dem Verlass'nen von dem Vater
Kam die Hülf' von oben her.
Gott, allein der rechte Rather,
Duldete die Schmach nicht mehr.
Kam die Frage an den Vater,
Welche ihm ward aufgestellt,
War die Antwort der Verräther,
Der ihm seine Farb' entstellt.

Auf des Vaters Antwort kame
Auch zugleich der recht' Verdacht;
Also man gleich unternahme
Was die Sach' an's Licht gebracht.
Man fand neulich unterirdisch
Eingemauert seinen Sohn,
Dem die Frage etwas kritisch
Brachte des Arrestes Lohn.

Ganz verwachsen, abgezehret,
Kam der Sohn an's Tageslicht;
Der, mit Eisenbann beschweret,
Einem Menschen nicht mehr glich.

Brod und Wasser war alleine,
Was ihn bei dem Leben hielt;
Von dem Sonn- und Mondenscheine
Ihm kein Strahl der Hoffnung blieb.

Seinen Körper nicht mehr deckten
Kleider oder sonst etwas.
Ihn auch keine Lerchen weckten;
Unrath seinen Körper fraß;
Und noch mehr die Liebesbande,
Mit denen er gefesselt war,
Drückten ihn, so wie die Schande
Fürs getrennte Liebespaar.

Doch die Allmacht hat erhöret
Täglich, nächtlich, bittres Fleh'n.
Niemand sonsten hätt' gewähret,
In dem Jammer untergehn.
Guillotin war dem Verbrecher
In dem Urtheil zuerkannt,
Er trank aus des Giftes Becher,
Den er dem Sohn hat zugewandt.

Laßt euch All' zum Beispiel dienen
Die Geschicht' der Tyranney,
Sucht das Gute nur zu lieben,
So bleibt ihr von Sünden frei.
Folget nicht des Vaters Schritten
Und haßt stets das Böse thun:
Dann wird auch in euren Hütten
Guillotine immer ruhn.

Fast ebenso groß wie die Zahl der Novellen ist die der Räuber- und Mordgeschichten, nämlich einunddreißig. Einige davon scheinen gleichfalls erfunden zu sein, die meisten indeß betreffen wirkliche Vorfälle. Seit die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens den Schwurgerichtsverhandlungen einen festen Platz in den Zeitungen eröffnet hat, greift die Zeitung der Drehorgel irgend eine Darstellung aus jenen heraus und druckt sie unverändert ab. Die wenigen selbstständigen Bearbeitungen, die gegenwärtig noch vorkommen, und die älteren Texte sind regelmäßig mit derselben weichlichen Moral und Frömmigkeit durchsüßt, deren ich bei den Novellen gedacht habe. Die Lieder sind schlecht, so platt, so verdreht, so unlogisch in ihrer Moral, daß sie dadurch grade ihre Liebhaber gewonnen und zahlreiche Nachahmungen hervorgerufen haben. Namhafte Leute wie der Aesthetiker Vischer haben diese Nachahmungen mit gutem Humor kultivirt, und unter den sogenannten Bummelliedern der Studenten nehmen die Tschechiaden, die Lieder von Fieschis Attentat, von dem Pfarrherrn Franz Pistorius u. s. w. einen bedeutenden Rang ein. Daß gerade diese Lieder so herzlich schlecht sind, mag zum Theil daher rühren, daß sie ganz bestimmt zu einem gewissen Jahrmarkte oder Volksfeste fertig sein müssen, um nicht veraltet zu erscheinen, und doch nicht aus Zeitungen und Zeitschriften abgeschrieben werden können. Sie werden auf Bestellung rasch zurecht gemacht, und manchmal mögen dem Poeten nicht Tage, sondern Stunden für seine Arbeit zugemessen sein. Wenn dennoch ein Vergleich mit den Liedern der Novellen bei aller sonstigen Aehnlichkeit derselben zu Gunsten der Mordgeschichten ausfällt, so liegt der Grund in dem einfacheren Inhalte der letzteren, der sich mitsammt der nöthigen Moral in acht bis zehn Strophen noch einigermaßen zusammenfassen läßt, während die Balladen zu den Novellen aus der größeren Reihe der Ereignisse nur einzelne zusammenhanglos neben einander stellen und daher, wie wir gesehen haben, geradezu unverständlich werden. In neuerer Zeit begegnet man einzeln statt der den Inhalt der Prosaerzählung wiederholenden, besonders dazu gedichteten Ballade einem lyrischen Gedichte, das nur seiner Grundstimmung wegen zu dem Texte paßt und deßhalb aus besseren vorhandenen ausgewählt werden kann. So findet sich dasselbe Lied „O wie dunkel seid ihr Mauern“ hinter einer Mordgeschichte „Die Vergiftung des Bäckermeisters Sievers zu Münden durch dessen Dienstmagd Friederike Lotze am 13. März 1858“ und hinter einer Novelle „Türkische Grausamkeit und Edelmuth oder der in Sklaverei geführte Christ und sein Kind.“ Wie die Sachen einmal liegen, muß man in dieser Neuerung einen Fortschritt erblicken. Um die Leser nicht zu ermüden, will ich aus den Mord- und Räubergeschichten nur ein Lied mittheilen, eines der kürzeren und besseren, dessen Gegenstand ihnen noch in der Erinnerung sein wird:

Schauder füllet Herz und Seelen,
Wenn wir einen Mörder sehn,
Wenn das Rauben oder Stehlen,
Wenn aus Wuth der Mord geschehn.
Doch wir starren vor der Sünde,
Vor Entsetzen Alles schweigt,
Wenn im zwölf Jahr alten Kinde
Fünffach sich der Mörder zeigt.

Fünf unschuld'ge Kinder spielten
An dem Sonntag Nachmittag;
Wie sie sich so glücklich fühlten,
War die größte Bosheit wach.
Kam ein Knabe von zwölf Jahren,
Lockte sie ins Gartenhaus,
Und die Kinder, unerfahren,
Folgten ihm zu Tod und Graus.

Dieses Scheusals Mordgelüste
War erweckt aus seiner Ruh,
Hob sie All' in eine Kiste,
Machte dann den Deckel zu.
Wie sie flehten, ach, die Armen!
Wie sie weinten todterschreckt!
Alles dies hat kein Erbarmen
Bei dem Bösewicht geweckt.

Noch drei langen Viertelstunden,
Eine grauenvolle Zeit!
Haben sie den Tod gefunden,
Dem der Schurke sie geweiht.
Und da ging er ohne Zeichen
Irgend einer Reue fort,
Ließ vergnügt den Drachen steigen
Nach fünffach vollbrachtem Mord.

Wie ein Kind hier so entsetzlich
Grauenhaft zum Mörder ward,
Und wie Kinder hier so plötzlich
Starben auf verruchte Art,
O, so sollte auch die Sünde,
Die das Menschenherz erschreckt,
Hier von einem kleinen Kinde
Offen werden aufgedeckt.

Als er aus dem Garten rannte,
Spielte vor der Thür ein Kind,
Das den bösen Buben kannte,
So ward er entdeckt geschwind.
Das Gescheh'ne ist geschehen,
Ob's gleich unbegreiflich scheint,
Richte Gott von Himmelshöhen,
Wo der Menschheit Genius weint.

Es finden sich in meiner Sammlung noch fünfzehn Nummern verschiedenen Inhalts, vorzugsweise Unglücksfälle, z. B. in vier Exemplaren der Brand der Austria, und andere merkwürdige Ereignisse, wie sie auch in unsern Zeitungen vorkommen. Besondere Eigenthümlichkeiten zeigen sie im Allgemeinen nicht. Doch will ich noch drei Prophezeiungen hervorheben. Zwei fliegende Blätter geben Mittheilung über das Wundermädchen Johanne Pirnauer, welche in Berlin — ich meine, 1850 — ihr Wesen trieb und später als Betrügerin entlarvt wurde. Ihre hier angeführten Prophezeiungen — sie schaut auch rückwärts — sind so dunkel, daß sie dem pythischen Orakel selbst Ehre gemacht hätten, und wäre die einzige Jahreszahl 1853 fortgeblieben, so möchte es schwer fallen, der jungen Dame irgend einen Irrthum nachzuweisen. Die Ergüsse des Wundermädchens lauten:

Ach Gott! groß ist deine Macht — du Lenker des Schicksals der Völker und ihrer Herrscher — kein Blatt fällt vom Baum ohne deinen Willen — keine Thräne wird vergossen, die du nicht siehst — das Blut, welches fließet, ist das deiner Kinder, Rechenschaft wirst du dafür fordern fürchterlich — der Norden ist geröthet mit Blut, Dänemarks Krieger vergossen das Blut deutscher Brüder — der Süden schwimmt im Blut — Bürger gegen Bürger — Deutsche gegen Deutsche — wieder Blut, Soldaten — Henker — Deutschlands beste Männer hingemordet — seht, wie sie im Norden verlassen das stammverwandte Schleswig-Holstein — der Adler zieht zurück — der Däne landet, frevelt, doch bekämpft ihn des Bürgers Tapferkeit — seht drei Thürme — der Adler kommt, er zieht, das Volk widersetzt sich — eine kleine Weile, der Adler überzieht die sonst ruhigen Mauern mit Kriegen — im Osten Blut — des Volkes Herrgott, der Mann der Macht, fleht zu den Türken — die Adler, Löwen, Bären einigen sich — das Volk seufzt, duldet, erhebt sich — Blut, Gerechtigkeit, o glorreich! achtzehn hundert drei und funfzig.

Die Einsiedler im Walde bei Trier, dessen Wahrsagungen das dritte Blatt mittheilt, ist weniger vorsichtig gewesen. Seine Enthüllungen gehen von 1789 bis zum Jahre 2000, wo das jüngste Gericht eintreten wird. Etwa bis zum Jahre 1804 sind die Prophezeiungen eingetroffen, der um 1853 oder 1854 abgedruckte Text wird also damals etwa redigirt sein; was nach 1803 folgt, hat sich nicht bewahrheitet. Einzelne Sätze will ich anführen: 1835 werden die Türken und Perser überwunden, Konstantinopel wird die Residenz des römischen Kaisers und Persien auf ewig von den Russen in Besitz genommen. 1836 wird sich das englische Ostindien von England losreißen und ebenso frei und unabhängig machen wie Nordamerika. 1840 stirbt das Haus Oranien aus, und ganz Holland fällt an den König von Preußen. Im Jahre 1856 geht Venedig in einer Nacht unter, daß keine Seele davon kommt, sondern Alles im Wasser ertrinkt u. s. w. Derartige Prophezeiungen wurden früher vielfach verfertigt und fanden stets ein ausgebreitetes Publikum; die bewegteren Zeiten haben diese wie manchen andern todt geglaubten Spuk wieder an das Tageslicht gebracht.

Man sieht, daß die Zeitung der Drehorgel Manches zu wünschen übrig läßt. Dennoch ist ihre Existenz nach meiner Ansicht eine Wohlthat für ihr Publikum, das aus ihr außer manchen falschen Anschauungen, unwahren Nachrichten doch auch manche gute Anregung erhält und Details erfährt, die ihm auf keine andere Weise geboten werden. Unser Volk im Nordwesten Deutschlands, namentlich die arbeitenden Klassen haben so wenig Poesie in sich, so wenig Anregung von außen, daß man ihnen die Drehorgel mit ihrem Zubehör wohl gönnen mag. Von ihr empfängt der ländliche Dienstbote die Melodieen, die er bei der Arbeit pfeift, die Lieder, die er Abends beim Heimkehren singt, das fliegende Blatt erhält ihn im Zusammenhang mit der Welt, die Bilder leihen seiner Phantasie Gestalt und Farben für alle Dinge, die groß, schrecklich, fremd und wunderbar sind. Darum hat auch dieser Aufsatz keine Denunciation sein sollen, sondern nur ein Hinweis auf einen Factor unseres Kulturzustandes, der im Allgemeinen wenig beachtet und, wenn beachtet, meistens nur mit mitleidigem Spotte bei Seite geschoben wird.

---

* Lady Sidney Morgan.

Der erste und bisher einzige Band von Lady Sidney Morgan's Autobiographie ist Anfang 1859, kurz vor ihrem im April desselben Jahres erfolgten Tode erschienen. Obschon im hohen Alter und seit einigen Jahren erblindet war sie bis zum letzten Augenblick im vollen Besitz ihrer Geisteskraft und schickte bald nach Besprechung ihres letzten Werkes dem Athenaeum die folgenden Verse ein:

To My Reviewer.

My life is not dated by years,
For time has drawn lightly his plough,
And they say scarce a furrow appears
To reveal what I ne'er will avow.

Till the spirit is quenched, still a glow
Will fall o'er the dream of my days,
And brighten the hours as they flow
In the sun-set of memory's rays.

For as long as we feel, we enjoy,
And the heart sets all dates at defiance,
And forgetful of life's last alloy,
With Time makes a holy alliance.

Then talk not to me of „my age",
I appeal from the phrase to the fact,
That I'm told in your own brilliant page,
I'm still young in fun, fancy, and tact.

Seit 1841, wo sie von Dublin nach London gezogen, war ihr Haus der Sammelplatz Alles dessen, was die Hauptstadt an Witz, Geist und Gelehrsamkeit aufzuweisen hatte, und mit ihr ist einer der letzten Repräsentanten jenes Kreises der Whigpartei verschwunden, in dem Thomas Moore, Rogers u. a. glänzten.

Lady Morgan war 1778, nach Andern 1783 auf der Ueberfahrt nach Irland geboren: bestimmt läßt sich ihr Alter nicht angeben, da sie selbst sich nie darüber ausließ und als man ihr einmal einen Brief vorzeigte, den sie 1807 an eine Zeitung geschrieben, sich dessen nicht mehr erinnern wollte, „doch könne er sich auf Verse beziehen, die sie in ihrem dreizehnten Jahre veröffentlicht habe." Ihr Vater Mac Owen, ein Irländer von Geburt, nahm später den Namen Owenson an, als er auf verschiedenen englischen Bühnen spielte; seine Tochter indessen, welche schon früh bedeutende Anlagen verrieth, scheint nie aufgetreten zu sein und erhielt eine sorgfältigere Erziehung, als es sonst unter solchen Verhältnissen gewöhnlich ist. Von ihrem Vater hatte sie das musikalische Talent geerbt, und mit „Kate Kearney" eröffnete sie zuerst ein Feld, auf dem dann später Moore mit seinen „Irish Melodies" so großen Erfolg gehabt hat. Schon früh versuchte sie sich als Schriftstellerin, und wenn ihre Arbeiten auch von keinem bedeutenden Erfolge begleitet waren, so reichten sie doch hin, ihr eine unabhängige Stellung zu verschaffen. 1811 machte Miß Owenson bei einem Besuch beim Marquis of Abercorn die Bekanntschaft eines bedeutenden Arztes Charles (später Sir Charles) Morgan, des Verfassers der „Sketches of the Philosophy of Life and Morals" und vermählte sich kurz darauf mit ihm. Die Anekdote, daß Sir Charles seine Erhebung zum Baronet der Erklärung seiner spätern Gemahlin, sie wollte eher Miß Owenson bleiben als eine Mrs. Morgan werden, verdanke, wird auch von ihrer jüngeren Schwester erzählt, obschon dieselbe bereits drei Jahre mit Sir Arthur Clark, einem angesehenen Dubliner Arzte, verheirathet war, ehe derselbe von dem damaligen Vicekönig, dem Herzog von Richmond, geadelt wurde. In Gemeinschaft mit ihrem Gemahl schrieb Lady Morgan in späteren Jahren „The Book without a Name", nachdem vorher 1840 „Woman and her Master" erschienen war; den ersten glänzenden Erfolg aber verdankte sie dem „The Wild Irish Girl" — „with her harp and her howl", wie sie selbst hinzufügte. Dieses Werk erlebte innerhalb zweier Jahre sieben Auflagen und soll das einzige Buch gewesen sein, das Pitt in der letzten Zeit vor seinem Tode noch gelesen hat. Es würde zu weit führen die Titel aller Werke hier anzuführen, da ihre Gesammtzahl 70 Bände umfaßt, doch sind außer dem späteren „The Life and Times of Salvator Rosa" einige der wichtigeren kurz zu erwähnen.

Ein längerer Aufenthalt in Frankreich kurz nach der Restauration 1816 hatte sie veranlaßt, die damaligen socialen und politischen Zustände in ihrem „France" zu schildern. Die ganze Tory

Presse fiel deßhalb über sie her, und besonders machte Mr. Croker sie in der Quarterly Review zur Zielscheibe der heftigsten Angriffe, ohne freilich seine Absicht zu erreichen; man wurde vielmehr dadurch nur aufmerksam gemacht, und die Verfasserin wurde zu einer Art von politischer Persönlichkeit. Dasselbe wiederholte sich in Frankreich; so schreibt ihr Freund Dénon, der berühmte Künstler und Bildhauer am 12. August 1818: „Es geht hier immer besser. Die Zeitungen reißen Sie in Stücke. Dies stärkt Ihre Partei: Sie werden gelesen. Man hat an der Uebersetzung viel zu tadeln; es herrscht große Nachfrage nach dem englischen Original, und Jedermann sucht eins der wenigen Exemplare, die hier sind, an sich zu bringen. Ihre anonymen Verleumder betrachtet man als erkauft. Sie schreiben von einander ab oder ergehen sich nur in Paraphrasen.“ In Jahresfrist mußte Colburn eine dritte Auflage erscheinen lassen — kein Wunder also, daß er noch ein gutes Geschäft zu machen wünschte: er bietet ein Honorar von 2000 £ für ein gleiches Werk über Italien, und nur dieses Antriebs bedarf es noch, um Sir Charles und Lady Morgan zu bestimmen, die schon längst projektirte Reise sofort auszuführen; und so antwortet Lady Morgan mit den Worten aus „Midas“:

„Done! strike hands —
I take your offer,
Further on I may fare worse.“

Aber in die Freude über die Aussicht jetzt den Dante und Tasso hervorsuchen zu können, sich in Goldoni und Metastio wieder einzulesen, mischen sich gleich die Betrachtungen: „Ach, daß Geld über unsere edelsten Absichten so viel Einfluß haben sollte! Wissen Macht! nichts davon! Geld ist Macht, es unterstützt alle Kräfte, beherrscht den Hof, das Lager und die Kirche!“

Damit sind wir denn in den Anfang der Autobiographie versetzt, welche von der Abreise aus Dublin beginnend in Briefen an ihre Schwester Lady Olivia Clark den Aufenthalt in London, auf La Fayette's Gut La Grange, in Paris und schließlich die Weiterreise bis Genf schildert. Erhöht wird der Reiz dieses Buches, welches leider nur den kurzen Zeitraum von zwei Jahren (1818 und 19) umfaßt, durch die eingefügte reichhaltige Correspondenz von Leuten wie Dénon, La Fayette, Alexander von Humboldt, Lady Caroline Lamb (bekannt durch ihre romantische Neigung für Byron), Lady Charleville u. a.

Einer Entschuldigung wegen der Einfachheit des Stils, den der Prinz Condé den style parlé genannt, bedarf es nicht; man fühlt sich von dem frischen Hauche, der das Ganze durchzieht, wohlthuend berührt und gewinnt aus den kleinsten Zügen, welche der Schwester nicht vorenthalten werden, ein reizendes Bild von dem Humor und der Naivetät einer sonst nur schwer zu schildernden Persönlichkeit. „Florence Macarthy“ war noch nicht ganz beendet, der Verleger Colburn, der „ganz verliebt“ darin war, drängte: so legte sie in London die letzte Hand an. „Ich“ glaube wirklich, es ist sehr spaßhaft, denn gestern Abend, als Morgan wieder seinen ewigen Händel trommelte und grade bis „Angels ever bright and fair“ gekommen war, während ich eine Scene von Anwalt Crawley — meinem Liebling unter der ganzen Reihe irischer Originale — schrieb, lachte ich so herzhaft, daß Morgan mit dem Ausruf „Großer Gott, Sidney, was giebt es“ auffuhr.

„Nun, sagte ich, der alte Crawley ist so spaßhaft, daß ich wirklich das Lachen nicht lassen kann. Wenn man nur gleicher Lustigkeit bei seinen Lesern sich versichern könnte!“

Der Empfang in Frankreich war, wie Dénon es in einem seiner Briefe vorausgesagt hatte: „Venez donc, chère drôle de corps, tout le monde vous attend avec impatience, et moi avec enthousiasme, comme tout mon cercle“; allein man begab sich sofort nach La Fayette's Familiensitz, La Grange, wo außer seiner zahlreichen Familie Auguste Thierry, „der größte Geschichtschreiber Frankreichs wie ich prophezeie“, ein noch junger Maler, Ary Scheffer, ein Componist Carbonel zum Besuch waren, andere wie Humboldt und Dénon aber hatten absagen müssen. Aus dieser Zeit enthält denn das Tagebuch eine Menge interessanter Anekdoten über La Fayette, sein Verhältniß zum Hofe und später zu Napoleon, doch sei hier nur eines Zuges von Béranger erwähnt. „Eines Abends setzte sich Carbonel ans Klavier und sang sotto voce „La Sainte Alliance“ eines der anarchischsten Lieder Béranger's. Es ist reizend, und wir sangen natürlich alle den Refrain:

„Vivent les rois qui sont unis,
Vivent Algiers, Maroc, et Tunis!“

Es wurde noch einmal verlangt und dann sang er ein noch nicht veröffentlichtes „Mon petit coin.“ Es fängt an: Non, le monde ne peut me plaire.“

Carbonel sagte, es ist nicht allein nicht veröffentlicht, sondern nicht einmal niedergeschrieben, denn er schreibt seine Lieder nie auf, sondern überläßt es seinen Freunden sie so gut wie möglich zusammenzusetzen, wenn er sie singt.

„Und wo singt er sie“, fragte Morgan, denn man würde gern eine Wallfahrt machen um ihn zu hören.“

„Au caveau“ sagte Carbonel lachend.

Und wo ist das? fragte ich.

„Le caveau ist sein Lieblingsaufenthalt und seit undenklichen Zeiten ist dasselbe gutem Weine und fröhlicher Gesellschaft geweiht gewesen.“

„Aber, General, fuhr ich fort, warum laden Sie den reizenden Béranger nicht ein hierher zu kommen!“

„Weil er nicht kommen will, sagte La Fayette. Ich habe ihn eingeladen, und er hat abgesagt, aus demselben Grunde, daß er es abgelehnt hat, mit Talleyrand und den Rochefoucaults zu diniren, weil ich trop grand seigneur bin. Ich schickte Manuel zu ihm, den Einzigen, der Etwas über ihn vermag, aber seine Antwort war: „Mein Instinkt zieht mich zum caveau und nicht zum château.“

Am 1. October 1818 langte man in Paris an und blieb dort bis zum 3. April 1819. Kurz darauf finden sich im Tagebuch die Worte: „Wir sind regelrechte flaneurs geworden. Wir arbeiten von 9 bis 3 Uhr und dann geht es los! Besuche zu machen — Sehenswürdigkeiten zu besehen — und Bibliotheken zu durchstöbern! Alles à propos unserer großen italiänischen Unternehmung! „Es ist wunderbar, sagte Dénon einst zu einem gewichtigen Pedanten „que de choses que vous ne connaissez pas.“ Das ist auch unser Fall; wir fühlen unsere Unwissenheit erst, wo wir anfangen ein wenig zu lernen!“ Bald war man in einem förmlichen Strudel von Bekanntschaften, Jedermann wollte der berühmten und liebenswürdigen Frau vorgestellt und, als sie des Mittwochs Abends bei sich empfing, bei ihr eingeführt werden, so daß die Räumlichkeiten zu eng wurden und auch in einer neuen Wohnung dasselbe Gedränge sich wiederholte.

Was Frankreichs Hauptstadt an Celebritäten irgend welcher Art besaß, drängte sich herzu,. Mademoiselle Duchénois und Talma führten in einer ihrer Soiréen eine Scene aus Sylla auf, der wegen der Aehnlichkeit mit Napoleon von den Bourbons auf der Bühne nicht geduldet wurde, und bei der Gelegenheit erzählt Talma späterhin Abends: „es ist sonderbar, daß mein erster theatralischer Erfolg in London auf einem kleinen auf Subscription errichteten französischen Theater in Tottenham Court Road gewesen ist; aber der Nationalsinn John Bulls wurde dagegen wach und nach der ersten Vorstellung wurde es niedergerissen. Mein Vater war damals ein berühmter Zahnarzt in London und hoffte, ich würde sein Nachfolger werden — „Aber ich hatte Blut gekostet“ und konnte nicht zu niedrigen Beschäftigungen zurückkehren. Der Beifall an dem Abend meines Debüts entschied mein Schicksal. Die Liebhaber des französischen Theaters ließen sich ihr Vergnügen nicht mit Gewalt neh-

men; jeder fashionable Salon in London wurde dem französischen Theater geöffnet. Ich wurde aufgefordert der Entrepreneur zu werden und würde der cocluchon aller fashionablen Wittwen, an deren Spitze die Counteß of Cork stand. Nach einer Saison solcher Dilettantenaufführungen begab ich mich nach Paris, legte mich fleißig aufs Studium und enfin me voici."

„Meine Popularität, schreibt Lady Morgan, steigt hier mit jedem Tage, und ohne Eitelkeit oder Affektation, meine Notorität ist mir jetzt mehr à charge und lästig als das größte Dunkel es hätte sein können. Ich kenne nicht mehr das Vergnügen einen Tag, eine Stunde mein zu nennen. Fremde aus allen Ländern schreiben nicht bloß an mich, ich möchte sie empfangen, sondern erzwingen sich mit Gewalt Einlaß, fechten es mit einem Dienstboten aus, treten in mein Zimmer und glauben dann ihr Eindringen zu entschuldigen, indem sie mir von meinem „europäischen Rufe" erzählen." Humboldt war ein gern gesehener Gast, hatte aber oft das Unglück Lady Morgan nicht zu Hause finden. Einmal wurde er vom Portier aus Versehen abgewiesen und statt seiner die verkehrte Person zugelassen, ein andermal kritzelt er beim Portier einige Worte hinten auf die Karte einer Putzmacherin, ein anderes Billet enthält die Worte: „Alexandre Humboldt toujours assez malheureux de ne pas trouver Lady Morgan."

Der Tod ihres Schwagers Sir Arthur Clark (November 1857), welcher bei der Herausgabe dieses Werkes behülflich sein wollte, später eine längere Krankheit der Lady Morgan selbst, haben sie daran verhindert ihre Autobiographie von einem „gewissen Weihnachtstage an", wie sie es beabsichtigte, zu beginnen; statt dessen hat sie einen einzelnen Band dem Publikum gegeben, in der Hoffnung, daß sie später in einer Fortsetzung die Bekenntnisse „ihres Lebens und ihrer Irrthümer" liefern und Absolution erhalten könne, ohne den Beichtstuhl zu besuchen. Nach dieser Probe hätte man um so mehr zu bedauern, wenn diese Aufzeichnungen nicht im Manuscript wenigstens vorhanden wären; die Umarbeitung, welche ein früheres Werk „Luxima the Prophetess" von ihrer Hand noch kurz vor ihrem Tode erfahren hat, beweist zur Genüge, wie frisch und klar Geist und Phantasie bis zum Letzten geblieben sind.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Historisch-politische Briefe über die geselligen Verhältnisse der Menschen. Von Friedrich von Raumer. — Die Vorzeit des sächsischen Volkes in Schilderungen aus den Quellenschriftstellern. Von Th. Flathe. — Religion und Liebe. Aus dem Tagebuche eines Anonymen. — König Erich. Trauerspiel in 5 Aufzügen von F. Rittweger. — Die Hasmonäer. Historisches Drama in fünf Aufzügen von L. Stein.

— * In die beliebte Tauchnitz-Ausgabe der englischen Dichter und Prosaisten sind jetzt auch die poetischen Werke von Alfred Tennyson in vier Bänden aufgenommen.

— * Das Werk des Goethe-Biographen Lewes „Die Physiologie des täglichen Lebens" erscheint in einer deutschen Uebersetzung von J. V. Carus bei Brockhaus.

— * Der bekannte Roman 1812 von Ludwig Rellstab erlebt bereits die fünfte Auflage.

— * Mosenthal hat sein in Wien aufgeführtes und dann verbotenes Drama „Düweke" in den Druck gegeben.

— * Die Kölnische Zeitung schreibt: Wolfgang Müller von Königswinter, der schon früher in seinen „Düsseldorfer Künstlern" einen namhaften Beitrag zur Kunstgeschichte der Gegenwart geliefert, ist mit der Abfassung einer eingehenden Biographie Alfred Rethel's, der sein Jugendfreund war, beschäftigt. Die Schrift wird eine Menge höchst interessanter, von der Familie zur Disposition gestellter Briefe des leider allzu früh der Kunst geraubten genialen Mannes enthalten und sich zugleich über dessen sämmtliche Werke und Lebensschicksale verbreiten.

— * Die fünfzig Lieder deutscher Dichter, welche Riehl in Musik gesetzt und unter dem Titel „Hausmusik" in den Druck gegeben hat, erleben eine zweite Auflage. Der Verfasser hat die Sammlung zu diesem Zweck vielfach umgearbeitet und läßt sich darüber im Vorwort folgendermaßen aus: Diese Lieder haben jegliche Art des öffentlichen Urtheils erfahren; sie sind über das Maß gelobt und getadelt worden; es ging auch manches gerechte, ihre Vorzüge und Schwächen hier wohlwollend, dort streng abwägende Wort durch die Presse. Herzlich erfreute mich dabei die briefliche Theilnahme gar mancher unbekannter Freunde in Nord und Süd, die sich gedrungen fühlten, mir ihre Zustimmung zu der Tendenz des Werkes auszusprechen und den Eingang zu schildern, welchen dieses und jenes Lied in ihren häuslichen Kreisen gefunden. Die starke erste Auflage war rasch vergriffen. Ich ließ mir aber Zeit zur Vorbereitung der neuen, weil sie eine durchaus verbesserte werden sollte, ein Zeugniß ernster und eifriger Selbstkritik. Meine Umarbeitung besteht in folgendem. Zunächst entfernte ich neun Lieder, weil sie mir entweder in ihrem Texte nicht zu der Idee einer „Hausmusik" zu passen schienen oder weil mir die Musik von Grund aus nicht mehr genügte. Statt ihrer erscheinen hier neun neue Lieder, nämlich: Nr. 4 „Geistliches Lied aus dem 12. Jahrhundert;" 5 „Mailied eines Minnesängers;" 6 „Treue" von P. Flemming; 28 „Vision" und 29 „Mein Herz und deine Stimme" von Platen; 37 „Pfälzisches Frühlingslied" von Kobell; 41 „Trost der Nacht" von Spitta; 49 „Nebel" von Lenau und 50 „Morgenlied" von Hoffmann von Fallersleben. Völlig unverändert sind sehr wenige Lieder in die zweite Auflage übergegangen. Doch änderte ich nur ganz selten an der Melodie, der Deklamation, dem Grundbau ein Liedes. Wo ich in diesen Stücken kein Genügen mehr fand, da warf ich lieber gleich die ganze Nummer heraus. Man hört im Hause und im geselligen Kreise so viele überschwängliche, sentimentale, verzückte und verliebte Lieder singen, meist auch mit den subjektiv krankhaftesten Texten, Lieder, die vortreffliche, höchst geistreiche Musik bieten mögen, die aber mit dem neuerdings immer kräftiger auftretenden Umschwung unsers nationalen und häuslichen Lebens zu strengerer, mannhafterer Art in grellem Widerspruche stehen. Gerade die gebildetsten Familien sehnen sich für ihr Haus nach hellem, schlichtem, freudigem Klang des Liedes, der sich an ächte, gesunde Gedichte schmiegt; sie möchten auch manchmal einen religiös andächtigen Gesang oder ein Lied der sittlichen Erhebung im Hause vernehmen. Hier ist eine noch wenig ausgefüllte Lücke in unserer modernen musikalischen Literatur, auf welche ich mit meiner „Hausmusik" zielte, bei dieser Auflage noch viel bestimmter als bei der früheren, wie schon die Auswahl der neu hinzugekommenen Liedertexte bezeugt. Denn auf Lob und Tadel von Freunden und Gegnern, auf alle Gunst und Ungunst soll der schaffende Mann immer nur dadurch antworten, daß er sein Ziel stets klarer und strenger ins Auge faßt und sich redlich befleißet der Selbstkritik und des Bessermachens.

— * Ein Artikel der Grenzboten über die verstorbene Schröder-Devrient schließt mit folgenden Bemerkungen: Von ihrer Vielseitigkeit erhält man einen Begriff, wenn man etwa zwei Rollen wie Fidelio und Emmeline in der Schweizerfamilie neben einander stellt. Man kann sich keinen größern Gegensatz denken; aber in jeder von ihnen war sie ganz was sie darstellte. Die zartesten Empfindungen standen ihr ebenso zu Gebot wie die wildeste Leidenschaft: das ist z. B. ein grenzenloser Vorzug vor der Rachel. Auch in Rollen, wo die Musik hinter der eigentlichen Schauspielkunst zurücktrat, konnte sie groß sein: so gehörte die Rolle im Blaubart zu ihren erschütterndsten Leistungen, woran Grétry gewiß unschuldig war. Auch Opern, die ihren Neigungen ferne lagen, z. B. die Meyerbeerschen, brachte sie zur Geltung: aber ihre volle Kraft wandte sie auf die echten Meisterwerke, und ihr Urtheil war eben so rein und sicher als ihr Talent. Ihr Leben war kein glückliches. Wer große Leidenschaften darstellen will, muß etwas davon in seiner Seele haben, und ein geborenes Theaterkind wird nicht leicht vom Schicksal getragen. In ihrer Jugend hatte sie viel Trauriges erlebt, in den letzten Jahren mußte sie das größte Glück ihres Lebens entbehren, den Vollgenuß ihrer Kunst, das berauschende Gefühl, die Menge durch wirkliche Kraft mit sich fortzureißen: ein Gefühl, das für den, der es kennt, durch nichts zu ersetzen ist. Unter diesen Umständen wagt man es kaum, ihren Tod zu beklagen: wenn das Bewußtsein, Großes und Herrliches geleistet zu haben, für das stillere Glück des Lebens entschädigen kann, so kam ihr das Recht dieses Bewußtseins im höchsten Grade zu; der Nachruhm will für den darstellenden Künstler nur wenig sagen.

—* **Die Narren bei Shakspere.** Nicolaus Delius hat einen Vortrag über die Figur des Narren in Shakspere's Dramen, welchen er am 3. Februar d. J. in Bonn gehalten hat, im Feuilleton der Kölnischen Zeitung abdrucken lassen. Wir erlauben uns, der trefflichen Erörterung den allgemeinen Theil, welcher die Figur des Narren in ihrer Bedeutung für die dramatische Dichtkunst beleuchtet, zu entlehnen. Die lustige Person als ein stereotypes Element der englischen Bühne reicht weit über Shakspere hinaus und fällt bereits zusammen mit den Anfängen des englischen Theaters überhaupt. Schon in jenem interessanten Erbtheil des Mittelalters, in den Mysterien und Mirakelspielen, welche einem naiv gläubigen Publikum zur Erbauung die Geschichten und Wunder der Bibel in dramatisirter Gestalt vorführten, findet, gleichsam um den religiösen Ernst der Handlung mit dem unterhaltungsbedürftigen Volksgeschmacke zu vermitteln, der Träger eines populären Humors seine Stelle, der, seiner Herkunft nach, den niederen Schichten der Bevölkerung, vorzugsweise der ländlichen, angehörig, durch freiwillige oder unfreiwillige Komik die etwas langweilige und trockene Heiligkeit der übrigen Darstellungen zu würzen sucht. So ist, um nur ein paar Beispiele aus den erhaltenen Sammlungen anzuführen, in dem Mysterium von Abel und Kain dem ersten Brudermörder ein Ackerknecht beigegeben, der in seinen derben Scherzreden vollkommen alle Bestandtheile der lustigen Person, den Schalksnarren der späteren Bühne gleichsam im Keime in sich enthält. Und in dem neutestamentlichen Mirakelspiel von den Hirten auf dem Felde bei Bethlehem ist neben der gläubigen Andacht auch der Spaß im Schäfergewande durch einen volksthümlichen Repräsentanten, einen Schafdieb, drastisch genug repräsentirt. Eine feste, scharf umgränzte, typische Gestalt gewinnt diese Figur jedoch erst auf der zweiten Stufe dramatischer Entwicklung in England, in den Moralitäten, welche nicht mehr biblische Personen und Geschichten, Himmel und Erde und Hölle, in den Bereich ihrer Aufführungen ziehen, sondern die sittlichen Eigenschaften des Menschen, Tugenden und Laster, in Fleisch und Blut verwandelt, als wirkliche und leibhaftige Wesen in ihren Einflüssen auf den Menschen, so wie in ihren Conflicten und Allianzen uns vor Augen stellen. Da fehlt unter den vielen allegorischen Personificationen schon niemals mehr der Schalksnarr unter mannichfach wechselnder Gestalt und Benennung, aber doch im Grunde immer derselbe, der mit seiner Peitsche bewaffnet, weder die tugendhaftesten Tugenden respectirt, noch die lasterhaftesten Laster meidet, der vielmehr Beiden gegenüber seine volle, unabhängige und neutrale Stellung sich zu wahren weiß, der die Parteien an einander hetzt, über Alles und Alle seine dreisten Witze reißt und selbst mit dem Teufel, welcher als eine altgewohnte Lieblingsfigur aus den Mysterien mit in diese Moralitäten hinüber genommen ist, handgreiflich anzubinden, trotz Horn und Pferdefuß sich nicht scheut. Und als nun aus diesem rohen und unvollkommenen Bildungsversuche eines im Volke liegenden dramatischen Gestaltungsdranges das erste regelrechte englische Lustspiel sich entwickelt, das überhaupt solchen Namen verdient, da finden wir auch alsbald als selbstverständlich eingebürgerten und feststehenden Charakter den Narren, den Lustigmacher, den sonstigen wechselnden Lustspiel-Charakteren zugesellt; ausgestattet mit den Zügen, die ihn schon in den Moralitäten kennzeichneten, und mit einigen anderen, die theils dem Parasiten der römischen Komödie, theils gewissen Typen des wirklichen englischen Lebens entlehnt waren. Denn wie das ganze Lustspiel in England auf das wirkliche Leben basirt sein sollte, so durfte auch der Narr nicht als ein abstractes Erzeugniß poetischer Willkür in der Luft schweben, sondern mußte sich an concrete Figuren der damaligen Zeit und Welt anlehnen. Maßgebend sind dafür besonders zwei gewesen, die, an sich im Leben getrennt, auch in ihrer scenischen Behandlung theils gesondert erscheinen, theils aber in einen einzigen Charakter verschmolzen werden, der in schillernder Schattirung seine Färbung bald mehr von dem einen Typus, bald mehr von dem anderen borgt. Dieses Paar, das erst in seiner Vereinigung den vollen Begriff des dramatischen Narren erschöpft, ist einerseits der Rüpel (clown), andererseits der eigentliche gleichsam concessionirte Narr (fool). Der Rüpel oder clown ist, wie schon die wahrscheinlichste Etymologie des englischen Namens andeutet, ein bäuerischer Gesell, ein Naturbursche, der, aus seinen einfachen ländlichen Verhältnissen herausgerissen, bald seine Einfalt, bald seinen Mutterwitz, oder auch wohl beides zugleich in Contact mit höheren, gebildeten und verfeinerten Lebenskreisen und Lebensstellungen bringt, und demgemäß bald sich selbst, bald Andere zum Gegenstande der Belustigung, zur Zielscheibe des Gelächters macht. In seiner reinen und unvermischten Figur bringt er es selten über den halb einfältigen, halb verschmitzten Diener seines Herrn hinaus, wie auch sein Witz nicht über das Gebiet des Naturwüchsigen hinausreicht, und ohne Gedankentiefe am Worte und am Wortspiel haftet. Mit ungleich höheren geistigen Begabungen und Ansprüchen ist der eigentliche Narr oder fool ausgestattet, der aus dem Leben der vornehmeren Welt auf die Bühne verpflanzte Haus- und Hofnarr, wie er damals in den Häusern der Großen und Reichen und am Hofe des Königs als ein stehender Genosse und Gesellschafter zur Unterhaltung seinen bestimmten und angewiesenen Platz hatte. Ein nicht geringes Maß von Scharfsinn, Menschenkenntniß und schlagfertigem Witz war erforderlich, um solch ein Amt würdig oder doch dem oft zerstreuten, oft gelangweilten Herrn zu Danke zu versehen. Eine bunte Menge von Anekdoten, Witzen und Liedern mußte dem Narren zu Gebote stehen, um bald erzählend, bald singend den Gebieter bei guter Laune zu erhalten oder die üble Laune ihm zu verscheuchen. Die Redefreiheit, deren sich der Narr für seine Expectorationen zu erfreuen hatte, war doch ein Privilegium mit sehr bestimmten Gränzen, mit Gränzen, welche nicht selten die Peitsche dem Rücken des allzu freimüthigen Narren oder der Fußblock seinen Beinen einprägte. — Dieses doppelte Element, den clown und den fool, fand nun Shakspere auf der Bühne vor, freilich in einer Formlosigkeit, Verwahrlosung und Erniedrigung, deren ganze Tiefe wir nur deßhalb nicht ermessen, weil großentheils dem Narren seine Reden nicht von den frühesten Dramatikern vorgezeichnet und hingeschrieben, sondern zu beliebiger freier Improvisation in allgemeinen Umrissen anheimgestellt wurden. Aber schon das, was in dem vor-Shakspere'schen Drama von der Rede und Rolle des Narren uns überliefert ist, zeigt uns im letzteren Falle eher guten Willen zum Witz, als den Witz selber, im gewöhnlichen Falle aber nur Rohheit und Plattheit vereint, gewürzt durch handgreifliche Späße von der Art, welche der Engländer als practical jokes bezeichnet, an denen der naive Sinn des Volkes sich ergötzte. Denn auch in dieser herabgewürdigten Gestalt wollte das Publikum seinen Liebling nicht entbehren, und nicht nur im Lustspiel, sondern auch in der Tragödie, so stelzenhaft und bombastisch sie einherschritt im erhabenen Stil, mußte meistens der Narr erscheinen, mit seinen Witzen und seinen Liedern, und in der hergebrachten, buntscheckigen Tracht; auf dem geschorenen Haupte die Narrenkappe, oder richtiger die Kapuze, die nach Art der Mönchskutte auch den Nacken und zum Theil die Schulter bedeckte, oben mit dem kolossalen Hahnenkamme oder dem Hahnenkopfe verziert, wohl auch in ein paar Eselsohren auslaufend, mit Schellen besetzt, die ebenso an den Ellbogen und am Saume des ausgezackten, buntgestreiften Wammses klingelten. In der Hand trug der Narr entweder die Narrenkolbe, an deren einem Ende ein Abbild seiner selbst in Miniatur aus Holz geschnitzt und in grellen Farben bemalt, oder die Handtrommel, auf der er sich selbst zu seinen grotesken Sprüngen und zu seinem scherzhaften Singsang begleitete. Das waren die Figuren, welche Shakspere auf dem englischen Theater vorfand und in sein Theater mit hinübernahm; nicht jedoch in der Gestalt, wie er sie vorfand, als Träger eines platten und rohen Spaßes, der neben dem Drama gleichsam nur herläuft, ohne in irgend eine ersichtliche Beziehung zu demselben zu treten. Der Shakspere'sche Narr, wie ihn der tiefsinnige Dichter zu seinem poetischen Zwecke umschuf, vertritt das berechtigte Element der prosaischen Wirklichkeit, des schlichten, gesunden Menschenverstandes, nur leicht verhüllt von der Maske des Scherzes oder der Einfalt; er vertritt es gegenüber den idealistischen Tendenzen der Poesie, gegenüber allen den höheren und edleren Regungen und Leidenschaften, welche auf die Alleinherrschaft im Drama, das doch die Welt umfassen soll, Anspruch machen möchten, und welche in dieser Ausschließlichkeit an der Prosa des Narren ihr heilsames Correctiv erhalten. Daraus erklärt sich, daß der Narr vorzugsweise im romantischen und phantastischen Drama, Komödie oder Tragödie, seinen Platz findet, daß er dagegen fehlt in denjenigen Lustspielen, welche, wie z. B. „die lustigen Weiber von Windsor“, „das Lustspiel der Irrungen“, oder die „Zähmung der Keiferin“, selbst auf dem Boden der baren Wirklichkeit spielen und in ihrer über die Prosa des Lebens nicht hinausführenden Haltung eines solchen prosaischen Gegensatzes nicht bedürfen, zugleich in sich selbst schon hinlänglich die niedere Komik auch ohne die Zuthat des Narren enthalten. Eben so wenig ist dem Narren eine Stelle gegönnt in den Dramen aus der Wirklichkeit, aus der englischen oder römischen Geschichte, wo die historische Würde und Bedeutung der Personen und Handlungen zwar den Gegensatz des Scherzes nicht unbedingt ausschließt, aber ihm wie der Prosa überhaupt doch nur in so fern den Zutritt gestattet, als damit ein ursprüngliches und wesentliches Element, ein Eingreifen, eine Betheiligung an den dramatischen Vorgängen selbst verknüpft ist. Das ist aber nie und nirgendwo Sache des Narren, der vielmehr, wie der Chor der antiken Tragödie, die Handlung nur mit seinen Reden begleiten, in keinem Falle selbstthätig sich ihr anschließen darf. Höchstens zu Botengängen und zu Bestellungen darf er sich brauchen lassen, und in dieser beschränkten Thätigkeitssphäre verschmäht ihn, wenn auch nur vereinzelt, selbst die höhere Tragödie nicht. So ist in „Antonius und Cleopatra“ der Bauer, welcher der zum Sterben bereiten Königin von Egypten in einem Korbe voll Feigen versteckt, die tödliche Natter bringt, der echte Shakspere'sche Clown. Eine ähnliche Rolle spielt der Bauer in „Titus Andronicus“, der die Bittschrift dem Kaiser Saturninus überreicht und dafür gehängt wird. So ist in „Othello“ der Hausdiener, welcher die zur Unzeit kommenden Musikanten abfertigt, ähnlich wie der Peter in „Romeo und Julie“, und den bedrängten Cassio mit seinen Wortwitzen quält und aufhält, der echte Hausnarr, dem freilich zu einer volleren Entwicklung seines Charakters der tragische Ernst und Drang des fortstrebenden Drama's keinen Raum gewährt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 9. Bremen, 26. Februar. 1860.

Inhalts-Anzeige.

Aus dem Leben.

Von Karl Seifart.

Peter Feilner.

Wanderer. Und wen umweht das frische Gras? —
Todtengräber. Es ist allmorgens thränennaß;
Weiß nicht, ob Nachts die Waise weint,
Ob Engel, Morgenroth, ob Freund?
Wanderer. Und wer ruht unter'm Ahornbaum?
Todtengräber. Der Sänger ist's mit seinem Traum;
Hier, wo sein morsches Kreuzlein ragt,
Seid ihr der erste, der mich fragt.

Begleite mich, lieber Leser, auf einen Kirchhof! — Das ist eben keine angenehme Einladung, wirst du sagen. — Aber warum nicht? Ein gut gepflegter Kirchhof mit seinen durch die andenkende Liebe der Hinterbliebenen sorgfältig und sinnreich geschmückten Gräbern bleibt immer ein schöner Garten, ein Garten, der viel zu denken giebt, wenn man seine verschlungenen, kiesbestreuten Wege durchwandelt oder auf den Bänkchen im Schatten der Trauerweiden und Cypressen Platz nimmt. Die weißen Grabsteine und Monumente, welche ringsum aus dem saftigen Grün und dem blühenden Rosengesträuch hervorblicken, machen einen freundlichen Eindruck; es muß sich sanft und behaglich ruhen unter diesen Marksteinen aller Lebensmühen und Sorgen, welche in prangender Goldschrift der Nachwelt von unsern Tugenden erzählen. — Ja, nur von unsern Tugenden. — „Geht man über einen Kirchhof und liest die Epitaphien“, sagt einmal, ich weiß nicht gleich welcher mit den Lebenden unzufriedene Schriftsteller, „so sollte man sich in einer Welt von Tugendhelden wähnen, denn die Grabsteine bedecken überall die musterhaftesten Gatten, Eltern und Kinder, die thätigsten und redlichsten Bürger, die hoffnungsvollsten Jünglinge und Jungfrauen, die alle viel zu früh aus einem Leben schieden, welches sie sich und andern verschönten.“

Nun, man lasse es so. Wir wollen hier nicht den Schiller'schen Vers auf die Hoffnung dahin parodiren, daß der Mensch noch am Grabe die „Lüge“ aufpflanze; es ist gut gemeint mit dem Lobe, und das „de mortuis nil nisi bene“ ist ein aus so edler Regung hervorgegangenes Wort, daß wir es gern in Ehren halten wollen. Die strenge Geschichte hat ja nur über sehr wenige der auf den Friedhöfen Ruhenden zu Gericht zu sitzen, und zumal hier auf diesem kleinen, am sonnigen Hügelabhange belegenen Kirchhof, welchen wir jetzt betreten, hat Klio's eiserner und unbestechlicher Griffel den Kreuzen und Monumenten die lobpreisende Lapidarschrift nicht einzugraben. Auf diese weißen Felder und unter die steinernen Urnen und Schmetterlinge schrieben nur Schmerz und Liebe über die einfachen Menschen, welche man dort aus jenem freundlichen Landstädtchen hier hinauftrug und zur Ruhe bettete. — Sieht man sich das harmlose Leben in dem von der großen Verkehrsstraße durch hohe, waldige Berge abgetrennten Landstädtchen näher an, so ist man leicht geneigt zu glauben, daß dort das Menschenleben ohne allen höheren Aufschwung und ohne alle Anregung zu kräftigen und bedeutenden Lebensäußerungen dahinfließe, und daß für alle hier Begrabenen keine passendere Denkschrift gefunden werden könnte, als die: „Er lebte, nahm ein Weib und starb.“ — — Allein dem ist nicht so. Auch dort in dem Landstädtchen schläft nicht jeder ruhig ein, um von Kartoffel- und Waizenbau, oder von Mäuse- und Raupenfraß zu träumen; hinter den grellbemalten Wänden jener rothbedachten Häuser sind bereits kummervolle Nächte durchwacht, erheischte nicht selten eine große Schuld große Sühne und verkettete Thaten, Gedanken und Leidenschaften zu Begebenheiten, welche den Alltagsgang des Lebens so ungewöhnlich unterbrachen, daß die Phantasie unserer Romandichter ihre Noth haben würde, Aehnliches zu erfinden.

Wenn wir uns überhaupt Mühe geben, tiefer in's Menschenleben hineinzuschauen und uns nicht bloß oberflächlich an die abgeschliffene Maske halten, unter welcher die Menschen im gewöhnlichen Geschäftsleben und im alltäglichen Verkehr vor uns hintreten, so werden wir das Wort der Rahel nicht übertrieben finden: „Daß jede Hütte, jede Stube ihren Roman habe, wenn man nur die Herzen kenne.“ — Auch Waldheim, so mag das Städtchen heißen, hat seine Romane und Tragödien erlebt, und es ließe sich aus seinem Wilderer- und Pascherleben manche wilde Geschichte erzählen. — So decken die beiden verfallenen, von Nesseln überwucherten Hügel im fernen Winkel der Kirchhofsmauer die Gebeine trotziger Wilderer; der Vater fiel durch die Kugel des Forsteleven, der Forsteleve wieder durch die rächende Kugel des Sohns, der sich gleich darauf durch Selbstmord dem Schwerte der Gerechtigkeit entzog. Damals gab's eine wilde Scene dort drüben im Buchenwalde, welcher in breiter Fülle an der Grenze der letzten, südlichen Gärten des Städtchens aufragt und in mächtigen Wellen über die Hügelketten hinrauscht, die den Fuß des in die Wolken ragenden Berges bilden, dessen kahles, felsenbestreutes Haupt ein dichter, schwarzer Kranz von Fichtenholz umgiebt. — Jetzt ruhen sie hier alle friedlich neben einander, deren Schicksal einst Liebe und Haß, Leidenschaft und Schuld zu einem Knoten schürzten, der drüben im Buchenschlag gewaltsam und blutig gelöst wurde; dort die beiden Wilderer, hier unter dem weißen Kreuze mit der zierlich eingehauenen Rehkrone der Forsteleve, und in jener vom zierlichen Eisenstaket umschlossenen Familiengruft deckt die marmorne, von Rosen umnickte Urne ein edles, schönes Mädchenherz, welches einst heftig schlug in Liebe und Hoffnung, in Furcht und Verzweiflung, als das blutige Drama in den grünen Coulissen des Waldes spielte. — — Doch fort mit den blutigen Geschichten! Weilen wir lieber bei dem Leben des merkwürdigen Mannes, welcher hier am Ahornbaume unter dem schon morschen, hölzernen Kreuze ruht.

„Hier ruht in Gott Peter Feilner." So lautet die einfache, halb verwaschene Inschrift am Kreuze. Niemand denkt viel an diesen armen, obscuren Peter Feilner, der hier seine Ruhestätte fand. Wohl steht er drüben im Städtchen wegen seiner Harmlosigkeit und Redlichkeit, bei den Gebildeten auch wegen seiner Geschicklichkeit und seiner für einen Handwerksmann seltenen Kenntnisse noch im besten Andenken, aber kein Mühlrad ist um ihn stehen geblieben, als er starb, sagt man, und deutet damit an, daß Peter Feilner's Thätigkeit und Wissen nicht in das allgemeine Getriebe wesentlich eingriff, daß sein Leben ein unbedeutendes war. Dennoch war Peter Feilner nichts mehr und nichts weniger als Philosoph, Poet, Bildschnitzer und Uhrmacher; ein Mann, wie er nur in Deutschland vorkommt oder vielmehr vorkommen konnte, denn das jetzige Deutschland ist nicht mehr so vorwiegend wie früher das Land der Dichter und Denker, der Träumer und Grübler; unverkennbar hat sich auch bei uns mehr und mehr eine praktische Richtung Bahn gebrochen, welche sich unabweislich selbst auf den Gebieten geltend macht, auf welchen sich früher der ungebundenste Idealismus und die aller „trivialen Wirklichkeit" abholde Gemüthsseligkeit tummelten. — Unsere Poesie muß heute eine realistische sein, wenn sie dem Geschmack und den Neigungen der gebildeten Menge entsprechen will, und unsere Philosophie eine materialistische, wenn sie wirklich ist, was sie sein soll, nämlich das wissenschaftlich begriffene und systematisch dargestellte Bewußtsein der Zeit über ihr Streben und ihr Ziel. — Freilich sagte Peter Feilner mir noch kurz vor seinem Hinscheiden: Die Leute haben keine Lust mehr am Denken! Und er hatte in seinem Sinne vollkommen Recht. Hört man doch heute auch in Gelehrten-Kreisen die Behauptung oft genug wiederholen, daß es mit dem Philosophiren aus sei, und der Hinblick auf die immer leerer werdenden Hörsäle der geschulten Philosophen muß uns überzeugen, daß es allerdings mit der Philosophie, welche man dort vorträgt, aus ist, das heißt, daß sie keine Wirklichkeit und Wirksamkeit mehr hat, und zwar aus dem Grunde, weil sie nicht das wissenschaftliche Bewußtsein über die Bestrebungen unserer Zeit, sondern das einer vergangenen, abgethanen Zeit zur Darstellung bringt.

So wunderlich und vereinsamt wie heute ein Kantianer, Fichtianer oder ein auf die Worte des Meisters schwörender Hegelianer im Leben steht, welches mit hastiger Vielgeschäftigkeit achtlos an ihm vorbeieilt, so wunderlich stand auch Peter Feilner mit seinen Gedankendingen in der ihm fremd und fremder werdenden Welt. Er war kein gelehrter Lehrer der Philosophie und auch kein wahrer Philosoph, denn ein solcher ist nur der, der seine Zeit begreift und ihr zu sagen weiß, was sie eigentlich will; einen Eklektiker hätte man den Peter Feilner nennen können, wenn er eine schulmäßig gelehrte Bildung gehabt hätte, denn in seinem unermüdlich grübelnden Geiste fanden sich Anklänge aus allen Systemen, welche seit der Zeit der Jonier und Eleaten bis auf Hegel herab ausgesponnen waren. Ohne wohl jemals die Namen Leucipp und Democrit gehört zu haben, war seine Anschauung des Weltbaus und der Weltordnung eine atomistische, und ohne zu wissen, daß uns Platon einen Timäus oder Phädo hinterlassen habe, hielt ihm nicht der Zufall, sondern eine Weltseele die atomistische Welt im Innersten zusammen, und wunderbar war das Zusammentreffen seiner Gedanken mit den Resultaten gnostischen, mystischen, scholastischen und modernen Philosophirens, wenn er sich am traulichen Feierabend über alle seiner buntgemischten Bildung erreichbaren Gebiete des Lebens vor einem vertrauten Freunde mit Begeisterung erging.

Peter Feilner war der Sohn eines biedern Schlossermeisters gewesen, der ihm außer einigen werthlosen Charteken nichts hinterlassen hatte als einen großen aus Stabeisen geschmiedeten Vogelkäfig, merkwürdig durch allerlei complicirte Künsteleien und wirklich schön durch das wundervoll getriebene und verschlungene eiserne Blätterwerk, womit die kunstfertige Hand des Meisters das Kabinetstück bekleidet hatte. Solche Handwerker giebt es heute nicht mehr; unsere Meister haben weder Zeit noch Lust, Werke hervorzubringen, deren Kaufpreis mit der darauf verwandten Mühe in keinem Verhältniß stehen würde. Die Welt verliert damit freilich manchen sinnreich gebauten Secretär mit geheimen und wunderlich versteckten Schubfächern, manchen schön ausgeschnitzten Schrank, manchen Rock und manches Paar Schuh ohne Nath und manches den ganzen Planetengang darstellende Uhrwerk, aber die Meister verdienen dafür mehr Geld als ihre tausendkünstlerischen Vorgänger, sie haben nicht Lust und Geschick ihr Handwerk zur Kunst zu verklären, wissen aber dafür kaufmännisch zu arbeiten und reichlicher zu erwerben. — Wir sind weit entfernt diese praktische Richtung der Neuzeit beklagen zu wollen, denn wäre sie nicht vollkommen berechtigt und an der Zeit, so würde sie sich nicht so gebieterisch geltend machen, wie sie's thut, aber zu läugnen ist es nicht, daß das Leben der alten kunstfertigen und künstelnden Meister weit gemüthlicher und an stillen, geheimen Freuden ungleich reicher war als das des jetzt lebenden, gewandten Geschäftsmanns, der sich nicht einmal gern mit dem alten Ehrentitel „Meister" rufen hört, sondern lieber Fabrikant genannt sein will.

Blutwenig haben Erasmus Feilner der Vater und Peter Feilner der Sohn verdient, aber sie gebrauchten auch wenig und hätten sich für das größte Stück Geld das nicht kaufen können, was ihr Herz mit hoher Freude und tiefem Behagen erfüllte; das konnte ihnen kein anderer, sondern nur immer die eigene kunstfertige Hand und das eigene Denken geben. — Lebhaft erinnere ich mich noch des freudestrahlenden Blicks, mit welchem Peter Feilner vor einem großen, außerordentlich complicirten Uhrwerk aus Buchsbaumholz stand, als ich ihn einst in der „Eulenflucht" — so pflegte er die feierabendliche Dämmerung zu nennen, während welcher wir häufig plauderten — besuchte. Wie gehoben die lange, hagere Gestalt da vor dem unendlich in einander verzahnten Räderwerk stand, wie die großen wasserblauen Augen, angeleuchtet von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne, erglänzten im Gefühl, daß Alles nach Wunsch gegangen war! Gedanken auf Gedanken stürmten dem Schöpfer des künstlichen Werks durch die Seele und malten sich in den bewegten Falten der breiten, klaren Stirn. Mit solcher Stirn und mit solchen Augen schaute wohl einst Jakob Böhme auf die Zinnschüssel, deren Glanz sein Gemüth zu einem plötzlichen Herabsteigen in die Tiefe des Geistes zwang, aus welcher es geschmückt mit schönen, wenn auch wunderlich verschnörkelten Geistesblüthen wieder auftauchte und dem Görlitzer Schuster die Hand zum Aufschreiben seiner Aurora führte!

Feilner hörte mich kaum, als ich eintrat; endlich bot er mir mit stillem, glücklichen Lächeln die Hand, führte mich vor seine neue Schöpfung, bedeckte sie mit den feinausgelegten Thüren und zog das Werk auf; da traten unter einer lieblichen Harmonika-Musik Sommer und Winter, Frühling und Herbst, und Gott weiß wie viel allegorische Figürchen aus den zahlreichen Pforten und Nischen der Thüren und umschwebten nach dem Takte der Musik in sinniger Abwechselung das Gehäuse. — Als ich lange und mit wirklichem Interesse das Spiel beschaut hatte, konnte ich mich doch der Worte nicht enthalten: „Aber, lieber Feilner, warum denn das Alles von Holz? Wie bald müssen sich die Räder und Getriebe abschleifen, und dann ist all ihre Mühe und Arbeit vergebens gewesen!"

„Thut nichts, erwiderte er kopfschüttelnd und mit selbstgefälligem Lächeln, in Metall konnte ich's nicht arbeiten, da wäre mir's viel zu theuer gekommen, und Niemand hätte mir auch meine Angaben zu Dank gemacht, so aber ist Alles das Werk meiner eigenen Hand, und so lange ich lebe, wird's auch zusammenhalten."

„Also, meinte ich, haben Sie das Alles zu ihrem eigenen Vergnügen gemacht?"

„Versteht sich, antwortete Feilner, das Werk ist mir so wenig für Geld feil, wie meine Bilder und meine Bücher. Geld ist mir immer gleichgültig gewesen, und das wenige, was ich gebrauche, werfen mir die Reparaturen reichlich ab."

Feilner gebrauchte in der That zu seinem Unterhalt nicht viel mehr

als ein Diogenes, beispiellos war seine Mäßigkeit, und alles was er erübrigte, verwandte er auf seine Liebhaberei an Curiositäten, Bildern und Büchern. Die einzige Schwäche, die der grundgute Mann hatte, war die, daß er sich nicht ausreden ließ, ein Kunst- und Antiquitäten-Kenner zu sein. Diese Schwäche wußten denn auch Juden und andere Händler sehr zu ihrem Vortheil auszunutzen und überschütteten ihn gegen gutes Geld mit werthlosen und unnützen Charteken. Nur mußte Alles, was Feilner kaufen sollte, die Spuren hohen Alters an sich tragen; ein rostiger, ungewöhnlich geformter Degen, ein in Pergament und Holz gebundenes, von Würmern zerschrotetes Buch blieb sicher in seinen Händen, wenn man es ihm zum Kauf anbot, mochte die Waffe auch noch so unbedeutend, der Inhalt des Buchs noch so gleichgültig und werthlos sein. Indeß kamen bei dieser Leidenschaft des Sammlers hin und wieder auch einige gute und werthvolle Stücke in Feilners Hände, und es lohnte sich allerdings der Mühe, seine Repositorien und seine mit Bildern und Schnitzwerk dicht bedeckten Wände mit aufmerksamen Blicken zu überfliegen. — Das schönste und interessanteste Bild aber gab ohne Zweifel der greise Tausendkünstler selbst, wenn er in der bunten und wunderlichen Umgebung seiner Schätze am Arbeitstisch saß und unter dem mannichfachen Tick Tack der verschiedensten Uhren Flachzange und Feilkloben handhabte oder mit kecker, genialer Hand an dem Faltenwurf eines Heiligenbildes schnitzte. — Das wäre ein Kopf und eine Scenerie für einen Rembrand oder Breughel gewesen! — Selbst die ärmliche, fast bettelhafte Kleidung des ehrwürdig ausschauenden Greises hatte etwas Malerisches, wie denn sein durchlöcherter, talarartiger und mit räudigem Pelz besetzter Hausrock auch von einem Maler erstanden wurde, als Peter Feilner nach ganz kurzer Krankheit die sinnigen Augen geschlossen hatte und das Tick Tack seiner Uhren fast gleichzeitig mit den letzten Herzschlägen ihres Meisters verstummt war. Da kam Alles, was der Alte während einer mehr als fünfzigjährigen Thätigkeit gekünstelt und gesammelt hatte, unter den Hammer des Auctionators, denn der Verstorbene hatte es angeordnet, daß man seine sämmtliche Habe verkaufen und den Erlös den städtischen Armen zuwenden solle.

Feilner behauptete während seines langen und vereinsamten Lebens, ein vollkommen glücklicher Mann zu sein: „Ich bin gesund, pflegte er zu sagen, esse satt und habe Freude an der Arbeit und am Simuliren, ich wüßte nicht, was ich mir noch wünschen sollte!" — — Doch „des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu Theil", konnte Feilner auch von seinem Leben sagen, und mehr als fünfzig Jahre des Philosophirens und Arbeitens reichten nicht aus, ihn den Schmerz ganz vergessen zu lassen, der einst mit einem furchtbaren Schlage seine Jugend grausam vergällte und dann seinem ganzen Leben den sonderbaren, curiosen Zuschnitt gab. — Nicht viel Worte drum, denn es ist die alte und ewig neuwerdende Geschichte vom gebrochenen Herzen; eigenthümlich ist ihr nur die seltene Furchtbarkeit, mit welcher sie einst das Herz des jungen, schmucken und liebeglühenden Uhrmachers zusammendrückte. Ich kann nichts für den unglücklichen, ja, gräßlichen Ausgang dieser Liebesgeschichte, denn ich erdichte hier keine Novelle, sondern erzähle wirklich Geschehenes; eilen wir aber mit wenigen Worten darüber hinweg.

Peter Feilner war in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf die Wanderschaft gegangen, hatte sich in Genf in seiner Kunst vervollkommnet und dann durch Vermittlung seines Mitgesellen Hulin, des späteren Generals der Republik und des Kaiserreichs, eine vortheilhafte Stellung in Nantes erhalten, grade als die hochgehenden Wogen der Revolution am wildesten tobten. — Dort lernte er das Mädchen kennen und lieben, dessen stets bekränzter Schattenriß wohl fünfzig Jahre lang an der Spiegelwand über seinem Werktisch hing. — Der glückliche Feilner hatte sich in Nantes unter den günstigsten Umständen niederlassen wollen, und schon bereiteten die Eltern der Braut die Hochzeit vor, als der Unmensch Carrier mit seinen wilden Schaaren die Stadt überfluthete und mit raffinirter Grausamkeit die Bewohner decimirte. — Des jungen Uhrmachers heißgeliebte Braut theilte das Schicksal ihrer Eltern, sie ward, wie man das damals nannte, republikanisch verheirathet, das heißt — ertränkt.

Feilner verfiel eine Zeitlang in Stumpfsinn, verlor seine Habe und kam als Bettler nach Deutschland und in seine Vaterstadt zurück. Die alles lindernde Zeit, Manneskraft und Arbeit richteten ihn endlich wieder auf und stellten ihn als einen der originellsten und mit sich und seinem Schicksal zufriedenen Junggesellen in die Welt. „Nachher habe ich nichts Trübes weiter erfahren, sagte er wohl, wenn man ihn auf die grauenhafte Begebenheit brachte, der liebe Gott wußte am besten, daß es mit dem einen vollkommen genug war."

Gewiß hatte Peter Feilner manche glückliche Stunde, denn außer seiner Freude an seinen Uhren und Antiquitäten und an seinem Nachdenken über Gott und Welt erfüllte ihn sein reger Sinn für die Schönheit der Natur mit begeisterndem Entzücken. Ein Wunder wär's gewesen, hätte man zur Frühlings- und Sommerzeit den Meister an Sonn- und Festtagen zu Hause getroffen; dann strich er in seinem altmodigen, rabarberfarbenen Rock, in seinen kurzen Hosen und hohen Cantorstiefeln durch Waldheims Wälder und Fluren, lagerte am Hagedornstrauch oder unter weitschattenden Buchen, zog seine Schreibtafel hervor und suchte seinen Gefühlen in oft recht gelungenen Verslein Ausdruck zu geben. Feilner wäre ein trefflicher Meistersänger gewesen, und das Reimen ging ihm so geläufig ab wie einem geübten Spruchsprecher; drum war er auch der ganzen Stadt allzeit reimfertiger Poet, und wenn Jemand ein Hochzeitscarmen wünschte oder sonst ein Gelegenheitsgedicht, so ging er nur zum gefälligen Peter Feilner, der dictirte es ihm gleich in die Feder. — Natürlich ist viel formloses und triviales in der mir hinterlassenen Sammlung, aber gar nicht selten trifft man darin auch auf hübschgelungene Verse, in welchen sich ein tief poetisches Empfinden und eine große Präcision und Klarheit des Gedankens ausspricht. Nur ein kleines Gedicht will ich als Probe hervorheben, welches er einst hier am Grabe eines verstorbenen „schlecht und rechten" Freundes aufschrieb, und es mag dasselbe umsomehr hier einen Platz finden, als es auf den nun auch unter dem grünen Rasen ruhenden Dichter selbst wie gemacht ist; es soll als sein Epitaphium in diesen Blättern stehen, denn das morsche Kreuzlein mit dem verwaschenen Namen wird bald zusammenfallen und in alle Winde verstieben:

Du möchtest, Wand'rer, diesen Todten kennen,
Und fragst, wer unter diesem Hügel ruht? —
Kein Goldbuchstab' wird seine Titel nennen,
Kein Marmor preisen seinen Heldenmuth;
Selbst nach dem Namen forschest du vergebens,
Ein Engel trug ihn ein in's Buch des Lebens. —

Ja, wenn irgend einer würdig war, daß eines Engels Hand seinen Namen in's Buch des Lebens trug, so war es Peter Feilner. Wenigstens mußte mit ganzem, vollem Herzen der Mann so denken, welcher dort, nur einige Schritte von Feilners Grabe, unter dem weißen Denkstein ruht. — Komm, freundlicher Leser, und lies mit mir die Goldschrift des Steins, ich werde dir dann sagen, welchen Dank der in der Goldschrift Gepriesene dem Peter Feilner schuldig war. Dieser Stein, diese Inschrift und das Glück des darunter ruhenden Mannes, so wie das seiner noch lebenden und blühenden Familie, ist Alles des armen Peter Feilners Werk. Wäre Peter Feilner nicht gewesen, so würdest du vergebens nach einem Denkmal des hier Begrabenen suchen, und ohne den wunderlichen, alten Kauz würde die Familie des hier in Ehren Ruhenden vielleicht in Jammer und Elend verkümmert sein. Die prangende Inschrift lautet:

Hier ruht in Gott ....,
der liebevollste Gatte und Vater,
der treueste Verwalter seines Amts,
der redlichste Freund und Bürger.
Das Andenken der Gerechten bleibt in Segen.

Dieser hier gepriesene Gerechte, lieber Leser, war ein — Verbrecher, wenn auch ein Verbrecher unter sehr mildernden Umständen, der durch bittere Reue seine Schuld wohl reichlich gesühnt hat.

Herr Redlich, so wollen wir den hier Ruhenden nennen, war ein freundlicher, gutmüthiger und gefälliger Mann. Gute Zeugnisse und eine erprobte Geschäftsgewandtheit hatten ihm schon früh ein einträgliches Amt verschafft, mit welchem indeß eine große Verantwortlichkeit verknüpft war; er hatte gewisse Gefälle der Regierung entgegenzunehmen und eine bedeutende Klasse zu verwalten. Die häufig angestellten Revisionen erwiesen seine Bücher und seinen Kassenbestand stets in der musterhaftesten Ordnung, und Jahr auf Jahr lebte Redlich dahin, geliebt im Kreise seiner zahlreichen Familie und geachtet von seinen Mitbürgern und Freunden; Niemand hätte einen Flecken an ihm finden können. — Dann aber, — es waren schon ein paar erwachsene Töchter in der Familie und ein Sohn besuchte die Universität, — schien es in Redlichs Hause nicht mehr so gut zu stehen wie früher; Redlich alterte zusehends, zeigte sich selten und stets mit umwölkter Stirn im Kreise seiner Freunde, und häufig sah man bekannte Wucherer bei ihm aus- und eingehen. Bald flüsterte man sich von großen Schulden zu, in welche Redlich gerathen sei, sein Credit sank, und Manche, die dem alternden, saubergekleideten und feinen Herrn früher mit Neid nachgesehen hatten, wenn er durch die Straßen ging, folgten ihm jetzt, je nach der Beschaffenheit ihres Herzens, mit höhnischen oder mitleidigen Blicken. Die Frau, hieß es, die mit ihren Töchtern sehr zum Luxus neige, habe den Mann, der zu schwach und gutmüthig sei um ihr energisch entgegenzutreten, in Ruin gebracht, Niemand wolle ihm weiter etwas borgen, und ein böser Stern stehe über Redlichs Hause. — — In der That ging der Mann mit immer rascheren Schritten seinem Verderben entgegen, er hatte, gewiß anfangs unter fürchterlichen Kämpfen, wiederholt die ihm anvertrauten Gelder angegriffen und dann in Rathlosigkeit und Verzweiflung jede wucherische Zinsforderung bewilligt, um durch Darleben die Defecte vor der Revision zu decken. — Mehrfach verklagt und brutal behandelt von rohen Gläubigern, auch gänzlich außer Stande einen neuen Defect zu verbergen, war Redlich, der jeden Tag die Revisoren erwarten konnte, endlich in der fürchterlichen Stimmung, in welcher ein Unglücklicher ernstlich über die Todesart nachzudenken pflegt, durch welche er sich am besten aus der Welt schaffen könnte. In solcher Stimmung war Redlich, als mich ein Zufall mit ihm zusammenführte; der Mann konnte mich wohl leiden und manche fröhliche Stunde hatte ich bereits in seinem gastfreien Hause verlebt. Der Mund ging ihm über von dem, weß das Herz voll war, er sprach mit heftiger Unruhe von drückenden Schulden, und wie ein Ertrinkender nach einem Strohhalm hascht, so griff Redlich bereits halb bewußtlos und mit zitternden Händen nach jedem, was auch nur den Schein eines Rettungsmittels hatte. Welche Hülfe konnte er bei einem blutjungen Mann finden, dem damals der Vormund nur eben das gab, was er nothwendig gebrauchte? Und doch plauderte die Verzweiflung mit einer ganz unbegründeten Hoffnung auf Hülfe in verworrener Hast ihre Noth aus; ich erfuhr, daß Redlich ein verlorener Mann sei, wenn er nicht spätestens bis zum folgenden Morgen über zweihundert Thaler verfügen könne, er müsse und müsse eine Zahlung leisten. — Das war genug um die fürchterliche Lage, in welcher sich der Mann befand, bis auf den finstern Hintergrund ihrer Schrecken und Gefahren zu durchschauen; lag es doch nach allem, was man wußte, nahe genug, zu vermuthen, daß er die Zahlung seiner eigenen ihm anvertrauten Kasse zu machen habe. Hatte man doch auch im Städtchen bereits allerlei gemunkelt, und ein gewisser Rechnungsrath aus der Residenz heimlich sein gewohntes Zimmer im Gasthof zum Löwen herzustellen angeordnet. Aber welcher geheime Auftrag bliebe verborgen, wenn der Bediente, der ihn zu überbringen hat, der Schatz der Köchin des Herrn ist, der am allerwenigsten von einem solchen Auftrag erfahren soll? Genug, es handelte sich morgen um Schande oder Ehre, vielleicht auch um Leben oder Tod für Redlich. — Ich weiß nicht, war es Gedankenlosigkeit, ein leerer Trostversuch oder angsterfülltes Mitleid mit dem unglücklichen Manne, was mich ein Wort von möglicher Hülfe, die ich schaffen könne, hinwerfen ließ. Da fühlte ich Redlichs heiße und zitternde Hände die meinen krampfhaft umklammern, und seine bebenden, blauen Lippen stammelten unverständliche Worte der Bitte, der Hoffnung und des Dankes. Verwirrt bat ich ihn sich zu beruhigen, jedenfalls würde ich nach einigen Stunden wieder bei ihm sein.

Als die Thür zwischen dem Unglücklichen und mir lag, stand ich so rathlos da, wie er selbst. Woher sollte ich die nöthige Summe nehmen; borgt man doch keinem Minorennen etwas. Ich dachte an meine Bücher und sonstigen Sachen, aber der Werth derselben war unbedeutend und eine sofortige Verwerthung unmöglich. Mit wirren Gedanken ging ich, ohne mir klar zu sein wohin, die nächste Straße entlang und sah mich plötzlich vor Peter Feilners Hause. Der Alte saß wie gewöhnlich an seinem Werktisch am Fenster und reparirte. Vielleicht weiß Feilner einen Rath zu geben, dachte ich, dem treuen Menschen kannst du ja Alles vertrauen, zudem weiß er selbst, wie schlimm es um den Redlich steht.

Ich trat in das Stübchen und hatte dem Meister bald in geflügelten Worten von Redlichs furchtbarer Bedrängniß und meinem thörichten Versprechen erzählt. Feilner war, nachdem er Feile und Lupe bedächtig vor sich hingelegt, aufmerksam und ohne zu unterbrechen meinen Worten gefolgt. Als ich schwieg, sprach er wie aus tiefem Sinnen erwachend: „Mein Gott, was soll aus den armen Kindern werden, es sind noch drei unmündige da, gestern erst war die kleine Marie bei mir und bat mich, ihrem Püppchen ein neues Händlein zu schnitzen! Jetzt steht ihr Vater vor dem Eingang des Zuchthauses, wenn ihm nicht geholfen wird!“ — Lange saßen wir schweigend und sinnend einander gegenüber; da leuchtete es plötzlich über Feilners Gesicht, als ob ein heller Strahl darüber hinfahre, und lebhaft mir die leuchtenden Augen zuwendend, rief er in Hast: „Gehen Sie, eilen Sie, lieber Freund, rufen sie den Cohn her, ich wolle ihm die Radirungen, das neue Uhrwerk und den andern Kram, um welchen er mich Wochenlang gequält, verkaufen, wenn er seinem zuletzt gemachten Gebote noch etwas zulege.“ — „Feilner, was denken Sie, was wollen Sie thun, unterbrach ich mit freudiger Rührung, Ihre einzige Freude wollen Sie dran geben, um einem Menschen zu helfen, dem schwerlich auf die Dauer damit geholfen ist? Deckt er auch heute durch Ihr Opfer, was er muß, so wird ihn die Noth doch bald zwingen wiederum die Hand nach Verbotenem auszustrecken!“ — „Still! still doch! fiel der Alte ein und focht vor mir ungeduldig mit den langen, dürren Händen. Eilen Sie! holen Sie mir den Cohn, er solle Geld mitbringen, Gold, viel Gold müßt' ich haben, auf der Stelle müßt' ich's haben!“

Halb im Taumel verließ ich das Haus und eilte durch die Straßen zu dem bezeichneten, wohlhabenden Handelsmann, der verwundert aufhorchte, als ich meine Bestellung ausrichtete. Er steckte Geld zu sich und folgte mir mit sichtlicher Freude, er mußte schon in der Residenz einen aristokratischen, alterthümelnden Abnehmer für die Sachen haben, von dessen Freigebigkeit er sich Großes versprechen konnte. Ohne lange Widerrede legte er auch, als er in die Stube und an den Tisch getreten war, auf welchem Feilner die für den Verkauf bestimmten Sachen zusammenkramte, seinem frühern Gebote noch zwanzig Thaler zu und zahlte, mit verwunderten und lauernden Blicken auf den Alten und mich, dreißig Friedrichsd'or blank und baar hin. — Vierzig müssen's sein, Herr Cohn, meinte Feilner, da, hier habe ich noch eine alte goldene Uhr, und das, und das da, was geben Sie dafür? — Feilner war ganz außer sich und zeigte eine wahre Wuth, seine ihm so sehr an's Herz gewachsenen Schätze für ein Spottgeld zu verschleudern. Zum Glück nahm ich mich besonnen und ernst des Handels an, und endlich war so viel Waare zusammengebracht, daß der Handelsmann sich zur Zahlung der weiteren

zehn Louisd'or verstand. Er hatte einen guten Kauf gemacht und verabschiedete sich mit vergnügtem Gesicht, um Leute zum Abholen der Sachen zu bestellen; es waren die besten Stücke aus Feilners Sammlung, und was ihm zurückblieb, war meist ziemlich werthloser Plunder. — Mit unbeschreiblich wehmüthigem Blick betrachtete der leidenschaftliche Sammler seine in Geld umgesetzte, ihm so theure Habe. Dann aber wie über sich selbst unwillig zusammenschauernd, wandte er sich zu den blanken Goldstücken, händigte mir dieselben hastig ein und schob mich mit den Worten zur Thür heraus: „Nur schnell! nur schnell zu Redlich, eh' ein Unglück geschieht! Er solle mir auch die kleine Marie schicken, das Puppenhändlein wäre fertig und ich hätte noch etwas Schönes für sie!“

So kann nur ein zum Tode Verurtheilter, dem auf dem Schaffot Gnade zugerufen wird, empfinden, wie Redlich empfand, als ich das blinkende Geld vor ihm aufzählte. Die kindische, ja wahnsinnige Freude, welche der Mann kundgab, war fast ebenso unheimlich und schrecklich, wie kurzvorher die Aeußerung seiner Verzweiflung. — Wir gehen darüber hinweg.

Am folgenden Tage traf richtig der Rechnungsrath mit seinen Begleitern ein. Die Herren stellten mit kalten, dünnen Mienen in Redlichs Hause die vorschriftsmäßige Untersuchung an; als sie aber, sichtlich wider alles Erwarten, die Bestände vollzählig und in bester Ordnung vorgefunden hatten, ward die Miene des Rechnungsraths freundlicher, und er führte den treubefundenen Beamten zu einer vertraulichen Unterredung in die Schreibstube. — — Aus dieser trat Redlich bald mit freudestrahlendem Gesicht wieder hervor, denn der Rath hatte ihm mit bedeutsamen Blicken eröffnet, daß allerlei übele Gerüchte über seinen Vermögensstand im Umlauf seien, es möchte denn auch wohl nicht zum Besten damit stehen, da er viele Kinder und große Ausgaben habe. Weil er sich indeß trotz bedrängter Lage immer treu erwiesen habe, so sei er von der Regierung ermächtigt und beauftragt, ihm anzuzeigen, daß dieselbe beschlossen habe, ihm die wiederholt gewünschte weitere Gehaltszulage von nun an zu bewilligen.

Mit dem Glück und Unglück geht's bekanntlich in der Welt wunderbar her. Soll man einmal Unglück haben, so kann man auf den Rücken fallen und die Nase abbrechen, und hat einmal Fortuna ein günstiges Auge auf uns geworfen, so können wir vom Thurm stürzen und frisch und gesund auf einen herrenlosen Geldbeutel fallen, wie Eulenspiegel, als er noch lebte. So schien auch seit der günstigen Wendung von Redlich's Geschick das launige Glück den Mann mit seinen Wohlthaten überschütten und betäuben zu wollen, denn bald drauf schlossen seine beiden ältesten Töchter die vortheilhaftesten Heirathen, der Sohn erhielt trotz seiner Jugend eine einträgliche Versorgung, und ein geiziger Verwandter, der im Leben nicht das Mindeste für die Familie gethan, hinterließ nach einem jähen Tode sein bedeutendes Vermögen Redlich's Frau als der einzigen Intestaterbin. — Nun ward Alles gut gemacht, die spöttischen Blicke, welche man sonst dem jetzt mit dem Titel Recepturrath und mit einem Orden begnadigten Redlich nachsandte, waren wieder in neidische verwandelt, die bösen Gerüchte verstummten nach und nach gänzlich, und es währte gar nicht lange, so hatte es diese und jene Gevatterin immer gesagt, daß Redlich seinen Namen in der That führe, daß böse Zungen auch den besten Menschen verunglimpfen könnten, und daß Jedermann einmal in Klapperschulden kommen könne; wenn sie dann nur jeder so redlich zurückbezahle wie der Herr Recepturrath, dann sei's schon gut, manche könnten sich ein Beispiel an ihm nehmen. So lautete jetzt das Urtheil über den Recepturrath in Waldheims Kaffeegesellschaften. Kurz, Redlich's guter Ruf war vollkommen hergestellt, er lebte noch einige Jahre in Glück und Ruhe und ward dann unter großem, trauernden Gefolge hier in diese Gruft versenkt. — Ohne den Peter Feilner wäre er wahrscheinlich im Zuchthause verstorben oder drüben im großen Weiher gefunden.

Das fühlte Redlich auch lebhaft genug, und zu seinem Lobe sei's gesagt, seine Dankbarkeit gegen Peter Feilner kannte keine Grenzen. Aber damit wurde er dem guten Alten, zu dessen Eigenheiten es auch gehörte von keinem Menschen Geschenke annehmen zu wollen, sehr lästig, und bald hätte er ihn ernstlich erboßt, als er ihm unter Dankesthränen das Doppelte der Rettungssumme zurückerstatten wollte. „Herr! Sie sind mir nur vierzig Louisd'or schuldig und keinen Pfennig mehr, fuhr Feilner auf, halten Sie mich für einen Wucherer oder Bettler?!“ — Es bedurfte langer Begütigung, um den erzürnten Tausendkünstler wieder in seine gewohnte Sanftmuth zurückzurufen, er nahm seine vierzig Louisd'or und vertrödelte sie bald wieder für Bilder und alte Charteken. Die letzten zehn Louisd'or, die ihm nach seinen Einkäufen von der Summe blieben, mußte Redlich sogar selbst wieder annehmen; dieser hatte nämlich, um seinem Erretter eine große Freude zu machen, für eine bedeutende Summe einen echten Ostade erstanden und denselben dem alten Tausendkünstler mit einem schönen Glückwunsch und einer leckern Torte zum Geburtstag übersandt. Feilner behielt den Glückwunsch und schickte in seinem Eigensinn Torte und Ostade wieder zurück. Das kränkte den guten Redlich auf's tiefste, und er sprach sich bitter und bekümmert darüber gegen mich aus. Ich wußte Rath, der wunderliche Heilige mußte den Ostade kaufen. Wir nahmen dem redlichen Alten gegenüber zu einer kleinen Unwahrheit unsere Zuflucht, versicherten ihn, der Ostade sei für zehn Louisd'or gekauft, und, wenn er ihm Freude mache und er ihn einmal nicht geschenkt haben wolle, so möge er ihn doch für den ausgelegten Kaufpreis annehmen. — Das that Feilner mit freudestrahlendem Gesicht, zahlte dem lächelnden Redlich die kleine Summe auf und drückte ihm mit dankbarer Wärme die Hände.

Nun sind's ja wohl schon zehn Jahre und darüber, seit beide Männer hier ruhen; sie starben rasch nach einander. Auf beider Gräbern läutet die lindwehende Sommerluft die blauen Blumenglöckchen, und bunte Falter umspielen die nickenden Kelche. Traulich und seltsam flüstert's über uns im Ahornbaum, und einige welke Blätter säuseln sanft hernieder auf Peter Feilners Grab. Sta viator! Hier ruht ein Philosoph, ein Poet, ein Künstler; doch was mehr ist als alles das, — hier ruht ein Mensch.

Uebertragungen aus dem Englischen und Spanischen.

Pegasus im Gemeindepferch.

Nach Longfellow.

Einstmals trat in's stille Dörfchen
Bei des Morgens gold'nem Schein
Das beschwingte Roß des Dichters
Sorglos, läß'gen Schrittes ein.

Herbst war's, unaufhörlich tönte
Wachtelruf vom Feld empor,
Aepfel wie lebend'ge Kohlen
Sahn durch's welke Laub hervor.

Vom bemoosten Kirchenthurme
Scholl der Glocke dumpfer Klang,
Doch es galt ihr Ruf der Arbeit,
Nicht dem Rosse zum Empfang.

Dennoch freut' es sich der Landschaft,
Eingehüllt in Dämmrungsschein,
Dennoch sog es die Arome
Der erstorb'nen Blätter ein. —

Knaben, die zur Schule gingen,
Fanden es am Wiesenrain;
Weise Leut' in ihrer Weisheit
Sperrten's in den Pferch hinein.

Der Gemeinde grauer Bote
Lief durch's ganze Dorf in Eil,
Rief, die Schelle tüchtig schüttelnd:
Ein verlauf'nes Roß sei feil.

Reich' und Arme, Jung und Alte
Eilten hin, ein ganzer Troß,
Wollten seh'n das wunderbare,
Goldbemähnte Flügelroß.

So verging der Tag. — Hernieder,
Feucht und schaurig sank die Nacht,
Doch es ward dem armen Rosse
Futter nicht noch Spreu gebracht.

Ruhig blickt' es, immer harrend,
Durch der Latten Raum hervor,
Sah des Mondes leisen Aufgang,
Sah der Sterne stillen Chor.

Bis um Mitternacht die Glocke
Dumpf vom düst'ren Thurme klang,
Und der helle Ruf des Hahnes
Zu ihm aus dem Pachthof drang.

Da, mit aufgesperrten Nüstern
Brach's entzwei sein Eisenband,
Und die Schwingen weit entfaltend,
Stieg's empor zum Sternenland.

Als das Dorf zu Sorg' und Arbeit
Mahnend, neu der Tag begann,
Sieh, da war das Roß verschwunden,
Niemand wußte wie und wann.

Doch man fand im feuchten Rasen,
Wo die Spur des Hufes war,
Die's im Fliehn zurückgelassen,
Eine Quelle rein und klar.

Von der Stund' an ist die Quelle
Dieser Landschaft höchstes Gut,
Alle, die d'raus trinken, labet
Lieblich klingend ihre Fluth.

Gaspar Becerra.

Nach Longfellow.

Abends saß am Heerd der Künstler,
Von geheimem Gram zernagt,
Träumte von des Ruhmes Kränzen,
Muthvoll bald und bald verzagt.

Immer stand der heil'gen Jungfrau
Bild vor dem entzückten Sinn,
Aber will die Hand es meißeln,
Fliegt es wie ein Traum dahin. —

Aus des Ostens fernem Eiland
War das edle Holz gebracht,
Und der Meister formt und schnitzelt
Unermüdlich Tag und Nacht;

Bis er muthlos und verzweifelt
Dort im nächt'gen Dunkel saß
Und zuletzt des Tages Kummer
In des Schlummers Arm vergaß.

Da rief eine Stimm: Erwache,
Was du schauest im Gemüth,
Form' es aus dem Eichenstamme,
Der auf deinem Heerde glüht!

Er erwacht', und flugs entriß er
Jenen Stamm der Aschengluth,
Formte d'raus das Bild der Jungfrau,
Und er fand, das Bild sei gut. —

O, du Bildner, Maler, Dichter,
Laß es dir zur Lehre sein:
Was dir nah liegt, ist das Beste,
Hauch nur deinen Geist hinein!

Adolf Laun.

Genier' dich vor den Leuten.

Nach dem Schottischen des Alex. Rodger.

Genier' dich vor den Leuten!
Genier' dich vor den Leuten,
Und küß mich nicht grad' in's Gesicht
So grob vor allen Leuten.

Es macht mir just nicht groß Verdruß,
Giebst du mir oder nimmst 'nen Kuß,
Nur daß es keiner sehen muß
Bei Leib' nicht von den Leuten,
Genier' dich vor den Leuten!
Was auch geschieht, wenn's keiner sieht,
Nur hüt dich vor den Leuten!

Denk wie die Leute schänden, Schatz,
Und wie's gleich setzt 'nen großen Schwatz
Um weiter nichts als einen Schmatz,
Den man sich giebt vor Leuten,
Genier' dich vor den Leuten!
Denn Alt und Jung find't Grund genung
Zu lästern bei den Leuten.

Es macht ein Kuß mir just nicht Qual,
Doch sag' ich's ein für allemal:
Es ist mir immer sehr fatal,
Vexiert man mich vor Leuten.
Genier' dich vor den Leuten!
Sind wir allein, so nimm dir ein'n
Doch niemals vor den Leuten.

Ich hab' mit dir so viel gespaßt,
Wie's für ein ehrlich Mädchen paßt,
Doch ist die Freiheit mir zur Last,
Zeigst du sie vor den Leuten.
Genier' dich vor den Leuten!
Bei meiner Ehr' — ich thu's nicht mehr,
Ich thu's nicht vor den Leuten.

Du sagst, ich hab' ein hübsch Gesicht;
Es mag wohl sein — mich kümmert's nicht,
Doch jag' mir's Blut nicht in's Gesicht,
Wie neulich vor den Leuten;
Genier' dich vor den Leuten!
Dein dummer Witz macht mir nur Hitz,
Sei artig vor den Leuten.

Du sagst, mein Mund ist zuckersüß,
Ich meine, Lug' und Trug ist dies;
Unpassend ist es ganz gewiß
Ihn kosten vor den Leuten.
Genier' dich vor den Leuten!
Und wär's auch so, thu's anderswo,
Doch nimmer vor den Leuten.

Und willst du denn bei Ja und Nein,
Daß ich von dir geküßt soll sein,
Geh' hol' vom Pfarr' den Hochzeits-Schein
Und frei' mich vor den Leuten.
Genier' dich vor den Leuten!
Und bin ich dein mit Fleisch und Bein
Nimm zehne — vor den Leuten.

W. H.

Meine Wünsche.

Nach dem Spanischen des Juan Bautista de Arriaza.

Wenn mir die Auswahl unter seinen Gaben
Gott der Allmächt'ge hätte freigestellt,
So möcht' ich nicht die Reiche dieser Welt
Nicht Kron' und Scepter, Gold und Silber haben.

Statt dessen wählt' ich lieber ein erhaben
Talent, wär' ihm nur Lebensglück gesellt;
Allein wie oft ist mancher Wissensheld
Erdrückt von seiner Weisheit und begraben.

Drum bitt' ich nur, es werde mir beschieden
Von dem Allmächtigen ein dreifach Gut,
Damit ich lebe glücklich und in Frieden:

Ein treuer Freund in gut- und bösen Zeiten,
Ein Herz voll Einfalt und voll Edelmuth,
Ein klarer Blick um all mein Thun zu leiten.

W. H.

Die Liebe auf dem Eise.

Nach dem Holländischen des Tollens von F. Ruperti.

Es herrschte der Winter in grimmigem Muth
Und deckte mit blinkendem Eise die Fluth;
Das lockte zum Spiele so Alt wie Jung
Und tönete hell von des Schrittschuhs Schwung.
Schön Elschen, im Dorfe die schmuckeste Maid,
Verlor von dem Nacken ihr goldnes Geschmeid,
Und Konrad, der flinkeste Bursch in dem Ort,
Gewahrt' es und nahm es im Fluge mit fort.

„Was hast du, schön Elschen?“ so spricht er zu ihr,
Die suchend durcheilet das blanke Revier.
„Ach“, ruft sie mit Thränen“, wie ist mir so weh!
Mein goldenes Halsband verlor ich im Schnee.“

„Das stammt wohl vom Freier, dann schmerzt es noch mehr.“
„„Es ist von der Mutter, drum wein' ich so sehr.““
„Sei ruhig! Wir suchen im mondlichen Licht
Und werden es finden. Drum weine nur nicht!“

Sie schreiten und gleiten die Weiten entlang,
Und weiß wird die Bahn von der Eilenden Gang;
Er saust ihr voraus mit des Schwunges Gewalt
Und dreht sich dann wieder, daß knarrend es schallt.
Da winken zum Trinken, gar freundlich erhellt,
Mit Blinken die Fenster vom gastlichen Zelt;
Sie rasten vereint und erfrischen den Sinn
Und hasten dann wieder gestärkter dahin.

Dem Mädchen entgleitet der Schrittschuh, o weh!
Hinsinkt sie, als wär's eine Flocke von Schnee.
Er hebt sie vom Boden gewandt und beherzt
Und stillt ihr mit Küssen die Pein, wo es schmerzt.
Dann fliegen sie wieder hinunter die Bahn,
Indeß sich die Hände stets fester umfahn;
Mag streng auch die Nachtluft umwehn ihr Gesicht,
Sie spüren im Innern die Kälte doch nicht.

Nun rasten sie wieder, und bei dem Gekos
Streift neu sie den Schrittschuh mit Willen sich los;
Er bindet ihn fest, und er zögert dabei,
Sie giebt einen Kuß, und er nimmt sich noch zwei.
Doch leer ward die Bahn, und das Mondlicht verschwand;
Da drückt' er ihr leise den Schmuck in die Hand,
Dazu noch ein Ringlein zu lindern den Schmerz,
Doch wahrt' er als Lohn für das Finden ihr Herz.

Feuilleton.

— * Die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ von Gustav Freytag haben so großen Anklang gefunden, daß bereits eine zweite Auflage erscheinen mußte.

— * Das zweite Heft (1860) von Petermann's „geographischen Mittheilungen“ (Gotha bei J. Perthes) enthält Dr. Theodor Kotschy's Bericht über seine im Herbst 1859 ausgeführte höchst ergebnißreiche Reise in Kleinasien, nämlich von Trapezunt über Erzerum nach dem Wan-See, und von da aus südlich in die früher unbekannten, zu dem unabhängigen Kurdenlande gehörigen Alpenlandschaften. Von dem französischen Reisenden H. Duveyrier enthält dasselbe Heft einen Bericht nebst Originalkarte über seine erste (August bis September 1859 ausgeführte) Reise von Bedeutung im Gränzgebiet der französischen Sahara. — Von dem russischen Akademiker Peter von Koeppin und Herrn G. Schweizer, Director der Moskauer Sternwarte, ist eine Uebersicht der neuesten Berechnungen über Flächeninhalt und Bevölkerung des gesammten russischen Reiches gegeben. — Karl von Ditmar, der Kamtschatka fünf Jahre lang bereiste und gründlich erforschte, berichtet über die Vulcane und heißen Quellen dieses Landes. Außerdem enthält das Heft zwei kleinere Karten und Berichte über zwei der interessantesten Aufnahmen in Nordamerika, nämlich über diejenige vom Fraser River durch Mayne und Begbie (im Jahre 1859) und über diejenige von den Black Hills oder Schwarzen Bergen durch Warren und Hayden.

— * Ein neues Blatt, welches Feodor Wehl vom 1. März an herausgeben will, heißt: Die deutsche Schaubühne, Organ für die Interessen der deutschen Bühne und für die Hebung der dramatischen Kunst. Es soll in monatlichen Heften erscheinen und dramatische Novitäten, Künstlernovellen, Biographieen, Gedichte und allerlei Unterhaltendes bringen.

— * Das Urtheil über Meyerbeer's neue Oper „Dinorah“, fängt an nach den deutschen Aufführungen sich abzuklären und dahin festzustellen, daß man in Paris gewaltig übertrieben hat. So wird aus Frankfurt gemeldet, daß man dort die Aermlichkeit des in Paris vergötterten Stückes herausfühle. „In der That ist eine Oper, die mit einer Wahnsinnigen anfängt, welche bis zuletzt die Hauptrolle spielt, wo sie plötzlich wieder zu sich selbst kommt, doch noch nie dagewesen. Selbst dem größten musikalischen Reiz dürfte es schwer sein die vollendete Abgeschmacktheit in einem solchen Sujet zu überwinden. Nun finden wir aber statt dessen nur äußerst selten den Meister wieder der uns in den frühern bessern Werken entgegentritt, dagegen die auffallendsten Nachklänge aus den spätern Compositionen, namentlich aus dem Nordstern, die uns mahnen, daß wir es hier nur mit einer mühsamen Inscenirung früherer Effectmalereien zu thun haben. Wir sind weit entfernt an dieses „idyllische“ Gemälde die Anforderung des wuchtigen, declamatorischen Tons von Robert, dem Propheten und den Hugenotten zu stellen, aber wir glauben doch von den Pariser Claqueurs und ihren Nachbetern in Deutschland erwarten zu dürfen, daß sie nicht aus ein paar isolirten Liedern eine Apotheose des Meisters machen, der sich zur Ruhe legt, statt sich zum Himmel zu erheben.

— * Boyeldieu und Isouard. Wir haben noch über den zweiten Band der „musikalischen Charakterköpfe“ von Riehl zu berichten und lassen als Probe die Charakteristik zweier Componisten vorangehen, deren Hauptwerke noch heute einen Platz auf der Bühne behaupten. Boyeldieu und Isouard waren eng verwandte und doch gründlich verschiedene Genossen. Die Franzosen nennen Jenen ihren „liebenswürdigsten“ Componisten, und er erwarb sich das größte Anrecht auf diesen Namen schon bevor er Opern schrieb durch seine Lieder und Romanzen. Als junger unbekannter Klavierlehrer entzückte Boyeldieu die Pariserinnen bereits durch seine anmuthigen Chansons von ächt nationalem Gepräge und legte damit den Grundstein seines Rufes als Tondichter. Chanson und Romanze sind in Form und Farbe das eigenste musikalische Erbstück der Franzosen, wie alle ächte Volksweise die älteste Ueberlieferung mitten in der modernen Kunstmusik treu bewahrend. Da die Franzosen im Mittelalter vor andern Völkern Europas den ritterlich galanten Gesang mit all dem übrigen Spiele des Ritterthums, der Chevalerie, Galanterie und Courtoisie ausbildeten, so ist es kein Wunder, wenn uns heute noch aus der französischen Romanze trotz aller Modezuthat eben so gut ein romantischer Ton entgegenklingt, wie altdeutsche Innigkeit, Einfalt und Treuherzigkeit aus dem deutschen Liede. Schon die Sprache giebt der Romanze und der Romantik Namensvetterschaft. Und da die französische Operette vorzugsweise auf die Form des Chansons und der Romanze gebaut ist, so bewahrte sie selbst in der steifsten Zopfzeit nicht nur ein volksthümliches, sondern auch ein gewisses romantisches Gepräge, welches freilich mit dem Textbuch, das in der Regel in den Verwickelungen und Spässen des platten bürgerlichen Lebens der Zeit sich bewegte, meist in wunderlichem Gegensatze steht. Die deutschen Romantiker spürten schon frühe dieses befreundete Element, und Fouqué warf bereits zur Rettung Gretry's vor dem romantischen Tribunal die Frage auf, ob nicht in den ergreifenden Royalistenliedern aus „Richard Löwenherz“ ächte, vom Volke fortgepflanzte, Klänge aus der Zeit der Kreuzzüge bis zur Partitur des modernen Tonsetzers herübergedrungen seien! Allein ganz abgesehen von solch schwindelnder Hypothese mußte der Volksliederklang in Gretry's, Isouard's und Boyeldieu's Opern an sich schon dem

romantisirenden Geiste der Zeit behagen; denn das Volkslied als der unmittelbare, über die ungenügende Form emporstrebende Erguß des Gefühls war als solches der akademisch kunstgerechten Arie gegnerisch, und die dichtenden Romantiker sammelten ja selbst so fleißig Volkslieder, und Weber bürgerte als ächter Romantiker das Lied ebenbürtig neben der Arie in der deutschen Oper ein. Bojeldieu's berühmteste Jugendromanze hieß schon im Titel bedeutungsvoll „der Minstrel", und die beliebteste Nummer aus seinen Opern war lange Zeit die Romanze vom Troubadour im „Johann von Paris." Isouard und Bojeldieu haben also Beide gemeinsam ihren Ausgang von der leichten, volksthümlichen Liedesform genommen, und durch ihre bald marschmäßig feurige und chevalereske, bald tanzbar lustige, bald zart sentimentale Behandlung dieser Weise, versetzt mit dem modern französischen Witz der musikalischen Parallelen und Contraste und des geschwätzig dahin gaukelnden Parlandos die gattungsmäßige Eigenart der Operette gewahrt und gefördert. Allein in Einer Naturgabe waren sie grundverschieden. Bojeldieu war ein bedächtiger, sorgsamer Arbeiter, ein Mann der Feile und der letzten Hand, und Isouard ein Mann des ersten Gusses. Bojeldieu mußte sich hinein arbeiten in das Feuer des Schaffens, Isouard mochte vor eben diesem Feuer gar schwer zum rechten Arbeiten kommen; Bojeldieu konnte sich rühmen, daß nie eine seiner Opern ganz durchgefallen sei in Paris, daß alle wenigstens die zweite Vorstellung erlebt hätten; er begann aber auch vorsichtig erst zu schreiben, wenn die ganze Oper oder wenigstens das ganze Tonstück voll ausgedacht in seinem Kopfe stand; Isouard suchte schreibend erst die Gedanken. Darum bedurfte der Eine einer äußeren Sammlung, die der Andere entbehren konnte; Bojeldieu mußte tiefe Ruhe ringsum haben, und das Componiren glückte ihm am besten in der Stille der Nacht; Isouard componirte eben so leicht am Tage und darum freilich manchmal auch in den Tag hinein. Bojeldieu schrieb seine komische Oper „die umgeworfenen Wagen" nicht weniger als dreimal um in drei verschiedenen Perioden seines Lebens, daher wohl die Sage, daß ihm dieses kleine Werk acht volle Jahre gekostet habe; sein so beifallgekrönter „Kalif von Bagdad" war die Umarbeitung eines wegen Mangels an Beifall zurückgelegten Jugendwerkes „Benjowsky", und in andern Opern trug er durch spätere Einlagen und Verbesserungen oft noch das Wirksamste nach. Das gangbare Vorurtheil, daß es nur in der Literatur, nicht aber in der Kunst neue „verbesserte" Auflagen gebe, ist von zweien unserer größten Meister, von Bach und Beethoven, schlagend durch die That widerlegt worden, und auch der bescheidene Bojeldieu hat seine besseren Werke ursprünglich und künstlerisch geschaffen und nicht bloß gemacht, obgleich er so fleißig umschrieb und nachbesserte. Die unterschiedene Art des Arbeitens wurzelte bei Isouard und Bojeldieu jedoch nicht bloß im Gegensatze des Naturells sondern auch der Schule. Der Malteser Nicolo Isouard war schon von Geburt ein halber Italiener, er hatte seine Jugend in Italien verlebt und seine Studien bei dem federflinken Neapolitaner Guglielmi begonnen. Der Zug zur leicht dahin gleitenden opera buffa der neapolitanischen Schule geht durch alle seine Werke. Bojeldieu dagegen war ein Freund und Schüler Cherubini's, des gewissenhaften Meisters, der über dem Fleiß des Einzelnen sogar manchmal den Fluß des Ganzen vergaß und, als Künstler beiden Nationen angehörend, dennoch den Deutschen am nächsten stand. Man nehme diesen Gegensatz italiänischer und deutscher Schule, Guglielmi's und Cherubini's und man wird, auch abgesehen von der zwiegearteten Naturgabe Isouard's und Bojeldieu's, den Unterschied ihres Schaffens begreifen. Deutsche Kritiker rühmten selbiger Zeit sogar das „Mozart'sche Muster" an Bojeldieu's Ouverturen und Finales, und mehrere der ersteren wurden wegen ihrer feinen, geistvollen Arbeit dauernd gangbare Concertstücke in Deutschland. Als Bojeldieu 1819 den Parisern sein langsam vollendetes und darum mit der Ungunst überreizter Erwartung aufgenommenes „Rothkäppchen" brachte, fanden diese die Musik sogar zu gekünstelt und meinten, weil Bojeldieu eben erst Mitglied der Akademie geworden, so glaube er wohl gleich langweilig werden zu müssen. Man wird nicht ungestraft Akademiker; allein mit der Gelahrtheit Bojeldieu's hatte es trotzdem nicht allzuviel auf sich. Er hatte Züge der Schule Cherubini's, doch ein vollgültiger Schüler dieses Meisters war er gewiß nicht, und die leichte Anmuth des französischen Romanzensängers blieb trotz aller gearbeiteten Ensembles sein größter Vorzug. Cherubini feilte und studirte, um seine Werke ernster und tiefer, Bojeldieu, um sie leichter, flüssiger zu machen. Es war der besondere Ruhm seiner Technik, daß er, wie wenige Franzosen die Kunst verstand, mannichfache Motive zu einem einheitlichen Ganzen gefällig zu verweben, während es nur zu oft die Art seiner Landsleute ist, statt gleichmäßig wohlgebauter großer Tonstücke allerlei interessantes Stück- und Flickwerk zusammenzuleimen. Uns Deutschen erschien Bojeldieu minder originell als Isouard, weil er unserer Kunst und Art verwandter war; vielleicht hätten dann die Italiener Isouard minder originell gefunden, wenn sie sich überhaupt um französische Musik bekümmerten. Allein die Originalität beider Meister gehört vorzugsweise der Gattung: im Vergleich mit deutschen oder italiänischen Opern springt ihre Eigenart sofort in's Auge, vergleicht man beide Tonsetzer miteinander, oder auch nur mit Berton, Dalayrac, Monsigny ꝛc. so ist sie schwer zu bestimmen.

— * Ein neues Trauerspiel von Brachvogel, dem Verfasser des „Narciß", wird in Berlin gegeben. Es heißt „Der Usurpator" und hat Oliver Cromwell zum Helden. Der Dichter scheint der schwierigen Aufgabe, die sich vor Kurzem auch Emil Palleske setzte, nicht ganz gewachsen gewesen zu sein, denn der Erfolg war nur ein getheilter. Ein Beurtheiler der Tragödie bemerkt sehr richtig: Cromwell ist ein Mann, von dem ziemlich dasselbe gilt, was ein bekanntes Dichterwort von einem Anderen aussagt, daß sein Charakterbild nämlich in der Geschichte „schwanke"; ja das Bild Cromwells ist nicht bloß von der „Parteien Gunst und Haß" entstellt, es erscheint vielmehr überhaupt in Farben gemalt, die vor dem Auge des Betrachters gleichsam ein phantasmagorisches Spiel treiben, so daß man die Züge nur mühsam, vielleicht auch gar nicht bestimmt erkennt. Die Aufgabe, den berühmten Politiker Englands zu schildern, verlangt nicht nur einen tüchtigen Poeten, sondern zugleich auch einen bedeutenden Historiker, und erst, wenn letzterer seine Schuldigkeit gethan, wird jener ein Beispiel zu dem Argument liefern können, um dessen willen Aristoteles in seiner Poetik die Dichtkunst „philosophischer" nennt als die Geschichte. Die Beziehung Cromwells zu dem politischen Parteitreiben der Zeit wird durch das Stück keineswegs genügend klar. Der Verfasser hält den Gattungsbegriff des „Usurpators" fest, d. h. eines Menschen, der sich, weniger im Drange der Umstände, als aus Ehrgeiz eines unrechtmäßigen Besitzes bemächtigte. Aber Brachvogels Cromwell beharrt nur äußerlich in der Stellung, die er einmal eingenommen, und die Hinrichtung des Königs, die hier als eine ganz persönliche That des Usurpators erscheint, wird für letzteren eine Last, unter deren Druck er, ohne sie abwälzen zu können, zu Grunde geht: mit andern Worten, Cromwell kommt zur Erkenntniß, daß er Karl I. als einen völlig Unschuldigen gemordet, und er erliegt der Reue über das begangene Verbrechen. So sehr der Geschichtskundige sich auch sagen wird, daß unter solchen Verhältnissen für die Forschung wenig Schwierigkeit oder Unklarheit vorhanden gewesen wäre, so mag der Kritiker immerhin dem Dramatiker seine besondere Auffassung gestatten. Es kommt nur darauf an, daß diese Auffassung sich begründen läßt, ohne der Geschichte in einem wirklich wesentlichen Punkt Gewalt anzuthun. Bei Brachvogel ist Cromwell nichts mehr und nichts weniger als das Opfer einer Intrigue. Der Dichter bediente sich zur dramatischen Verwicklung jener Erzählung von einem geheimen Briefe des Königs an seine Gemahlin, der mittelst eines Sattels befördert werden sollte. Cromwell hatte mit dem Könige ein Abkommen geschlossen, ihm wieder zum Thron zu verhelfen; Karl jedoch benachrichtigte seine Gemahlin, daß er sich dereinst der eingegangenen Verbindlichkeiten durch einen „hanfnen Strick" entledigen werde. Diese Entdeckung bestimmte den Usurpator bei Brachvogel, die Hinrichtung rasch zu vollziehen. Die Wahrheit der vorhin erwähnten Erzählung ist angefochten worden: indeß hat man sie durschnittlich als historisch gelten lassen. Wie nun aber verfuhr der Dichter weiter? Er ließ seiner Kombination freien Lauf und wir hören plötzlich, daß der Brief durch eine Intrigantin, durch Lady Percy, gefälscht war, und mit einem Schlage verliert Cromwell allen Grund und Boden, so daß er sich fortan als einen Getäuschten und leichtsinnigen Frevler betrachten muß. Ist diese Fälschung historisch? Wir bekennen, nie eine derartige Wendung in der Geschichte Cromwells gelesen zu haben, und wir halten sie daher für eine Erfindung des Dichters. Ist nun aber letzteres der Fall, so ergiebt sich von selbst die Bemerkung, daß Brachvogel den Kern der Charakteristik seines Helden statt auf irgend einen geschichtlich beglaubigten Zug, auf eine völlig willkürliche Annahme baute, eine Kombination, die den Werth der Charakteristik selbst zerstört. Die Motive, die den Dichter leiten mochten, geben sich unschwer zu erkennen. Es kam ihm offenbar zuvörderst darauf an, durch die Erfindung einer derartigen Verwicklung auf den theatralischen Zweck hinzuarbeiten. Doch machten sich auch hierbei ein Paar Uebelstände geltend. Einmal ist die Kunde von der Brieffälschung nach Art einer Ueberraschung behandelt, wie sie in wahrhaft künstlerischen Compositionen nicht vorkommen darf; andererseits aber reicht die Verwickelung nur für die ersten drei Akte aus, so daß die beiden letzten sich als allmälig ausklingende Folgerungen anschließen. Es hängt dies mit dem weiteren Wesen des Stückes selbst zusammen. Man kann dasselbe nämlich keineswegs im eigentlichen Sinne ein Trauerspiel nennen. Der Dichter faßte einen elfjährigen Zeitraum der Geschichte zusammen und illustrirte ihn gleichsam durch eine Reihe mehr oder weniger unter einander verbundener, scenischer Bilder. Der Hauptaccent liegt fast überall auf den Situationen, und bei dem Talent, welches Brachvogel unleugbar für den theatralischen Effekt besitzt, konnte es nicht fehlen, daß die Gruppen- und Gipfelbildungen der Handlung oder der Vorgänge häufig einen guten Beifall weckten, besonders bei jenem Theil des Publikums, der sich mehr durch die Wucht der einzelnen Momente, als durch die Betrachtung des Ganzen bestimmen läßt. Wer sein Augenmerk auf die übrigen Seiten des Werkes richtete, vermißte das klare und verständliche Hervortreten der geschichtlichen Substanz, der großen politischen Ereignisse in ihrem Wesen und Zusammenhange, ferner die eigentlich dramatische Spannung, endlich die durchgebildete und abgeschlossene Charakteristik.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Bremer Sonntagsblatt.

Achter Jahrgang.

№ 10. Bremen, 4. März. 1860.

Inhalts-Anzeige.

Franz von Sickingen.

Ein historisches Bild.

Versteht ihr euch auf Heraldik, auf die Zeichen und Ueberlieferungen der Genealogie, auf Wappenschilder und Ahnenbilder? Wenn es der Fall, gut für euch; ihr werdet gleich die Kenntnisse verwerthen können. Auch wird es vortheilhaft sein, wenn ihr euch an das erinnern wollt, was ihr je über mittelalterliche Baukunst, über Schlösser und Burgen gehört oder gelesen habt. Dann werde ich sofort an eure hinreichende Einbildungskraft Berufung einlegen können und nicht nöthig haben, alte, verfallene Mauern wieder aufzubauen und euch die Thore, die Zugbrücken und Alles zu beschreiben, was zu der Ebernburg bei Kreuznach gehörte, ehe sie im Jahre 1523 zerstört wurde. Gewiß ihr könnt euch denken, wie das Haus zu Ebernburg aussah, wenn ihr euch des Schicksalswechsels erinnert, den andere Wohnungen alter adeliger Herren erlitten haben.

Chronologie war nie meine starke Seite, und deßhalb sei es verziehen, wenn ich mit arithmetischer Genauigkeit den Tag und die Stunde zu bestimmen außer Stande bin, an dem ich euch nach der „Herberge der Gerechtigkeit" einlade. Vielleicht aber genügt auch eine ungefähre Zeitangabe. Nach dieser ungefähren Zeitangabe müssen wir unsern Besuch im Jahre 1521, und zwar im März oder Anfangs April, abstatten. Wir treten gegen Abend in den großen Saal. Wäre es im Juni oder Juli, wir träfen die Herren vor den geöffneten Fenstern, es wäre luftig und kühl in dem hohen Gemach, duftendes Laub deckte die Wände und Bilder und die Waffen, die Harnische und Helme, die dort aufgehängt sind, und die Gesellschaft würde kühlen Rheinwein trinken. Nun wir uns dagegen verabredet haben, mit dem rauhen Wetter des ankommenden Frühlings auf der Burg einzusprechen, muß ich die Glasfenster schließen, den langen Tisch zum Kamin hinschieben, um ihn Stühle stellen und ein großes Feuer anzünden. Auf dem obern Ende der Tafel stehen Wachskerzen, tiefer unten einige Talglichter. In dem weiten Saale ist es allerdings ziemlich dunkel und die Temperatur frostig genug, allein in der Nähe des Kamins verbreiten das Feuer und die Lichter hinreichende Helle, und auch an behaglicher Wärme wird es nicht fehlen, wenn nur die schweren Klötze und Wurzelstöcke gut anbrennen. An Holz ist auf dem Schlosse kein Mangel; Bäume vollauf stehen in den Waldungen der Ebernburg, und es ist nicht zu besorgen, das Kaminfeuer könnte erlöschen. Auch trinkt die Gesellschaft heißes Bier und heiße Weine, sie plaudert sehr lebhaft, und Jeder hat das lebendigste Interesse für den verhandelten Gegenstand; man wird in dem Kreise weder Wärme noch Behaglichkeit vermissen.

Die gewöhnliche Höflichkeit erfordert eine Vorstellung, gebietet, daß ich euch mit der Gesellschaft bekannt mache. Wer ist der dicke Herr mit dem grünen Sammtwamms, das reiche goldene Tressen besetzen und dessen bauschige Aermel mit feinem Einhornfell gefüttert sind? Vorn auf dem Wamms bemerkt ihr deutlich eine Stickerei. Wenn ihr etwas von Wappenkunde versteht, wißt ihr, was die rothe Raute und die sieben rothen Streifen auf goldenem Felde bedeuten, die man sonst auf dem Schilde des dicken Herrn abgebildet sieht. Es ist der Ritter Hartmuth von Kronberg, Anführer eines Fähnleins Fußbogenschützen und einer der tapfersten Befehlshaber im kaiserlichen Heere, dem der doppelte Sold von 200 Gulden bezahlt wird. Er hat vielfache Beweise von seiner Tapferkeit gegeben. Ihm gegenüber sitzt ein Krieger von nicht minderem Ruf, der Ritter Dietrich von Handschuhsheim, der Gegenschwäher des Besitzers der Burg, und auch dessen Schwager, der Domsänger Philipp von Flersheim, befindet sich in der Gesellschaft. Merkel euch immerhin die Gesichtszüge dieses Mannes. Nicht allzulange wird es währen, und dieser Mann trägt den bischöflichen Purpur von Speyer, und die gespannte Aufmerksamkeit, mit welcher er jetzt, wie es euch nicht entgeht, den Gesprächen der Versammelten folgt, erklärt sich, wenn ich euch verrathe, daß dieser Philipp von Flersheim dereinst die Chronik der Ebernburg, ihres Herrn und ihrer Gäste, schreiben wird. Sein Nachbar rechts — gefällt euch der Mann? Wenigstens sieht man dem Greise an, daß sein Leben ein sturmerprobtes, ein vielbewegtes gewesen. In der That, Kaspar Aquila ist durch die Schule seltsamer Schicksale gegangen. Als Feldpropst bei verschiedenen Hauptleuten angestellt, hat er ein gut Stück Erde, Deutsche wie Welsche, durchwandert; des Wanderns müde, ward er endlich Pfarrer in der Gegend von Augsburg. Aber Ruhe sollte ihm und Frieden in dem Asyl nicht erblühen. Der Mönch von Eisleben hat seine Feder in Bewegung gesetzt. Kaspar ist begeistert von den Flugschriften des Mönchs und hat deß kein Hehl. Das Zeugniß bringt ihn in die bischöflichen Kerker zu Dillingen. Es ist ihm gelungen, aus der strengen Haft zu entwischen und sich nach der „Herberge der Gerechtigkeit" zu retten. Gleich ihm ist auch Martin Bucer, der am untern Ende der Tafel Platz gefunden, der aber nachmals als Straßburgs Reformator glänzen wird, von dem gastfreien Schloßherrn auf der Ebernburg eine Zufluchtsstätte gewährt worden, und auch die beiden andern Männer in seiner Nähe da sind Flüchtlinge, denen sich die Ebernburg geöffnet hat. Der eine von ihnen, der Weinsperger Johann Oecolampadius, ist dem Brigittenkloster Altenmünster entflohen; hätte sein Abt ahnen können, daß dieser Mönch als der schweizerische Melanchthon hochberühmt und hochverdient werden wird, ich glaube, er hätte ihm das Entwischen sauer gemacht. Der Andere nennt sich Johann Schwebel und ist ein Landsmann von Reuchlin. Er hat den heiligen Geistorden verlassen und war deßhalb in seiner Heimath nicht mehr sicher. Auf der Ebernburg fand er nicht allein die Sicherheit, sondern auch ein Glück, an das der Flüchtling schwerlich gedacht haben mochte, als er hieher seine Schritte lenkte. Er ist glücklicher Bräutigam, und der Schloßherr wird ihm in den nächsten Tagen die Hochzeit ausrichten.

Ob es das gleiche Lebensalter bewirkt, daß mit dem jungen Bräutigam ein anderer junger Mann so tief im Gespräche verstrickt ist? Gebt einmal Acht, wie vertraulich die Beiden mitsammen schwatzen! Ihr wollt erfahren, wie der zweite junge Mann heißt. Das ist der berühmteste von allen, die euch bisher vorgestellt worden. Nun richten sich, nachdem ihr das erfahren, eure Blicke mit doppelter Aufmerksamkeit auf den bisher Uebersehenen. Allerdings in seiner äußeren Erscheinung ist der Gast verfallen, er sieht müde und todkrank aus, und um so unheimlicher däucht euch die wildlodernde Gluth, die aus seinem Auge sprüht. Eure Blicke fallen auf Ulrich von Hutten.

Möglich, daß es euch beifällt, endlich nach Wirth und Wirthin zu fragen. Sonst pflegte doch die Herrin der Ebernburg nicht abwesend zu sein, wenn ihr Gatte werthe Gäste bewirthete. Im Gegentheil, Hedwig von Flersheim steht in dem Rufe, die liebenswürdigste und zuvorkommendste Wirthin zu sein. Weßhalb denn versäumt sie heute die Pflichten der Hausfrau, weßhalb fehlt sie heute in der Halle? Daran trägt Ulrich von Hutten die Schuld. Hedwig lebt der alten Kirche. Vor Jahren hat sie den Gatten bestimmt, unweit der Ebernburg eine Beguttenklause zu erneuen und zu begaben; noch neuerdings haben die Bitten der frommen Frau den ritterlichen Gemahl zu der Zusage vermocht, einen Theil der reichen Beute aus der Fehde mit dem Herzog von Lothringen zum Bau eines Franziskanerklosters zu verwenden. Da ist der fahrende Schüler auf das Schloß gekommen und hat über den Plan, „den holzfüßigen Franziskanern ein neues Nest zu bauen“, so höhnisch gespöttelt, daß der Ritter das Versprechen zurückgenommen, welches er seiner Ehefrau gegeben. Ach, der böse Ulrich! Frau Hedwig verwünscht sein Kommen. Seitdem er gekommen, ist das Schloß ein Sammelplatz für die Feinde ihres Glaubens geworden, und die Gäste ihres Gatten sind seitdem nicht mehr ihre Gäste.

Das Geschlecht derer von Sickingen war alten Ursprungs, aber weder berühmt noch begütert. Erst Schweickard von Sickingen, dem Vater von Franz, war es gelungen, das Haus emporzubringen. Viel an dem Erfolge dankte er der Ebernburg, die in dem Winkel, den an der Nordspitze der jetzigen bayerischen Pfalz die Einmündung der Alsenz in die Nahe bildet, auf einem steilen, unzugänglichen Felsen gelegen und von dem Ritter mit stattlichen, festen Werken versehen, für dessen Unternehmungen von höchstem Werthe war. Die Natur dieser Unternehmungen kennzeichnet ein Wort; Herr Schweickard von Sickingen trieb das adelige Handwerk eines Wegelagerers und Raubritters. Man irrt, wenn man das Handwerk für besonders einträglich hält; es gab der Concurrenten zu viele; fast jeder Edelmann sah damals und in den folgenden Jahrzehnten, wie aus Götzens von Berlichingen naiven Selbstbekenntnissen zum Greifen erhellt, in seinem Adel das unbestreitbare Privilegium, Bauern zu brandschatzen und auszuplündern, Kaufleute niederzuwerfen und zu berauben. Schweickard war ganz aus dem nämlichen Holze geschnitzt, wie seine Standesgenossen, und wenn für ihn das adelige Räubermetier lucrativer ausfiel als für jene, wenn er werthvolle Güter anhäufte und seine Besitzungen beträchtlich ausdehnte, so erklärt sich das Resultat einfach aus der Thatsache, daß er als ein Räuber im höheren Stile arbeitete. Der begehrliche Geist des Mannes war stets auf das Große und Ganze gerichtet; die Bereicherung durch kleinen Gewinn verschmähte er. Seiner gefürchteten Tapferkeit wegen zum Marschall der Pfalz ernannt, benutzte er die Stellung, um Schläge im Großen auszuführen. Den Herren von der Landstraße galt er für ein Muster des Standes, und Alle bewunderten und beneideten ihm das Geschick, mit dem er unter plausibeln Vorwänden Fehden vom Zaune zu brechen wußte. Es gab ein Ding, das der ewige Landfrieden des Kaisers Max hieß, ein gar unbequemes Ding; die Verordnung, wenn schon oft genug übertreten, hinderte doch, daß die Herren so ohne Weiteres den Städten Fehde ansagen und der Eine des Andern Leute ausplündern, die Dörfer anzünden und die Felder verwüsten konnte. Auf das Entdecken von Vorwänden zu Fehden verstand sich Schweickard von Sickingen meisterhaft. Lange hatte er es auf das reiche Köln abgesehen, lange nach einem Grunde zum Friedensbruch mit der Stadt gesucht. Da bringt er zufällig in Erfahrung, der Stadtrath habe eine neue Ordnung erlassen, nach welcher Fremde des Abends die Straßen nicht bewaffnet betreten dürfen. Den nächsten Abend erscheint der Ritter, seinen Dolch im Gurt, auf dem Markte von Köln. Er wird gezwungen, die Waffe abzuliefern, d. h. er hat seinen Zweck erreicht. Nun kann er für die ihm persönlich zugefügte Schmach von Stund an der Stadt den Absagebrief schreiben und ihr Eigenthum schädigen nach Können und Vermögen.

Der Krug geht, wie es im Volksmunde heißt, so lange zu Wasser, bis er bricht. Ritter Schweickard von Sickingen macht auf dem Blutgerüste seine Rechnung mit dem Himmel. Er hat in dem bayerischen Erbfolgekriege von 1503 die nichtigen und aus der Luft gegriffenen Ansprüche seines Herrn von der Pfalz gegen den Spruch des Kaisers Max verfochten; in die Gefangenschaft gerathen und zur Strafe für jenen Ungehorsam und die früheren Gewaltthätigkeiten, über welche sich, nun der hochstrebende Mann gefallen, von allen Seiten Klagen erheben, zum Tode verurtheilt, bestellt er sein Haus. Das Vermögen verbleibt seinem ältesten und einzigen Sohne Franz, der ihm im Jahre 1481 geboren wurde. Der Vater weiß, daß der Erbe kein unwürdiger. In Franzens Geburtsstunde hat Schweickard die Sterne beobachtet und eine wundersame Constellation am Himmel bemerkt, aus welcher er entnommen, daß der Neugeborne ein treffliches Ansehen in der Welt gewinnen, wenngleich sein Ende ein beschwerliches sein wird. Auch hat der Jüngling an mehr als einem kühnen Ritt des Vaters Theil gewonnen, und die Theilnahme ist von der Art gewesen, daß sie des Vaters Herz freudig schwellen machte. Franz hat sich als einer der verwegensten und wildesten unter den wilden und verwegenen Mannen des Wegelagerers erprobt und bewährt; das gemehrte Familiengut kann seiner Obhut ohne Besorgniß anvertraut werden, er würde sich dasselbe entreißen oder verkümmern lassen. Nachdem er das Testament untersiegelt, empfängt Schweickard von Sickingen als guter Christ die Absolution der Kirche; Tags darauf fällt sein Haupt auf dem Block von der Hand des Henkers.

So adeligen Todes starben am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Väter vieler Edelleute. Weßhalb sollte sich Franz des Geschickes betrüben, weßhalb der Umstand, daß seines Vaters Haupt dem Nachrichter verfallen, dem eigenen Fortkommen hinderlich sein? Auch kann der tragische Akt ihn selbst nicht abhalten, auf der Bahn fortzufahren, auf welcher er unter Anleitung des Todten seine Debuts gemacht. Einen Reisenden auf offener Landstraße niederwerfen, ist so gut ritterliches Vorrecht, wie einen Hirsch über die Saatfelder der Bauern zu Tode hetzen; ja wohl, das ist Beides ritterliches Vorrecht, Franz hat es nie anders gehört, und ein Zweifel an dem Rechte des Ritters liegt ihm so ferne, wie etwa ein Zweifel an dem Rechte des Priesters, der im Beichtstuhl die Sündenschuld vergiebt und am Hochaltar den Segen spendet. Da ihm Geld und Gut verblieben, sammeln sich die versprengten Knechte des Vaters alsbald auf der Ebernburg zu lichten Haufen; fremde Fähnlein werden als Zuzug geworben. Nicht umsonst hat Schweickard den gelehrigen Sohn gelehrt, das Kleine zu verachten und nur nach dem Großen zu greifen. Kurze Frist, und es heißt allgemein, der Alte, dessen Gebein auf dem Hochgericht bleicht, sei nur ein kleines, schwaches Licht gegen den Jungen gewesen. Franz treibt es systematisch, prinzipiell, mit Methode und Disposition. Die Erfindung des Wechseldiscontirens und Prolongirens war einer spätern Zeit, war den modernsten Raubrittern, den Geldwucherern und Geldspekulanten unsrer Tage vorbehalten, aber man kannte damals bereits eine andere Art von Finanzgeschäften, in denen Franz excellirte. Der Ritter ließ sich ausstehende Guthaben und Schuldforderungen ab-

treten, oft mit Gewalt und ohne den mindesten Entgelt, oder er nahm, gleichviel ob auf ein wirkliches, ob auf ein nur fingirtes Mandat hin, einen Rechtshandel, der durch die Gerichte verzögert war, in seine Hand; er warf sich, nicht selten ungerufen, zum Advokaten verbannter Bürger einer Stadt auf, oder er plaidirte für beeinträchtigte Unterthanen eines Fürsten. Die Großmächte im heutigen Sinne existirten zu jener Zeit nicht, mithin auch nicht die sechste und jüngste Großmacht, die öffentliche Meinung; aber trotzdem existirte selbst in dieser rechtelosen und wenig geordneten Zeit etwas, was die letztere vertrat. Der Gang der Reformation beweist, von welchem Werthe die Unterstützung dieses Surrogats der öffentlichen Meinung für Denjenigen war, der sie besaß. Franz von Sickingen täuschte sich über die Bedeutung des Faktors keinen Augenblick. Eben dadurch unterscheidet sich Franz von der großen Masse der andern Gewerbsgenossen, die zwar auch mitunter ihr Thun mit ähnlichen Vorwänden beschönigen mochten, bei denen indeß die Spekulation auf die öffentliche Stimmung eine mehr zufällige als eine regelmäßige und systematisch betriebene ist; eben daher erklären sich die großen Erfolge, welche Jener errang. Zwei Fehden vor Allem waren es, nach deren glücklicher Durchkämpfung der länderlose, einfache Ritter von niederm Adel als eine Macht im Reiche zählte, die Fehde mit Worms und die Fehde gegen den Herzog von Lothringen. Als in der ersteren Abmahnungen und Ladungen des Kammergerichts an ihn ergingen, zerhieb er, laut spottend, die Pergamente mit dem Schwerte; selbst die kaiserliche Acht, die darauf über den Friedensbrecher verhängt wurde, hinderte ihn keine Minute an der Fortsetzung seiner Operationen. Dem Richtspruch Nachdruck zu verleihen, war Kaiser Max bei der Unzahl von Verlegenheiten, in die er verwickelt, außer Stande; sobald die Bedrohten sich überzeugten, daß sie vergebens auf die kaiserliche Hülfe gewartet, erkauften sie sich um beträchtliche Summen den Frieden von dem Angreifer. Metz z. B. zahlte an Sickingen 20.000 Gulden, Hessen 50.000 und im Verhältniß andere Städte und Landschaften.

Mit den Kühnen ist das Glück. Die Kühnheit, mit welcher Franz der Acht des Kaisers gespottet, trug ihre Früchte. Wie die Städte, traf auch der Kaiser sein Abkommen mit dem Ritter. Der Krieg gegen den widerspenstigen Ulrich von Würtemberg mußte dem bedrängten Reichsoberhaupte den Beistand eines so einflußreichen und mächtigen Führers wünschenswerth machen; die Acht wurde zurückgenommen und für die Fehden und den wiederholten Friedensbruch Verzeihung zugesichert. Dafür betheiligte sich Sickingen in dem Lager des Kaisers an dem Feldzuge wider Würtemberg. In diesem Kriege war es, daß er die Bekanntschaft Ulrichs von Hutten machte, eine Bekanntschaft, die entscheidend für sein ganzes Leben werden sollte.

Der letzte Ritter, wie sie ihn wohl nennen, ist zu seinen Ahnen beigesetzt, Sachsens weiser Kurfürst hat die Krone ausgeschlagen, Franz von Frankreich und Karl von Spanien bewerben sich um das herrscherlose Reich. Sickingen bietet seine Dienste der französischen Partei an. Der Antrag wird gern angenommen, aber der Ritter findet bei dem Engagement nicht die erwartete Rechnung. Die Natur hat ihn mit einem scharfen Blick begabt; instinktartig beginnt er zu fühlen, daß die Chancen für den zweiten Thronbewerber sich mehren und die Wage der Entscheidung diesem zuneigt. Eiligst löst er die unfruchtbare Verbindung mit Frankreich, um als willkommener Parteigänger in dem spanisch-österreichischen Lager aufgenommen zu werden. Die Kassen Karls stehen leer; die Truhen des Ritters hat die Wormser Fehde gefüllt. Er verpflichtet sich den König durch ein baares Darlehen von 20.000 Gulden. Der Dank folgt auf dem Fuße. Franz von Sickingen wird kaiserlicher Feldhauptmann, kaiserlicher Rath und Kämmerer mit einem Jahrgehalt von 3000 Gulden. Eine Leibwache von zwanzig Kürassieren wird ihm ausdrücklich gestattet. Als er zu Karls Krönung am 23. October 1520 zu Aachen erscheint, wird er mit so zuvorkommender Auszeichnung behandelt, daß er sich der Verwirklichung seiner politischen Plane schon nahe wähnt.

Wie? diesen Mann, der ohne Erziehung und Bildung, ohne einen andern Ehrgeiz als die Sucht, durch verwegene Abenteuer zu glänzen und dabei seine Besitzthümer zu vermehren, aufgewachsen und groß geworden ist, dieser Mann trägt sich mit politischen Planen?

Allerdings trägt sich jetzt Sickingen mit weitschauenden Planen und großartigen Entwürfen. Wenige Wochen haben genügt, dem Geiste des Mannes eine sehr veränderte Richtung zu geben.

Im Spätsommer 1520 ist Ulrich von Hutten auf der Ebernburg als Gast eingetroffen. Der Besuch hat die Veränderung des Schloßherrn bewirkt.

Es ist etwas wunderbar Großes um den Geist des Menschen. Wie haben sie dich mißhandelt, Ulrich von Hutten, die reisigen Knechte der Loetze, der Greifswalder Krämer, die dem Entblößten einst armselig Unterschleif und Zehrung reichten; wie hat man allerseits die Schalen galligten Ingrimms über den fahrenden Vagabunden entleert, wie ihn geschmäht und verrufen, weil das Gift der Krankheit an dem Mark seiner Knochen zehrte, wie haben dem Flüchtigen und Ausgestoßenen Neid und Haß und Unverstand die Verfolgung fortgesetzt und die Dornen zusammengehäuft bis zum Grabe auf der entlegenen Insel im Zürichersee! Die Jahrhunderte sind seitdem vorübergerauscht, verklungen und versunken in Nacht sind die Namen von Tausenden, die sich so hoch über dem fahrenden Vagabunden stehend wähnten, nichts ist von ihnen übrig geblieben, von ihren Schätzen und Würden und Ehren und eingebildeten Verdiensten. Die Gestalt des Ritters aber, der so bettelarm und würdenleer und doch so hoch gefürstet durch seinen Geist, würde auch ohne das gelungene Monument, das ihm neuerdings von Strauß gesetzt worden, für alle Zeiten als die geistvollste und genialste Erscheinung unter den zahlreichen Kräften hervorragen, welche als groß und bedeutsam angelegte Naturen im Reformationszeitalter auftauchen.

Die charakteristische Bedeutung Huttens liegt nicht sowohl darin, daß er mit der leidenschaftlichen Energie eines glänzend begabten Geistes für die humanistischen Bestrebungen in die Schranken trat, daß er unter Einsatz aller Gaben und Kräfte, die ihm verliehen, für das Prinzip der geistigen Freiheit, das dem Reformationswerke zu Grunde lag, bis zum letzten Athemzuge kämpfte; nach beiden Seiten hin haben Andere mehr geleistet. Für die Geschichte der Humanisten sind die Reuchlin, Erasmus u. A. ungleich bedeutsamer als der Ritter, und für die Reformation gilt das Gleiche von Luther, Melanchthon und Andern. Die Bedeutung Huttens ist vielmehr darin zu suchen, daß er der erste und einzige unter den Humanisten, welche die Weisheit des Satzes erkannt haben: handhabe das Wort und du handhabst das Hohepriesterthum der Welt und der Menschheit!" Hutten allein hat es begriffen, daß der fruchtbare Gewinn, der sich für die Kultur aus der Restauration der klassischen Studien ergeben, erst dann ein wirklich fruchtbarer sei, wenn sein Genuß sich nicht auf die exclusiven Kreise der Humanisten allein beschränke, sondern wenn diese Früchte Allgemeingut würden, wenn ihr Genuß dem ganzen Volke vermittelt und zugänglich gemacht werde. Hutten ist es, der den Zeitgenossen und Gleichstrebenden voraus, die mit einem Fuße noch immer tief im Mittelalter stehen, den geheimsten Pulsschlag in dem Leben der neuen Geschichte heraushorcht, der es herausfühlt und anerkennt, daß die große Masse und die öffentliche Meinung diejenigen Faktoren sein werden, welche als die maßgebenden die Gestaltung der Aera der kommenden Zukunft bedingen, daß an diesem Punkte die Hebel der Arbeit einzusetzen sind, welche sich nicht allein mit der Reform des geistigen und religiösen Lebens begnügt, sondern die gleichzeitig den ungetheilten Accent auf die Reform des politischen und nationalen Lebens nachdrucksvoll legt.

Ein seltsamer Hörsaal, ein seltsames Auditorium! Auf der Ebernburg sitzt Ulrich von Hutten bei Franz von Sickingen. Der jüngere Mann ohne Rang und Stellung ist der Lehrer, während der

ältere, der mächtige kaiserliche Feldhauptmann, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Vorträgen lauscht. Seine Zeit ist das Colleg, über welches der Professor liest. An dem Lesenden bewahrheitet es sich, daß Geist und Bildung gleichbedeutend mit Macht und Einfluß. Mit jedem Tage gewinnt er Sickingen seinen Ideen mehr. Der Letztere erklärt sich für die Reformation, öffnet seine Burgen Denen, welche wegen ihrer reformatorischen Bestrebungen verfolgt werden, und was Ulrich vornämlich mit Entzücken erfüllt: der Ritter beginnt sich der Ansicht zuzuneigen, daß man um die politische Regeneration durchzusetzen, neben dem geistigen Kampfe zugleich einen wirklichen Feldzug gegen die Anhänger Roms vorbereiten müsse.

Die Gewohnheiten, sagt man, bilden dem Menschen ein eisernes Hemde. Aus sich selbst und seiner Vergangenheit kann Niemand heraustreten, und wäre der Ruck noch so gewaltsam, mit dem er den Versuch unternimmt. Wie vereinigt sich Sickingens Vergangenheit mit dem plötzlichen Umschlagen seiner Gesinnungen? Sind dieselben lauter und ohne Hintergedanken? Hat in der That die feurige, eindringliche Beredsamkeit des Gastes das Unglaubliche bewirkt und diesen Mann wirklich für das Ideale gewonnen, ist dieser Mann wirklich begeistert für die Sache der Reformation, für die nationale Größe und die politische Wiedergeburt seines Vaterlandes?

Eure psychologischen Kenntnisse lassen euch nicht fehl gehen, wenn ihr die Fragen mit der sehr entschiedenen Neigung aufwerft, dieselben zu verneinen. Doch ist das Nein nicht ohne Weiteres und sofort auszusprechen. Uneigennütziger Enthusiasmus ist ein fremder Tropfen in dem Blute Sickingens. Aber trotzdem ist er doch aus anderm Holze geschnitzt als ein bloßer Räuberhauptmann. Es ist wahr, er ist ohne Erziehung und Bildung, er ist in der Rüstung und auf dem Roß aufgewachsen, unter Lagergeräusch und Waffengetös, in der Umgebung roher Genossen und rauher Gesellen: Alles wahr und traurig genug, daß es wahr. Die Umgebung und die Verhältnisse, in denen er bisher gelebt, haben Richtung und Inhalt des Lebens bedingt. Es fehlte die Hand des Gärtners, welcher die wilden Schößlinge fortschnitt und ein edles Reis auf den Stamm pfropfte. An sich ist der Baum von kräftigem Wuchs, markig und gesund. Die Natur hat Franz von Sickingen reich begabt; sie verlieh ihm eine unendliche Kraft und Freiheit des Willens, Stärke und Energie; es mangelt ihm durchaus nicht an Fähigkeiten der Intelligenz; ein klarer offener Kopf, orientirt er sich mittelst des angebornen Scharfblicks rasch und leicht über den Kern der Dinge. Nur die Gunst der Umstände, die stets hinzutreten müssen, um die ganze und volle Entwickelung ursprünglich reicher Anlagen und Talente zu bewirken, war bisher bei Franz ausgeblieben; auch der feiteste, fruchtbarste Boden trägt statt der Frucht Dornen und Unkraut, wenn er nicht zugerichtet und mit Saat bestellt wird. Sobald jene Gunst der Umstände sich mit dem Besuche Huttens dem Ritter zuwendet, treten sofort die erfreulichen Folgen in die Erscheinung. Der vertraute und intime Verkehr der beiden Männer wirkt auf Sickingen veredelnd zurück, und wenngleich der Anschluß des Ritters an die Sache der Reformation keineswegs ein selbstloser und uneigennütziger ist, so ist doch sein Ehrgeiz durch Huttens auf Bahnen gelenkt worden, welche den abenteuernden Ritter in eine wirklich geschichtliche Persönlichkeit umschaffen, bei dessen ferneren Unternehmungen der Historiker mit einem Interesse verweilt, das die früheren Thaten des Mannes in keiner Weise erwecken konnten. Die Mittheilungen und Aufklärungen Hutten lassen Sickingen den sittlichen Inhalt der humanistischen und reformatorischen Bestrebungen rasch begreifen, und auch dem Gespräche des Gastfreundes über die Nothwendigkeit einer politischen Reform der nationalen Verhältnisse lauscht er mit gespannter Aufmerksamkeit. Ja die letzten Gespräche fesseln ihn vorzugsweise; die Ideenassociation, die Hoffnungen und Plane, welche durch die Unterhaltungen über die Politik in seiner Seele wachgerufen werden, bilden die vermittelnde Brücke, welche ihn in das Lager der Kirchenverbesserer hinüberführt. Wenn eine Umgestaltung der politischen Verhältnisse in Deutschland bewirkt wird, wenn die kirchliche Reformation ein Hebel und Mittel ist, jener vor und in die Hand zu arbeiten, Franz von Sickingen wird sich für die Reformation erklären, wird den Verfolgten eine Zufluchtsstätte eröffnen und die Ebernburg zur „Herberge der Gerechtigkeit“ machen, nicht sowohl deßhalb, weil ihm die Berechtigung und der sittliche Inhalt der kirchlichen Bewegung klar geworden und dieses ideale Moment der Impuls ist, der ihn treibt, „sich zum Vorfechter der Wahrheit aufzuwerfen“, nicht sowohl deßhalb, weil die patriotische Wärme und die begeisterte Gluth, mit der Hutten von der Erniedrigung und Schmach des Vaterlandes spricht und von der Pflicht, die verlorne Größe wieder zugewinnen, in Sickingens Herzen Nachhall findet: die Motive wirken bei seiner Parteistellung und zu seinen Entschließungen allerdings auch mit, aber den entscheidenden Ausschlag giebt die Berechnung der Möglichkeit, daß bei einer politischen Umgestaltung für den Sohn des hingerichteten Raubritters eine deutsche Fürstenkrone gewonnen werden kann. In dem Gedanken liegt der Schlüssel für die ferneren Thaten des Mannes. Sein heller Verstand sagt ihm, daß die Bestrebungen der Humanisten und Reformatoren äußerst populär sind, daß sie die öffentliche Meinung für sich haben; die weitreichende Bedeutung der öffentlichen Meinung, die Macht dieses Faktors hat er längst begriffen. Wir haben gesehen, daß er schon bei seinen Raubfehden die öffentliche Meinung auf seine Seite zu ziehen suchte. Auch für seinen schließlichen Endzweck, für das erstrebte Reichsfürstenthum, wird unendlich viel gewonnen, wenn er des Bundes der durch die öffentliche Meinung unterstützten Freunde und Anhänger des Reformationswerkes sicher ist. Deßhalb und in dem Sinne ist die Ebernburg „Herberge der Gerechtigkeit“ geworden.

Es ist nicht eine gewöhnliche gastliche Zusammenkunft, welche an dem Abende stattfindet, an welchem wir die Ebernburg betreten haben. Der Schloßherr pflegt mit seinen Freunden Rath über eine wichtige Angelegenheit. Tags zuvor ist auf der Burg der Franziskanermönch Glapion, der Beichtiger des Kaisers, eingetroffen; ob von dem Letzteren mit der Mission beauftragt, ob aus freien Stücken, weiß man nicht. Der Mönch hat Sickingen aufgefordert, derselbe möge Luther veranlassen, unterwegs auf der Reise zum Reichstage in Worms bei dem Ritter einzusprechen; Glapion wolle insgeheim und vor der Ankunft in Worms mit dem Reformator unterhandeln; weil er hoffe, daß auf diese Weise die Mittel und Wege zur gütlichen Beilegung des Handels aufgefunden werden könnten. Was die eigentliche Absicht des Unterhändlers gewesen, ob er Luther zu einem falschen Schritt verleiten, ob er ihn als ein Werkzeug aufsparen wollte, dessen der Kaiser vielleicht noch einmal gegen Rom bedürfen könnte, die Frage läßt sich nicht beantworten. Genug, daß die Berathung der versammelten Freunde auf der Ebernburg sich dahin entschied, den Vorschlag anzunehmen. Martin Bucer begab sich am nächsten Morgen nach Oppenheim, um an den durchreisenden Luther die Einladung zu Sickingen auszurichten. Aber Luther lehnte die Einladung ab; der Ruf, in dem Glapion als einer der abgefeimtesten und gewissenlosesten Agenten stand, machte ihm die Sache bedenklich. Wenn der kaiserliche Beichtiger ihn zu sprechen wünsche, beschied er Bucer, so könne das in Worms geschehen.

Auf den Reichstag von Worms und die nächsten Ereignisse in dem Entwickelungsprocesse der deutschen Kirchenreformation kann hier nicht eingegangen werden. Für unsre Zwecke genügt es, wenn wir erwähnen, daß diejenige Partei im Rathe des Kaisers, welche darauf drang, sofort nach dem ersten Verhör, das Luther am 17. April vor dem Wormser Reichstage bestand, gegen den Mönch als Ketzer mit Gewaltmaßregeln vorzugehen, durch das drohende Auftreten Sickingens in ihrem Eifer bedeutend gedämpft wurde. Der Ritter erklärte laut und öffentlich, er habe geschworen, allen Gefahren zum Trotze die Sache der Wahrheit nicht verlassen zu wollen, und in dieser Haltung Sickingens, dessen persönliche Geltung sowie sein

Einfluß auf einen zahlreichen Theil der Reichsritterschaft wohl beachtet sein wollte, ist mit ein Grund zu suchen, weßhalb die Achtserklärung erst am 26. Mai erfolgte, lange nachdem Luther in hinreichende Sicherheit gebracht war. Hutten erfüllte die Acht mit der höchsten Indignation; er bestürmte Sickingen zum sofortigen Losschlagen, dieser aber zögerte zurückhaltend, sei es weil er sich einstweilen von dem Schritte keinen Erfolg versprach und deßhalb den geeigneten Moment abzuwarten beschlossen hatte, sei es weil ihn die Aussichten auf Beute zu sehr lockten, die ihm der bevorstehende Krieg des Kaisers mit Frankreich eröffnete. Es bezeichnet deutlich sein Ansehen bei Karl, daß dieser ihm ein selbständiges Commando auf einem besonderen Kriegstheater übertrug. Franz sollte 2000 Reiter und 15,000 Lanzknechte gegen den mit Frankreich verbündeten Herzog von Bouillon, Robert von der Mark, bis zum 1. August 1521 anwerben, und alsdann gegen diesen die Operationen von Diedenhofen eröffnen; als Unterbefehlshaber ward ihm Graf Heinrich von Nassau zur Seite gesetzt. Sickingen vollzog den Auftrag, ohne indeß die Vortheile zu ernten, die er sich versprochen hatte. Die Expedition hatte einen langsamen und schwerfälligen Verlauf, weil die beiden Führer sich nicht verständigen konnten; der Kaiser war mit dem Feldzuge unzufrieden, und noch mehr Sickingen mit dem Kaiser. Denn Karl ließ es nicht allein gänzlich an Sold für die Truppen fehlen — sie sollten sich, antwortete er auf des Ritters Mahnungen, der seine Auslagen zurückerstattet haben wollte, in Feindesland bezahlt machen — der Kaiser weigerte sich außerdem, an Franz die 20,000 Goldgulden abzuzahlen, die er früher von ihm entliehen.

Unpaß und ärgerlich über die Behandlung, die er erfahren, kehrte Sickingen aus dem Feldzuge heim. Aber unthätig der Verstimmung nachzuhängen und die Hände in den Schooß zu falten, lag ebenso wenig in dem Charakter dieses Mannes, als sich durch einen Unfall zu einem Aufgeben seiner hochfliegenden Plane bestimmen zu lassen. Im Mai 1522 war Karl nach Spanien abgegangen, und bei der Schwäche des von demselben zurückgelassenen Reichsregiments glaubte Franz, daß die Stunde für ihn gekommen. Hutten und dessen Freunde unter den Humanisten hatten durch die rührigste Agitation vorgearbeitet; über den Ausfall der Zusammenkunft der freien rheinischen Ritterschaft, welche Sickingen auf den 10. August nach Landau berief, konnte kein Zweifel bestehen. Die Edlen aus dem Kraichgau und dem Westrich, vom Hunsrück und der Nahe, aus dem Rheingau, Wasgau und der Ortenau fanden sich zu dem Tage in Menge zusammen und unterzeichneten die Urkunde der Landauer Einung, deren Zweck dahin ging, die Ritterschaft durch Ablehnung jeder fremden Gerichtsbarkeit, die nöthigenfalls sowohl gegen den Kaiser als gegen die Kirche und auch gegen die Landesherren mit Waffengewalt durchgesetzt werden sollte, unabhängig zu machen. Dem „brüderlichen Verständniß“ folgte die That auf dem Fuße. Im Auftrage des kaiserlichen Feldhauptmanns Franz von Sickingen warb Franz von Sombrief ein Heer; die Autorität des Auftraggebers ließ vermuthen, daß die Werbungen auf Geheiß des Kaisers wider Frankreich geschähen. Diese Annahme, welche geflissentlich genährt wurde, und der persönliche Ruf Sickingens als eines erprobten und glücklichen Kriegsherrn führte seinen Fahnen zahlreiche Schaaren zu; auch Viele, welche der kirchlichen Neuerung günstig, strömten in sein Lager, obschon es ein ziemlich offenes Geheimniß war, daß der Ritter keineswegs bloß daran denke, „dem Worte Gottes die Thüre zu öffnen.“

Die Wahl des Gegners, auf welchen sich Sickingen warf, gewährt den hellsten Einblick in die Motive sowohl als in die Endziele seines Unternehmens. Die Vergangenheit und die Stellung des Ritters macht es begreiflich, daß er Feinde und Widersacher in Menge besaß, freie Reichsstädte, weltliche und geistliche Fürsten. Persönliche Verbitterung, persönliche Kränkung hatte ihn nach mehr als einer Seite hin verfeindet; es gab Gegner, mit denen nicht allein dieses Gefühl Abrechnung zu halten trieb, sondern auch Gegner, welche bestimmte Verpflichtungen, die sie gegen ihn eingegangen, nicht erfüllt hatten, Gegner, deren Kräfte überdieß den seinigen nicht gewachsen, und die er deßhalb mit leichter Mühe zu überwältigen hoffen durfte. Aber derartige Rücksichten und Erwägungen drängte Sickingen zurück. Es kam ihm darauf an, ein Fürstenthum für sich zu erobern. Die Vertreibung eines weltlichen Fürstenhauses, das seit Jahrhunderten in seinem Besitze geherrscht — das mußte sich Franz sagen, — war ein verzweifelter Akt, dessen Realisirung bei dem voraussichtlich energischen Widerspruch aller Mitglieder des Reichs wenig Chancen bot; gegen den Versuch einer dauernden Besitzergreifung einer freien Reichsstadt sprachen zwei Präcedenzfälle aus jüngster Vergangenheit; das Reich war über Albrecht von Bayern wegen Regensburg, wegen Reutlingen über Ulrich von Würtemberg gekommen. Ein geistlicher Fürst, den nicht dynastische und erbliche Interessen an sein Territorium knüpften, mußte es sein, gegen den Sickingen den Angriff zu richten hatte, wollte er sein letztes Ziel erreichen. In dem Falle konnte er eher hoffen, daß gegen dessen Verdrängung der Widerspruch der weltlichen Reichsfürsten sich vielleicht brechen lassen werde, außerdem aber war er gewiß, daß ein solcher Schlag, als gegen die römische Kirchenmacht gerichtet, die Sympathien der großen Masse für sich haben würde, die zu der Kirchenreformation hinneigte. Ein solches Unternehmen erschien selbstloser, verhüllte den egoistischen Ehrgeiz; Franz schien der Reformation zu dienen und diente ihr vielleicht auch wirklich, während er doch nur schließlich und in letzter Instanz das eigene, auf den Erwerb von Land und Leuten gerichtete Interesse förderte.

(Schluß folgt.)

* Gedichte.

Aus dem Epos: „Das Withramannalied.“

Von

P. J. Willatzen.

I.

Paulinus.

Vor Rom, der stolzen Herrin einst einer ganzen Welt,
Erhob sich der Vandalen zahlloses Kriegsgezelt,
Und durch die offnen Thore wogt' ein und aus der Strom
Der raubenden Barbaren — vernichtet lag und wehrlos Rom.

Und Geiserich, der König, zog weiter durch das Land,
Und wo er schritt, da haus'ten Raub, Mord und Brand;
Verschont ward keine Hütte, verschont auch kein Altar,
In Knechtschaft trieb die Geißel, die hochgeschwungne, Schaar auf Schaar.

Der Bischof war's von Nola, der heilige Paulin,
Er sah die wilde Rotte tobend von dannen ziehn
Mit seinem Tempelgute, mit seiner eignen Habe;
Nun stand er unter Armen, ein Armer selbst, am Bettelstabe.

Da stürzt mit wirren Mienen ein jammernd Weib heran.
„Helft, rettet! Rettet, helfet, o, heil'ger Gottesmann!
Den Sohn, den Trost der Witwe, die Alles sonst verlor,
Ihn schleppen die Barbaren in Fesseln mit sich aus dem Thor!“

Sie wirft sich ihm zu Füßen, umschlingt krampfhaft sein Knie;
Der Fromme neigt sich zu ihr, sucht mild zu trösten sie.
„Sei stark, du arme Mutter, kann Menschenthun hier retten,
Lös' ich dir den Versorger, den Sohn dir aus der Feinde Ketten.“

Er macht sich auf, gewappnet mit hehrem Glaubensmuth,
Und eilt beherzt in's Lager. Durch der Trabanten Hut,
Vom Spott der rohen Krieger nicht irr an seinem Sinn,
So schreitet kühn Paulinus zum prächt'gen Königszelte hin.

Und kühn tritt er vor's Antlitz des grimmen Geiserich.
„Ich nah' mit einer Bitte, Herrscher, höre mich!“
„„Was ist es denn, Verwegner, das frech dein Mund begehrt?
Hast du vielleicht vernommen, daß jemals Bitten ich gewährt?““

Der Alte malt beweglich den gränzenlosen Schmerz,
Von dem zermalmt, vernichtet der armen Mutter Herz,
Er bittet um die Freiheit des ihr geraubten Sohnes,
Er fleht, inbrünstig fleht er und kniet am Fuße hin des Thrones.

„Um welchen Preis?“ frägt lauernd der tückische Tyrann.
Der Bischof klagt vergebens, daß er nichts geben kann.
„Fort denn und kehr nicht wieder!“ herrscht Jener grimm und wild
Und langsam erhebet Paulinus sich, des Grames Bild.

Er wendet sich zu gehen, gebeugt das edle Haupt;
Die einz'ge Hoffnung sieht er, die einzige geraubt;
Da heißt ein Wort des Königs zurück ihn wieder kommen,
Und scharf blickt der Vandale in's ernste Angesicht dem Frommen.

„Nichts hättest du? Ha, Jeder sorgt doch zumeist für sich!
Nichts hättest du zu geben? Gieb für den Knaben dich!
Mir ist der Tausch ein schlechter: Du ein verlebter Greis,
Der Witwe Sohn ein Jüngling — nicht wahr? zu hoch ist dir der Preis.“

„„Hier bin ich, bin dein Sklave!““ spricht hochgemuth Paulin,
Und wunderbarer Schimmer umfließt verklärend ihn;
Das Antlitz freudestrahlend, so schreitet er von dannen,
Und das Gespött verstummet, der Hohn der rohen Kriegesmannen.

Und auf des finstern Herrschers, auf Geiserichs Geheiß
Schlug man ihn in Ketten; stolz trug sie der Greis.
Dieser war ein Held; doch Jener nimmermehr,
Häuft' er auch Berge von Leichen, troff er von Blut auch noch so sehr!

II.

Thorwald Vidförle.

Der mit dem Doppelbarte, Herr Svend Haraldssohn,
Zog hinaus zu heeren von seines Vaters Thron;
Es war zum Britenlande, daß er die Waffen trug
Auf stattlichen Schiffen, erwählte Helden nur im Zug.

Und aus der Schaar der Degen ragt' Einer hoch und hehr,
Wie unsre mächt'gen Jökeln aufsteigen aus dem Meer;
Gezeugt hatt' ihn auch Island und Thorwald hieß der Held,
Vidförle zubenamet, weil er durchzogen die weite Welt.

Der war gefürchtet im fernen Gardareich,
Der machte die Männer von Myklagaard bleich;
Sei's in der Schlacht, im Zweikampf, Keiner stand ihm je,
Weder auf dem Lande noch auf der wilden See.

Doch schwang er sein Schwert nur gegen stolze Herrn,
Und all die reiche Beute verschenkt' er Armen gern;
Den Hütten bracht' er Frieden und Krieg nur den Palästen,
Er hatte schon gebrochen wohl Hunderte von hohen Besten.

Doch wer, überwunden im blutigen Spiel,
Nach tapfrer Wehr dem Wiking in die Hände fiel,
Den ließ er ohne Lösung in die Heimath ziehn —
Was Wunder denn, wenn Thorwald des höchsten Lobes werth erschien.

Wie manche Mutter dankte mit Thränen ihm den Sohn!
Wie mancher Gattin gab er den theuren Gatten schon!
Wie vielen bangenden Bräuten sandt' er den Knaben zu,
Um den, blieb er gefangen, ihr Herz sich nimmer gab zur Ruh!

Nun zog er mit dem Dänen, dem Svend Doppelbart,
Den er zum Herrn erkohren, und glücklich war die Fahrt;
Man kam zum Britenlande und stieg dort an den Strand,
Und Niemand schien zu denken an irgend ernsten Widerstand!

So zogen sie kühn in's Innre, den König zum Kampf zu fodern,
Und ließen seiner Burgen etwelche lustig lodern; —
Da brachen der Briten Heere aus einem Hinterhalt
Und hieben ein auf die Helden schier mit Berserkerwuth alsbald.

Das war ein rasend Ringen! Die Schwerter und Kolben klangen,
Und manchem braven Kämpen Helm und Harnisch zersprangen;
Die fallenden Briten, schien es, erstanden vertausendfältigt,
Da wurden die Wikinger mühsam zum Letzten endlich überwältigt.

Auch Thorwald und der König kamen in Ketten nun,
In dumpfer Kerker Mauern vom wilden Streite zu ruhn,
Bis man an ihnen übe der Rache blutiges Recht
Und sie vor allem Volke preisgebe dem Henkersknecht.

Sie kannten ihr Loos, die kühngemuthen Degen,
Und sahn voll festen Trotzes dem letzten Gang entgegen;
Da kamen Edelknaben, vom Britenkönig gesandt,
Und löseten dem Thorwald der Ketten festes Eisenband.

Sie führten ihn von dannen hin zur hohen Halle.
Der Fürst saß auf dem Throne, rings standen die Herren alle,
Zunächst ihm an den Seiten jedoch der Söhne drei,
Drei herrliche Gestalten. Der Fürst sprach: „Thorwald, du bist frei!

Nicht wahr? du kennest diese, hier meine Söhne, gut?
Ich danke, daß sie leben, nur deinem Edelmuth;
Du nahmst sie jüngst gefangen und hast sie mir gesandt,
Der ohne sie im Sturme ein dürrer Stamm verlassen stand.

„Ihr Diener, lös't die Ketten! Thorwald, sei mein gedenk!“
Da sprach der wackre Wiking: „Ich will nicht dein Geschenk,
Nicht Freiheit noch das Leben, das Alles geb' ich gern,
Um gleiches Loos zu theilen mit meinem königlichen Herrn.

„Nur wenn du ihn auch lösest aus schnöder Ketten Bann,
Dann nehm' ich deine Gabe gern und willig an!“
Der Block war aufgerichtet, der Henker stand bereit,
Der trotzige Thorwald hat aber seinen Herrn befreit.

Arndt-Denkmal in Bonn.

Vor wenig Wochen beging Deutschland den Geburtstag unseres **Arndt** als einen allgemeinen Jubeltag, von allen Seiten wetteiferte man mit Grüßen und Glückwünschen, Festgaben und Ehrenbezeugungen das allverehrte Haupt zu schmücken. Im Vollgenuß der Freude, im Vollgefühl körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische, die auch ein Alter von 90 Jahren nicht schwächen konnte, wurde er durch einen sanften Tod von uns genommen. Es gilt jetzt sein Andenken würdig seines Volkes zu ehren und zu bewahren. In allen Gegenden unseres Vaterlandes sind großen Männern Standbilder errichtet zum Zeugniß, daß Deutschland erkennt, es ehre sich selbst indem es die Männer seines Ruhmes und seiner Liebe ehrt. Vor Vielen ist Ernst Moriz Arndt der Mann, dem diese Anerkennung, dieser Dank gebührt. Nicht dem Dichter, nicht dem Forscher, nicht dem Lehrer gilt es, es gilt dem ganzen deutschen Manne, den das Volk seinen Arndt, seinen alten Vater Arndt nennt, weil es in ihm die besten Tugenden, die edelsten Bestrebungen, die theuersten Erinnerungen des deutschen Volks wie in einem Bilde anschaut. Dem Vaterlande gehörte Arndt mit ganzer Seele und mit vollem Herzen an, für Deutschlands Freiheit und Einigkeit, Ehre und Recht, Sitte und Sprache hat er sein langes Leben hindurch mit gleicher Kraft und Freudigkeit, mit gleichem Muth und Vertrauen in guter wie in böser Zeit gekämpft. Und führte er die Waffen des Wortes, so war er doch ein Mann der That, und mit dem Schwert des Geistes hat er sein Volk zur Schlacht und zum Sieg geführt. Wie sein Name das Symbol geworden ist für alle die Deutschland einig, frei und mächtig wollen, so sei sein Standbild das sichtbare Wahrzeichen für alle, welche das Vaterland im Herzen tragen, dem er sein Leben geweiht hatte. Bonn war der Aufenthaltsort seiner Wahl, unter uns hat er mehr als vierzig Jahre gewirkt und gewandelt, hier, am linken Ufer des Rheins, den er den deutschen Strom nannte, erhebe er sein ehernes Standbild wie auf einer Warte kommenden Geschlechtern zur Erinnerung an große Thaten und zur Mahnung an große Pflichten.

Mit vollem Vertrauen wenden wir uns an das deutsche Volk, es wird die Errichtung eines ehernen Standbildes Arndt's zu seiner Sache machen und freudig und leicht die Mittel beschaffen.

Bonn, 10. Februar 1860.

von Ammon, Ober-Prokurator. Bach, Advokat-Anwalt. Berghausen, Stadtverordneter. von Bethmann-Hollweg, Staatsminister. Bluhme, Geh. Justiz-Rath. Brandis, Geh. Reg.-Rath. von Bunsen, Stadtverordneter. Clason, Rentner. Dahlmann, Professor. von Dechen, Berghauptmann. Drammer, Stadtverordneter. Friling, Stadtverordneter. Gerhards, Beigeordneter. Graf von der Goltz, Oberstl. und Reg.-Comm. Otto Jahn, Professor. Kaufmann, Oberbürgermeister. Knoodt, Rector der Universität. Kyllmann, Stadtverordneter. Loebell, Geh. Reg.-Rath. Marcus, Buchhändler. Mendelssohn, Professor. Merrem, Landger.-Präs. von Möller, Reg.-Präsident. Nöggerath, Geh. Bergrath. von Pommer-Esche, Ober-Präsident. von Sandt, Landrath. Sell, Geh. Justiz-Rath. Springer, Professor. Welcker, Professor. Willdenow, Univ.-Richter.

Vorstehender Aufruf hat in Verbindung mit mehreren persönlichen Aufforderungen von Bonn her die Unterzeichneten bestimmt, sich, wie hiermit geschieht, an ihre Mitbürger zu wenden, daß auch unsere Stadt und Gegend nicht dahinter bleiben möge, nun da es gilt, dem Sänger des Vaterlandes ein seiner würdiges Denkmal zu setzen. Nicht einer Stadt oder einem einzelnen Staate, nicht einer bestimmten Partei, nicht einem bestimmten Bekenntniß gehört Arndt's Name an, sondern der Nation als einer immer inniger zusammenstrebenden politischen Gesammtheit. Er ist ihr, so lange er lebte, ein Vorbild männlicher Tugend und Tüchtigkeit und thatbereiter Vaterlandsliebe gewesen; helfen wir denn den nächsten Freunden und Verehrern sein Bild aufrichten, damit er nicht umsonst so mäßig, wahrhaftig, und untadelig, so treu den Idealen seiner Jugend bis ins äußerste Greisenalter unter uns gelebt habe.

Bremen, 25. Februar 1860.

Joh. Achelis. C. Asendorpf. Everh. Delius. A. Duckwitz. A. W. Gildemeister. Otto Gildemeister. Heinrich Gröning. J. D. Köncke. August Lammers. J. F. W. Löning. Th. G. Lürman. H. H. Meier. C. Ed. Müller. D. Müller. Eduard J. Oelrichs. E. Pavenstedt. Dr. F. Pfeiffer. G. B. Schünemann. A. Sonnenburg.

Feuilleton.

—* Neue literarische Erscheinungen. Ueber Walther von der Vogelweide. Von F. Pfeiffer. — Melanchthons Leben und Wirken. Von C. S. F. Schultz. — Redende Bilder. Ein Traum. — Die Aristokraten. Novelle vom Verfasser des „Schief-Levinche" (Hermann Schiff). — Die Beschuldigung Wrede's durch Arndt. Ein Wort der Vertheidigung von einem bayrischen Offizier.

—* Die Droysen'sche Professur in Jena ist dem Historiker Adolf Schmidt in Zürich übertragen worden.

—* Der berühmte Philhellene und Humanist Friedrich von Thiersch, Professor und Geheimerath in München, ist daselbst am 25. Februar gestorben. Er war 1784 zu Kirchscheidungen in Thüringen geboren, der bayrischen Hauptstadt gehörte er seit 1809 an.

—* Eine neue Composition von Max Bruch „Die Birken und die Erlen" für Sopransolo, Chor und Orchester nach den Waldliedern von Pfareius wurde in Köln mit Beifall aufgeführt. Die Kölnische Zeitung äußert sich darüber so: Max Bruch hat das hübsche Gedicht trefflich aufgefaßt und den poetischen Duft, der darin weht, musikalisch recht schön in milder Tonbeleuchtung aufsteigen lassen, und namentlich dem Schlusse eine neue, nur durch die Tonkunst zu bildende Gestalt gegeben, indem neben der Solostimme: „So drang herunter, so drang herauf der Töne Gelispel im Wechsellauf" u. s. w. und den Melismen der Solo-Violine, die zuweilen von der Klarinette imitirt wird, die beiden Chöre ihr „Herab! herauf!" neben einander in verhallenden Accorden fortklingen lassen. Sonst sind die Erlen (Sopran- und Altstimmen) vor den Birken (Tenöre und Bässe) ein wenig begünstigt; freilich ergehen sich diese in ihrer zweiten Strophe zum Preise der Wahrheit und des Lichtes schwungvoll und erhebend, aber die Erlen ziehen uns, wenn sie darauf „der Liebe seligen Traum" singen, doch wieder in ihre „heimliche Bucht auf den schwellenden Rasen" herab, bis die Stimme der horchenden Fee uns allein fesselt und wir mit ihrer reizenden Melodie zwischen Herauf und Herab schwanken und still zuhören, wie „der schweigende Zephyr" und „die schweigende Nachtigall." Die Einfachheit und der melodische Fluß in den Singstimmen, so wie die Verwendung der einzelnen Instrumente zu wohllautenden, stets gesangartigen Stellen, zeugen von einem seltenen und sehr bedeutenden Talent. Hier sind weder gesuchte Modulationen, noch grelle Accorde, noch geschraubte Rhythmen, es ist Alles klar, melodisch und harmonisch im echten Sinne. Das Publikum nahm das Gesangstück mit entschiedenem Beifall auf, und dem Componisten wurde die Ehre des Hervorrufes zu Theil.

—* Ein von den Verehrern Franz Liszts in Wien gemachter Versuch, eine der neuen symphonischen Dichtungen des wunderlichen Heiligen von Weimar zu glänzendem Erfolge zu bringen, ist mißlungen. Man brachte dort am 26. Februar die Symphonie mit Chören „Der entfesselte Prometheus" zur Aufführung. Der „Kölnischen Zeitung" schreibt ein Correspondent: Die kürzeste Kritik, welche ich Ihnen über dieses Werk, das zwei volle Stunden die Wände des Saales wiederhallen machte, liefern kann, besteht darin, wenn ich mittheile, daß es nur unter Toben, Zischen und Pfeifen des zahlreich versammelten Publikums zu Ende gespielt werden konnte. Nicht einmal Anhänger und Verehrer Liszt's, der im Saale gegenwärtig gewesen sein soll, wagten es, mit einer Gegen-Demonstration aufzutreten.

—* Unter den deutschen Künstlern, welche in der diesjährigen Saison in Paris besonderes Glück machen, ist auch der Violinspieler Kömpel in Hannover. Er spielte die Gesangscene von Spohr mit glänzendem Erfolge.

—* Die National-Lotterie für die deutsche Schiller-Stiftung soll bis jetzt 190,000 Loose abgesetzt haben, und man rechnet schon jetzt auf einen Reinertrag von 100,000 Thalern. Die Schiller-Stiftung besitzt zur Zeit ein Vermögen von etwa 70,000 Thalern, darunter Wien 23,000 Thaler, Dresden 15,000, Weimar 10,000, Leipzig 4500, Frankfurt a. M. 3500, Berlin 3200, München 2800, Breslau 2200, Köln 2000 Thaler.

—* Von der Wiederbelebung des Beethovenschen Festspiels „Die Ruinen von Athen" durch einen neuen Text, den Robert Heller gedichtet hat, ist die Rede gewesen. Auch in Wien soll das auf solche Weise für die Kunst neu gewonnene Werk zur Aufführung kommen, und es wird aus dieser Veranlassung Folgendes über die frühere und die jetzige Gestalt der Composition berichtet: Als im Jahre 1812 das neuerbaute Pesther Theater eröffnet werden sollte, wandte man sich an Kotzebue und Beethoven, mit dem Ersuchen, gemeinschaftlich ein Festspiel für diese Feier zu liefern. Kotzebue „dichtete" die „Ruinen von Athen", ein Meisterstück an Unsinn und Geschmacklosigkeit. Das Festspiel beginnt damit, daß Minerva, die aus Neid den Sokrates sterben ließ, anstatt ihn der „Gefahr im Nu zu entziehen", und die für diese That zweitausend Jahre aus dem Olymp verbannt blieb, die Verzeihung ihres Vaters Zeus erhält. Merkur kommt, ihr dies anzukündigen. Nun will sie vor Allem ihr liebes Griechenland wiedersehen und geht mit Merkur nach Athen. Hier findet sie aber zu ihrem Erstaunen Ruinen, Sklaverei und die Herrschaft der Türken. Da ruft Minerva in ihrem Jammer:

So ist kein Plätzchen mehr auf diesem Erdenrund,
Wo Wissenschaft und Künste blüh'n
Im schönen, schwesterlichen Bund?

Merkur antwortet ihr, mit einer ebenso kühnen als genialen Wendung, daß Kunst und Wissenschaft sich von Athen nach Pesth geflüchtet hätten, und der Beweis dafür sei die Erbauung eines neuen Theaters. Hierauf verwandelt sich Athen in Pesth; es erscheinen alle Musen, umgeben von den Hauptpersonen der dramatischen Meisterwerke Lessings, Schillers, Goethes, Collins, und zum Schluß krönt Minerva mit höchst eigener Hand die Büste des Kaisers Franz. Zu diesem kolossalen Unsinn schrieb Beethoven eine Musik, aus neun Nummern bestehend (Ouverture, Chor, Duett, Chor der Derwische, Marcia alla Turka, Harmonie, Marsch, Arie mit Chor und Schlußchor), die, ohne zu dem Schönsten und Bedeutendsten zu gehören, was der große Meister in Tönen gedichtet, doch immer so werthvoll ist, daß man be-

dauern mußte, dieselbe der Vergessenheit anheimfallen zu sehen. (Bei dieser Eröffnungsfeier des Pesther Theaters wurde auch noch, vor den „Ruinen von Athen“, ein kleines Gelegenheitsdrama „König Stephan“ gegeben, zu welchem Beethoven die Ouvertüre schrieb). Auch in Wien kamen übrigens die „Ruinen von Athen“ bei einer ähnlichen Gelegenheit wie in Pesth zur Aufführung. Als im Jahre 1821 der beliebte Volksdichter Karl Friedrich Hensler (Verfasser des „Donauweibchen“, des „Rinaldo Rinaldini“, der „Teufelsmühle am Wienerberg“ und einer Unzahl längst verschollener Stücke) das Privilegium des Josefstädter Theaters an sich brachte und das gegenwärtige Schauspielhaus bauen ließ, wurde Beethoven angegangen, die „Ruinen von Athen“ für die Eröffnungsvorstellung etwas umzuarbeiten. Der Dichter Karl Meißl veränderte den Kotzebue'schen Text dergestalt, daß statt Pesth Wien genannt wurde. Beethoven änderte wenig an seiner Partitur; nur schrieb er einen neuen Chor mit Tanz, sowie die große C-Ouvertüre im Händel'schen Stil, Op. 124. Die Eröffnungs-Vorstellung fand am 3. October 1822 statt und Beethoven dirigirte seine Musik persönlich. Seitdem wurden wohl zuweilen einzelne Nummern der „Ruinen von „Athen“, wie die Ouvertüre, der Derwischchor und der Marsch, in Concerten zur Aufführung gebracht; aber das Ganze im Zusammenhang mit dem Kotzebue'schen Texte dem Publikum vorzuführen, konnte, wie man aus den obigen Andeutungen wohl ersehen haben wird, nicht gewagt werden. — Nach der neuen Texteinrichtung wird die beschützende Göttin Griechenlands von Zeus aus ihrer zweitausendjährigen Haft befreit, weil endlich Griechenland genug geduldet und der Tag der Rettung und Befreiung heranbricht. Athene eilt nun hinab in ihre Lieblingsstadt, wo sie nur Knechtschaft und Ruinen findet. Hier hört sie die Klagen der Griechen, den Gesang der Derwische, das Lästern der Bezwinger. Bis hierher hat sich der Bearbeiter soweit an die ursprüngliche Dichtung gehalten, daß er an dem Kotzebue'schen Text der Gesangnummern nichts zu ändern brauchte. Nun aber schlägt er einen ganz anderen Weg ein. Anstatt nach Pesth oder Wien verlegt zu werden, bleibt der Schauplatz in Athen, und es genügte, an dem folgenden Gesangstexte einzelne Worte zu verändern, um sie auf das neuerstandene Griechenland beziehen zu können. Zum Schluß wird dann statt des Kaisers Franz die Statue der Freiheit durch die Göttin gekrönt. Noch ein Vorzug der neuen Einrichtung ist, daß die verbindenden Deklamationsstrophen kurz, faßlich und fließend sind. In der gegenwärtigen Abfassung sind die „Ruinen von Athen“ eine sehr angenehme Bereicherung des Concert-Repertoirs; da sie ohne viel Mühe und Kosten aufführbar sind, so können sie auch jenen Gesellschaften, die über keine große Mittel zu verfügen haben, bestens empfohlen werden.

— * Die Wittwe Jean Pauls, Caroline Richter, geb. Mayer, ist im hohen Alter am 28. Januar in München gestorben, hat also ihren berühmten Gatten um 35 Jahre überlebt. Die „Allgemeine Zeitung“ widmet der Verstorbenen einen Nachruf. Sie gehörte zu jenen Charakteren von denen wir uns wohl sagen müssen, daß sie sehr selten geworden sind in der Gegenwart, in denen sich Gegensätze harmonisch aufgelöst finden die man sonst für unvereinbar ansieht, und denen eine Fülle von Kräften und eine Ausdauer verliehen ist wie sie sonst nur bei Männern vorausgesetzt werden. Als Gattin eines der gefeiertsten Dichter und Schriftsteller unserer Nation, in Beziehung zu vielen Großen der Welt und der Literatur, reich an Erinnerungen aus einer vielbewegten glänzenden Zeit, voll Auszeichnungen, von denen ein gut Theil auf sie übertragen wurde, war sie das Sinnbild der höchsten Anspruchlosigkeit, und fand — bei aller innigen Freude über treu bewahrte Freundschaft aus alter Zeit — die vollkommenste Befriedigung nur in stiller Zurückgezogenheit. Mit dem lebendigsten Interesse für Wissen und Bildung, das sie unter anderm bestimmte und befähigte noch in ihrem 72. Lebensjahr (und zwar ohne Lehrer) das Englische zu lernen, so daß sie jedes Buch in englischer Sprache las und englischer Conversation leicht folgte, verband sie einen Eifer für häusliche und weibliche Thätigkeit, der sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend nicht rasten ließ, der ihr bei der Lectüre, ja selbst bei Tisch (zwischen Suppe und Gericht) den Strickstrumpf in die Hand gab. Die aufmerksamste Sorge für die materiellen Lebensbedürfnisse der Ihrigen, die Beachtung auch des kleinsten Theils der äußern Mittel zur Befestigung des Glücks, lenkte ihr Auge nicht ab von den Erlebnissen des Gemüths, von der Freude an dem Aufleuchten des Geistes. Wer je ihr Entzücken gesehen bei der neuen Bekanntschaft mit einer schönen Seele, oder die Wonne mit der sie in ein unschuldvolles, zukunftverheißendes Kinderauge blickte, der ahnte nicht wie viel ihre Gedanken und ihre Finger mit Wäsche und Kleidung, Wärme und Nahrung beschäftigt waren. Und wer dann dieß sah, dieses stete Schaffen und Sorgen, und hätte geglaubt es gelte ihr selber: der wäre in großem Irrthum gewesen. Ihre unausgesetzte treue Thätigkeit war nur andern gewidmet; sie war — soweit dieß menschenmöglich ist — ohne Ich. Kein Genuß, keine Freude, keine Erholung, keine Bequemlichkeit hatte irgend einen Reiz für sie; soweit irgend denkbar duldete sie, die so gern, ja leidenschaftlich allen diente die in ihre Nähe kamen, keine Bedienung, und sie, die so vielen Hülfe und Beistand geleistet, wollte sich nie für werth halten die geringste Hülfe, den kleinsten Beistand anzunehmen. Großen Werth hatte die Freundschaft für sie, und mit Treue und Wärme hielt sie Verbindungen aus alter und neuer Zeit aufrecht; nichts aber bewegte ihr Gemüth zu so inniger und feuriger Theilnahme als der Anblick Glücklichliebender. Selbst des höchsten Glücks in der Liebe einst theilhaftig, und von dem Gefühl durchdrungen, daß das Leben ohne dieses Glück völlig werthlos sei, setzte ein wahrhaftiger Bund der Herzen, als gält' es ihr eigenes Leben, ihre Seele selbst noch im spätesten Alter in flammende Begeisterung. Caroline Richter, geb. Mayer, geboren am 7. Juni 1777, war die zweite Tochter des Geb. Obertribunalraths Mayer in Berlin. Ihre beiden leiblichen Schwestern waren die eine an Mahlmann, die andere an Spazier (später an Ubde) verheirathet, und wurden zu den ausgezeichnetsten Frauen ihrer Zeit gerechnet. Carolinen, die nur voll Ehrfurcht zu ihren Schwestern und deren Männern aufgeblickt, traf unerwartet das Glück von dem Höchstgefeierten des Tages erwählt zu werden. Ein Gastmahl, zu welchem Jean Paul zugleich mit der Familie Mayer eingeladen war, und bei welchem er sich so verspätet, daß man nicht mehr auf ihn gerechnet hatte, führte ihn an die Seite von Fräulein Caroline, neben welcher ein Stuhl unbesetzt geblieben. Hier, in der ersten Stunde der Bekanntschaft, entschied sich sein Herz und beider Glück. Im Mai 1801 ward Caroline Jean Pauls Gattin, folgte ihm nach Weimar, Meiningen und Koburg, bis im Jahr 1805 Bayreuth zum festen Wohnort erwählt wurde. In glücklichster, mit zwei Töchtern und einem Sohn gesegneter Ehe lebten sie im Kreise der edelsten Menschen. Der erste Schlag des Schicksals traf beide Eltern noch gemeinsam, der Tod des neunzehnjährigen, hoffnungsvollen Sohnes, im September 1821. Der zweite Schlag trennte die Gatten; Jean Paul starb am 14. November 1825, kurz nach Beginn der Herausgabe seiner sämmtlichen Werke. Dieser wichtigen Angelegenheit war zunächst die Sorge der hinterbliebenen Gattin gewidmet, und mit männlichem Muth und Verstand hat sie die ihr im ganzen fremde Aufgabe geschäftlicher Verhältnisse glücklich gelöst. Fortan war das Glück ihrer beiden Töchter der Inhalt ihres Lebens; wie innigen Antheil aber auch sie an dem bald darauf von ihnen gegründeten Familienleben nahm, blieb sie doch, als treue Hüterin des Doppelgrabes, in Bayreuth. Erst nachdem sie die Grenze des 70sten Jahres lang überschritten, und der Tod, wie sie glaubte, die Abschiedsstunde nahe gerückt, entschloß sie sich die theuergewordene Stadt und Gesellschaft zu verlassen und nach München zu gehen, wo beide Töchter wohnten, um im Kreise der Kinder und Enkel den Abend des Lebens sich abschließen zu sehen. Sie wohnte bei ihrer mit dem Dr. Ernst Förster verheiratheten ältern Tochter, mußte aber mit ihm den Schmerz theilen die 27jährige glückliche Ehe im Februar 1858 durch den Tod getrennt zu sehen. Sie blieb inzwischen im Hause ihres Schwiegersohns. Wohl war der Liebe des Mutterherzens nur eine Tochter geblieben; aber die Enkel waren herangewachsen, und zu den Enkeln waren Urenkel gekommen, so daß es beim Herannahen des 80sten Geburtstages doch nicht verwaist war. Das Alter war eingetreten ohne die Schrecken und Leiden des Alters. Kleine Erkältungen abgerechnet, war sie immer gesund geblieben. 83 Jahre alt, körperlich allerdings nicht so kräftig mehr, daß sie die Treppen hätte mit Leichtigkeit steigen oder größere Wege zu Fuß zurücklegen können, war sie doch im ungeschwächten Besitz ihrer Sinne, und bei vollkommener Frische und Klarheit des Geistes und Wärme des Herzens, als der Genius mit der gesenkten Fackel sich nahte. Seit die Besorgniß in ihr aufgestiegen sie könnte zur Unthätigkeit verurtheilt werden, hatte der Gedanke an den Tod sich fast zum Verlangen gesteigert. Vom Schmerz Hände und Sinne müßig zu wissen blieb sie verschont. Noch wenige Tage vor ihrem Ende konnte sie einen Abend lang laut vorlesen, was sie von jeher, durch ein schönes Organ und klares Verständniß unterstützt, mit Meisterschaft that. Ihre Handschrift aus den letzten Tagen, schön und bestimmt, unterscheidet sich in keinem Zug von der in welcher sie vor 60 Jahren die ersten Aeußerungen des hochbeseligten Herzens niedergeschrieben. Abnahme der Kräfte, nicht Krankheit veranlaßte sie am 26. Januar im Bett zu bleiben; sie war ruhig, heiter, selbst gesprächig. Noch am 27., am Tage vor ihrem Tode, las sie wie gewöhnlich die Allg. Ztg. von Anfang bis zu Ende. Mit tiefempfundener Freude nahm sie noch am Morgen des Todestages die Zeichen und Versicherungen der unvergänglichen Liebe und des innigen Dankes ihrer Angehörigen auf, und verfiel dann in einen halbwachen, traumartigen Zustand, der allmählich in festen und immer festeren Schlaf überging. Ergreifend war es wie in dieser Scheidestunde zwischen Geist und Leib der letztere die vieljährigen Pflichten noch immer erfüllen wollte, wie die Hände erst die Bewegung des eifrigen Strickens machten, wie sie dann lange wie zum Gebet gefaltet blieben, wie sie zuletzt zu schreiben schienen, bis sie ermattet auf die Decke sanken und bewegungslos liegen blieben. Kein Kampf begleitete den letzten Athemzug, kein Schmerz den letzten Augenblick. Das Tagewerk war vollbracht: sie ging zur sanftesten Ruhe ein. Ihr Andenken bleibe im Segen!

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 11. Bremen, 11. März. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Aus einer Buch- und Kunsthandlung.

Von E. Gerber.

Der „kleine Korporal“ hatte bereits über mehrere Länder Europas die Kriegsfackel geschleudert, während Rußland noch mit Goethe's Bürger im Faust dachte: „Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus, wenn hinten, weit die Völker aufeinander schlagen.“

Es ist in Petersburg im Jahre 1805. An der Polizeibrücke, im Newsky-Prospekt, steht ein großes Gebäude, von dem Fürsten Potemkin errichtet. In demselben blühte zu Anfang dieses Jahrhunderts eins der schönsten Etablissements, eine Buch- und Kunsthandlung. Dieselbe umfaßte im ersten Stock eine Reihe hoher, prächtiger Säle, wo höchst geschmackvoll gruppirte Gegenstände der Kunst und Literatur: Sculpturen, Oelgemälde von berühmten italiänischen Meistern, Allguasch- und Aquarellbilder, Kupferstiche, Landkarten u. s. w. — ein französischer, deutscher, italiänischer, englischer Bücherverlag, und eine bedeutende deutsche und französische Leih- und Lesebibliothek sich befanden; für jedes Fach war ein dafür gebildeter Commis angestellt. Um die Mittagsstunde sah man vor diesem Hause eine Menge glänzender Wagen anfahren. Staatsmänner, Dichter, Militärs, Professoren, Künstler und Künstlerinnen, Handelsherren u. s. w. versammelten sich in diesen anziehenden Räumen zu einem traulichen Stelldichein, um Einkäufe zu machen oder im Gespräch auf und nieder zu wandeln. In Mitte seiner willkommenen Gäste bewegte sich der alte, stets elegant frisirte und gepuderte, etwas redselig zuvorkommende Wirth und Besitzer: Herr Zimsen. Verheirathet, beschenkt mit vier hübschen, fein gebildeten Töchtern, von denen die älteste die graziöse Wirthin für die kränkliche Mutter machte, und vier Söhnen, übte er eine überaus liebenswürdige Gastlichkeit. Gegen zwanzig Gedecke lagen immer bereit. War angerichtet, so führte der Hausherr selbst seine ihn beehrenden Tischgäste aus dem Museum in den Speisesaal. Das Präsidium dieser interessanten Tafelrunde vertrat damals, wie berufen und gewählt, eine gefeierte Notabilität: Maximilian von Klinger.

Als Klinger noch unbemittelt war, speiste er gewöhnlich in einem wohlfeilen deutschen Gasthause. Eines Mittags benachrichtigte man ihn, daß ein Hoffourier seiner harre. Die Kaiserin Katharina befahl ihm sofort zu ihr zu kommen; er fand sie in Journalen lesend. „Herr Klinger“, redet die Kaiserin ihn an, „hier in der Literaturzeitung wird ein Buch kritisirt von einem Maximilian Klinger, der als Offizier in russischen Diensten steht. Sind Sie dieser Klinger und der Autor dieses sehr gelobten Buches: Der Weltmann und der Dichter?“ — „Ja, Ew. Majestät.“ — „Ich habe einen solchen Mann in meiner Nähe und weiß es nicht? Ich will, ich muß das Buch lesen. Besitzen Sie es?“ — „Nein, Majestät; ich habe nur noch ein unsauber geschriebenes Manuscript davon.“ — „Geben Sie mir dieses Manuscript, ich will es schon lesen. Sogleich werde ich Befehl geben, mir das gedruckte Buch schnell zu schaffen.“ — Klinger entfernte sich und sandte der Kaiserin das Verlangte. Nachdem sie es gelesen, ließ sie den Dichter wieder rufen, lobte sein Werk und fragte: „Haben Sie etwas Neues unter der Feder?“ — „Ja, antwortete Klinger, doch fehlt mir zur Arbeit die Zeit.“ — „Arbeiten Sie! Ich will Ihnen Muße verschaffen. Ich werde alle Ihre Werke lesen.“

Klinger hatte eine hohe, würdevolle Gestalt, ein edel geformtes Gesicht; er war noch im Alter von schlanken Körperformen, sicher und fest in Haltung und Gang. Aus seinem Grundwesen leuchtete Gemüthlichkeit, die Zutrauen erweckte. Sein ernster Charakter, nicht abstoßend, flößte Achtung ein. Da er selbst sich herausgebildet hatte, zeigte er sich dem beobachtenden Menschenkenner in seinem Unabhängigkeitsgefühl, seiner angebornen Beharrlichkeit. Seine Züge trugen immer einen milden Ernst; er lächelte nur. Keineswegs Misanthrop, war es ihm gelungen, sich für die Welt und für das Geschäftsleben, also für den Kampf des Lebens, zu bilden und zu kräftigen. Er stand bedeutenden Staatsposten vor. Der Kaiser billigte Klinger's strengen Ordnungssinn; ob auch manche seiner über und unter ihm Stehenden, im herkömmlichen Schlendrian gestört, damit nicht einverstanden waren. Unbeugsam, hörte er auf keine Widersacher, nicht auf servile Schmeichler, Heuchler und Faullenzer. Die sogenannte Glücksjägerei verachtete er; seine Lebensweise war einfach, bequem, aber ohne Prunk. Wie Cato, der Censor, hatte er mit seiner geliebten Gattin nur einen Sohn, der als Offizier später in der Schlacht bei Borodino fiel. Diesen harten Verlust konnte er nie, trotz aller Charakterstärke, verschmerzen.

Klinger's Werke, getaucht in die bitterste Weltverachtung, umfassen (— nach Goethe's allerdings sehr günstig gefärbter Darstellung —) alle natürlichen und erkünstelten Verhältnisse des socialen Lebens, das ganze moralische Dasein des Menschen; sie berühren Religion, Wissenschaft, Regierung, Freiheit, Sklaverei und hohen idealen Sinn; sie zeigen, wie es in der menschlichen Gesellschaft hergehen sollte; daß Wahrheit und Muth des Mannes höchster Werth, Tugend das echte Bild der Gottheit ist; daß den Menschen ein wirkender, schaffender Geist beseelt, daß er dieser selbst ist, und frei, würdig seines Urhebers — die Gewalt der physischen Nothwendigkeit allein anerkennend. Der Ton seiner Romane: „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt“, „Faust der Morgenländer“, „Giafar“, „Raphael“, „Geschichte eines Deutschen“ u. s. w. ist in Auffassung und Ausführung grundverschieden, und der Dichter weiß zuletzt alle scheinbaren Dissonanzen befriedigend aufzulösen. Seine Dramen, die der Sturm- und Drangperiode den Namen gaben, sind nicht „gemacht“, sondern aus der Jugendlichkeit eines heißen leidenschaftlichen Gemüths, der Gluth für Wahrheit, Freiheit und Recht, hervorge-

schossen. „Es kennzeichnet sie ein strenger Verstand, reines Gemüth, ein edler Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der Menschen und Sitten und eine charakteristische Nachbildung der generischen Unterschiede.“ Die Charaktere sind wie aus Marmor gemeißelt, kühn und kräftig, ohne Wortprunk. Begeistert durch Shakspere, verdrängte er mit Lessing die französische Kokette als ein Reiniger der deutschen Literatur. Das Trauerspiel „Die Zwillinge“ wurde neben Leisewitz's „Julius von Tarent“ und Berger's „Galora von Venedig“, von dem würdigen Hamburger Director Schröder mit dem Preise gekrönt. Klinger's Poesie erscheint wie eine Huldigung, die er der Tugend, Sittlichkeit und Wahrheit brachte — und die feinste Künstelei eines dramatischen Dichters muß neben dem ungeschminkten Laut der Wahrheit, die in natürlichen Anlagen ihren Ausfluß hat, verschwinden, wie das Himmelblau und die Sonnenstrahlen noch keinen Maler fanden.

Klinger, der je nach Laune bei Zimsen einsprach, trat heute in das Museum; ihm zur Seite ein ältlicher, aber noch rüstiger Mann, in schmuckloser Kleidung. Der Wirth nöthigte denselben bei Klinger Platz zu nehmen, wie er das immer bei neu ankommenden Gästen, Damen oder Herren, zu thun pflegte. Der Fremde war niemand anders als der Spaziergänger nach Syrakus: Seume, der über Finnland, Schweden, Dänemark nach Deutschland wieder zurückwandern wollte. — Seume, ein Mann des Volkes, aus der Armuth hervorgegangen, beabsichtigte, um der Theologie zu entgehen, mit deren Geist er sich nicht befreunden konnte, nach Paris zu reisen, gerieth in Holland unter Werber und wurde mit Anderen nach Canada geschickt, um dort gegen die Freiheit zu kämpfen. Nach einigen Jahren zurückkehrend, verfiel er auf's Neue preußischen Werbern, aus deren Banden ihn ein Menschenfreund für 80 Thaler loskaufte. Nun wurde er Schriftsteller, wanderte zu Fuß nach Sicilien und kam jetzt auf gleiche Weise nach Petersburg. Seume erzählte viel von dem Heer der Mönche und Pfaffen, die er auf allen Landstraßen durch Italien bis nach Neapel und Syrakus angetroffen: Taugenichtse! Tagediebe! — Von der Religiosität der Italiäner im Allgemeinen und der Römer insbesondere sagte er: „Sie gehen in den Dom St. Petri, um ein Rendezvous zu suchen, und wenn ihnen der Genuß einer Vokal- und Instrumentalmusik bevorsteht. Musik, die Ceremonien der Priester, ein schönes Mädchenantlitz, sind die Gegenstände ihrer Unterhaltung, der Rechtgläubigen, des allein seligmachenden Christenthums; daneben man uns Protestanten als Ketzer verschreit.“ Klinger lächelte: „Sie sagen uns nichts Neues. Wenn Christus selbst wieder erschiene, er würde kaum im Stande sein, christlicher Dorfschulmeister zu werden. Weil in die Kirche ein weltliches, ein politisches Princip kam, erlag sie im Kampfe zweier Parteien, und das ist ihr Verfall.“

Seume ging auf die Philosophie über, die ihn nie ernstlich beschäftigt habe. Klinger erwiederte: „Es giebt ja gar keine Philosophie, nur Methoden zu philosophiren, und sonach philosophirt ein Jeder nach seiner eigenen, wie ich nach der meinigen. Der wahre Philosoph frägt nicht nach dem Wege, den er gehen soll, er sorgt nur dafür, daß seine Beine gesund sind, alsdann ist ihm jeder Weg der rechte. So hielt ich es stets und befand mich immer wohl dabei. Wer den rechten Weg ins nächste Dorf nicht findet, der findet ihn auch nicht zur Stadt, noch weniger durch die Welt — nicht wahr, mein lieber Seume? Man sei zu Hause überall, man kann lernen dort wie hier. Auch fordert das philosophische Studium viel Zeit, und diese konnte ich ihm nie widmen. Meine Schule der Philosophie war die Welt, die Menschen darin, die Erfahrungen. Ich konnte meine Augen nicht dem Quellenstudium, den Methoden opfern, um zu erblinden, um mich satt und mürbe an Bücherweisheit zu machen. Als Dichter habe ich den festen Boden der Natur niemals verlassen und das luftige Reich der Abstraktionen vermieden. Der Geist ist immer der schönste, bei dem es zweifelhaft, ob er mehr Weiser oder Dichter ist, wie bei unserm jüngst dahingeschiedenen Schiller. Das ist der Zauber, mit welchem er die Geister unwiderstehlich an sich fesselt.“

Klinger's Rede war nicht absichtlich und gemessen, sondern vom Augenblick gehoben, erzielte sie immer, oft in wenigen abgerissenen Worten, die dem Gegenstand analog die Gegenwart berührten, eine zündende Wirkung; und so war's kein Wunder, daß er die geistvolle Katharina und die Kaiserin Mutter, Maria Feodorowna, wie alle denkenden Menschen, anzog. Er gemahnte oft an Quintilian: Es redet ein Gott durch den Mund des Menschen, wo dieser wirklich redet, und der Gott soll nicht etwa auf die Hörer warten, sondern diese müssen erst zugegen sein, dann erscheint er. — Klinger verließ, wie immer, gleich nach Tische das Museum. — Alt und jung näherten sich nun dem berühmten Reisenden und fanden noch einige Stunden Genuß in seiner lebendigen und anregenden Unterhaltung. Bei Seume's Abreise begleitete eine Anzahl junger Leute ihn bis nach Pergula, dem ersten Dorf auf Finnland's Boden, wo zum Abschied auf Seume's Gesundheit und glückliche Reise ein Glas Champagner geleert wurde.

Ein andermal saß die Sängerin Mara neben Klinger. Die alte hochgefeierte Dame sah noch recht frisch und wohl aus und plauderte lebhaft mit dem Dichter, der gleichfalls bei Humor war. „Wie ist Ihre Stimme noch so schön erhalten“, sprach er, „so schön, daß ich lebhaft erinnert worden bin, wie Sie in meiner Jugend entzückt haben. Nie hörte ich ein solches Adagio wieder, einen so wundervollen Triller. Ein von Ihnen damals gesungenes italiänisches Lied bewahre ich treu in meiner Erinnerung.“ Frau Mara, eben von Moskau zurückgekehrt, lächelte fein: „Ich will es hernach in Ihrer Erinnerung auffrischen.“ Es wurde beim Champagner ihre Gesundheit ausgebracht. Als man vom Tische aufbrach, eilte die muntere Frau an's Piano, das sie mit Meisterschaft behandelte, und sang ein Lied mit einem bezaubernd seelenvollen Schmelz und schloß mit einem Triller, der Alle zu jubelndem Beifall hinriß.

Eines Mittags, schon etwas spät, sah man mit Klinger im Gespräch den jüngst von seiner Weltumsegelung heimgekehrten kühnen Admiral Krusenstern und den ihn auf dieser Reise als Arzt, Zeichner und Botaniker begleitenden Professor Tilesius. Man unterhielt sich viel über ihren Aufenthalt vor Canton, die kolossalen Waaren-Niederlagen der Amerikaner, Europäer und anderer Kaufleute. Dann zergliederte Krusenstern den listigen, gewandten und betrügerischen Charakter der Chinesen und beklagte sich endlich über die durch Golowkin's politischen Fehler unnütz gemachte, kostspielige Gesandtschafts-Landreise von Petersburg nach China u. dergl. m.

Klinger liebte Musik. Nachdem er sich eines Tags mit dem jungen Engländer und Klaviervirtuosen John Field unterhalten hatte, viel von dessen Lehrern und den Vorzügen Cramer's und Clementi's gesprochen, bemerkte man, wie Field eine so seltene Ausnahme unter den für Musik so wenig empfänglichen Engländern mache. Klinger gab ihm zu verstehen, daß ihm seine jüngste sehr melodiöse Composition, von einer jungen Dame gespielt, ausnehmend gefallen habe. Field stand auf, setzte sich an's Piano und spielte ein Nocturno, ein Lied ohne Worte. Alle Gäste, besonders die schöne Welt, waren von seinem reizenden Vortrag enthusiasmirt. — So wechselten Conversation mit Musik ab, auch Bojeldieu und Steibelt ließen sich dann und wann hören, desgleichen des Hauses älteste Tochter, Fields Schülerin.

Dem Tilsiter Frieden war der Congreß in Erfurt gefolgt. Diesem die strenge Zollüberwachung gegen die englischen Waaren. Mit der russischen Ueberwachung mußte Napoleon I. nicht zufrieden sein; er schlug deßhalb dem Kaiser vor, die französischen Zollbeamten diesen Dienst versehen zu lassen, was Alexander abschlug. Von nun an verbreitete sich im Volke eine düstere Stimmung, und das Einrücken der Franzosen in Holstein vermehrte und rechtfertigte sie.

Von dieser Zeit an wurden Wissenschaft und Kunst bei Zimsen mehr und mehr von den Kriegsereignissen in den Hintergrund ge-

drängt. Eine der letzten Episoden in künstlerischer Beziehung war die Vorstellung der trefflichen, bereits etwas alternden Schauspielerin Hendel-Schütz und des Professors J. Schütz, ihres Gatten, durch den Hofschauspieler Gebhard. Frau Schütz erzählte gern von dem Beifall, den sie in Paris und in allen großen Städten Deutschlands in ihren mimisch-plastischen Darstellungen errungen. „Sie verzichten also auf die Darstellungen dramatischer Charaktere?" fragte Klinger. — „Keineswegs. Ich habe eine Empfehlung an die Kaiserin Mutter und werde wohl zuerst bei Hofe „Maria Stuart" spielen. Dann soll ein Cyclus von Rollen im Stadttheater folgen, und zum Schluß mimisch-plastische Vorstellungen. Excellenz werden mich doch beglücken, denselben beizuwohnen?" — „Wenn es meine Geschäfte erlauben", antwortete Klinger höflich, und sich an Professor Schütz wendend, erinnerte er ihn an seinen Vater, seinen Freund, den Philologen und Redacteur der allg. Halle'schen Literaturzeitung ꝛc. — „Sie sind wohl gleichgültig gegen das Theater?" fragte Frau Hendel-Schütz. — „Wie Sie es nehmen wollen", entgegnete Klinger. „Ein Freund bat mich jüngst mit ihm das französische Theater zu besuchen, Demoiselle Georg als Phädra zu sehen. Ich folgte. Was gab man: 1) Ein einaktiges Lustspiel. 2) Phädra. 3) Ein burleskes Ballet. Diese Vor- und Nachspiele, in Mitte ein ernstes Drama, erweckten meinen Widerwillen. Das ist Unfug. Ein widerliches Wechselspiel der Empfindungen und Gedanken; gar am Ende einer Tragödie — ein burleskes Ballet! Diese geschmacklosen Amüsements, welche die Russen den Franzosen bereits nachäffen und übertreiben, machen einer Kunstverwaltung wenig Ehre. Lob und Tadel des Mannes von Einsicht und Verstand scheint nicht geachtet zu werden, füllt sich nur die Kasse." — Der Erfolg der von Frau Hendel-Schütz im Stadttheater gespielten Rollen war weniger als sonst ein durchgreifender, und als man später die Frage anregte, warum dieselbe nicht in der Eremitage bei Hofe gespielt, gab Baron von Dankelmann folgende Erklärung: als der General-Director aller kaiserlichen Theater, Narischkin, der Kaiserin Mutter das Schreiben der Hendel-Schütz überreicht und die Kaiserin dasselbe gelesen, habe sie erwiedert: Frau Schütz möge erst die Rolle der Maria Stuart auf dem Stadttheater geben. Sie wolle Herren und Damen, die deutsch sprächen, auffordern, die Vorstellung zu besuchen. „Sie wissen, Alexander Lwowitsch, vor Kurzem haben wir dieses Trauerspiel Schiller's auf unserem Theater gesehen und sind von Frau Gebhard befriedigt worden. Ich möchte nicht voreilig den Eindruck verwischen lassen."

Nachdem August Wilhelm von Schlegel im Museum freundlich begrüßt worden, trat daselbst mit dem Erscheinen der hochberühmten Frau von Stael-Holstein die Politik auf die Tagesordnung. Klinger war hier mehr Hörer als Redner. Als man später auf diese glänzende und geistesbegabte Frau zurückkam, sagte Klinger: Wie die herrliche poetische Natur in dieser schönen und geistvollen Frau auf den Irrweg der Politik gerathen konnte, ist mir ein Phänomen, ein psychologisches Räthsel! Ich muß aufrichtig bekennen, ihre tief eingreifenden Kenntnisse in der politischen Atmosphäre haben mir gar nicht wohl gethan. Das ist Männer-Studium. Eine Frau soll nicht im Streite der Männer mitkämpfen, dadurch wird sie eine widerliche Erscheinung der Natur, und sie wirkt auf mich trostlos unangenehm. Der Liebe Wort und Offenbarung ist das Weib!" —

Es ist im Jahre 1812. Ernst Moritz Arndt war schon öfter bei Zimsen mit hoher Verehrung aufgenommen und hatte hier seinen Gönner und Freund, Baron vom Stein, in Klinger's Nähe geführt. Aller Augen waren auf sie gerichtet. Beim Anblick dieser kühnen entschlossenen Vaterlandsfreunde verriethen Klinger's Blick und Mienen, wie ihm das Feuer seiner Jugend wiederkehre. Wenn Stein mit Zuversicht von der Befreiung und Einigkeit Deutschlands, von einer Volkserhebung sprach, da schien Klinger wie von einer sonnenhellen Zukunft des Vaterlandes verklärt und stimmte mit Wärme dem hohen Volkstribun bei und erfreute sich an dessen starkem Willen und der geistigen Energie des deutschen Timoleon. Denn — sagte Klinger — solcher Wille und solche Geisteskraft ist die Sonne, von welcher der Strahl ausströmt, der Alles mit sich fortreißt. Sie geben den Beweis, Baron, daß der schönste Charakter auch der stärkste sein kann. — Der feurige Arndt schleuderte mit einer wahrhaft poetischen Begeisterung seine Philippica gegen „den sein wollenden alleinigen Herrn der Welt." Er war leidenschaftlich dem Baron Stein ergeben, und seine Reden priesen den Hort deutscher Gesinnung in Verehrung, Liebe und Hingebung. Die Jugend wurde durch Arndt entflammt, und Viele ließen sich nach Deutschland in die Freicorps führen, ohne je in die Heimath wiedergekehrt zu sein. — Alltagsmenschen besitzen meist wenig oder gar keine Gesinnung; nur die starken Seelen, die großen Naturen, wie Stein, Arndt und Andere, beharren mit Kraft und Ausdauer, mit Gut und Blut bei dem einmal gefaßten Entschluß. Diese Thatkräftigen trugen in sich das Feuer unverwüstlicher Liebe zum Vaterlande, auserwählt, in banger Gefahr siegreiche Zuversicht um sich zu verbreiten. — Ja, sagte Klinger, Baron, Sie haben den Muth des Geistes und Charakters, das thut zur Heilung einer schlechten Zeit noth. — Stein, der im Ganzen wenig, aber immer mit Nachdruck sprach, erwiederte: Jetzt ist die dringende Nothwendigkeit da, die Zustimmung der öffentlichen Meinung zu gewinnen, als die fruchtbare Quelle der Macht, den mächtigen Hebel zum großartigen Handeln. Nur so wird eine Regierung stark, stärker durch die Oeffentlichkeit, als sie es je durch Unabhängigkeit und Geheimhaltung gewesen ist. Er fuhr lebhafter fort: Wenn Einigkeit, reiner Wille, Weltverstand, Mäßigung und Kraft zusammentreten, um im weisen Rath den Zustand der Dinge zu behandeln, so würde, meine ich, ein wohlgefälliges Resultat herauskommen. Wo dagegen Unmaß, Unverstand, Eigennutz, Eitelkeit, Neid, böse Lust und böser Wille mitrathen und thaten, da geschieht, wie gewöhnlich, nichts, und Alles kann noch verloren gehen. — Klinger erhob sich: Möge das Vaterland Sie als Retter begrüßen. Ein kühner Gedanke, in dem Reiche der Vernunft geboren, thut wohl wie die aufgehende Sonne. Doppelt wohl, wenn der König im irdischen Reiche, auf seinem Throne und im Angesicht hoffender Völker, großer Gedanken Verwirklicher wird! Was wirkt nicht oft zu rechter Zeit ein Blick, ein gedankenreiches Wort, aus dem Munde eines wahren Patrioten, zu dem das Vaterland Vertrauen gefaßt hat. Sie sind ein solcher Mann, Baron, der berufen ist, der Menschheit mit edlen Thaten zu nützen. Das ist der Charakter des Schönen. Ihre Gefühle und Gedanken sind schon mehrmals wie Wasservögel in die sumpfigen Gewässer unserer Existenzen untergetaucht, — aber sie schwangen sich immer wieder zu dem Fluge eines Adlers empor. Sieg oder Tod! — Wer will, der kann auch. Geringschätzung des Menschlichen, nachzudenken über die allgemeinen Interessen, nachzudenken über die Heiligthümer des Volks, sich empören über Ungerechtigkeiten, Unterdrückungen — nennt man Thorheit! Man zehre in Ruhe stets nur von den kleinen Früchten der Alltagswelt und begrabe sich im Tage mit dem Tage, dann, meinen die Thoren, geht Alles gut. Was die besten Menschen in solcher Zeit wünschen und den Willen und die Kraft haben, es zu erstreben, das genießt die Nachwelt oft erst spät. Auch gut. In diesem Sinne handeln Sie, und das ist groß gedacht und groß gehandelt. Wie sagte Frau Stael: es gibt Zeiten, wo das Schicksal der Menschheit von einem Manne abhängt, und das sind unglückliche Zeiten; denn nichts ist dauerhaft, als was durch die Mitwirkung Aller erlangt wird. Das ist wahr, aber nichts Neues. Das wurde schon damals ausgesprochen, als sieben Große des persischen Reichs, nach des Smerdes Ermordung, um die künftige Regierung berathschlagten. Darius siegte durch List und Gold und ward König. — Mögen Sie, lieber Baron, mit Ihren edeln Gesinnungen für das Volk, das Volk für das Gemeinwesen in Bewegung setzen. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück dazu.

Eines Tages ward Klinger zu seiner hohen Gönnerin, der Kaiserin Mutter, nach Paulowsky, ihrer Sommerresidenz, zur Tafel befohlen. Abends nöthigte sie ihn zu einer Partie L'hombre. Da trat plötzlich der Kaiser ein. — Wie geht's, Herr General? — sprach der Kaiser zu Klinger. Was passirt Neues auf der Universität Dorpat? — Ich weiß nichts, Majestät. — Nichts? Da weiß ich desto mehr. Dort werden Schneider zu Doctoren gemacht. — Klinger fühlte sich beleidigt; die Kaiserin bemerkte es und hob das Spiel auf. Klinger wiederholte: Majestät, ich weiß von nichts und bin erstaunt über das, was ich aus Ihrem Munde vernehme. — Der Kaiser blieb bei seiner Aussage, und Klinger empfahl sich. Um Mitternacht zu Hause angekommen, ließ er eilends seinen Universitäts-Secretär, Hofrath Karl Musäus, Sohn des beliebten Märchendichters in Weimar, wecken. Setzen Sie sich, sprach Klinger, nehmen Sie Feder und Papier und hören Sie, was ich Ihnen diktiren werde. Es war ein Brief an den Rector der Dorpater Universität, die strengste Untersuchung in der Schneider-Doctor-Angelegenheit befehlend. Die Antwort folgte schnell. In den jüngst verflossenen Ferien hatten nämlich einige noch anwesende Professoren den Schneider Walter aus Petersburg examinirt und zur Promotion vorgestellt. Klingers Gutachten war übergangen, nur die Unterschrift des Kultus-Ministers eingeholt. Zwei Professoren und den Secretär hatte man mit „warmer“ Hand gewonnen. — Klinger schickte dem Kaiser des Rectors Antwort. Die beiden angeschuldigten Professoren und der Secretär wurden ihrer Stellen entsetzt, der Schneider Walter verlor den Doctorhut. — Klinger reichte seine Entlassung ein als Curator der Universität und als Director des ersten Cadettencorps. Dieselbe ward ihm mit einer Pension bewilligt, vorbehaltlich daß er auf den übrigen bedeutenden von ihm bekleideten Posten verbleibe.

Einige Jahre nach der französischen Invasion verlor Petersburg das seltene Etablissement durch Bankerott; Herr Zimsen starb aus Gram nach der Katastrophe.

Franz von Sickingen.

Ein historisches Bild.

(Schluß.)

Demgemäß beschloß Sickingen den Feldzug gegen den Kurfürsten von Trier. Zu den allgemeinen Motiven, die ihn bestimmten, gegen einen geistlichen Fürsten loszuschlagen, traten specielle, welche den Angriff gerade auf diesen Erzbischof anriethen. Richard von Greiffenklau-Volraths war unter allen deutschen Prälaten derjenige, welcher „dem Worte Gottes die Thüre nach menschlichem Vermögen auf das Festeste verschlossen hatte“, und der deßhalb bei den Anhängern der Bewegung der am Meisten verhaßte war; eine strenge, harte Natur, erfreute er sich bei den eigenen Unterthanen keiner Beliebtheit, sein sprödes, herrisches Wesen hatte ihm wenig Freunde erworben, seine Familienverbindungen reichten nicht weit, er war der erste Kurfürst aus seinem Geschlecht. Uebrigens stand er in dem Rufe, weder durch staatsmännische noch durch kriegerische Tüchtigkeit irgend bedeutsam hervorzuragen. Endlich konnte Franz an Richard eine Privatbeleidigung rächen, die er ihm seit Jahren nachgetragen. Auf dem Regensburger Reichstage von 1518 war es der Kurfürst von Trier gewesen, der in einer Sprache, die ihm nie zu vergessen Sickingen sich gelobt, gegen dessen freche Fehden bei der Versammlung nachdrucksvoll Klage erhoben hatte.

Die Tuilerienpolitik unsrer Tage hat es gezeigt, wie leicht es ist, sobald der Krieg einmal eine beschlossene Sache, einen plausibeln casus belli aufzufinden. Franz von Sickingen besaß in dem Artikel durch vieljährige Praxis sattsame Erfahrungen; Verlegenheiten konnte ihm das Auffinden einer Veranlassung zum Kriege nicht bereiten. Ein Strolch, dessen sich der Ritter zu ähnlichen Geschäften schon oft bedient, Gerhard Boerner, fing zwei Schultheißen aus dem Trier'schen Gebiet. Auf angebliches Bitten der Gefangenen, welches diese jedoch später als erzwungen schilderten, bezahlte Sickingen für jene an Boerner ein Lösegeld von 5000 rheinischen Gulden, die Summe für Kost und Atzung ungerechnet; wogegen sich die Befreiten unter dem gewöhnlichen Gelöbniß verpflichteten, den Betrag zu einem bestimmten Termin an Franz zurückzuerstatten oder sich in seine Haft zu stellen. Kaum losgelassen, klagten die Schultheißen über Vergewaltigung beim Reichsregiment zu Nürnberg; Sickingen forderte von dem Kurfürsten von Trier als von dem Landesherrn, er möge ihm zu seinem Rechte verhelfen; Richard lehnte das Verlangen ab, weil er dem Spruche des Reichsregiments nicht vorgreifen dürfe. Darauf hin kündigte Franz von Sickingen dem Richard von Greiffenklau die Fehde an.

Proklamationen und Manifeste waren bereits damals an der Tagesordnung, und von ihrem Inhalte galt ganz das Nämliche, was heute von dem Inhalte solcher Aktenstücke zu gelten pflegt. Als Louis Napoleon seine Waffen über die Alpen trug, so hat uns sein Manifest belehrt, daß dies im civilisatorischen Berufe geschehen; Franz von Sickingen verfügte über keinen Moniteur, aber er versicherte in fliegenden Blättern, daß sein Zug keine Bereicherung an Gut oder Macht, sondern allein Gottes Ehre zum Zwecke habe. Sein Ohr wollte mit Betrübniß den Schreckensschrei Derer vernommen haben, welche unter dem Drucke der Feinde des Evangeliums seufzten.

Der Angriff auf das kurfürstliche Gebiet ging so plötzlich und nachdrucksvoll vor sich, daß er sich des günstigsten Erfolges erfreute. Im raschen Anlauf nahm Sickingen Bliescastel und St. Wendel. Hatte noch ein Zweifel über seine Absichten bestehen können, bei der Uebergabe der letzteren Festung enthüllten sich seine Pläne auf das Unzweideutigste. „Der Kurfürst“, rief er den gefangenen Edelleuten der Besatzung zu, „mag euer Lösegeld und was ihr sonst verloren habt, bezahlen, wenn er nämlich noch lange Kurfürst bleibt; werde ich Kurfürst, ich will euch den Verlust und ein Mehreres entsetzen.“

Der Erzbischof von Trier hatte sich bei dem Ausbruch der Fehde an den Kurfürsten Albrecht von Mainz gewandt und den bewaffneten Zuzug gefordert, den er vertragsmäßig zu fordern berechtigt war. Allein Albrecht war ein erklärter Mäcen der Humanisten, und auch den Freunden der Reformation gehörten seine Sympathien, soweit dieselben ein katholischer Kirchenfürst zeigen durfte; er entschuldigte das Ausbleiben der Hülfe. Söldner wären bei den gegenwärtigen Zeitläufen nicht zu bekommen, seine Lehnsleute hätten dem Aufrufe nicht Folge geleistet, und seine Reisigen könne er nicht schicken, weil er ihrer zum Frankfurter Herbstmeßgeleite bedürfe. Daß er einem guten Theil seiner Reisigen, wenn auch nicht offen, so doch erlaubt hatte, zu Sickingens Fahnen zu stoßen, daß viele von den Lehnsmannen von Mainz dem Ritter Zuzug geleistet, daß von den höchsten Beamten des Kurfürsten und selbst von den Domherren in Mainz dem Unternehmen Sickingens jeder Vorschub zugewendet wurde, davon sagte Albrecht in seinem Briefe nichts. Ebenso zurückhaltend mit der begehrten Hülfe war der Erzbischof Hamann von Wied, Kurfürst von Köln, und auch das Anrufen des kaiserlichen Reichsregiments hatte nur die späte und schwächliche Folge, daß dieses in einem Mandate den Kurfürsten von Mainz an die vertragsmäßig zu gewährende Hülfe erinnerte und erst nach dem Fall von St. Wendel Sendboten mit der Eröffnung an Franz abordnete, weil sein Gewerbe gegen Trier dem ewigen Landfrieden zuwiderlaufe, sei er in eine Pön von 2000 Mark löthigen Goldes genommen, welcher Strafe die Reichsacht nachfolgen werde, falls der Ritter von dem Handel nicht abstehen werde. Die Boten fanden eine kühle Aufnahme. In dem Bescheide, der ihnen in dem Lager ward, figurirte keineswegs mehr die tönende Schelle von der Ehre Gottes, zu dessen Kämpfer sich Sickingen aufgeworfen haben wollte. Im stolzen Gefühl seines eben erlangten Sieges wies der Ritter die Gesandten mit ironischem

Humor an, sie möchten ihrem Herrn sagen, Franz von Sickingen sei so gut Diener des Kaisers, wie die Mitglieder des Reichsregiments. Er wisse und thue als ein treuer Diener des Kaisers nur, was dem Kaiser nütze und fromme. Richard von Greiffenklau habe vor der Kaiserwahl Gold von Frankreich genommen; Karl werde sich der Nachricht freuen, daß sein Feldhauptmann dem Beförderer der Kandidatur des Königs Franz die empfangenen Goldkronen ein wenig eingetränkt. Nicht minder angenehm werde es dem Kaiser sein, wenn er bei seiner Rückkehr Gut und Land vorfinde, welches Sickingen durch die Einziehung geistlicher Güter gewonnen und über das Karl alsdann verfügen könne.

Am 8. September lagerte Franz vor der Hauptstadt seines Feindes. Mochten ihn seine übrigen Berechnungen nicht getäuscht haben, in der Schätzung der militärischen Eigenschaften Richards hatte er sich entschieden geirrt. Angesichts der dräuenden Gefahr entwickelte der Erzbischof eine Klugheit und Festigkeit, eine kriegerische Tüchtigkeit, die mit seinem priesterlichen Amte in dem auffallendsten Kontraste stand. Tag und Nacht tummelte er sich auf Mauern und Thürmen, unter seinen Rittern und Söldnern, und seinen rastlosen Anstrengungen gelang es, fünf mörderische Stürme abzuschlagen. Die Reihen der Belagerer hatten sich gelichtet; die Lücken konnten nicht ausgefüllt werden, denn ein Corps von 1500 Mann, welches der Hauptmann Nicolaus von Minckwitz im Braunschweigischen für Franz geworben, wurde durch den Landgrafen Philipp von Hessen, welcher sich damals noch nicht der Reformation angeschlossen hatte und der überdieß mit dem Ritter in Feindschaft lebte, überfallen und auseinandersprengt; die Niederlage schreckte viele Andere von dem beabsichtigten Zuzuge ab, und was empfindlicher in die Wage fiel, Luther und Melanchthon, getreu ihrem Prinzip, daß Waffengewalt von der Ausbreitung der Reformation ferne zu halten sei, mahnten mit Eifer von jeder Unterstützung ab, indem sie Sickingens That als eine solche verurtheilten, welche der guten Sache nur Haß zuwege bringe. In einer solchen Lage, die durch den Mangel an Munition und Lebensmitteln noch schwieriger gemacht wurde, hielt es der Ritter für das Geeignetste, die Belagerung abzubrechen; der Unterhändler, den er an Richard schickte, forderte 200.000 Goldgulden als Preis des Abzuges. „Das Geld werde er sich von Franz als Entschädigung holen“, antwortete der Kurfürst, und vielleicht in dem Gedanken, daß die Drohung einst eine Wahrheit werden könnte und er das Geld beschaffen müsse, befahl Franz, als er am 14. September die Belagerung wirklich aufhob und mit seinen Schaaren den Rückzug auf seine Burgen antrat, allerdings sehr im Widerspruch mit seinem Manifeste, welches Schutz und Frieden den Hütten und Dörfern verheißen, eine allgemeine Plünderung des kurfürstlichen Gebiets. Flecken und Gehöfte, Klöster und Kirchen gingen in Flammen auf, die Felder wurden verwüstet und die Bäume und Reben niedergehauen. Dafür faßten freilich die weiten Räume der Ebernburg und des Landstuhls kaum die Masse der gemachten Beute.

Ueber die Folgen seines Unternehmens gab sich Sickingen keinen Illusionen hin. Sein Spiel war verloren. Aber ein neues Spiel um neuen Einsatz konnte den Verlust wettmachen. Blieb ihm doch Zeit zu neuen Rüstungen. Trier hatte sich mit Hessen und Pfalz wider ihn verbündet, aber anstatt sofort gegen Sickingen den Schlag zu führen, verbrachten die Alliirten den Herbst und Winter mit vereinzelten Unternehmungen wider die Verwandten und Freunde des Ritters. Zu dem Hauptangriff auf Sickingen erhoben sie sich erst zu Ostern 1523. Dieser hatte die ihm gegönnte Ruhe in jeder Weise ausgekauft; trotz des Podagras, an dem er heftig litt, ließ er es an keiner Vorbereitung fehlen, denn er wußte, daß es den Kampf um Sein oder Nichtsein galt. Seine Schlösser waren in einen furchtbaren Vertheidigungszustand gesetzt, seine Truppen durch Söldner bis aus Böhmen und der Schweiz zu einem zahlreichen Heere herangewachsen. Als ein edler Zug will es erwähnt sein, daß er, die Möglichkeit eines trüben Ausgangs erwägend, für die Freunde und Gäste unter den Humanisten Fürsorge traf. Sie wurden von der Ebernburg entfernt und an anderweitigen versteckten Orten in Sicherheit gebracht; auch Ulrich von Hutten, dem die aufs Neue ausgebrochene Krankheit die Theilnahme an dem Kampfe nicht gestattete, wurde nach der Schweiz entlassen. Seine Hauptmacht concentrirte der Ritter auf dem Landstuhl; für einen Angriff im offenen Felde waren ihm die Kräfte der Verbündeten zu überlegen.

Als ein böses Omen nahm es Sickingen auf, daß gleich nach der Eröffnung der Feindseligkeiten sein Sohn Hans bei einem Ritt, den er von Steinkallenfels im Wasgau nach dem Landstuhl mit Hilch von Lorch und Augustin von Brauneberg machte, durch den pfälzischen Vogt Wilhelm von Habern gefangen wurde. Der Unfall betrübte den Vater mehr als der Verlust des Wartenbergs und der Ebernburg, die in schneller Folge von den Gegnern erstürmt wurden. Er rief die Vermittelung des Reichsregiments zu Nürnberg an, und als diese wirklich gemacht, von den Verbündeten zurückgewiesen war, verhandelte er mit den letzteren direct um einen Waffenstillstand Man mochte seinen Plan durchschauen, nach welchem er die Waffen nur ruhen lassen mochte, bis er die Verstärkungen an sich gezogen, die ihm von verschiedenen Seiten versprochen waren. Am 29. April begann die Belagerung des Landstuhls.

Es ist Vieles in dem Leben Sickingens, das uns bei aller Sympathie für den unternehmenden und auf große Ziele gerichteten Ehrgeiz, für die trotzige und entschiedene That und Willenskraft des Mannes, für Eigenschaften, die wir Modernen zu schätzen geneigt sind, seine Vertheidigung nicht übernehmen läßt; wir haben an verschiedenen Ereignissen dieses Lebens nicht vorübergehen können, ohne daß der Schatten der Mißbilligung auf die Ereignisse fiel. Um so weniger dürfen wir der erhebenden Züge vergessen, denen wir am Ende dieses Lebens begegnen. Der rücksichtsvollen Fürsorge für die Freunde ist bereits gedacht worden. Unter seinen Kriegern befand sich ein greiser Reitknecht, Balthasar Schloer, ein Diener, den er aus der Erbschaft des Vaters übernommen. Auf den Armen des Mannes war das Kind getragen; von Balthasar hatte der Knabe reiten und jagen und die ersten Waffenübungen erlernt; auf allen seinen Abenteuern und Feldzügen hatte ihm der Knecht Seite an Seite geschlafen. Wohl weigerte sich die erprobte Treue des Dieners, jetzt den Herrn zu verlassen, aber der Herr litt es nicht, daß in sein Schicksal die erprobte Treue verflochten wurde. Balthasar Schloer erhielt den Befehl, Konrad, den jüngsten Sohn von Franz, vom Landstuhl fortzuführen und in Sicherheit zu bringen. Vergebens riethen die Freunde dem Ritter, sich selbst aus dem Schlosse zu thun. „Gute und böse Stunden haben meine Mannen mit mir getheilt“, so wies er den Rath zurück, „wie könnte ich es verantworten, wollte ich jetzt, in feiger Furcht um die eigene Rettung allein, fliehen und die Getreuen in der Noth stecken lassen?“ Gefaßt und ruhig, mit der Heiterkeit des Humors, welche an antike Heroen, an das Benehmen der Helden in der altdeutschen Dichtung erinnert, an Walter von Aquitanien auf dem Wasgenstein oder an die Wormser Recken im Saal des Hunnenschlosses, gab er scherzend dem Herald, der ihn zur Uebergabe aufforderte, die Antwort: „Deine Herren haben, wie ich höre, neu Geschütz. Wohlan, ich habe neue Mauern. Die mögen sich aneinander versuchen.“

In der kurzen Frist von acht Tagen war Alles entschieden. Die feindliche Artillerie that den Werken gewaltigen Schaden. Ein Schurke hatte die schwachen Stellen verrathen. Obwohl in Folge des Podagras nicht im Stande zu gehen, ließ sich Sickingen nach jedem gefährdeten Punkte hinführen, um die Vertheidigung nach persönlicher Anordnung zu leiten und die Krieger zu ermuntern. Eben führt man ihn zu einem Schießloch, hinter dem ein Geschütz aufgestellt ist. Ein Schuß fällt in das Schießloch; Franz wird mit der linken Seite auf einen Haufen spitzer Pfähle geschleudert, die nebenbei liegen. Auf den Tod verwundet, heißt er die Krieger kein Geschrei machen. Sie schaffen ihn auf einer Tragbahre nach dem Innern der Burg.

Ein Brief, den er selbst unterschreibt, meldet den Belagerern den Unfall und bittet deren Führer um eine Unterredung. Sofort hört das Schießen auf, und es beginnt die Verhandlung wegen Uebergabe. Die Verbündeten fordern unbedingte Uebergabe des Landstuhls mit seinem gesammten Inhalt, Ergebung Sickingens und der übrigen Edelleute in ritterliches Gefängniß. Franz unterzeichnet die Artikel. Als er die Feder fortlegt, hört man ihn murmeln: „ich will nicht lange ihr Gefangener sein."

Die Morgensonne des 7. Mai 1523 scheint auf duftend Frühlingslaub und das Flockengewimmel eines bunten Blumenschnees, der Geäst und Zweige der Bäume und Sträucher deckt. Trompetenstöße schallen durch die Luft; die Sonnenstrahlen fallen auf wehende Standarten und blitzende Waffen. In geschlossenen Reihen ziehen die Truppen der Sieger auf dem Landstuhl ein. Kaum haben die Fürsten die zusammengeschossenen Ruinen betreten, so lassen sie sich, voran den Ehrenherold, zu Sickingen führen. Der Sterbende ruht in einem feuchten, düstern Felsenloche, wohin man ihn geschafft, weil er nur hier während des Schießens sicher gewesen. Ihn später nach Einstellung der Feindseligkeiten in ein anderes Gemach zu bringen, erlaubte sein Zustand nicht mehr. Als der Pfalzgraf, der alte Lehnsherr Derer von Sickingen, eintrat, lüftete Franz zum Gruße das rothe Barett, mit dem er sich geschmückt hatte. Schweigend reicht ihm der Pfalzgraf die Hand. Weniger Versöhnlichkeit und Adel der Gesinnung bethätigt Richard von Greiffenklau. Der Erzbischof überschüttet den Dahinscheidenden mit Vorwürfen, weßhalb er ihn und sein Stift so schwer geschädigt. „Waltet Frieden, Herr", mahnt ihn Franz, „geschah nichts ohne Ursach." Und als nun auch der Hesse unedel genug sich dem Lager mit bittern Schmähungen nähert, entschuldigt der Ritter sein Schweigen, weil „er bald mit einem größeren Herrn zu reden habe", und Pfalzgraf Ludwig pflichtet ihm bei: „ob der Hesse nicht wisse, daß mit Sterbenden nicht zu rechten sei."

Die Fürsten haben das Gemach verlassen, und Ludwig von Fleckenstein, des Pfalzgrafen Hofmeister, versucht dem Sterbenden tröstliche Worte zuzusprechen. Matt lächelt des Sterbenden Lippe: „nicht ich bin der Hahn, darum man tanzt. Ich bin ein Geringes, lieber Hofmeister." Das Wort beweist, wie klar sich Franz bewußt war, daß mit seiner Besiegung durch die Fürsten die Besiegung der gesammten freien Reichsritterschaft durch die Territorialherren vollzogen sei. Sie quälten ihn noch mit dem Verlangen, er solle beichten und communiciren. „Er habe Gott in seinem Herzen gebeichtet", so wies er das Verlangen zurück. Seine letzten Stunden gemahnen unwillkürlich an die letzten Stunden Ezzelins von Romano. Um die Mittagsstunde des 7. Mai 1523 verschied Franz von Sickingen.

Von der Parteien Haß und Gunst entstellt, meint Schiller, schwanke Wallensteins Bild in der Geschichte. Von Sickingen kann das nämliche gesagt werden. Die katholische Geschichtschreibung pflegt dem Andenken des Mannes wenig gerecht zu werden; seine Parteinahme für die Reformation und der Angriff auf einen Kirchenfürsten dictiren das abfällige Urtheil. Auf der andern Seite sind aufgeklärte und liberale Historiker gerade wegen Sickingens Parteistellung zu der Reformation, wegen des Vorschubs, den er Ulrich von Hutten und den Humanisten geleistet, nur zu geneigt, das gewerbsmäßige Räuber- und Parteigängerhandwerk des Ritters zu beschönigen; sie accentuiren nicht die selbstischen Beweggründe, welche Franz den Freunden der geistigen Bewegung in die Arme führten. In der biographischen Episode Sickingens, welche Strauß in die Lebensgeschichte Huttens aufnimmt, wird allerdings auf die egoistischen Motive der Handlungen des Ritters hingewiesen, allein jene Motive werden, wenngleich dieser Autor viel zu scharfsichtig ist, um die Lauterkeit der reformatorischen Gesinnungen Sickingens zu behaupten, doch nur als untergeordnete und nebenbei mitwirkende dargestellt, und überdieß scheint mir des Ritters Porträt bei Strauß noch nach einer zweiten Seite verzeichnet, so sauber ausgeführt, so gelungen immerhin einzelne Züge in dem Bilde getroffen sein mögen. In der Abneigung gegen die Zersplitterung der nationalen Kraft, wie dieselbe durch die deutsche Viel- und Kleinstaaterei bewirkt worden, richtet sich die Polemik von Strauß gegen Alles, was dieses Resultat herbeigeführt, fühlt er sich sympathetisch zu Allem hingezogen, was gegen das Resultat reagirt hat. In der Episode, von welcher wir handeln, findet sich der ganz richtige Grundgedanke, daß die Zersplitterung des Reiches in selbständige Duodezpartikeln und Duodezpartikelchen möglicherweise verhindert worden wäre, wenn die auf die Erlangung der Souveränetät gerichteten Bestrebungen der Territorialherren auf den fortgesetzten Widerstand der im festen und einmüthigen Verbande verbundenen freien Reichsritterschaft getroffen hätten. Wir theilen die Anschauung, aber es streitet ebenso sehr wider die historische Wahrheit, wenn man Sickingen zum bewußten Träger und Verfechter dieses politischen Gedankens macht, als es falsch ist, wenn man ihm ein selbstloses Interesse für die Ausbreitung der humanistischen und reformatorischen Bestrebungen zuschreibt. Daß ihm der Gedanke selbst durch Hutten vermittelt worden, soll nicht bestritten werden; die Antwort auf dem Sterbebette an Ludwig von Fleckenstein spricht dafür. Allein für die Realisirung des Gedankens hat Sickingen weder die Landauer Einung veranlaßt noch deßhalb wider den Kurfürsten von Trier zu den Waffen gegriffen; die Aufrechterhaltung der Gerechtsame des Adels, die Vermehrung der Autorität der Reichsritterschaft gegenüber der Fürstenmacht lag ihm durchaus ferne. Die Reichsritterschaft war ihm lediglich das Kalb, mit dem er pflügte, um sich selber in den Besitz einer fürstlichen Macht zu setzen.

* Die alte Hausuhr.

Nach Longfellow.

Seitabwärts liegt zum Dorf hinaus
Ein alterthümlich Pächterhaus;
An dem verfallnen Säulengang
Reih'n schlanke Pappeln sich entlang,
Und pickend spricht die alte Uhr
Zu jedem auf dem dunklen Flur:
Für immer — nimmer
Nimmer — für immer.

Sie steht am breiten Treppenfuß,
Ihr Zeiger winkt mit ernstem Gruß,
Wie wenn ein Mönch im Bußgewand,
Der sich bekreuzend hebt die Hand,
In dumpfen Tönen seufzt und klagt,
So mahnt die Uhr, indem sie sagt:
Für immer — nimmer
Nimmer — für immer.

Bei Tage pickt sie sanft und sacht,
Doch in dem Todesschlaf der Nacht
Hallt sie wie ferner Schritte Gang
Des Hauses öden Raum entlang,
Sie hallet weiter für und für
Und sagt an jeder Kammerthür:
Für immer — nimmer
Nimmer — für immer.

Im Freuden- und im Trauerjahr,
Ob's Todes-, ob's Geburtstag war,
Sprach sie im Wandel dieser Zeit
Unwandelbar von Ewigkeit
Und wiederholt' in ernstem Ton,
Als sähe sie die Zukunft schon:
Für immer — nimmer
Nimmer — für immer.

In jenem alten Pächterhaus
Gingen die Gäste ein und aus,
Und an dem großen Feuerheerd
Ward jubelnd manches Glas geleert;
Wie ein Gespenst das Gastmahl stört,
Ward aber stets ihr Ruf gehört:
Für immer — nimmer
Nimmer — für immer

Dort spielte froh der Kinder Schaar,
Dort flüsterte ein junges Paar
In erster Liebe Seligkeit.
O holdes Glück, o goldne Zeit!
Doch wie der Geizhals zählt sein Gold,
Zählt sie die Stunde, die entrollt:
Für immer — nimmer
Nimmer — für immer.

Aus jener Thür im weißen Flor
Trat hochzeitlich die Braut hervor,
Doch bald im stillen Kämmerlein
Barg sie der schwarze Todtenschrein,
Und als Gebet und Lied verklang,
Tönt' es die lange Hall' entlang:
Für immer — nimmer
Nimmer — für immer.

Es sind nun Alle fortgeflohn,
Zerstreut, wohl auch gestorben schon,
Und frag' ich, der um sie geweint,
Wann sind sie wieder all' vereint,
Wie einst auf dieses Hauses Flur?
Dann sagt zu mir die alte Uhr:
Für immer — nimmer
Nimmer — für immer.

Nimmer für hier, — für immer dort,
Wenn Trennung, Angst und Sorge fort,
Für dort, wo Tod und Zeit verschwand,
Doch nicht für hier — im Erdenland. —
Die Stundenuhr der Ewigkeit,
Sie spricht und mahnt zu jeder Zeit:
Für immer — nimmer
Nimmer — für immer.

Adolf Laun.

* Ein Brief Jean Pauls an den Dichter Jens Baggesen.

Weimar, den 9. December (17)98.

Geistreicher lieber Baggesen! Ihren Brief, den ich mit noch weniger Verdienst wie ein Loos mit vielen Gewinnsten zog — weil ich gar nicht in die Lotterie gesetzt hatte — kann ich zwar durch Danken, aber nicht durch Erwiedern verdienen. Ich schreibe längere Bücher als Briefe; Sie scheinen es umzukehren; aber wahrhaftig ich gäbe Ihren ganzen Brief gern hin für ein neues — Buch von Ihnen.

Ich mein' es ernstlich. Witz und Darstellung und noch mehr Humor sind so selten auf dieser naßkalten schlaffen Erde. — und unser Sitz auf einem umkreisenden Terzienweiser ist so dünn — daß ein Inhaber von jenen wie Sie mit dem wohlthätigen Gebrauche davon, bevor er von seinem Terzienmesser herunterfällt, nie genug eilen kann. Einen solchen Gebrauch machen aber noch keine genießsenden Briefe aus, so wenig als petits soupers für Freunde die Wohlthätigkeit. Werden Sie daher sobald als möglich der Ichs-Cervantes. Diesen Wunsch thu' ich von Herzen, da ich Ihre Höhenmessung des Münsters und überhaupt Ihre Reisen (aber weiter nichts) gelesen.

Die tri- oder quadrinomische Wurzel der monatsschriftlichen Potenz *) wird noch einige Zeit ohne Treiben im Beete fortwachsen. Ein Paar von uns haben keine Zeit, ein Paar auch keine, und keine Lust dazu; das scheint einer Quadrupel-Allianz eher hinderlich als förderlich zu seyn.

Ihr Wort „Hölle meines Lebens" ist nicht recht, wenn Sie es nicht in der Bedeutung der Germanen brauchen, die unter Hölle oder Helle den künftigen Himmel verstanden. Aber Ihrer Seele ist Ruhe — sogar körperliche — nöthig, und Einsamkeit und sogar ein bindendes Amt; Reisen, zu lange getrieben, machen am Ende, daß der Mensch nicht mehr weiß, was er sucht und ist, und daß er in lauter hohle Zwecke außerhalb der Brust versinkt. — Klagen Sie nicht, da Sie zwar einmal verloren, aber zweimal gefunden haben, was ich erst suche. Und möge die zweyte Gattin Ihre Seele stillen! **) —

Ich dank' Ihnen für Ihren elektrischen Brief — verzeihen Sie meinen anelektrischen — und leben Sie froh d. h. zu Hause und schreiben Sie — mir und dem Publikum!

Jean Paul Fr. Richter.

*) Eine von Jean Paul in Verbindung mit Herder und Jacobi beabsichtigte Zeitschrift. Vergl. Jean Pauls Brief an Jacobi vom 13. October 1798.

**) Er hatte sich in Paris zum zweitenmal vermählt, und zwar mit der Tochter des dortigen Genfer Gesandten, mit welcher er nach Kopenhagen zurückkehrte.

Feuilleton.

—* Neue literarische Erscheinungen. Adam Bede. Von G. Eliot. Uebersetzt von Julius Frese. — Konrad I., Cardinal und Erzbischof von Mainz. Ein Lebens- und Charakterbild. — Die Schlacht bei Pollawa. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von C. J. Starck. — Altes und Neues aus den Ländern des Ostens. Von Onomander. Dritter Band. Kleinasien.

—* Die vollständige Sammlung der Gedichte von Ernst Moritz Arndt ist nun im Buchhandel zu haben.

—* Die Selbstbiographie von Spohr wird in zwei Bänden und in sechs Lieferungen ausgegeben, deren erste bereits erschienen ist.

—* Die „Gegenwart", welche vor einigen Jahren im Verlage von Brockhaus als Supplement zum Conversations-Lexikon erschien, erlebt eine neue wohlfeilere Ausgabe in 24 Halbbänden zu je 15 Silbergroschen. „Die Gegenwart", die in den Jahren 1848 bis 1856 in 152 Heften zu 5 Sgr., die zusammen 12 Bände bilden, herausgegeben wurde, ist ein Werk, das nicht nur allen denen, welche die Epoche von 1848 theilnehmend durchlebt haben, von großem Interesse ist, sondern namentlich auch als eine meist von Augenzeugen, die in die Ereignisse mit eingegriffen, verfaßte Schilderung jener Periode für alle Zeiten Werth hat.

—* Die Geschichte des siebenjährigen Krieges von Archenholz erlebt eine neue Auflage. Dieselbe ist geziert mit dem Bildnisse Friedrichs des Großen, so wie mit der Karte des Kriegsschauplatzes, und dem Prinz-Regenten Wilhelm von Preußen gewidmet. Dr. A. Potthast theilt im Vorwort den Lebensabriß des Hauptmanns von Archenholz (geb. 1745 zu Danzig, gest. 1812 in Oyendorf bei Hamburg) mit, der ein jugendlicher Augenzeuge und Mitstreiter der Feldzüge war und dann lange genug lebte, um die Zerschmetterung der preußischen Monarchie zu sehen, ohne doch so alt zu werden, um von deren glorreicher Wiedererhebung erfahren zu können.

—* Ein Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart von Johann Friedrich Dannell ist bei Schmidt in Salzwedel erschienen. Der Verfasser äußert sich im Vorwort in folgender Weise über sein Unternehmen: Als mir vor länger als einem halben Jahrhundert Richey Idioticon Hamburgense und später das Bremische Wörterbuch in die Hände fielen, merkte ich einzelne Wörter und Redensarten, wodurch das Plattdeutsche der Altmark von dem in Hamburg und Bremen abwich, an. Mit der Zeit mehrten sich diese Notizen, besonders als mehrere meiner Schüler aus verschiedenen Theilen der Altmark Beiträge lieferten. Nach und nach reifte der Entschluß, das Gesammelte zusammen zu stellen und zu ergänzen. So entstand das „Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart." Der Gedanke, es dem Druck zu übergeben, lag noch fern. Nachdem jedoch einige Freunde, denen die Handschrift zu Gesicht gekommen war, den Wunsch ausgesprochen, es durch den Druck allgemeiner zugänglich zu machen; als sich ferner im Norden des alten Sachsenlandes nach Klaus Groth's Vorgang ein allgemeines Bestreben entwickelte, den reichen Schatz des Plattdeutschen durch Veröffentlichung

von Dichtungen und Erzählungen in gebundener und ungebundener Rede der Vergessenheit zu entreißen, ward ich geneigt, dem Wunsch meiner Freunde Gehör zu geben. Entscheidend ward das Urtheil unsers Heroen Jacob Grimm, (dem von einem Beförderer des Werks das Manuscript mitgetheilt war), daß das Wörterbuch des Druckes würdig sei. Die Arbeit ward nun noch einer Revision unterworfen. Während der Zeit erschienen Stürenburgs ostfriesisches Wörterbuch 1857 und nicht lange nachher Schambachs Göttingisch-Grubenhagensches Idiotikon 1858; zwei verdienstvolle Arbeiten, die aber auf mein bereits fertiges Wörterbuch keinen wesentlichen Einfluß ausüben konnten. Stürenburgs Wörterbuch zeichnet sich besonders durch eine reiche Etymologie aus, und er hat darin Erfreuliches geleistet. Mein Hauptgesichtspunkt war jedoch weniger darauf gerichtet; ich hätte dann den ganzen Sprachschatz des Germanischen mit allen seinen Dialekten berücksichtigen müssen, und dazu reichen meine Kenntnisse nicht aus; ich beschränkte mich vielmehr auf die unmittelbaren Quellen des Plattdeutschen, auf das Gothische und Altsächsische, wobei Ernst Schulzes gothisches Glossar und Schmellers Glossarium Saxonicum zum Heliand treffliche Dienste leisteten. Auf das Angelsächsische, Altnordische, Englische und Niederländische ist nur sehr vereinzelt Rücksicht genommen. Die bei der Ausarbeitung Anfangs vielfach benutzten Untersuchungen Graffs in seinem althochdeutschen Sprachschatz sind später gänzlich gestrichen.

— * Der hundertjährige Geburtstag des bekannten Schulmanns Dinter wurde am 29. Februar in Königsberg gefeiert. Dinter, sächsischer Prediger und Seminar-Director, wurde auf Veranlassung des damaligen Ober-Präsidenten von Vincke im Jahre 1816 in den preußischen Staatsdienst berufen. Er wurde Provincial-Schulrath und organisirte das tief darnieder liegende Schulwesen der Provinz Preußen. Einer vom Handwerker-Vereine ausgehenden Feier, bei welcher ein Zögling Dinter's, Schuldirector Dr. Sauter, die Festrede hielt, folgte am 29. Februar, dem Geburtstage Dinter's, die eigentliche öffentliche Festfeier. Um die Mittagszeit bewegte sich dann ein langer Zug nach dem Friedhofe, woselbst unter Rede und Gesang die Grabstätte des Geschiedenen geschmückt wurde. Am Abende fand ein Festmahl Statt, zu welchem sich Geistliche und Schullehrer aus der ganzen Provinz herbegeben hatten. Unter den Rednern befanden sich Prediger Voigdt, Dr. J. Jacoby, Geheimerrath Professor Rosenkranz und Andere. Hervorzuheben ist, daß an der Erinnerungs-Feier des evangelischen Schulrathes auch nicht wenige Katholiken Theil nahmen, denn Dinter, damals der einzige Schulrath der Provinz, verstand es in wahrhaft christlichem Sinne, bei der Revision der katholischen Schulen, den confessionellen Standpunkt ganz und gar bei Seite zu lassen.

— * In Wien starb am 26. Februar die Wittwe des einst gefeierten Weigl, des Componisten der „Schweizerfamilie“, im Alter von 85 Jahren.

— * Das große Lutherdenkmal, welches in Worms errichtet werden soll, wird voraussichtlich etwa 200,000 Gulden kosten; es fehlen aber noch 60,000, weßhalb der Ausschuß einen neuen Aufruf zu Beiträgen erläßt.

— * In München giebt man ein Trauerspiel „Die Ynglinger“ von Julius Grosse, eine nordische Tragödie aus dem vierten Jahrhundert. Das Stück zeigt viel Originalität, großartige Anlage, schöne poetische Gedanken, eine reiche Handlung; dem Eindruck schadet indeß Sucht nach Pikantem und Blendendem, das Bestreben geistreich zu sein und der Mangel des Schönheitsmaßes. Den Stoff bildet der Bruderkampf und Untergang der letzten jenes schwedischen Königsgeschlechtes der mythischen Zeit.

— * Von einigen Leipziger Freunden der Naturwissenschaften, zugleich Freunden und Verehrern ihres Landsmanns, des berühmten Reisenden Dr. Eduard Vogel, dessen tragisches Schicksal mit Recht die allgemeine Theilnahme erweckt hat, ist der Gedanke angeregt worden, durch öffentliche Sammlungen die Mittel zu einer neuen Expedition in das Innere von Afrika zusammenzubringen, deren nächster und hauptsächlichster Zweck dahin gehen würde, sich vollständige Gewißheit über das Ende des vortrefflichen Mannes zu verschaffen. Die Urheber des Plans setzen dabei als möglich, wenn nicht sogar wahrscheinlich voraus, daß Vogel noch am Leben, aber auch im schlimmsten Falle hoffen sie wenigstens noch einiges von seinen Papieren und Sammlungen zu retten. Verschiedene Zeitschriften, wie die Leipziger „Gartenlaube“ und die Ule-Müller'sche „Natur“ haben sich des Plans mit großer Lebhaftigkeit angenommen und wirklich sollen bereits in einigen Städten Anfänge zu derartigen Sammlungen gemacht worden sein. Allein so sehr der Gedanke auch geeignet ist, das Mitgefühl rege zu machen, so sehr ist es die Frage, ob er auch praktisch ausführbar und angemessen. Nach allen bis jetzt eingegangenen Nachrichten nämlich — und es sind darunter Nachrichten von ziemlich neuem Datum und sehr zuverlässiger Beschaffenheit — kann es kaum dem geringsten Zweifel mehr unterliegen, daß Vogel in der That als ein Opfer seines Forschertriebs gefallen und zwar ist er, wie auch gleich die ersten Nachrichten meldeten und wie seitdem mehrfach bestätigt ward, bereits im Jahre 1857 in der Hauptstadt des Reichs Wadai auf Befehl der dortigen Sultans hingerichtet worden. Von Fezzan aus sind auf Betrieb des englischen Generalconsuls Herrmann in Tripolis officielle Boten nach Wadai entsandt worden, um sichere Kunde über Vogel's Schicksal einzuziehen. Dieselben waren zur Zeit noch nicht zurück; auch befindet Wadai sich eben im Bürgerkrieg, so daß kaum zu hoffen steht, daß selbst diese officiellen Boten ein genaueres Resultat zurückbringen werden. Unter diesen Umständen muß es denn, bei aller Anerkennung des schönen und humanen Zwecks, der jenem Vorschlage zu Grunde liegt, doch in hohem Grade bedenklich erscheinen, neue Mittel und — was die Hauptsache ist — neue Menschenleben an ein Unternehmen zu wagen, das sich von vornherein als ein verlorenes darstellt.

— * Moritz Wagner. Die große Reise im tropischen Amerika, welche Moritz Wagner im Jahre 1857 antrat, hat bekanntlich im vorigen Jahre abgebrochen werden müssen, und der Reisende, dessen Gesundheit leider sehr geschwächt ist, hält sich seit längerer Zeit in Göttingen auf. Wir erhalten nun endlich durch die „Allgemeine Zeitung“ einen näheren Einblick in die diesmaligen Fahrten Wagners; demselben entlehnen wir das Folgende: Während Wagner die frühere Reise in Nordafrika mit Unterstützung der damaligen französischen Regierung, jene in Armenien, Kurdistan und Persien mit Unterstützung der Berliner Akademie und der persönlichen Freigebigkeit des berühmten Geologen Leopold von Buch, und die dritte in Nordamerika und Centralamerika ganz auf eigene Kosten ausgeführt hatte, ward er gerade zu der an geographischen und naturwissenschaftlichen Resultaten bei weitem reichsten in den Republiken Neu-Granada und Ecuador einzig und allein aus der Kabinetskasse des Königs von Bayern ausgestattet. Diese Forschungsreise im tropischen Amerika, welche Wagner in den Jahren 1857, 1858 und 1859 machte, bildet in den wichtigsten Resultaten seiner geographischen, ethnographischen und naturwissenschaftlichen Studien, Beobachtungen und Entdeckungen die Fortsetzung jener Arbeiten die er während der Jahre 1853 und 1854 in den fünf Republiken Mittelamerikas ausgeführt und an der Nordgrenze des Isthmusgebiets von Panama abgebrochen hatte. Seine Wanderungen führten ihn dießmal wiederholt in das Innere von Gebirgsgegenden, welche nie beschrieben worden sind, in welche vor ihm kein Forscher seinen Fuß gesetzt hatte. Um so eher sollte man meinen, würde Wagner sich das größere Publikum durch öftere Veröffentlichung von Episoden aus dem Gang seiner Reisen verpflichtet haben, während dießmal gegen seine Gewohnheit nur ein einziger größerer Artikel in diesen Blättern erschien. Seine letzten Briefe geben als hauptsächlichsten Grund hiefür Zeitmangel an, da ihn der wissenschaftliche Theil seiner Beobachtungen, Aufzeichnungen und Sammlungen ganz und gar in Anspruch nahm. Im zweiten Jahr seiner Reise stellte sich wiederholt das tropische Wechselfieber ein. Dazu kam eine ziemlich umfangreiche Privatcorrespondenz mit Geographen und Naturforschern in Deutschland, England, Nordamerika u. s. w., Antworten auf bestimmte Anfragen die man an ihn gestellt, auf wissenschaftliche Fragen deren Beachtung man ihm empfohlen, pflichtschuldige Berichte über den Erfolg seiner Forschungen nach München, an Humboldt, von welchem Wagner noch im verflossenen Jahr einen freundlichen Brief erhalten, dann an Thiersch, Ritter u. A., nahmen seine Zeit so sehr in Anspruch, daß er dießmal seine Verbindung mit der Allgem. Zeitung ganz unterbrechen mußte. Diejenigen Resultate seiner Forschungen welche namentlich neue Beiträge zur Geographie und Geologie des Innern der Isthmusprovinzen Panama und Veragua und über die Anden von Ecuador und Peru enthalten, wurden in Berichten und Privatbriefen des Reisenden an seine Freunde und Fachgenossen, besonders an verschiedene Mitglieder der königlichen Akademie der Wissenschaften und der Universität München, theils ausführlich geschildert, theils kurz angedeutet. Wie Dr. Wagner kürzlich einem Münchener Freund geschrieben hat, ist er jetzt in Göttingen mit einem umfassenden wissenschaftlichen Bericht über seine zweijährigen Arbeiten im tropischen Amerika beschäftigt, und wird denselben demnächst, begleitet von chartographischen Beilagen, an die Akademie der Wissenschaften einsenden. Leider wurden die bedeutenden geographischen Resultate dieser Reise nur auf Kosten des physischen Wohlseins des Reisenden gewonnen, und seine Leistungen mit seiner Gesundheit erkauft. War diese im ersten Jahr der Reise noch vortrefflich, so wurde sie gegen das Ende derselben desto getrübter. Seit dem Mai 1859, nach seiner Rückkehr aus der Provinz Imbabura, quälte ihn ein höchst schmerzvolles Augen- und Kopfleiden — eine chronische Entzündung der Gehirnhöhle und Irritation der Augen entstanden als Nachwehen der tropischen Fieber und vielleicht auch durch den Einfluß des zu geringen Luftdrucks in der Paramosregion gesteigert; das Uebel verschlimmerte sich bei seiner Rückkehr in Göttingen, wo er anfänglich zu viel arbeitete, bis er auf Anrathen der Aerzte sich mehr schonte und seine Correspondenz meistentheils nur durch fremde Federn führte. Hat sich dieses Leiden nach Wagners jüngsten Briefen in den letzten Wochen auch mehrfach gemildert, so ist es ihm doch noch vielfach hinderlich in seinen Arbeiten, die mit dem rastlosen ausdauernden Geist Wagners in der zu solchen wissenschaftlichen Arbeiten günstigen stillen Universitätsstadt an der Leine über den alten Karten- und Kupferwerken der Bibliotheksäle fortgesetzt werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 $ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ $ Crt.
incl. Postaufschlag

Achter Jahrgang.

№ 12. Bremen, 18. März. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Die mexikanische Vorgeschichte.

Von Adolf Bastian.

In den Schriften Plato's, des griechischen Philosophen, findet sich der sonderbare Bericht von einer Mythe, die Solon bei seiner Reise in Egypten von den dortigen Priestern vernommen hatte. Jenseits der Säulen des Hercules, der jetzigen Straße von Gibraltar, so erzählten sie ihm, lag einst ein großes Inselland, fruchtbar und blühend wie kein anderes, von mächtigen kriegerischen Völker bewohnt. Atlantis war es genannt und Eigenthum Poseidons des erdumschütternden Gottes. Sein Tempel stand dort auf hohem Berge, ein gemeinsames Heiligthum seiner Nachkommen, und in seinem Auftrage zogen die verbündeten Könige der Atlantiden aus, die Welt zu unterjochen. Ueber Mauritanien und Libyen herrschten sie, über Europa bis zum tyrrhenischen Busen. Schon drangen sie weiter vor, Egypten und Asien bedrohend, „als deine Stadt, o Solon“, so berichteten die Priester, uns Allen ein Retter ward. Deine Vorfahren besiegten in mörderischer Schlacht die atlantischen Könige, die nach Westen zurückflohen. Kurz darauf brach ein furchtbares Naturereigniß, Erdbeben und Ueberschwemmung, über ihr Reich herein, und mit ihren Schätzen, ihren Tempeln und Pallästen versank die stolze Insel in den Meeresgrund.

Die geographischen Kenntnisse der Alten reichten nicht über das mittelländische Meer hinaus. Von den phönizischen Handelszügen nach den Zinn-Inseln, von Hanno's Fahrten an der Küste Afrikas liefen nur unbestimmte Sagen um, und jede weitere Kunde ging mit Carthagos Zerstörung verloren. Doch lebten noch die dunklen Erinnerungen an jenes untergegangene Inselreich. „Sie werden kommen (sagt Seneca), sie werden kommen im Umschwunge der Zeit, die einstigen Jahrhunderte, wo der Ocean seine Schranken durchbricht, wo sich eine unermeßliche Erde entdeckt, Thetis wird uns den Zugang zu neuen Welten öffnen, und Thule nicht mehr die Grenze des Alles sein.“ Das Mittelalter vermochte es nicht, diese Hoffnungen zu verwirklichen. Wenn man in seinem durch Unwissenheit und Aberglauben umdüsterten Horizonte in das atlantische Meer der Stürme und des Dunkels, wie es der Araber nannte, hinausschaute, so glaubte man dort oft gespenstische Spukgestalten zu erblicken, die fata morgana der Insel des heiligen Brandan, die sieben Städte der sieben Bischöfe, das Land der ausgewanderten Walliser, das Land der Lissaboner Almagrurim, aber es waren unbestimmte Spukgestalten, die in nebliger Ferne auftauchten und wieder verschwanden. Erst als die Berichte der venetianischen Reisenden von dem goldreichen Cipango, von dem Reiche des Kaisers von Kathai die Phantasie weiter aufgeregt hatten, wagte es Columbus die unbekannten Wogen zu durchschiffen; er suchte Japan, China, Indien, und er fand Amerika, das Indien des Westens. Es waren zunächst nur zerstreute Inseln, die er antraf, oder Theile des Festlandes, von rohen Indianerstämmen bewohnt, und der Enthusiasmus, den seine ersten Entdeckungen in Europa angeregt hatten, begann schon in Gleichgültigkeit und Klagen über getäuschte Hoffnungen zu verlaufen, als Pizarro und Cortes, in Peru und Mexiko, die Wunder der neuen Welt aufschlossen. Cortes landete, nach mehrfachen Fahrten an der Küste, in Ulua, nördlich von dem Platze, wo jetzt la villa rica de la Vera-Cruz steht, der gewöhnliche Hafen für den von Osten kommenden Reisenden. Schon in weiter Entfernung, noch auf offener See, sieht man das weiße Schneehaupt des Pic von Orizava entgegen leuchten, hochhinausragend über die Wolkenschichten, die noch das Land verhüllen. Wenn dieses erscheint und sich der Streifen der Küste von dem Meere abhebt, fühlt sich die gespannte Erwartung nur wenig befriedigt. Dünen, Wüste und Sand, und in staubiger Sandwüste die bestaubten Häuser der Stadt, sengend im Brande einer tropischen Sonne. Gerne läßt man die reiche Handelsstadt hinter sich, um die Provinzen des Innern aufzusuchen. Nach wenigen Leguas schon beginnt der Weg sich zu erheben und an dem Gebirge emporzusteigen, welches das Gerippe des Festlandes bildet. In steilen Windungen überschreitet er mehrere breite Terrassen, die bis zu der Höhe von 5000 Fuß sich über einander erheben. Mimosengebüsche wechseln mit Hecken von Opuntien ab, doch zeigt anfangs der Boden nur hartes Steingerölle bis er sich allmälig mit einer Decke grüner Vegetation zu überkleiden beginnt. Bald wächst diese höher empor, bald schießen die üppigen Pflanzenformen des Südens längs des Weges auf, bald ranken und wuchern sie reicher und wunderbarer, bald sieht das Auge ringsum nur einen blühenden, lachenden Garten in den fruchtbaren Umgebungen Jalappas, das Paradies der Küstenbewohner. Auf der Höhe von Jalappa, (einer Höhe von 4000 Fuß) ist es, wo die kalte Luft der Hochebene in ihrer Mischung mit den warmen Dünsten, die oon dem Meere aufsteigen, sich zu Wolken verdichtet; und gehüllt in den Schleier einer ewigen Feuchte, entfaltet dort die Erde die ganze Vegetationskraft einer tropischen Natur. Auf hochgelegenen Punkten Jalappas übersieht man die kolossalen Treppen, die von dem Meere hinaufführen, erblickt man noch das Meer selbst, einen schmalen Spiegel des Golfes am äußersten Horizonte, wo Luft und Wasser in einander schwimmt. Weiter aufwärts, wenn der Reisende den Gürtel der befruchtenden Wolkenschichte, die Jalappa umzieht, verlassen hat, befindet er sich auf's Neue in einer erstorbenen Natur, auf öden Hochebenen, von Lavaströmen übergossen, worüber die Straße mehrere Tage fortzieht. Kalt weht der Wind am Cofre von Perote, dem höchsten Passe (8000 Fuß), wo der wie ein Sarg gestaltete Basaltfels hervorsteht, dem er seinen Namen verdankt. Wenn man ihn aus den Augen verloren hat, im Tannenwalde des Pinal, wird die Luft milder und die Umgebung anziehender. Man passirt das freundliche Puebla de los angeles, dessen Kathedrale von Engeln erbaut wurde, neben der ungeheuren Pyra-

mide von Cholula, durch vorweltliche Giganten emporgethürmt, um auf ihr den Himmel zu ersteigen. Nach ihm betritt man ein zerbrochenes Hügelland, durchzogen von Schluchten und Klüften, den berüchtigten Aufenthalt der mexikanischen Saltadores. Aber jetzt öffnet sich der Wald. Aus dem Dunkel der Gebüsche schweift frei der Blick hinaus, taucht wonnetrunken nieder, von derselben Höhe, von der Cortez zum ersten Male hinabschaute in das Thal von Anahuac, das Thal der Gewässer, in deren Mitte das goldene Mexiko thronte. Bewacht von zwei gigantischen Vulcanen, deren Häupter ewiger Schnee bedeckt, öffnet sich eine glänzende Ebene, glänzend in den Strahlen einer wolkenlosen Sonne, die auf hunderte von Seen und Wasserflächen schimmert, begrenzt mit sanft geneigten Hügeln, durchwogt, ein goldenes Feld, vom Meere der Aehren, geschmückt mit Gärten und Wald, besäet mit Häusern, Dörfern und Städten; in ihrer Mitte noch heute: Mexiko-Tenochtitlan.

Bekannt genug sind jene wunderbaren Berichte, welche die Conquistadores uns hinterlassen haben, jene wie Mährchen klingenden Erzählungen von zahllosen Schätzen, von den in Gold und Silber starrenden Tempeln, von den unermeßlichen Pallästen, von dem mächtigen Fürsten, der das weite Land beherrschte. Die Spanier waren überrascht von der trefflich organisirten Staatsverwaltung, von den Fortschritten in Kunst und Wissenschaft, den prächtigen Bauten, der Genauigkeit der astronomischen Berechnungen. Die Frage lag nahe, woher diese Bildung entnommen sei, und da eine einheimische Literatur vorhanden war, blieb das Natürlichste in dieser zu forschen. Montezuma selbst bemühte sich die Neugierde seine ungebetenen Gäste möglichst zu befriedigen; zwei königliche Prinzen, von Mönchen erzogen, lieferten bald nach der Eroberung Beiträge zu der Geschichte ihres Landes, woraus Sahagun sein Werk zusammenstellte; die Originale der einheimischen Documente sind jetzt auch den europäischen Gelehrten zugänglich und von ihnen mehrfach untersucht worden, aber man ist noch weit entfernt, zu einem befriedigenden Abschluß gekommen zu sein. Nur soviel ist gewiß, daß das Volk, das die Spanier in Mexiko antrafen, das Volk der Azteken, ein verhältnißmäßig spät eingewandertes war, das die Grundlagen seiner Civilisation und die wunderbaren Bauten schon im Lande vorfand und sie ebenso als fremdartig anstaunte wie die Spanier selbst. Die Herrschaft der Azteken von Mexiko datirte von wenig über hundert Jahre vor der Ankunft der Europäer, die am 18. November 1519 in die Hauptstadt einzogen; die Thronbesteigung Montezuma I., des eigentlichen Begründers der aztekischen Macht, fällt in das Jahr 1440, und erst seitdem hatten sie jene Siegeslaufbahn begonnen, auf der sie mit reißender Schnelligkeit die Grenzen ihres Reiches bis zu den beiden Meeren, dem atlantischen und dem stillen Oceane, ausdehnten. Wer waren sie, woher waren sie gekommen?

Die Sagen der Azteken sprechen von ihrer Heimath als einem Atlan oder Aztlan genannten Lande, wo sie, ein kleiner Stamm, in ruhiger Abgeschlossenheit lebten unter der Obhut eines Königs und eines Priesters. Als der Letztere einst träumend im Waldesdunkel saß, hörte er einen kleinen Vogel auf den Zweigen zwitschern, der ihm die Worte ins Ohr raunte: „Ziehet fort, ziehet fort“; dann ward ihm ein Zeichen, daß sein Volk nach Süden ziehen solle, bis es in einem See einen Nopal finden würde, auf dem ein Adler sitze, eine Schlange in seinen Krallen. Der Priester verkündete sein Orakel dem Könige, den Aeltesten der Azteken, und sie zogen fort, in gläubigem Vertrauen auf die göttliche Verheißung. Die aztekischen Hieroglyphen, die in dem Museum zu Mexiko aufbewahrt werden, zeigen des Weiteren die Wanderungen, die sie untergingen, die Flüsse oder Meeresarme, die sie passirten, die Halteplätze, wo sie Monden oder Jahre weilten, die Früchte, die sie dort säeten und ernteten. Sie zogen stammweise, und jeder Stamm ist durch sein Wappenschild ausgezeichnet. Die Priester trugen in geheimnißvoller Lade die Gebeine ihres Gottes. Bei den nächtlichen Rastplätzen wurde über denselben eine zeltartige Stiftshütte errichtet, und um sie herum lagerten die verschiedenen Stämme. Sie zogen demüthig, ein Volk frommer Wallfahrer, in unscheinbarem Aufzuge dahin, sie schauten nicht rechts, nicht links, sie folgten der göttlichen Führung, die sie leitete. Oftmals durchwanderten sie einsame Wüsten, welte Einöden, oftmals sahen sie sich an Plätze geführt, wo Menschen ihre friedliche Wohnung gebaut, um im geselligen Vereine der Natur ihre Schätze abzugewinnen. Wenn sie die Grenzen eines solchen Gebietes, die Grenzen eines gesitteten Staates erreichten, dann entbrannte ihr Blick in dunkler Gluth, dann flammte das Auge auf, dann verwandelte sich das Volk betender Pilger in ein Heer fanatischer Kreuzritter. Dann öffneten die Priester die Lade ihres Gottes, sie enthüllten sein schreckliches Bild, sie trugen ihn voran den Sturmkolonnen, sie pflanzten ihn auf den Zinnen der erstiegenen Mauern auf, sie badeten ihn in Strömen warmen Blutes. Und wenn die Eroberung gelungen, der Sieg erfochten war, so wurde jedes Wesen im Lande mit der Schärfe des Schwertes geschlagen, um den Hunger ihres Kriegsgottes zu stillen, denn er war ein furchtbarer Gott, sein Fraß waren Herzen der Menschen, und jede andere Speise wurde von ihm verschmäht. So zogen sie umher auf der weiten Erde, Menschen suchend, um Menschen zu morden, Plätze suchend, wo Menschen siedelten, wo allein sie die geforderten Opfer bringen konnten. So kamen sie ins Thal von Anahuac, und in ihm, dort wo jetzt Mexiko steht, sahen sie das verheißene Zeichen, den Adler auf dem Nopal mit der Schlange in den Krallen, wie es noch heute im mexikanischen Wappen zu sehen ist. Aber das Thal von Anahuac war schon von zahlreichen Völkerschaften bewohnt. Dort standen wohlverwahrte Städte, herrschten reiche und kriegerische Könige. Diese ergriffen die Ankömmlinge, die es wagten ihr Gebiet zu betreten, sie verstießen sie in die Sklaverei, und als verachtete Sklaven dienten die Azteken viele Jahre hindurch erst den Fürsten von Azcapolzalco, dann denen von Colhuacan. In den hohen Schilfgebüschen, die sich am Rande der Seen und Sümpfe ausdehnen, fristeten sie ein kümmerliches Dasein, zu harter Arbeit von ihren harten Herren gezwungen, nur spärlich durch den Fischfang ernährt. Aber ungebrochen, trugen sie das bittere Joch der Knechtschaft, sie hofften auf die Verheißung ihres Gottes, denn noch lebte er, wie sie die Priester trösteten. Der Bürgerkrieg entbrannte unter den Colhuas; die Herren der Azteken bewaffneten ihre Sklaven, um ihr Heer im Kampfe mit Xochimilco zu vergrößern. Die Azteken schlugen ihre Schlachten, sie vernichteten ihre Feinde, sie bemächtigten sich der Hauptstadt des Landes. Die alte Erinnerung erwacht. Zum Siegesfeste bringen die Priester die heilige Lade, in der Huitzilopochtli so lange unthätig geschlummert. Er wird erweckt, er trinkt auf's Neue Menschenblut, und die langen Reihen der Kriegsgefangenen fallen als Opfer an seinem Schreine. Entsetzen faßt die Völker Anahuacs ob solcher That. Sie alle fliehen vor den Azteken zurück. Aber wilder nur schäumt in diesen der lang zurückgehaltene Durst nach Rache auf, sie wenden ihre Waffen gegen ihre alten Herren, sie erobern die Städte, wo die Furcht jeden Widerstand gelähmt hat, und sie erbauen Mexiko-Tenochtitlan, bald die Hauptstadt des Reiches, von der alljährlich ihre Heere auszogen, um zu den periodischen Festen frische Schlachtopfer nach dem Steintempel Huitzlopochtlis zu schleppen. Das war der Beginn des Azteken-Reiches, das die Spanier auf dem Gipfel seiner Blüthe trafen. Die Erbauung Mexikos wird in das Jahr 1323 gesetzt, die Einwanderung der Azteken mag in das Ende des 12. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung fallen.

So bleibt die Frage, wer waren die Völker, welche die Azteken bei ihrer Ankunft im Thale von Anahuac dort vorfanden, und die mit einem gemeinsamen Namen als Teo-Chichimeken bezeichnet werden?

Ihre Ueberlieferungen sind sehr unvollständig, lassen aber doch leicht auch in ihnen eine nur eingewanderte Rasse erkennen, welche die in Mexiko eigenthümliche Kultur nicht selbst ausbildete, sondern erst später annahm. Sie scheinen als umherschweifende Jägervölker die

weiten Ebenen zwischen Rio-Colorado und Gila bewohnt zu haben, wie die Mongolen an den Grenzen Chinas, die Beduinen an denen Syriens und Mesopotamiens wandern, und wie es im Gange der asiatischen Geschichte beständig wiederkehrt, daß bei beginnendem Verfall der Staaten die Nomaden herandringen und sich zu Herren aufwerfen, so begründeten auch die Chichimeken eine Aristokratie der Waffen.

Der erste Name in ihren Traditionen ist der des Königs Xolotl, der die zerstreuten Wanderstämme unter seinem Scepter vereinigte. Er sitzt auf hohem Throne an dem Kreuzwege der Straßen, die nach Norden, die nach Süden führen. Um ihn stehen die Großen der Chichimeken, vor ihm erscheinen die Gesandten, die er zur Kundschaft des Landes ausgeschickt. Sie berichten von wohlbewässerten Strichen, von fruchtbaren Gebieten, die sie bereist und die fruchtbarer geworden, je weiter sie nach Süden gekommen. Nach Süden ist die Losung. Das Heer bricht nach Süden auf. Es wandert über Hügel und Thal, über Berge, über Flüsse. Still und menschenleer ist es ringsum, ein weiter, ungeheurer Wald deckt Hügel und Thal und Berg. Vorsichtig schreiten die Chichimeken fort. Sie, ein Volk gewohnt an Jagd und Krieg, kennen des Krieges Liste, seinen Trug und seine Künste. Kein Feind ringsum zu sehen. Aber im engverschlungenen Dickicht des Gehölzes stößt der Fuß auf Steine, auf Fundamente von Gebäuden, auf Ruinen. Der erstaunte Wilde sieht sich inmitten einer Stadt. Noch sind die Straßen, die Marktplätze zu erkennen, noch stehen die Häuser, die Palläste, die Tempel, aber Alles ist überrankt und umwuchert von Epheu und lockeruden Schlinggewächsen; eine ausgestorbene Stadt der Ruinen, wie sie der Reisende noch jetzt vielfach in Yucatan und Honduras antrifft. Aber damals als die Chichimeken Mexikos Provinzen betraten, waren diese Ruinen noch mit den frischen Leichen ihrer früherer Bewohner gefüllt, lagen die Skelette derselben noch in den Häusern, auf Straßen und Mäkten umher. Um so vorsichtiger schreiten die Chichimeken fort. Sie ersteigen jeden Hügel, jeden hohen Baum um auszuschauen in die Ferne, aber es ist nur Wald und immer Wald, was ihre Blicke erspähen. Doch hie und da erhebt sich eine blaue Rauchsäule zwischen den Gipfeln der Bäume, den Aufenthalt von Menschen verrathend, die letzten und ärmlichen Ueberreste der Tolteken, die in den finstersten Schluchten eine Zuflucht gesucht hatten, nachdem ihr glückliches und glänzendes Reich im jähen Untergange zusammengebrochen war. Tolteken ist der Name jenes Volkes, an das früher in Nordamerika alle Monumente der alten Kultur von den canadischen bis zu den mittelamerikanischen Seen geknüpft wurden, das man, als den Träger der Civilisation, dort ähnliche Wanderungen unternehmen ließ, wie einst in Europa die Pelasger. Indeß geben die Geschichtsbücher der Tolteken selbst zu, daß sie die Pyramiden in Teotihuacan schon im Thal bei Mexiko antrafen, als ein Werk der alten Eingebornen, der Otomiten und Totemaquen, daß sich schon vor ihnen im Lande der Otmeken der Giganten-Bau von Cholula erhob, der sich durch die Nahuas wieder mit der Kultur der Mayas und Quiches sowie mit der Einwanderung des mysteriösen Votan verknüpft; einer zu den grönländischen Normannen in Beziehung gesetzten Persönlichkeit. So öffnet sich eine Fernsicht nach der andern, wodurch wir weiter und weiter in die mexikanische Vorgeschichte hineinblicken, und Niemand wird noch einen Anfang suchen, wo sich im steten Kreislauf Faden nur in Faden schlingt.

Wir werden hier bei den Tolteken stehen bleiben, da sie jedenfalls diejenige Nation sind, der die mexikanische Kultur ihr eigenthümliches Gepräge verdankt.

Ihre Annalen weisen auf den mythischen Namen Thule, eines ultima Thule, zurück, von dem sie ausgezogen seien. Dort geschah es, erzählen ihre Traditionen *), daß sie sich vermehrten wie der Sand am Meere und im einfachen Naturzustande dahin lebten; damals kannte man noch nicht die Sitte, sich von seinem Geburtsort zu entfernen. Alle redeten dieselbe Sprache, Niemand zahlte Abgaben, weder Holz noch Stein ward verehrt. Sie begnügten sich, die Augen zum Himmel zu erheben und das Gesetz des Schöpfers zu beachten. Sie erwarteten ehrfurchtsvoll den Aufgang der Sonne, indem sie mit Gebeten den Morgenstern begrüßten. — Die zunehmende Uebervölkerung zwang zur Auswanderung aus diesem heimathlichen Thule, und auf ihren Zügen werden noch drei andere Stationen erwähnt, ebenfalls Thule genannt, in denen sie sich einige Zeit aufhielten. An der dritten wurden ihre Sprachen verwirrt, und es fand eine Scheidung der Stämme Statt, die nach verschiedenen Richtungen sich trennten. Was aus den übrigen geworden sei, erwähnen die Mythen nicht, da sie sich nur mit dem später in Anahuac oder Mexiko eingewanderten Zweige, eben den eigentlich sogenannten Tolteken, beschäftigen. Anfänglich scheinen sie in der Nähe der Polar-Gegenden umhergeirrt zu sein, denn ihre Lieder sind voll der Klagen über die Kälte und die Dunkelheit. Sie sehen die Sonne nicht mehr, Nacht umgiebt sie ringsum, trauernd ziehen sie von Ort zu Ort, opfernd und betend, und groß ist ihre Freude, als sie am Berge Tan (Amagtan) das Himmelslicht zuerst wieder erblicken, als ihnen die Helle zurückkehrt. In Tula, nördlich von dem Thale Anahuac oder Mexiko, angesiedelt, lernten sie bald die Fruchtbarkeit und treffliche Lage dieses Thales kennen, und in ihm fanden sie das alte Heiligthum der beiden Pyramiden, deren Priesterschaft von allen umwohnenden Völkern als Orakel beschickt wurde. Es war der Nationaltempel der Eingeborenen, der Söhne der weißen Nebelschlange (Ixtac Mixcohuatl), die aus dem Felsen entsprungen waren.

In Tula herrschte unter den Tolteken ein theokratisches Regiment, d. h. die Priesterkaste im Namen der Gottheit, die sich in einer regelmäßige Reihe von Avataren in dem jedesmaligen Oberpriester verkörperte. In den inneren Zwistigkeiten der verschiedenen Heiligthümer unter einander, wie sie oft aus Neid und Eifersucht entsprangen, pflegten die Priester die barbarischen Nomadenstämme in ihren Sold zu nehmen und sie mit dem Symbole eines heiligen Pfeiles, als die Krieger des Tempels, zu weihen, bis durch das Anwachsen dieser raubgierigen Miethstruppen die Bürger von Tula ihre eigene Sicherheit bedroht sahen und nach einem Könige verlangten. Der erste, der als solcher gesalbt wurde, trägt den Namen Tlatonac und ist der Sohn eines angesehenen Häuptlings unter den fremden Condottieris. Unter den Nachfolgern desselben war es besonders Mixcohuatl, der den Glanz Tulas vermehrte und es zur Hauptstadt des Landes Mexiko erhob. Theils durch Eroberungen, theils durch Verträge unterwarf er die benachbarten Nationen und dehnte seine Herrschaft nach allen Seiten aus. Das Toltekenreich stand auf dem Gipfel seiner politischen Macht, als ihm in Quetzalcoatl, dem großen Propheten Mexikos, sein Gesetzgeber erstand. Die Sagen sprechen mit einem geheimnißvollen Dunkel von dieser Persönlichkeit und ihrem Auftreten in der mexikanischen Geschichte. Er erschien (heißt es) an der Küste von Panuco (in der Nähe des jetzigen Tampico), ohne daß Jemand das Schiff gesehen hätte, das ihn brachte, das Land kannte, woher er gekommen und das nach seiner Aussage Tlapullan genannt wurde. Sie beschreiben ihn als eine edle, ehrwürdige Figur von weißer Gesichtsfarbe, blonden Haaren und starkem Bart, gekleidet, wie seine Begleitung, in lange wallende Gewänder, mit schwarzen Blumen auf weißem Grunde durchsäet. In langsamen Tagereisen war er von den heißen Thälern des Meeres nach dem Tafellande hinaufgezogen, angestaunt und verehrt von dem rings herbeiströmenden Volke, das durch den Ruf der wunderbaren Bauten, die seine Begleiter ausführten, herbeigezogen war. Sie öffneten die Wildniß durch gebahnte Straßen und zähmten die wilden Bergflüsse durch starke Brücken, sie lehrten der Menge die Anbetung eines einzigen Gottes, der in dem Mittelpunkt des Himmels wohnte. Der Prophet ließ sich zunächst in Tellatzeuco nieder

*) Nach dem Werke von Brasseur Bourbourg, dem auch die übrigen Auszüge entnommen sind.

und wurde nach dem Tode des Königs Huetmal auf den Thron von Tula berufen, wo er die Würde des Priesters und des Königs in einer Person vereinigte. Er stürzte den blutigen Molochdienst, der bis dahin die Tempel der Götter entweiht hatte. Unter den schärfsten Strafen wurden die früher gebräuchlichen Menschenopfer verboten und auf den gereinigten Stätten die Altäre des unsichtbaren Gottes errichtet. Anziehend ist das Gemälde, das die Bücher von der Zeit seiner Herrschaft entwerfen, dem goldenen Zeitalter der mexikanischen Geschichte. Duftende Gärten, wallende Kornfelder umzogen rings die Hauptstadt. Die reichen Ebenen, nach den Bergen emporsteigend, füllten sich mit Fruchtbäumen, die unter der Schwere ihrer labenden Früchte ihre Zweige bogen. Freundliche Dörfer und Landsitze blickten aus den dunkeln Hainen hervor, in deren Schatten buntgefiederte Vögel spielten, und in dem Hintergrunde begrenzte sich die Landschaft mit dem gewaltigen Walde der Cordillere. Tula war auf beiden Seiten des Flusses gebaut, der in Kanälen durch die breiten Straßen floß, die Bäder zu versorgen. Zu den Märkten eilten die Kaufleute aus allen Theilen Mexikos mit ihren Waaren herbei. Fabriken und Bauten gaben Jedem Beschäftigung. Vier prachtvolle Palläste erhoben sich auf breiten Terrassen als die Wohnungen des Priesterkönigs, und neben jedem stand ein Tempel, um darin die Ceremonien des neuen Kultus zu begehen; nach Osten der goldene Tempel, belegt mit feinen Platten dieses Metalles, nach Westen der Tempel der Smaragden und Türkise, nach Süden der Tempel der Muscheln, nach der Art seines Schmuckes so genannt, und nach Norden der Tempel des Alabasters. Der priesterliche König zeigte sich selten dem Volke, das bei seinem Erscheinen sich zur Erde warf, um seinen Segen zu empfangen. Meistens verweilte er in den innern Gemächern seines Pallastes, und dort übte er die strengen Vorschriften seiner Religion nach denselben Regeln, wie sie in den von ihm gegründeten Klöstern beobachtet wurden. Er baute deren eine große Menge und nannte sie die Häuser der Fasten, der Reue und des Gebetes, zur Erziehung des jungen Adels und zur Aufnahme von Jedem, der sich dem beschaulichen Leben zu widmen wünschte. Die Beschreibung, welche die Tradition zu dieser Zeit des Friedens von dem Charakter der Tolteken giebt, dient zur Ergänzung ihres Gemäldes. „Es war ein gutes edles Volk (sagt sie) von tugendhaftem Wandel. Man erkannte ihre Bildung bis in die Art der gewöhnlichsten Begrüßung und ihre Unterhaltung. Wenn sie einander begegneten, so hieß es: Herr, mein Herr, mein älterer Bruder, mein Herr, mein jüngerer Bruder. Sie alle verabscheuten die Lüge und hüteten sich zu schwören im Laufe ihrer Rede. Es ist wahr, pflegten sie zu sagen, so ist es, es ist sicher, sie begnügten sich Ja für Ja und Nein für Nein zu sagen;“ eine Beschreibung, die, wenn auch idealisirt, doch lehrt, in welchem Lichte das Andenken Quetzalcoatl's noch später im Volke lebte.

Auf ihn werden auch die astronomischen Kenntnisse zurückgeführt, nach denen er die Jahresfeste ordnete und die Stunden der Ceremonien bestimmte. Jeden Morgen bei Aufgang der Sonne vereinigten sich die dienstthuenden Priester auf der höchsten Terrasse ihres Tempels und stießen in die heiligen Posaunen, um den Herrn des Lichtes zu begrüßen. Die Klänge jener elegischen Melodien, wie man sie noch jetzt vielfach unter den Indianern hört, begleiteten die gottesdienstlichen Ceremonien, die sich in jeder Stunde des Tages erneuten und in der Darbringung von Blumen, Weihrauch und Früchten bestanden. Wenn die Dämmerung dem Lichte folgte, erschallten auf's neue die Posaunen, und auf der Spitze des höchsten Teocalli wurde eine große Holz-Trommel (Teponaztli) gerührt, deren dumpfer Ton die Stunde der Ruhe verkündete. Sie war leider nur kurz, diese Zeit der Ruhe. Wohl war es Quetzalcoatl gelungen, den alten Götzendienst zu unterdrücken, aber bei seiner langen Dauer hatte derselbe schon zu tiefe Wurzeln im Volke geschlagen, um gänzlich ausgerottet werden zu können, und die erbliche Hierarchie desselben ertrug nur mit Murren und Ungeduld das ihr aufgelegte Joch. Besonders die Priester der Gestirn-Pyramiden konnten nicht die früheren Zeiten vergessen, wo ihr Heiligthum der Gegenstand allgemeiner Verehrung gewesen war und die reichen Spenden, die jetzt nach Tula flossen, auf den dortigen Altären niedergelegt wurden. Da die strengen Verbote blutiger Opfer die öffentliche Feier ihrer Feste unmöglich machten, flüchteten sich dieselben in die Mysterien unterirdischer Gewölbe, wo sie bald in einen desto wüsteren Orgiendienst ausarteten. Der Reiz des Geheimnisses zog eine anwachsende Zahl wißbegieriger und gläubiger Adepten zu ihrem Schreine, und bald waren dieselben zu willenlosen Werkzeugen ihrer ehrgeizigen Pläne gestempelt. Es gelang ihnen den König von Culhuacan zur Einweihung in ihren Orden zu überreden, und da derselbe schon lange gegen Quetzalcoatl, der ihn durch sein Ansehen in den Schatten gestellt hatte, einen Keim des Hasses gehegt, so war es nicht schwer denselben zur Flamme anzufachen; die Ansteckung des Fanatismus schreitet rasch. Ueberall begann der alte Aberglaube unter dem Volke wieder aufzuschlagen. Man fürchtete die Folgen der vernachlässigten Opfer, in zufälligen Unglücksfällen glaubte man den Zorn der verachteten Götter zu sehen. Es bedürfe ihrer Sühnung, um Schlimmeres abzuwenden, warnten die Sectirer. Anfangs vereinzelt, dann häufiger wagte man den Ruf zu erheben, der die Herstellung des früheren Kultus verlangte. Quetzalcoatl blieb diese feindliche Gährung nicht verborgen, aber fest in seinem Entschlusse, wies er jeden vermittelnden Vorschlag zurück und verschärfte nur die erlassenen Verbote. Aber schon war der Verrath bis in seine nächste Umgebung gedrungen. Huemac, ein Prinz der alten Königsfamilie, den Quetzalcoatl mit besonderer Liebe erzogen und zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, trat an die Spitze der Empörer. Das Ansehen seiner Stellung benutzend, bahnte er sich, trotz des Widerstandes der Wachen, einen Weg bis in das Sanctuarium des Propheten, und dort, von Angesicht zu Angesicht mit ihm redend, verlangte er von ihm, die Altäre nach alter Sitte mit Blut zu tränken, verlangte die Herstellung der Menschenopfer. Sein Haupt verhüllend, wandte sich Quetzalcoatl ab, aber fortgerissen von leidenschaftlicher Erregung, eilte Huemac auf den Markt, rief das Volk zu den Waffen und fiel über die treuen Diener des Königs her. Blut floß auf den Plätzen Tulas, und in den Straßen und in den Tempeln erschienen, wie die Chronik erzählt, die Götter des Krieges und der Zwietracht, wilde Furiengestalten der Hölle, den Propheten verfluchend, Haß und Rache in die Herzen aller Stände schnaubend, ihre Geister verwirrend, um sie in den Abgrund zu stürzen. Alle Leidenschaften waren entfesselt, die feindlichen Parteien sammelten sich um ihre Fahnen, und bald füllte der Lärm des schrecklichen Bürgerkrieges die friedliche Stadt. Quetzalcoatl's Entschluß ist bald gefaßt. Er ruft sein Gefolge um sich und ungesehen von den kämpfenden Schaaren, verläßt er seine Palläste und scheidet von der Stadt. Innerhalb ihrer Mauern toben die losgelassenen Dämonen der Unterwelt, aber wie ein lähmender Donnerschlag fällt in das wilde Getümmel die Kunde von des Propheten Entfernung, die Kunde, daß der, den sie bisher als Gott verehrten, sie verlassen, daß er nicht länger unter ihnen weile. Bange Vorahnung überkommt die Gemüther. Sie glauben sich hülflos und preisgegeben. Die früheren Gefühle der Ehrfurcht und Verehrung erwachen wieder in voller Kraft, die Waffen entsinken den Händen, man wirft sie weg, man eilt dem Propheten nach. Sie trafen ihn auf der Landstraße, in der Mitte seines Gefolges, unter dem königlichen Sonnenschirme einherziehend, wie er es in den Tagen seines Glanzes gewohnt gewesen; die Menge stürzt ihm zu Füßen, sie umklammert die Kniee seiner Begleiter, sie fleht ihn an, zu ihnen, zu ihren Wohnungen, zu seinen Pallästen zurückzukehren und nicht der Stadt den Rücken zu wenden, die seiner friedlichen Regierung ihr Glück und ihren Wohlstand verdanke. Quetzalcoatl ließ sich nicht durch diese augenblickliche Aufwallung des Gefühles täuschen, er sah die finsteren Gesichter seiner Feinde, die von dem Strome mit fortgerissen, in den Reihen des leicht bewegten Volkes standen, er

wies jedes Drängen sanft, aber entschieden ab. Nach anderen, fernen Ländern rufe ihn seine Bestimmung, dort habe er den Willen des Himmels zu erfüllen; das war die einzige Antwort, die er auf die ihn bestürmenden Fragen hatte, und mit der Hand nach Osten winkend, gab er seinem Gefolge das Zeichen zum Aufbruche, um den Weg fortzusetzen. Als er auf die Höhe gelangte, von der man Tula überschaut, warf er einen letzten Blick auf dasselbe zurück. Trauernd setzte er sich nieder und weinte beim Anblicke dieser Stadt, die er so geliebt und verschönert hatte. Seine Thränen flossen in solchem Uebermaße, daß sich der Stein erweichte, und der Abdruck seiner Hände auf demselben wird noch heute von dem Volke unter dem Namen Temacpalco gezeigt.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Cholula zog er weiter ans Gestade des Meeres. Dort harrte seiner ein Schiff, mit Schlangen umwunden, das er betrat und in dem er die Küste entlang nach Süden hinab fuhr, bis er den Augen des nachschauenden Volkes entschwand. Aber in diesem blieb die Hoffnung seiner Wiederkehr lebendig, und als die Spanier erschienen, wurden sie in den meisten Provinzen mit Jubel empfangen, da man in ihnen die Söhne Quetzalcoatl's zu erkennen glaubte.

Tula blieb nach des Propheten Abzug eine Beute wilder Parteikämpfe, der neu erwählte König Huemac fiel im Kampfe mit einem andern Usurpator, der wieder durch Huemac II. ersetzt wurde. Alle Bande der Ordnung waren gelöst. In diesen Zeiten, berichtet die Sage, wurde die Pulque erfunden, das geistige Getränk der Mexikaner, dessen Einführung, wie die des Weines in Griechenland, wilde Orgien und zügellose Ausschweifungen im Gefolge hatte.

Des Verstandes beraubt, umdüstert in ihren Sinnen begannen die Tolteken selbst an ihrem Sturze zu arbeiten. Damals war es, wo die beutegierigen Schaaren der Chichimeken in immer neuen Massen aus dem fernen Norden herbeizuströmen anfingen, nach den fruchtbaren Provinzen Mexikos vordringend. Schon hallte das dumpfe Geräusch ihrer Fußtritte in den Städten der Tolteken wieder, und es fehlte nicht an Zeichen, welche das bevorstehende Geschick des Reiches verkündeten. Lavaströme ergossen sich über die Felder, die große Brücke des Pallastes stürzte in einem Erdbeben zusammen, Berge öffneten sich um Feuer auszuspeien; das rasende Element läuft über die Prairieen, verzehrt den mächtigen Wald, der die Cordillere krönt. Und bei dem unheimlichen Lichte des Brandes sahen die Bewohner der Hauptstadt die Luft mit riesigen Gespenstern gefüllt, die in lange, aschfarbene Gewänder gekleidet, unter zornigen Drohbewegungen zurückschwebten, bis sie in gigantischen Nebelgestalten verschwanden. Das erschreckte Volk verlangt Menschenopfer. Ein Gefangener wird den Priestern überliefert, aber zum Entsetzen Aller, als sie seinen Körper öffnen, fehlt das Herz, und aus der leeren Brusthöhle erhebt sich ein scheußlicher Verwesungsgeruch, dessen Dunst die Umstehenden erstickt. Rasch will man die Leiche von dem Opferstein hinab in den Kanal werfen, aber ihr Gewicht nimmt so an Schwere zu, daß Niemand sie zu heben vermag. Wer es versucht, fällt todt nieder. Ein alter Mann, ein Zauberer oder Magier wird er genannt, schleicht herbei, auf seinen Stab gestützt. Spöttisch lachend schaut er zu. „O Tolteken, ruft er, singt ein Lied diesem Todten, dann wird er sich bewegen.“ Sie singen des Magiers Lied. Die Glieder des Leichnams beginnen zu zucken mit dem Rhythmus des Gesanges, sich zu bewegen, als ob man sie an Fäden zöge, der Körper richtet sich auf, er folgt dem Takte des Liedes, er zieht sich den Berg hinauf, er schleppt die, welche ihn zu schleppen suchen, er reißt sie dämonisch mit sich fort zum Abgrund, dort stürzt er hinab, und mit ihm stürzen, die ihn getragen; denn Jeder, der Hand angelegt, stirbt alsogleich. Es war die Personification der Pest, die bald darauf die Stadt verheeren sollte, denn Tlaloc, der Schutzgott Tula's, den der König gottloser Weise im Walde angerufen, hatte beschlossen die herrschende Rasse zu vertilgen. Alle Plagen des Himmels fallen auf das unglückliche Land, und in Hungersnoth, Pest und Dürre sterben die Tolteken bei Hunderten, bei Tausenden, bei Hunderttausenden; Aufruhr, Brand und Mord wüthen unter dem Reste. Der König, zu Gunsten seines Sohnes abdankend, zieht sich in die Einsamkeit zurück, doch auch die neue Herrschaft bahnt keine Besserung an. Die schreckhaften Vorzeichen mehren sich. Wunderbare Thiere, Drachen und Chimären erscheinen, Unglücksvögel umkreisen den Pallast, die Opferfrau geht um, sie durchläuft Tag und Nacht die Straßen der Stadt, Papierstreifen zum Verkaufe ausbietend, und Jeder, der davon nimmt, ist dem Tode verfallen. An den Grenzen drängen sich dicht und dichter die Schwärme der Barbaren. Aus Californien zogen sie herbei, aus den kalten Nebelländern des Poles, und schon sonnten sie sich häufiger in den lieblichen Thälern Central-Mexikos. Widerstand fanden sie nicht, denn Stadt stand gegen Stadt, Dorf gegen Dorf im Reiche der Tolteken. Ungestraft streiften die Räuber, plündernd und mordend, auf allen Straßen umher. Zu spät erkennt man die drohende Gefahr, das Gefühl des nahenden Unterganges beschleicht Fürsten und Volk. In den kritischen Momenten der Geschichte, in den späten Abendstunden eines Völkerlebens, wenn am dämmernden Himmel die Sonne seines Glanzes niedergeht, umlagert sich der Horizont mit schwüler Gewitter-Atmospäre, die mit bangen Ahnungen den Geist erdrückt. Dann erschallen die klagenden Stimmen der Propheten, warnend und unheilkündend, dann treten die Befürchtungen und Qualen, die das Herz bewegen, in phantastischen Verkörperungen in die ideale Welt hinaus. So jetzt im Tolteken-Reich. Wie mit einer Stimme wird ein feierliches Nationalopfer in dem alten Heiligthum des Sternentempels verlangt, um Versöhnung und Vergebung von den Göttern zu erflehen. Der Tag wird in Fasten und Beten verbracht, und bei Nacht entflammt ein ungeheurer Scheiterhaufen, um die Hekatomben der Gefangenen, die zu Menschenopfern bestimmt sind, zu verzehren. Beim düsteren Scheine der flackernden Feuersäulen bewegen sich die Reihen der Krieger in den Formen des religiösen Tanzes. Sie schreiten vor, sie schreiten zurück, sie drehen sich im rhythmischen Takte. Und ihnen folgend schwanken an den Tempelwänden die Umrisse ihrer dunkeln Schatten. Sie gleiten hin, sie gleiten her, und zwischen ihnen gleitet ein Schatten, riesiger und dunkler als die andern. Es ist ein Gespenst mit verzerrten Zügen, mit langen, knochigen Armen. Alle schauen es, Keiner wagt das Wort daran zu richten. Stumm tanzt es mit ihnen, der Runde folgend, in den Figuren des Ballets, zu den dumpfen Tönen der Triton-Muschel; es faßt mit seinen dürren Armen, rasch umherwirbelnd, den ihm nächsten Tolteken und läßt ihn im folgenden Augenblicke todt zu Boden fallen. Die ganze Nacht hindurch schlingt sich der Tanz des Todes, der die Blüthe des Tolteken-Adels hinrafft. Niemand vermag zu fliehen, sich dem Kreise zu entwinden, Alle hat der Zauber in den Wirbeln festgebannt, und erst mit dem Dämmern des Morgens verschwindet die schreckliche Erscheinung. In scheußlicherer Form kehrt sie in der nächsten Nacht wieder, ihre Opfer fordernd, kehrt wieder Nacht für Nacht, mit ihnen den Reigen des Todes zu tanzen. Entmuthigt, in jeder Kraft gebrochen, verlassen die Tolteken den Tempel und wenden sich ihren heimischen Heerden zu, wo man bang den Trost erwartet, den sie vergebens gesucht haben. Da, als sie trauernd ihre Straße ziehen, erhellt ein glänzendes Licht die Gegend. Sie schauen auf, und auf der Höhe des Felsens von Hueytepec bemerken sie ein Kind von blendender Weiße, mit schwellendem Gliederbau, auf einem Stein sitzen, das von dort auf die Stadt hinabblickt. Man glaubt in ihm die Erscheinung einer gütigen Gottheit zu sehen, man eilt hinzu, dort anbeten, aber beim Näherkommen zeigt sich ein gräuliches Phantom, dessen Kopf in Fäulniß zerfallen ist, während dem Rumpfe ein pestilenzialischer Qualm entströmt, der Alles mit einem tödtlichen Gifte trifft. Die Tolteken suchen den Leichnam zu entfernen, aber ihre Anstrengungen sind umsonst, und die aufsteigende Pestwolke breitet sich weiter und weiter über ihre Länder aus. Rathlos stehen sie da, als sie plötzlich den Genius des Reiches unter sich sehen. Er kündet

ihnen, daß nach dem Willen des Himmels sie auf immer das Vaterland, das sie geboren, zu verlassen hätten, daß in Anahuac das Schicksal nichts weiter für sie aufbewahrt habe als die Vernichtung, den Untergang und den Tod, daß das einzige Mittel der Rettung in der Flucht liege. Er fordert sie auf, ihm zu folgen und sich durch ihn leiten zu lassen, indem er verspricht, sie mit Sicherheit zu führen und an einen Ort zu bringen, wo sie Ruhe und Frieden, Schutz vor weiterer Verfolgung finden könnten. Verzweiflung faßt die Armen, Bestürzung und Ohnmacht hält den Geist befangen. In lautes Jammern bricht die Versammlung aus, als sie sich von ihrer Heimath, ihrem Mutterboden verbannt hören. Schon fehlt der Muth zu einem männlichen Entschluß, das Elend häuft sich von Tag zu Tag. Die Zaubersecte der Jzcuinames durchzieht überall das Land, den Samen der schandbarsten Verbrechen aussäend, und die Horden der Chichimeken streifen schon vor den Thoren der Hauptstadt. Der Rest des Volkes, den das Schwert und die Krankheiten verschont, zerstreut sich, in den Höhlen, in den Schluchten der Berge Verstecke zu suchen, und das Land steht unvertheidigt den fremden Eindringlingen offen. So fiel das Tolteken-Reich. Nur eine Ruine überdauerte den Sturz desselben noch für neunzehn Jahre in der Person Huemac's, des alten und schwergeprüften Königs. Nachdem er vergebens versucht hatte den Muth seines Volkes zu kräftigem Widerstand anzufachen, flüchtete er nach Chapultepec, dem erblichen Stammsitz seiner Väter, wo ihn die Barbaren ungestört ließen. Allein zurückgeblieben in der entvölkerten Wüste, die er einst als blühende Gärten gekannt, in der er, selbst ein glücklicher König, glückliche Unterthanen beherrschte, soll er die dunkeln Laubgänge, die einsamen Grotten von Chapultepec mit seinen Klagen und Thränen gefüllt haben, den Tod herbeiwünschend, der nur ihn verschonte und den er schließlich durch Selbstmord erzwang, im Jahre 1070 unserer Zeitrechnung. Dort wurde sein Geist noch später bei nächtlicher Weile umherwandelnd gesehen, dort wurde er von Montezuma's Zauberern beschworen, als die ersten unbestimmten Gerüchte von den die Antillen durchschiffenden Spaniern alle Gemüther in ängstliche Spannung versetzt hatten. An der Quelle, die durch die stillen Büsche des Hügels rieselt, begegnete dem letzten Könige die Erscheinung seiner Schwester Papantzin, die aus dem Grabe zurückgekehrt war, um ihm die Ankunft jenes fremden Volkes zu verkünden, dem nach dem Rathschluß der Götter sein Reich übermacht sei.

Noch sieht man die uralten Bäume der königlichen Pflanzungen in den Gärten von Chapultepec, uralte Cypressen, die Cypressen des Montezuma, wie das Volk sie nennt, und in ihren düsteren Schatten wandelnd, glaubt man die Geschichte jener fernen Tage in der heutigen Geschichte des Landes wiederholt; dieselben Revolutionen, Parteikämpfe und Bürgerkriege in der einen, wie in der andern. Der Boden Mexikos ist überall vulkanisches Produkt, überall aufgeworfen in Kegeln und Kuppen, überall zerrissen in wilde Schluchten und tiefe Barrancas, und wie die elementaren Kräfte die Eingeweide der Erde durchwüthet, so haben dort die Leidenschaften stets in der Menschenbrust gewühlt.

* Aus der Gemäldeausstellung in Bremen.

Wenn man aus einer Vergleichung der Gemäldeausstellung von 1858 mit der diesjährigen einen Schluß ziehen müßte für den Stand der Kunst im Allgemeinen, so würde derselbe ziemlich unerfreulich für die neueste Zeit ausfallen. Glücklicherweise repräsentirt unsre Ausstellung nur einen Bruchtheil der künstlerischen Thätigkeit unsres Vaterlandes, für uns aber bleibt es bedauerlich genug, daß uns für diesmal nur eine ganz kleine Anzahl wirklich guter und bedeutender Bilder vorgeführt wird, so klein, daß wir unter den vielen schlechten und sehr vielen mittelmäßigen sie kaum herauszufinden vermögen. Mit Bedauern vermissen wir eine Menge hervorragender Namen; Jordan, Lessing, Schrader, beide Achenbach, Flamm, Leu, Gude u. a., an deren Werken wir uns noch vor zwei Jahren erfreuen durften, haben nichts eingesandt, und von unsern Nachbarn aus Holland und Belgien werden wir für die Kargheit der vaterländischen Künstler nicht entschädigt; auch Paris ist, wie gewöhnlich, nur mit wenigen Namen vertreten.

Wenden wir uns zunächst zu den Landschaften und suchen wir aus der Ueberfülle von grün, roth und schwarz gefärbten Bildern einige auszusondern, bei denen das Auge mit Wohlgefallen verweilen mag, so können wir gleich mit der ersten Nummer des Katalogs, mit Adloffs „Holländischem Kanal bei Mondaufgang“ beginnen. Etwas Besonderes darüber zu sagen, dürfte fast überflüssig sein; Adloffs Bilder sind bekannt genug, und dieses steht an hoher Vortrefflichkeit keinem früheren nach. Die klare tiefe Färbung der Mondnacht, die bleiche Mondscheibe über dem ruhigen Wasserspiegel, die vom röthlichen Feuerschein beleuchtete Gruppe der Fischer, das schmucklose Ufer und der matte Lichtschimmer aus den entfernten Böten, das alles ist mit so meisterhafter Technik, mit so außerordentlicher Wahrheit und dabei mit so tief poetischer Auffassung behandelt, daß man sich wieder und wieder zu dem einfachen Bilde hingezogen fühlt. — Ein paar maritime Nachtstücke von ganz anderm Charakter giebt uns Knud Baade: „Mondnacht an der Küste Norwegens“ und „Partie am Sogne-Fjord.“ Es ist die ernste Erhabenheit des Nordens, welche in diesen Bildern sich uns darstellt, während denselben, vorzüglich dem zweiten, der phantastische Reiz nicht fehlt, welcher den Werken dieses Künstlers eigen ist. — L. Hermann bringt uns zwei Bildchen mit vielen Figuren, in seiner bekannten liebenswürdigen Manier: „Pommerscher Strand“ und „Rügenscher Strand“, in denen Auffassung, Zeichnung, Farbe, Gruppirung frisch, zierlich, klar, lebendig, kurz Alles, wie wir es an ihm gewohnt sind, höchst anmuthig erscheint. — Interessant und bedeutend in Zeichnung und Farbe ist C. Hilgers „Strand von Scheveningen.“ — Von J. A. Hilverdinks beiden sehr ansprechenden Bildern „Stilles Wasser, Morgen“ und „Desgleichen bei untergehender Sonne“ ist besonders das zweite außerordentlich schön beleuchtet. — Charles Hoguets „Strand von Etretat“ ist ein wild bewegtes, mit keckem sichren Pinsel festgehaltenes Bild, dessen Stil und Technik die französische Schule nicht verkennen läßt. — Bei C. Genschows „Strand von Rügen“ ist zu bedauern, daß derselbe an einem unvortheilhaften Platze hängt und nicht ganz zur verdienten Geltung kommen kann. — Bemerkenswerth sind außerdem noch unter den Marinebildern die von Breuhaus de Groot, H. Koekkoek, Emanuel Larson, Egide Linnig, P. J. Schotel, der in seiner „Holländischen Flußansicht bei Mondbeleuchtung“ den Charakter Adloffs anstrebt, ohne ihn zu erreichen, und Th. Weber.

Unter den eigentlichen Landschaftsbildern sind es vorzugsweise einige Winterlandschaften, bei denen uns einigermaßen warm ums Herz wird, und unter diesen möchten wir hauptsächlich Professor Scheurens „Schneelandschaft mit einem alten Wartthurm“ hervorheben, ein Bild von mäßiger Größe, eine einfache Composition und doch von bedeutender Wirkung. In der Mitte der alte Wartthurm, viereckig, niedrig, bis auf ein halbverwittertes Wappen völlig schmucklos, unter dessen Wölbung eine Gruppe von Männern bei matt glimmendem Feuer lagert; im Vordergrunde rechts, dem Beschauer den Rücken wendend, die Gestalt eines einzelnen Mannes, der anscheinend weit hinausspäht über den eisbedeckten Fluß, neben ihm ein schlankes Windspiel, während zur Linken die Gegend von einem unregelmäßigen Gemäuer begrenzt wird, über das ein paar Weidenbäume, winterlich kahl und farblos, fast gespenstisch hervorragen; das Alles, angeweht vom kalten Hauch eines scharfen Frostes, bildet ein Ganzes ohne allen gesuchten Effekt, welches, eben in seiner Einfachheit, außerordentlich fesselnd ist. — Sehr anziehend, zierlich

und anmuthig sind die fünf kleinen Winterlandschaften Ad. Stademanns, unter denen wir der größeren, mit der Bezeichnung „Winterabend“, den Vorzug geben möchten. — „Der erste Frost“ von Hilgers stellt eine Waldlandschaft dar, in der die reichen herbstlichen Farbentöne schon gebrochen sind durch den Hauch des Frostes und, nur matt nachzitternd, mit denen des Abends sich verschmelzen; eine originelle Composition, die glücklich durchgeführt ist und dem vorerwähnten Marinebild von Hilgers sich würdig zur Seite stellt. — F. H. Hendriks „Winterlandschaft mit Staffage und Architektur“ ist nicht ohne künstlerischen Werth, würde aber ebenso wie sein Sommerbild, „Baumreiche Landschaft aus Geldern“, von bedeutenderer Wirkung sein, wenn sie leichter und freier behandelt wäre. — W. Kleins Winterbild „Schloß Petersberg in Tyrol“ ist besonders durch die Wahl der bedeutenden, in glücklicher Beleuchtung dargestellten Gegend anziehend. — Schließlich dürfen wir nicht versäumen, unter den Winterlandschaften auf die unsers Landsmannes Johannes Dunțe hinzuweisen; an Umfang wohl die bedeutendsten, bieten sie uns hübsche ansprechende Motive, in tüchtiger wohlgelungener Ausführung, die wir nur in den Schattenpartieen etwas einfacher und weniger unruhig gewünscht hätten. Daſselbe gilt von Dunțe's beiden andern Bildern „Partie am Sogne-Fjord“ und „Norwegische Landschaft mit Staffage“, mit denen wir uns nun ausschließlich den Sommerlandschaften, und zwar zunächst wieder einigen norwegischen, zuwenden.

Die „Mitternachtssonne am Nordkap, staffirt mit lappländischen Wilddieben auf der Rennthierjagd“ von Georg Saal ist eine großartig phantastische Composition. Wir erblicken eine Höhe des Nordkaps; mächtige Steinmassen liegen wild durch einander gewälzt, zwischen ihnen erscheint, nur spärlich hin und wieder, die dürftige farblose Vegetation des Nordens, an den Abhängen stehen kühn und sicher die schlanken Rennthiere, während hinter einem Felsstück die gedrungenen, wild aussehenden Gestalten der Lappen schußfertig lauern; im Hintergrunde starrt in der Tiefe das Eismeer, und über dies Alles gießt die nordische Mitternachtssonne ihr rothes Licht aus, dessen greller Schein dieser wunderbar fremden Welt weder Wärme noch Farbe zu leihen vermag. Vielleicht ist es der Vergleich mit diesem Bilde, welcher ein zweites von Georg Saal „Norwegischer Wasserfall mit Bärenstaffage“ nüchterner und weniger lebensvoll erscheinen läßt; jedenfalls ist auch ihm Großartigkeit nicht abzusprechen; die Bärenstaffage in der Mitte des Bildes ist, nach unserm Gefühl, für den Eindruck der Landschaft eher störend als förderlich. — Ein Bild, in dem sich große Meisterschaft bekundet, welches aber gleichwohl für das große Publikum wenig Anziehendes haben dürfte, ist die „Wallachische Poststation“ von Adolf Schreier; um so mehr müssen wir dem Künstler dankbar sein, der das einfachste, ärmste, was die Natur bietet, durch die Macht seiner Kunst zu adeln weiß. — Bouchere's kleine „Ansicht aus dem Orient“, macht, in ihrer lebhaften grellen Färbung, dennoch den Eindruck großer Naturwahrheit. Drei Landschaften von Deshages, etwas schwer behandelt, aber charaktervoll, lassen auf tüchtiges Studium älterer Meister schließen. — Eine große Landschaft von Professor J. W. Schirmer „Ein Gebirgswald aus der italiänischen Schweiz bei Chiavenna“ entspricht nicht den Ansprüchen, die wir nach früher gesehenen Bildern und bei des Künstlers Meisterschaft in der Zeichnung an ihn stellen dürfen; sie ist hart, kalt und nüchtern in Farbe und Auffassung, bei unleugbarer Schönheit einzelner Partien. — Von den drei Landschaften von W. Portmann ist besonders die größeste, „Wasserfall aus Tyrol“, als sehr gelungen zu bezeichnen. — Ein großes Bild von C. Jungheim „Der Vierwaldstädter-See, Uri-Rothstock von Brunnen aus gesehen“ erinnert an Leu, ohne in der Farbe ihn zu erreichen. Außerdem zählen noch unter die besseren Bilder die Westphälischen Landschaften von G. Genschow und J. Jansen, eine „Italiänische Klosterruine von Louis Tacke und eine „Italiänische Landschaft“ von Röttelen; ferner zwei „Schweizer Ansichten“ von F. Hengsbach und zwei „Motive aus dem Harz“ von G. Füchsel. — Auch unsre bremischen Landschaftsmaler sind alle, zum Theil mit recht anerkennenswerthen Leistungen vertreten, so Grabau, Köster, Walte, Wedeking. J. F. Hennings, ein talentvoller Schüler Achenbachs, hat sich zu hüten, daß er über dem fleißigen Studium seines Meisters nicht in Manier verfalle; ein Anderes ist es um die freie Eigenthümlichkeit des Genies als um dessen Nachahmung durch den Schüler.

Unter den Landschaften, die durch bedeutungsvolles Hervortreten der Staffage sich dem Genre nähern, heben wir zumeist ein paar allerliebste komische Bilder von Adolf Schmidt hervor: „Heimkehrende Bauern“ und „Sonntagsreiter“, bei denen wir nicht wissen, ob wir uns mehr an den prächtig humoristischen Figuren oder an der geistvoll und zierlich behandelten Landschaft erfreuen; auch in einem ernster gehaltenen Bilde „Ein Steinbruch“ ist beides mit gleicher Sorgfalt ausgeführt; daſselbe gilt von dem trefflichen Bilde von Hermann Kaufmann „Die Fähre“ und von M. Blanckarts prächtig lebensvoller „Baschkiren-Vedette“, weniger von B. Mohrhagens „Sommerabend in Palermo“, dessen Figuren, ohne Handlung oder speciellen Ausdruck, gegen das Landschaftliche zurücktreten.

Ein sehr interessantes Architekturbild ist F. E. Mayers „Nürnberger Kaufherrnhaus aus dem 16. Jahrhundert.“ J. B. Tetars „Kirche zu Belgien“, trefflich gezeichnet, erscheint uns im Colorit zu matt und eintönig, wodurch der perspectivischen Wirkung Eintrag geschieht. Das Stadthaus zu Middelburg von C. Springer ist besonders gelungen in der Zeichnung. Ein paar tüchtige Bilder, von denen wir nicht recht wissen, ob wir sie unter die Rubrik der Landschaft oder der Architektur bringen sollen, sind Alois Schönns „Bauernhof in Oberösterreich“ und S. L. Verveers „Fischerwohnung bei Scheveningen.“ Wilhelm Steuerwald beschenkt uns, wie wir es von ihm gewohnt sind, mit einigen Klosterruinen in der Manier Hasenpflugs, achtungswerthen Arbeiten, wie wir sie gleichfalls von ihm gewohnt sind, wenn es ihm auch noch nie gelungen ist, seinen genialen Vorgänger zu erreichen.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Auf deutscher Erde. Erzählungen von Edmund Hoefer. 2 Bde. — Im Strom der Zeit. Roman aus der Zeit Kaiser Leopolds I. 4 Bde. — Auszug aus dem Tagebuch eines Materialisten. Von R. Schuricht. — Unser Schiller. Nachklänge von H. G. F. Mahler. Herausgegeben von Hermann Marggraff. — Beiträge zur Schillerliteratur. Von A. von Keller.

— * Im Verlage von C. E. Müller in Bremen wird demnächst eine Schrift erscheinen, welche höchst merkwürdige und unerwartete Aufschlüsse über die Entstehung des einst vielgelesenen Romans „Eritis sicut deus“ bringen soll.

— * Vom deutschen Wörterbuche der Brüder Grimm ist endlich die seit Langem rückständige Schlußlieferung des zweiten Bandes herausgekommen.

— * Das dritte Heft der „geographischen Mittheilungen“ von Petermann enthält eine Abhandlung über das von Rußland erworbene und so viel besprochene Amurland von G. Gerstfeldt, einem der wissenschaftlichen Erforscher des Amurlandes, welche auf Grund reicher Beobachtung und Untersuchung mit großer Unbefangenheit vielfache Belehrung und Aufklärung über dieses Thema bietet. Auch über den großen Kossogol-See (im russisch-chinesischen Grenzgebiet) und das zwischen ihm und dem Baikal-See liegende Gebiet enthält daſselbe Heft einen Aufsatz nach

bisherigen russischen und einem englischen Reisenden, begleitet von einer Karte Dr. Petermanns.

— * Der greise Dichter Castelli in Wien hat am 6. März zu seinem 81. Geburtstage von Meyerbeer ein Geschenk erhalten. Es ist eine aus russischem Silber gefertigte Dose für dessen renommirte Sammlung. Sie hat die Gestalt einer Lebenslampe, wie diese in den Gräbern der alten Aegyptier zu unerlöschlicher Dauer aufgestellt wurden, ist innen vergoldet und mit der Photographie Meyerbeer's geziert, welche die Umschrift trägt: „Gratulirt seinem Freunde Castelli zum 81. Geburtsfeste.“ Auf der Außenseite des Deckels befindet sich, in grünem Speckstein geschnitten, das Bild des chinesischen Philosophen und Reformators Hungfu-tse (Confucius). Castelli ist bekanntlich der Verfasser des deutschen Textes zu den „Hugenotten.“

— * Die um Ostern zur Erledigung kommende Stelle von Julius Rietz als Director der Gewandhausconcerte in Leipzig ist noch nicht besetzt. Unter denjenigen, welche Aussicht haben sollen, in diese Stelle einzurücken, nennt man auch Karl Reinecke in Breslau.

— * Das Trauerspiel „Die Fabier“ von Gustav Freytag wird auf den Hofbühnen in Wien, Dresden und Berlin zur Aufführung kommen. Bei guter Besetzung wird die schöne Dichtung ohne Zweifel einen bedeutenden Erfolg haben. Das Schauspiel „Elisabeth Charlotte“ von Paul Heyse macht seinen Weg über die Bühnen und erregt überall Interesse.

— * Nach einer im vorigen Jahre vorgenommenen Zählung beträgt die Bevölkerung Roms 182,585 Seelen; darunter sind etwa 6000 Geistliche und Nonnen.

— * Bremen, 15. März. In der gestrigen Versammlung des Künstlervereins entwickelte Herr J. G. Kohl in einem Vortrage die kulturhistorischen Folgen der Entdeckung Amerikas. Wir geben einen kurzen Abriß von dem reichen Inhalt des Vortrages. Herr Kohl betrachtete: 1) Die Einwirkung auf die neue Welt selbst, und zwar hier zunächst die Veränderungen in dem Zustande und den Sitten der amerikanischen Eingeborenen, die Vernichtung der eigenthümlichen amerikanischen Civilisation, die Ausrottung der rothen Rasse, die Stiftung neuer Völker, — die Veränderungen in der Natur und dem Klima durch Einführung neuer Thiere und Anbau neuer Pflanzen, — Zucker, Kaffee, Baumwolle, Reis, und durch den Handel mit Neger-Sklaven. — 2) Die Einwirkung auf Europa. Hier wurden berührt: a) Verbreitung amerikanischer Pflanzen und Thiere unter den Völkern der alten Welt; die Kartoffel, der Taback, der Mais; amerikanische Arzneien und Zierpflanzen, der Truthahn. — b) Wechsel der politischen und commerciellen Macht und Hegemonie in Europa. — Blüthezeit der Macht der Spanier und Portugiesen und ihr Verfall. — Abnahme des italiänischen Handels. — Verfall des deutschen Großhandels. — Sinken der Hansa. — Freiheit der Niederlande. — Aufschwung der Engländer. — Schöpfung der europäischen Flotten- und Marine-Angelegenheiten. — Betheiligung der nordischen Mächte. — c) Einfluß auf die Wissenschaften. — Weltkunde, Astronomie. — Naturgeschichte, Botanische Gärten und Menagerien. — Ethnographie. — Geschichte des Menschengeschlechts. — Impulse zu großen Erfindungen. — Größere physische und moralische Beweglichkeit der europäischen Völker. — Moderne Sprachen und Literaturen. — d) Ausbreitung und Befestigung des Christenthums. In wie beschränkter und gefährlicher Lage das Christenthum vor Columbus war, und wie nach ihm erst das Wort erfüllet ward: Gehet hin in alle Welt und predigt allen Creaturen, und wie die Seele der Menschheit eine christliche wurde.

— * Johann Bornemaker, ein Bremer Märtyrer. Im „Deutschen Museum“ finden wir die folgende Mittheilung von Hermann Krause: „Zwei Märtyrer der Reformation zählt Bremen: den bekannten Heinrich von Zütphen, der mit eigentlichem Namen Hinrik Ners hieß, ein Augustinerbruder von Andorp (Antwerpen), und Johann Bornemaker, Bruder Johann, den Pfarrherrn zu St. Rambert oder Rimberti, welchen die gleichzeitigen, hochdeutsch radebrechenden Chronisten in „Bornemacher“ übersetzten. Jener war aus Bremen, wo Rath und Bürgerschaft ihn schützten, zum Prediger des Evangeliums einem Rufe nach Meldorp in Dithmarschen gefolgt, dort griffen ihn „de dullkoppeden (tollköpfigen, d. h. aber „verblendeten“) Dithmarschen“ auf Erzbischof Christopher's Antrieb, „worpen en in dat Fur und tosteken en mit Hellebarden“, 1524. („Warfen ihn in das Feuer und zerstachen ihn mit Hellebarden.“) Daß Herzog Adolf von Holstein 1559 auf der Brandstätte selber die Bauern schlug und zum Gehorsam zwang, sahen die dortigen Protestanten damals als ein deutliches Strafgericht des Himmels an. Johann Bornemaker wurde 1525 zu Verden von demselben Bremer Erzbischof, dem Bruder Heinrichs des Jüngern von Braunschweig, der auch Bischof von Verden war, nach gräulicher Folterung verbrannt. Er scheint auf dem Wege von Wittenberg her, von wo er „ein groß Krahmfaß“ lutherischer Bücher, vornehmlich „kleine Luther's Catechismi und Psalmbücher“, aber auch eine Menge „Heiligthums“, d. h. Reliquien, mitbrachte, gelegentlich bei der Durchreise in Verden bei der guten Gelegenheit des Festes Empfängniß Mariä einen Anstoß zur Reformation unter der Bürgerschaft in damals üblicher Weise versucht zu haben. Er ging nämlich zur Feier in den Dom, strafte dort den Domprediger Dingschlag (einen notorischen Dieb) laut Lügen, wie Aehnliches z. B. auch von der Einführung der reinen Lehre in Northeim und Lüneburg berichtet wird, fand aber nicht den gewünschten Anhang, und den Erzbischof freute die Gelegenheit, ein Exempel zu statuiren, so daß er sogar eigenmächtig eingriff, während der Gefangene unter die Jurisdiction des Domkapitels gehört hätte. Das Mitführen der Reliquien ist ihm vom Verfasser der Verdener Geschichte, Pfannkuche, neuerdings so ausgelegt, als habe er an Unklarheit der religiösen Begriffe gelitten; dagegen spricht aber mehr als eins seiner Bekenntnisse im peinlichen Verhöre. „Der Papst wäre der rechte Antichrist“; „die Messe sei nichts, auch nichts zu achtende, man sollte sie fliehen, so weit man ein weiß Pferd absehen könne im Felde“; (d. h. so weit als möglich. Zugleich ist wohl eine Anspielung auf das weiße Pferd des braunschweigischen Wappens darin. „Zu achtende“ ist das alte niederdeutsche Gerundium.) „Marien Gebilde sei nichts anders denn ein Teufelskopf, man sollte das Bild von dem Altar stoßen, wäre Maria mächtig, so ließe sie das Bild wieder aufsteigen“ rc. Das wäre also derselbe Beweis vom Katholicismus gefordert, den Bonifacius einst beim Fällen der Donner-Eiche vom heidnischen Donar begehrt haben soll. Diese Aufwiegelung zur Zerstörung der Marien-, wahrscheinlich also auch der Heiligenbilder, zugleich mit der Andeutung, seine Bekenntnisse hätten dargethan, daß er in „etzlichen Stücken seines Glaubens ein Christe gewesen, sonsten auch mit der Sakrament-Kätzerei und Bildstürmerei behafft“, weist darauf hin, daß wohl öfter solche Marienproben von ihm gemacht seien, und daß er es vielleicht nicht für Raub gehalten, die zerstörten Heiligenbilder oder Reliquienkästchen, die ja oft höchst kostbar waren, mitzuführen. Nennt hier auch vielleicht ein Katholik die Sakramentskätzerei, und steht in seinen Bekenntnissen: „Alle andern gesalbete Priester, die sich nach Luther's Lehre nicht richten, seyn wahrhafftige hypocriten und Phariseer“, so bezeugen doch die folgenden Angaben, daß er weit genug von Luther abwich und zu den Reformirten und selbst zur Lehre des Thomas Münzer hinüberschweifte, wenn ihm die Feinde diese Sätze nicht auf der Folter unterschoben; dafür haben dann ihn, der jedenfalls doch der Pionnier der Reformation im lästerlichen Pfaffenneste Verden war, die glaubenseifrigen Lutheraner fast vergessen, während Luther selbst seinem Genossen Heinrich Ners ein Martyrologium schrieb. Diese Sätze sind: „Niemand kann sagen, daß unter der Gestalt des Brots oder Weins kann der wahrhaftige Leichnam Gottes enthalten sein“; „das Brot nach der Consecration sei nicht anders denn Brot, aus dem besten Mehl des Korns gebacken“; „wäre es Sache, daß Gott unter der Gestalt des Brots sollte enthalten sein, so wollte daraus folgen, daß, so oft man das Brot consecrirte oder Messe hielte, und auch von einem andern würde genommen, so oft müsse Christus sterben.“ Wäre die Aussage: „Hätte er mögen und können alle Obrigkeit und Geistlichkeit herunterbringen, wäre all sein Sinn und Begierde gewesen“, richtig, so stände er „den „schwarzen Bauern“ des gleichzeitigen Bauernkriegs nicht fern. Aber ein Unterschieben liegt nahe, nebenbei war die „Obrigkeit“ hier eine geistliche, und der hat ebenfalls Heinrich von Zütphen das weltliche Schwert ausdrücklich untersagt. Uebrigens hatte Bornemaker, wie Luther, den ehelosen Stand verlassen und eine Nonne geheirathet. Die Reliquien ließ der Erzbischof feierlich in den Dom holen, die Bücher öffentlich verbrennen, den unglücklichen, zerrissenen Leib des Märtyrers noch der Qual des Feuertodes überliefern. Auf der Folter soll er zuletzt widerrufen und das Volk noch gebeten haben, ein Paternoster und ein Ave-Maria für ihn zu sprechen. Die letzten Augenblicke des Schlachtopfers schildert die tagebuchartig genaue Aufzeichnung aus der Zeit Christoph's, welche Cyriacus Spangenberg in sein „Chronikon der Verdener Bischöfe“ aufgenommen hat, in folgenden Worten: Es wurde „allda ein großer Hauffe Holzes zusammengelegt und angezündet, und wie es nicht brennen wollen, hat der arme Mensch offt gefragt, ob das Feuer nicht brennen wolle, und als der Thum-Prediger Dingschlag ihm auf Latein angeredet und ihn trösten wollen, hat er gesagt: Lieber Herr! redet doch teutsch, daß es die Leute umher verstehen können. Ich habe mehr vergessen, als ihr gelernt habt; wie aber das Feuer nicht angehen wollen, hat man ihn von den Wagen gesetzet und von des Bischofs Weingarten dröge Büsche damit geholet, und also damit das Feuer brennend gemachet; Unterdessen hat er allezeit fleißig von Gott und den Glaubens-Artikuln geredet; darauf hat ihn der Büttel auf eine Leiter gebunden, und wie das Corpus also damit aufrichten wollen, ist es ihm und seinen Knechten zu schwehr worden, also daß sie den Armen Menschen fallen lassen, und die Leiter kürzer abhauen müssen, welches ihm eine große Pein gewesen, hernach ihn wieder aufgerichtet und also ins Feuer geworffen.“ Die Bremer rächten zunächst durch bittern Hohn und durch Spottlieder ihren Pfarrherrn an den liederlichen Pfaffen und ihrem Erzbischofe.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Bremer Sonntagsblatt.

Achter Jahrgang.

№ 13. Bremen, 25. März. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Aus dem Leben.

Von Karl Seifart.

Ein starkes, schönes Mädchen.

„Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
Erstarren in dem irdischen Gewühle."

Um die Schönheit des Weibes zu schildern, haben die Dichter aller Völker die schönsten Farben verbraucht. Rosenroth und veilchenblau, lilienweiß und rabenschwarz bedeckte ihre Paletten neben dem Milchweiß der Perlen für die Zähne, der Goldfarbe für blonde Locken, dem Korallenroth für die Lippen und der reichsten Mannichfaltigkeit von Braun, Schwarz und Blau für die Augen, aus welchen „glanzvoll und bezaubernd die Seele leuchtet." — Wohlan, die Farben sind gemischt; fangen wir an zu malen, um dem Leser ein Bild von jenem holden Mädchen zu geben, welches dort auf schmuckem Zelter den Waldweg entlang getragen wird. Mit welch kühner Sicherheit lenkt die liebliche Amazone das edle Thier! — Hier der Haselbusch hart am Wege deckt uns gegen ihre leuchtenden Blicke, hier können wir uns ganz in dem Anschauen der reizenden Erscheinung verlieren. Welch edle und vollendete Formen umspannt das knappe, braune Amazonenkleid, und welch ein Glanz strahlender Schönheit geht aus von diesem feinen, leichtgerötheten Gesicht, auf welchem die Schatten der nickenden Hutfeder ein loses Spiel um Kinn und Wange treiben! Ein waldumrauschtes Götterbild! So mochte unsern sinnigen Altvätern Frau Freyja oder Frau Berchta vor die andächtig träumende Seele treten und Flur und Hain mit ihrer Götternähe durchschauern.

Der milde Ernst, der aus dem tiefen Glanz dieser Augen schaut, welche bald auf dem vom linden Lufthauch bewegten Blätterwerk weilen, bald hell und leuchtend den Weg entlang in die Ferne spähen, läßt uns ganz den Glauben der Väter verstehen, daß die Seele des Weibes etwas Heiliges und Vorahnendes umschließe. Doch was ist das? Glänzt nicht eine helle Thräne an den langen Wimpern dieses seelenvollen Auges? Fort mit Pinsel und Palette und mit der pedantischen Ausmalung der Einzelheiten des herrlichen, von der holdesten Anmuth übergossenen Gesammtbildes edelster Frauenschönheit! Warum sie nur weint diese schöne Reiterin, die eben tiefaufseufzend, mit leichtem Gertenschlag das zierliche Thier zu kurzem Galopp antreibend, an uns vorüberfliegt und gleich einer Königin des Waldes dahinschwebt? Noch ein flatternd Band, ein Aufnicken der Feder dort an der Wegbiegung, und die feenhafte Erscheinung ist verschwunden. — Warum sie weint? — Ich will dir's erzählen, lieber Leser.

Angela von O...stein, so heißt das schöne Fräulein, ist die einzige Tochter des alternden Freiherrn, dessen Ahnen einst dort von jener waldigen, trümmerbesäeten Höhe herab durch gewaltige Wehrkraft und reichen Besitz den Gau beherrschten. Schon vor der Zeit der Habsburger war das Fähnlein der O...steine zum Banner abgestutzt, denn sie hatten Land und Leute genug, um, wenn der Kaiser rief, mehr als zehn Helme in's Feld stellen zu können. — Die neue Zeit schlug die Burg und die Macht der Dynasten von O...stein zu Trümmern. — Den ersten groben Schlag führte der noch in der Volkssage lebende, furchtbare Jäkel vom Bruch, ein verarmter und verlumpter Edelmann, der mit Seinesgleichen am Wege lagerte und den Leuten die Taschen ausfegte; dieser schlug sich zu den aufständischen Bauern und erstürmte mit einem Münzerschen Haufen die uralte Burg, weil, wie das Volk sagt, seine Werbung um das schöne Burgfräulein schnöde abgewiesen war. Der Burgherr entrann mit seinem Kinde und der Burgfrau, die schweren Fußes ging, wie durch ein Wunder dem Blutbade und erreichte Heiligenstadt, wo seine Gemahlin eines Knäbleins genas, durch welches das Geschlecht erhalten wurde. Als dann die Aufständischen durch den leicht erkauften Sieg bei Frankenhausen vernichtet waren und mit eiserner Faust Ruhe im Lande gehalten wurde, erbauete der Burgherr unten im Thal das alte, spitzgiebelige Schloß, welches wir hier vom Waldrande ab am Eingang des Dorfes erblicken. Der letzte noch lebende Sproß der O...steine, der alte Freiherr Arthur, bewohnt mit der wunderbar schönen Tochter noch heute dieses Haus seiner Väter, über welchem seit drei Jahrhunderten nur selten ein guter Stern gestanden hat. Schon der alte Ahnherr und Erbauer des Hauses, der seine bedeutende, fahrende Habe im wilden Tumulte der Plünderung und des Schloßbrandes verloren hatte, mußte eine Hufe und ein Gütchen nach dem andern zusetzen; seine Enkel und Urenkel erübrigten im dreißigjährigen Kriege natürlich auch nichts, und einige lockere Herren des Geschlechts, welche zur Zeit der letzten französischen Ludwige der Mode der Ueppigkeit und Verschwendung fröhnten, haben dort unten so übel hausgehalten, daß das wohl auf den zehnten Theil seiner früheren Besitzungen zusammengeschrumpfte Gut auf's tiefste verschuldet wurde. Arthurs Vater, ein Mann von seltener Kraft und Thätigkeit, hat dann zwar den verschuldeten Edelhof durch Sparsamkeit und weise Umsicht wieder etwas emporgebracht und selbst so viel erübrigt, daß das baufällig gewordene Herrenhaus gründlich restaurirt werden konnte, so daß es jetzt noch mit seinen übertünchten alten Giebeln und neueingelegten Simsen recht stattlich hinter dem zierlichen Eisenstacket hervorschaut. Auch war es eine der Hauptsorgen seines Lebens gewesen, den großen Holzbestand, der unter den Vorgängern auf's Gewissenloseste zugerichtet war, durch alle Mittel der Forstkultur wieder zu einem ansehnlichen Besitz zu erheben, und auch heute noch ist dieser freilich wieder sehr gelichtete Holzbestand das einzige von den Gutspertinentien, was noch einigen reellen Werth hat, denn das große Areal elendesten Landes, welches dort an dem langgestreckten, von jedem Regenwetter ausgewaschenen Uferabhange liegt, würde kein „Halbspänner" im Dorfe für seine wenigen

guten Aecker eintauschen; mit bäurischem Stolz sieht der reiche „Vollmeier“ auf den „steinigen Brink“ herab, von welchem Wind und Wetter das letzte bißchen Ackerkrume wegfegen, und freut sich seines durch die Verkoppelung wohlarrondirten Hofs, der ihm auf bestem Kleiboden den schönsten Weizen trägt. Der Herr von O...stein dagegen, dessen Ahnen nicht allein die ganze Feldmark, sondern auch die Gemeinde selbst mit Haut und Haar gehörte, hat, wenn er seine bildhübsche, liebenswürdige Tochter ausnimmt, nichts mehr, worüber er sich freuen könnte; er wird seiner Tage nicht mehr froh, denn die stärker als je angewachsene Schuldenlast drückt jetzt den Mann völlig zu Boden, dem unverschuldetes Unglück sowohl als mißlungene Speculationen auf Reichthum die rüstigsten Mannesjahre auf's schmerzlichste verbitterten.

Baron Arthur gab sich, nachdem er mit Ehrenzeichen und Narben bedeckt aus dem Feldzuge von 1815 heimgekehrt war, die redlichste Mühe, seinen strebsamen Vater in der Verbesserung des Guts zu unterstützen, und als er mehrere Jahre darauf, nach dem Tode des alten Herrn, das Gut selbst übernahm, war es, wenn auch mit einigen Schulden belastet, doch durch den Ankauf und die tüchtige Bewirthschaftung guter Ländereien in solchem Stande, daß seine Kraft und Ertragsfähigkeit die Schuldenlast nach einigen Jahren zu tilgen versprach. Bei allem Streben nach Ersparungen und Verbesserungen blieb des Barons Seele jedoch frei von jedem Geiz und schmutziger Gewinnsucht, sein wahrhaft adliger Sinn verschmähete es, Mittel zu gebrauchen, an welchen auch nur der Schein des Ordinären haftete, und er litt lieber empfindliche Verluste, als daß er sich entschlossen hätte auf Vorschläge einzugehen, die er mit seiner Ehre nicht vereinbar fand. — Diese Gesinnungen leiteten ihn auch bei seiner Vermählung; als dem Herrn des bedeutend aufgebesserten Gutes wurden ihm die vortheilhaftesten Verbindungen nahe gelegt, allein er bestimmte sich nach seiner Neigung und wählte die Hand eines liebenswürdigen, aber ganz mittellosen Hoffräuleins.

Diese Vermählung gab indeß den ersten Anstoß zu den unglücklichen Speculationen und der fortgesetzten Kette ewiger Verlegenheiten, welche fortan die Tage des Freiherrn trüben sollten. Das Leben seiner geliebten Frau, sagte er sich, müsse wie ein schönes Märchen dahin fließen, gehoben von all dem Glanz und Zauber, welcher sie als eine gefeierte, von der Fürstin mütterlich geliebte Hofdame umstrahlt hatte. Vermehrte Dienerschaft, elegante Equipage und hunderlei Dinge, die man ohne ihren Mangel groß zu fühlen recht wohl entbehren kann, zogen mit der jungen Baronesse auf's Schloß; an kostspieligen Gesellschaftsabenden und theuren Badereisen fehlte es nicht, so daß der zur Schuldentilgung ausgesetzte Fond bald wider seine Bestimmung verwandt und verbraucht war. Da suchte der Baron, gereizt durch die Erfolge des Herrn Schelmer, eines benachbarten Fabrikherrn und außerordentlich gewandten Geschäftsmanns, die bedeutenden Ausfälle seiner Einnahmen durch ein Fabrikunternehmen zu decken; Schwindler und Projectenmacher wußten die bekannt gewordene Neigung des Barons auszubeuten, ein großer Complex guten Landes ward verkauft, um das Anlagekapital zu beschaffen, dann ward gebaut und gezimmert, Maschinen und Maschinenmeister bestellt, auf's Neue angeliehen, als der Baarvorrath nicht mehr ausreichte und — schließlich nichts weiter erreicht, als daß dem Park gegenüber ein paar kasernenartige, mit hohen Schornsteinen gekrönte Gebäude entstanden, die nach dem gänzlichen Mißlingen des Unternehmens einige Jahre später auf Abbruch wieder verkauft wurden. — Das war ein nicht zu verwindender Schlag für die Familie, deren Ausgaben nun bereits durch zwei heranwachsende Kinder, einen Sohn und die liebliche Angela, nicht unbedeutend vermehrt wurden. Der zartgewöhnten Frau von O...stein erregten der eintretende Mangel und die nicht zu bergenden Geldverlegenheiten die bittersten Gefühle, ihr Dasein war freudenlos und ein Glück für sie der Tod, weil er der zärtlichen Mutter den Schmerz ersparte, ihren einzigen Sohn plötzlich hingerafft zu sehen. Ein Ehrenhandel, in welchen der junge O...stein verwickelt wurde, hatte ein Duell mit für ihn tödtlichem Ausgange zur Folge gehabt.

Nun stand der schmerzgebeugte Freiherr allein mit seiner zur herrlichen Jungfrau herangeblüheten Tochter, und seine gramdurchfurchte Stirn klärte sich im freudigen Hinblick auf Angela nur auf, um sich desto finsterer wieder zu bewölken, wenn er an des Kindes Zukunft dachte, welche ihm bei zunehmender Verarmung nicht rosig erscheinen konnte. Ganz wie früher seiner Gemahlin gegenüber, machte jetzt Herr von O...stein die verzweifeltsten Anstrengungen, der geliebten Tochter die Pein des Mangels nicht fühlbar werden zu lassen; ein großes Stück der Haide wurde niedergeschlagen, um für Angela die Kosten eines mehrjährigen Aufenthalts in der Residenz und einer standesmäßigen Ausbildung aufzubringen, und ein hübsches Reitpferd und kostbare Garderobestoffe mußte die Tochter bei ihrer Rückkehr in das väterliche Haus vorfinden, welches der Freiherr damals sorgenvoller und bekümmerter als je durchwandelte. Es war ihm eine neue Speculation mißglückt, die letzten Mittel, die er sich durch Verkauf von Grundstücken und durch einen großen Schlag Holz erworben hatte, waren bei einem Actienunternehmen verloren gegangen. — Ein großartiges Hüttenwerk sollte errichtet werden, und durch prahlerische Anpreisungen und lockende Procentversprechungen waren zahlreiche Theilnehmer herbeigezogen. Geognosten hatten unwiderlegliche Zeugnisse darüber beigebracht, daß der zu verarbeitende Eisenstein auf dem gewählten Terrain in unerschöpflicher Menge vorhanden sei; dieses und der augenscheinliche Befund hatte denn nebst vielen andern auch den Herrn von O...stein bestimmt, sein letztes disponibeles Vermögen in einer nicht unbedeutenden Anzahl von Actien anzulegen. — Nun war es allerdings richtig, daß sich der Eisenstein an Ort und Stelle überreich vorfand, nach den zur Bearbeitung nöthigen Kohlen aber suchten die sanguinischen Unternehmer vergebens, und man sah sich, nachdem die erforderlichen Baulichkeiten errichtet waren, genöthigt, die Kohlen mit großen Kosten aus weiter Ferne herbeischaffen zu lassen. Unter solchen Umständen konnte das Unternehmen nicht rentiren, der Betrieb gerieth in's Stocken, und die Actionäre hatten keine weitere Aussicht als auf eine kaum nennenswerthe Entschädigung nach endlosen Processen.

Dieser neue Schlag hatte den Freiherrn fast bis zur Vernichtung getroffen, eben als Angela aus der Residenz wieder heimgekehrt war, und vergebens versuchte der Vater dem Scharfblick der Tochter die peinliche Lage zu verbergen. Was ist auch da groß zu verbergen! Täglich klagt die Wirthschafterin, daß es an dem Nöthigsten fehle, und drängende Gläubiger lösen täglich einander ab. Vergebens bietet Angela flehentlich ihren Schmuck, ihr Reitpferd und was sonst entbehrlich an, der alte Herr ist hier unbeugsam, die Tochter soll nichts entbehren, sie soll glücklich sein, befiehlt er in krampfhafter Aufregung des Kummers und der Sorge; wie sie's aber ist, haben uns ihre Thränen gesagt. Grund genug zum Weinen hat das arme, wunderschöne Kind und leider wohl noch mehr Grund, als uns jetzt klar ist.

Heissa! wie geht's lustig her im Herrenhause! Glänzende Gesellschaft, gallonirte Diener, die im Speisesaal eine Tafel köstlich herrichten, und ein Musikcorps aus der Residenz! — Es sind Wochen und Monde vergangen, seit wir die schöne Reiterin sahen; wir sehen sie jetzt wieder, aber nicht im Reitcostüm, sondern im köstlichsten Brautschmuck. Diese blendende Fülle von Atlas und Brüsseler Spitzen, welche den untadeligen Leib umhüllt, ist ein Geschenk des Bräutigams — des Herrn Fabrikanten und Commerzienraths Schelmer. Angela weint nicht, aber ihr marmorbleiches Gesicht schaut trauriger drein als damals, da wir eine Thräne an den Wimpern dieses seelenvollen Auges erglänzen sahen. — Die Trauung hat stattgefunden, und die Herrschaften lustwandeln bis zum Diner im Park. Der Freiherr ist durch die verwandtschaftliche Verbindung mit Herrn Schelmer ein schuldenfreier Mann geworden, ein Mann, der fortan

vor allen drückenden Geldverlegenheiten bewahrt bleibt, aber auf seinem Gesicht lesen wir nichts von der freudigen Erregung, welche dieser veränderte Glücksumstand darauf ausprägen müßte, er geht trüb und zerstreut neben der Mutter seines Schwiegersohns, einer wohlbeleibten mit Ringen und Ketten überladenen Brauerswittwe. Der kleine, runde Schelmer ist der vergnügteste in der Gesellschaft und giebt sich die erdenklichste Mühe, seine schöne Braut angenehm zu unterhalten. Es gelingt ihm schlecht. — Lustige Fanfaren rufen zur Tafel, und die Gesellschaft verschwindet im Portale des Schlosses. — Ja, Angela ist jetzt die reichbegüterte Commerzienräthin Schelmer und der Baron Arthur ein schuldenfreier, wohlhabender Mann. Wie hat sich das so schnell gemacht? — Folgende Scene war die Einleitung zu diesem Glückswechsel: Angela war eben von ihrem Spazierritt zurückgekehrt und hatte den Vater mit kindlicher Herzlichkeit begrüßt, als die Wirthschafterin mit ernstem und bedenklichem Blick den Commissionär Mehrheim meldete; zusammenzuckend ließ der Baron die Arme schlaff herabfallen, mit welchen er so eben die heimgekehrte Tochter ans Herz gedrückt hatte, denn der Name des in der ganzen Gegend gehaßten und gefürchteten Wucherers Mehrheim konnte der Freiherr nicht vernehmen, ohne auf's Tiefste empört zu werden. Dieser Mensch hatte überall bei des Barons Unternehmungen die Hände im Spiel gehabt und den Herrn auf's herzloseste zu drängen und zu übervortheilen gewußt. Der Verhaßte erwartete den Bescheid des Barons nicht, sondern trat mit plumpen Schritten und einem cordialen „Gutenmorgen die Herrschaften“ der Schaffnerin nach ins Zimmer.

Was wünschen Sie von mir, fragte der Baron mit finstern Blicken, ich dächte, wir wären miteinander fertig. — Doch nicht ganz, Herr Baron, erwiderte mit frecher Miene der Mensch und nahm ohne eine Aufforderung dazu zu erwarten einen Stuhl; Sie schulden dem Herrn Schelmer laut dieses Wechsels zweitausend Thaler, ich habe den Wechsel gekauft und morgen ist Verfallzeit. Das ist Alles. — Ich kann jetzt nicht zahlen, preßte der Baron mühsam heraus, Sie müssen Geduld haben. — Geduld! und immer Geduld! polterte der Commissionär, mit diesem Artikel kann ich keine Geschäfte machen, ich halte auf's Recht, und das muß mir werden. Sie wissen, Herr Baron, das Gesetz spaßt nicht mit Wechseln. — Die Sprache will ich mir verbeten haben, Herr, rief der Freiherr empört und mit zornblitzenden Augen, haben Sie nicht bereits Jahrelang mit ihren Gaunerkünsten an meinem Vermögen gezehrt! Morgen soll das Wuchergeld in Ihren Händen sein, verschonen Sie mich jetzt!

Mehrheim, an solche Ausbrüche längst gewöhnt, behielt seine unerschütterliche Ruhe und meinte mit boshaftem Lächeln, sich nach Angela umwendend, die dem gemeinen Menschen den Rücken gekehrt hatte und ihr thränendes Auge und ihre geröthete Stirn gegen die Fensterscheibe drückte: was soll das gnädige Fräulein von mir denken, wenn Sie mich so einführen, Herr Baron! Mein Anliegen ist noch nicht zu Ende, ich hätte noch eine Bestellung zu machen, die das gnädige Fräulein und Sie gleich sehr angeht. — Was wünschen Sie von mir? fragte Angela, sich rasch umwendend und maß den Commissionär mit einem stolzen und herausfordernden Blick; der Baron erhob sich in finsterer und drohender Spannung. — Nun denn grade heraus, ich verstehe mich nicht auf Umschweife, meinte Mehrheim und nahm eine Priese aus goldener Dose, ich komme als Freiwerber. — Angela zuckte zusammen, und zorniges Erstaunen machte den Baron sprachlos. — Hören Sie mich an, Herr Baron, fuhr Mehrheim fort, es ist ein Vorschlag, der, wenn Sie und das gnädige Fräulein darauf eingehen, ihrer Noth mit einemmal ein Ende macht; ihr Jawort tilgt nicht nur diese Wechselschuld, sondern bringt mir einen guten Freiwerber-Botenlohn noch dazu ein. Doch das will noch nichts sagen, nehmen die Herrschaften das Anerbieten an, so ist Ihnen, Herr Baron, ein glückliches, sorgenfreies Alter gesichert und dem gnädigen Fräulein ein Leben, welches eine Fürstin beneiden müßte. — Ich will hoffen, unterbrach der Freiherr mit scharfem Nachdruck, daß Sie uns mit neuen Gemeinheiten verschonen, denn von einer standesmäßigen Partie können Sie nicht reden wollen, ein Mann von Stande würde diesen Weg nicht einschlagen und am allerwenigsten Sie zum Vermittler wählen! — Standesmäßige Partie! rief der Commissionär mit höhnisch verzogenen Mundwinkeln und einem scharfen Seitenblick auf Angela, standesmäßige Partie! da können Sie lange suchen, die Herren von Stande haben alle Geld nöthig, und der Herr Forstauditor von K... nennt grade so viel sein, als der Schütz im Nachtlager von Granda! Angela sank mit einem leisen Schrei auf den Sessel, und der Baron, kirschroth vor Zorn, schellte nach dem Bedienten. Mehrheim wartete das Erscheinen desselben nicht ab, sondern empfahl sich eilig mit der empörenden Bemerkung: Morgen das Fräulein für Herrn Schelmer, das Geld oder Wechselarrest.

Sprachlos starrten Vater und Tochter einander an, als der freche Mensch die Thür hinter sich hatte. Lieber betteln gehen, Kind, als dich so elend verhandeln, brach endlich der Baron los; mein Gott! so weit ist's mit uns gekommen, daß man uns das bieten darf! — Die so tief Gedemüthigten hatten aber nicht Zeit ihrem Schmerze freien Lauf zu lassen, denn als ob sich heute Alles gegen sie verschworen hätte, lösete im Laufe des Tags ein drängender Gläubiger den andern ab, und der Baron blickte nach solchen Besuchen, während Angela händeringend das Zimmer durchschritt, lange und mit finsterm Ernst auf die schön gearbeiteten Pistolen, welche mit andern Waffenstücken die Wand schmückten. — Da kam, wie um das Maß voll zu machen, gar Herr Schelmer selbst, welchem der Baron außer jener an Mehrheim abgetretenen Wechselforderung noch bedeutende Summen schuldete. Aber er kam nicht als Mahner, vielmehr entschuldigte er fast flehentlich das ihm kund gewordene niedrige Betragen seines Commissionärs, der ihn mißverstanden und sein Vertrauen in plumper und tölpelhafter Weise mißbraucht habe. Dann sprach der Mann von seiner Liebe und den Millionen, die er seiner Gemahlin zu Füßen legen könne. Unverkennbar war es dem kleinen, dicken Mann heiliger Ernst, und seine milden, gewählten, von glühender Leidenschaftlichkeit getragenen Worte linderten in etwas den ungeheuren Schmerz der Wunden, welche sein Antrag in Angela's Seele aufriß. — An diesem und noch an vielen folgenden Tagen mußte Herr Schelmer ohne das heißersehnte Jawort das Schloß verlassen. Angela kämpfte einen Riesenkampf. — Endlich war das schöne, starke Mädchen entschlossen, den Vater, obwohl er sich hartnäckig sträubte, durch das Opfer ihres schönsten Lebensglücks aus Schmach und Noth zu retten. Sie ward die arme reiche Frau des glücklichen Millionärs, der sie auf den Händen trug.

Schon während der Verhandlungen hatte ein Forstauditor von K... im Wochenblatt angezeigt, daß er seinen Dienst quittire und nach Amerika auswandere.

„Zahlungsfähiger Moralist“ und zahlungsfähige Moralistin, die ihr bisher vor solchen Kämpfen und Conflikten bewahrt blieb, werft mir keinen Stein auf das schöne, starke Mädchen! Lieber zu Grunde gehen, als so gegen Neigung und Liebe sich hingeben, sagt ihr? — Leicht gesagt, der Himmel bewahre euch vor Noth und Versuchung.

* Gruß an Toscana*).

Nach dem Italiänischen von F. Ruperti.

O Toscana, meines Lebens
Erste Liebe, erstes Glück,
Immer kehrt als Ziel des Strebens
Mir dein holdes Bild zurück;

*) Das hier mitgetheilte Gedicht ist einer Sammlung entnommen, die unter dem Titel Canti di un menestrello italiano im Jahre 1845 in Zürich erschien. Ihr Verfasser ist ein auf Elba geborner politischer Flüchtling, der seinen Namen nicht genannt hat (vielleicht D

Immer muß des Tags ich denken,
Wo ich trotz der Fürsten Groll
Hin zu dir den Schritt darf lenken,
Frieden suchend sehnsuchtsvoll.

Deiner Jungfraun dunkle Locken
Und ihr Antlitz schön und hehr,
Deiner Hügel Blüthenflocken,
Deine Ströme wie dein Meer, —

Alles, alles, süße Gauen,
Athmet Lieb' und Seligkeit,
Und wie Paradiesesauen
Lacht ihr stets im Frühlingskleid.

Säh' ich wieder doch das Eiland,
Dessen Schooß mich einst gebar,
Kerker jenem Manne weiland,
Dem zu eng der Erdkreis war!

Dort, wenn aus dem Aug' ihm zückten
Grimme Blitz', entfloh der Wal,
Und die mächt'gen Arme drückten
Nieder seines Busens Qual.

Säh' ich in der Berge Kranze
Dich, mein lächelndes Florenz,
Mit des Himmels heiterm Glanze,
Mit der Fluren ew'gem Lenz;

Dich, Livorno, wo am blauen
Meer so gern mein Auge hing,
Wo mit kindlichem Vertrauen
Froh den Bruder ich umfing;

Pisa, dich, das alterschöne,
Dich, Siena, so vertraut,
Wo der Muttersprache Töne
Wehen wie ein Engelslaut *)!

Dort schlägt freudig jeder Busen,
So wie hell der Aether lacht;
Dort hat für die hohen Musen
Dante früh den Geist entfacht.

Wogen, Lüfte, Wort' und Reden,
Jeder Seufzer, jeder Ton,
Alles scheint ein Hauch, aus Eden
In das Erdenthal entflohn.

Fremde Berge wie Gefilde
Hab' ich wandernd angeschaut;
Nirgends hat des Himmels Milde
So die Flur mit Reiz bethaut.

Laß, o Heimath, mich vertrauen,
Daß ich, von des Schicksals Bann
Frei zuletzt, in deinen Gauen
Meine Tage enden kann!

Bach und die Matthäus-Passion.

Für den Charfreitag hat die Bremer Singakademie eine Aufführung der Matthäus-Passion von Johann Sebastian Bach in Aussicht gestellt und ist darüber aus, diese Aufführung zu einer würdigen und großartigen zu gestalten. Die Hauptpartieen für Baß und Tenor, Jesus und der Evangelist, sind von den Herren Stockhausen und Schneider übernommen worden, der Sopran ist einer begabten Dilettantin anvertraut, die Betheiligung Joachims in den Reihen des Orchesters steht in Aussicht, und an den Chören wird seit längerer Zeit durch Reinthaler mit dem Eifer studirt, welchen das gewaltige Werk gebieterisch fordert. Es wird bei uns zum ersten Male zu Gehör gebracht; erst die seit Kurzem erstarkte und muthig gewordene Akademie darf sich an eine Aufgabe wagen, die früher mit Recht für zu hoch und schwer galt, während die Passion nach dem Johannes vor einigen Jahren zur Ausführung kam. Uebrigens ist es noch gar nicht lange, daß man die Matthäus-Passion für aufführbar hält; erst im Jahre 1829 hat die Berliner Akademie gethan, was bis dahin für unthunlich galt, und seitdem ist in nicht gar vielen Städten das gegebene Beispiel nachgeahmt worden. Unter diesen Umständen mag, da die Kenntniß von dem großartigen Werke keineswegs eine allgemein verbreitete ist, ein aufklärendes Wort an der Stelle sein *).

Die Leidensgeschichte Jesu in der Passionszeit durch Gesangschöre beim Gottesdienste vortragen zu lassen, war schon früh ein Brauch der evangelischen Kirche, doch blieb die einfache Recitation lange Zeit die gebräuchlichste Weise. Es wurde eben nur der Bibeltext der Evangelien, meist nach dem Matthäus, abgesungen, die Gemeinde hörte zu und sang in der Regel nur zu Anfang und zu Ende ein Kirchenlied. So hat Schütz um 1670 die Passion nach allen vier Evangelisten gestaltet, nur die Schlußstrophe des Kirchenliedes componirte er kunstreich für den Chor. Nach Schütz neigte man sich auch in diesem Fache den Italienern zu und suchte die Passion beweglich und kunstvoll zu gestalten. Das einflußreichste Werk dieser Richtung wurde das des Hamburgers Brockes, der das Bibelwort durch freie Reime ersetzte und Strophen von Kirchenliedern einflocht. Der Poet hat davon mehr Ruhm gehabt als die Musiker, die jene Passion componirten. Der erste derselben war Keiser; der dichterische wie der musikalische Vater sind hier gleich gespreizt und leichtsinnig, anspruchsvoll und doch oberflächlich und hohl. Um 1716 componirte Telemann die Passion, und dieselbe hat sich ziemlich lange erhalten. Wieder um einige Jahre später kam Händels großer Geist über diese Aufgabe, gestaltete sie aber weit freier, als es vor oder nach ihm geschehen ist.

Als 1723 Johann Sebastian Bach Cantor der Thomasschule zu Leipzig wurde, machte er sich aus eignem Antrieb und auf Wunsch des gelehrten Professors und Superintendenten Deyling an das Werk, und so entstand seine gewaltige Passion nach dem Matthäus, welche wahrscheinlich um Ostern 1829 zuerst gehört wurde.

Wie viele solcher Passionen Bach geschrieben, ist nicht genau festgestellt; wahrscheinlich fünf. Die bekanntesten sind die nach dem Matthäus und dem Johannes.

Eine dritte nach dem Evangelisten Lucas, durchgängig unbestreitbar von Bach's Hand geschrieben, befindet sich im Besitze des Herrn Director Hauser in München. Sie führt die Ueberschrift: **J. J. Passio D. J. C. secundum Lucam à 4 Voci, 2 Hautb., 2 Violini, Viola de Cent.** Auffallend ist in derselben die große Menge der Choräle, fünfundzwanzig an der Zahl, einschließlich der Wiederholungen einer und derselben Melodie, aus welcher zu schließen wäre, daß diese die allerfrüheste Passionsmusik von Bach und er bemüht gewesen sei, die ihm und Deyling angehörende Neuerung, die Kirchengemeinde werkthätigen Antheil an der Feier des Tages durch den Choralgesang nehmen zu lassen, im allerweitesten Umfange zu benutzen. Ein Choral beschließt auch das Werk. Die Zahl der reflektirenden Chöre und Arien ist dagegen unverhältnißmäßig klein, indem von ersteren nur zwei und zwar in kürzester Fassung, von letzteren nur fünf vorkommen. Unter jenen befindet sich ein Chor für drei weibliche Stimmen, begleitet mit Flöten, Violinen und der Viola als Grundstimme, nach den Evangeliumsworten: „Es folgte ihnen aber ein großer Haufe Volks und Weiber, die klagten und beweineten ihn.“ Eingestreut sind ferner kurze, den Responsorien

Piacentini?). Wenn er das Motto, facit indignatio versus, voranschickt, so hat er sich damit Unrecht gethan, denn sie enthält in der That viele schöne Stücke, die namentlich auch von großer Beherrschung der Sprache Zeugniß ablegen. Interessant waren uns besonders einige erzählende Gedichte, in denen hohenstaufische Stoffe mit entschiedener Sympathie für das alte Kaisergeschlecht behandelt werden. Die zum Schluß hinzugefügten Uebertragungen aus Béranger sind auch nicht übel ausgefallen.

*) In Siena wird angeblich das schönste Italiänisch gesprochen.

*) Die betreffenden Notizen sind zusammengestellt nach dem Werke von Chrysander über Händel, einer Schrift von Mosewius und der Einleitung von Rietz zur Passionsmusik selbst.

beim katholischen Kultus ähnliche und diesen auch musikalisch nachgebildete Chorsätze; z. B. nach Jesu Worten „Betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet“ singt der Chor: „Wir armen Sünder bitten, du wollest uns erhören, lieber Herre Gott“; nach den Worten des Evangelisten „Petrus aber folgete von ferne“: „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel.“ Das 22. und 23. Kapitel (bis zum 54. Verse) des Evangeliums Lucae ist wortgetreu benutzt; auch die beiden Missethäter (im Originale Latro impius und Latro poenitens) sind redend eingeführt. Petrus ist für eine Tenorstimme geschrieben; er beschließt den ersten Theil (vor der Predigt) mit einem kurzen, seine Reue über die Verläugnung und seine Hoffnung auf Jesu Gnade aussprechenden, choralmäßigen Gesange. Der zweite Theil (nach der Predigt) beginnt mit einer kleinen Instrumentaleinleitung, an welche sich unmittelbar die Fortsetzung der Relation des Evangelisten anschließt, und zwar, der einzige Fall in allen drei Passionen, sieben Takte lang mit Begleitung sämmtlicher Saiteninstrumente. Als eine Eigenthümlichkeit sei noch erwähnt, daß nach den Evangeliumsworten: „Und als er das gesagt, verschied er“ der Choral „Derselbe mein Herr Jesu Christ“ zuerst von Oboen und Fagotten gespielt, dann eine Strophe gesungen und dann (nach den Worten des Originals: Repetatur Symphonia des Hautb. e Bassons) von jenen Instrumenten wiederholt wird. Fagotte sind überhaupt, ohngeachtet sie gleichwie die Flöten in der angeführten Ueberschrift nicht verzeichnet sind, häufig und in sehr obligater Weise angewendet.

Bei der vollständigen Pietät für den großen unerreichten Meister darf wohl das Bekenntniß gewagt werden, daß diese Passionsmusik in Gehalt und Faktur auffallend gegen die uns bekannten Werke Bach's absticht und zwar in einer Weise, die bei wiederholter Durchsicht stets auf's Neue auffordert, sich von der Authenticität der Handschrift zu überzeugen. Nun ist es bekannt, daß der in Amtsgeschäften und unzähligen eigenen Compositionen unglaublich fleißige Mann doch immer noch Zeit übrig behielt, um Werke anderer Componisten für seinen Privatgebrauch abzuschreiben. Man wäre versucht, diese Lucas-Passion für solch' eine Abschrift zu halten, wenn man nicht durch einzelne, Bach'schen Geist athmende Züge irre gemacht und zur Vorsicht ermahnt würde. Es sei daher späterer Forschung überlassen, die Aechtheit oder Unächtheit des Werkes glaubwürdig darzuthun.

Zu der Matthäuspassion ist das die Evangeliumsworte begleitende und umkleidende Gedicht von Christian Friedrich Henrici oder, wie er sich nannte, Picander (1700—1764) verfaßt. Es trägt in einem Grade alle Zeichen jener unpoetischen Zeit an sich, daß wir um so mehr genöthigt sind den gewaltigen Geist des Mannes anzustaunen, der, einzig erfüllt von der Hoheit seines Gegenstandes, diese Musik diesen Worten schaffen, ein den Jahrhunderten trotzendes, durch Jahrhunderte bewundertes Gebäude auf seichtem Grunde erbauen konnte.

Hören wir nun einige musikalisch-ästhetische Bemerkungen, welche Mosewius in einer 1852 erschienenen Schrift über die Matthäus-Passion macht: Unter allen Werken evangelisch-kirchlicher Tonkunst nimmt unbestritten Johann Sebastian Bach's Passions-Musik nach dem Evangelium Matthäus den ersten Rang ein. Wir mögen es betrachten, in welcher Beziehung wir immer wollen, überall tritt es uns in der höchstmöglichsten Vollendung entgegen. — Der Kenner des Satzes findet darin die kunstvollsten Formen mit erstaunenswürdiger Leichtigkeit, wie hingeworfen, entwickelt; der Harmoniker bewundert die gewandte Zusammenstellung seltener und wirksamer Akkorde; der Melodiker den Reichthum und die Mannichfaltigkeit neuer charakteristischer und tiefgefühlter Gesangsweisen; selbst für die Klangform findet schon in jener Zeit eine sorgfältige, charakteristische, bedeutungs- und wirkungsvolle Auswahl und Verwendung verschiedener Klangwerkzeuge in der Passion statt. Und doch ist alles Genannte nur äußeres Mittel für die poetische Darstellung musikalischer Gebilde der Leidens-Geschichte Christi, Gebilde, welche mit der größten Bestimmtheit und Deutlichkeit und in vollster Wahrheit nicht nur die einzelnen Züge des größten Dramas dem Zuhörer anschaulich machen, sondern selbst in die kleinsten Details mit minutiöser Ausführlichkeit, in überreicher Mannichfaltigkeit, jeden einzelnen Zug verdeutlichen, die Worte des Evangeliums durchdringen, diese poetisch zersetzt und begrifflich erklärt dem Gefühle zuführen, und in mächtiger Einheit verknüpft ein großes Ganze bilden, in dessen Rahmen, noch dem Drama gegenüber, Votivbildern gleich, nicht nur einzelne Figuren oder eine einzige Familie in verschieden charakterisirten Gliedern, nein die ganze christliche Gemeinde mit all ihrem Glauben und ihren daraus fließenden Empfindungen, mit ihrer Theilnahme an der Darstellung der Leidensgeschichte und ihrer Beseligung durch den Tod des Herrn in eben so großer Wahrheit als Erhabenheit hineingezogen ist.

Die Grundlage des Werkes bilden also die Kapitel 26 und 27 des Matthäus-Evangeliums. Eine Tenorstimme trägt beide Kapitel ohne alle Abkürzung recitirend vor; die darin redend aufgeführten Personen treten selbständig gesondert heraus. Der Dichter hat beide Kapitel vom Evangelium abweichend abgetheilt, er schließt den ersten Theil mit der Gefangennehmung Christi und stellt in den zweiten die Verhandlungen vor den Richtern und die Leidensgeschichte. Das ganze Werk ist in zwei große Chöre eingerahmt, und der Abschluß des ersten Theils, wie der Eingang des zweiten, in gleicher Weise durch großartige Tonstücke bezeichnet. — Geeignete Stellen des Evangeliums sind dazu benutzt, die Gemeine in der Gesammtheit in Chorälen, durch einzelne Stimmen in Recitativen und Arien, ihre Betrachtungen und Empfindungen aussprechen zu lassen, wie sie sich eben durch das Evangelium angeregt findet.

Die Recitation des Evangelisten ist eine der schwierigsten Aufgaben für den Sänger. Neben dem Erforderniß einer umfangsreichen, kräftigen und aller Schattirungen des Ausdrucks fähigen gewandten Stimme, mit leicht ansprechender wohllautender Höhe, bedarf er noch vor Allem einer großen Reinheit der Intonation, basirt auf harmonische Kenntniß; großer Sicherheit und Gewandtheit in der Aussprache der Textworte; Durchdringung des Sinnes und Geistes dieser Worte, und ihrer größeren Belebung mittelst verschiedener Tonfärbung. Daneben schließt der Vortrag alle und jede Extase aus; Ruhe und Würde bleiben unausgesetzt dessen Grundbedingungen und mit und in ihnen ist der Gefühlsausdruck einzelner Stellen dennoch bis zur höchsten Eindringlichkeit zu steigern. Ja dieser Ausdruck darf dem ganzen Vortrage, soll er seine Absicht erreichen, nie fehlen; eine daraus hervorleuchtende Wärme soll stets bezeugen, der Textes-Inhalt stehe unter völliger Herrschaft des Sängers, er sei ganz und gar in Fleisch und Blut in ihm übergegangen; denn er verkündet das Evangelium aus der Fülle und Ueberzeugung seines unmittelbar davon ergriffenen Herzens und Gemüthes. Jeder deklamatorische Pomp muß ihm ferne gehalten, jede Annäherung an dramatische Recitation abgewiesen bleiben.

Was den musikalischen Charakter der Gesangspartie des Heilandes betrifft, so sagt von ihr Mosewius: Ganz abgesehen von der schwierigen technischen Aufgabe in Beziehung auf Reinheit der Intonation in den verwickelten Harmonieen und deren in ihrer gegenseitigen Fortschreitung oft schwer aufzufassenden Intervallen, wie auf die rhythmischen Elemente, liegt die Hauptschwierigkeit für den Sänger doch in der Haltung des Charakters; auch die geringste Abweichung von dem Bilde Christi vernichtet nicht nur den beabsichtigten Eindruck, sondern wirkt sogleich störend und den Hörer verletzend. Der Sänger muß alle, selten in einem und demselben Individuum vereinigt anzutreffenden, Vorzüge eines guten Sängers besitzen, wenn er der Aufgabe genügen soll. Der Mangel, ja nur die unvollkommene Ausbildung einer einzelnen Eigenschaft wird sich immer an einzelnen Stellen bemerkbar machen, wie sehr auch andere dagegen gelingen mögen, und das Bild unvollendet lassen. — Er soll die Hoheit, Würde und

Majestät des Erlösers, den Gott-Menschen in jedem Worte durchblicken lassen, und dabei Sanftmuth und Milde des Sprechenden nicht aus den Augen verlieren. Jenes ohne rhetorischen Pathos, dieses ohne den Anklang von Sentimentalität und Weichlichkeit. Er soll menschliches Leiden, ja Klagen, Schmerz und Verzagen ausdrücken, ohne dabei an menschliche Schwäche zu erinnern; immer muß die endliche Siegesmacht der göttlichen Natur durchblicken. — Die ernste Warnung, die festbestimmende Verkündigung, die Androhung der Strafe, alles soll kräftig und doch leidenschaftslos, eindringlich mit innerer Wahrheit und doch mild zugleich ausgesprochen werden. Welches Eingehen auf jedes besondere Einzelne und tiefes Verständniß muß hier vorausgehen, welch eine Herrschaft über Sprache und Ton ist dazu erforderlich, um darin das rechte Maß zu treffen und zu halten und dennoch Phantasie und Gefühl gleichmäßig frei walten zu lassen.

Die Reden Christi hat Bach durch eine Begleitung von Streich-Instrumenten schon vor allen andern hervorgehoben, welche nur den einfachen Baß neben sich haben. Diese Begleitung besteht größtentheils in breit austönenden Akkorden, deren hochliegende Oberstimme gleichsam wie ein Heiligenschein hervortritt, die Reden des Herrn umschließt und ihren Eintritt meistens vorher verkündet. — Nur in wenigen Stellen übernimmt die Begleitung erklärende Figuration.

Als charakteristische Persönlichkeiten treten ferner noch Judas, Petrus, der Hohepriester, Pilatus, die beiden Zeugen und die beiden Mägde hervor. Denselben gegenüber stehen die Jünger, die Priester, die Volkshaufen, welche gleich im ersten Doppelchor in ihrer Stimmung trefflich gezeichnet sind. Die christliche Gemeinde ist nun der Leidensgeschichte Jesu mit dem Eindruck, welchen dieselbe hervorbringt, gegenübergestellt als ideale Gemeinde. Strophen allgemein bekannter Lieder in allgemein bekannten Melodieen schließen sich an geeigneten Stellen der Erzählung aus der Gemeinde heraus, theils in Betrachtung, theils im Ausdrucke des durch diese angeregten Gefühls, an.

Wir müssen es uns versagen, auch hier näher in das Einzelne, den Charakter der Chöre und anderen Gesangstücke einzugehen, und lassen noch das Schlußwort folgen, mit welchem Mosewius auf das Werk zurückblickt: Ueberschauen wir nochmals im Fluge, was es uns darbietet, so finden wir nach einem großen Einleitungschore die Recitation des Evangeliums Matthaei, wörtlich, wie es im 26. und 27. Kapitel desselben enthalten ist. Die Recitation in Tönen ist nicht nur trefflich deklamirt, der Sinn tonisch und harmonisch, wo er dessen bedarf, näher angedeutet und hervorgehoben, sondern wo es erforderlich ist, tritt auch der Ausdruck der Empfindung hervor und die Stellen werden deklamatorisch lyrisch. So wird mittelst der tonischen Behandlung das Evangelium in sich selbst und durch sich selbst erklärt und ausgelegt. — Die in dem Evangelium als selbstredend eingeführten Personen treten in Bachs Darstellung als Individuen hervor; sie sind musikalisch nach ihren Eigenthümlichkeiten haarscharf von einander unterschieden und charakterisirt. Zuerst Christus, dessen Reden vorzugsweise von Instrumenten in getragenen Tönen begleitet werden, gewissermaßen ein Heiligenschein, der ihn umgiebt, bis er als Mensch dem Tode unterliegt, in welchem letzten Augenblicke dieser Heiligenschein erloschen ist. — Wir finden den verrätherischen, rohen Judas, den eifrigen, selbstvertrauenden, schwachen Petrus; den Hohenpriester mit seiner Priesterschaar, eifernd, stolz und rachebrütend, nach Umständen jedoch auch behutsam und vorsichtig. Pilatus mitleidig und menschenfreundlich; die beiden Mägde natürlich, wie sie im Volke getroffen werden; die Jünger erkannten wir im Gefolge Christi sanft und mild, das Volk lenksam und wetterwendisch, zu jedem Ausschreiten befähigt; wir erkannten seinen Hang zum Uebergreifen, sahen seinen Zorn, seine Rachgier, seinen Hohn, seine Mordlust wachsend bis zur Sättigung entwickelt. Dazwischen die Gemeine der Gläubigen mit eigenen, den Anhängern Christi entströmenden Betrachtungen in Darlegung ihrer Theilnahme als Zuschauer der Handlung und als selbst betheiligt dabei. Wir folgten jedem Ausdrucke der Empfindung, welche sie in ihre Betrachtungen und daraus entsprossene lyrische Ergüsse legt. — Und alles dieses von musikalischer Seite betrachtet, so eigenthümlich, so charakteristisch, so wahr, so schön und tiefergreifend aus voller, erwärmter Brust hervorquellend. Schauen wir in das Ganze hinein und auf Einzelnes; so müssen wir zugestehen, daß die Recitation des Evangeliums durch keine irgendwo zu findende musikalische Recitation übertroffen wird, ja daß sie selten, am allerwenigsten in so großem Umfange erreicht worden ist. Die eigenthümlichen begleitenden Recitationen der Einzelstimmen stehen ohne Beispiel einzig da. — Die lyrische Schönheit der Arien, ihr charakteristischer Gehalt, ihr tiefer und wahrer Ausdruck sind niemals übertroffen und um so weniger, als Alles lediglich aus der reinen Form der zusammengestellten Töne hervorgeht und zu ihrem Eindrucke keine äußeren Tonmittel verwendet, außer einem ganz allgemeinen Colorit durch die stete selbständige Begleitung. — Sehen wir auf die Wahrheit der Darstellung in der Handlung mittelst der eingreifenden Chöre, so finden wir vor Bach nichts Aehnliches, und nach ihm gilt Gluck für den Erfinder solcher wahren Darstellung ganzer Scenen durch die Musik. — Das ganze Evangelium ist nun noch von vier Seiten in kostbare Rahmen eingeschlossen, deren jeder einzelne an sich bedeutend werthvoll und großartig ist. — Wohin wir blicken, finden wir Schönes, Großes, Originelles und in einer unübertrefflichen Wahrheit des Ausdruckes nach dem Maße der zum Grunde liegenden Aufgabe. — Welche Fülle von Reichthum bietet uns die Technik dar, so in der Stimmführung, wie in der Harmonie. Man würde das heute Erfindung nennen; ich habe mich schon darüber ausgesprochen; Bach hat nichts erfunden, er hat aus dem Schatze eines Besitzthumes immer, wenn er es bedurfte, Herrliches und Großes für den Ausdruck dessen, was er schaute, dachte und fühlte, ergriffen, und aus dem unerschöpflichen Born seiner in steter Ursprünglichkeit quellenden Tonbilder hat ihm der Genius stets das Rechte zugeführt.

Aus der Gemäldeausstellung in Bremen.

Wir haben in unserm heutigen Bericht über die Gemäldeausstellung zunächst noch zwei hervorragende Landschaften, unter den vor kurzem erst angelangten, zu erwähnen: „Der Strand von Scheveningen“ von Karl Hübner ist ein großartiges, in Composition, Farbe und Zeichnung meisterhaftes Bild, das sich den besten unsrer diesjährigen Ausstellung an die Seite stellt. — Die sehr hübsche „Flußansicht bei Mondbeleuchtung“ von Adloff ist, wenn wir nicht irren, dieselbe, welche vor zwei Jahren hier ausgestellt wurde, oder wenigstens dieser sehr ähnlich; jedenfalls erblicken wir sie mit Vergnügen, da man Adloffs Bilder nie zu oft und zu viel sieht.

Im Fache des Genre ist, wie uns scheinen will, die sogenannte Gemüthlichkeit diesmal noch stärker vertreten als sonst; schade nur, daß von allen diesen Vater- und Mutterfreuden, diesen ungezogenen Kindern und schmollenden Liebespaaren so wenige unsre Sympathie erwecken können. Wohl läßt sich manchen dieser Bilder eine recht achtungswerthe Technik nicht absprechen, aber es wirkt nicht absolut jedes Motiv aus der Kinderstube rührend, nicht jeder tölpische Bauernbursche komisch, und alle die hübschen Aeußerlichkeiten und Einzelheiten helfen nichts, wenn das belebende Moment fehlt.

Zu den wenigen Bildern, auf welche dieser Vorwurf nicht paßt, gehört, zu unserm Leidwesen, diesmal vor allen das eines Fremden. „Die kleine Frostige“ von Guillemin in Paris ist von so ergreifend tragischem Ausdruck, in Farbe und Zeichnung so lebenswahr, so bis ins kleinste Detail meisterhaft behandelt, daß uns bei dem Anblick dieser verkümmerten Gestalt, an dem spärlichen Heerdfeuer, in der armen öden Hütte, wahrhaft weh ums Herz wird. —

Ein Bild von gesuchterem, immerhin aber gelungenem Effekt ist „Der Miethtermin“, von Trayer: eine kleine Grisette, welche, mitten unter ihren zum Ausziehen gepackten Habseligkeiten mit trübem Blick auf ihre allzugeringe Baarschaft sieht, anscheinend nachsinnend, ob sich von dem bunten Tand etwas verwerthen ließe. — Von den beiden Bildern von H. Rustige fesselt „eine Künstlerin“, trotz nicht in allen Einzelheiten gleichmäßig gelungener Behandlung, durch den rührenden Ausdruck in dem Gesicht der kleinen Straßenvirtuosin, während in dem Bilde „Die Schmollenden“ die Ausführung im allgemeinen eine gelungenere und besonders die Figur des Mannes mit Glück hingestellt ist. Unter den verschiedenen „glücklichen Müttern“ möchten wir die von J. Bergmann als besonders ansprechend bezeichnen, desgleichen eine „häusliche Scene“ von Hermann Bethke. Karl Hübners „Geburtstag“ und „Des Pfarrers Geburtstag“, beide etwas nüchtern, lassen zwar nicht den Künstler verkennen, von dem uns früher bedeutendere Bilder erfreuten, treten aber diesmal gegen seinen Strand von Scheveningen weit in den Schatten. — Während in allen den genannten Bildern, auch in denen, welche einen Anflug von Humor zeigen, vorwiegend dem Gemüth Rechnung getragen wird, tritt in Peter Baumgärtners „sieben Schwaben in der Schmiede“ eine frische und gesunde Komik, in trefflicher Darstellung, (gelungener noch in der Zeichnung als in dem etwas zu schwärzlichen Colorit), zu Tage. Auf die hübschen Einzelheiten in diesem ergötzlichen Schwabenstückchen hinzuweisen dürfte überflüssig sein, da die Vorliebe des Publikums sich ihm schon in verdienter Weise zugewendet hat. — Minder derb tritt der Humor in dem geistvoll behandelten Bilde von G. M. Webb „Beute-Theilung“ auf, in dem besonders sprechend und charakteristisch die Miene ist, mit welcher der stämmige Kriegsmann das ihm als Antheil dargebotene Kreuz betrachtet. — Ein Genrebild von ganz anderm Charakter als die beiden vorgenannten ist Professor Camphausens „Parforce-Jagd“: leicht, keck, brillant; in Zeichnung und Farbe, wie wir die Bilder dieses Meisters kennen, sind Menschen, Thiere und Landschaft mit gleicher Virtuosität behandelt, und wir lassen uns das etwas zu Bunte und Unruhige der Composition dem prächtigen Roccocostil zu Liebe gern gefallen. — Gleichfalls in Roccocokostüm erscheinen die geschickt und lebendig geordneten Figuren auf dem „ländlichen Fest“ von H. J. C. ten Kate, welche aber, wenn sie an Watteau erinnern sollen, dies nicht zu ihrem Vortheil thun. W. Hahns „Mecklenburg-Strelitzer Brautfahrt“, ein Bild von großem Umfang und vielen Figuren, erscheint im Ganzen als eine glückliche, durch Frische und Lebendigkeit anziehende Composition, wenn auch die Einzelheiten derselben nicht alle gleich gelungen zu nennen sind; als den entschieden schwächsten Theil des Bildes betrachten wir die sich bäumenden Vorderpferde und die Gruppirung der verschiedenen Personen in der Nähe derselben, von denen uns nur die Haltung des den scheuenden Thieren in die Zügel fallenden Mannes naturgemäß erscheint.

Sehr effektvoll in Zeichnung und Farbe ist „Das Judenquartier in Amsterdam“ von C. F. Philippeau, mit vielen charakteristischen Figuren, welche, wenn auch zum Theil nur skizzenhaft behandelt, die Hand des Meisters nicht verkennen lassen. Diesem verwandt, aber weniger reich in der Farbe erscheint Alois Schönn in seiner „Zigeuner-Familie.“ In J. Hoegg lernen wir einen talentvollen Schüler Jordans kennen: „Der unterrichtende Knabe“, der seinen Staaren im Käfig ein Lied vorpfeift, welches er, eben aus der Schule kommend, wahrscheinlich noch frisch im Gedächtniß hat, steht in echt knabenhafter Naturwüchsigkeit da; in hübschen Einzelheiten erinnert er an Jordans liebenswürdigen Humor, und wir bedauern nur, daß die auf dem Rücken liegende Hand des derben Jungen nicht ebenso gelungen ist wie seine Beine. — Recht ergötzlich ist in Hermann Kretzschmars „Der schwarze Mann kommt“ der verschiedene Eindruck dargestellt, den das Erscheinen des Schornsteinfegers auf drei Kinder verschiedenen Alters macht. — „Der bestrafte Näscher“ von Hanno Rhomberg giebt Veranlassung zu einer hübschen Schulscene, an Dickens'sche Schilderungen erinnernd, während der Humor in Bildern wie S. R. Zimmermanns „Soldatenspielende Kinder“ und Johann Kirners „Toilette eines Eisenbahnwächters am Kirchweihtage“ uns für eine Verarbeitung mit Oelfarben zu matt erscheint. — Auch in dem, übrigens wohl ausgeführten „Genrebild“ von C. Hoff in Düsseldorf beschränkt sich der Humor auf den neuen Aermel an dem verblichenen Kleide der musicirenden Dame, deren Gesicht, in den Fleischpartieen zu flach, nicht so gelungen ist als das ihres Lehrers. — In dem „Musikunterricht“ von Konrad Hoff in München sind weniger die beiden Figuren als das hübsch behandelte Interieur bemerkenswerth. — Ein gleiches, in dem warmen reichen Farbenton seiner schon erwähnten Landschaft, zeigt uns B. Mohrhagens „Leinenschrank“, während ein anderes hübsches Genrebildchen desselben Künstlers „die wichtige Frage“ in kaltem Tageslicht gehalten ist. — In D'Unkers, anscheinend eines Schülers von Tidemand, sorgfältig ausgeführter „Würtembergischer Küche“ ist die alte Frau vorzüglich gelungen. — Merle's „Interieur“ aus der Bretagne bietet nur eine gut gemachte Studie. — Außerordentlich ansprechend und hübsch sind Ludwig Neustätter's „horchende Mädchen“: ein paar allerliebste Geschöpfe, leicht, elegant und voll Grazie dastehend, erinnern sie an die anmuthigen Gestalten Metzu's und Kaspar Netscher's und lassen uns nur bedauern, daß die harmonische Wirkung ihrer Erscheinung durch die allzu lebhafte blaue Farbe beeinträchtigt wird, welche der Maler (unbegreiflich, bei so viel gutem Geschmack) dem Kleide des einen seiner hübschen Kinder gegeben hat. — „Der Unterricht der Mutter“ von A. Siegert, in demselben Genre gehalten, ist, wenn wir nicht irren, schon auf einer früheren Ausstellung hier gesehen. — Von dem Bilde „Der Blumenstrauß“ von Willems müssen wir offen gestehen, daß uns das Verständniß für seinen hohen Werth (6000 Frcs.) bis jetzt noch nicht aufgegangen ist; es bleibt uns unklar, ob die Figur der Straußwinderin stehend oder sitzend gedacht ist, ob ihr Gesicht Irrsinn oder Heiterkeit ausdrücken soll, und wenngleich wir dem trefflich gemalten Atlaskleide alle Anerkennung zollen, so scheint es doch nicht recht zu dem einfachen Busentuche und der großen weißen Schürze zu passen. — Die von H. Bohn mit vieler Leichtigkeit und nicht ohne Grazie aufgefaßten Figuren moderner junger Leute in modernster Toilette, „Abend im Freien“ und „Mittagsruhe auf einer Landpartie“, würden sich vielleicht in einem Skizzenbuche ganz gut ausnehmen, erscheinen aber unschön in ihrer gegenwärtigen unleidlichen Färbung. — Sehr kräftig und schön behandelt ist ein „italiänisches Genrebild“ von J. Fay; Herlins „Zwei Mädchen mit Amor im Walde“ sind als eine hübsche Farbenskizze zu betrachten. „Waldtäubchen“ und „Fischermädchen“ von Professor E. Steinbrück, ein paar anmuthige Gestalten, aber alles realistischen Elements entbehrend, erscheinen eher als hübsche Illustrationen zu einem Mährchen, denn als der Wirklichkeit entnommene Bauernmädchen. Den ärgsten Gegensatz zu diesen Idealfiguren geben wohl die beiden Negerbilder von Otto Grashof, welche, als anziehende Aushängeschilder etwa den Inhabern von Apotheken oder Gewürzläden zu empfehlen sein dürften.

Unter den Darstellungen, die, aus dem Fache des Genre heraustretend, Porträtfiguren oder Darstellungen aus der Poesie behandeln, sind uns mehrere von namhaften Künstlern zu Theil geworden, die wir aber eben nur in Rücksicht auf die Namen ihrer Urheber zu erwähnen uns verpflichtet fühlen; so Professor Ed. Steinle's „Thürmer“, dessen sonderbar schwebende Stellung auf die Ausführung eines Seiltänzerkunststücks schließen läßt; so Professor Julius Hübner's „Glaube, Liebe, Hoffnung“, drei Porträtköpfe, wie wir sie oft genug am Theetisch zu sehen bekommen, aber weitaus zu mattherzig für die Versinnlichung christlicher Cardinaltugenden. — Auch „Eine Büßende“ von Ed. Magnus entspricht nicht dem Ruf ihres Meisters, weder in der Behandlung des Fleisches,

das, in den Mitteltönen zu schwärzlich gehalten, gar keine Lokalfarbe zeigt, noch in dem allerdings hübschen Gesicht, dem es aber an Innerlichkeit des Ausdrucks mangelt. — Grade in dieser Beziehung dürfte ein Vergleich mit einer andern Büßerin, von einer Bremischen Künstlerin, nicht zum Nachtheil der letzteren ausfallen: Amalie Murtfeldt hat in ihrer „Laurence“ (nach Lamartine's „Jocelyn“) mit ergreifender Wahrheit den tiefen unheilbaren Seelenschmerz des Weibes auszudrücken verstanden, das über dem Suchen nach dem entschwundenen Liebesglück sich selbst verloren hat. Das Motto, welches, der Beichte der sterbenden Laurence entnommen, hier nur im allgemeinen den Gesichtsausdruck des, in warmem tiefen Farbenton gehaltenen Bildes commentiren kann, wäre unseres Erachtens noch passender in den Worten, welche Jocelyn in der Kirche über sie hört: „On dit, qu'en désespoir elle a vendu son âme“ gewählt worden. — Einen Gegenstand heiterer Art, wahrscheinlich auch einer französischen Dichtung entnommen, bietet uns J. J. Eeckhout in „la rosière de Salency“, einem geistvollen graciösen Bilde, das in seiner vorzüglichen Ausführung an die trefflichen Werke alter Meister erinnert. — Mit bei weitem weniger Glück, freilich auch mit geringerem Talent, als die Vorwürfe französischer Poesie, sind leider einige Gestalten deutscher Dichtungen behandelt worden: Ueber die Nätherinnen-Sentimentalität in Konrad Hitz's „Goldschmieds Töchterlein“, dessen Gewand beiläufig gesagt nicht gut befestigt zu sein scheint, können wir leicht hinwegsehen, dagegen möchten wir Herrn Muttenthaler ernstlich zu bedenken geben, daß eine Nacktheit wie die, in welcher es ihm beliebt hat seine „Loreley“ darzustellen, nur gerechtfertigt werden kann durch die vollendetste Schönheit der Formen, durch die höchste Weihe der Kunst. — In großer Gunst bei einem nicht kleinen Theil des Publikums scheint L. Blanc's „Rothkäppchen“ zu stehen; ob es ihm aber gelingen dürfte, sich in derselben dauernd zu behaupten, ist eine Frage, die wir nicht unbedingt bejahen möchten; denn während an dem Bilde eine gewisse Naivetät der Haltung und des Ausdrucks rühmend anerkannt werden muß, läßt sich nicht läugnen, daß der unwahre, aus einer Mischung von Roth und Weiß hervorgebrachte, Fleischton von übelster Wirkung ist; auch lassen Hände und Arme viel zu wünschen übrig. Zu bedauern ist, daß der Künstler nicht durch Ausstellung einiger Porträts uns Gelegenheit geboten hat, ihn in seinem eigentlichen Fache, in dem er sich großer Beliebtheit erfreut, zu sehen. — Als bloße Porträtfiguren haben wir noch hervorzuheben einen, besonders durch sprechenden Ausdruck sich auszeichnenden „Studienkopf“ von Otto Patzig, einen „Banditen“ von Henri Bource und zwei Porträts einer „jungen Frau“ aus Neapel von Josef Coomans, in welchen wir, ebenso wie in seinem kleinen Figurenbild „Die Erwartung“, nach dem kalten bläulichen Ton des Hintergrundes, wie überhaupt nach der ganzen Behandlung des Colorits, nicht den Meister der Farbe erkannt haben würden, als welchen sich Coomans in seinem großen „Fest der Philister“ zeigt. Indem wir die Besprechung dieser großartigen Composition auf unsern nächsten Bericht verschieben, schließen wir den heutigen mit der Erwähnung einiger Bilder, die ohne künstlerischen Werth, aber ausgestattet mit lebhaften Farben, höchstens mit einem glücklichen Gesichtsausdruck, die Augen des großen Publikums auf sich ziehen und leider nur dazu dienen, den Geschmack desselben zu verderben: „Betende Römerin“ von Mathilde Bulle, „Mutterliebe“ (doppelt „reizend“, da sie Zwillinge umfaßt) von Otto Cornill, „strickendes Mädchen an einem Fenster“ von August von der Embde, gehören in die Zahl dieser Bilder, die wir leicht über ein Dutzend hinausführen könnten.

Feuilleton.

—* Unter dem Titel „Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung“ hat die Verlagshandlung von Brockhaus in Leipzig schon vor mehreren Jahren ein Unternehmen ins Leben gerufen, das, für die weitesten Schichten des deutschen Volkes bestimmt, den Zweck hat: in einer Reihe trefflicher Volksschriften, von den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands verfaßt, in unterhaltender Form Belehrungen aus dem Gesammtgebiete des Wissens auf seiner jetzigen Entwickelungsstufe und den Bedürfnissen der Gegenwart gemäß zu gewähren. Dieses Werk erschien zunächst in einzelnen Bändchen, wovon jedes eine selbständige Schrift enthielt. Von der Kritik wurde es auf das günstigste aufgenommen und allgemein als ein Werk bezeichnet, das sich den besten populären Sammelwerken ähnlicher Art in England würdig an die Seite setzen dürfte, weßhalb es besonders Schulen, Volksschriftenvereinen, Dorf- und Stadtbibliotheken sowie allen, die ernste Lectüre in allgemein verständlicher Form lieben, angelegentlich empfohlen wurde. Die Verlagshandlung hat sich jetzt entschlossen, von diesem Werke eine neue Ausgabe in neun Theilen zu veranstalten, wovon aller zwei bis drei Monate ein Theil erscheinen wird. Jeder Theil enthält drei selbständige Schriften des verschiedenartigsten Inhalts. Um die weiteste Verbreitung des Werks zu ermöglichen, ist der Preis dieser neuen Ausgabe noch billiger gestellt worden als bisher, nämlich auf nur 12 Ngr. für jeden der neun Theile. Es ist dadurch den weitesten Kreisen die Gelegenheit zur allmäligen Anschaffung trefflicher Schriften zu sehr billigem Preise gegeben.

—* Wie wir hören, wird die „Deutsche Zeitung“, welche kurz vor 1848 entstand und einige Jahre hindurch eine hervorragende Stelle in der deutschen Journalistik einnahm, von Neuem erstehen. Die ursprünglichen Gründer des Blattes, Gervinus und Häusser, werden auch das neue Unternehmen leiten.

—* In den „Grenzboten“ wird ein in der Stadtbibliothek zu Elbing abschriftlich befindlicher Brief abgedruckt, in welchem Gottsched eine Unterredung schildert, die er sechs Tage vor der Schlacht bei Roßbach mit Friedrich dem Großen hatte. In jenem Briefe findet sich folgende Stelle: „Da der König die dramatischen Poesieen tadelte, sagte ich, es wäre kein Wunder, daß es ihnen nicht besser gelinge, es gäbe so wenig Terentze, die das Glück hätten, von Scipionen getadelt und gebessert zu werden. Als wir auf den Horatz kamen, dergleichen jetzo nicht wären, sagte ich, es fähle in Deutschland an einem August. Vous en avez un, versetzte er. (August von Sachsen.) Mais il manque d'un Mecène, erwiederte ich. En cela, war seine Antwort, vous avez raison. Als ich sagte, daß die deutschen Dichter nicht Aufmunterung genug hätten, weil der Adel und die Höfe zu viel französisch und zu wenig deutsch verstünden, alles deutsche recht zu schätzen und einzusehen, sagte Er: Das ist wahr, denn ich habe von Jugend auf kein deutsch Buch gelesen und ich rede es sehr schlecht (je parle comme un cocher); jetzo aber bin ich ein alter Kerl von 46 Jahren und habe keine Zeit mehr dazu.“

—* Von dem Unglück, welches der „Prometheus“ von Liszt in Wien hatte, ist berichtet worden. Den in Wien erscheinenden „Recensionen“ entlehnen wir noch folgende Bemerkungen: Die energische Demonstration der Musikvereins-Abonnenten gegen die „Zukunftsmusik“ ist allgemein mit freudiger Zustimmung begrüßt worden und hat durch die Kritik einen weitreichenden Nachhall gefunden. Der Referent der „Presse“ protestirt gegen Liszl's „Compositionslust.“ „Wie alle größeren Werke Liszl's“ — setzt er hinzu — „ist auch der „Prometheus“ eine Allianz der betrübtesten Erfindungslosigkeit mit aufreibendem Raffinement.“ — Im Referat der „Oesterreichischen Zeitung“ lesen wir: „Als Kunstwerke können alle diese wilden Eruptionen gar nicht in Betracht kommen, da ihnen jede Eigenschaft eines solchen fehlt; der einzige Standpunkt, von welchem aus man ein gewisses Interesse an ihnen nehmen kann, ist der pathologische, von jedem anderen betrachtet, wirken sie nur einerseits empörend, andererseits komisch.“ . . . „Liszl, der im Allgemeinen mit so reichen Geisteskräften und einem so merkwürdigen Reproduktionsvermögen ausgestattete Künstler, ist zugleich eine völlig unproduktive Natur, die nur durch den Dämon der innern Unbefriedigtheit und des ruhelosen Ehrgeizes zur Produktion aufgestachelt wird.“

—* Bremen, 23. März. Vor einigen Tagen ist Herr Professor Robert Griepenkerl aus Braunschweig hier eingetroffen und wird einen kurzen Aufenthalt benutzen, um sein neuestes Drama, „auf der hohen Rast“, öffentlich vorzulesen. Die Freunde der Kunst, welche an dem Verfasser des „Robespierre“ und dem Vorleser dramatischer Werke lebhaftes Interesse nehmen, werden erfreut sein, den Dichter nun auf einem ganz andern Felde sich bewegen zu sehen. Das Schauspiel, welches Herr Professor Griepenkerl zu lesen gedenkt, ist im vorigen Jahr auf den Bühnen von Berlin und Hannover aufgeführt worden. Die Vorlesung ist auf den 26. März angesetzt. — Am 25. beginnt Herr Dawison einen größeren Cyclus von Gastrollen auf unserer Bühne mit dem Mephistopheles.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 14. Bremen, 1. April. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm.

Von R. Hoyer.

Als im Jahre 1837 vom König Ernst August von Hannover die Gebrüder Grimm, weil sie ihren Eid nicht wollten fahren lassen, ihrer Aemter entsetzt wurden, machte ihnen die Weidmannsche Buchhandlung den Antrag, ein neues großes Wörterbuch der deutschen Sprache abzufassen. Sie übernahmen den dargebotenen Antrag willigen und beherzten Entschlusses. „Warum sollte ich bergen, daß ich diese Arbeit entschieden von mir gewiesen hätte, wenn unangetastet ich an der Göttinger Stelle geblieben wäre?“ bemerkt Jakob Grimm im Vorworte zum Wörterbuch. So hängt diese wissenschaftliche Unternehmung von einem äußeren Anlasse im Leben der beiden Männer ab. Wie weit sie aber mit ihrem Leben im innern Zusammenhange stehe, darüber einigen Aufschluß zu erhalten, ist für sich schon anziehend, zur gerechten Beurtheilung der Leistungen beider Brüder aber auch nothwendig. Denn, was der einzelne Mensch geistig vermag, ist durch seinen Entwickelungsgang, durch die zur Zeit seiner Bildung herrschenden Richtungen, durch äußere und innere Einflüsse auf sein besonderes Dasein bedingt und getragen!

Das Leben beider Brüder findet sich in Justi's Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstler-Geschichte, welche bis zum Jahre 1830 reicht, von ihnen selbst beschrieben. Einzelnes ist auch in Jakob Grimms kleiner Schrift über seine Entlassung und im Vorwort zum Wörterbuche angegeben. Ich habe mich an jene Beschreibungen fast wörtlich gehalten. Zu Hanau wurde Jakob Grimm am 4. Januar 1785, Wilhelm am 24. Februar 1786 geboren. Die kaum fünf und sechsjährigen Brüder sehen wir schon Hand in Hand zu einem französischen Sprachlehrer gehen. Zwei Wege waren es aber besonders, die sie gemeinschaftlich ein paar Mal in der Woche zu bestimmten Tagen machten; der eine zu der Schwester des Vaters, einer kinderlosen Wittwe, die in ihrer Nähe wohnte; der andere zu den Eltern der Mutter. Der Großvater, Kanzleirath Zimmer, schon damals hoch bejahrt, lebte im Ruhestand. Er war um die Person des Landgrafen Wilhelm VIII. gewesen, als der siebenjährige Krieg diesen Fürsten nöthigte, sein Land zu verlassen, und eine gleichmäßige Freundlichkeit, Milde und Nachsicht war ihm wohl aus dieser Stellung eigen geworden.

Als Jakob ungefähr sechs Jahre alt war, wurde der Vater zum Amtmann nach Steinau an der Straße, seinem Geburtsorte, ernannt. Der Großvater, wenn die Brüder späterhin ihn von Steinau aus besuchten, setzte sich oft stundenlang zu ihnen, legte seine zitternden Hände auf den Tisch und sah zu, wie sie aus Niebuhrs arabischer Reise die Kupfer kopirten. Bis zu seinem Ende, als er die Feder nur noch mit Mühe halten und nur noch mit großer Anstrengung schreiben konnte, ertheilte er den Brüdern in Briefen die liebreichsten Lehren. Er starb in einem Alter von fast neunzig Jahren; bis zuletzt war er noch in vollem Besitze seiner Geisteskräfte, die Großmutter war ihm, doch auch schon sehr bejahrt, vorangegangen. Beide hatten die Brüder mit jener großen Zärtlichkeit, die Enkeln gewöhnlich zu Theil wird, behandelt.

Des Vaters Schwester war eine anständige wohlmeinende, aber ernste Frau, die den Knaben den ersten Unterricht gab und einen großen Einfluß ausübte, da ihre Autorität unbedingt galt. Sie hing mit großer Liebe an ihrem Bruder, den sie als ältere Schwester in der Jugend gepflegt hatte, und als dieser zum Justizamtmann in Steinau ernannt wurde, verkaufte sie ihr Haus in Hanau und zog mit dorthin. Sie hatte eine Vorliebe für Jakob ohne minder theilnehmend für seine übrigen fünf Geschwister zu sein, wozu vielleicht die frühe Aeußerung natürlicher Anlagen beigetragen hat. Die Mutter erzählte wenigstens, er habe schon lesen können, bevor andere Kinder anfangen zu lernen, und eine ganze Gesellschaft so sehr in Verwunderung gesetzt, daß alle sich hätten überzeugen wollen, ob er wirklich aus einem Buche ablese.

In der wiesenreichen mit schönen Bergen umkränzten Gegend von Steinau stehen die lebhaftesten Erinnerungen beider Brüder. Oft gingen sie zusammen in den Wiesenthälern und auf den Anhöhen umher, der Sinn für Natur wurde auf diese Weise genährt und begünstigt. Noch weiß ich, sagt Wilhelm Grimm, nichts, was so sicher die friedliche Stimmung der Seele, in welcher alles Glück beruht, hervorruft, als ein einsamer Spaziergang, wo kein Gespräch und Unterhaltung uns an die Bemühungen des Lebens erinnert und wir die Natur frei auf unsere Gedanken wirken lassen; ungesucht und unerwartet ist mir hier oft das Beste eingefallen.

Aber allzufrüh schon, am 10. Januar 1796, starb der Vater. Er war ein höchst arbeitsamer, ordentlicher, liebevoller Mann. Noch vor dem zehnten Jahre hatte er Jakob allerlei Definitionen und Regeln aus dem corpus juris eingeprägt. Er hatte auch wohl zum dereinstigen Gebrauch seiner Kinder aus seiner Praxis merkwürdige Fälle mit sauberer Hand aufgeschrieben. Die Geschwister wurden alle, ohne daß viel davon die Rede war, aber durch That und Beispiel streng reformirt erzogen, Lutheraner pflegten sie wie fremde Menschen, mit denen sie nicht recht vertraut umgehen dürften, anzusehen, und von Katholiken, die aus dem eine Stunde weit entlegenen Saalmünster oft durchreis'ten, gemeiniglich aber schon an ihrer bunteren Tracht zu erkennen waren, machten sie wohl sich scheue seltsame Begriffe. Und noch jetzt ist mir, sagt Jakob Grimm, als wenn ich nur in einer ganz einfachen, nach reformirter Weise eingerichteten Kirche recht von Grund andächtig sein könnte; so fest hängt sich aller Glaube an die ersten Eindrücke der Kindheit, die Phantasie weiß aber auch leere und schmucklose Räume auszustatten und zu beleben. Liebe zum Vaterlande war den Brüdern, sie wußten nicht wie, tief eingeprägt, denn gesprochen wurde eben auch nicht davon,

aber es kam bei den Eltern nie etwas vor, aus dem eine andere Gesinnung hervorgeleuchtet hätte. Die Kinder hielten ihren Fürsten für den besten, den es geben könnte, ihr Land für das gesegnetste unter allen; ein vierter Bruder malte als Kind auf der Landkarte alle hessischen Städte größer und alle hessischen Flüsse dicker.

Sonntags wenn die Brüder nach der Kirche mit der Mutter in feierlicher Stille an dem Schloßgarten hergingen, ließen vom viereckigen Schloßthurm die Posaunen einen Choral ertönen. In dieser Kirche hatte vor etwa achtzig Jahren der väterliche Großvater seine Antrittspredigt gehalten. Der Fußboden der Kirche war ganz mit Leichensteinen bedeckt. Auf dreien gerade vor dem Altar standen Namen der Grimm'schen Familie. Zwei Brüder des Vaters ruhten dort. Ueber beiden zwischen dem Altar und der Kanzel lag die Großmutter, und so war der Großvater zwanzig Jahre lang über ihr Grab zur Kanzel geschritten. Er war siebenundvierzig Jahre an demselben Orte Prediger gewesen. Wie beneidenswerth schien Wilhelm dieses Loos: ein segensvolles Amt, Liebe und Achtung der Gemeinde, Muße zur Betrachtung und zum Nachsinnen und ein lebendiges und freudiges Gefühl des Daseins.

Die Mutter las gerne, der Grandison war ihr Lieblingsbuch, dessen verschlungene Begebenheiten und vielfällige Charaktere sie sehr wohl behalten hatte; manchmal bei recht heiterer Stimmung sagte sie den Kindern Stellen aus Gellerts beschämter Schäferin vor, worin sie als Kind eine Rolle gespielt hatte.

Die Knaben wurden bei einem Stadtpräceptor Zinkhan unterrichtet, von dem wenig zu lernen war außer Fleiß und strenger Aufmerksamkeit, aber aus dessen charakteristischem Benehmen ihnen eine Menge ergötzlicher Späße, Redensarten und Manieren zurückgeblieben sind. Bald wurde es aber nothwendig, auf eine gründlichere Unterweisung der Brüder Bedacht zu nehmen. Das Vermögen der Mutter war schmal, und sie hätte ihre sechs Kinder schwerlich auferziehen können, wenn nicht eine ihrer Schwestern, Henriette Philippine Zimmer, die bei der damaligen Landgräfin von Hessen erste Kammerfrau und von der reinsten aufopferndsten Liebe zur Familie beseelt war, sie treulich unterstützt hätte. Diese ließ beide Brüder nach Kassel kommen und in Kost geben, damit sie sich auf dem dortigen Lyceum ausbilden sollten.

Jakob, der von Jugend auf eine ungeduldige anhaltende Lernbegierde hatte, rückte schnell durch alle Klassen hinauf und war wohl fast immer ein Primus. Wie sah es aber auf der Anstalt aus? Der Vorsteher des Lyceums Professor Richter, ein gründlicher Philolog, wußte durch seinen herzlichen Unterricht alle Schüler zu gewinnen, aber die Last eines hohen Alters hatte ihn damals bereits allzusehr geschwächt. Der Conrector war ein hypochondrischer Mann, voll Laune, ungleich, und man sah ihm an, daß ihm das Lehren keine Freude machte. Ein niederer Lehrer hatte sich durch seine ungeschickte Methode traditionsmäßig um die Achtung der Schüler gebracht, seine Stunden vergingen in Unordnung ohne rechte Frucht. Bei dem dritten Lehrer, dem Collaborator Cäsar, ging es zwar ordentlicher zu, und es wurde gelernt, aber hingezogen fühlte Jakob sich doch nie zu seinem Unterrichte, was vielleicht mit davon herrührte, daß er ihn nach alter Sitte er anredete, während alle Schulkameraden aus der Stadt ein Sie bekamen. Es wurde viel Zeit mit Stunden über Geographie, Naturgeschichte, Anthropologie, Moral, Physik, Logik und Philosophie verthan und dem philologischen und historischen Unterricht, welche die Seele aller Jugenderziehung auf den Gymnasien sein müssen, abgebrochen.

Neben täglichen sechs Stunden auf dem Lyceum brachten beide Brüder noch wenigstens vier bis fünf Stunden täglich in Privatlehrstunden bei dem Pagenhofmeister Dietmar Stöhr zu, einem Manne, der, was ihm an tieferer Kenntniß abging, durch Freude am Unterricht, liebreiche Geduld und wahre Theilnahme an beiden Brüdern hinlänglich ersetzte. Im Ganzen hatte man ihnen doch zuviel aufgelastet; ein paar Freistunden hätten wohlgethan, sie hatten aber mit wenigen Leuten Umgang und verwendeten beinahe alle Muße, die ihnen noch von der Schularbeit übrig blieb, auf Zeichnen, worin sie es auch ohne Lehrer ziemlich weit brachten. Der Uebergang zu dieser sitzenden Lebensweise wirkte nachtheilig auf Wilhelms bisher so feste Gesundheit. Nach einem glücklich überstandenen Anfall des Scharlachfiebers fing er an über erschwerten Athem zu klagen, wozu sich bald Schmerzen in der Brust gesellten. Die Lehrstunden hatten dabei ihren Fortgang. Sammlungen mancherlei Art wurden angelegt, auch aus Büchern, welche die Brüder sich nicht kaufen konnten, Excerpte gemacht. Als die Zeit heranrückte, wo die Brüder die Universität beziehen sollten, war Wilhelm einem so heftigen Anfall von Asthma ausgesetzt, daß nur durch sehr starke Mittel die ganz nahe Gefahr abgewendet wurde. Er durfte nach dieser Krankheit ein halbes Jahr lang das Zimmer nicht verlassen, das Zeichnen war seine einzige Erholung, aber dazu ward ihm täglich nur eine kurze Zeit gestattet. Ich glaube, bemerkt Wilhelm Grimm, Krankheiten in diesem Lebensalter können bildend wirken: die Nächte, in denen man vergeblich auf Schlaf hofft, die Stunden, in welchen Beschäftigung untersagt oder unmöglich ist und welche der Selbstbetrachtung zufallen, führen schneller zum Bewußtsein und zur Erkenntniß unserer Natur als es bei ungestörter, soll ich sagen übermüthiger? Gesundheit der Fall sein mag! Im Frühjahr 1802, Wilhelm kränkelte um diese Zeit lange und gefährlich, bezog Jakob die Universität Marburg. Die Trennung von Wilhelm, mit dem er stets in einer Stube gewohnt und in einem Bett geschlafen hatte, ging ihm sehr nahe; allein es galt der geliebten Mutter, deren Vermögen fast zusammengeschmolzen war, durch eine zeitige Beendigung seiner Studien und den Erfolg einer gewünschten Anstellung einen Theil ihrer Sorge abnehmen und einen kleinen Theil der großen Liebe, die sie den Kindern mit der standhaftesten Selbstverläugnung bewies, ersetzen zu können.

Jura studierte Jakob hauptsächlich, weil sein seliger Vater ein Jurist gewesen war, und es die Mutter so am liebsten hatte. Zu Marburg mußte man eingeschränkt leben; es war beiden Brüdern, (im Frühjahr 1803 nach Jakobs, 1804 nach Wilhelms Angabe, hatte Jakob den Bruder nach Marburg abgeholt), aller Verheißungen ungeachtet, nie gelungen, die geringste Unterstützung zu erlangen, obgleich die Mutter die Wittwe eines Amtmannes war und fünf Söhne für den Staat großzog. Die fettesten Stipendien wurden daneben an Jakobs Schulkameraden von der Malsburg ausgetheilt, der zu dem vornehmen hessischen Adel gehörte und einmal der reichste Gutsbesitzer des Landes werden sollte. Doch hat es mich nie geschmerzt, bemerkt Jakob Grimm, vielmehr habe ich oft hernach das Glück und die Freiheit mäßiger Vermögensumstände empfunden. Dürftigkeit spornt zu Fleiß und Arbeit an, bewahrt vor mancher Zerstreuung und flößt einen nicht unedlen Stolz ein, den das Bewußtsein des Selbstverdienstes gegenüber dem, was andern Stand und Reichthum gewähren, aufrecht erhält. Ich möchte vieles von dem, was Deutsche überhaupt geleistet haben, gerade dem beilegen, daß sie kein reiches Volk sind. Sie arbeiten von unten herauf und brechen sich viele eigenthümliche Wege, während andere Völker mehr auf einer breiten gebahnten Heerstraße wandeln. — Beide Brüder hatten dieselbe Lehrer und hörten so ziemlich dieselben Collegien. Savignys Vorlesungen ergriffen sie auf das Gewaltigste und erlangten auf ihr ganzes Leben und Studiren den entschiedensten Einfluß. Es war die Freiheit und Lebendigkeit, zugleich das Gemessene und Ruhige seines Vortrages, was so sehr anzog und festhielt. Es war bei vollkommener Klarheit und dem Ausdruck innerer Ueberzeugung eine gewisse Zurückhaltung und Mäßigung in seiner Darstellung, deren Wirkung kein rednerischer Ueberfluß würde erreicht haben.

Beide Brüder erhielten die Erlaubniß, Savigny zu besuchen und sich Raths bei ihm zu erholen. Die Anregung, bemerkt Wilhelm Grimm, die nicht bloß von seinen Vorlesungen ausging, die Einsicht von dem Werthe geschichtlicher Betrachtung und einer richtigen

Methode bei dem Studium war ein Gewinn, den ich nicht hoch genug anschlagen kann, ja ich weiß nicht, ob ich sonst je auf einen ordentlichen Weg gekommen wäre. Für wie vieles Andere hat er uns den Sinn erschlossen und wie manches noch unbekannte Buch ward aus seiner Bibliothek nach Hause getragen!

Der damals unter den Marburger Studirenden waltende Geist war im Ganzen ein frischer, unbefangener. Wachlers freimüthige Vorlesungen über Geschichte und Literargeschichte machten auf die Mehrzahl lebendigen Eindruck. Noch hatte nicht die Obergewalt des Staates in die Aufsicht der Schulen und Universitäten wie später eingegriffen, und gesucht sich ihrer Angestellten fast allzuängstlich zu versichern. Im Jahre 1804 verließ Savigny die Universität, um eine literarische Reise nach Paris anzutreten. 1805 schlug Savigny Jakob vor, ungesäumt nach Paris zu kommen, um ihm dort bei seinen literarischen Arbeiten zu helfen. Wiewohl Jakob in seinem letzten halben Jahre studirte und auf Ostern oder im Sommer abzugehen gedachte, so entschied er sich doch gleich und hatte nichts Eiligeres zu thun, als Briefe an Mutter und Tante abzusenden, die ihm ihre Erlaubniß erbitten sollten. Anfangs Februar traf er glücklich in Paris ein. Die liebe Mutter war jede Nacht aus dem Bett aufgestanden, um nach dem kalten Wetter zu schauen. Frankreich schien ihr ganz aus dem Bereich, und sie hatte nur mit heimlicher Angst in die Reise gewilligt. Jakob befand sich aber vortrefflich aufgehoben und verlebte das Frühjahr und den Sommer auf die angenehmste und lehrreichste Weise. Im September 1805 wurde die Heimreise angetreten, und Ende des Monates traf er mit Wilhelm, den er zu Marburg mitgenommen hatte, gesund und vergnügt bei der Mutter in Kassel ein. Sie war unterdessen, damit sie ihr Alter in ihrer Kinder Mitte ruhig verleben könne, von Steinau dorthin gezogen. Jakob bewarb sich nun gleich noch denselben Winter um eine Anstellung, aber Alles war versperrt, und mit genauer Noth erlangte er endlich ungefähr Januar 1806 den Acceß beim Secretariat des Kriegscollegiums und 100 Thaler Gehalt. Die viele und geistlose Arbeit wollte ihm wenig schmecken, wenn er sie mit der verglich, die er ein Vierteljahr vorher in Paris verrichtete, und gegen die neumodische Pariser Kleidung mußte er in steifer Uniform mit Puder und Zopf stecken. Dennoch war er zufrieden und suchte alle seine Muße dem Studium der Literatur und Dichtkunst des Mittelalters zuzuwenden, wozu die Neigung auch in Paris durch Benutzung und Ansicht einiger Handschriften sowie durch den Ankauf seltener Bücher angefacht worden war.

Im Frühjahr 1807 wurde Wilhelm examinirt, und wahrscheinlich hätte er im Laufe des Jahres eine Anstellung erhalten, wenn nicht das Vaterland von den Franzosen wäre überzogen worden. Gleich nach der feindlichen Occupation verwandelte sich das Departement des Kriegscollegiums, wobei Jakob den Dienst zu versehen hatte, in eine fürs ganze Land errichtete Truppenverpflegungs-Commission. Mit der französischen Sprache konnte sich Jakob besser als die übrigen helfen, und ein großer Theil der lästigsten Geschäfte fiel auf seine Schultern, so daß er ein halbes Jahr lang weder Tag noch Abend Ruhe hatte.

Müde, sich mit den französischen Commissären und Verwaltungsbeamten, die Hessen damals überschwemmten, länger zu befassen, nahm er, sobald es anging, seine Entlassung, fand sich aber eine Zeit lang wieder außer Diensten und unfähiger als vorher, zur Erleichterung der Mutter und der Geschwister beizutragen. Jakob glaubte um einen Posten bei der öffentlichen Bibliothek in Kassel werben zu können; allein die gewünschte Stelle wurde einem Andern zu Theil. Nachdem das kummervolle Jahr 1807 vergangen und das neue mit stets getäuschten Aussichten begonnen hatte, hatte Jakob bald den tiefsten Schmerz zu empfinden, der ihn in seinem ganzen Leben betroffen hat. Den 27. Mai 1807 starb, erst 52 Jahre alt, die beste Mutter, an der die Kinder alle mit warmer Liebe hingen, und nicht einmal mit dem Trost, eins ihrer sechs Kinder, die traurig ihr Sterbebett umstanden, versorgt zu wissen.

Das Drückende jener Zeiten zu überwinden half den Brüdern der Eifer, womit die altdeutschen Studien getrieben wurden; man suchte nicht bloß in der Vergangenheit einen Trost, auch die Hoffnung war natürlich, daß diese Richtung zu der Rückkehr einer andern Zeit etwas beitragen könne.

Durch die Empfehlung von Johannes von Müller war Jakob dem Kabinetssecretär des Königs Hieronymus als tauglich zur Verwaltung der Privatbibliothek, die zu Wilhelmshöhe aufgestellt war, vorgeschlagen worden. Die Stelle wurde ihm zu Theil mit 2000 Frcs. Gehalt, der sich nach einigen Monaten auf 3000 Frcs. erhöhte. Nachdem wieder einige Zeit verflossen, kündigte ihm eines Morgens der König selbst an, daß er ihn zum Auditor beim Staatsrathe ernannt habe, doch solle er die Bibliothekstelle daneben und hauptsächlich bekleiden (17. Februar 1809). Das Amt mehrte seine Besoldung um 1000 Frcs., so genoß er nun einen Gehalt von über 1000 Thalern, und alle Nahrungssorgen verschwanden. Dabei war sein Amt als Bibliothekar keineswegs lästig, er hatte sich bloß einige Stunden in der Bibliothek oder im Kabinet aufzuhalten, konnte auch während derselben nach Besorgung des neu einzutragenden ruhig für sich lesen und excerpiren. Bücher oder Nachsuchungen in Büchern wurden vom Könige nur selten verlangt, an Andere wurde aber gar nichts ausgeliehen. Die ganze übrige Zeit verwandte er fast unverkümmert auf das Studium der altdeutschen Poesie und Sprache. Denn der Staatsrath machte ihm, außer daß er in gestickter Prachtuniform den Sitzungen beiwohnen mußte, wenig zu schaffen.

Das Ende der französischen Herrschaft nahte im Jahre 1813 heran. Die Wiederherstellung von Hessen wurde mit der reinsten Freude gefeiert. »Ich habe niemals, bemerkt Wilhelm Grimm, etwas Bewegenderes und Ergreifenderes gesehen, als den feierlichen Einzug der fürstlichen Familie. Das Volk zog die Wagen nicht mit einem tobenden für den Augenblick erregten Eifer, sondern wie Jemand, der ein lang entbehrtes, von Gott wieder gewährtes Gut in die Heimath zurückführt.« Jakob ging als Legationssecretär ins Hauptquartier ab. Wilhelm blieb mit der Schwester in Kassel zurück. Im April 1814 sehen wir Jakob wieder in Paris. Unterwegs hatte er nicht versäumt alle Bibliotheken zu besuchen, und jeder freie Augenblick in Paris wurde benutzt, um in den Handschriften zu arbeiten. Im Sommer trat er die Rückreise nach Kassel an und rüstete sich bald von neuem zu der Fahrt nach dem Wiener Congreß. In Wien brachte er zu vom October 1814 bis Juni 1815, eine Zeit, die auch für seine Privatarbeiten nicht nutzlos verstrich. Kaum war er nach Kassel zurückgekehrt, als ihn eine Requisition der preußischen Behörde in das zum zweiten Mal eroberte Paris rief. Er sollte die aus einigen Gegenden Preußens geraubten Handschriften ermitteln und zurückverlangen, nebenbei auch einige Geschäfte des Kurfürsten besorgen, der in dem Augenblicke keinen Bevollmächtigten dort hatte. Im December gingen seine Geschäfte zu Ende.

Von jetzt an begann eine ruhige, arbeitsame und fruchtbare Zeit. Endlich hatte Jakob den früher gewünschten Platz bei der Kasseler Bibliothek erlangt, an der auch Wilhelm ein Jahrlang früher als Secretär arbeitete. Jakob wurde zweiter Bibliothekar mit einem Gehalte von 600 Thaler; Völkel war zum ersten Bibliothekar befördert worden. Die Bibliothek war jeden Tag drei Stunden geöffnet, alle übrige Zeit konnten sie nach Lust studiren und wurden nur durch kleine Nebenämter, aber nicht bedeutend, gestört. Mit Völkel standen die Brüder im besten Vernehmen, er war reich an Kenntnissen, von gemäßigtem freundlichem Charakter, und so lebten sie mit ihm auf freundschaftlichem Fuße. Nichts hätte gefehlt als eine mäßige und gerechte Gehaltszulage für beide Brüder, und es würden ihnen wenig Wünsche übrig geblieben sein. Schnell verflossen die Jahre.

Nach dem Tode des alten Kurfürsten wurde die Bibliothek unter den Befehl des Oberhofmarschallamtes gestellt. Diese Behörde forderte, daß zum Behufe einer nothwendigen Controlle ihr eine Abschrift des gesammten Katalogs (der aus 79 oder 80 Folianten bestand) binnen kurzer Zeit eingereicht werde. Gegenvorstellungen fruchteten nichts. Völkel und die Brüder mußten wirklich Hand anlegen und ungefähr anderthalb Jahre die edelsten Stunden auf diese Abschrift verwenden. Im Jahre 1829 starb Völkel. Beide Brüder hatten Anträge, ihre bisherige Stellung aufzugeben, selbst solche, die sie nicht getrennt haben würden, wie viel glänzender auch die äußere Lage dabei gewesen wäre, ohne langes Bedenken abgelehnt. Sie glaubten gerechten Anspruch auf Beförderung zu haben. Jakob war 23 Jahre im Dienst, er hatte seit 1816 niemals um eine Zulage angehalten und niemals eine erlangt, auf Leben und Amtsführung der Brüder haftete kein Tadel. Allein es schlug anders aus. Ein Herr von Rommel, dem anderweitige Beschäftigung vielleicht eben so wenig als seine Neigung gestattet hatten, sich irgend mit bibliothekarischen Arbeiten zu befassen, wurde Director der Bibliothek. Jakob blieb, was er seit 1816 war, zweiter Bibliothekar, Wilhelm, was er seit 1815 war, Secretär, jeder von ihnen empfing 100 Thaler Zulage. Hiermit war beiden weitere Aussicht auf künftige Beförderung abgeschnitten.

Unter der Hand wurde beiden Brüdern im Sommer 1829 der Antrag gemacht, einem ehrenvollen Rufe nach Göttingen zu folgen. Die geliebte und gewohnte Heimath aufzugeben, schien ihnen hart und schmerzhaft, aus dem Geleise genau bekannter Beschäftigungen und einer ihnen Frucht bringenden Muße herauszutreten, fast unerträglich. Allein auch in dem Verhältniß zu einem neuen Vorgesetzten, der, wo er eingreifen oder schonen sollte, selbst noch nicht zu wissen schien, lag etwas Peinliches und Unheimliches. Sie entschieden sich für die unbedingte Annahme des Gebotenen. Unterm 20. October erfolgte zu Hannover die förmliche königliche Vokation, die Jakob zum ordentlichen Professor und Bibliothekar, Wilhelm zum Unterbibliothekar ernannte mit angemessenen Besoldungen, die ihren steten Nahrungssorgen im hessischen Dienst ein Ende machten. Den Anforderungen ihres neuen Amtes zu genügen, hatten die Brüder acht Jahre hindurch gestrebt, wenn nicht ohne Sehnsucht nach dem vorausgegangenen Stillleben, auch nicht ohne das frohe Bewußtsein unvorhergesehener in der engeren Gemeinschaft mit trefflichen Menschen beruhender Gewinne. Aus diesen neuen Gewohnheiten des Daseins und Wirkens mußten sie wiederum weichen. Der Grund war, weil sie eine vom Lande, in das sie aufgenommen worden, ohne alles ihr Zuthun ihnen auferlegte Pflicht nicht brechen wollten, und als die drohende Anforderung an sie trat, das zu thun, was sie ohne Meineid nicht thun konnten, nicht zauderten der Stimme ihres Gewissens zu folgen. Unterm 11. December 1837 verfügte der König von Hannover förmliche Entlassung der Gebrüder Grimm aus seinen Diensten. Der Entsetzungsakt erfolgte ohne Urtheil und Recht, selbst mit Verletzung der in des Königs eigenen Patenten vorgeschriebenen Formen. — In Berlin fanden beide Brüder Schirm und Freiheit für ihre Forschungen.

Fast alle Bestrebungen beider Brüder waren der Erforschung unserer älteren Sprache, Dichtkunst und Rechtsverfassung entweder unmittelbar gewidmet oder bezogen sich doch mittelbar darauf. Wie Wilhelm von sich bemerkt: »ich möchte am liebsten das Allgemeine in dem Besondern begreifen und erfassen, und die Erkenntniß, die auf diesem Wege erlangt wird, scheint mir fester und fruchtbarer als die, welche auf umgekehrtem Wege gefunden wird; leicht wird sonst als unnütz hinweggeworfen, worin sich das Leben am bestimmtesten ausgeprägt hat, und man ergiebt sich Betrachtungen, die vielleicht berauschen, aber nicht wirklich sättigen und nähren« — so schwebt Jakob als Grundsatz vor, in seinen Untersuchungen nichts gering zu schätzen, vielmehr das Kleine zur Erläuterung des Großen, die Volkstradition zur Erläuterung der geschriebenen Denkmäler zu gebrauchen.

Nicht nur lebten beide Brüder von Jugend auf in brüderlicher Gütergemeinschaft, indem Geld, Bücher und angelegte Collectanee ihnen gemeinschaftlich gehörten; sondern auch in entschiedener unzertrennlicher und wechselseitig aushelfender Gemeinschaft der Studien. Innig mit allen Eigenheiten waren sie ihrem Geburtslande Hessen zugewandt, aber auch von Kindesbeinen an gewöhnt, diese Landschaft nur als einen wesentlichen Bestandtheil des deutschen Vaterlandes anzusehen.

Konnte man von diesen Brüdern nicht erwarten, daß sie das von dem allgemeinen deutschen Sprachgeiste durchwehte Leben der hochdeutschen Sprache durchdringen, bis auf ihre tiefsten Wurzeln erfassen, was als künstliche Blüthe gemacht, als natürliche der Sprache entsprossen war, von einander abzuscheiden und endlich in gemeinschaftlicher Arbeit ein Werk aufzuführen im Stande sein würden, das in einer den gewöhnlichen Maßstab abweisenden Bauform den Verstand und das Gemüth ergreift und ahnungsvoll bewegt?

Diese Erwartung hat sich erfüllt, wie eine nähere Betrachtung des Wörterbuches ergeben wird. Jakob Grimm erkannte das heilbringende Gestirn, das über einem solchen Werke, wenn es gedeihen solle, in der Höhe schweben müsse, im Aufschwunge einer deutschen Philologie und in der Empfänglichkeit des Volkes für seine Muttersprache, wie sie beide bewegt wurden durch erstarkte Liebe zum Vaterlande und untilgbare Begierde nach seiner festen Einigung.

Das Wörterbuch ruht auf dem geebneten Grunde historischer Sprachforschung und enthält eine weit vollere und lebendigere Sammlung aller deutschen Wörter, als sie bisher stattgefunden hat. Die selbständigen Ergebnisse einer deutschen Philologie haben es möglich gemacht, daß die Quellen unserer Sprache nicht länger verschlossen liegen, und daß ihre Bäche und Ströme auf die Stelle zurückgeführt werden können, wo sie zum ersten Male vorgebrochen sind. Dieser Forschungen und der daraus erwachsenen Erfordernisse hat sich das Wörterbuch nicht entäußert. Es hat auch die Unerbittlichkeit einer ächt wissenschaftlichen Behandlung gegenüber dem Leser, wie sie auch jedem ächten Geschickswerke eigen ist. Das Wörterbuch ist aber dadurch dem Volke nicht unzugänglich.

Die Worterklärung, wie sie auch beschaffen sei, bemerkt Jakob Grimm im Vorworte zum Wörterbuch, kann kein Wörterbuch entbehren. In den seltensten Fällen haben wir sie durch Definition, in den meisten durch ein lateinisches Wort mit einem Schlag zu treffen gesucht. Sie ist nur die erste Ernte auf dem Gebiet der Sprache, wo der Halm an dem Boden abgeschnitten wird, tiefer dringen muß die Wortforschung und auch die Wurzel ausziehen.

Wozu, bemerkt Jakob Grimm mit Recht, dem Volke noch immer Auszüge unsres gewaltigen Sprachhortes und alten Erbes vorlegen? die statt dafür einzunehmen davon ableiten und nichts als schalen Absud seiner Kraft und Fülle bieten, aus dem keine Nahrung und Sättigung zu gewinnen steht, als sei der unmittelbare Zutritt verschlagen und die eigene Anschau verdeckt. Seiner Dichter und Schriftsteller, nicht allein der heutigen, auch der früher dagewesenen will das Volk nun besser als vorher theilhaftig werden und sie mit genießen können; es ist recht, daß durch die wieder aufgethanen Schleusen die Fluth des Alterthums, soweit sie reicht, bis bin an die Gegenwart spüle. Leser jedes Standes und Alters sollen auf den unabsehbaren Strecken der Sprache nach Bienenweise nur in die Kräuter und Blumen sich niederlassen, zu denen ihr Hang sie führt und die ihnen behagen.

Gebiet und Umfang des Wörterbuchs folgt aus dem der deutschen Sprache selbst. Man scheidet von der deutschen Sprache zuvörderst sowohl den alten gothischen Stamm aus als den nordischen oder scandinavischen, so daß gleichwohl die friesische niederländische und altsächsische noch der deutschen Sprache im engern Sinn zufallen. Im engsten Sinne aber schränkt sich der Name auf die

politisch vereint gebliebenen Deutschen ein, wie sie den Franzosen Allemand heißen. Zwischen hochdeutscher und niederdeutscher Mundart macht einen wesentlichen Unterschied die Lautverschiebung. Die niederdeutsche Mundart bleibt dem älteren Gleise treu, aus welchem die hochdeutsche gewichen war. Weil nun aber um vieler zusammentreffender Ursachen willen eben dieser Charakter der zweiten Verschiebung, d. h. der hochdeutsche, unter uns in Literatur wie Dichtkunst der herrschende tonangebende ward, gebührt ihm im vorwaltenden Sinne der Name des deutschen, und wenn heutzutage im Gegensatz zu französischer, italiänischer, englischer von deutscher Sprache die Rede ist, kann darunter nicht mehr die niederdeutsche verstanden werden. Diese jetzt allgeläufigen Verhältnisse hinderten niederdeutsche Wörter in das deutsche Wörterbuch aufzunehmen. Deutsch ist demnach wesentlich hochdeutsch, wie es von frühster Zeit an vorzugsweise zur Seite der oberrheinischen Franken sich hervorthat unter den Alemannen, unter den Bayern, Thüringern, Hessen, so wie den diesseitigen Franken und insgemein das Merkmal der zweiten Lautverschiebung an sich trägt.

Die gesammte althochdeutsche und mittelhochdeutsche Dichtung und Sprache ist wesentlich alemannisch (hier gleichviel mit schwäbisch), bayrisch und fränkisch, welche drei Nationen im Reiche vorangeben. Zur althochdeutschen Sprache rechnen wir die frühesten Denkmäler der hochdeutschen Sprache ungefähr vom 7. bis zum 11. Jahrhundert, zur mittelhochdeutschen die vom 12. bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts. Beide sondern wir von dem Neuhochdeutschen.

Daß bald nach 1450 mit Erfindung der Druckerei eine neue Welt in den Wissenschaften anhebt, bedarf keiner Ausführung. Erst mit dem Jahre 1500, oder noch etwas später mit Luthers Auftreten den neuhochdeutschen Zeitraum anzuheben, ist unzulässig, und Schriftsteller, die schon seine ganze Farbe tragen, würden ihm dadurch entzogen. Seit Luther steigt nur die Fülle und freiere Behandlung der Literatur. So hat denn das Wörterbuch den gesammten neuhochdeutschen Sprachschatz von etwa 1470 an bis auf die Gegenwart in sich aufgenommen. Aber dessen ungeachtet mußte im Wörterbuche oft auf althochdeutsche, ja auf gothische Sprache zurückgegangen werden, um der ältesten und vollendetesten Gestalt eines Ausdruckes habhaft zu werden. Noch häufiger ist, und meist wegen Lebendigkeit der Redensarten, neuhochdeutschen Beispielen Raum gegönnt worden.

Dem Wörterbuche sind aber auch diejenigen fremden Wörter einverleibt, welche im Boden unserer Sprache längst Wurzel gefaßt und aus ihr neue Sprossen getrieben haben. Sie sind durch vielfache Ableitung und Zusammensetzung mit der deutschen Rede so verwachsen, daß wir ihrer nicht entbehren können. Dahin gehören die Namen aller aus der Fremde in das Land geführten Thiere und Gewächse, für die es kein deutsches Wort giebt, so: Rose, Viole, Veilchen, und die seit tausend Jahren deutsch gewordenen Ausdrücke, wie Fenster, Kammer, Schule, Meister, Arzt 2c. Wörter dagegen, die für eingetreten in unsere Sprache nicht gelten können, sind nicht aufgenommen worden.

Auch die anstößigen deutschen Wörter durften nicht außenbleiben. Wie, bemerkt Jakob Grimm, im altdeutschen Recht der freie Mann in der Mitte steht, aus welcher auf der einen Seite der Edle sich erhebt, auf der andern der Unfreie herabsinkt; nicht anders steigt aus der das volle Maß des natürlichen Redevermögens darstellenden freien Sprache einerseits die edle, andrerseits die unfreie. Das Edle nennen wir auch das Höhere, Erhabene, Feine; das Unfreie auch das Niedrige, Platte, Gemeine, Bäurische, Grobe, Derbe. Die natürliche Sprache hat in sich die Anlage zu beiden, dem feinen, wie dem groben: aus der edlen Sprache ist der grobe, aus der groben der edle Bestandtheil entfernt; das Grobe, Derbe wird leicht unrein und schmutzig, das feine geziert und zimperlich oder auch schlüpfrig erscheinen.

Das Wörterbuch ist nicht da, um Wörter zu verschweigen, sondern um sie vorzubringen. Es durfte deßhalb kein ungefälliges Wörtchen, keine einzige wirklich in der Sprache lebende Form unterdrückt werden. Es war unerläßlich im deutschen Wörterbuche, sich aller dieser Wörter zu versichern, da sie aus den Quellen unserer alten Sprache geschöpft und von Männern gebraucht sind, die noch mit festeren Nerven begabt als die jetzt Redenden vor einem kecken derben Wort nicht zurückbebten, wenn es galt, dem, was sie sagen wollten, Stärke zu verleihen.

Die örtlichen und die persönlichen Eigennamen haben im Wörterbuche Aufnahme nicht gefunden. Die Ortsnamen sind zu verschiedenen Zeiten entsprungen, und manche von ihnen reichen über die Einwanderung des deutschen Volkes in unsere Gegenden hinaus. Die Aufzählung derselben schien deßhalb mit größerem Erfolge einem neuhochdeutschen oder althochdeutschen Wörterbuche überlassen werden zu müssen. An dem, was wir heute Vornamen der Leute nennen, ist die neuhochdeutsche Sprache außerordentlich arm. Auch sind unsere Personennamen aus verschiedenen Stämmen her erwachsen und verbreitet worden. Ihre Prüfung fiel deßhalb außerhalb des engen Kreises eines neuhochdeutschen Wörterbuches. Die späteren Zunamen oder Geschlechtsnamen sind aber wenig lehrreich; sehr viele bestehen aus Ortsnamen, vor welchen der Sprachgebrauch den persönlichen Bezug wegließ.

Der Sprache der Hirten, Jäger, Vogelsteller, Fischer und Handwerker lauschten die Verfasser; Kirchbücher und Arzneibücher wurden sorgfältig beachtet. In den gelehrten Ständen (behauptet J. Grimm) als solchen wohnt heute keine eigenthümliche Uebung und Ausbildung deutscher Sprache mehr. Die geistliche Beredsamkeit steht nach ihm ganz unter dem Gesetz des allgemeinen Fortschrittes der Sprache überhaupt. Die gegenwärtige Rechtssprache erscheint ungesund und saftlos, mit römischer Terminologie hart überladen. Unter den Aerzten, welcher Stand stärker als jeder andere dem Anbau der deutschen Sprache angehangen, findet sich kein Beispiel eines Sprachforschers seit den letzten hundert Jahren. Von den Philosophen scheint Kant allein auf den Sprachgebrauch die meiste Rücksicht zu nehmen, deßhalb hat das Wörterbuch nicht unterlassen, dessen lebendige Ausdrucksweise aufzufassen, insofern sie dem Gebiete der deutschen Sprache anheimfällt.

Es scheint mir, als wenn Grimm doch den gelehrten Ständen etwas zu nahe tritt. Zwar erkennt er an, daß in Liebigs Munde die Chemie sprachgewaltig werde: aber was unsere Geschichtsschreiber und unsre Literarhistoriker auf dem Gebiete der Sprache geleistet, darf nicht unerwähnt bleiben. So haben denn auch Justus Möser, Niebuhr und Dahlmann, und selbst Beckers Weltgeschichte im Wörterbuche durch Anführungen ihre volle Anerkennung gefunden: welche auch für den sprachtüchtigen Ranke, Pertz und David Strauß in den späteren Bänden nicht fehlen wird. Denn das Werk ist auch in einem innern Fortschritt begriffen, und wo der Sprachgeist so lebendig wie bei unsern Geschichtsforschern schafft, werden seine Gebilde auch in das Wörterbuch dringen!

Die Quellen, aus denen das Wörterbuch schöpfen soll, die gesammte hochdeutsche Schriftsprache von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf heute, sind nirgend vollständig verzeichnet noch irgendwo zusammen aufbewahrt. Unsre eigne ganz beschränkte Sammlung, bemerkt Jakob Grimm, hat gleichwohl den unvermeidlichen Einfluß üben müssen, daß die von ihr selbst dargebotenen, längst gebrauchten und vertrauten Ausgaben den besseren vorgezogen wurden, die anderswo zu erlangen gewesen wären. Der Leser wird dieses kaum bemerken. Er erfreut sich an den Belegstellen, die nicht allein an und für sich selbst durch die Anziehungskraft ihres Inhaltes gefallen; sondern, indem sie alle Falten der Bedeutung eines Wortes blicken und überschauen lassen, seine ganze Geschichte vortragen.

Ist nun nach allen Seiten hin die reiche Mannichfaltigkeit des Wörterbuches nicht genug anzuerkennen, so ist dagegen auch das weise Maß bei der Aufnahme von Zusammensetzungen nur gutzu-

heißen. Die Zusammensetzungsfähigkeit unserer Sprache, bemerkt Jakob Grimm, ist so unermeßlich, daß sich lange nicht alle hergebrachten Wortbildungen anführen lassen. Nach dem ersten oder zweiten Theil jeder Zusammensetzung sind immer Reihen von Analogien denkbar, die es überflüssig sein würde im Wörterbuche jedes Mal auch auszufüllen. Die Mannichfaltigkeit der Kleider ist in den Zusammensetzungen Badekleid, Feiertagskleid, Hochzeitskleid rc. ausgedrückt, sicher unerschöpft; sollen alle hier gebrauchten ersten Wörter nun auch mit dem zweiten Worte Anzug, Tracht und Gewand oder mit Rock, Kittel und ähnlichen Benennungen verknüpft und eingetragen werden?

Etymologie nennt J. Grimm das Salz oder die Würze des Wörterbuches, ohne deren Zuthat seine Speise noch ungeschmack bliebe. Es schien Pflicht in dem deutschen Wörterbuche allen Mitteln und Handhaben nachzugehen, welche unsere Sprache selbst darreichte.

* Der Normannische Baron.

Nach Longfellow.

In der Kammer, nah dem Sterben,
Lag der Stolz der Nordlands Erben,
Draußen wüthete der Sturm,
Mächtig bebten Schloß und Thurm.

In dem Kampf war Tod der Sieger
Trotz der Heerschaar stolzer Krieger,
Trotz dem einst geraubten Land,
Das in Englands Grundbuch stand.

An dem Bett mit ernsten Mienen
War ein grauer Mönch erschienen,
Der in's Buch, das vor ihm lag,
Murmelnde Gebete sprach.

In des Sturmes Angstgestöhne
Klangen helle Glockentöne
Her vom Kloster durch die Fern,
Feiernd die Geburt des Herrn.

Knecht und Lehnsmann im Gelage
Jubelten zum Weihnachtstage
Bei des Minstrels Harfenklang,
Der die alten Weisen sang.

Heit're, freie Sachsenlieder
Tönten in der Halle wieder,
Daß der Sturm kaum laut genug
Gegen Dach und Fenster schlug,

Bis die schallenden Gesänge
Drangen zu des Lagers Enge,
Wo zum sterbenden Baron
Sprach der Mönch mit ernstem Ton.

Thränen netzten seine Wange,
Und er schwieg — als bei dem Klange
Jener sich mit wachem Ohr
Von dem Kissen hub empor.

— „Der zum Heiland auserkoren
In der Krippe ward geboren,
Ihm, der kam, uns zu befrein,
Laßt uns Weihnachtslieder weihn!“ —

Und die Heil'gen am Portale
Leuchteten im Blitzesstrahle,
Und er rief in Angst und Weh:
Miserere, Domine!

Tiefbewegt im Herzensgrunde
Sah er in der bangen Stunde,
Von des Irrthums Wahn befreit,
Vor sich die Gerechtigkeit;

Aller Glanz, der ihn betrogen,
Alle Täuschung war entflogen,
Losgelöst von Leidenschaft
Sprach Vernunft mit Wahrheitskraft.

Seines Schlosses Knechten allen,
Seinen Leuten und Vasallen,
Jedem schwer gekränkten Mann
Bot er die Entlassung an.

Als auf's Meßbuch er's beschworen
Daß zur Freiheit sie erkoren,
Gab des Todes Hand ihm Ruh,
Amen sprach der Mönch dazu. —

Manch Jahrhundert ist vergangen,
Seit sein Sterbelied sie sangen
Und sein Grab am Klosterthor
Unter Gräbern sich verlor.

Doch die gute That — die Sage,
Trägt sie durch die fernsten Tage
Nie von Moll' und Rost versehrt
Strahlt sie heller stets verklärt.

Adolf Laun.

* Aus der Gemäldeausstellung in Bremen.

Beim Beginn unseres dritten und letzten Berichts aus der Gemäldeausstellung haben wir zunächst wieder einiger verspätet eingetroffener Bilder von Werth zu gedenken. Zwei Landschaften von A. Leu, eine „Partie am Chiemsee“ und eine „Schweizerlandschaft“, sind wie alle Bilder dieses Meisters trefflich in der Behandlung der Baumpartieen und des Vordergrundes, weniger ansprechend in der Färbung, der Luft und des Wassers, weßhalb in dem erstgenannten die eine Hälfte, welche den Blick über den See eröffnet, weit hinter der andern zurücksteht. Ein Genrebild von R. Jordan „Die Nemesis“ in Gestalt einer Alten, welche mit einer Ruthe bewaffnet die Leiter zum Boden hinanklimmend die dort versteckten jugendlichen Missethäter sicher ereilen wird, wenn sie dieselben vorerst auch noch nicht aufgefunden zu haben scheint, gehört zu den liebenswürdigsten humoristischen Bildern des an liebenswürdigem Humor so reichen Künstlers.

Josef Coomans großes Bild „Das Fest der Philister im Tempel ihres Gottes Dagon“, räumlich das größte der diesjährigen Ausstellung, verdient auch hinsichtlich seines künstlerischen Werthes als ein hervorragendes Werk bezeichnet zu werden; es ist freilich kein Bild, welches das Gefühl des Laien gefangen zu nehmen im Stande wäre, kein Bild für die Sammlung eines Privatmannes, aber ein treffliches Werk zum Studium sowohl für den Künstler wie für das große Publikum, dessen Geschmack, zumal wenn ihm die Gelegenheit fehlt denselben an guten Werken alter Meister zu bilden, so leicht durch mattherzige Compositionen verflacht und vernüchtert wird; und das wir, grade aus diesem Grunde, mit lebhafter Freude durch unsern Kunstverein angekauft sehen würden. Setzen wir voraus den Tadel, welcher ziemlich allgemein und mit Recht dem Bilde gemacht wird, daß es der großartigen Schöpfung an einem großartigen Gedanken fehlt, da die That des Simson nur nebensächlich und nur ihrer Wirkung wegen vorgeführt wird, so bleibt uns doch die Bewunderung für die Genialität der Composition und für die wunderbare Schönheit des Colorits, welches in allen Nuancen mit vollendeter Meisterschaft behandelt ist. Welche Wahrheit, welche Wärme, welches Leben in dem Fleisch des königlichen Weibes, dessen charaktervoller Kopf zur Hälfte durch den emporgehobenen Arm verdeckt wird; in wie ganz anderem Ton und doch von gleicher Wahrheit die mit dem Kopf auf dem Arm liegende reizend zart behandelte weibliche

Figur zur Linken; welch ein Glanz und doch welche Harmonie in diesen Gewändern und Stoffen! eine Fülle, ein Reichthum, welche das Auge trunken machen und einem wüsten Traum die leuchtenden Farben der Wirklichkeit leihen.

In der Aufzählung der übrigen bibelhistorischen Bilder nennen wir, grade des Gegensatzes wegen, ein Bild, in dem deutsches Gemüth und deutsche Innigkeit sich auf das liebenswürdigste aussprechen: „Die Rückkehr des jungen Tobias“ von Oskar Rethel, einem Bruder Alfred Rethels, ist ein überaus liebliches Familiengemälde, einfach und wahr in Zeichnung und Farbe, sinnig in der Composition und ergreifend im Ausdruck. — Bei dem Bilde „Judith und Holofernes“ von Professor H. Stilke bedauern wir, so viel Fleiß und technische Meisterschaft auf einen von Künstlern alter und neuer Zeit so völlig ausgenutzten Gegenstand verwendet zu sehen. Auch bei der „Kreuzabnahme Christi“ von Lenthe können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß eine solche Darstellung nach der großartigen Schöpfung von Rubens, die durch den Stich vervielfältigt und allgemein bekannt ist, ein sehr gewagtes Unternehmen bleibt, auch wenn es, wie hier, durch Talent und technische Fertigkeit unterstützt wird. — Ein Bild voll Leben und Grazie und von ansprechender Färbung ist eine „Mirjam mit ihren Gespielen“ von Anna Schleh, von der wir nachträglich auch eines hübschen und hübsch beleuchteten Genrebildes „Mutter mit ihrem Kinde spielend“ erwähnen, an dem nur die Bezeichnung befremdlich ist, da die Figur der sein sollenden Mutter auch die eines Kindes ist. — Ueber eine so unreife und unkünstlerische Composition wie „Die Auferweckung des Jairi Töchterlein“ von Gustav Stever etwas zu sagen, dürfen wir uns, trotz ihrer anspruchsvollen Größe, erlassen, höchstens hätten wir das Bedauern auszudrücken, daß sie überhaupt an die Oeffentlichkeit kommen durfte.

„Luthers Einzug in Worms“ von Martersteig ist seit einigen Tagen entfernt worden, nicht zu unserm Leidwesen und, wie wir glauben, auch nicht zum Schaden des Künstlers, der die Zahl seiner Freunde durch diesen unwürdigen Luther, der eher an den Kapuziner aus Wallensteins Lager als an den großen Reformator mahnt, schwerlich vermehren wird, um so weniger da auch das Colorit des Bildes nicht so brillant und die Gruppirung der vielen Figuren zwar geschickt, aber nicht von so bestimmt hervortretender Intention ist, daß dasselbe dadurch anziehend werden könnte. — Georg Conräders „Tilly“ in der Todtengräberwohnung, am Vorabend der Schlacht bei Leipzig, ist ein tüchtiges, in allen Einzelnheiten sorgfältig behandeltes Bild, mit sehr gelungenen Figuren, unter denen die Tillys sich charakteristisch auszeichnet. — Den etwas nüchternen „Götz von Berlichingen vor dem Rathe zu Heilbronn“ von Professor Geyer wollen wir nicht erwähnen, ohne nachträglich auch einer früher von uns übersehenen Scene aus Goethe's Götz „Lerse und Georg beim Kugelgießen“ von Hermann Brücke rühmlichst zu erwähnen. — Professor Ehrhardt stellt „die Trauer Kaiser Karls bei seiner verstorbenen Gemahlin Fastrade“ dar, eine Trauer die sich in den gutmüthigen Zügen des Kaisers, dessen rechtes Bein allzukurz erscheint, weit mehr in allgemein menschlicher Weise abspiegelt, als daß diese den dämonischen Zauber ahnen ließen, mit dem die Todte, durch die Kraft des Ringes, den sie im Munde trägt, den Gatten noch an die Stätte ihres Grabes bannt. Auch die, — es klingt widerwärtig, wenn wir sagen „kokette“ — Darstellung der Leiche Fastradens können wir nicht billigen, denn widerwärtig ist es auch, den Reiz eines menschlichen Körpers an einem Leichnam zur Schau stellen zu wollen. — Mit wie viel mehr Discretion und richtigem Takt ist dagegen in Karl Schloessers „Todtenfeier Masaniello's“ der bis auf das Gesicht und den einen Arm verhüllte Körper des Todten behandelt; aber auch diesen Arm und die Hand hätten wir hinweg oder anders gewünscht, da sie für die eines Todten allzuviel Spannung und Bewegung haben, während das starre edle Antlitz außerordentlich schön behandelt ist. Auch die den Leichnam umstehenden Figuren sind vortrefflich ausgeführt, besonders die zur Linken, während die zur Rechten von etwas einförmigem Ausdruck erscheinen. Mit außerordentlicher Wahrheit ist der Schmerz in der Gestalt des am Fuße der Bahre hingesunkenen Mädchens, dessen Gesicht man nicht sieht, ausgedrückt, das Profil und die Haltung der durch ihre Kleidung nicht eben genau charakterisirten Knieenden sind höchst anmuthig und edel, der Ausdruck der beiden ihr zur Seite stehenden Männer wahr und sprechend und die Gruppirung der übrigen sehr zahlreichen Figuren eine geschickte und glückliche. — Von drei kleinen historischen Bildern macht eines von Gustav Boulanger, sehr stilvoll im Geschmack der Antike gehalten, „Collatin führt den Tarquinius in das Zimmer der Lucretia“, einen äußerst nüchternen Eindruck. — Sehr erfreulich und von großer Wirkung sind die beiden kleinen Schlachtenbilder von G. Bleibtreu und Wilhelm Emélé; das des Ersteren „aus der Schlacht bei Großbeeren“ stellt mit überzeugender Wahrheit die rasende alles überwältigende Bewegung eines siegreich vordringenden Heeres dar; in dem des Zweiten, eleganter behandelt, von weniger Figuren, das zum Gegenstande die „Rettung Friedrichs des Großen aus der Schlacht bei Kunersdorf durch Rittmeister von Prittwitz“ hat, erscheint uns das Gesicht des alten Fritz am wenigsten charakteristisch, auch wohl für den, damals den funfzigen nahen, König zu jugendlich.

Ob wir schließlich auch einer „trauernden Germania“ von Professor E. Jakobs als eines historischen Bildes erwähnen sollen, wissen wir selbst nicht; wir wenigstens möchten nicht gern in dieser Weise die Historie auf die Nachwelt, ja wir möchten nicht einmal diese Germania ins Ausland gebracht sehen; was sollten die Fremden von den Söhnen einer solchen Mutter denken! Warum überhaupt eine trauernde Germania? Eine zürnende ließen wir uns schon eher gefallen! Ja zürnen sollte sie, und nicht am wenigsten darüber, daß man sie träg im Lehnstuhl sitzen und trauern läßt, da sie doch Ursach genug hätte, sich hoch aufzurichten und zu handeln!

Unter den Thierstücken haben wir nur wenige von hervorragendem Werth zu bezeichnen: Einen prächtigen Pferdestall von W. Verschuur, schon als Architekturbild werthvoll, in dem sich außer den „beiden Kameraden“ auch noch verschiedene hübsche Hunde und Hühner befinden, und zwei kleinere Bilder „Pferde im Stall“ und „Jäger mit Pferden“, welche, kälter in der Farbe, doch die Art desselben Künstlers nicht verkennen lassen. Ferner ein kleines Meisterstück von Troyon „Vieh auf der Weide“; ein sehr ansprechendes „Winterbild“ von dem hier lebenden Gustav Quentell, in dem sowohl der Reiter mit seinen zwei Pferden, als auch die ernste Architektur des alten Hauses und die winterliche Landschaft vortrefflich ausgeführt sind; ein anmuthiges Frühlingsbild von Friedrich Voltz „Kühe im Wasser stehend, Kinder begrüßen die ersten Störche“, in dem die hübsche Landschaft reichlich grell gefärbt ist, die Kühe und die auf einer Anhöhe stehenden Kinder dagegen durchaus wahr und lebensvoll erscheinen; ein Milchmädchen mit einer Kuh von H. Jakobi, zwei trefflich ausgeführte Bilder von Couturier, „Hühner“ darstellend, und ein kleiner „Hühnerhof“ und „zwei Hunde“ von Cottins Meisterhand. Die beiden großen Thierstücke, von Elisa Breimann, können wir, trotz des Talents, welches sich in ihnen zeigt, doch nur als Curiositäten anführen.

Erwähnen wir schließlich noch eines „Fruchtstückes“ und eines wunderbar schönen Blumenstücks „Rosen“, beide von Bakhuyzen, welche, sonderbar genug, noch keinen Liebhaber gefunden haben, während Adelheid Dietrichs peinlich gearbeitete „Frühlings- und Herbstblumen“ verkauft sind, so glauben wir damit unsern Bericht über die malerischen Ergebnisse der diesjährigen Gemäldeausstellung abschließen zu können, in der wir, abgesehen von der Menge von Bildern, die keine Beachtung verdienen, vielleicht ein oder das andere gute, schwerlich aber ein Bild von hervorragendem Werth übersehen haben werden.

Es bleibt uns nun noch übrig, über zwei Werke der Sculptur

zu berichten, die, von unserm Landsmann D. Kropp aus Rom eingesandt, von dessen erfolgreichem Streben das schönste Zeugniß ablegen. Das Reliefbild „Die Nacht, Schlaf und Tod aus ihrem Schooße entlassend“, stellt einen poetischen Gedanken in glücklicher Verkörperung dar; die drei Figuren erscheinen zart, leicht, schwebend, die fein behandelten Köpfe von reizend anmuthigem und individuellem Ausdruck, den wir in noch höherem Grade in der Porträtbüste Raphaels bewundern, welche in der geistvollen Behandlung der Gesichtszüge das Talent des Künstlers für das ideale Porträt im schönsten Lichte eines durchaus gelungenen Kunstwerks zeigt.

Feuilleton.

— * Vom deutschen Wörterbuche der Brüder Grimm ist die vierte Lieferung des dritten Bandes unter der Presse; dieser dritte Band soll im nächsten Jahre vollständig vorliegen.

— * Eine vierte Auflage der Briefe Alexanders von Humboldt und Varnhagens von Ense wird jetzt gedruckt. Die Herausgeberin hat ein Vorwort zur Vertheidigung gegen Angriffe vorangeschickt.

— * In den Westermannschen Monatsheften wird aus sicherster Quelle eine Mittheilung über Macaulay's hinterlassene Manuscripte gemacht, wonach der große Geschichtschreiber „nichts Zusammenhängendes hinterlassen hat und das Vorhandene umfänglich von keinem Belang ist, in Wahrheit nicht mehr als etwa drei oder vier gewöhnliche Kapitel füllen würde.“ Alle Gerüchte, als seien noch bedeutende Veröffentlichungen zu erwarten, sind daher nichtig.

— * In Karlsruhe befindet sich gegenwärtig ein italiänisches Bild, eine Madonna, die hohes Interesse erregt. Es soll Rafaels Madonna von Loretto sein, ein in der Kunstgeschichte bekanntes, aber für verschollen gehaltenes Bild. Der jetzige Besitzer will es aus der königlichen Sammlung in Hannover in schlechtem Zustand angekauft und restaurirt haben.

— * Die Kölnische Zeitung enthält folgende Notiz: Zur Geschichte der Schillerbilder giebt Medicinalrath Dr. Mohr in der Koblenzer Zeitung einen eingehenden Bericht über ein Schillerbild, das bei der Feier am 10. November 1859 im Concertsaale zu Koblenz aufgestellt war und durch Gefälligkeit der Frau Geheimenräthin d'Outrepont dem Comite für diesen Abend überlassen worden war. Dieses Bild ward dem seither verstorbenen Professor d'Outrepont in Würzburg von Frau von Gleichen, der Tochter Schillers, geschenkt. Zur Erforschung der Geschichte dieses Bildes gab ein Kupferstich Anlaß, den der zu Koblenz in den zwanziger Jahren etablirt gewesene Kunsthändler Röhling veranstaltet hatte und der unstreitig nach dem Oelbilde der Frau d'Outrepont entstanden ist. Die Nachforschung hat nun ergeben, daß dieses Oelgemälde eine Copie ist, die 1834 von A. Menschell nach dem Schillerbilde von Graff, das damals im Besitze der verwittweten Frau Appellationsräthin Körner war, gemacht wurde. Das Graff'sche Bild stellt Schiller in seinem 28. Jahre dar. Der Kupferstich von Müller nach diesem Bilde ist nicht mehr zu haben, dagegen sind von dem Scherff'schen Stich aus Röhling's Verlag noch etwa 60 Exemplare (in Koblenz, bei Bädeker) zu haben. Der Scherff'sche Stich ist vortrefflich.

— * In Wien starb vor Kurzem Ernst von Schwarzer, einer der Begründer der österreichischen Publicistik und vor Zeiten ein einflußreicher Mann. Er führte ein sehr wechselvolles Leben, das unter fast bedrängten Verhältnissen und schweren körperlichen Leiden zu Ende gegangen ist; in den letzten Jahren scheiterten alle seine Projecte, und er zog sich von der größeren Welt zurück. Die politische Bewegung von 1848 brachte ihn für einige Zeit auf einen Ministerposten.

— * Bremen, 30. März. Im elften und letzten Privatconcerte bereitete der Lieblingsgast unserer Musikfreunde, Herr Concertdirector Joachim, denselben die hohe Freude seines Besuches. Während der Künstler durch den unnachahmlich schönen Vortrag eines Spohrschen Adagio (aus dem siebenten Concerte) und durch die Chaconne von Bach, die durch jubelnden Beifall ihm als Zugabe abgelockt wurde, die Zuhörer entzückte, fesselte er dieselben durch ein neues Violinconcert, das erst kürzlich entstanden und in Hannover vorgetragen ist. Es ist das ein Werk, das den Virtuosen ersten Ranges, — und nur solchen wird der Vortrag gelingen —, in hohem Grade willkommen sein wird und das auch als eine gediegene Composition, in welcher das Orchester vortrefflich behandelt ist, außerordentliches Interesse erregt. — Herr Dawison hat im Theater seinen Gastrollencyclus unter sehr lebhafter Theilnahme des Publikums mit dem Mephistopheles und Richard III. eröffnet, seitdem den Marinelli, den Geizigen, den Hans Jürge und die Verwandlungsrolle in den „Unglücklichen“ hinzugefügt. Am 1. April soll der Wallenstein folgen, welchen der Künstler erst kürzlich, als ein neues Blatt in seinem Lorbeerkranze, dem bisherigen Kreise dramatischer Charakterschöpfungen hinzugefügt hat. Wir haben die erfreuliche Aussicht auf eine längere Anwesenheit des berühmten Gastes. Die Umstände, unter denen während derselben Herr Professor Griepenkerl sein Schauspiel „Auf der hohen Rast“ vortrug, waren die ungünstigsten; dennoch ist eine Wiederholung auf morgen angesetzt. — Im Künstlerverein las am 28. vor einer zahlreichen Versammlung von Herren und Damen Herr Professor Reinhold Pauli aus Tübingen über Hernando Cortes. Das war eine anziehende und geschickt durchgeführte Monographie, eine „Charakteristik mit Hülfe moderner Forschung und Fassung, bei welcher gleichsam wie bei einem Oelgemälde das Licht des gegenwärtigen Tages auf die alte Leinwand fiel.“ Das Sonntagsblatt wird den Vortrag mittheilen. Demselben folgte eine neue Sonate für Pianoforte und Violine von J. Streudner, welche vom Componisten und Herrn Böttjer ausgeführt wurde und verdienten Beifall fand.

— * Ein Kupferstich von Rafael. In der Sammlung der Kunstakademie zu Düsseldorf ist ein kleiner Kupferstich aufgefunden worden, welcher von der Hand Rafaels selbst herrühren soll. Professor Andreas Müller, der glückliche Finder, hat eine eigne Abhandlung über den Stich verfaßt und vorab einen Bericht an alle Akademieen Deutschlands und des Auslandes erlassen. In diesem Berichte heißt es: In der Sammlung der Akademie zu Düsseldorf befindet sich ein kleiner Kupferstich, darstellend die heilige Jungfrau, auf Wolken sitzend, welche den zu ihrer Rechten sich an sie anlehnenden Jesusknaben hält. Auf den Wolken sieht man drei Engelknaben fast nur in halber Figur, und der Kopf eines vierten schaut versteckt unter der Wolkenpartie hervor, auf welcher die heilige Jungfrau sitzt. Diesen bisher unbeachtet gebliebenen und in seinem hohen Kunstwerthe nicht erkannten Kupferstich, in dem alten Kataloge der Sammlung von Bapt. Franco zugeschrieben, in Folge des darauf geschriebenen Monogrammes M. A. F. den Blättern des M. Antonio zugesellt, fand ich bei Uebernahme der Sammlung als Conservator derselben vor, und sogleich erregte er meine Bewunderung und Aufmerksamkeit in hohem Grade. Die überaus große Schönheit desselben ließ mich auch keinen Augenblick zweifeln, daß hier nicht von einem Werke nach Rafael die Rede sein könne, daß ich vielmehr hier eine Original-Arbeit des größten aller Meister vor mir haben müsse. Womit aber meine Ansicht begründen, wenn ich noch so sehr überzeugt und durchdrungen von derselben war? Ritter Ad. von Bartsch in seinem Peintre graveur in Tom. XIV. beschreibt bei den Werken des M. Antonio, unter Nr. 47, dieselbe Composition von der Contreseite gestochen und sagt davon: „Très belle estampe gravée par M. Antoine d'après Raphael: sans marque.“ Dieser für mich so höchst wichtige Kupferstich des bologneser Kupferstechers stand mir damals leider nicht zu Gebote. Nur durch Vergleichung mit demselben konnte ich indessen zu dem entschiedenen Resultate gelangen, ob und in wie weit meine Annahme, einen wirklich von der Hand Rafaels gefertigten Kupferstich aufgefunden zu haben, begründet sei. Ohne denselben konnten alle übrigen Forschungen in der Sache nichts nützen. Eine glückliche Fügung brachte mich in Besitz des so sehr ersehnten Stiches von M. Antonio. War jedoch meine Ansicht, unser kleiner Kupferstich sei eine Originalarbeit Rafael Santi's, durch die wunderbare Schönheit desselben mir schon vollkommen bestätigt, so konnte nach Vergleichung mit dem Blatte von M. Antonio kein Zweifel mehr übrig bleiben, da der von Bartsch so sehr gerühmte Stich nur eine mittelmäßige Arbeit gegen unser höchst geistvolles Kunstwerk war. Die eifrigsten Forschungen, welche ich seitdem angestellt, haben zu den überraschendsten Resultaten geführt, und kann ich gleich nicht mathematisch genaue Beweise für meine Annahme aufstellen, so habe ich doch so bestimmte Gründe für dieselbe, daß sie wohl schwerlich durch Gegengründe zu entkräften sein dürften. In einer ausführlichen Abhandlung habe ich nun meine Forschungen niedergelegt, und ist dieselbe zum Drucke vorbereitet, soll jedoch wo möglich mit Zugabe von Facsimile's im Verlage des rühmlichst bekannten Kunst-Verlagshändlers Herrn Julius Buddeus zu Düsseldorf erscheinen. Die Herstellung des Facsimile nach dem rafaelischen Stiche ist leider sehr erschwert, da auf photographischem Wege sich nichts Genügendes erreichen läßt, weil der Ton des Papieres sehr warm-braun und dasselbe dazu voll warmbrauner Flecken, die Farbe des Abdruckes hingegen kalt grau-schwarz ist, wodurch in der Photographie das Bild fast unkenntlich auf dem sehr dunkeln Localton erscheint. Herr Franz Keller, ein ausgezeichneter Künstler in seinem Fache, hat es aber übernommen, durch seinen Grabstichel das Facsimile in größter Treue wiederzugeben, und man darf daher eines günstigen Erfolges versichert sein.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℳ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℳ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 15. Bremen, 8. April. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Hernando Cortes.

Von Reinhold Pauli.

Viele unter uns erinnern sich mit Vergnügen der zwar etwas philiströsen, aber in manchen Stücken doch für die Jugend so sehr geeigneten Erzählungen des seligen Campe, des Robinson Crusoe, der Entdeckung von Amerika. Mancher hat dann später wohl die unvergleichliche Erfindung De Foe's im Original gelesen und sich mit der Eroberung Mexikos bei Prescott oder gar beim Spanier Solis bekannt gemacht. Nirgends wohl sind unmittelbare Dichtung und lebensvollste Wahrheit so eng mit einander verwachsen als im Roman vom Robinson; und bei wenigen andern Momenten der Universalgeschichte meint der Leser so schnurstracks in die Mährchenwelt zu treten als bei der Erschließung Centralamerikas durch die Spanier. Das ist Lektüre durch Gehalt und Wesen wie geschaffen für jugendliche Gemüther.

Wenn ich demungeachtet den Cortes zum Gegenstande der Betrachtung und Unterhaltung wähle, so richte ich mich weder an kleine noch große Kinder, sondern wünsche mit Hülfe moderner Forschung und Fassung ein Charakterbild zu entwerfen, wo gleichsam wie bei einem Oelgemälde das Licht des gegenwärtigen Tags auf die alte Leinwand fällt. Man schreibt jetzt glücklicherweise nicht mehr Biographie wie ehedem, als es genügte die eine Persönlichkeit ohne viel Rücksicht auf Umgebung und Zeitgeschichte denken und handeln zu lassen; und auf der anderen Seite dünkt uns die Historie einer Epoche ungenießbar, in welcher nicht aus der Kette von Thatsachen lebensvolle Gestalten hervortreten. Wir verlangen eben wahre Porträts und wirkliche Historienmalerei und bedienen uns gleichsam als Farben der möglich sichersten Documente, wo sie vorhanden, namentlich der eigenen Schriften der Handelnden und der Berichte von Augenzeugen. Bedarf es da irgend welcher Rechtfertigung, wenn ich unter solchen Gesichtspunkten einen Helden hervorziehe, der vielen noch immer eher im Fabelreich als in der greifbaren Geschichte zu wandeln scheint, und doch in einem gewaltigen, vor unseren Augen immer plastischer werdenden Zeitalter, unter einer großartigen Menge kolossaler Menschen wahrhaftig nicht der geringste gewesen ist.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst den Hintergrund, aus welchem diese Erscheinung hervortritt. Erst in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts tauchen Begriff und Name von Hispanien wieder auf, die einst in den letzten Römertagen zu Grunde gegangen. Das Mittelalter hatte die Geschicke der Peninsula seltsam zerklüftet. Asiatisch-afrikanische Völker hatten sich dieses Promontoriums Europas bemächtigt und ihren Glauben, den Islam, zum herrschenden gemacht. Sie hatten dort eine Kultur gestiftet, sehr abweichend von der europäischen, ihr in vielen Stücken überlegen. Jahrhunderte lang fochten die Reste romanisch-christlichen Wesens um ihre Existenz, bis sie sich langsam, aber stetig zur Rückeroberung des alten Eigenthums erhoben. Merkwürdig, wie da von Anfang an ritterliche Romantik und orthodoxer Glaubenseifer eng verbunden als die beiden vornehmsten Triebräder wirken, bis die Herrschaft der Mauren bis auf den südlichen Küstensaum des fast meerumschlungenen Landes zurückgedrängt wird, und wie beide Momente seitdem der Geschichte von Land und Volk ihr Gepräge aufgedrückt haben. Sie wirkten längst nach Innen und nach Außen. Drinnen wucherten, gefördert durch die Zersplitterung in mehrere christliche Königreiche, die allmälich jedoch in drei staatliche Gruppen zusammenwuchsen, fast unbändige feudale Zustände, so daß nur geringe Hoffnung auf eine großartige politische Unabhängigkeit genährt wurde. Weder die so viel gerühmte, das Königthum tief in den Staub ziehende Verfassung von Aragon, noch der stolze Aristokratismus castilianischer Granden und Hidalgos kam Land und Leuten oder gar der Machtstellung der Nation zu Gute. Nach Außen verfolgte Portugal zuerst den zurückweichenden Halbmond auf afrikanischen Boden; hier zuerst wurden die von feurigem Glaubenshaß beseelten Kreuzzüge des den Templern entsprossenen Christusordens zu Entdeckungsfahrten an unbekannten Gestaden. In Heinrich dem Seefahrer personificiren sich beide Erscheinungen, der mit dem Kreuz geschmückte Glaubensheld und der Entdecker. Sein Beispiel zündete auch in den Nachbarländern.

Allein diese Wirkung nationaler Kräfte über die natürlichen Grenzen hinaus und die fortdauernde Zersplitterung in der Heimath hätten sich nothwendig aufgerieben, wäre nicht die erstarkte Monarchie zu Hülfe gekommen. Der Ehebund zwischen Aragon und Castilien, zwischen Ferdinand und Isabella sprengt in einem wilden Bürgerkriege den Widerstand feudaler Gewalten auseinander, und grollend müssen sich grandes und ricos hombres vor den beiden hauptsächlich mit Städten und niederem Adel verbündeten katholischen Königen beugen. Diese aber haben es verstanden die längst gestählten Kräfte ihrer Völker unmittelbar darauf zu einer schwungvollen Erhebung zusammenzufassen, um die Reste arabischer Herrschaft von europäischem Boden vollends hinwegzuräumen. Jetzt erst ziehen Reiter und Fußtruppen unter dem Feldgeschrei Santiago España! in den Kampf: zu Anfang 1492 flattern die vereinten Banner von Castilien, Leon und Aragon auf den köstlichen Zinnen der Alhambra. Aber noch aus dem Feldlager in der Vega von Granada haben die beiden Herrscher jene welthistorische Vollmacht an Christoph Columbus ausgefertigt, mit der sie den Glaubenskrieg jenseits des Meeres fortzuführen meinten und einem der genialsten Köpfe der Geschichte zur Entdeckung einer neuen Welt verhalfen. Seitdem laufen mehrere Menschenalter hindurch Consolidation der Herrschaft im Innern und wunderbare Ausbreitung der Colonialmacht Hand in Hand mit einander.

Allein tödtlich giftige Keime schlummerten längst in dieser Entwicklung. Was ist es, fragen wir, das uns die innere Geschichte Spaniens gegenüber seiner gebieterischen Theilnahme an den europäischen Dingen und den ihm gehörenden blendenden Goldländern jenseits des atlantischen Oceans fast vergessen läßt? Warum erscheint hier nicht das Heimathland wie einst bei den alten Hellenen, wie in holländischer und vor allem in englischer Geschichte gleich einer stattlich schönen Mutter, umgeben von reizenden Töchtern? Warum mußten beide, Mutter- und Tochterland, so heillos verkommen? Die Antwort sucht mit Recht nach politischen und religiösen Gründen. Die absolute Monarchie erstickte zugleich mit den schädlichen Elementen des Feudalismus auch die unentbehrliche Lebenskraft nationaler ständischer Grundlagen; und der orthodoxe Kreuzzugseifer versetzte sich mit blinder habgieriger Bekehrungswuth, sobald ihm Millionen von Gold und Sklaven in den Wurf kamen. Auf Beides gestützt meinte die Krone im erbitterten Kampfe mit dem protestantischen Europa obsiegen zu können. Habsburgische Despotie und Bigotterie verfolgten blindlings diesen einen Zweck und traten damit die edlen Geistesfunken einer vortrefflich angelegten Nationalität aus. Es war zu spät, als diese selber das Uebel zu erkennen begann. Da erscheint literarisch kein Zeitalter des Cervantes wieder, da wurzelt die Nationalgeschichte im Treiben der Camarilla und der Beichtväter, da gehen endlich die herrlichen Colonien, nachdem sie schauderhaft bewirthschaftet worden, bis auf wenige, kaum noch zu haltende Reste verloren.

Es ist nun an der schmalen, schicksalsvollen Grenzscheide zwischen dem zu kurzer Glorie emporsteigenden Castilien und dem von Philipp II. zu Grunde gerichteten Spanien, daß Cortes unter den Actoren der großen Bühne auftritt und, wie es nicht anders sein kann, auch seinerseits von dem Trefflichen und Verwerflichen der vorhergehenden wie der nachfolgenden Periode das Wesentlichste mit sich bringt. Wie bei allen berühmten Männern wünscht man auch hier die frühen Keime der Größe im Jugendalter zu entdecken. Hernando Cortes war im Jahre 1485 zu Medellin in Estremadura geboren. Der Vater, Don Martin Cortes von Monroy, die Mutter aus dem Geschlechte der Pizarro waren ritterlicher Herkunft, aber ohne Vermögen, damals eben keine Seltenheit in ihrem überaus zahlreich durch Castilien verbreiteten Stande. Die heimathliche Provinz unfern der portugiesischen Grenze galt als ein rauhes, wenig kultivirtes Bergland, dessen vornehmster Reichthum in den Waldungen und der Eichelmast bestand. Sitten und Geistesart der Bewohner harmonirten mit dem Boden. Der kleine Hernando soll ein schwächliches Kind und mehrmals dem Tode nahe gewesen sein. Wahrscheinlich mit Rücksicht auf seine Gesundheit hatte ihn der Vater für eine gelehrte Profession bestimmt und schickte ihn, als er kaum das vierzehnte Jahr vollendete, nach Salamanca auf die Universität. Dort trieb er Latein und vielleicht auch Griechisch, um sich zum Baccalaureus des Rechts auszubilden, versuchte sich wohl auch in der Verskunst, scheint aber einige sprachliche Kenntnisse abgerechnet nicht eben viel profitirt, vielmehr schon andere unnütze Dinge getrieben zu haben. Nach zwei Jahren trifft er zur Verwunderung des Vaters ungeladen im elterlichen Hause ein. Ich weiß nicht, ob er vielleicht mit Heine gesungen:

> Ach, Sennora, Ahnung sagt mir,
> Einst wird man mich relegiren,
> Auf den Wällen Salamancas
> Gehn wir nimmermehr spazieren.

Jedenfalls schlug, als er an Körper und Geist erstarkte, sein Leben eine solche Tonart an, denn durch verschiedene tolle Streiche hat er den Eltern und sich selber Aerger genug bereitet. Aber sein Sinn stand bereits dahin, wo castilische Waffen und Abenteuerlust Ruhm und Befriedigung fanden. Gleich hundert anderen jungen Edelleuten, die wenig mehr als Mantel und Degen besaßen, trieb es ihn hinweg aus der heimathlichen Dürftigkeit. Nur schwankte er noch, ob er unter dem großen Capitän Gonsalvo de Cordova, der sich eben in Neapel so glänzend mit den Franzosen raufte, Dienste nehmen, oder sich einer Expedition nach den kaum entdeckten westindischen Inseln anschließen sollte, von wo immer fabelhaftere Berichte einliefen. Endlich reifte der Entschluß, den zum Statthalter in San Domingo ernannten Nicolaus de Ovando, einen Landsmann aus Estremadura zu begleiten, — da wollte der junge Abenteurer eines Abends einer Dame ins Fenster klettern, brach mit einer morschen Mauer zusammen und quetschte sich so arg, daß er längere Zeit liegen mußte, jene Expedition aber mittlerweile in See ging. Was in aller Welt machte er sich auch noch mit solchen Expeditionen zu schaffen, wenn ihm schon ganz andere Unternehmungen im Kopfe stacken. Nach seiner Wiederherstellung hat sich Cortes nach Valencia begeben in der Absicht den Kriegsschauplatz in Italien zu erreichen; aber seine armseligen Umstände scheinen verhindert zu haben, daß dieser kühne Wagehals in Europa Carriere gemacht hat. Nach einem Jahre finden wir ihn nochmals in Medellin, der Vater giebt ihm seinen Segen und einen kleinen Zehrpfennig auf die Reise, und 1504 schifft er sich endlich nach San Domingo ein. Es wird erzählt, daß er bei der Ueberfahrt schon in Sturm und Schiffbruch die bewundernswürdigste Unerschrockenheit bewiesen. Jedenfalls nahmen ihn die Behörden bei der Ankunft gut auf. Als ihm jedoch erklärt wurde, man werde ihm gern ein Stück Land verleihen, da erwiderte er mit nationalem Hochmuth und charakteristischer Gewinnsucht: „Ich bin gekommen um Gold zu finden, nicht aber einem Bauern gleich das Feld zu bestellen.“ Nichtsdestoweniger ließ er sich herbei auf Grund des aus den Eroberungskriegen wider die Mauren entnommenen wilden Lehnssystems eine encomienda von Land und indianischen Sklaven anzunehmen und als Notar in einer Pflanzung zu fungiren. Aber der junge Mensch von zwanzig Jahren fand kein Vergnügen an so gesetzter Beschäftigung; der scheußliche Vernichtungskampf mit den unglückseligen Eingeborenen, wiederholte Liebesintrigen, Duelle und Händel aller Art hatten weit mehr Anziehung für ihn. So muß man sich nicht wundern, wenn er sich im Jahre 1511 der Unternehmung anschließt, die unter dem Befehle des Diego de Velasquez die Insel Cuba vollends unter die spanische Herrschaft bringen sollte. Er hat nach Kräften zu dem raschen Erfolge beigetragen und dafür auch seinen Lohn in einer reichlichen Belehnung erhalten. Ja, damals in der vollen Blüthe männlicher Schönheit stehend, hatte er sich der besonderen Gunst seines Vorgesetzten zu erfreuen, der nicht anstand ihn zum Sekretär, zu seiner rechten Hand zu machen. Sein edles, sehr einnehmendes Antlitz, sein äußerst gewandter Körper und eine unverwüstliche Laune gewannen ihm leicht die Herzen derer, mit denen er in Berührung kam. Da brachte ihn, wie es scheint, zunächst eine Liebesgeschichte in Conflict mit Valasquez. Er hatte einer jungen Schutzbefohlenen desselben, Catalina de Xuarez, den Hof gemacht, deren Schönheit viel lockender geschildert wird als ihr Adel oder ihre Erbschaft. Der Hergang ist nicht ganz klar. Cortes wünschte, so scheint es, von einem Eheversprechen loszukommen, indem er sich zugleich in das fast hochverrätherische Treiben einer Anzahl Mißvergnügter eingelassen, wie es damals bei den gährenden Zuständen in den jungen Colonien keinem einzigen Gouverneur erspart wurde. Es wird erzählt, daß der unruhige Geist als Theilnehmer des Complots ertappt, ein oder gar zweimal in Ketten geworfen worden, in abenteuerlicher Weise entsprungen und wieder ergriffen worden sei, daß sein Leben bereits unter dem Galgen gestanden. Da finden wir ihn noch einmal mit dem Gouverneur ausgesöhnt. Er heirathet die Catalina und hat hernachmals selber geäußert, nunmehr an dem ruhigen häuslichen Leben sein Gefallen gefunden zu haben. Wenigstens bewirthschaftete er für eine Weile seine Ländereien und Gruben und bewährte in Kurzem das tüchtige Zeug, das in ihm stack, indem er namentlich mit der Einführung von Zuchtthieren erfolgreich experimentirte. In seinem drei und dreißigsten Jahre galt er bereits für einen Mann, der sein Glück gemacht; auch hatte Velasquez, dem es sicher nicht an gutmüthigem Vertrauen gebrach, ihn zum Alcalden von Santiago ernannt.

In diesem Augenblick — es war im Jahre 1518 — lief die aufregende Kunde von der Entdeckungsfahrt ein, welche Grijalva an den Küsten des zunächst gelegenen Festlands unternommen. Man erfuhr von der Existenz eines fabelhaft reichen Goldlandes, in welchem eine dichte Bevölkerung hauste, von deren Tapferkeit, Civilisation und schauerlicher Religion die erste, fieberhaft zündende Nachricht unter die Castilianer schlug. Da galt es sich zu beeilen um noch Näheres in Erfahrung zu bringen und der Erste zu sein, der mit jener Nation angeknüpft. Velasquez warf sein Augenmerk auf Cortes, der Beides in sich vereinte, die Entschlossenheit, die zum Commando einer Armada erforderlich, und das Vermögen durch Vorschüsse zu dem Unternehmen beizusteuern. Und bei ihm selber bedurfte es kaum einer Anregung: das gerade war das Lebensziel, nach dem er ahnungsvoll so lange gestrebt. Nunmehr streifte er alle Schlacken der Vergangenheit ab und erhob sich mit einem Schritt zu der ganzen Größe, die längst in ihm geschlummert. Persönlich trieb es ihn auf dem von einigen früheren Exploratoren vorgezeichneten Pfade den eigenen Golddurst zu stillen und unsterblichen Ruhm zu ernten; seine Instruction sagte die übrigen nationalen Zwecke aus, die Eröffnung großartiger Handelsverbindungen, die Ausbreitung der Herrschaft Karls von Spanien und die Aufrichtung des Kreuzes unter den Heiden der neuen Welt. Mit Leib und Seele warf er sich in die Ausrüstung, Alles, was er nur hatte, wurde aufgewandt, eine Anzahl Schiffe segelfertig zu machen und eine abenteuerlustige Bande anzuwerben. Da kam es noch einmal zu Mißhelligkeiten mit dem Gouverneur.

Cortes hatte sich doch durch sein hochfahrendes Wesen oder seine Talente eine Menge Neider und Gegner erweckt, denen es nicht eben schwer wurde den alten Groll des Velasquez wieder anzufachen, indem sie ihm die möglichen Folgen vorhielten, welche die Einsetzung eines so gefährlichen Menschen zum Commandanten einer Expedition haben könne, deren Resultate gar nicht abzusehen seien. Der Statthalter faßte bald den Gedanken die bereits ertheilte Vollmacht zu widerrufen. Es kann keine Frage sein, daß er durchaus dazu berechtigt war, aber er irrte sich doch gewaltig in dem Manne, mit welchem er zu thun hatte. Der durchschaute längst das Leben und Treiben der Conquistadoren in den vom Mutterlande fern abgelegenen, über alle Begriffe leichtsinnig administrirten Pflanzstaaten. Cortes wußte sehr wohl, daß Valasquez selber nur der Statthalter eines Statthalters von San Domingo war, und daß die oberste Behörde in Sevilla dem erblichen Admiral Don Diego Columbus neuerdings noch andere Autoritäten an die Seite gesetzt; er wußte, wie wenig überhaupt in Indien von consolidirter Gewalt die Rede sein konnte. So schwankte er denn keinen Augenblick zur Befriedigung seines Ehrgeizes sich selber das Factionswesen zu Nutz zu machen. Außerdem wollte er doch auch seinen Aufwand nicht fahren lassen; alle seine Habe, hohe Anleihen, die er gegen den Credit seiner Commission erhoben, hatte er in Schiffe und Mannschaft gesteckt. Wie bei Cäsar, dem viele Anlagen des Mannes ähnelten, liebte er die Intrige; gleich dem großen Römer war auch ihm Ausgeben und Verschwenden geradezu Bedürfniß. So kettete ihn ein doppelt und dreifaches Interesse an die Durchführung seines Vorhabens. Außerdem spornten die Nachrichten, welche der rückkehrende Grijalva eben selber heimbrachte, und die täglich steigende Erbitterung, welche Velasquez, aus einer anderen Gegend Spaniens stammend, gegen den Estremadurer gefaßt, dessen Provinz überall herkömmlich mit Verachtung tractirt wurde. Es war die höchste Zeit zu handeln, ehe es zu spät wurde; so nahm denn der Abenteurer die goldene Kette vom Halse, das letzte Zahlungsmittel, um damit den Metzger von Santiago zu befriedigen, dem er für seine Schiffe das vorräthige Vieh abgekauft hatte, mit welchem die Hauptstadt versorgt werden sollte. Donna Catalina, sein Weib, schaffte eilig Backwerk und andere Leckerbissen für den Gatten an Bord; Seeleute und Soldaten waren angewiesen auf das erste Trompetensignal sich einzufinden. Cortes selber aber hatte nach dem unzweifelhaften Zeugnisse eines Anwesenden die fast unglaubliche Dreistigkeit sich in aller gravitätätischen Form bei dem zu verabschieden, der ihn festhalten wollte, an der Spitze seines Gefolges die Messe zu besuchen und darauf am 18. November 1518 von Santiago auszulaufen. An seinem Maste flatterte eine schwarze Fahne mit rothem Kreuze, in dessen Winkeln weiße und blaue Flämmchen; darüber die alte hoffnungsvolle Devise Constantins des Großen: in diesem Zeichen wollen wir siegen. Indeß war die Rüstung noch keineswegs vollendet; in Trinidad, in Havanna lief man noch einmal an. Beiderwärts hatte der Alcalde den Befehl auf den Empörer zu fahnden, der seine Treue gebrochen und mit dem Eigenthum des Gouverneurs durchgegangen. Umsonst. Der Zauber von Cortes' Persönlichkeit, der vornehmlich darin bestand stets die Würde des Anführers zu wahren und dabei doch der Gefährte und Vertraute seiner Umgebung zu bleiben, gewann sogar die von Velasquez abgefertigten Boten sich seinem Beginnen anzuschließen. Endlich am 19. Februar 1519 wurden die Anker zum letzten Male gelichtet mit dem vollen Bewußtsein, entweder durch die That des Ungehorsams alle Fäden der Verbindung mit den heimathlichen Autoritäten zerrissen zu haben oder durch ein kolossales Resultat eine jede Anklage verstummen zu machen.

Vergegenwärtigen wir uns kurz die Mittel und die Leute, mit denen der tollkühne Mann ans Werk ging. Auf eilf Schiffen hatte er 550 Spanier zusammen gebracht, meist verwegene, wagehalsige Gesellen, den Auswurf ihres Vaterlandes; ferner zwei bis dreihundert Indianer nebst einigen Weibern für die Arbeit; vor allen aber fünfzehn Pferde, deren Bedeutung bei den ersten amerikanischen Eroberungen gar nicht hoch genug anzuschlagen war, so daß man sich nicht zu verwundern hat, wenn die Beschreibung eines jeden Thiers sich erhalten und beinah genauer ausgefallen ist als die der Mannschaft. Auch einige Geschütze von Erz und mehrere Falconets und Handgewehre haben durch ihre Dienste die Bedeutung der kleinen Bande wenigstens verhundertfacht. Indeß gab es unter letzterer doch auch einige nennenswerthe Männer, Edelleute, zwar ohne Habe, aber eben darum desto kecker; mehrere von ihnen und namentlich Don Pedro de Alvarado, der als Lieutenant fungirte, hatten schon die Fahrten des Fernandez de Cordova und des Grijalva mitgemacht. Auch einige Estremeñer, besondere Vertraute ihres Landsmannes, hatten sich ihm angeschlossen. Endlich darf der berühmte Pilot, der den Columbus auf seiner letzten Fahrt begleitet hatte, Antonio Alaminos nicht übergangen werden. Man sieht, wie der Führer nicht ohne Berechnung seine Leute ausgehoben und wie diese mit der vollen Ueberzeugung unter sein Banner eilten, er sei der Mann etwas Großes zu vollbringen.

Halten wir einen Augenblick inne um doch auch Einiges über die Gewährsmänner zu vernehmen, deren Aufzeichnung das Gedächtniß der wunderbarsten Thaten bewahrt hat. Ganz abgesehen von einer Menge umfangreicher Schriften, die zum Theil schon in den nächst folgenden Generationen entstanden, kann es uns nur um zwei Autoren zu thun sein. Der eine, Gomara, war in späteren Tagen der Hauskaplan des Cortes, sammelte seine Nachrichten aus dessen Aeußerungen und publicirte sein knapp und gut geschriebenes Buch wenige Jahre nach dem Tode desselben. Allein die Darstellung steht doch den Hauptereignissen zu fern und ist eine bewußt zurechtgemachte. Hieraus und aus der, so vielen Biographien anklebenden Vergötterung des Helden entspringt eine große Zahl von Ungenauigkeiten. Das andere Werk ist in unmittelbarem Gegensatz wider jenes entstanden und hat den Zweck einen Theil des Ruhms der übrigen tapferen Begleitung des Feldherrn zu vindiciren. Sein Verfasser war ein höchst eigenthümlicher Mensch, im Grunde ein gemeiner Soldat, Bernal Diaz del Castillo geheißen, aus Altcastilien, der als Theilnehmer an den beiden früheren Expeditionen sich besonders erwartungsvoll dieser dritten angeschlossen und seitdem mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Treue, Biederkeit und Tapferkeit alle Fährlichkeiten des verwegenen Unternehmens mitgemacht und

bei entscheidenden Momenten selbst eine hervorragende Rolle gespielt hat. So berechtigt auch sein Verlangen die Ansprüche seiner Genossen zur Geltung zu bringen, so unvergleichlich auch die derbe Natürlichkeit, mit welcher er den Leser mitten in das Leben, in die oft enthusiastischen, oft meuterischen Gedanken des gemeinen Soldaten versetzt, so blickt er doch voll Bewunderung zu dem Anführer empor, dessen unwiderstehliche Größe ihn fast als Halbgott erscheinen läßt. Geht ihm dann bisweilen die Keckheit desselben zu weit, so unterdrückt er beim Anblick des Erfolges doch kaum den Ausruf des höchsten Erstaunens: er ist doch ein ganz verwünschter Kerl! Später freilich, als nach der Eroberung geordnete Zustände hergestellt und die Mannschaft namentlich durch Landverleihung oder Geld belohnt werden soll, da hat sich Diaz in seinem und seiner Kameraden Namen auch vielfach über die Kargheit und Ungerechtigkeit ihres Feldherrn beschwert. Aber er ist trotz alledem doch niemals von ihm abgewichen, hat stets ohne Widerrede gehorcht und sich überhaupt als ein rauhes, aber durchaus lauteres Muster des noch unverfälschten altspanischen Wesens erwiesen. In späteren Tagen, die bis an die neunzig Jahre gereicht haben müssen, lebt er ziemlich sorgenlos in seiner kleinen Ansiedelung, kommt zweimal auch nach Spanien zurück und füllt seine Muße mit den Geschäften seines kleinen Amts und dann vornehmlich mit der Abfassung seiner überaus anziehenden Schilderung der Eroberung, die trotz so manchen gerechten Tadels denn doch zur echtesten Huldigung und durch treuherzige Wahrheit fast photographisch genauen Charakterisirung des großen Feldherrn und seiner Thaten wird. Das Buch, erst 1632 aus der Verborgenheit hervorgezogen und uns Deutschen durch eine treffliche Uebersetzung zugänglich, verdient in spanischer Literatur fast seine Stelle neben dem Don Quixote. Von des Cervantes unvergleichlicher Kunst ist freilich keine Spur darin zu entdecken, aber der Stoff der Wirklichkeit, fast mährchenhafter noch als die Dichtung vom sinnreichen Ritter, und die naive Sprache und Auffassung des gesunden gemeinen Lebens üben unwiderstehlichen Zauber auf den Leser. Als Ideal schwebt aber hoch darüber Spaniens Größe in einer Persönlichkeit wie der seines größten transatlantischen Helden und in jenem reinen, glaubensfrohen Katholicismus, der auch den edlen Ritter aus der Mancha so liebenswürdig macht. Freilich hat der alte Soldat, der mit Nichten an Hülfe und Erscheinung der Heiligen zweifelt, auch wieder sein Bedenken, als er bei Gomara gelesen, Santiago sei in einer Schlacht auf weißem Rosse den Spaniern vorauf gezogen. „Ich bin doch dabei gewesen“, sagt er, „aber ein armer Sünder wie ich mag nicht werth befunden sein den Heiligen zu erblicken.“

Die merkwürdigsten Urkunden indeß über die großen Hergänge sind mehrere noch erhaltene Berichte aus Cortes' Feder an den Kaiser. Man darf sie wohl mit Cäsars Commentaren vergleichen, nur fehlt ihnen natürlich die glatte, erst in Mußestunden abgefeilte äußere Vollendung. Auf der anderen Seite haben sie wenig mit napoleonischen Bulletins gemein, so sehr auch ihrem Verfasser darum zu thun war die Aufmerksamkeit der alten Welt für sich zu gewinnen. Eine ungemein praktische Anschauung, die besonders auch nationalökonomische Punkte ins Auge zu fassen weiß, siegt über alle Regungen der Phantasie und trifft, obwohl wenig literarisch erzogen, doch meist den passenden, glücklichen Ausdruck. Diese Relationen haben denn auch bei ihrem Eintreffen in Europa gewaltigen Lärm gemacht, sind aus den Pressen unserer oberländischen Reichsstädte sofort in lateinischen und deutschen Uebersetzungen hervorgegangen und mit Illustrationen damaliger Kunst versehen worden. Auf die wenigen erhaltenen echten Exemplare oder die Auffindung eines noch vermißten Berichts bieten nordamerikanische Bibliomanen in unseren Tagen die unglaublichsten Preise.

Doch zur Sache. Man landete zuerst an einer kleinen Insel an der Küste von Yucatan, Cozumel mit Namen. Das Gerücht war längst zu Ohren gekommen, daß dort bei einer Fahrt vor acht Jahren einige Spanier verloren gegangen und noch am Leben seien. Und in der That glückte es, einen von ihnen, Geronimo de Aguilar, wieder aufzufinden, der nach so langem Leben unter den Eingeborenen nunmehr treffliche Dienste als Dolmetsch leisten konnte. Dann ging es weiter die Küste entlang nach Norden, wo nach zwei hartnäckigen Kämpfen zunächst das Volk von Tabasco zur Unterwerfung gezwungen wurde. Unter dem Tribut befanden sich auch zwanzig junge Mädchen und unter diesen eine, deren hübsche Erscheinung, gescheutes Wesen und tadellose Treue dem Eroberer namhafte Dienste leisten sollten. Sie war von vornehmer Herkunft aus einer mexikanischen Provinz, aber aus der Heimath an fremde Stämme verkauft worden. Jetzt tauften sie die Spanier, und Marina wurde der treuste und einflußreichste Interpret und Diplomat, aber auch die Geliebte ihres Herrn. Als die Schiffe dann am Gestade von San Juan de Ulloa weiter segelten und die alten Kameraden Cordova's und Grijalva's die Berge und Wälder, Buchten und Flüsse wieder erkannten, da citirte einer von ihnen mit Anspielung auf Cortes ganz in der Weise des ritterlich-poetischen Spaniens eine Strophe der alten Romanzen aus dem Sagenkreise Karls des Großen:

„Sieh dort Frankreich, Montesinos,
Sieh die edle Stadt Paris,
Sieh die Wogen des Duero,
Wie er sich ins Meer ergießt.“

Und der Capitän griff es geschickt auf, indem er sagte: „Gott sei uns nur gnädig in der Schlacht, wie er es dem Paladin Don Roldan gewesen; im Uebrigen weiß ich, was ich zu thun habe, da Hauptleute wie Ihr und andere Cavaliere bei mir sind.“

Es war nun an dieser Stelle, daß die Spanier zuerst bestimmtere Erkundigungen über das große Reich von Mexiko und seinen König Montezuma einzogen. Argwöhnisch waren die Bevollmächtigten desselben längst den Bewegungen der weißen Leute auf ihren gewaltigen Schiffen gefolgt, jetzt faßten sie sich ein Herz sie um Rechenschaft zu fragen über ihr Beginnen in fremdem Lande. Cortes erklärte, er komme im Auftrage seines Herrn, Don Carlos von Oesterreich, des Monarchen des Ostens, und müsse ihrem Fürsten seine Aufwartung machen. Erschrocken erwiderten die Boten, das ginge nun und nimmermehr, gaben köstliche Gastgeschenke und notirten in geschickter und zierlicher Bilderschrift alles Seltsame und Ungewohnte, was sie an den fremden Männern wahrnahmen. Es war die erste Begegnung zwischen dem aztekischen Kulturstaate, dem vornehmsten Repräsentanten des neuentdeckten Continents, und der europäisch-christlichen Civilisation. Gleich allen ihre Bildung für abgeschlossen haltenden, aber noch tief in Barbarei steckenden Völkern, wie heutigen Tags die Chinesen gegenüber den Briten und Amerikanern, vermeinten auch die Mexikaner sich argwöhnisch gegen alle Einflüsse von Außen absperren zu können. Der europäische Conquistador hingegen bestand auf das Recht der Gesandtschaft und führte dadurch selber den Conflikt herbei, den wir noch jüngst in Ostasien erlebt haben. Beim Zusammentreffen so heterogener Elemente scheint nur der Weg der Gewalt zum Ziele zu führen. Es wäre hier nun wohl der Ort uns die Herkunft, die Einrichtungen und die Ideen der Mexikaner zu veranschaulichen, doch muß es genügen auf das, was sich dem schöpferisch vorwärts drängenden Geiste des Cortes entgegenstellt, gelegentlich einen Blick zu werfen.

Er war nicht um die Mittel verlegen, seinen übrigen Vortheilen erfinderisch zu Hülfe zu kommen. Vor den erstaunten Dienern Montezuma's ließ er die Reiter aufsitzen und das Fußvolk zusammentreten, und während beide auf dem festen Küstensande einen Angriff fingirten, seine scharf geladenen Stücke gegen die nächsten Hügel abfeuern. Da hatten jene denn voll Staunen und Schreck Wunderdinge genug zu berichten von den fabelhaften Ungethümen, die sie einhersprengen gesehen, von dem Donner und der Verwüstung, welche diese Teules, Götter und nicht Menschen, in ihrer Gewalt hätten.

Cortes erfuhr dann noch, daß der große König sehr reich an Gold sei, und machte dabei im Uebermuth die nur allzu wahre Bemerkung: „Gut, dann soll er es uns senden, denn ich und meine Gefährten haben ein Gebrechen, eine Krankheit des Herzens, die nur durch Gold geheilt werden kann.“ Die Boten gingen und kamen wieder mit den wundervollsten Gaben, großen Sonnen und ähnlichen Dingen, aber auch mit der bestimmten Erklärung, daß von einem Besuche bei Hofe durchaus nicht die Rede seine könne. Eine noch vornehmere Gesandtschaft trat noch schroffer auf, zumal als der fremde Anführer die Dreistigkeit hatte vor ihren Augen Messe zu halten und sie dann einzuladen ihren Götzen abzuschwören. Die Spannung schärfte sich bis zu einem förmlichen diplomatischen Bruch.

Es war in der That ein kritischer Moment für das kleine Heer. Das große volkreiche Land und seine kriegerischen Bewohner, von denen man so eben einen keineswegs ungünstigen Eindruck gewann, erregten doch ernste Besorgniß, zumal unter den Leuten, die einst vom Velasquez zum Cortes übergetreten; ungestüm forderten sie von diesem die Rückkehr nach Cuba. Aber konnte er nur daran denken dort in das gewisse Verderben zu rennen, sich von der Scylla in die Charybdis zu stürzen? Eine Gegenbewegung unter den Abenteurern und beutelustigen Gesellen kam seinen Gedanken zu Hülfe. „Einst nach Mitternacht“, so erzählt der ehrliche Diaz, „kamen drei Kameraden in mein Zelt und sagten: Kommt, Señor Bernal, nehmt Eure Waffen und laßt uns den Cortes begleiten, welcher eben die Runde macht. Wir gingen; und nach einer kleinen Strecke sagten sie: Seht, Señor, wir wollten Euch ein wichtiges Geheimniß anvertrauen, das die in der Hütte nicht hören dürfen, da sie von der Partei des Diego Velasquez sind. Scheint es Euch billig, daß Hernando Cortes uns unter der Vorspiegelung hierher geführt eine Niederlassung zu begründen, und daß er nur die Vollmacht Handel zu treiben haben soll? Wie würde es uns ergehen, wenn wir jetzt nach Cuba heimkehren wollten?“ Kurz, man berührte den Kernpunkt des Dilemma: Beharren bei der Expedition oder Unterwerfung; und diese Soldaten, fast wie eine kleine demokratische Gemeine, beschlossen in jener Nacht, sich im Namen Seiner Majestät König Karls, der in Deutschland fast um dieselbe Stunde Kaiser wurde, für unabhängig zu erklären, den Cortes aber zu ihrem Generalcapitän auszurufen. Da ließ dieser listig den Befehl zur Rückkehr ergehen, und auf der Stelle erklärte sich die große Majorität des Lagers wider die Wenigen, die darnach geschrieen hatten. Dann schritt man als Ausdruck des abgeänderten Plans der Expedition sofort zur Anlage einer Colonie, Villa rica de Vera Cruz, die zugleich als Stützpunkt militärischer Operationen nach Innen und als Mauer gegen einen Angriff von Cuba aus gelten konnte. Commandant und Civilbehörden wurden im Namen Karls V. eingesetzt, und vor ihnen erschien Cortes entblößten Haupts um seine Commission in ihre Hände zu legen. Eine neue Vollmacht wird ausgefertigt, und Tags darauf wartet Alles beim Generalcapitän zum Handkuß auf — eine Farce, die vom Feldherrn und seinen Untergebenen mit großer Gravität durchgespielt wurde. Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß eben jetzt der Cazik von Cempoala ein Freundschaftsbündniß anbot, indem er offenbar an den Fremdlingen eine Stütze wider den Oberherrn in Mexiko zu erhalten hoffte. Begierig griff Cortes zu, während er gleichzeitig Nichts unterließ, sich auch gegen Velasquez den Rücken zu decken. Er verfaßte seinen ersten Bericht an den Kaiser, der leider verloren gegangen, aber durch ein Schreiben der neuen Behörden von Vera Cruz gewissermaßen ergänzt wird. Darin wurde der ganze Hergang seit dem Aufbruch von Santiago, die Differenz mit dem Gouverneur, die glänzenden Aussichten der Expedition auseinander gesetzt. Zwei zu Alcalden ernannte Getreue Puertocarrero und Montejo erhielten ein Schiff angewiesen um diese Documente nebst reichen mexikanischen Geschenken nach Spanien zu bringen; doch erlangten sie nicht eben viel, da der Kaiser gerade in Deutschland abwesend war und die vorgesetzte Behörde eine solche Gesandtschaft nicht anerkennen wollte.

Für Cortes aber drängten sich die Ereignisse; er selbst hatte längst Alles auf's Spiel gesetzt; er mußte die Seinigen zwingen ein Gleiches zu thun. Kaum war jenes Schiff gesegelt, so kam er einer Verschwörung unter mehreren seiner Leute auf die Spur, welche nach Cuba entkommen, dem Gouverneur Alles anzeigen und jene Sendboten auf dem Meere möglichst absangen wollten. Er zauderte nicht, ließ zwei der Rädelsführer hängen und beschloß dann in Uebereinstimmung mit denen, die bereit waren überall zu folgen, seine Schiffe zu zerstören. Eine That der verwegensten Kühnheit, die ihm kaum geringeren Anspruch auf Unsterblichkeit erworben zu haben scheint als Cäsars Marsch über den Rubicon oder Bonapartes Schalten in Egypten, nachdem ihn die Seeschlacht von Abukir seiner Schiffe beraubt. Nun galt für alle, mochten sie wollen oder nicht, nur die eine Losung: Nur vorwärts und nimmer rückwärts.

Mit welcher Sicherheit griff der kühne Mensch dann weiter um sich. Mehrere Steuerempfänger Montezuma's, die ins Land gekommen, fielen in seine Hände. Einige schickte er heim mit einer freundlichen Botschaft an ihren Herrn, die anderen schützte er vor der Wuth der Indianer von Cempoala. An diesen machte er das erste Experiment sie mit Gewalt dem Christenthume und der spanischen Herrschaft zu unterwerfen. Nachdem er sich durch List des Caziken und seiner Umgebung bemächtigt, wurde der von Menschenblut triefende Tempel gereinigt, die Götzenbilder gestürzt und das Kreuz aufgepflanzt. Statt der schwarzen Gewänder mußten die Priester weiße anlegen, mußten lernen aus Wachs Kerzen zu machen und sie vor dem Altar anzuzünden. Am 16. August schon brach man nach dem Inlande auf um, wie der Soldat sagte, zu sehen, was für ein Ding denn jener Montezuma sei. Hatte Cortes doch dem Kaiser geschrieben, er wolle ihm denselben todt oder lebendig schaffen. Nach Hinterlassung einer Garnison von 150 Mann waren es wenig mehr als 400 Spanier mit einem Troß von etwa 2000 unzuverlässigen Indianern, die sich anschickten ein von Millionen bevölkertes Land zu unterwersen, das noch kein europäischer Fuß betreten hatte.

Der Marsch richtete sich zunächst gegen die kleine Republik Tlascala, über welche Cortes schon so merkwürdige Dinge vernommen. Er vergleicht ihre Einrichtungen mit denen von Genua oder Pisa und berichtet, daß die Einwohner dem aztekischen Reiche zinspflichtig geworden, sich nur schwer in diese Unterordnung finden, aber durch große Tapferkeit glänzen. Wie, wenn es ihm gelänge solche Leute zu Bundesgenossen zu erwerben. Allein seine Anträge, in einem förmlichen Senat berathen, werden mißtrauisch von der Hand gewiesen, und erst nach mehreren verzweifelten Schlachten, in welchen ein tapferes Volk um seine Freiheit focht, aber der europäischen Kriegskunst unterlag, sind die Spanier in Tlascala eingezogen. Sie staunten über die dichte Bevölkerung, deren wohlgebaute Häuser sich meilenweit an den Straßen hinzogen; sie staunten indeß noch mehr über den freudigen Empfang, der ihnen von denen zu Theil wurde, die sich eben noch so wüthend mit ihnen geschlagen. Cortes wußte um das Geheimniß, denn eine abermalige Sendung aus Mexiko bewarb sich eifrig um seine Freundschaft, während die Häupter von Tlascala ihr ganzes Heil in einem Bündnisse mit ihm erblickten. So ließ er letztere denn nicht vergeblich hoffen, und sie haben ihm in der Folge Dienste geleistet, die nicht hoch genug angeschlagen werden können. Wir fragen jetzt vergeblich, was späterhin aus diesen braven Leuten geworden, die nach des Cortes eigenem Zeugniß eine Stadt bewohnt, welche fester und volkreicher als Granada gewesen, und die doch nur einer geriebenen Staatskunst zum Opfer gefallen sind, indem sie selber nunmehr zum Verderben ihrer Race Hand anlegen mußten. Merkwürdig, wie der Sieger dabei nur mit Mühe seinen Glaubenseifer zu zügeln weiß. Als man ihn mit religiösen Tänzen und Darstellungen begrüßte, wandte er sich an seinen Feldkaplan, Pater

Olmedo, mit der Frage, ob es nicht Zeit sei sie ebenfalls durch einen Streich zu Christen zu machen. Der aber rieth entschieden ab, es erhellt nicht, ob wirklich aus Toleranz oder, was doch wahrscheinlicher, aus Respect vor der kriegerischen Nation; und das Kreuzzugsfeuer des Feldherrn hat sich in der That damit begnügen müssen, die Tlascalteken zu treuen Vasallen Karls von Spanien gemacht zu haben.

Nach drei Wochen erhob sich nun das ansehnlich verstärkte Heer gen Tenochtitlan, das alte Mexiko, über welches immer großartigere Dinge zu Ohren kamen. Noch einmal in Cholula macht man Halt, einer Stadt, welche Diaz mit Valladolid vergleicht, denn eben so wie dort glitzerten zahllose Thürme in der Sonne. Donna Marina indeß entdeckte eine höheren Orts angelegte Falle, und grausam war die Züchtigung der Bewohner. Es war der letzte Versuch den Fremdlingen Halt zu gebieten, in denen die Superstitition Montezuma's die in einheimischen Prophezeihungen verkündete Rückkehr alter, ausgewanderter Gottheiten erblickte. Das nächste Hinderniß, das die Natur gesetzt, wurde trotz einiger Anstrengungen rasch bewältigt. Zwischen den beiden Riesenvulkanen der mexikanischen Andes, welche das ziemlich dürre und unerquickliche Küstengebiet von dem gesegneten Plateau im Westen scheiden, stiegen die Castilianer über Schnee und Eis an heißen Quellen und glühender Lava vorbei über die Sierra und erblickten an einem wundervollen Herbsttage trunkenen Augs das ersehnte Zauberland vor sich ausgebreitet. Unabsehbare Wälder und Felder, von einer Vegetation, wie sie niemand geschaut, Blumengärten, deren Lieblichkeit Alles übertraf, das in spanisch-arabischer Poesie besungen worden; man war von balsamischen Düften umfächelt, die dem Handel noch ungeahnte Specereien verhießen; und in den Bäumen wiegten sich Vögel, deren Gefieder mit dem Regenbogen selber wetteiferte. Mitten drinnen aber lag deutlich erkennbar wie ein Juwel in köstlicher Fassung Mexiko selber, von den blauen Wogen seiner Seen umfluthet. Unwillkürlich beim ersten Anblick drängte sich der Vergleich mit Venedig auf. Doch Cortes verlor Angesichts von Ruhm und Gewinn keinen Augenblick seine nüchterne Besonnenheit: „am Fuße der Sierra“, schreibt er lakonisch in seinem Briefe an den Kaiser, „entdeckten wir das Land des erwähnten Montezuma.“ Und auch seine Soldaten kamen bald auf praktischere Gedanken zurück und riefen voll Habgier: Mas Moros, mas ganancia. Je mehr Mohren, desto größer die Beute!

Keine Macht der Welt konnte diese Menschen vom Zielpunkte ihrer Wünsche zurückscheuchen. So näherten sie sich denn dem wirklichen Wunder, unbesorgt um die Gefahren, die dahinter schlummerten. Mit jedem Schritte freilich wuchs das Staunen. Leute, welche ihre Augen an den Herrlichkeiten Granadas, Neapels, an den köstlichsten Plätzen des Mittelmeeres geweidet hatten, versicherten, dergleichen in Natur und Kunst nicht beisammen gefunden zu haben. Hören wir das Entzücken des Bernal Diaz: „Als wir nun so viele Städte und Burgen sich aus dem Wasser erheben sahen, so viele volkreiche Ortschaften auf dem Festlande, den großen Damm, der gerade wie eine Linie nach Mexiko hineinführt, da blieben wir wie angewurzelt über den Anblick so vieler großen Thürme, Tempel, Saulen mitten im Wasser und sagten zu einander: das sieht ja aus wie die Zauberschlösser, von denen im Roman vom Amadis die Rede ist. Ja, einige der Soldaten fragten, ob, was sie erblickten, nicht ein Traumbild sei.“ Es war doch ein Glück für alle, wenn vom Cortes gesagt wird: seine Wachsamkeit sei über die eigenen Gedanken hinausgegangen. Er zauderte nicht gleich Amadis, dem Helden nationaler Fiction, in diese Feenwelt einzutreten.

(Schluß folgt.)

Sagen aus Stadt und Stift Hildesheim *).

Von Karl Seifart.

1. Prallas und Top.

Am Hagenthor standen früher die Steinbilder von Prallas und Kattenbrock. Prallas war ein Burgemeister in Hildesheim gewesen und hatte mit seinem Spießgesellen Kattenbrock die Stadt verrathen und den Feind zum Hagenthor einlassen wollen. Die Verräther aber wurden an ihrem bösen Vorhaben gehindert und zur Strafe in eisernen Körben am Thor aufgehängt, wo sie sterben und verderben mußten. Als sie nun gestorben waren, stellte man zum ewigen Gedenken der Verrätherei ihre Steinbilder auf der Stadtmauer am Hagenthor auf. Da standen sie Jahrhunderte lang und wurden von den Kindern mit Steinen geworfen. Auch liefen, so lange die Bilder standen, jedesmal am Charfreitags-Mittag die Kinder der ganzen Stadt vor dem Hagenthor zusammen, denn dann, hieß es, würden die Steingebilde Schlag zwölf Uhr auf eines Hahnenschrei's Länge lebendig und kehrten ihre sonst abgewandten Gesichter der Stadt zu.

Ein ganz anderer Mensch als dieser Verräther Prallas war der gute Top, dessen Steinbild in einer Mauernische am Hagenthor stand. Dieser Top war eines Büchsenmeisters Junge gewesen und hatte bei einer grausamen Belagerung den Stadtvertheidigern mit größter Lebensgefahr so fleißig Kanonenkugeln zugereicht, daß es endlich gelang, den stürmenden Feind abzuschlagen. Zum ewigen Gedenken steht noch heute das Steinbild des kleinen Top im Garten des Arneken-Hospitals und wird am Johannistage von den Hospitalfrauen mit einem Kranze geschmückt.

2. Lebendig begraben **).

Am Steine wohnte ein Bäcker, dessen Tochter täglich den Mönchen im Martini-Kloster das nöthige Brod bringen mußte. Andere sagen, sie habe Gahre (Hefen), noch andere, sie habe Milch hingebracht. Kurz und gut, das Mädchen ging eines Tags in's Kloster und kam nicht wieder zurück. Im Kloster wurde nach dem Mädchen gefragt, aber es hieß, sie sei längst wieder weggegangen; auch alles andere Rufen und Nachfragen half nichts. Da dachte man, das Mädchen sei wohl in die Innerste gefallen, und vergaß es nach und nach. — Einige Jahre waren schon seit dem Verschwinden des Mädchens vergangen, da begab es sich, daß am Vorabend eines großen Festes ein alter Mann in die Martini-Klosterkirche gegangen und dort eingeschlafen war. Lange mochte er so in einem Beichtstuhle gesessen und geschlafen haben, als ihn Geräusch erweckte; die Zwölf erdröhnte vom Thurm, und zugleich hörte er einen feierlichen Chorgesang. Die Kirche wird hell, und aus der Thür, welche vom Klostergang in die Kirche führt, sieht er die Mönche in Procession mit Lichtern einherschreiten, in ihrer Mitte führen sie ein weißgekleidetes Mädchen, welches ein Kind auf dem Arm trägt und jämmerlich um Erbarmen fleht. Die Mönche aber führen das Mädchen mit dem Kinde vor den Altar, heben dort einen beweglichen Leichenstein auf, stürzen das Mädchen sammt dem Kinde in das offene Grab und verschließen dasselbe wieder mit dem schweren Stein. Darauf ziehen sie singend und in Procession wieder in das Kloster zurück. — Der Mann hatte in größter Todesangst Alles unbemerkt gesehen. — Früh am andern Morgen, als die Kirche geöffnet wurde und die ersten Beter kamen,

*) Diese Sagen gehören einer zweiten Sammlung von Sagen, Mährchen, Schwänken und Gebräuchen aus Stadt und Stift Hildesheim an, welche Dr. Karl Seifart im Verlag von G. H. Wigand binnen Kurzem erscheinen läßt. D. R.

**) Dieser Sage liegt nicht, wie man in Hildesheim wohl glaubt, ein historischer Vorgang zum Grunde; kein einziger Hildesheimischer Chronist oder Geschichtschreiber berichtet davon. Aehnliche Sagen werden auch sonst in Deutschland erzählt. K. S.

schlich sich der Mann davon und zeigte den Gräuel dem Magistrate an. Der ließ das Kloster sofort mit Stadtsoldaten umstellen; aber die Mönche hatten Wind bekommen und waren über die Innerste entflohen, nur einer, welcher auf der Flucht ein Bein gebrochen hatte, fiel in die Hände der Gerechtigkeit. Von den übrigen hat man niemals weder etwas gehört noch gesehen. — Als man nun den von dem Zeugen bezeichneten Stein vor dem Altar aufhob, erkannte man in der Leiche, welche ein todtes Kind im Arm hielt, die vor Jahren verschwundene Tochter des Bäckers. Das Kloster wurde aufgehoben.

3. Wurmloch.

In dem Gefängniß zu Steuerwald saß vor Alters einmal ein Gefangener. Der fing in einer Nacht an fürchterlich um Hülfe zu schreien, die Wächter aber dachten, es plagten ihn wohl Gespenster, fürchteten sich und sahen nicht nach. Endlich hörten sie nur noch ein Röcheln, und bald war alles still und stumm. Gleich am folgenden Morgen sahen sie in's Gefängniß und fanden zu ihrer größten Verwunderung keinen Menschen mehr darin, nur einige frisch abgenagte Knochen lagen auf dem Boden. Da dachten sie wohl, daß ein wildes Thier den Menschen gefressen haben möchte. Aber wie sollte das hinein und heraus gekommen sein? Einer kam auf den Einfall und warf ein großes Stück Fleisch ins Gefängniß, und kaum lag das Fleisch am Boden, so schossen aus einer Mauerritze zwei große Schlangen hervor und verzehrten das Fleisch.

4. Sterbende rufen.

Es war schon spät im Herbste; meinen kranken Mann fror's, und es war kein Holz im Hause. Da bat ich die Nachbarin, daß sie bei meinem kranken Manne nach dem Rechten sehen möge, und nahm meine Kiepe, um eine Tracht „Sprikholz“ aus dem „Woole“ zu holen. Mit manchem tiefen Seufzer hatte ich mein Holz gesammelt, setzte die Kiepe auf einen Brink und wollte sie eben aufnehmen, als es dreimal laut und hastig rief: Marianne! Marianne! Marianne! — Da weinte ich laut, denn nun wußte ich, daß mein Josef gestorben war; er hatte gewiß recht scharf hergedacht. — Als ich nach Hause kam, lag er auch schon auf dem Stroh.

5. Unsagbar.

In einer Spinnstube hatten Bursche und Mädchen bis spät in die Nacht hinein allerlei Narretheī getrieben und kamen zuletzt auf Geistergeschichten. — Schon viel Schauerliches war erzählt, als ein junger Bursche meinte, er fürchte sich vor keinem Gespenste, und wenn es darauf ankäme, könne er mitten in der Nacht auf einen Kirchhof gehen. Topp! sagte ein anderer, es ist gerade Mitternacht, wenn du so dreist bist, als du prahlst, so gehe jetzt auf den Kirchhof und bringe von Pastors Grabe eine weiße Rose zum Wahrzeichen mit. — Der Bursch wollte kein leerer Prahler sein und ging sofort nach dem Kirchhofe, kam auch bald wieder und brachte die Rose, aber sein Gesicht war so bleich wie die Kalkwand, und die Rose entfiel seiner zitternden Hand. — Gefragt, warum er denn so erschrocken sei und was er gesehen habe, antwortete er: Wenn ich hundert Jahre alt werde, vergesse ich das nicht, aber ich kann's und darf's nicht sagen.

Niemals hat ein Mensch erfahren können, was dem Burschen auf dem Kirchhofe begegnet war; er führte seitdem ein stilles, eingezogenes Leben und ist als Junggesell gestorben.

6. Das Grünste.

Ein andermal gab man sich in einer Spinnstube Räthsel auf, und als es eben recht toll und lustig hergeht, wird die Stubenthür angelweit aufgerissen, und ein großer, schwarzer Mann tritt auf die Schwelle und fragt mit einer Stimme, welche Allen durch Mark und Bein geht: Was ist das Grünste?! — Die Leute saßen stumm und zum Tode erschrocken da und konnten nicht antworten. Da rief der Mann zum zweiten Mal und mit noch viel schrecklicherer Stimme: Was ist das Grünste?! Und als wiederum keine Antwort kam, fragte er zum dritten Mal, und mit einer Stimme, daß das ganze Haus erdröhnte und den Leuten die Herzen im Leibe erbebten. Da bekam plötzlich ein halbjähriges Kind, welches hinterm Ofen in der Wiege lag, Sprache, erhob sich in seinem Bettchen und antwortete: Der Elsterschwanz! — Das war euer aller Glück! rief der schwarze Mann und verschwand.

Feuilleton.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Eine Sommerreise nach Tripolis. Von Wilhelm Heine. — Helius Eoban Hesse. Ein Lehrer- und Dichterleben aus der Reformationszeit. Von M. Hertz. — Der Ursprung der Mythologie. Von F. W. L. Schwartz. — Louis Napoleon. Roman und Geschichte. Von L. Herbert. — Vergangene und vergessene Tage. Roman von L. Pichler.

— * Die „deutsche Literatur der Gegenwaet, 1848—1858“ von Robert Prutz erscheint in zweiter Auflage.

— * Von der neuen Schiller-Ausgabe sind zwei Bände fertig. Der Text dieser Ausgabe, die mit der später eescheinenden kritischen Ausgabe (von Wendelin von Maltzahn) nicht zu verwechseln ist, wurde von Professor Dr. Joachim Meyer in Nürnberg einer neuen sorgfältigen Revision unterworfen und unterscheidet sich von den andern Editionen noch durch Vermehrungen, wie z. B. im zweiten Theil die Theaterbearbeitung der „Räuber“ enthalten ist.

— * Die neue Zeitschrift von Feodor Wehl in Hambueg, „Die deutsche Schaubühne, Organ für die Interessen der deutschen Bühne und für die Hebung der dramatischen Kunst“, hat zu erscheinen begonnen. Das erste fünf Bogen starke Heft der Monatsschrift enthält einen dramatisirten Schwank von Wehl, dramaturgische Glossen von Brachvogel, den Anfang einer Novelle und Gedichte.

— * Vom vierten Bande der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts von Gervinus ist die zweite Hälfte ausgegeben. Dieselbe führt die Darstellung des Unabhängigkeitskampfes der amerikanischen Staaten bis 1825 und giebt in einem Nachtrage die Geschichte der Congresse von Troppau, Laibach und Verona, nach archivalischen Quellen, deren Benutzung dem Herausgeber zu Gebote stand. Gervinus sagt über diesen Nachtrag: Die Geschichte der drei (ungenau Congresse genannten) „Reunionen“ ist nun hier zum erstenmal aus authentischen Denkschriften, Vorlagen und Protocollen der Conferenzen, sowie aus einer Anzahl diplomatischer Correspondenzen und gesandtschaftlicher Berichte zusammengestellt, denen nur hier und da kleine Notizen aus Druckwerken eingeschoben wurden, die mir gleichfalls erst verspätet zugekommen sind, aus Stapleton, G. Canning and his times, und dem zweiten Bande von Farini's italiänischer Geschichte. Es war vorauszusehen, daß des eigentlich Neuen, des vorstechend Wichtigen oder auch des stechend Spitzigen, des Aufschlußreichen über das Verhalten der vorragenden Persönlichkeiten aus diesen amtlichen Urkunden nicht Vieles werde zu ziehen sein. Da die Monarchen, wenigstens die beiden Kaiser von Oesterreich und Rußland, und ihre Hauptminister auf den Vereinen immer anwesend waren, so fehlen begreiflich die Berichte, die die innersten pragmatischen Enthüllungen über das geheime Spiel der Personen und ihrer Einflüsse auf die Gestaltung der Dinge ergeben müßten. Es bleiben daher noch immer Lücken übrig, die auch nur werden ausgefüllt werden, wenn noch einmal Aufzeichnungen eines der anwesenden Eingeweihten bekannt werden sollten, und zwar verlässigere als die von Chateaubriand z. B., von dessen ihm eigenthümlichen Mittheilungen seltsamerweise kaum Eine in unseren Papieren eine Bestätigung, ja kaum eine Erwähnung findet. Trotz allem dem ist es eine höchst schätzbare Ausbeute, die unsere in den amtlichen Vorlagen und Ausfertigungen nahezu vollständige Sammlung gewährt hat. Ist es erfreulich, aus ihr zu erfahren, daß entschieden Falsches oder geradezu Veekehrtes über jene Verhandlungen nicht vieles verbreitet ist, so ist es doch erfreulicher noch, vieles Halbe aus ihr ergänzen, vieles Irrthümliche berichtigen, vieles Schiefe gerade stellen zu können, was bisher allgemein angenommen war und auch in unserer Darstellung

noch mit unterlaufen mußte. Dabei mag denn auch auf Ein Ergebniß hingedeutet werden, das sehr gegen die argwöhnische Geheimhaltung der archivalischen Quellen zur Tagesgeschichte spricht: daß, wenn auch auf manche schon bekannte Schwächen von Regenten und Regierungen aus diesen Urkunden noch manches weitere Licht fällt, doch auch die Mittel in ihnen geboten werden, ungerechte Verleumdungen zu tilgen und selbst ganz im Dunkel gebliebene Maßnahmen eines löblicheren Charakters an den Tag zu bringen. Und das wird sich wohl aus der menschlichen Natur erklären lassen. Denn gerade über das Geheime in den öffentlichen Dingen Wort und Griffel an sich zu reißen, wird immer Bosheit und üble Nachrede geschäftiger sein, als Wohlmeinung und strenge Wahrheitsliebe.

— * Unter den zum Druck gelangten Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Berlin findet sich die höchst wichtige Schrift ihres Mitgliedes Johann Eduard Buschmann, eines würdigen Nachfolgers Wilhelms von Humboldt: „Die Spuren der aztekischen Sprachen im nördlichen Mexiko und höheren amerikanischen Norden. Zugleich eine Musterung der Völker und Sprachen des nördlichen Mexikos und der Westseite Nordamerikas von Guadalaxara bis zum Eismeer.“ Für die Sprach- und Völkergeschichte der bezeichneten Länder ist diese mühsame, der deutschen Forschung zur höchsten Ehre gereichende Arbeit von den weitreichendsten Ergebnissen.

— * In Antwerpen erregt ein Cabinetstück von de Keyser hohes Interesse, Dante, welcher den Giotto in seinem Atelier besucht, der eine Madonna nach einem ihm sitzenden Modelle malt. Die aus drei Hauptfiguren bestehende Composition ist sehr charaktervoll und mit wahrer Meisterhand gezeichnet und gemalt.

— * Auf dem Wiener Burgtheater giebt man ein neues dreiaktiges Lustspiel „Der Familiendiplomat“ von Hirsch, welches keinen Erfolg hatte. Es behandelt den Gedanken, die Menschen dadurch zu ihrem Glück zu führen, daß man ihnen widerspricht.

— * Die ausgezeichnete Schauspielerin Frau Amalie Haizinger in Wien beging am 29. März ihr fünfzigjähriges Künstlerjubiläum. Als zehnjähriges Mädchen betrat sie schon in Karlsruhe die Bühne. Sie ist noch jetzt in voller Thätigkeit und ein Liebling des Wiener Publikums.

— * Bremen, 5. April. In den musikalischen Kreisen unserer Stadt sieht man der morgen stattfindenden Aufführung der Matthäuspassion von Bach mit großen Erwartungen entgegen. Fräulein Schreck aus Bonn, die Herren Schneider und Stockhausen sind angekommen, um sich mit hiesigen Dilettanten und den durch Reinthaler einstudierten Chören zu dem Charfreitagsconcert in der Domkirche zu vereinigen. Von solchen Kräften und von dem Geiste, der dieselben bei den Proben beseelt, dürfen wir etwas Außerordentliches und, was in diesem Falle das Höchste ist, des Werkes und seines großen Meisters Würdiges erwarten. — Herr Dawison fährt fort, die Verehrer der dramatischen Kunst, welche sich den Theaterzuständen des verflossenen Winters gegenüber ein freiwilliges Fasten auferlegt hatten, durch die Genüsse, welche seine Darstellungen bieten, zu erfreuen. Wallenstein erregte ein außerordentliches Interesse, das indeß doch einigen Scenen Zweifel entgegenstellte, der arme Poet aber, — wenn es erlaubt ist, den kühnen Uebergang vom mächtigen Herzoge von Friedland zum ohnmächtigen Lorenz Kindlein zu machen —, ergriff und entzückte die Zuschauer durch die unübertreffliche Wahrheit und die discrete Zeichnung des Charakters, dessen verblaßte Farben mit feinster Kunst aufgefrischt wurden. Neu war auch die mit der ergötzlichsten Laune durchgeführte Hauptrolle in dem kleinen Lustspiel „Wenn Frauen weinen.“ Wir haben zunächst den Muley Hassan und Richard III. zu erwarten und hoffen auf den Othello und Philipp II. Am 4. gab Herr Dawison, dringender Aufforderung folgend, in Oldenburg den Narciß.

— * Das Grimm'sche Wörterbuch. Zu unseren Bemerkungen in der vorigen Nummer mag noch Folgendes nachgetragen werden. Es ist eine auffällige und an ihrer Stelle nicht feine Behauptung, wenn Daniel Sanders in der Ankündigung seines Wörterbuches der deutschen Sprache sagt: „Nach seiner weitschichtigen Anlage ist das Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm nur für gelehrte Sprachforscher bestimmt, wie schon auf den ersten Blick die eigenthümliche von der üblichen durchaus abweichende Orthographie, das Fehlen jeder Worterklärung, an deren Stelle nur eine lateinische oder griechische Uebersetzung steht, und die jedes Mal an die Spitze gestellte etymologische Abhandlung zeigen.“ — So Sanders. Wir bemerken dagegen: Nur für gelehrte Sprachforscher kann ein Wörterbuch der Muttersprache von einer so reichen Fülle treffender Belegstellen, welche den Gebrauch und die Verbindungsweise der einzelnen Wörter aufhellen, nicht sein. Was aber die abweichende Orthographie betrifft, so besteht sie vornehmlich darin, daß die Grimm die großen Anfangsbuchstaben selten gebrauchen. Ist aber dadurch der Gebrauch des Buches nur dem Gelehrten möglich? — Ich habe viele Besprechungen des Grimm'schen Wörterbuches gelesen, welche zum Theil unbedeutsame Wörter als dem Wörterbuche fehlend hervorheben und davon ein großes Aufheben machen. Mir sind folgende Wörter als bei Grimm nicht verzeichnet aufgestoßen: Abborken. Die Cortes wollen dem Abborken der Eiche und des Korkbaumes steuern. Ranke: Fürsten und Völker. I. 232. Abendschule. Abweiser. Beschädigung der Bäume und Abweiser an öffentlichen Wegen. Reg.-B. vom 24. Januar 1818. Achtspeichichte Räder. Lessing, VI. 478. Ackergut. Aderlassen, Einem zur Ader. Lessing, III. 305. Allentzweiend. Der Rheinbund, diese trügerische Fessel, mit welcher der Allentzweiende das erst zertrümmerte Deutschland umschlang. Aufruf zu Kalisch vom 13. März 1813. Allgefühl. In dem Allgefühl der Dinge wird die Seele zu religiösem Entzücken emporgehoben. Ranke, die römischen Päpste. I. 449. Alltagskost. Bringe von deinen Bäuchen nur den für die Alltagskost mit. Lessing, III. 67. Alphabetweise. Dasjenige zu verlieren, was ich bogenweise begonnen habe. Lessing, III. 267. Altbewährt, ein stattliches Heer unter altbewährten Obersten. Ranke, Franz. Gesch. I. 537. Amtsjoch. Ohne Amtsjoch eine gesicherte Existenz. Strauß, Schubarts Leben. I. 307. Amtsschau. Eine unüberwindliche Amtsschau zählt Ludwig Schubart unter den Grundzügen im Charakter seines Vaters auf. Amtsgewand. Der Marschallstab des Richters Amtsgewand. Shaksp. Maaß für Maaß. II. 173. Anschreiben als Subst. Der Wiener Hof forderte in wiederholten Anschreiben dazu auf. Ranke, neun Bücher preuß. Gesch. I. 5. 366. Anwaltszwang. Apothekerkunst, Chronika II. 16 v. 14. Arzneikunst, daß er sich besonders der Arzneikunst gewidmet. Lessing, III. 258. Astelose Stämme. W. v. Humboldt, III. 82. Aufgeber, (der eine Aufgabe gestellt.) Den Sinn des Aufgebers treffen. Lessing, XI. 463. — Aber alle diese Wörter sind Zusammensetzungen. Daß wirkliche Wurzelwörter fehlen, wird selten vorkommen; und die kleine Zusammenstellung thut nur dar, daß aus Lessing, besonders dessen drittem Band, nicht mit der Vorliebe, welche andern Schriftstellern zu Theil geworden, Auszüge genommen wurden. Das Wörterbuch, um noch weiter auf Einzelnheiten einzugehen, lehrt uns, daß manche Ausdrucksweisen und Wörter, welche wir für landschaftlich hielten, dem Hochdeutschen angehören, und giebt uns für Provinzialismen hochdeutsche Wörter an die Hand. Es sind, um beim Buchstaben a stehen zu bleiben: abknaupeln, ausverschämt, auskiffeln, ausklaffen, (für ausschreien), ausrülpsen, ausplärren (clamando divulgare), auskneifen (wie: er ist ausgekniffen), aufhukeln, abwamsen, abstippen, angerissen sein, ansturen (für anstieren), antippen (levi digito contingere), aufsleien (ausschmücken), ich habe ihn mit Fleiß ausschnacken lassen, abschnippeln und abschnippen. Die Hunde schlappen vom Teller auf — aufbullern — gute hochdeutsche Wörter, bez. Redeweisen. — Dagegen ist aufreppeln für aufraffeln, angestapelt für angestaffelt oder angestapfelt kommen, angröben für angrollen, auspußen für ausblasen, aufhießen für Segel aufhissen und anglupen niederdeutsch, wobei zu bemerken, daß auspußen für ausblasen sich einmal bei Goethe findet. — Auch das in Norddeutschland beliebte auspulen ist ein Provinzialismus für ausschälen, ausschoten, aushülsen, auspelgen oder auskernen. Manchmal läßt sich hier aber die Grenze nicht mit scharfer Bestimmtheit ziehen. So heißt es von aufmuddern, aufschlämmen: ist halb niederdeutsch. Er läßt den See aufmuddern. Niebuhr. Und bei aufschnippeln heißt es: hochdeutscher aufschnipfeln. Mitunter scheint mir aber das Wörterbuch mit der Ausscheidung nicht hochdeutscher Wörter, die in den Wortvorrath des Niederdeutschen aufgenommen sind, zu streng zu verfahren. So werden abtakeln und ausbaggern als fremde und hochdeutsche Wörter bezeichnet. Für letzteres können wir freilich hochdeutsch, wenn es auch nicht seinen vollen Sinn trifft, ausschlämmen gebrauchen, aber für abtakeln und auftakeln gehen uns entsprechende hochdeutsche Bezeichnungen ab. In diesem Falle scheint es unbedenklich, das Wort, wie es auch von dem wackern Sprachforscher Weigand in dessen Wörterbuch geschehen ist, als hochdeutsches gelten zu lassen. Es findet sich auch bildlich gebraucht in einem Schreiben des Oberpräsidenten Sack an Stein, Pertz, Steins Leben, II. Hälfte 307. „Der Staatskanzler hat sehr abgetakelt und ist augenscheinlich an Körper und Geist schwach geworden.“ Nur zu leicht ist man geneigt im Deutschen eine Ausdrucksweise gegenüber einer andern für die ausschließlich richtige zu halten. Es mag dieses mit der pedantischen Behandlung, die unsrer Muttersprache in früherer Zeit zu Theil geworden, zusammenhangen. Das Wörterbuch lehrt uns hier vorsichtig sein. Wir können sagen: das Glas fror an dem Tische an, und an den Tisch an; Er macht mir angst und mich angst; — es wird mir angst und ich bin angst. Für den in der Sprache schwachen giebt es kein glücklicheres Wort als Augbraue, er kann so aber auch Augenbraue, Augenbrauen, Augbraune und noch das Augbrau sagen. Aber man sagt richtiger aufstuken statt aufducken und ausfündig statt ausfindig. Amtsstube statt Amtstube, Abwischetuch statt Abwischtuch, Anwälte statt Anwalte ist dagegen unrichtig. Man glaube aber nicht, daß Amtmännin unrichtig sei. Denn Grimm führt nur diese Form, welche sich auch bei Goethe findet, an. Doch nun genug des Einzelnen. Ich muß noch bemerken, daß ich mich bei meinen Betrachtungen über das Wörterbuch großentheils an Jakob Grimms Vorwort zu demselben gehalten habe.

N. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Hulfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch
handlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 16. Bremen, 15. April. 1860.

Inhalts-Anzeige.

Hernando Cortes.

Von Reinhold Pauli.

(Schluß.)

Es war am Morgen des 8. Novembers, als das Heer den großen Damm beschritt und an der Zugbrücke, hart am Eingange in die Hauptstadt, von Montezuma begrüßt wurde. Einem asiatischen großen Könige gleich war seine Person mit allen Köstlichkeiten edler Metalle und Juwelen bedeckt, von Königen und Fürsten umringt. Der spanische General stieg vom Pferde ihn zu umarmen, ihm die Hand zu küssen, doch wehrte man ihn mit heiliger Scheu zurück. Man wechselte Gastgeschenke, die Montezuma's von unberechenbarem Werthe, die der Spanier unecht, Geschmeide aus falschen Diamanten und Perlen. Der arme Montezuma, trotz alles seines Reichthums, trotz aller seiner gottähnlichen Macht und Würde. Weder mit List noch Gewalt hatte er die Söhne des Ostens zurückzuhalten vermocht; jetzt mußte er selber sie in seine Residenz geleiten, — und mitten in der Schaar der zum ersten Male erblickten Reiter ritt ungesehen der Tod.

Es ist unmöglich für uns in die Detailschilderung dessen einzugehen, was die Spanier nun in nächster Nähe kennen lernten, die prächtigen Straßen und Gebäude, die Wasserbauten und venetianischen Kanäle, den kaiserlichen Palast, den großen unvergleichlich versorgten und mit trefflicher Polizei gehandhabten Marktplatz, die schwimmenden Gärten und die zoologische Sammlung, wo Diaz bei seinem Besuche zahllose Vögel aller Größe und Farbe, fürchterliche Schlangen, Panther und Leoparden bei einander fand, bei deren Zischen und Gebrüll ihm zu Muthe war, als sei er leibhaftig in die Hölle getreten. Daß Alles buchstäblich zu nehmen, sagt der zweite berühmte Bericht des Cortes, dem in einer sogleich auch in Deutschland publicirten Ausgabe ein mit Nürnberger Kunst entworfener Stadtplan beigegeben ist. Halten wir uns, so lockend auch die Bilder, an dem rasch sich fortspinnenden Faden der Ereignisse.

Wie bei hohen fürstlichen Begrüßungen in der Gegenwart verkehrten die beiden Häupter mit einander. Montezuma war der erste, der den Gast in dem ihm angewiesenen Quartier überraschte und ihm die Vermuthung aussprach, der Herr desselben, Kaiser Karl, werde wohl mit dem Helden gemeint sein, der nach der Sage, den alten mexikanischen Göttern entsprossen, wieder nach dem Westen zurückkehren solle. Am nächsten Tage begiebt sich Cortes an der Spitze seiner Offiziere nebst seinem liebenswürdigen weiblichen Dolmetsch in den Palast. Da konnten sie denn den Monarchen und seine Umgebung ganz im Einzelnen mustern. Die lange, schlanke Gestalt des etwa vierzigjährigen Montezuma soll etwas äußerst Einnehmendes gehabt haben, sein ovales, braunrothes, von langen schwarzen Locken umwalltes Antlitz ungemein anziehend gewesen sein. Schweigen wir von den Schaaren des Serails, der Pracht der Gemächer, der köstlichen Küche; nur in der Eile sei erwähnt, daß die Europäer bei jener Audienz zuerst mit der Chocolade und dem Tabacl bekannt wurden. Letzterer wurde aus zierlichen Pfeifen und sogar schon in der Gestalt von Cigarren geraucht. Wichtiger ist die Unterhaltung, welche, selbst von solchen Genüssen nicht befangen, der spanische Feldherr hier angeknüpft hat. Wir bemerkten früher schon den unwiderstehlichen Bekehrungsdrang, der in der Seele dieses Mannes brannte und mit wunderbarer Tollkühnheit auch in den Momenten der größten Spannung sich Bahn zu brechen suchte. Cortes begann fast nach der Weise eines Baptistenmissionars dem aufmerksamen Fürsten über die Grundzüge des alten und neuen Testaments zu predigen und seine Sendung mit Annahme derselben in Verbindung zu bringen. Montezuma zeigte sich merkwürdig unterrichtet über Alles, was die weißen Männer seit ihrem ersten Erscheinen an der Küste gethan und geredet; auch er will dem Herrn der alten Welt gern huldigen, aber die angestammten Götter vermögen er und sein Volk nicht zu verlassen. Unter großen Artigkeiten ging man auseinander, doch hatte Cortes nicht geruht, bis ihm und seiner Begleitung gestattet wurde das vornehmste Heiligthum des Reichs zu besuchen. Zur festgesetzten Stunde hat der König sie dort empfangen; die Vorsicht machte ihm solche Aufmerksamkeit unerläßlich. Eine heilige Stadt, ein Hause von Tempeln lag im Centrum von Mexiko; dort liefen die vornehmsten Straßen zusammen, dort erhob sich höher als die übrigen Gebäude jene stumpfe Pyramide von 114 hohen Stufen, die als höchstes Heiligthum galt. Welch bezaubernder Blick erschloß sich den Augen der Spanier, als ihr ungeweihter Fuß den Gipfel erreichte: gleich einer Königin, von schönen Fräulein umgeben, spiegelten sich Mexiko und eine Anzahl lieblicher Städte in der blauen Fluth; dann lachende Gefilde und die schneebedeckten Cordilleren mit rauchenden Kegeln. Aber welcher Schauder, welcher Gräuel in unmittelbarer Nähe. Schon auf dem Markte hatte man Tausende von Sklaven angetroffen, welche das Opfermesser grausamer Priester erwartete, und von den Gittern der Tempel herab grinsten unzählige Menschenschädel. Oben aber vor den Kapellen der beiden Hauptgötzen, deren fratzenhafte Idole jene ganze Religion des Schauders offenbarten, wurden die Sinne von Eindrücken berührt, widerwärtiger als Beinhaus oder Morgue. Alles klebte von Menschenblut, noch lagen frisch dampfende Menschenherzen auf dem Altar. Während der König vor einem der Götzen seine Andacht verrichtete, faßte Cortes seinen Pater bei der Hand und sprach: „Wie, wenn wir jetzt einen Versuch mit dem Montezuma machten, hier unsere Kirche aufzurichten!" Ein Gefühl wahrer Menschlichkeit hatte mächtig diese unverzagte Seele durchzuckt; und wie immer betäubte sein Glaubensmuth selbst die feine Politik, den Ehrgeiz und die Habsucht des Mannes. Allein Olmedo warnte besonnen zu bleiben, doch vermochte er nicht seinen Capitän von einer abermaligen verhängnißvollen

Discussion mit Montezuma abzubringen. Cortes hatte die Dreistigkeit ihm seine Götter Teufel zu schimpfen und ihn aufzufordern an des einen Stelle ein Kreuz und statt des anderen ein Bildniß der Jungfrau aufzurichten. Der König wehrte eine solche Zumuthung wiederum mit Feinheit und Entschiedenheit von sich und blieb zurück, um auf der Stelle Sühnopfer darzubringen. Bekümmert und ergrimmt stieg der Spanier die Stufen hinab, jetzt stand es fest in seiner Seele, diesem Unwesen sofort ein Ende zu machen.

Eine verhängnißvolle Nothwendigkeit hatte jede Brücke hinter ihm abgebrochen, ihn selber in den Rachen eines Ungethüms getrieben. Es galt dasselbe mit List und Gewalt in Fesseln zu legen. Der erste Schritt war, daß er sich des Montezuma bemächtigte. „Wir haben die Nacht vorher im Gebete zugebracht“, schreibt Diaz, der sonst so unerschrockene Soldat. Und die Vorwände und Anstalten waren wirklich so geschickt getroffen, der Uebergang von Schmeichelei zur Drohung so abrupt, daß Montezuma sprachlos vor Erstaunen oder vergeblich nach eitlen Ausflüchten haschend, sich schließlich in den Palast abführen ließ, den er seinen verschlagenen Gästen zum Quartier eingeräumt. Man möchte diese That, zu der es schwerlich eine Parallele in der Geschichte giebt, den Gipfel unverschämter Frechheit nennen, wäre sie nicht durchweg so heroischer Natur. Und ein Volk von Millionen und kriegerisch geschult regte sich nicht sofort; war es ebenfalls wie vom Donner gerührt, oder hatte Cortes etwa richtig die Rachsucht getroffen, welche viele Magnaten gegen Montezuma's grausamen Despotismus beseelte? Der nächste Erfolg war, daß der Sieger seinem Gefangenen und durch diesen dessen Staate einen Huldigungseid als Lehnsleute des Königs von Spaniens aufnöthigte. Die Mexikaner haben die Demüthigung tief empfunden, denn die Scene geschah unter lautem Schluchzen; sie begriffen aber schwerlich die Consequenzen einer solchen Fiction, daß sie nämlich bei der ersten Erhebung nach europäischem Feudalrecht als Hochverräther betrachtet und behandelt werden würden. Alle Gewaltthat und Krieg jedoch waren dem Cortes, wie anderen großen Gebietern des Menschengeschlechts, die sich die Lösung großer Ideen zur Aufgabe gestellt, wie Cäsar oder Cromwell, nur Mittel zum Zweck. Er wollte Herr der Goldgruben des Landes werden, den für den Handel günstigsten Seehafen finden; schon beschäftigte ihn die Anlegung einer Musterpflanzung der edelsten Gewächse der Zone; mit Ausrottung endlich des durch gräuliche Menschenopfer besudelten Götzendienstes zauderte er keinen Augenblick. Im ausgekehrten Teocali des Vitzliputzli las Olmedo die erste Messe.

Allein von entgegengesetzten Seiten zogen sich nun furchtbare Unwetter über den fahrenden Ritter zusammen. Er spürte ein finsteres, dumpfes Gähren in den Gemüthern der Azteken. Fünf Monate etwa waren verstrichen, als ihr Fürst eines Tags plötzlich den Gast, der sich ihm so hartnäckig aufgedrungen, zum Abzuge aufforderte. Wenige Tage nach einem höchst ungnädigen Gespräche mit seinem königlichen Gefangenen erhielt Cortes von dem Posten in Vera Cruz die fast niederschmetternde Meldung, daß in der Bai von San Juan sich achtzehn spanische Fahrzeuge gezeigt. Was er von Anfang an gefürchtet hatte, der Gouverneur von Cuba ließ ihn selber als Empörer und Verräther verfolgen. Noch zwei angstvolle Wochen verstrichen, bis Montezuma — man sieht, wie frei er sich noch bewegen konnte — bei Tafel dem Cortes eine Depesche in nationalen Gemälden vorwies, wonach etwa 800 Spanier mit 80 Pferden und 12 Feldstücken gelandet waren. So schlug von allen Seiten die Lohe über das verwegene Haupt zusammen; dennoch war es nicht verlegen um Mittel zu seiner Rettung. Zwei Drittheile seiner Mannschaft unter Alvarado wurden als Schutzwache zurückgelassen und dem Montezuma eingeschärft, wie Cortes dem Kaiser meldete, daß er Vasall Seiner Majestät sei. Einige Brigantinen waren schon vorlängst vom Stapel gelassen, um im Nothfalle über den See zu entkommen. Am 20. Mai 1520 trat der Feldherr selber seinen Eilmarsch nach der Küste an. Dort erfuhr er, daß Pamfilo Narvaez, der ihn entsetzen sollte, sich der Stadt Cempoala bemächtigt habe. Aber als wenn Cortes auch wider die eigenen Landsleute sein romanhaftes Abenteuer fortspielen sollte: seine zu jeder That erlesene Begleitung erstieg über Nacht die mit Kanonen besetzte Feste, überrumpelte die Gegner und nahm nach kurzem Handgemenge den Narvaez selber gefangen. Die Folge war, daß die sämmtlichen 8 bis 900 Spanier zu ihm übertraten, die Schiffe, die Artillerie in seine Hände fielen. Ja, wahrlich, das Glück ist den Tapferen hold.

Indeß hatte sich gleichzeitig das Gewitter auf der anderen Seite der Berge zu entladen begonnen. Die Mißgriffe Alvarado's hatten es beschleunigt. Es scheint sicher, daß die Mexikaner an einem großen Götterfeste loszubrechen gedachten: sie hatten erfahren, daß weder die Spanier noch ihre Rosse unsterbliche Geschöpfe seien, der Kampf mit Narvaez hatte ihnen vollends die Augen geöffnet. Aber einige Weiber verriethen ihr Vorhaben; und in der Mitte der mit Menschenopfern begangenen Feier gab Alvarado den Befehl, die Häupter, es heißt 600, niederzumetzeln. Sofort brach ein wüthender Aufstand los, der die Spanier in ihrem Quartier umzingelte; aber auf die erste Kunde flog auch Cortes herbei; am 24. Juni war er wieder in Mexiko, an der Spitze von 1250 Castilianern und etwa 8000 Eingebornen.

Doch selbst diese verhältnißmäßig starken Streitkräfte der Spanier genügten nicht, die einmal entfesselte Wuth des gemißhandelten Volks zu dämpfen. Hunderttausende erhoben sich gegen Tausende; und der literarische Soldat bezeugte, daß er und seine Genossen, die schon mit dem Könige von Frankreich und dem Großtürken gefochten, niemals ähnlicher Todesverachtung begegnet seien als der, mit welcher sich die Azteken den Tod und Verderben speienden Feuerschlünden entgegengestürzt. Als Montezuma, der seine gefahrvolle Lage in den Händen der Spanier sehr wohl begriff und durch die hohe Würde seines Wesens sich sogar die Liebe und Achtung seiner Bedränger erworben, mitten im Getümmel sein fanatisirtes Volk anzureden wagte, sank er von einem Steinwurf getroffen sterbend zu Boden. Aber selbst in der äußersten Bedrängniß leuchtet hell die Seelengröße des Cortes. Er beschloß sich bis zum großen Tempel durchzuschlagen, von dessen Gipfel herab die Fürsten der Mexikaner die Erhebung leiteten, wo schauerliche Priester bluttriefend den Zorn der beleidigten Götter kundthaten und durch den furchtbaren Klang der mit Schlangenhäuten bezogenen Kriegspauke die Massen in die äußerste Erbitterung versetzten. Ein dreistündiger Kampf, der die Mannschaft mit Bewunderung für ihren Führer erfüllte, setzte ihn in Besitz der höchsten Warte der Stadt; die Leichen der Getödteten, die Altäre wurden herabgestürzt, die ekelhaften Götzenbilder gingen in Flammen auf. Doch war es nur ein kurzer heller Siegesblick europäisch-christlichen Heldenthums, denn die Masse der Gegner wuchs reißend, und bald waren die Fremden in der eigenthümlichen Bauart Mexikos von jedem Ausweg, von allen Lebensmitteln abgeschnitten. In einer unheilvollen Nacht, der letzten des Juni, deren Gedächtniß heute noch als das der noche triste fortlebt, haben sie sich über einen der Dämme nach dem Festlande durchschlagen müssen; und alle Strategie des Cortes hat nicht verhindern können, daß an die 500 seiner Landsleute, viele Pferde, die Mehrzahl der Geschütze, der gesammelten Schätze und sehr wichtige Schriftstücke verloren gingen. Wer mag das Elend des kleinen auf eiliger Flucht, in sengender Gluth von Wunden und Hungersnoth geplagten Heers schildern. Der einzige, der es zusammenhielt, der im Unglück erst recht unvergleichliche geistige Stärke bewies, war der Feldherr. Als am 8. Juli am Fuß des Gebirgs bei Otumba auf einmal das ganze Heer der Mexikaner den Weg sperrte, haben seine Umsicht und Tapferkeit, sein Glückstern ihn und die Seinigen vielleicht aus der größten Gefahr errettet, von der sie überhaupt bedroht worden sind. Wie schlicht und bescheiden lauten seine Worte an den Kaiser: „Nachdem wir den größten Theil des Tags unter solchem Mühsal gefochten hatten, gefiel es Gott, daß Jemand unter den Feinden getödtet wurde, der ihr General gewesen sein muß, denn mit seinem Tode hatte die Schlacht ein Ende.“

Alsdann hat er die Trümmer seiner Truppen über die Berge nach Tlascala zurückgeführt. Auch jetzt verzweifelte er nicht; den größten Kriegshelden der Geschichte ähnlich knüpfte er vielmehr an die vollkommene Niederlage sofort die Vorbereitung zum endlichen Siege. Es gelang ihm allen Verlockungen der Mexikaner zum Trotz das wackere Volk der Tlascalteken auch unter diesen Umständen in seiner Treue festzuhalten, das Bündniß mit ihnen zur Basis neuer Rüstungen und Eroberungen zu machen; es gelang ihm, gestützt auf die unerschütterliche Festigkeit von Genossen wie Bernal Diaz die meuterischen, zur Heimkehr drängenden Gelüste der Uebrigen zu beschwichtigen. Während Zwietracht in Mexiko herrschte und die von den Soldaten des Pamfilo Narvaez eingeschleppten Blattern dort verheerend wütheten, verstrichen sechs Monate der eifrigsten Vorbereitung. Durch feurige Reden und geschickte Kriegsregeln reorganisirte Cortes seine Castilianer, durch förmliches Exerciren die Indianer. Auf trockenem Lande ließ er dreißig Brigantinen bauen, und als zu Ende des Jahres der Marsch nach Tezcuco an die mexikanischen Seen wieder angetreten wurde, sie in einzelnen Theilen mit sich über das Gebirge führen. Die letzte harte Arbeit wurde sofort in Angriff genommen.

Wurden auch die umliegenden Völkerschaften zu Bundesgenossen gewonnen, traf auch sogar endlich Hülfe aus Spanien selber ein, so gab es doch noch ungeheuere Schwierigkeiten zu überwinden. Eine Verschwörung mehrerer Spanier gegen sein Leben mußte Cortes nach Kriegsrecht bestrafen, sich eine Leibwache zulegen und Mexiko dann Monate lang belagern. Er ist daran gegangen mit 87 Reitern und 818 spanischen Fußsoldaten, von denen 118 Feuergewehr trugen. Das Geschütz bestand nur aus drei großen Feldstücken und 15 Falconets. Die Hülfstruppen sollen bis an 100,000 betragen haben. Während er selber das Commando der Flotille übernahm, operirten drei Heerhaufen unter Alvarado, Olid und dem besonders talentvollen Sandoval gegen die drei Dämme, und am 30. Mai 1521 waren die 2 bis 300,000 Vertheidiger Mexikos auf die Stadt im Wasser zurückgedrängt, ihre große Wasserleitung durchstochen. Aber alle Friedensanerbietungen an den neuen König Guatemozin, das beständige Siegen der Spanier blieben fruchtlos. Echter Glaubensmuth und erbitterter Barrikadenkampf boten lange Widerstand; auch wichen die Spanier nach dem blutigen Tagewerk, das sie wiederholt bis an den Fuß des großen Tempels geführt hatte, des Abends stets zu den Positionen auf den Dämmen zurück. Endlich sollte ein Hauptangriff den Marktplatz völlig in ihre Hand bringen, als die Feinde in einem fürchterlichen Gemetzel noch einmal die Oberhand hatten. Zwei Geschütze, zwei und sechszig Spanier gingen verloren. Cortes selbst hatte den Tod gesucht und wäre um ein Haar ergriffen worden, um als Schlachtopfer eines heidnischen Fanatismus unter dem Messer zu sterben, hätte seine Leibwache ihn nicht gerettet. Noch einmal schien die Stadt verloren, und deutlich erblickten die Spanier, wie auf dem Gipfel der Tempelpyramide ihre gefangenen Landsleute den Göttern hingeschlachtet wurden. Die indianischen Bundesgenossen und selbst die Männer von Tlascala begannen vor der Macht der heimathlichen Gottheiten zu erschrecken, vor der Ausdauer der Mexikaner zu erstaunen, und gingen in hellen Haufen davon. Und der Tapferkeit des Feldherrn gelang es dennoch mit einiger rechtzeitig eingetroffenen Unterstützung aus Vera Cruz die Belagerung wieder aufzunehmen. Er faßt den Plan, wie in unseren Tagen Cavaignac in den verbarrikadirten Straßen von Paris, das, was er genommen, auch sofort zu zerstören. Mexiko, dieses Wunder der Welt, wie seine Leute es nannten, soll verschwinden. Wieder dringen sie vor, wieder wird unter Strömen von Blut der große Markt, der große Tempel genommen. Dann hat Cortes selber von der höchsten Zinne herab statt des einheimischen Kriegsgottes über die dem Untergang geweihte Nation verfügt. Umsonst sind die letzten Versuche von Verständigung. Ein furchtbarer Gefährte, der Hunger, leistet den Eroberern Riesendienste. Ein Haufe der Vertheidiger nach dem anderen wird erschlagen, viele sogar von den Tlascalteken nach kannibalischem Kriegsbrauch aufgefressen, ein Stadttheil nach dem anderen geht in Flammen auf. Endlich — der 13. August 1521 ist der denkwürdige Tag — liegt die Königin der neuen Welt dem unerschütterlichen Sieger in Sack und Asche zu Füßen; die letzten Reste des aztekischen Staats, darunter König Guatemozin, sind seine Gefangenen; aber See, Kanäle, Straßen, Häuser, Alles strotzt von Leichen. Voll Verwunderung schreibt Diaz nach Jahren: „Ich habe die Geschichte der Zerstörung Jerusalems gelesen, aber ich weiß nicht, ob es dort ein solches Morden gegeben."

Ist der Fall Mexikos und die Bezwingung der aztekischen Herrschaft die größte und glänzendste That des Helden von Medellin, so erscheinen der Wiederaufbau nach der Zerstörung und die Einrichtung eines vernünftigen civilisirten Regiments als die schwierigste und undankbarste Aufgabe seines Lebens. Es ist unrecht, wenn diesem letzten Theile der Biographie in der Regel so viel weniger Interesse geschenkt wird, da er doch so überaus wichtige Thatsachen zur Geschichte der Colonisationen bietet und das hohe organisatorische, echt staatsmännische Talent des Cortes offenbart. Auch uns ist leider nicht anders möglich, als zum Schluß einige flüchtige Skizzen aneinander zu reihen.

Unter allen spanischen Conquistadoren war Cortes derjenige, der mit klarer Ueberlegung und vollem Bewußtsein an das schwierige Werk ging. die weiße, durch unbändige Abenteuerlust entflammte Rasse zu friedlicher Ansiedelung zu vermögen und die rothe, schwächere vor der Zerstörung durch jene zu bewahren. Längere Zeit hat er den Indianern eine Art Selbstregierung zu sichern gesucht; durch rasche Bekehrung zur christlichen Religion, die ihm in weniger als zwanzig Jahren gelungen, hofft er sie zu stützen. Bei der Organisation der mexikanischen Kirche ist man fast versucht protestantische Einflüsse zu wittern. Er hält sich weit mehr an den durch ihn berufenen missionarischen Orden der Franziskaner als an die Hierarchie des Klerus mit ihren Prätensionen und Auswüchsen. Vielleicht nicht allein aus volkswirthschaftlichen Gründen hat er den Cölibat verboten. Aber eine gewaltig anschwellende spanische Einwanderung neutralisirt nur zu bald seine einsichtsvollen Pläne; die Habgier seiner Landsleute hat ihn gezwungen das auf den Inseln zur Anwendung gekommene Lehnssystem zu adoptiren und damit also auch den Eingeborenen des Festlands Verderben zu bereiten. Sklaverei derselben und die Einwanderung der als Lastthier dienenden afrikanischen Rasse sind die Folgen gewesen, weßhalb denn auch der menschenfreundliche, aber beschränkte Las Casas den Eroberer von Mexiko mit allen übrigen grausamen Bedrückern der Indianer zusammenwirft. Sein heiliger Eifer indeß und wohl auch seine Stellung als Bischof von Chiapa lassen ihn dem Cortes gegenüber blind und ungerecht erscheinen.

Aber auch auf anderen Gebieten beginnt der Glückstern des großen Mannes zu erlöschen. Kein Wunder, wenn im Getümmel der immer weiter strebenden Entdeckungen auch er nicht rasten kann. Doch eben so wenig darf es verwundern, wenn ihm nun geschieht, was er einst selber dem Velasquez angethan. Einer seiner besten Hauptleute Christoval de Olid hat sich nach Honduras geworfen, sich unabhängig von ihm erklärt. Der Empörer wird zwar am Leben gestraft, aber eine Expedition, welche Cortes selber zur Entdeckung und Unterwerfung von Guatemala und Honduras befehligt, war, wie sein umständlicher Bericht an den Kaiser schildert, von Drangsalen und Leiden begleitet, welche um ein Kleines ihn und alle seine Gedanken noch einmal zu Schanden hätten machen können.

Das schlimmste jedoch war, daß es ihm niemals gelungen ist ungeachtet der glänzendsten Erfolge, die je ein Castilianer jenseits des Meers errungen, das volle Zutrauen des Kaisers zu erwerben. Der Abfall Olid's war nur eines der vielen Anzeichen seiner höchst peinlichen Lage. Fast ein Jahr war nach dem Falle Mexikos und der Abfertigung seiner wundervollen Depesche vergangen, und noch

immer keine Antwort eingelaufen. Er wußte noch immer nicht, ob er in Spanien für einen Vicekönig oder Rebellen galt. So schrieb er denn nochmals, ließ unschätzbare Geschenke und eine Erklärung seiner treuen Genossen beilegen; allein das Schiff fiel französischen Kapern in die Hände, und nur die Schriftstücke gelangten auf Umwegen an den Hof. Allein dort hatte sich der Einfluß des erzürnten Velasquez mit dem Vorstande der Kammer von Indien zu seiner Vernichtung verbunden, und erst nach langen Verhandlungen und der Fürsprache einflußreicher Freunde, unter denen auch sein Vater Don Martin erscheint, im October 1522 hat sich Karl V. bewogen gefühlt den seltenen Mann zum Generalcapitän und Oberrichter von Neuspanien einzusetzen. Allein Neid und Mißgunst seiner zahlreichen und mächtigen Feinde haben darum nicht geruht; und Karl selber, voll Habsburgisch-spanischem Argwohn, fürchtet beständig, Cortes könne sich zum unabhängigen Herrn erheben. Wer mag abläugnen, daß diesem wohl ein solcher Gedanke durch den Kopf gezogen? Es konnte doch bei ihm keine Rede davon sein, sich etwa wie Cäsar nach der Einnahme von Gallien in eine Umwälzung des Mutterlandes zu stürzen und schließlich an dessen Spitze zu schwingen. Das Verhängniß, das er einst selber herausgefordert, übte fortan seine Gewalt über ihn. Bei der Rückkehr aus Honduras fand er Unruhen in Mexiko, aber auch eine aus Spanien abgefertigte Commission mit dem Auftrage sein Regiment zu untersuchen und ihn vorläufig zu suspendiren. Mit großer Verschlagenheit sucht er zwar längere Zeit hindurch das Verfahren zu umgehen, aber ein Richter folgt dem anderen. Und so entschließt er sich Anfang 1528 zu einer Reise nach Spanien. Einige ergebene Cavaliere, die Häuptlinge der Azteken und Tlascalteken müssen ihn begleiten, die Kostbarkeiten, die Thiere des fernen Wunderlandes werden mitgeschleppt; halb römischer Triumphator, halb Amadis von Gallien erscheint er, als er nach seiner Landung bei Palos gen Toledo zieht. Bei dem grenzenlosen Jubel der Castilianer kann Karl nicht anders als ihm die höchsten Ehren erweisen: er hat ihn zum Marquis de la Valle de Oaxaca, zum Generalcapitän von Neuspanien und den Küsten der Südsee ernannt, ihn fürstlich mit weiten Gebieten ausgestattet, ihn in einer Krankheit dem steifen Hofceremoniel zuwider persönlich besucht — aber die Regierung Mexikos hat er ihm nicht wieder übertragen. So ging es ihm denn wie dem Columbus und seinen Nachkommen: hohe Würden und Güter die Menge, aber keine Staatsgewalt. Cortes hat sich gefügt und sich nach seiner Rückkehr eifrig mit der Pflege seiner weiten Besitzungen und deren Bewohner zu schaffen gemacht. Auch fernere Entdeckungsfahrten hat er mit Aufwendung aller seiner Kräfte betrieben, dem Kaiser eine Durchfahrt von Ost nach West auffinden wollen. Aber eine große Unternehmung nach Californien, dessen in tiefer Erde schlummernde, erst in unseren Tagen entdeckte Schätze ihm ahnend vorgeschwebt, richtet ihn zu Grunde. Sie hat über 300,000 Goldstücke verschlungen, ihn tief in Schulden gestürzt und eine neue Untersuchung aus Spanien herbeigeführt, in der Angst, er könne sich dennoch irgend wo eine eigene Herrschaft begründen. Der Drang sich zu rechtfertigen, seine Macht, das im Dienste des Kaisers aufgewandte Vermögen zurück zu erlangen treibt ihn noch einmal nach Spanien. Aber die Zeiten und die Gemüther waren anders, er selber alt und unglücklich geworden. Die unerschöpflichen Gold- und Silbergruben Perus hatten die Reize Mexikos in den Hintergrund gedrängt. So finden wir ihn denn ganz wie den alten Columbus demüthig bei seinem kalten und undankbaren Fürsten petitioniren, ohne das Geringste zu erreichen. Es ist bekannt, wie er im Jahre 1541 als Freiwilliger an Karls erfolgloser Expedition gegen Algier Theil genommen. In dem entsetzlichen Sturme, der sie zu Schanden machte, ging das Admiralschiff zu Grunde und mit ihm die letzten Juwelen des Eroberers von Mexiko. Schwimmend hat der alte Held sein Leben retten müssen und darauf doch noch, obwohl umsonst, den Kaiser ersucht ihm die Bezwingung des Raubnestes anzuvertrauen. Mehrere Jahre folgt er noch mit seinem Anliegen dem Hofe, ohne Gerechtigkeit zu finden. In seinem letzten Briefe an Karl heißt es vorwurfsvoll: er sei jetzt zu alt um wie ein Landstreicher umherzuziehen; es werde besser sein, den kurzen Rest seiner Tage zu Hause zu verbringen um seine Rechnung mit dem Himmel zu machen; sein Seelenheil sei ihm jetzt mehr werth als sein Vermögen. Noch einmal wollte er nach Mexiko zurück, da warf ihn eine kurze Krankheit und auch wohl Herzeleid auf's Lager in einem kleinen Dorfe bei Sevilla, wo er am 2. December 1547 gestorben ist.

Ich schließe mit den Zügen des Porträts, das Bernal Diaz gezeichnet. Darnach hatte Cortes eine hübsche, wohl proportionirte und kräftige Leibesgestalt. Die Farbe seines Gesichts ging ins Aschgraue, und der Ausdruck desselben verrieth wenig Frohsinn; auch würde es noch hübscher gewesen sein, wenn es etwas länger gewesen. Sein Blick war gewöhnlich ernst, aber er konnte seinen Augen, wenn er wollte, einen überaus freundlichen Ausdruck geben. Er war ein vortrefflicher Reiter, gewandt in allen Waffen für den Kampf zu Fuß und zu Pferde, und was die Hauptsache ist, er besaß einen Muth, der vor Nichts scheute. Kleidung und Lebensweise verriethen den Mann von vornehmer Herkunft; aber er zog Mäßigkeit dem Luxus vor. Ein einfaches Kleinod mit einem Marienbilde trug er um den Hals und einen kostbaren Diamanten am Finger. Im Jahre 1529 verband er sich in zweiter Ehe mit einer Dame aus herzoglichem Geschlechte; ihr ältester Sohn Don Martin war in seinem letzten Willen zum Erben seiner Würden und Ansprüche eingesetzt worden. Er erbte indeß zugleich die Mißgunst und Feindschaft der vaterländischen Behörden. Aber wie charakterisirt ein Paragraph des Testaments die ernste Seele des Vaters, wenn er dem Sohne befiehlt, sich in einem Punkte, über den er lange schon geforscht, Gewißheit zu verschaffen, ob man nämlich mit gutem Gewissen indianische Sklaven halten dürfe. Die Ritterlichkeit und Orthodoxie des alten Castiliens hatten bei Hernando Cortes auch im entsittlichenden Treiben der Conquistadoren Stand gehalten und suchten sogar sich einem neuen Zeitalter anzupassen.

Als echter Spanier feiert daher Lope de Vega den berühmten Landsmann. Er habe gewonnen:

Al Rey infinitas tierras
Y á Dios infinitas almas.
Unbegrenztes Land dem König,
Seinem Gott zahllose Seelen.

* Gedichte.

Endymion.

Nach Longfellow.

Erbleichend flieht der Sterne Chor,
Der gold'ne Mond steigt still empor,
Sein Licht schwimmt schimmernd auf den Au'n,
Wo Grün sich mischt mit schatt'gem Braun.

Es glänzt der Bach im Silberschaum,
Als ob Dianen wär' im Traum
Der Silberbogen aus der Hand
Entglitten auf das Wiesenland.

Von ihr geküßt, in solcher Nacht
War einst Endymion erwacht,
Als schlummernd er im grünen Hain
Nicht träumte, so geliebt zu sein.

Wie jenes Kusses leiser Hauch,
So unersteht kommt Liebe auch,
Und Wort und Laut verrathen nicht,
Was tief aus feuchtem Auge spricht.

Sie kommt daher im Schönheitsglanz,
Der Menschheit Kron' und Blüthenkranz,
Sie wandelt schweigend ihren Pfad,
Wenn sie sich dem Erwählten naht.

Sie hebt den Zweig, wo traumgewiegt
Der Schlumm'rer weltvergessen liegt
Und küßt, bevor er nur sie sieht,
Mit leisem Hauch sein Augenlied.

O schlummernd Aug', o müdes Herz,
O Seel', umrankt von bangem Schmerz,
Ihr, die des Lebens Qual umgiebt,
Ihr werdet wieder einst geliebt.

Kein Leben ist so freudenleer,
Und Keinen traf sein Loos so schwer,
Dem nicht, oft wo er's gar nicht denkt,
Ein Herz sich schon im Stillen schenkt.

Einst klingt, als spräch' im Geisterlaut
Ein Engel, den sein Blick nicht schaut,
Im Herzen ihm der Wonneklang:
„Wo bliebst, Ersehnter, du so lang?“

Der Hahn und der Adler*).

Nach Béranger.

Du bannst mich, stolzer Aar, von hier,
Dein der Pallast, das Kriegsgepränge,
Dein der geweihten Fahnen Zier,
Und mein der Hütt' und Werkstatt Enge.
Ich seh', von keinem Neid durchbebt,
Wie Glanz und Pracht dich rings umgeben,
Denn Vieles hab' ich schon erlebt
Und werde Vieles noch erleben.

Um's alte Recht, das sich verlor,
Weint' ich, als Rom hier eingedrungen,
Doch hab' ich ruhig mich empor
Auf meines Kirchthurms Höh' geschwungen,
In düstrer Luft schon tausend Jahr
Harr' ich auf neuen Tagesschimmer;
Der zweimal schon betrogen war,
Der alte Hahn, er harrt noch immer.

Bist du der Aar vom Preußenland,
Der weiße Aar der Bruderkriege,
Der Doppelaar vom Wolgastrand,
Der Aar, der Oestreich führt zum Siege?
Wähl' eine neue Zierde dir,
Um keinem anderen zu gleichen,
Der Kamm, der rothe Kamm bleibt mir,
Des alten Muthes helles Zeichen.

Wie du, verkappt, ein Römling bist,
Bin ich vom Sporn zum Haupt Franzose,
Erob'rungslustig, brav, voll List,
In Mien' und Worten keck und lose,
Galant, zum Schäkern stets bereit,
Doch Fehler sind's, die Alle lieben,
Du kommst zu spät, du thust mir leid,
Der Herzen Gunst ist mir geblieben.

Geh stolz auf der erzwungnen Bahn,
Nicht deinem Ruhm steh' ich im Lichte,
Von gestern ist, was du gethan,
Doch ich, ich leb' in der Geschichte,
Mit Hoche bin ich und Marceau
Durch Kampf und Blut dahingeschritten
Als Sieger stets — sein Waterloo
Hat Galliens Hahn noch nicht erlitten.

Spott ist mein Düngerhaufen dir,
Doch er befruchtet Feld und Auen;
Wenn warm und gastlich mein Revier,
Webt um dein einsam Nest ein Grauen;
Den Berg umstarrt die Felsenwand,
Dein Held, bestrahlt vom Ruhmesschimmer,
Fand seine Gruft am Klippenstrand;
Vom Dünger kräht der Hahn noch immer.

Du kennst den Fortschritt nicht der Zeit,
Dein Schrei dient wie Fanfarenklänge,
Nur müden Völkern zum Geleit
Bei nutzlos eitlem Grabgepränge.
Mein Aug' ist's, das in's Ferne sieht,
Und friedensreich und tönend klinget
Aus meinem Mund der Zukunft Lied.
Horch, wie der alte Hahn noch singet!

Adolf Laun.

*) Dies Gedicht, das durch einen früheren Uebertragungsversuch den Lesern der Weserzeitung schon bekannt wurde, kam vor einigen Jahren handschriftlich nach Deutschland und ist, so viel wir wissen, in Frankreich nie im Druck erschienen. Die Tendenz und Stimmung desselben ist so klar, daß sie auch in dieser poetischen Nachbildung noch jedem entgegentreten wird. „Das nutzlos eitle Grabgepränge“ in der letzten Strophe bezieht sich auf die Beisetzung der Asche Napoleons im Dom der Invaliden, die noch immer keine Ruhe hat und nun in die Kirche der Königsgräber nach St. Denys gebracht werden soll.

Zur Zeitung an der Drehorgel.

Von Hermann Genthe.

Wenn die Bildungsmittel der niedersten Volksschichten überhaupt eine Stelle in der Betrachtung des Kulturstandes einer Nation zu finden berechtigt sind, — und soll doch die Weisheit der Völker nach dem Ausspruche eines namhaften Historikers selbst aus den Erzählungen am bäuerlichen Herde erkannt werden —, so ist es gewiß dankenswerth, daß die im Verein mit der Drehorgel wandernden fliegenden Blätter und Schaugemälde kürzlich von L. Strackerjan in diesem Blatte (Nr. 7 und 8) einer Besprechung gewürdigt sind. Fast scheint in einzelnen Aeußerungen der geehrte Verfasser an der Stellung dieses Kulturfactors selbst zum Zweifler zu werden und den etwaigen Werth desselben für die niedersten Klassen in wenig mehr als einigen Anregungen oder der Unterhaltung zu suchen; denn Melodieen, auf welche er hinweist, bringt doch mehr der lyrische als der epische Leierkasten. Ganz abgesehen von der historischen Seite der Zeitung an der Drehorgel, welche in freilich verändertem Gewande die Anfänge des gesammten Journalwesens neben dem erwachsenen Stamme bis in unsere Zeit bestehend zeigt, nur daß der Kreis des Publikums dafür ein immer geringerer geworden ist; verdienen jene singenden und sagenden Träger der Fama wirklich als ein Bildungsmittel genannt zu werden bei uns auf dem Kontinent wie jenseits des Kanals, wo z. B. in London sogar ohne Musik und Gesang der Verkauf der fliegenden Mordgeschichtenblätter in großem Umfange besteht. Daher ist auch der Beifall, den solche Literatur gefunden, nicht „durch außerordentliche, tief in das Volksbewußtsein eingreifende Ereignisse, wie der siebenjährige Krieg oder die französische Zeit waren, zeitweilig unterdrückt und vermindert worden.“ Immer hat neben den gewaltigen Wellen jener Zeitströmungen das Stillleben im Volke und die Verbreitung von fliegender Zeitungsliteratur Bestand gehabt; nicht als ob das Volk durch den Geist der Zeiten nicht ergriffen und gezogen worden wäre, sondern weil das Bänkelsängerthum überhaupt geschickt ist in der literarischen Spekulation. Ganze Zeitabschnitte kann es der Natur der Sache nach nicht zur Darstellung bringen, aber in geschickter Benutzung des zeitweiligen Interesses für bestimmte Vorgänge verlegt es seine Romane und Novellen auf den Schauplatz der jüngsten großen Ereignisse und läßt gleichmäßig Stoff und Staffage davon beeinflußt werden. Noch jetzt muß die Erinnerung an 1812 mit „wunderbarer Rettung“, mit „wiedergefundenen verlorenen Söhnen“ und „merkwürdigen Schicksalen“ der damals aus Deutschland ostwärts gezogenen Krieger herhalten; in den Jahren der Kämpfe in Schleswig-Holstein nahm es einzelne Vorgänge vom dortigen Boden, welche selbst heute noch in Panoramen einen Platz einnehmen; zur Zeit des Krimfeldzuges ließ es seine wunderbaren Geschichten im

Osten und meist mit ausländischem Personal spielen, grade so wie es jetzt die jüngsten Kämpfe in Italien ausbeutet und Schlachtschilderungen in Poesie und Prosa versucht. (Z. B. getreue Beschreibung der furchtbaren Schlachten und Ereignisse zwischen den Oesterreichern, Sardiniern und Franzosen. Nebst zwei schönen Liedern. Bei Fr. Schulze in Zielenzig.):

Furchtbar wüthete die Schlacht
Gegen Oesterreichs starke Macht,
Aus gezogenem Geschütz
Brüllt der Donner, zuckt der Blitz.
Schrecklich räumt der Tod hier auf,
Denn die Zuaven gingen drauf,
Wüthend mit dem Bayonnet,
Dem kein Felsen widersteht.

Vorwärts ging die wilde Jagd
Der Franzosen unverzagt,
Tod hier und Verderben speien
Der Batterien lange Reihn,
En arrière und en avant!
Ging's im heißen Sturmes Drang.
Arm und Beine, morsch entzwei,
Flogen durch die Luft wie Spreu.

Die Bemerkung, daß an großen Ereignissen reiche Zeiten auf die literarische Thätigkeit des Bänkelsängerthums einen ungemeinen und anregenden Einfluß üben, ist eine allgemein güllige. In dieser Hinsicht besteht kaum ein Unterschied zwischen der prosaischen Zeitung und dem historisch-politischen Liede, nur daß letzteres sich nicht allein oft, sondern überwiegend gern gegen innere Uebel und Mißstände wendet, von welcher Richtung der polizeilich controlirbare Verkäufer gedruckter Sachen sich begreiflicher Weise fern halten muß. Hierin liegt ein Grund, warum die Zeitung an der Drehorgel wenig mehr als Schlachten, Schicksale einzelner Personen oder große Festlichkeiten berichtet, dagegen im Roman so fruchtbar ist. Das politische Bänkelsängerlied dagegen war immer in großen und bewegten Zeiten blühend; es war mächtig unter Ludwig XIV., schoß auf mit der französischen Revolution, deren Hälften sich selbst in den Liedern charakterisiren, bildete eine mächtige Stütze des Generals Bonaparte; die jüngsten Zeiten unseres Lebens sahen mit der großen politischen Erregtheit des Volkes zahlreiche politische Lieder, die mit jener vom Boden verschwanden, sehen noch jetzt Anspielungen auf deutsche Schmach in Schleswig-Holstein und schenkten uns selbst bei weitester Entfernung vom Herd der Ereignisse einen schnell verbreiteten Krim-Polkatext.

Neben den fliegenden Zeitungsblättern und Schaugemälden stehen als Bildungsmittel für das mäßiger Bildung fremde Publikum noch die fliegende Bilderliteratur, welche einst Rosenkranz in seinen Beiträgen zur deutschen Literatur besprochen hat; sodann die Wachsfigurenkabinete, welche berühmte Personen meist der neuesten Zeit vorführen und selbst Gestalten wie den Schinderhannes mit seiner Bande oder den Othello mit dem geheimnißvollen Schauder des innen angebrachten Räderwerkes beleben, oder „sämmtliche jetzt regierende europäische Potentaten", oder Charakter- und Sittenbilder fremder Länder zeigen. In letzterer Hinsicht concurriren sie schon mit den an dritter Stelle zu nennenden Panoramen, welche neben bedeutenden Ereignissen auf friedlichem oder kriegerischem Boden Städte und Landschaften des Vaterlandes wie der Ferne durch Malerkunst und optische Mittel vergegenwärtigen, Reiz und Schrecken fremder Regionen selbst stumpfe Seelen ahnen lassend. Wie diese Institute einen bildlichen Anschauungsunterricht ausüben, der seine höchste Ausbildung in den sogenannten „malerischen Rundreisen im Zimmer" erhalten hat, so auch die Darstellungen der wachsleinenen Gemälde im Geleit der Drehorgel, welche nicht als Ersatz für die Illustrationen und Vignetten der fliegenden Blätter aufgekommen, sondern als Erläuterung der Begebenheiten durch Anschauung ein leicht und daher immer gefühltes Bedürfniß dem niedern Fassungsvermögen der Ungebildeten und Kinder gegenüber gewesen sind. Den Landschaftsgemälden der römischen Triumphe lag kaum ein anderer Zweck zu Grunde.

Daß auch im nordwestlichen Deutschland derartige Gemälde auf Jahrmärkten und Volksfesten seit länger als funfzig Jahren üblich sind, beweist unter anderem eine Aeußerung Gleims. Gleim schrieb in der Nachricht zu den Romanzen (Sämmtl. Schr. N. A. Amsterd. 1770, 1771, Th. II. p. 127 ff.) nach dem Stücke „Traurige und betrübte Folgen der schändlichen Eifersucht, wie auch heilsamer Unterricht, daß Eltern, die ihre Kinder lieben, sie zu keiner Heirath zwingen, sondern ihnen ihren freien Willen lassen sollen, enthalten in der Geschichte Herrn Isaak Veltens, der sich am 11. April 1755 zu Berlin eigenhändig umgebracht, nachdem er seine getreue Ehegattinn Marianne und derselben unschuldigen Liebhaber jämmerlich ermordet": „In der Erzählung vorstehender Geschichten hat man versuchen wollen, ob die vorlängst bei den Spaniern und neuerlich bei den Franzosen zu den romanzischen Liedern gebrauchte Schreibart auch im Deutschen gefallen könne. Je öfterer dieser Versuch von den rühmlichen Virtuosen mit Stäben in der Hand künftig gesungen wird, desto mehr wird der Verfasser glauben, daß er die rechte Sprache dieser Dichtart getroffen habe." Justus Möser, dem er ein Exemplar übersandt hatte, schrieb ihm darauf scherzend zurück, wie seine Lieder bei ihm nicht nur gesungen, sondern auch mit dem Stecken gezeigt seien, was unter Mitwirkung einer jungen Gräfin recht ergötzlich rührend ausgefallen sei.

Ebenso wie in der Bestimmung des Alters solcher Gemälde irrt der geehrte Verfasser hinsichtlich der Lieder, welche dem eigentlichen Texte der fliegenden Zeitungen regelmäßig angehängt sind. Diese Sitte reicht nicht nur, wie der Verfasser muthmaßt, bis über das Ende des 18. Jahrhunderts hinaus, sondern bis in das 16. Jahrhundert hinein, nur daß jetzt Regel geworden ist, was damals ausnahmsweise geschah oder dem Wechsel unterworfen blieb. Gegenwärtig findet bei den sogenannten Mordgeschichten durchweg nebeneinander prosaische Erläuterung und poetische Besingung Statt, welche letztere den Rangstreit der redenden Künste vor dem niedersten Publikum zu schließen pflegt.

Der eben erwähnte Umstand führt mich auf einen anderen von dem Herrn Strackerjan berührten Punkt, nämlich auf das Verhältniß der Liederform zu dem Liederstoffe. Der Vorwurf der Undeutlichkeit ist vollkommen gerecht gegen Gedichte wie das in Nr. 8 d. Bl. mitgetheilte, wenn man dieselben aus ihrem Zusammenhange herausreißt und als poetische Leistungen an sich betrachtet; allein er verschwindet mehr und mehr, wenn man erwägt, daß die Gedichte erst nach erfolgter prosaischer Beschreibung und Angesichts der Gemälde gesungen werden. Ohne im Scherz wie „die Musenklänge aus Deutschlands Leierkasten" auf die Unterschiede der epischen und lyrischen Dichtung zurückgehen zu wollen, kann man behaupten, daß in jenem Charakter der Mordgeschichtenlieder wirklich starke Verwandtschaft mit epischer Volksdichtung zu erkennen ist. Wie das epische Volkslied nie einen unbekannten, sondern augenblicklich im Volke umgehenden Stoff besingt, so wird in jenen Liedern das Ereigniß als durch die vorangegangene Erzählung wesentlich bekannt vorausgesetzt; daher in beiden Gattungen dieselben schnellen Einführungen in die Mitte der Sache, wie z. B. in dem in Nr. 8 d. Bl. mitgetheilten Liede, dieselben Sprünge von Stufe zu Stufe der Entwickelung, bei denen zuweilen selbst eine vergessene an unpassender Stelle nachgeholt wird, dieselben Voraussetzungen hinsichtlich des Verständnisses, wie sie jede ungebildete Erzählung durch den verkannten Standpunkt des Hörers fortwährend macht. — So fällt jener von Strackerjan aufgestellte Entschuldigungsgrund als unnöthig hinweg, daß die Lieder meist in größter Eile zu einem bevorstehenden Jahrmarkte oder Volksfeste gefertigt würden. Daß aber die Mordgeschichtenlieder im allgemeinen sich durch bessere Form der Gedanken auszeichnen, hat seinen natürlichen Grund im Stoffe; ein gegebener historischer Stoff wird von unseren Bänkelsängern in seinen Einzelnheiten weit besser bearbeitet,

als sogenannte Novellenstoffe, da in romanmäßiger Schilderung der Gefühle der Volkston nie so glücklich ist als in der Andeutung derselben.

Aus den übrigen von L. Strackerjan gegebenen Bemerkungen hebe ich, um daran anzuknüpfen, aus der hübschen Charakteristik der Novellen p. 58 nur eine aus: daß nämlich die Stoffe oft erfunden seien oder doch in ihren Einzelnheiten Ausschmückungen trügen, deren Reminiscenzen sich mitunter in die Geschichtsbücher des Mittelalters zurück verfolgen ließen. Was den ersten Punkt betrifft, so könnte ich eine Mordgeschichten- und Novellenfabrik im Großherzogthum Posen namhaft machen, in welcher ein verschrobener Maler nach freier Eingebung seines von Lectüre gesättigten Geistes die Bilder liefert, während ein zweiter Jünger der Musen dem kühnen Gedankenfluge in den Gemälden mit nicht geringer Verwegenheit in Prosa und Lied folgt. „Nur schöne Bilder“, meint er, „die Geschichten will ich schon machen.“ Das ist eine Sache, welche der nach Neuem und Absonderlichem begierigen Menge gegenüber stets versucht werden wird und selbst in jener Gegend neben der Schilderung wirklicher Begebenheiten wie des Brandes zu Bojanowo 1857, der Mordthat des Jakob Krone in Breschen (Rgbz. Posen) vom 8. Septbr. 1850 u. dgl. m. leicht durchgeht. Wie aber in diesen Erfindungen dann und wann Erinnerungen an die deutsche Vorzeit auftauchen, will ich an folgendem Beispiele zeigen, welches der deutschen Sage entnommen ist.

Das Blatt führt den Titel „Hohn und Vergeltung oder die Gräfin und die Köhlerin. Ein merkwürdige Begebenheit aus der neuesten Zeit. Zu haben bei Friedrich Richter. Neustadt bei Magdeburg. 1856. Druck von E. Seibold.“ Der prosaische Bericht erzählt in der blühenden Stilgattung derartiger Schriftstücke, wie ein Graf Robert von Almont mit seiner Gemahlin Amalie bei der Jagd auf eine Köhlerhütte stößt. Die Gräfin spottet über die Köhlerfrau, welche kürzlich Drillinge geboren hatte, da solches nach der Aeußerung ihres Gatten nur durch Ehebruch möglich sei. Der Davonsprengenden ruft das gekränkte Weib den Fluch nach, daß sie siebenfach gebären und untreu vor ihrem Gatten erscheinen möge. Der Fluch erfüllt sich; die Gräfin wird Mutter, der Graf aber durch Kriegswirren grade in dieser Zeit von Hause abgerufen. In der Stunde der Niederkunft gebiert seine Frau sieben Kinder, von denen sie in ängstlicher Erinnerung an jenes Gespräch sechs auszusetzen beschließt; die Wärterin packt selbige in einen Korb und verläßt mit diesem durch eine Seitenpforte das Schloß. Unterwegs stößt sie plötzlich auf den Grafen, welcher verwundert zurückkehrt; sie sucht auszuweichen, wird jedoch gefragt, was sie trage, und antwortet: Junge Hunde trage ich, um sie ins Wasser zu werfen. Ihr auffallendes Benehmen veranlaßt den Grafen nachzusehen, wobei er mit Entsetzen sechs neugeborene Kinder erblickt und durch ein reuiges Geständniß den ganzen Hergang erfährt; er selbst bringt hierauf die Kinder zu jener Köhlerfamilie, um sie dort heimlich aufziehen zu lassen. Dem Weibe hat er Schweigen geboten. So schwanden seit seiner Rückkehr sechs Jahre; bei dem Geburtsfeste des siebenten Kindes werden nach besonderer Veranstaltung die übrigen sechs nebst den wackeren Köhlersleuten in die Festgesellschaft geführt, welcher der Graf mit kurzen Worten den Hergang erzählt. Er vergiebt der zum Tode erschrockenen Gemahlin, die fortan bemüht ist, das der Köhlerfamilie angethane Unrecht durch Güte auszugleichen.

Wer denkt hiebei nicht sofort an jene Sage, welche nach Erzählung desselben Herganges in tragischem Schluß die verbrecherische Mutter in glühenden eisernen Schuhen tanzen läßt? Weniger bekannt als die Sage dürfte sein, daß in der um das Jahr 1000 gebauten Kirche des stattlichen Schlosses Querfurt bei Eisleben noch jetzt in Anknüpfung an jene Sage ein großes kupfernes Becken und ein Paar eiserner Schuhe aufbewahrt werden; daß ferner jene Sage auch an anderen Orten Deutschlands sich angesiedelt hat. Ekelhaft ist die Form, welche in der Wallfahrtskapelle zu Thierberg bei Kufstein erzählt wird. Die Tochter eines Grafen Florentius soll am Charfreitage 1276 ihrem Gemahle dreihundert fünf und sechszig Kinder geboren haben zur Strafe dafür, daß sie einst den reichen Kindersegen eines armen Weibes verspottet hatte. Zum Andenken daran und frommen Wallern zur Erbauung zeigt man jetzt dort ein Bild, welches die Taufe der winzigen Kinder in einer Taufschüssel darstellt.

Feuilleton.

—* **Neue literarische Erscheinungen.** Rußland unter Alexander II. Nikolajewitsch. Zur inneren Geschichte und äußeren Politik vom Thronwechsel bis auf die Gegenwart. 1855—1860. — Frei bis zur Adria. Oesterreichische Regierungsgeschichte in Italien. Von G. Rasch. — Black Douglas. Ein australischer Roman von W. Guischard. — Humoristische Soldatennovellen. Von A. von Winterfeld.

—* Von Julius Schaller in Halle erscheint soeben ein Werk „Das Seelenleben des Menschen“, ein Resultat vieljähriger psychologischer Studien des Verfassers.

—* Die Biographie Mozarts von Otto Jahn wird jetzt in einer zweiten Ausgabe, und zwar in 26 Heften, herauskommen.

—* Die „Physiologie des täglichen Lebens“ von Lewes, dem britischen Biographen Goethe's, erscheint bei Brockhaus in einer deutschen Uebertragung von Professor Victor Carus in Leipzig, welche dem englischen Original auf dem Fuße folgt. Das Werk, das von dem Gesichtspunkte aus geschrieben ist, „daß eine klare und richtige Auffassung der hauptsächlichsten physiologischen Grundsätze möglich ist und durch wichtige Thatsachen erläutert werden kann, ohne ein einziges Mal sich auf anatomische Kenntnisse berufen zu müssen“, hat den Zweck, die Grundgesetze der Physiologie darzulegen und durch die frappantesten der bis jetzt bekannten Thatsachen zu erläutern.

—* Ein osmanisches Liederbuch, betitelt „Unter dem Halbmond“, von Julius Hammer, ist bei Brockhaus erschienen. Es enthält Dichtungen im Sinne und Geiste der Orientalen und insbesondere der Osmanen, ihnen nach und aus ihrer Anschauungsweise heraus gedichtet, ohne das Heimathsgefühl zu verleugnen. Der Dichter schrieb das Liederbuch, — mit Ausnahme einiger Gedichte, die er schon vor geraumer Zeit mitgetheilt —, in wenigen Spätherbstwochen, nachdem er, um sich mit seinem Stoff zu erfüllen, manches Jahr hatte hingehen lassen, bis er sich in der Fremde bequem fühlte. Zu seinem Zwecke hatte er nicht das Bedürfniß, ein in die Sprache des Orients Eingeweihter zu werden; es genügte ihm, sie wie das ferne Rauschen des Meers oder eines Waldbachs, eines Wasserfalls, eines Springbrunnens zu vernehmen.

—* Am 5. April beging die Universität Tübingen zu Ehren Ludwig Uhlands das fünfzigjährige Jubiläum seiner Doctorpromotion. Ein Festessen hatte der Jubilar entschieden abgelehnt.

—* Das Weber-Denkmal soll im September dieses Jahres in den Zwingeranlagen in Dresden aufgestellt werden. Die Statue befindet sich schon unter den Händen des Ciseleurs.

—* In den letzten Tagen des März hat Julius Rietz Leipzig verlassen und bereits am 1. April seine neue Stellung als erster Kapellmeister in Dresden mit der neunten Symphonie im Palmsonntagsconcert angetreten. Am 29. März dirigirte er zum letzten Mal im Gewandhaus zu Leipzig, wo man ihn schmerzlich vermissen wird. Die „Signale“ berichten über jenen Abend: Sein Directionspult war nicht allein mit Lorbeerkränzen und Guirlanden geschmückt, sondern es lag auch auf demselben ein silberner, schöngearbeiteter Taktstock, der von einer Zahl von Gewandhaus-Abonnenten als Andenken geboten wurde. Sobald der Meister zum Dirigenten vortrat, empfing ihn das gesammte Publikum mit unendlichem Applaus, und in diesen fiel das Orchester mit dreimaligem rauschenden Tusch ein. Nochmals zum Schluß des Concertes, als Herr Dr. Rietz seine Abschiedsverbeugung machte, äußerte sich die Theilnahme der ganzen Versammlung für ihn durch nicht endenwollende Lebehochrufe und durch reiche Blumenspenden. — Auch außerdem erhielt er zahlreiche Beweise von Verehrung und Anhänglichkeit. Das Conservatorium hatte dem scheidenden Lehrer zu Ehren am Abend des 28. März eine

musikalische Aufführung veranstaltet, an deren Schlusse die Schüler und Schülerinnen ihrem Meister ein werthvolles Geschenk überreichten. — In den spätern Abendstunden desselben Tages brachten die Mitglieder der Singakademie ihrem Dirigenten ein Abschiedsständchen und überreichten eine goldene Uhr nebst Kette. Die Mitglieder des Gewandhausorchesters verehrten einen silbernen Pocal, eine Anzahl Kunstfreunde einen silbernen Tactirstock u. s. w. Auf dem Bahnhof sang der Männergesangverein dem verehrten Künstler am 29. März Abends den letzten Scheidegruß.

— * Der Dichter des „Heinrich von Schwerin", Gustav von Meyern, ist zum Intendanten der Hofbühne von Gotha und Coburg ernannt. Derselbe hat soeben ein Lustspiel „Prinz Eugen" vollendet.

— * Bremen, 13. April. Gestern hat Herr Dawison den Cyclus seiner Gastrollen beendet, nachdem er die ursprünglich auf zehn festgestellte Zahl der Abende auf dringenden Wunsch noch um einen vermehrt hatte. Wir sahen den Künstler scheiden als Perin, dessen reizende, von der besten Laune gewürzte Darstellung den Zuschauern neu war und eine köstliche Unterhaltung gewährte. An den vorhergehenden Abenden gab Herr Dawison den Muley Hassan, Richard und Shylock. Leider mußte unter den gegenwärtigen Bühnenverhältnissen der Wunsch, den Künstler als Othello, Macbeth, König Philipp, Falstaff zu sehen, unerfüllt bleiben.

— * Das Schlußheft des zweiten Bandes vom deutschen Wörterbuche der Brüder Grimm wird durch eine Vorrede eröffnet, in welcher Jakob Grimm seines verstorbenen Bruders gedenkt und über das ganze Werk sich äußert. „Es hätte meinem Bruder zugestanden an der Spitze dieses Bandes, dessen größtes Stück von ihm herrührt, den Blick rückwärts zu wenden und sich über mehr als einen der hier die vielseitigste Erwägung fordernden Gegenstände mit aufmerksamer Anmuth, wie sie ihm eigen war, auszusprechen; trauernd um seinen Hingang muß ich es sein, der wieder vortritt und das Wort ergreift, seines Talents und seiner Rathschläge, sowie überhaupt seiner edeln Mithülfe geht die Fortsetzung des Werkes nun für immer verlustig. Er arbeitete langsam und leise, aber rein und sauber; wenn sein Verspäten einigemal Gefahr brachte und die Geduld der Leser auf die Probe stellte, so werden sie sich nachher an der feinen Abgrenzung und Ausführung alles dessen, was er lieferte, erfreut haben. In milder, gefallender Darstellung war er mir, wo wir etwas zusammen thaten, stets überlegen. Angemerkt zu werden verdient, daß er mit dem Buchstaben D, welchen er sich zuerst auserlesen hatte (I, LXIV), genau und daß ohne davon ein Wörtchen fehlte zu Ende gelangt war, als ihn der Tod wegnahm. Seine Mühe krönte sich durch befriedigenden Abschluß. Jene Wahl war doch mehr zufällig als in irgend einer Vorliebe begründet, für ein Wörterbuch fallen alle Buchstaben gleich schwer und selbst die leichter scheinenden erheben allenthalben Anstoß. Im Deutschen gewähren die vier flüssigen die angenehmste Arbeit, weil hier der Laut feststeht und keine Partikelzusammensetzungen vorkommen, wogegen bei den vocalen und stummen Buchstaben ihre schwankende Abstufung vielfach stört und anstrengt. Unsere S und W zeigen den größten Umfang, während im Lateinischen, Griechischen, Slavischen und auch im Sanskrit, jener Partikeln wegen, P weit überwiegt, das bei uns fast zurücktritt. Es ist wahr, die endlose Aufzählung der Partikelfülle, auf die ich gleich nachher noch zu sprechen komme, ermüdet, führt aber auch zu wichtigen Schlüssen; in welchen Theil des Wortvorraths man immer greife, wird, nach überwundner erster Scheu, man sich bald davon angezogen fühlen. Mein Bruder ist in einigen Dingen, die ich verabredet glaubte und für die ich beim Beginn unausweichlich einen Ton angeben mußte, wieder abgewichen, sei es daß er sich eigner Angewöhnungen nicht entschlagen konnte oder einer ihm zusagenden Aenderung den Vorzug ließ. Mir that dies leid, weil dadurch der in einem Wörterbuch wünschenswerthen äußeren Gleichförmigkeit Abbruch geschah; jetzt aber möchte ich nicht, daß er anders verfahren wäre, weil mir auch in solchen Nebensachen seine ganze Eigenthümlichkeit rührend entgegentritt. Das Publikum wird uns beiden diese Ungleichheit verzeihen und sie leicht ertragen.

— * Bremen, 12. April. In der gestrigen Versammlung des Künstlervereins sprach Herr Professor Dr. Delius aus Bonn über die Rolandssage, indem er Geschichte und Sage einander gegenüberstellte und namentlich die Behandlung der Sage in dem aus dem 11. Jahrhundert stammenden altfranzösischen Epos analysirte. Der Vortragende eröffnete seine Erörterung mit den folgenden Bemerkungen: In den naiven und ursprünglichen Epochen eines erwachenden Völkerlebens bedarf nicht nur die Poesie vorzugsweise eines Helden, den sie feiert; auch das Volk selbst bedarf eines Helden, zu seiner Bewunderung, Erbauung und Nacheiferung. Solche Heroen sind gleichsam die Berge, welche aus dem niedern Dunstkreise eines einförmigen Flachlandes ihre leuchtenden Gipfel erheben in einen reineren Aether und damit auch den Blicken der da drunten wimmelnden Menschen die Richtung nach oben geben, auf daß sie nicht bloß um sich und vor sich, sondern auch über sich schauen.

Aber wie nicht jeder landschaftliche Boden seine Berge trägt, so auch nicht jeder geschichtliche seine Helden, wie sehr auch immerhin die Dichtkunst und die Menschheit nach solchen Größen und Höhen verlangen mögen. Da schlägt sich denn, wo die unerbittliche Geschichte den Dienst versagt, freundlich die mythenbildende Sage in's Mittel; die Sage, die ja überall, und nicht nur in der Heroenschöpfung, da aushelfen muß, wo die beglaubigte Historie uns im Stich läßt, und die zu solcher Aushülfe schon berechtigt ist vermöge der entgegenkommenden Gläubigkeit, welche sie in den wundersüchtigen Gemüthern der Menschen findet.

Selten verfährt die Sage dabei in der Weise, daß sie ganz neue Gestalten fertig und gerüstet aus ihrem Gehirn, wie die Pallas Athene aus dem Haupte des Vaters Zeus, in's Dasein springen ließe. Der gewöhnlichere, der naturgemäße Gang ist vielmehr der, daß sie gewisse Figuren der Geschichte, die in dem Nebel ferner Vergangenheit in kaum erkennbaren Umrissen hin und her schwanken, bloße Schatten eines Namens gleichsam, daß sie diese Schemen mit Fleisch und Blut ausstattet, sie in ein zweites, concreteres Leben ruft und den Stempel des Bedeutenden und Großen auf ihre Stirnen drückt. Wie viel von diesen neuerschaffenen Wesen dann noch der Geschichte, wie viel davon der Sage angehört, das zu scheiden ist allemal die Aufgabe einer diesem Schöpfungsprocesse erst spät nachhinkenden Kritik, und zwar eine Aufgabe, die sich nicht in jedem Fall mit befriedigender Sicherheit, in manchem kaum annähernd lösen läßt. Wer ermißt z. B. auch nur von Weitem den ganzen Unterschied zwischen den Helden, die da ewig leben in den Gedichten Homers, und zwischen den Männern, welche wirklich einmal in unbestimmter, grauer Vorzeit fielen oder siegten auf der Ebene um die Mauern Ilions? wer den ganzen Unterschied zwischen den nordischen Recken, die in alter Zeit einst wirklich hergezogen kamen vom Nibelungenland, und zwischen denen, welche in unserm großen Nationalepos bei all' ihrer mittelalterlich-ritterlichen Metamorphose doch noch so viele Züge von dem heidnischen Grundtypus ungebändigter germanischer Urkraft an sich behalten haben? Aber auch wo kein großes Epos, griechisch oder deutsch, die wechselnden Bilder der Sage in eine bleibende, ewige Form gebannt hat, auch da begegnen wir an der Schwelle eines sich auferbauenden Volkswesens immer diesem selben Dualismus zwischen den Helden der Sage und zwischen jenen Schattenbildern, welche, wie nach dem Dichterworte große zukünftige Ereignisse ihre Schatten vor sich herwerfen, jenen sagenhaften Helden in der Wirklichkeit irgendwo schon einmal vorangegangen sind. So lassen sich die mythischen Männer der Anfänge Roms, des königlichen und republikanischen, die sich von dem längst versunkenen Boden früherer Römischer Volkspoesie auf den festeren Boden späterer Römischer Geschichtschreibung geflüchtet haben, keineswegs identificiren mit den Männern, welche wirklich einmal jene Anfänge der ewigen Stadt gegründet und geordnet haben müssen. So ist der Wilhelm Tell, der gleich sicher den Apfel auf dem Haupte seines Knaben und das Herz des Oesterreichischen Landvogts zu treffen wußte, nicht ganz derselbe Schweizerische Mann, welcher unter diesem Namen in früher Zeit einmal im Canton Uri lebte und starb.

Aber die Sage stellt ihre mythenbildende Thätigkeit, mit der sie dem regen Drange des Volkes nach Großem und Wunderbarem ein Genüge leistet, auch da nicht ein, wo die Geschichte selbst schon solche Befriedigung in vollem Maße zu gewähren scheint, wo die Geschichte selbst schon ihre Helden in greifbar faßlicher Gestalt vor uns hingestellt hat. So ist wahrlich die schöne und edle Figur des spanischen Helden, des Ruy Diaz el Cid Campeador, aus der Geschichte uns entgegentretend, ein nach allen Seiten hin fertiges, in sich abgeschlossenes Charakterbild, das durchaus keines sagenhaften Aufputzes mehr zu bedürfen schien. Und doch wie viel ist von solchem Aufputze hinzugethan, nicht nur in den späteren Romanzen und Dramen der Spanier, was sich unserer Betrachtung hier entzieht, sondern sogar schon in jenem ältesten Schatze spanischer Poesie, in dem epischen Gedichte vom Cid, das, kaum durch ein dazwischenliegendes Jahrhundert von dem Helden der Geschichte getrennt, uns bereits den Mythus in voller, schöpferischer oder umbildender, Arbeit begriffen zeigt.

Aehnlich wie mit dem Cid, nur in ungleich weiterer Ausdehnung und Vertiefung, ist es ergangen mit dem fränkischen Heldenkreise, der sich um die erhabene Gestalt Karls des Großen reiht, und sogar mit Karl dem Großen selbst, dessen geschichtliche Siegeszüge durch die Länder des Occidents der Mythus weiter führt nach dem Orient, nach Jerusalem und Konstantinopel, damit der große Kaiser des Abendlandes auch der Kaiser des Morgenlandes sei. Die Sage hat auf diesem reichen Felde des Carlingischen Heldenkreises den historischen Boden in einer Fülle und Mannichfaltigkeit überwuchert, welche auch nur anzudeuten, weit über die Grenzen eines Vortrags hinausliegt. Wir müssen uns mit einem, freilich über alle Helden dieses Kreises hervorragenden Namen, mit Roland's Namen begnügen; und selbst diesen durch alle Phasen seiner sagenhaften Heldenlaufbahn zu begleiten, müssen wir uns versagen. Nur den eigentlichen Kern der Sage, da wo er an die Geschichte anstreift, betrachten wir: den heldenhaften Abschluß dieses thatenreichen Lebens, den Fall Rolands in der Schlacht von Ronceval, wie davon gesungen ist in dem ältesten nordfranzösischen Epos, in der sogenannten Chanson de Roland.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 17. Bremen, 22. April. 1860.

Inhalts-Anzeige.

Seydelmann's Todesstimmung.

Von E. Gerber.

Die letzten vor dem Tode gesprochenen Worte großer Männer, lag ihr Wirkungskreis in der Politik, der Wissenschaft oder der Kunst, pflegt gewöhnlich unsere Phantasie mit einem geheimnißvollen Nimbus zu umweben, auch sie ahnungsvoll — ob mit Recht oder Unrecht — zu deuten. So z. B. wollte man bei dem berühmten Schauspieler **Baron**, als er zum letzten Male vor seinem drei Monate später erfolgten Verscheiden in dem Trauerspiel „Wenceslaus“ in Paris die Bühne betreten, bei den Worten: „So nahe meinem Grab, bereit hinabzusteigen!“ bemerkt haben, daß er inne gehalten, weil er an seine Sterblichkeit gemahnt worden sei. Ein Gleiches gilt von dem Verse des am 20. December 1801 verstorbenen **Fleck** in Schillers Wallenstein: „Ich denke einen langen Schlaf zu thun“ — aber wie viel auch die Schauspielkunst mehr solcher Beispiele aufweisen könnte, nirgends findet man die Todesahnung, die fast an Todessehnsucht grenzt, klarer und bewußter ausgesprochen, als bei **Seydelmann** *).

Indem ich nochmals dessen gedruckte und eine Menge seiner bisher nicht gedruckten Briefe durchblättre, deren einige hier mitgetheilt werden sollen, möchte ich den ersten trüben Anflug seines Gemüths in den Zeilen an seinen Jugendfreund Simmon vom 21. November 1829 erkennen: „Ach ja, lieber Simmon, die Summe unserer Lebenstage ist gestiegen und — rollt sich nun mächtig ab. Wenn wir am Ende stehen, wird uns Alles anders vorkommen, als ein Traum? Nein! Wie aus einem, mitunter **recht schweren** Traum werden wir dann aufblicken zur Sonne eines heiteren Tags. Gottes Barmherzigkeit nehme uns auf!“ — Von dieser Zeit werden seine Worte bedeutsamer. Inmitten seines ruhmgekrönten Berliner Gastspiels, wo er viel von den Angriffen der „kleinen Herren“ zu dulden hatte, schrieb er den 29. April 1835 an Gutzkow: „Ja, man will mich durchaus um allen Humor bringen, um mir dann den Garaus zu machen. Habe ich es Ihnen nicht in Stuttgart vorausgesagt, daß mich dies Wespennest würde zu Tode stechen wollen?“ — Seydelmann's Engagement in Berlin ward am 25. November 1837 abgeschlossen. In Darmstadt gastirend, schrieb er am 21. Februar 1838 an den Hofschauspieler Grua:

„Lieber Grua! Deinen Brief, den du nach Darmstadt adressirt, habe ich im Hause unseres Freundes Goldner erhalten. Es freut mich, daß du, deiner herzigen Frau zum Trost, in Berlin bleiben und dieß Mal nicht umherziehen willst! Ich hoffe, du bist nun von deiner Krankheit ganz hergestellt und kannst dich dem Pflegeramte am Lager der jungen, angsterfüllten Mutter ganz und gar hingeben.

Ich habe nun vier Mal in Darmstadt gespielt. Es sollte anfänglich nur zwei-, höchstens dreimal geschehen. Nun werden sieben Darstellungen d'raus. Hof und Publikum interessiren sich gleich lebhaft dafür. Mit dem Erbgroßherzoge und anderen hohen Herrschaften habe ich gesprochen; beim Grafen Redern, Bruder unseres Intendanten, war ich zu Tische; ich werde von einer Gesellschaft in die andere gebracht, und überall erfahre ich Achtung und Liebe. Du kennst ja das hiesige Publikum; kaum giebt es ein zweites, das sich so innig und ausdauernd für unsere Kunst ausspricht, als das hiesige. Ja, wenn diese Leutchen nur wieder ein ordentliches Theater kriegten!! Was ich vom Erbgroßherzoge hörte, läßt mich das Beste hoffen, und dann würden wir Beide gewiß gern hier sein! Sagen sie doch so schon: ich bliebe hier!

Meine ersten Rollen waren: der Bettler und Koch Vatel. Meine zweite Darstellung war Franz Moor. (Becker spielte den Carl, und scheint nicht sehr angesprochen zu haben.) Meine dritte: Mephisto. (Ein Herr Remmert war: Faust. Er ist gleich nach der Vorstellung abgereis't; schlecht aber kann ich seine Leistung nicht nennen. Ich kenne Fauste, die bei Weitem weniger gut waren und bei stolzen Bühnen angestellt sind. Wallb. in Stuttgart z. B.) Meine vierte Darstellung war: Scarabaeus in der Whistpartie und Sergeant Gautier im goldenen Kreuz.

Darauf wurde ich krank. Eine Unterleibserkältung warf mich in's Bett. Ich litt fünf Nächte und Tage; heute erst bin ich aufgestanden. Fama, die vormäulige, hat mich „todt“ genannt. In Zeitungen liest man diese Nachricht. Noch ist sie nicht gegründet. Tröste meine Angehörigen, die nun wohl in Berlin sein werden; denn schon am 10. d. M. haben sie Stuttgart verlassen. Gieb ihnen auch inliegende hundert Preuß. Thaler. Ich werde dann mehr schicken. Dem Grafen Redern habe ich gestern auch geschrieben und ihm ein Krankheitszeugniß zugestellt. Die Würzburger und Nürnberger werden schön schimpfen; weil sie mich schon so lange vergeblich erwarten. Ich kann nicht dafür.

Nächsten Sonntag soll ich den Nathan spielen. Dann den Oheim; dann — zu meinem Benefiz (am 4. März) — den Kaufmann von Venedig; d. h. den Shylock. Inzwischen ladete mich Malß zum Gastspiele in Frankfurt ein. Meck, dem zu Liebe ich in seinem Benefiz gespielt hatte (am 12. Febr.), hatte 1236 Gulden auf den alten Juden und Elias Krumm eingenommen; und nun waren die Herren Direktoren mit Bitten und Anerbietungen bei der Hand, daß ich auch für sie spielen möchte. Ich sagte nicht Ja, nicht Nein, sondern reis'te in der Nacht wieder nach Darmstadt zurück. — Gestern kam nun Malß selbst herüber und bot mir 25 Louisd'or für die Rolle. Ich möchte doch wenigstens dreimal spielen. Wenn's geht, will ich's thun. Freilich brauche ich Geld; für die Meinigen, wie für mich und meine häusliche Einrichtung in Berlin. Geh doch meiner Frau zur Hand; ich bitte! Uebereilt

*) Seydelmann war am 24. April 1793 zu Glatz in Schlesien geboren und starb in Berlin am 17. März 1843.

Euch aber nicht! Alles hübsch, aber nicht kostbar. Wozu? — Meine Schwester soll ein Monatslogis beziehen. Was macht mein Wilhelm? Ich grüße und küsse alle recht, recht herzlich! Auch Dich, mein lieber Freund und getreuer Br.!

Deiner guten Frau, deinen Angehörigen die schönsten Grüße! Ich bin und bleibe dein

dankergebener, aufrichtiger
Seydelmann.

Du schreibst mir doch bald! Goldner's, die deine Grüße mit Liebe erwiedern, werden mir den Brief schon nachschicken.«

Die boshaften und gehässigen Verunglimpfungen, die von Stuttgart den Künstler und Menschen »Seydelmann« in Berlin vernichten sollten, empörten in edler Wallung seine tiefleidende Seele. In einem Briefe an Goldner spricht er sich also aus (5. Aug. 1839): »Auf solche Art schreitet auf Erden der Teufel mit dreiter Brust im prahlenden Samm'tkleide einher, und das liebe Kind Gottes, die Tugend, im knappen, fadenscheinigen, schwarzen Tuchgewande drückt sich, kurzathmig an der feisten Sünde vorüber. Es muß einen Himmel geben; nicht sowohl, daß der Brave darin aufgenommen — sondern das keck zudringende Laster fühlbar davon zurückgewiesen werde. Irgendwo muß man doch vor der Canaille sicher sein können! Hier unten kann man's nicht; also oben! Geduld, Seydelmann; die Frage wird dir bald beantwortet werden.« — Einige Wochen später heißt eine schöne Stelle an Simmon vom 1. September 1839: »Ich kann dir nicht beschreiben, welchen Drang ich oft nach unserm Vaterländchen empfinde, nach unsrem traulichen Glatz, oder seinen lieben und geliebten Umgebungen. Zu Fuße hinzueilen, und ganz allein, wäre mir fast eine größere Lust, als in Gesellschaft hinzufahren; wär' es auch nur die Gesellschaft eines Kutschers und seiner Pferde. Es giebt Freuden, deren Vollgenuß darin besteht, daß wir durch keinen Zweiten darin gestört werden; dahin zähle ich den Wiedereintritt in die Heimath, nach langen, langen Jahren! Der Anblick des Platzes, auf dem unsre Wiege stand, auf dem wir zuerst empfanden, weinten und lachten, — auf den wir zurückkommen mit der Summe, oder der Last von Erfahrungen, die wir, fern vom Spielplatze unsrer sorglosen Jugend, in der Fremde gemacht: die süße und auch bittre Kraft eines solchen Augenblicks will ohne Zeugen empfunden sein. Herumgehen, allein, ganz allein, möchte ich nun als Mann auf allen Wegen, auf denen oft der rasche Knabe lief. Von diesem Anfang meines Lebens möchte ich ausschauen bis zum nahen, — nahen Ende!« — »O gewiß, ich werde hier (in Berlin) ruhiger sterben, als ich in Schwaben, Hessen, Böhmen, oder Steyermark gestorben wäre. Wohl ist Gottes Welt überall schön; am schönsten aber ist es doch daheim!« — Als Seydelmann in Braunschweig gastirte, schrieb er an den Hofrath Teichmann den 8. Oktober 1840: »Ich hoffe Sie sind so gesund und frisch, daß das Leben einen Vertheidiger in Ihnen hat, nicht, wie in mir, einen Gegner. Ein Geschenk, das uns aufgedrungen wird, nicht zurückgeben dürfen! — so fängt die Knechtschaft mit der Geburt an und schon im ersten Schrei des Kindes erzittert die eingefangene Seele. — Also Ruhe! — Ruhe! tiefe Ruhe! Wer sagt, daß er hier gewesen, wenn ihm die Abreise nicht als das höchste Glück erscheint!« — Am 7. Januar 1841 lautet eine Stelle an Gutzkow: »Ich denke immer, wenn ich erst todt sein werde (Gott sei dann innigst Dank!!!) und sie raffen in gewohnter Weise Alles über mich zusammen, werden sie mich doch bei Ehren lassen. Sie können's ja nicht anders, wenn sie auch möchten. Und damit gut!« — Und an von Goldner im April 1841: »Die Erde ist ein Räthsel, und Alles in mir sehnt sich nach Auflösung: Hinter drei Buchstaben liegt sie: T—o—d. Und darauf soll man warten.« — Von Warmbrunn, im September 1841, kaum der Lebensgefahr entflohen, berichtet er an den Hofrath Teichmann: »Schon war ich an der Grenze der Welt »von der kein Wanderer wiederkehrt« — nun krieche ich, langweilig über die Maaßen, in das »irdische Jammerthal« zurück. Wozu? Um die unausbleibliche Abfahrt in das unverhüllte Nachbarland unter noch größeren Schmerzen zu beginnen?« — Und als Seydelmann von Karlsbad nach Berlin wieder fuhr, da sprach's in ihm: »Gott sei gelobt, nun kann ich doch zu Hause sterben!«

Als Seydelmann nach Posen zu Gastrollen reis'te, begleitete ihn dessen Frau und Schwester und ich zur Post. Den 30. April 1842 äußerte er sich zu von Goldner: »Mit mir scheint »Tanz und Spiel« vorbei. Soll Posen mein letzter Ausflug gewesen sein, so war er — Gott sei Dank — doch ein rühmlicher!« — Nachdem auf Grund eines ärztlichen Attestes er Urlaub zu einer Kur nach Warmbrunn erhalten, und dasselbe dem Professor Rötscher am 20. Mai mittheilt, sagt er: »Ist das genug?? Frische Luft, schöne Natur und Wasser sollen Wunder an mir wirken und wenn das geschehen sein wird, werd' ich dann den Berlinern den dritten Richard spielen dürfen? Nein; den nehm' ich ungespielt in's Grab!« — Eine vom Arzte angeordnete Pause von acht Tagen benützte er zu einem Ausflug nach Glatz, und darüber berichtete er an von Goldner den 8. August 1842: »Seit dem Jahre 1817 hatte ich die Spielplätze meiner Kindheit nur einmal bei flüchtiger Durchreise gesehen. Vaterland! Wem ist dies Wort ein leerer Schall? Denke dir, was ich empfand, als ich es wiedersah. Nun liegt es wieder hinter mir — auf immer! Nun winkt das große Vaterland, in das wir alle wandern, Alle!« — »Bad Reinerz ist eine der freundlichsten ruhigsten Stationen auf dem Wege zum ewigen Frieden. Iffland war kurz vor seinem Lebensschlusse hier.« — Nach Warmbrunn zurückgekehrt, sandte er folgendes Schreiben an den Hofschauspieler Grua, den 14. September 1842, das, obgleich humoristisch gefärbt, doch die tiefe Verstimmung in einzelnen Wendungen nicht fortscherzen kann:

»Mein lieber, treuer Franciscus! Ich schreibe spät, aber ich schreibe; und ich schreibe aus einem Herzen, das dich immer noch lieb hat, wie sonst, und das du wohl kennst.

Dir geht es gut, denn du kannst Komödie spielen. Ich kann es noch nicht, aber schon steck' ich den Kopf in die Höh' und Arm' und Beine streben ungeduldig nach. Ein Schauspieler, dem das Métier im Blute liegt, der spielen muß gleichwie der Vogel pfeift, ist niemals nur am Körper krank: Die Seele ächzt gleich mit. Wer das empfunden hat und nebenbei auch weiß, daß für den Tod kein Kraut gewachsen ist, wird fühlen, welch' ein Glück es ist, inmitten der Erfüllung seiner Pflicht — —

»Du wirst mir wohl begriffen haben, Franz!«

Wie geht es deiner lieben Frau? Wässert sie noch? Und immer kalt? Wenn das so fortgeht, so haben wir in ein paar Jahren keine Weiber mehr; lauter Meerjungfern.

»Meine Louise« will gar nicht mehr aus der Wanne heraus. Am Ende stricken sie noch im Wasser und geben Thee. Wer dann sein »Weibchen« (o Gott!) aus der Gesellschaft nach Hause holen muß, kann ohne Hosen kommen. Daß Einer bei solchem Dienst kalt werden kann, wie ein Fisch, wird Niemand wundern.

In unserm Berliner Kunstsaale wimmelt es ja von Gästen — holden Mädchen und vollbackigen Burschen. (Bilden sie doch gleichsam den Schweif des neuen Intendanten.) Wie lang' er erst probiren muß, eh' er den Rechten trifft! — H. ist ihm wieder von der Ruthe abgefallen; der Wurm wird ihm nicht frisch genug gewesen sein, obwohl viel Honig auf dem alten Leder lag: Zweitausend und zweihundert Thaler; und für jeden Abend, wo es gilt, acht Thaler extra noch — für Seife; so zu sagen: Spülgeld.

Warum bin ich immer so schüchtern gewesen! Ich hätte auch kokettiren sollen; an hinreichendem Werkzeuge hat es mir nie gefehlt. Nun scheint es zu spät. Meinst du nicht auch? —

Ich habe meinen Sohn frisch angebracht, aber auf gewöhnliche Weise: von vorn. Er ist in Breslau engagirt, als zweiter Bassist. Meine Schwester wird es dir vielleicht erzählt haben. In Breslau

hat er jedenfalls mehr Gelegenheit, etwas Tüchtiges zu lernen, als in Stettin.

Ich habe das neue Breslauer Theater gesehen und drei Vorstellungen darin: „Fiesco", — „Talisman" und „Ball zu Ellerbrunn." Man tadelt an dem Hause viel; besonders schilt man das Mißverhältniß im Bau der Logen. Auch mir ist es vorgekommen, als wäre Alles nur erster Rang; der zweite und die Gallerie erscheinen fürchterlich gedrückt. Offenbar erkennt man in dem sonst sehr hübschen Raum den Geist der Zeit: der (sogenannte) Adel macht sich wieder breit. Der sogenannte „Plebs" blickt grollend d'rein und murmelt: 1813! —

Der heuchlerisch republikanische Fiesco war dieß Mal dem weiland Dresdner Herrn H. in die Hände gefallen. Der Mann hat eine stattliche Figur und hinreichende Stimme und sonach sollte man meinen „'t jinge wohll!" — Aber „'t jeht nich." — Alle Zeichen des jugendlich aufstrebenden Geistes, wodurch, was der dreiundzwanzigjährige Fiesco thut, nicht nur genügend erklärt — sondern auch gemildert wird, fehlten in dem Spiele des Herrn H. Die natürliche Folge davon war, daß die warme Theilnahme an dem Helden in der Brust der ordentlichen Zuschauer immer mehr erkaltete. Der Janhagel freilich hielt sich an den Kraft- und Saftstellen fest. — Ich habe noch wenig Schauspieler gesehen, die den ganzen, großen Bühnenraum so sehr beherrschten, wie es Herr H. an diesem Abende that. Er manövrirte, durch unaufhörliches Herumschreiten, alle Mitspielenden fast in die Kulissen hinein und würzte seinen Vortrag durch weithinschallende Hiebe auf die rechte Lende. Es war eine wahre Karbonnadenbackerei. — Sein Gesicht zierte ein schwarzer Blücherbart, sein Mund und sein Auge lächelten ewig Hohn, und Alles an ihm strahlte: Seht, ich bin's! Und Hofrath Dr. Ludwig Tieck hat's auch gesagt: der ist's! Und alle Straßen Breslaus sagen's (blindlings) nach. O Phantasus!

Uebrigens ging das schwere Stück gut zusammen. Rottmayer ist gewiß ein sehr fleißiger Regisseur. Im „Talisman" sah ich den sehr beliebten Komiker Wohlbrück als Feuerfuchs. Im „Ball zu Ellerbrunn" spielte er den Rath Zucker. Er ist weniger Feuerfuchs und Zucker, als er Beide macht; aber er macht sie mit großem Geschick und unerschütterlicher Bretterſicherheit. Immer, wenn ich so höchst selbständige „Künstler" sehe, fühl' ich mich zusammenkriechen, ich verschrumpfe, und ich möchte höflichst um Erlaubniß bitten, zu leben. Es müßte eingerichtet werden, daß die Zuschauer, außer dem Legegeld an der Kasse, solchen Schauspielern noch was extra geben; wie man in Warmbrunn, neben dem Preise für das Concert, den Kellnern den Zahnstocher bezahlen muß, oder ihre Blicke werden Dolche. Jungfer Lottchen war, als Mirandolina, hier und zog auch als solche wieder ab. Ihr Fliegenleim scheint an Kraft zu verlieren, nur äußerst Wenige versuchten ihn. — Dagegen bildet sich ihr seltenes Talent, den Kreuzer zusammenzuhalten, wahrhaft erschreckend aus. Was haben die hiesigen Theaterleute für skandalöse Geschichten von ihrer Liebe zum Gelde erzählt; das ganze Badepublikum zehrte davon! — Freilich hatte die arme Verkannte erst in Salzbrunn die Deputation traktirt, die gekommen war, um ihr den Dank der Abgebrannten darzubringen. Hast du's nicht gelesen, in der Zeitung? — Von ihren Trinkgeldern, wenn sie Gastrollen spielt, ist allerdings nicht viel zu sagen.

Die Glasbrenner und Maschinka Schubert, (Schwester unsers Louis Schneider) haben auch hier gespielt; leider für ein höchst bescheidenes Honorar. Auch ein Herr Grühn (angeblich vom Theater zu Cölln) gaukelte, hinlängliche Male. Der Preis für künstlerische Bestrebungen gehörte unbedenklich der Direction des Theaters: Mamsell Faller. Kennst du diese Dame? Ihr Antlitz mager, scharf und schneidig, wie ein Messer; die knochige Gestalt windschief, mit einem Gebirgsanflug auf der Kehrseite; die Bewegungen: o Himmel! jede einzelne wird zur Ohrfeige für die Grazien und Musen, und sie bewegt sich sehr! Endlich im großen M...e der breite schlesische Dialekt! Dieß Alles in Tricot! — Die Dame scheint ihr Geschlecht zu hassen, man sah sie immer nur in Hosen. Nun spielt ihr aber der Teufel einen Streich: sie will im Leben, auf der Bühne nichts sein als ein Mann und ist doch immer nur ein — Kerl. Freilich genießt sie sehr den Schutz unserer Mutter Cn., daran aber ist wohl nichts schuld als der gleiche Geist, das gleiche Streben. — Erklärte Lieblinge des Mosje Faller sind die Herren Langenschwarz und — Mündlich mehr davon!

Ich war in Glatz. Davon auch, wenn wir traulich beisammen sitzen.

In einigen Tagen hoffe ich in Breslau zu sein, wo ich den Rest des Urlaubs zubringen will. Anfangs October werde ich nach Hause kommen. Herr General-Intendant von Küstner hat mir zwei Rollen zugeschickt: den Bischof Gardiner in einem Opus der schnellfertigen Birchpfeiffer, und einen General von Markolitz in Vogel's „Handbillet des großen Fritz." Wenn meine Gesundheit „Ja" sagt, soll ich lernen. Wäre „meine Gesundheit" so gesund wie meine Lust, ich lernte in Einem fort. Bist du in diesen Stücken auch beschäftigt? Es würde mich freuen. Man spielt doch nicht mit Allen gern. Solltest du mir ein paar freundliche Zeilen nach Breslau schreiben wollen, so würde ich dir eine frohe Stunde zu danken haben und eine frohe Stunde steht, wie billig, in sehr hohem Werth. Besonders bei mir! Willst du daran denken? Mein Sohn wohnt „am Ringe, Nr. 39, im dritten Stock"; von ihm bekomme ich in dieser Zeit die Briefe.

Nun lebe wohl, mein lieber, treuer Freund! Wenn ich dich nur erst wieder sehe! Ich grüße und küsse dich einstweilen im Geiste, und auf gleiche Art küsse ich auch deine gute, schöne Frau. (Das ist doch erlaubt? Ich will sie schon festhalten.) Meine Louise empfiehlt sich auch. Behalte lieb

deinen, dir treuanhänglichen
Seydelmann.

Ist denn Freund Heinrich Beer in Berlin? Vor einigen Wochen schrieb er mir, sehr flüchtig, er werde hierherkommen. Deßhalb habe ich seinen Brief nicht beantwortet. Sollte er zu Hause sein: vielleicht möchtest du ihm das sagen und ihn herzlich grüßen. Ich bitte!"

Die Lebenskraft Seydelmann's war trotz aller Hülfsmittel erschöpft. Den 5. Januar 1843 schrieb er an Glasbrenner: „Ich bin gewiß schon halbtodt, denn ich erhalte Liebeszeichen und Beweise „aufrichtigster Achtung" von Personen, die mich bisher nichts Aehnliches erwarten ließen. Auch höre ich, man spräche gut von mir. So machen Sie sich denn gefaßt zu lesen: Seydelmann ist todt! Nur den Jago möcht' ich noch spielen! — Aber — aber meine Uhr scheint abgelaufen — der Tod stellt sich zu meinen Feinden." — Am 9. Januar 1843 trat er zum letzten Male in Iffland's Advokaten als „Advokat Wellenberger" auf; er litt fürchterlich und sagte im Zwischenakt dem ihn begrüßenden Dr. Blumenbach: „Doktor, ich fühl's, dieser Abend ist mein letzter, den ich der Kunst weihe. — Ich fühle es an dem Krampfe, den mir der heutige Abend kostet, es ist mein Letztes!" — Am 12. Januar äußerte er an seinen Sohn und meinen Schulgenossen Wilhelm: „Wenn ich nur bald den Jago spielen könnte! Ich habe mich lange nicht auf eine Rolle so gefreut, wie auf diese. Shakspere, je länger man ihn liest, gewährt einen immer größeren Genuß. Wenn ich ihn nun aber gar nicht spielen dürfte!" — Die Leiden nahmen immer zu; am 25. Februar sprach er fest zu seiner Umgebung: „Ich sterbe! Es gilt sich mit dem bekannt zu machen!" — Zu Holtei, der ihn am 16. März besuchte, und ihm seine zu kalte Hand nicht reichen mochte, sagte er sich umwendend: „Man faßt das scheidende Leben nicht gern an." — Seydelmann starb am Morgen des 17. März 1843.

Ein vom 29. December 1842 an mich gerichteter Brief mag diese Zeilen schließen:

„Hier, mein Guter, gebe ich Ihnen einen Brief von meinem

Wilhelm. Er wird wird sich freuen, wenn Sie ihm recht bald antworten. Sie schreiben ja kleine Buchstaben, schreiben Sie ihrer recht viele und senden Sie sie an mich, ich besorge sie weiter; somit bin ich Euer Postmeister Nagler, der Euch durch die Finger sieht.

Das geschlossene Briefchen geben Sie wohl dem Herrn Stein? Ich bitte. Es enthält die Antwort auf eine Frage, die er vor kurzer Zeit an mich gerichtet.

Wie geht es Ihnen? Gut; wenn Sie gesund — beschäftigt und tüchtig beklatscht sind, was ich Ihnen nicht nur zum neuen Jahre, sondern für Ihre ganze Lebenszeit wünsche, die recht voll von „Neuen Jahren" stecken möge!

Was giebt's für interessante Novitäten auf Ihrer Bühne, oder im ganzen lieben stillen Dessau? Geht die Unternehmung des Herrn Greiner im nächsten Jahre durch? Das heißt nicht: läuft sie davon, sondern, wird sie beisammen bleiben, oder sich zu Ostern wieder auflösen?

Was ereignet sich Bedeutendes in der Theaterwelt? Kurios, daß ich Sie darum befrage; nicht wahr? Aber gewiß wissen Sie mehr davon, als ich, dem kein Theaterklatschblatt zu Gesichte kommt; den Niemand besucht, der ihm eine solche Frage beantworten könnte, die ich auch eben nur mit dem Gewichte an Sie richte, als wollte ich Sie fragen: Was haben wir für Wetter? So erzählen Sie denn, was Sie wissen; sei es, was es sei: Neu wird mir Alles sein.

In den letzten vierzehn Tagen ging mir's, vom Unterleibe aus, wieder schlimm. In den ersten Tagen des Januar hoffe ich aber, wieder spielen zu können. Sagt man mich nicht wieder todt? Ist mein Nachfolger schon in Berlin eingetroffen? Worin und mit welch' ungeheuerm Freudenjubel ist er aufgetreten? Wie weit läßt er mich hinter sich zurück und wie lauten meine Leichenreden? — Sie sehen, die Neugierde des Menschen schweift immer über's Grab hinaus. — Nun, Sie kennen mich wohl einigermaßen und werden meine Scherze als solche anzusehen wissen.

Das fatale, in ewigem Wechsel begriffene Wetter bringt auch dem hiesigen Repertoire großen Nachtheil: vielbeschäftigte Mitglieder erkranken und, bleiben auch noch eine Menge zur Verwendung übrig, so ist doch nicht jede bedeutende Rolle durch irgend eine andere Person zu besetzen.

Wenn mir Gott nur noch ein paar Jahre gnädig sein wollte! Ich hänge doch gar zu sehr am Komödienspiel, und daraus erkenne ich, daß ich dazu mag bestimmt gewesen sein. Nun, ich weiß mir keinen Vorwurf zu machen, meinem Berufe jemals untreu gewesen zu sein! Ich fühle mein ganzes Wesen von derselben (wenn nicht von höherer) Liebe zu ihm erfüllt, wie damals, als ich die ersten Schritte darin that. Dieß Glück — dieses große Glück wünsch' ich nun meinem Sohne und auch Ihnen!

Nähren Sie das heilige Feuer in der Brust durch stillen — fromm-bescheidnen, treuen Dienst; ersticken Sie es nicht durch prahlerisches Schrei'n, wie hunderte von unsern Herrn Collegen.

„Stille Kraft vollendet, was Ungestüm nie endet!"

Adieu! Ihr ehrlich gesinnter

Seydelmann.

* Poetische Kleinigkeiten.

Nach dem Italiänischen von F. Ruperti.

Leopardi.

Ein Jahr ist nun vergangen, holder Mond,
Da stieg ich schmerzerfüllt auf diesen Hügel,
Wie heut' es auch geschieht, dich anzuschaun,
Und du hingst über jenem Walde damals
Wie jetzt, mit deinen Strahlen ihn erhellend.
Doch trüb' und zitternd zeigte vor den Thränen,
Die an den Wimpern bebten, meinen Augen
Dein Bild sich nur, denn traurig war mein Leben
Und ist es noch und wird es ewig bleiben,
O mein geliebter Mond. Und dennoch denk' ich
Mit Lust daran zurück und freue mich,
Dem Alter meines Leides nachzuzählen.
So lieblich ist es, sich vergangner Dinge,
Auch wenn sie schmerzlich waren, zu erinnern.

Bondi.

Halt geboten hätt' ich lange
Meinem schweren Lebensgange,
Doch der Hoffnung Schmeichellaute
Flüstern stets, daß aller Sorgen
Heilung schon der nächste Morgen
Meinem wunden Herzen schafft.

Doch des neuen Tages Schimmer
Sieht mich leidend so wie immer,
Und die Hoffnung, der ich traute,
Nimmt zu größerem Verderben
Mir den kühnen Muth zum Sterben
Und zum Leben auch die Kraft.

Monti.

Was bist du, Tod? Als aller Uebel Krone
Scheun Seelen dich, die sich der Schuld ergeben,
Und wie vor Gottes Rächerblitze beben
Vor dir Tyrannen auf dem stolzen Throne.
Doch sie, die unter schwerer Leiden Frohne
Und hoffnungslos hinwandern durch das Leben,
Sehn voller Sehnsucht fast dich näher schweben
Und lächeln deiner Stimme strengem Tone.
Im Schlachtenpulverdampf und beim Gefunkel
Der Waffen trotzt der Krieger dir mit Muth,
Der Weise grüßt dich ohne zu erblassen.
Was bist du denn, o Tod? Ein Schatten, dunkel
Und unbestimmt, ein Uebel wie ein Gut,
Wie wir verschieden dich ins Auge fassen.

Filicaja.

Es ward, Italien, ein traurig Gut,
Es ward der Schönheit Erbtheil dir beschieden,
Das dich vor allen elend macht hienieden
Und wie ein Mal fast auf der Stirn dir ruht.
O wärst du nicht so schön, doch stark an Muth,
Daß minder heiß dich liebten, mehr dich mieden
Sie, die beständig, störend deinen Frieden,
Um dich sich mühn und dich bedräun mit Wuth.
Dann rauschte von den Alpen in Geschwadern
Hernieder nicht und tränkt' aus blut'gen Wogen
Des Po die Ross' ein kriegerisch Geschlecht,
Noch säh' ich dich, mein Land, zu wildem Hadern
In fremden Waffen ruhelos gezogen,
Ob siegend, ob besiegt, doch immer Knecht.

* Musikalische Rückblicke.

Von F. Pletzer.

Bremen, 18. April 1860.

Gestern ist mit dem sechsten Symphonieconcerte die musikalische Saison zu Ende gegangen, wenn nicht dies Ende hinausgerückt werden soll bis zu einer vom Engel'schen Gesangverein in Aussicht gestellten Aufführung des Lobgesanges von Mendelssohn und eines Theils der Jahreszeiten von Haydn. Schon hat eine beabsichtigte Soiree für Kammermusik, welche die Herren D. Engel und F. Engel zu geben gedachten, dem Frühling weichen müssen, der sich anschickt,

alles Winterliche zu beseitigen. Schade drum; dieser Abend wäre der allerbesten Musik gewidmet gewesen und würde das ausgezeichnete, viel zu selten gehörte Spiel des Herrn D. Engel und das solide Wesen seines Freundes, welches den Orchesterleistungen einen Winter lang zu Gute gekommen ist, im günstigsten Lichte gezeigt haben. An guter Musik war freilich im Uebrigen kein Mangel, vielmehr hat die Saison durch Bachs Passionsmusik am Charfreitage und durch den Symphonie-abend von gestern, der ganz von Beethoven beherrscht wurde, (die Symphonieen in D und A bildeten mit der Egmont-Ouvertüre das Programm), einen sehr würdigen Abschluß erhalten. Es geziemt sich, daß wir in einem Rückblick für alles Gute, das wir seit dem November genossen haben, ein Wort der Anerkennung und des Dankes aussprechen.

Wenn wir neulich in einem Vorbericht sagten, die Aufführung der großen Passion von Bach werde den außerordentlichen Anstrengungen der Akademie entsprechend eine würdige und gelungene sein, so ist das in vollem Maß in Erfüllung gegangen. Das Unternehmen, diese gewaltige Schöpfung zum ersten Mal auszuführen, ihr eine neue Stadt, ein neues Publikum zu gewinnen, war preiswürdig; die Ausführung ist ein musikalisches Ereigniß gewesen, das mehr als lokale Bedeutung hat. Jeder weitere Schritt, welchen Bachs Passion auf ihrem jetzigen Wege durch deutsche Kirchen oder Concertsäle thut, ist ein Gewinn und ein Fortschritt, denn es ist ein Sieg der Kunst. Dreißig Jahre sind dahin, seit das Werk des großen Cantors der Thomasschule von Leipzig zu neuem Leben erweckt wurde, und noch pflegt es alljährlich eine neue Eroberung zu machen; die jüngsten sind unseres Wissens Köln, Aachen und Bremen. Die hiesige war so vollständig wie möglich; an dreitausend Menschen bildeten im Dom die Gemeinde, welche sich wie einst in der Charwoche in der Kirche, der wahren Stätte solcher Musik, eingefunden hatte, um die Passion zu hören. Ob nun freilich das Werk den Weg zum Herzen Aller oder doch der Mehrheit gefunden, ob es erbauend und erhebend gewirkt habe, das ist schwer zu entscheiden, da der Ort jede Aeußerung des Eindrucks verbietet. Erwägt man aber den Charakter dieser Passion, die einfache und durchsichtige Gestaltung, die Innigkeit und Pracht der Chöre und Choräle, so darf angenommen werden, daß nur eine Minderheit sich theilnahmlos und zweifelnd verhalten habe. Allerdings ist dies Tongemälde in seiner protestantischen Prunklosigkeit und Ruhe weniger geeignet, des Ohrs sich schmeichelnd zu bemächtigen, als jene Schöpfungen, welche Mendelssohn als feinsinniger und geschmackvoller Restaurator aus der Herrlichkeit Bachs und Händels neu und schön erstehen ließ und mit dem köstlichen Schmuck seiner Melodik und Instrumentation ausstattete; allein wenn auch nicht Alle die Passion dem Höchsten zuzählen, was die Tonkunst geschaffen, so wird doch kein Zuhörer in den oft genug wiederholten Schnickschnack von allzu gelehrter und unverständlicher Musik einstimmen. Die Lächerlichkeit dieses Geredes muß selbst dem Unmusikalischen einleuchten. Das ist das wunderbare Wesen dieses Werkes, daß es überall, in jedem seiner Bestandtheile die Bewunderung des Musikers vom Fach und das Gefühl des musikalisch nicht gebildeten Laien in gleichem Maße gewinnt und fesselt. Jede Wiederholung wird daher beweisen, daß Bach nicht der abgöttisch verehrte Meister einer kleinen und eigensinnigen Schaar von Schwärmern oder sogenannten Kennern ist, sondern daß er ein großes Publikum bereits hat und immer mehr Herzen gewinnt. Die Nation hat ihn wieder, nicht in dem, was er auf dem beschränkten, endlichen Standpunkte seiner Tage und ihrer musikalischen Gesetze an gelehrter Musik nach damals geltendem Gesetz, sondern in dem, was er Allgemeingültiges und Unendliches auf dem durch keine bloß für den Augenblick gültige Regel beengten Gebiete des Geistes geschaffen. Jenes ist vergänglich, dieses unvergänglich.

Sollen wir nun über die hiesige Aufführung der Passionsmusik etwas Näheres sagen, so kann das durchaus günstiger Natur sein. Es ist nicht nur dem Publikum ein großer Gewinn durch diese Aufführung bereitet worden; es hat auch die Akademie sich selbst das beste und vollgültigste Zeugniß ausgestellt, daß sie den höchsten Aufgaben der geistlichen Musik gerecht zu werden vermag. Mit dem freudigen Bewußtsein, dahin gelangt zu sein, möge nun bei allen Mitgliedern der Vorsatz Hand in Hand gehen, auf solchem Wege zu beharren, damit nicht nur für ein einzelnes Mal erreicht sei, was vielmehr eine Errungenschaft für alle Zeiten sein soll. Würde der jetzt geweckte Eifer wieder verfliegen, so wäre ein Erlahmen des ganzen Institutes die unvermeidliche Folge; denn schon der Stillstand ist ein Rückschritt. Die Wahrheit dieses Satzes wurde durch jede Aufführung, welche die Akademie in früheren Jahren wagte, erwiesen. Die durchaus ungenügenden Resultate erklärten sich nicht nur aus dem Umstande, daß eine einzige Probe mit wenig Eifer und wahrer Liebe zur Sache abgehalten wurde; den Chören fehlte zum Vollbringen das rechte Wollen und das Gefühl der Sicherheit, ohne welches nie etwas Gedeihliches zu erreichen ist. Es genügt nicht, daß diejenigen, welche musikalische Bildung und echten Sinn für die Sache mitbringen, unermüdlich sind; denn sie bilden, wie das nicht anders sein kann, die Minderheit. Der selbstbewußte und übermüthige Dilettantismus ist es, an dem die meisten Gesangvereine leiden, und der erst völlig in sich gehen und reuig den Weg der Besserung betreten muß. Es wäre unglaublich, wenn es nicht durch die Wirklichkeit bewiesen und täglich erlebt würde, wie viel Klägliches, Unfertiges, Jammervolles auf allen Gebieten der Musik zusammengestümpert wird, und zwar nicht etwa ganz im Stillen, damit kein anderes Ohr belästigt werde, sondern vor einem eingeladenen Zirkel guthmüthiger Dulder und Dulderinnen, nicht etwa mit erröthender Verschämtheit, sondern mit schwellendem Herzen und stolzer Miene, nicht mit dem Gedanken, daß man in den allerersten Anfängen stecken geblieben sei, sondern mit dem Bewußtsein, daß man es bis zu den Sternen weit gebracht habe. Nirgends macht sich dieser übermüthige Dilettantismus breiter als am Clavier und im Gesang, weil eben beide Gebiete am Leichtesten zugänglich sind. Wer ein Bißchen Stimme besitzt, hält sich sofort für einen Sänger und für eine Stütze des Vereins, meint, ohne ihn gehe es nicht, doch stehe es in seinem Belieben, zu kommen oder fortzubleiben, besonders bei den Uebungen, die ja langweilig und für musikalische Talente überflüssig seien. Die Damen sind hier wie in so manchen andern Dingen nicht das schwächere, sondern das stärkere und zuverlässigere Geschlecht, sie zeichnen sich durch Bescheidenheit und Treue aus; die Herren der Schöpfung aber, besonders diejenigen, welche die Vorsehung mit Tenorstimmen begabt hat, leisten durchschnittlich Außerordentliches in der Ueberzeugung von dem ihnen verliehenen Pfunde und in genialer Sorglosigkeit gegen die Erfüllung übernommener Pflichten. Ein Ball, eine Soiree mit warmem Essen, eine Whistpartie stehen ihnen gemeiniglich höher als das Studium eines Oratoriums, dessen Dirigent sich glücklich schätzen muß, wenn er gelegentlich einmal ein Häuflein wohlbeleibter Männer mit glatten Köpfen vor sich sieht, natürlich in der Regel solche, die bei der vorigen Uebung fehlten und auch für die nächste bereits eine Einladung angenommen haben. Im Grunde ist's allerorten so, und der böse Leumund, in welchem die meisten der norddeutschen Liedertafeln stehen, ist keineswegs bloß ein boshaft erzeugter. Je geringer die musikalische Durchschnittsbildung ist, um so nachtheiligere Folgen werden zu Tage treten, und um so eindringlicher wird man den Dilettanten in's Gewissen reden müssen, daß sie sich eines größeren Eifers befleißigen, im andern Fall aber lieber ganz fernhalten mögen. Es ist keineswegs nothwendig, daß jedes Mitglied einer Akademie ein geschulter Sänger sei; ist auch gar nicht möglich. Die starke Betheiligung ist nur wünschenswerth und erforderlich, damit eine große Zahl von schönen Stimmen der Gesammtwirkung Schönheit und Reiz verleihe. Das Erforderniß der Festigkeit und Sicherheit wird von den musikalisch Zuverlässigen und Gebildeten bestritten, die nur in seltenen Fällen mit schönen Stimmen begabt sind. Die

in dieser Hinsicht Bevorzugten aber unter der großen Schaar der Dilettanten haben ihre Berechtigung und zugleich ihren Werth für das Ganze dadurch zu erweisen, daß sie bescheiden und eifrig ihren Platz ausfüllen, Unterordnung und fleißiges Erscheinen sich zur Pflicht machen und in dem Bewußtsein, bei einer guten Sache mitgewirkt zu haben, den schönsten Lohn finden. In einem großen Chore können nicht alle groß sein, aber die Kleinen vermögen Großes, wenn sie sich bereitwillig und unverdrossen zeigen.

Der jetzige Dirigent der Akademie hat das große Verdienst, in die Herren seines Vereins wirklich, wie es uns scheint, etwas mehr Eifer und Bewußtsein von ihrer Aufgabe gebracht zu haben, und er wird die nöthige Energie besitzen, auf diesem Wege zu beharren, wenn er auch manchmal wenig Dank dafür ernten sollte. Jede gelungene Aufführung wird ein sehr wichtiger Faktor für die Lösung der Aufgabe sein, und jede bisherige ist das bereits gewesen. Reinthalers Jephta, Händels Judas Makkabäus und Josua, Mozarts Requiem wurden in einer Weise vorgeführt, wie sie früher hier unerreichbar war. Die Matthäuspassion, das Schwierigste, was bisher unternommen wurde, blieb nicht hinter den übrigen Oratorien zurück. Man mag die Chöre durch schönere Stimmen zu bedeutenderer und größerer Wirkung bringen und durch günstigere Localitäten mächtigeren Eindruck erreichen können; was unter den gegebenen Verhältnissen geleistet wurde, verdient ungetheiltes Lob. Der Choral „Wenn ich einmal soll scheiden" und der wundervolle Schlußchor, dessen Wirkung freilich durch den Lärm der Forteilenden beeinträchtigt wurde, erhielten eine Ausführung, die um so höher gestellt werden muß, als bei der Länge des Werkes ein Ermatten der Kräfte sehr erklärlich sein würde. Nur der Kinderchor genügte nicht und vermochte sich nicht geltend zu machen; war er zu wenig mächtig den Massen auf dem Orgelchor gegenüber oder zu ungünstig aufgestellt, — man hörte ihn wohl, aber er behauptete sich nicht mit der Selbständigkeit und Fülle, die an den betreffenden wichtigen Stellen nothwendig sind und wunderbar ergreifend sein müssen.

Was die Solopartieen betrifft, so waren die des Heilandes und des Evangelisten durch die Herren Stockhausen und Schneider so glänzend vertreten, wie es nicht wieder der Fall sein wird, es sei denn Beide kämen im nächsten Jahre abermals zu uns. Neben ihnen wirkten im Alt Fräulein Schreck aus Bonn, welche ihren Antheil am Oratorium wiederholt an anderen Orten gesungen hat und beherrscht, und im Sopran sowie in den kleineren Baßsolosätzen hiesige Dilettanten, denen wir bereits für vieles Gute zu Dank verpflichtet sind. Sie werden es uns nicht übelnehmen, wenn wir sie nur streifen und uns sofort den Gästen zuwenden, deren wir längst an früheren Zeitpunkten der Saison hätten gedenken sollen. Herr Schneider, der schon vor mehreren Jahren bei uns Interesse erregte, hat seitdem bei jedem neuen Besuche die ehrenvollsten Zeugnisse von Fortschritten abgelegt, wie sie bei deutschen Sängern heutzutage nicht allzuhäufig sind. Bereits ist er bei den großen Musikfesten am Rhein unentbehrlich und hat sich als Oratoriensänger einen Ruf erworben, der ein durchaus verdienter ist, und den er nicht nur seiner angenehmen Stimme, sondern — was mehr gilt — seiner die besten Wege verfolgenden Gesangsbildung und dem schönen, edlen Vortrage verdankt. Nachdem er uns im Concertsaal die wundervolle Arie des Pylades aus Glucks „Iphigenie in Tauris", die erste Arie des Josef aus Mehuls Oper und Lieder ganz vortrefflich und unter der lautesten Anerkennung vorgetragen, hat er nun die Rolle des Evangelisten, die er kurz vorher in Köln und Aachen gesungen, untadelhaft und ergreifend ausgeführt. Das fällt weit schwerer ins Gewicht als irgend eine der Concertnummern, weil in diesem Falle die musikalische Bedeutung der Aufgabe weit mächtiger, die Schwierigkeit unendlich größer ist. Ein Sänger, welcher Verstand und wahres Gefühl hat, wird sich in den Charakter der Partie des Evangelisten leicht finden, aber denselben festzuhalten, fortwährend denselben Hauch der edelsten und erhabensten Weihe einer in die kleinsten Bruchtheile zerfallenden und stets von Neuem unterbrochenen Rolle zu verleihen, das muß unendlich schwierig sein. Wer das vermag, ist auf dem Wege der Meisterschaft; doch wollen wir nicht verhehlen, daß Herr Schneider nach unserer Ansicht hin und wieder vom edlen Eifer zu weit geführt wurde, mehr that im Ausdruck, als nothwendig war, und fast zu viele Lichter aufsetzte. Herr Stockhausen ist beim Vortrage der Gesangsrolle des Heilandes in gleicher Lage wie der Evangelist und bewegt sich darin, wie es eben von einem Meister des Gesanges zu erwarten ist. Sollen wir Einzelnes als vorzüglich schön hervorheben, so sind das die Stellen im Abschnitt, der das Verweilen zu Gethsemane schildert, und hier wieder besonders die Worte: „Könnt ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen". Gedenken wir aber zugleich des früheren künstlerischen Besuches, den Herr Stockhausen uns machte, so wollen wir nicht leugnen, daß er in weltlicher Musik noch mehr Bewunderung verdient als in geistlicher. Auf diesem zweiten Gebiete gab er uns allerdings schon früher in einem eignen Concerte, das mitten in einer überfüllten Saison dennoch glänzende Erfolge hatte, eine treffliche Probe durch den Vortrag einer der Paulus-Arien, aber im höheren Grade Meister ist er in der Oper und im Liede. Es ist überflüssig, von der ausgezeichneten Gesangsbildung, die überall Entzücken hervorruft, von dem im Ernste würdevollen, im Scherze köstlich ausgelassenen Vortrage zu reden. Es muß aber dem durch das gewöhnliche Volk der Sänger noch immer vertretenen schlechten Geschmack gegenüber die treffliche und würdige Wahl, die Herr Stockhausen allezeit sich angelegen sein läßt, und vor Allem vielleicht die ausgezeichnete Wiedergabe Schubertscher Lieder hervorgehoben werden. Solche Sänger haben die Mission, den Concertsaal zu säubern von dem Gezücht schlechter Arien und schlechter Lieder, die sich noch immer breit machen möchten. Schon läßt sich in den letzten Jahren eine Veredelung der Concertprogramme bemerken, und man sieht überall die Direktionen bestrebt, das System der Nackenschläge, welche früher durch die Herrschaft schlechter Gesangsmusik dem Publikum versetzt wurden, abzustellen. Es ist bei dem redlichsten Willen nicht immer möglich, ein Programm vor ähnlicher Verunstaltung zu bewahren, da man der Geschmacksrichtung der Sänger preisgegeben ist, aber es läßt sich allmälig ein besserer Zustand erreichen, und es wird dann auch ein günstiger Einfluß auf die Zuhörer geübt werden. Die Masse hat den Hang, das Mittelmäßige und Schlechte mehr auszuzeichnen als das Gute; man entwöhnt sie von so übler Neigung, wenn man ihr die Gelegenheit entzieht, sich derselben hinzugeben. Daß Herr Stockhausen durch seine Vorträge und den Geist, der dieselben durchzieht, sich in die Reihe der Reformatoren des Concertwesens stellt, dafür möge er einen herzlichen Dank entgegennehmen. Unser Publikum, welches den Künstler bei seiner wiederholten Anwesenheit in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt und mit hoher Freude immer von neuem begrüßt hat, wird aus voller Seele in diesen Dank einstimmen.

Da wir einmal im Zuge sind, so mag die Musterung der musikalischen Spenden des letzten Winters fortgesetzt werden, wobei jedoch keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch gemacht wird. Das Vorzüglichste, was im Gesange geleistet wurde, ist den beiden genannten Herren zu danken gewesen; neben ihnen hatten alle Andern einen schweren Stand. Es ist überhaupt ein schlimmes Ding mit diesem Theile der Programme, und die Direktionen mögen oft genug in Verlegenheit sein. Unter den reisenden Sängerinnen ist augenblicklich nicht eine einzige, von der man sagen könnte, sie sei eine Concertgröße von Bedeutung. Man ist gezwungen, mittelmäßige Talente zu engagiren, und hat über dieselben gar noch mit einem Dutzend anderer Directionen herumzustreiten. Sind sie endlich für schweres Geld gewonnen, so steht der Beitrag, den sie zu den Genüssen des Abends geben, selten auch nur annähernd in dem richtigen Verhältnisse zu den gebrachten Opfern. Auch verbrauchen sich solche Talente

sehr schnell; sie suchen nach einer festen Stellung oder verlieren früh die Stimme. Ein Glück, wenn man unter diesen Umständen über Chöre gebietet, durch deren Mitwirkung ohnehin weit mehr den künstlerischen Anforderungen genügt werden kann, oder wenn ein einheimisches Talent zu Gebote steht. Ein solches besitzen wir in der seit dem Herbst hier weilenden Concertsängerin Frau Katharina Engel, deren Engagement ein Gewinn für das Institut ist. Frau Engel hat an vier Abenden die Solovorträge ausgeführt und außerdem mehrfach öffentlich mitgewirkt, indem sie überall ihren Platz trefflich ausfüllte. Ihre Stimme ist nicht groß und bedeutend, aber angenehm und gut geschult, der Vortrag natürlich und stets angemessen, besonders in Arien und Liedern von weichem Charakter; dabei hat die Sängerin neben dem guten Geschmack einen Vorzug, den sehr wenige ihrer Colleginnen haben, den Vorzug nämlich, rein zu singen. Man lernt das um so höher schätzen, je seltener es heutzutage ist, und es ist also für den nächsten Winter Aussicht da, den Vokaltheil der Concerte durch die Akademie und Frau Engel auf das Beste vertreten zu sehen.

Unter den Instrumentalisten, welche erschienen, waren drei junge Künstler, welche sich als Virtuosen im guten Sinne des Wortes erwiesen; auf dem Violoncell Herr Davidoff aus Moskau, der Violine Herr Rappoldi aus Wien, dem Pianoforte Herr Racciarone aus Neapel. Auch an ihnen zeigte sich, daß im Großen und Ganzen die künstlerische Richtung des jetzigen Virtuosenthums eine ernstere und bessere geworden ist, als diejenige der Vierzigerjahre es war. Man will nicht mehr bloß den Spieler als solchen gelten lassen, sondern verlangt, daß er sich dem Kunstwerk unterordne, da es über ihm steht. In die „Allüren" früherer Jahre dagegen ist offenbar Herr Hasert verstrickt, welcher die keusche Göttin, die Bellini in der Norma besingt, mit der linken Hand verherrlichte. Ueber dergleichen sind wir hinaus, und wenn man immerhin die glänzende Technik und Ausdauer bewundern mag, so regt sich doch das Gefühl, daß solche Künste für einen musikalischen Thee sich eignen, nicht aber für den Concertsaal, der auch seine Gesetze der Reinheit und Keuschheit hat. Wie viel besser weiß Herr Alfred Jaell die Grenze zu wahren, die zwischen Musik und Virtuosenthum gezogen und einzuhalten ist. Es wäre nicht zu verwundern, wenn der blendende oder richtiger vielleicht der bestrickende Zauber seiner vollendeten und reizenden Technik den Künstler verlockte, nur das zu spielen, was er selbst für sich so anmuthig zubereitet hat. Man würde ihm willig und behaglich zuhören, und nur gelegentlich einmal könnte das Gewissen wach werden und einwenden, daß der Anmuth und Zierlichkeit zu viel Herrschaft eingeräumt sei gegen die Kraft und Hoheit, die doch auch auf dem Instrumente auszudrücken sind. Herr Jaell aber war so verständig, mit einem Beethovenschen Concerte zu beginnen; er gewann dadurch das Recht, hinterdrein mit leichteren Waffen Siege zu erringen. Wunderlich; alle Herren, welche in diesem Winter an den Flügel traten, wurden beschämt von einer Frau, die männlicher, fester, energischer erschien als jene: Frau Clara Schumann, deren wundervolles Talent den Jahren und den Leiden eines bewegten Lebens so siegreich widersteht. Das Concert ihres verstorbenen Gatten läßt sich nicht klarer und schöner, verständiger und verständlicher wiedergeben, als es durch die Frau geschah, welche seinem Leben die schönsten Stunden verlieh und nun seinem Andenken die schönsten Kränze windet. Ein solcher Vortrag macht im besten Sinne des Wortes Propaganda für Schumann, der noch immer Gegner oder achselzuckende kalte Beurtheiler in Menge findet, sogar bei solchen Werken, die wie dies Clavierconcert oder die erste Symphonie aus seiner besten und glücklichsten Zeit stammen. Wer auch diese verwirft, für unklar gedacht und werthlos erklärt, kommt in den Verdacht, grundsätzlich zu verdammen.

Je mehr wir ins Einzelne eingehen, um so mehr wächst uns der Stoff unter den Händen. Aber der Artikel ist lang geworden, und der Leser wird sagen: „Es ist ein Ziel auf's Innigste zu wünschen." Schließen wir daher, — und schöner kann nicht geschlossen werden —, mit einem Worte über die drei großen Geiger Vieuxtemps, David und Joachim. Vieuxtemps eröffnete den musikalischen Winter; es war zum ersten Mal, daß der gefeierte Vertreter der französischen Violinschule unter uns erschien. Ueber sein Spiel zu reden, ist unnöthig, da es allerorten bekannt und gepriesen ist. Daß die beiden deutschen Meister größeren und tieferen Eindruck machten, ist unleugbar und erklärt sich durch den inneren Gehalt, den Ernst und Adel ihres Spiels. David war seit Jahren nicht hier gewesen und wurde mit herzlicher Freude als ein lieber Gast begrüßt. Wir wollen nicht leugnen, daß diese Freude noch größer gewesen wäre, wenn David auch eins der hervorragenden Werke für Violine, etwa ein Spohr'sches Concert, gespielt hätte. Von Joachim und seiner neuen Composition sprachen wir bereits neulich. Es scheint schon zur Regel geworden zu sein, daß er alljährlich zum letzten Concerte kommt und dies letzte so zum besten macht.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Erzählungen meiner Freunde und Novellen. Von Moritz Hartmann. — W. A. Mozart. Ein Beitrag zur Aesthetik der Tonkunst. Von L. Nohl. — Faust. Ein dramatisches Gedicht von A. Leuburg. — Moritz von Sachsen. Vaterländisches Trauerspiel von Robert Giseke. — Struensee. Trauerspiel in fünf Aufzügen von C. Morell. — Der Gekreuzigte oder das Passionsspiel von Wildisbuch. Von J. Scherr. — Der letzte der Ramessiden oder vor drei Jahrtausenden. Ein kulturhistorischer Roman von Max Uhlemann. — Tibulls Elegieen und Lieder, ins Deutsche übertragen von Fr. Frölich.

— * Der zweite Band der Geschichte Italiens von Reuchlin ist erschienen. Eine Geschichte Oesterreichs soll folgen. Beide Werke gehören zu der von Karl Biedermann herausgegebenen Staatengeschichte der Gegenwart.

— * Eine soeben herausgekommene Schrift von Karl Biedermann führt den Titel: Der Geschichts-Unterricht in der Schule, seine Mängel und ein Vorschlag zu seiner Reform. Der Kern des darin entwickelten Vorschlages ist: den Geschichts-Unterricht in der Schule vornehmlich auf das kulturgeschichtliche Element zu basiren und in drei Stufen zu gliedern, nämlich als: 1) Kulturgeschichtlicher Anschauungs-Unterricht (vom achten bis zehnten Jahre), 2) kulturgeschichtliche Heimathskunde, 3) eigentlich planmäßiger (synthetischer) Geschichts-Unterricht auf kulturgeschichtlicher Grundlage. Das Schriftchen giebt sich als eine Art von Prospect für ein größeres methodisches Unternehmen in derselben Richtung, nämlich für die Bearbeitung von einem, resp. mehreren Lehrbüchern als Leitfaden für die hier vorgeschlagene Unterrichts-Methode. Von der Aufnahme, welche die Idee selbst findet, machen Verfasser und Verleger es abhängig, ob sie an ein solches Unternehmen Hand anlegen sollen.

— * Der unermüdliche Friedrich Gerstäcker bereitet sich zu einer dritten Wanderung durch die neue Welt. Er hat es diesmal auf Mittelamerika abgesehen.

— * Ein literarischer Skandal, ähnlich dem zwischen Laube und Bacherl geführt, droht auszubrechen. Gutzkow wird beschuldigt, bei seinem Romane „Der Zauberer von Rom" ein fremdes Manuscript benutzt zu haben. Wiener Zeitschriften enthalten folgende Erklärung: „Hamburger Blätter bringen die Nachricht, daß Gutzkow in seinem „Zauberer von Rom" an mir einen geistigen Diebstahl begangen habe. Vielseitig wird dieses Factum bezweifelt und mißdeutet. Dies zwingt mich zu der Erklärung: daß Gutzkow allerdings in seinem Romane aus meinen noch ungedruckten, vor sieben Jahren von ihm gelesenen Memoiren mehrere Charaktere und Situationen entlehnt hat; daß er mir selbst brieflich zugesteht, er sei in seinem Romane „nahe an meine Memoiren angestreift", und er habe sie „auf sich wirken lassen", und ich bin, trotz der schriftlich empfangenen derben Drohungen Gutzkow's, die eines so großen literarischen Lichtes, mindestens gesagt, unwürdig sind, entschlossen, mittels einer Broschüre, in welcher ich das Plagiat

durch Anführung der betreffenden Stellen beweise, der Wahrheit das Recht zu verschaffen, und die Frage dem redlichen, unparteiischen, urtheilenden Publikum zur Entscheidung zu übergeben. Baronin Graven, geb. Gräfin H." — Dagegen schickt Gutzkow den Zeitungen die folgende Erklärung zu: „Auf die in Wiener Blättern befindliche Anzeige einer Frau von Graven, geb. Gräfin H., ich hätte in meinem „Zauberer von Rom" „mehrere Charaktere und Situationen" aus ihrer mir vor sieben Jahren zur Veröffentlichung übergebenen Biographie benutzt, will ich vorläufig nur erwidern, daß die von mir angeblich ihr gegenüber gebrauchten „Drohungen" nichts Anderes bezweckten, als der genannten Dame zu Gemüth zu führen, wie sie mich durch das öffentliche Aussprechen eines auf Selbsttäuschung beruhenden Vorwurfs, von dem ich mich durch Geldzahlungen nicht loskaufen wollte, zwingen würde, den Inhalt ihres Manuscriptes zum Ermöglichen einer Vergleichung mit dem Inhalt meines Buches so weit wieder zu erzählen, als bei den Hunderten von Manuscripten, die ich seither gelesen habe und die ich noch täglich lesen muß, mir derselbe erinnerlich ist. Mit aller Anerkennung der Gründe, die mich vor sieben Jahren bestimmen kannten, möglicher Weise auf das flehentliche Ersuchen einer „Unglücklichen" um Herausgabe eines Lebenslaufes einzugehen, der eine geborne bayerische Gräfin bis zur Uebernahme eines Sommertheaters in Moabit bei Berlin führen konnte, soll jetzt auch diese Erzählung in meinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" nicht ausbleiben, und wird sie vielleicht dazu beitragen, der speculativen Frau jene Wirkung zu erzielen, die sie mir brieflich dahin bezeichnete, ich sähe wohl ein, daß ihre Biographie nun interessant würde. Schließlich bemerk' ich, daß das Verlangen nach Bezahlung ihrer „Ideen" erst anfing, als ich einem Begehren der jetzt Schriftstellerin gewordenen Dame, sofort von der Schiller-Stiftung eine Summe von 300 Thalern und eine lebenslängliche Pension zu erhalten, in meiner Stellung als Mitglied der Verwaltung der Schiller-Stiftung keine Aussicht auf Erfolg geben konnte. Dresden, 15. April 1860. K. Gutzkow."

— * Von der Selbstbiographie Louis Spohr's, welche sich unter den nachgelassenen Papieren des Meisters fand, ist die erste Lieferung in den Buchhandel gekommen. Das „Deutsche Museum" äußert sich in folgender Weise über das Werk und seinen Verfasser: Spohr nimmt unter den modernen Musikern eine ebenso eigenthümliche wie achtungswerthe Stellung ein; in einer Zeit, die mehr und mehr dem goldenen Kalbe des Materialismus opfert und das wahre und dauernde Wesen der Kunst bereitwillig preisgiebt für die flüchtigen Erfolge des Augenblicks, hielt er sich sowohl als Virtuose wie als Componist in einer strengen, vornehmen Absonderung, die mit dem Treiben des Tages nichts gemein hatte und ihm nicht das geringste Zugeständniß machte. Vornehmheit, nicht in dem gewöhnlichen trivialen Sinne, sondern in einem höhern sittlich-ästhetischen, war in der That der eigentliche Charakter dieses Künstlers, und erklärte es sich daraus auch, warum er, bewundert von den Kennern, geliebt und verehrt von jedem, der das Glück hatte, ihm persönlich näher zu treten, doch bei der großen Menge so eigentlich niemals populär geworden ist. Er zeigt darin, wie überhaupt in vielen Stücken, eine gewisse Verwandtschaft mit Goethe, wie es denn auch gewiß kein bloßer Zufall oder eine bloße künstlerische Laune war, daß Spohr gerade denselben „Faust" componirte, den sich auch Goethe zur Hauptaufgabe seines Lebens gewählt hatte. Diese Verwandtschaft dieser beiden großen Geister trat sogar in gewissen Aeußerlichkeiten hervor; gleich Goethe war auch Spohr einer der schönsten und stattlichsten Männer seiner Zeit, abgemessen und würdevoll in seinen Bewegungen, unbekannt mit jenem Sichgehenlassen, jener geselligen Ungebundenheit, welche so viele seiner Collegen als den wahren Freibrief der Genialität betrachten. Allein gerade wie bei Goethe war auch bei Spohr mit dieser äußern Würde eine große innere Bescheidenheit und eine fast kindliche Einfalt der Seele verbunden; wie Goethe, lebte auch Spohr seiner Kunst, die Schönheit, die er als Künstler darzustellen strebte, durchdrang und erfüllte nicht nur seine äußere Erscheinung, sondern auch sein eigenes innerstes Wesen und erhob ihn weit über alle jene kleinen Rücksichten und Interessen, denen die Menschen sonst wohl einigen Werth beizulegen pflegen. Sehr hübsch spricht sich über diesen Punkt die Vorrede des ebengenannten Werks aus. „Schon nach dem", heißt es hier, „was allgemein bekannt und anerkannt ist, wird man leicht zugeben, daß die Künstlergeschichte nicht eben reich an Persönlichkeiten ist, welche der unsers Spohr zur Seite gesetzt werden können, welche sich, so wie er, in allen Verhältnissen eines langen Lebens frei und rein erhalten haben von den Verführungen, denen solche in die Oeffentlichkeit tretende große Männer ausgesetzt sind. Wohl ist es schön, gerade in der gegenwärtigen Zeit ein Fürst auf dem Gebiete der Musik zu sein, wo eine richtige und vollkommenere Erkenntniß des Einflusses, den diese auf die allgemeine Bildung, auf Sittlichkeit und Seelenerhebung hat, ihr eine so hohe Stelle anweist, wo diese edle Kunst besonders gepflegt und geliebt wird und deßhalb die Meister derselben vor andern Kunstkoryphäen vieles voraus haben; doch unzertrennlich von diesen Vortheilen sind auch die Klippen, an denen wir die sittliche Haltung so mancher musikalischen Berühmtheit und Genialität heutzutage wie zu allen Zeiten haben scheitern sehen. Aber alle Verführungen eines aufregenden der Oeffentlichkeit anheimgefallenen Lebens, zu dem die Meister der Tonkunst von vornherein verurtheilt sind, sie prallten ab an dem sozusagen exclusiven Charakter unsers Spohr, der nur seiner „Idee", wie Rafael sagt, seiner Kunst lebte, die er von ganzer Seele liebte und heilig hielt, für die er mit allen Kräften wirkte. Hierin lag nun der Zweck, die Aufgabe seines Lebens, der Beruf, den er fast sechzig Jahre hindurch mit einem Ernst und einer Treue erfüllte, welche ihn vor vielen nahe liegenden Klippen sicherten." Und einige Zeilen weiter: „Wir waren oft Zeuge, daß starke Ausbrüche des Beifalls über seine Leistungen ihn eher drückten und belästigten als erfreuten. Wenn er sich bei seinem Spiele selbst genügt hatte, war er schon allein hiedurch zufrieden; hörte er jedoch von einem begeisterten Musikfreunde oder etwa einer musikalischen Größe, die er für urtheilsfähig hielt, ein anerkennendes oder lobendes Wort aussprechen, dann lächelte er wohl, und es flog ein Zug von Behagen über sein edles Gesicht oder er knüpfte allenfalls auch einen Scherz daran. Dagegen sagte es ihm wenig zu, wenn er nach seinem meisterhaften Spiel in Concerten sowie nach Aufführung seiner Werke oder bei Festlichkeiten, die man ihm zu Ehren veranstaltete, z. B. bei seinem Jubiläum, stürmisch hervorgerufen wurde, wonach andere so oft begierig streben. Er äußerte dann wohl, es sei ihm, als wenn er auf das Schaffot geführt würde." In der That liegt es hier nahe, an gewisse andere berühmte Componisten unserer Tage zu denken, welche krank werden oder stehenden Fußes wieder abreisen, wenn sie bei Aufführung ihrer Compositionen nicht so und so oft herausgerufen werden, ja die sich die Hervorrufe und Kränze wohl gar für ihr eigenes baares Geld erkaufen: Componisten, die jetzt allerdings sehr berühmt sind und eine sehr hohe und allgemein anerkannte Stellung in der musikalischen Welt einnehmen, denen wir auch ein großes Talent und eine seltene Virtuosität keineswegs absprechen wollen, von denen aber bei alledem doch dies behauptet werden darf, daß sie niemals die großen und berühmten Musiker geworden wären, die sie jetzt sind, wären sie nicht als Millionäre zur Welt gekommen. . . . . Bei Spohr stand im engsten und natürlichsten Zusammenhange mit dieser Bescheidenheit die große Einfachheit und Kindlichkeit seines Wesens, die sich sowohl in seinem geselligen Verhalten wie in seiner sonstigen Umgebung kundgab. „Ich habe" (erzählt der Verfasser des Vorworts „ihm oft namhafte Fremde, die mich darum baten, zugeführt und zwar zu jeder Tageszeit, die nicht in Kassel gewesen sein wollten, ohne Spohr gehört zu haben; und immer ging er auf das Ersuchen ohne Umstände ein und spielte mit seiner Frau einige seiner schönen Salonstücke u. dgl., als wenn es nicht anders sein kann. Ein Preciösthun, wie man es oft bei Künstlern findet, war ihm ganz fremd; er war immer bereit, durch Musik zu erfreuen." Eben dahin gehört auch die Einfachheit und Bürgerlichkeit, mit der er sich persönlich zu umgeben liebte. Obwohl seine Einkünfte ihm wohl gestattet hätten, sich auf größerem Fuß einzurichten, lebte er doch volle sechsunddreißig Jahre hindurch in einer kleinen Gartenwohnung, in einem Parterrezimmer von etwa 14 Fuß Länge und Breite, und auch der Luxus eines Kanapees im Arbeitszimmer war ihm ebenso unbekannt wie Goethe. Sehr lästig waren ihm bei dieser Einfachheit und Anspruchslosigkeit die Orden, mit denen er überhäuft ward und die er dann ehrenhalber bei festlichen Gelegenheiten wohl ab und zu einmal tragen mußte. Der Herausgeber erzählt uns davon ein anmuthiges Geschichtchen, welches Spohr in seiner ganzen kindlichen Liebenswürdigkeit charakterisirt. Einst hatte er zur Feier des kurfürstlichen Geburtstags die Festoper zu dirigiren, es war mitten im Sommer und eine Wärme von vielleicht zwanzig Grad. Nichtsdestoweniger wurde Spohr auf seinem Wege nach dem Theater in einen dicken Wintermantel eingehüllt betroffen. Ein Begegnender fragt ihn theilnehmend, ob er denn krank sei? „O nein", entgegnete er, seinen Mantel zurückschlagend und die Brust voll Orden zeigend, „ich schäme mich nur, so über die Straße zu gehen." Fügen wir hinzu, daß er neben dieser Bescheidenheit ein Muster war von Uneigennützigkeit und Aufopferung (so verzichtete er z. B. auf das für jedes Jahr ihm zugesicherte Benefizconcert und erbat dafür vom Kurfürsten die Erlaubniß, in jedem Winter sechs Concerte für einen von ihm zu gründenden Unterstützungsfonds für arme Musiker und deren Nachkommen zu geben), daß er auch nichts besaß von jener Empfänglichkeit für die Hofluft und deren schmeichlerisches Wesen, die sich sonst so häufig bei kleinern seiner Gattung findet und die bei ihnen nicht selten sogar zur offenbaren Schwäche ausartet, während bei Spohr umgekehrt die Freiheitsliebe, im besten Sinne des Worts, ein hervorstechender Zug seines Charakters war — so erhalten wir aus alledem das Bild eines höchst bedeutenden und großsinnigen Mannes, mit dessen näherer Entwickelung, als Künstler sowohl wie als Mensch, es wohl der Mühe werth ist, sich etwas genauer bekannt zu machen. — Dazu bietet nun das vorliegende Werk die bequemste und beste Gelegenheit. Dasselbe wurde 1847 begonnen und bis zu Anfang des Jahres 1858 fortgesetzt, also bis zu jenem langwierigen und schmerzlichen Krankenlager, das endlich seinem schönen und thätigen Leben ein Ende machte. Es sind Aufzeichnungen, wie sie verdienten Männern am Abend ihres Lebens, beim Rückblick auf eine lange und wechselvolle Laufbahn wohl geziemen: ein wenig breit in der Form, nicht ganz frei von der herkömmlichen Geschwätzigkeit des Alters, auch das Wichtige von dem Unwichtigen nicht immer ganz streng absondernd, aber diese kleinen Schwächen der Darstellung vergessen sich gegenüber dem reichen und interessanten Inhalt sowie unter dem Eindruck des edeln und liebenswürdigen Geistes, der uns aus diesen Blättern anweht. Das vorliegende erste Heft reicht bis zu Spohr's Anstellung als Concertmeister bei der herzoglichen Kapelle in Gotha im Jahre 1805, umfaßt also recht eigentlich seine Lehr- und Wanderjahre.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 18. Bremen, 29. April. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Das französische Drama.

Von Karl Frenzel.

Diderot, Sedaine, Beaumarchais.

Kaum scheint es eine Literaturepoche zu geben, die bekannter wäre als die des 18. Jahrhunderts; Voltaire, Rousseau, Montesquieu, die Encyklopädisten sind allgemein berufene Namen, Jeder, der sich überhaupt mit der Geistesbildung eines fremden Volkes beschäftigt, hat in das eine oder andere ihrer Hauptwerke einen Blick geworfen, und doch ist die eine Seite dieser Bildung, die eigentlich dichterische, mehr als sie verdiente, unberücksichtigt geblieben. Freilich ist die Poesie des Rokoko eine duftlose Blüthe und nicht einmal immer von bestechendem Farbenglanz, aber wer nicht beständig in ästhetischem Formelzwang sich bewegt, sondern den Dichter wie das Kunstwerk vom kulturhistorischen Standpunkt betrachtet und zu erfassen sucht, wird auch in der Dichtung des 18. Jahrhunderts den Genius und seine Spuren entdecken, die mühsame und schwierige Bahn, die er sich durch die „prächtigen Wunder" von Versailles zur Wahrheit und Natur gebrochen.

In dieser Hinsicht halte ich das französische Theater für eine der merkwürdigsten Schöpfungen des menschlichen Geistes, die vom Mittelalter her in einer ununterbrochenen Folge die Stimmung der Nation, ihre Tugenden und Schwächen, die Wandlung ihrer Sitten und Anschauungen in unvergleichlicher Treue und Lebendigkeit darstellt. Das Theater keines andern Volkes theilt diese Vorzüge. Das spanische, diese edelste Blüthe des romanischen Wesens, ist, mit leisen Abstufungen, im Großen und Ganzen dem Inhalt und der Form nach vorbildlich in den ersten Schauspielen des Tirso und Lope de Vega gegeben; es hat keine Umbildung erfahren, wie sie z. B. in den Tragödien Voltaire's im Gegensatz zu Racine sichtbar wird. Reicher an kulturhistorischen Zügen ist die englische Bühne, allein nur sprungweise, von Shakspere's Nachfolgern bis zu Congreve und Dryden und von diesen wieder zu Sheridan bleiben große, unausgefüllte Lücken. Der Deutsche besitzt, da seine Kunstpoesie erst nach der aller Nationen Westeuropa's im Volke Wurzel faßte, noch kein Nationaltheater, die Italiäner können mit diesem Namen nur ihre Opern ehren oder jene Arlecchinokomödien, die außerhalb der Kunst stehen. Wenn darum Lessing, August Schlegel und alle, die ihnen nachgehen, den französischen dramatischen Werken fast durchgängig die höchste Weihe der Poesie absprechen, so wird Jeder mit ihnen darin übereinstimmen, nur ist die Frage nach dem Werth derselben damit nicht gelöst. Der einzige Weg zu einer richtigen Beurtheilung des französischen Theaters bleibt die historische Untersuchung, die Darlegung, wie jede Zeit, jede Thorheit in Kunstwerken oder künstlerischen Versuchen sich abspiegelte: dann wird man erkennen, daß wenige Dinge dieser Welt eine so zähe und zugleich verwandelungsreiche Lebenskraft besitzen und der Betrachtung werther seien, als jenes wunderlichste Abbild des Daseins, das wir „die französische Komödie" nennen.

Eine entscheidende Umformung und Erweiterung des Begriffs der dramatischen Kunst ist nun im 18. Jahrhundert durch das bürgerliche Schauspiel eingetreten. Sowohl in den Komödien Moliere's, als noch sichtbarer in denen von Destouches finden sich Elemente, Scenen, ganze Handlungen, die durchaus dieser Form des Dramas angehören und nur durch lose Fäden mit dem eigentlichen Lustspiel zusammenhängen. Im „Menschenfeind", „Tartüffe", in den „gelehrten Frauen" ist das Geschick der Hauptgestalten oft ganz aus dem Bereich des Komischen gerückt und statt der Freiheit des Scherzes, des Erhabenseins über die kleinen Leiden des Lebens erwächst in unserer Brust das Mitleid für Alcest, Elmire, Henriette, die sich noch in ihnen abmühen. Erhebt der Dichter diese Scenen des Leidens, des Schmerzes, der Gefahr nur um ein Geringes, so ist der Rahmen der Komödie gesprengt und das „ernsthafte Genre" erfunden. Das ist die That La Chaussée's. Welchen Eindruck sie in Frankreich machte, wie begeistert das Publikum dieser Neuerung entgegenkam, beweist am besten der Eifer Voltaire's dafür. Ruhigen Auges konnte er den Lorbeer auf Keines Haupt sehen; er beneidete ebenso sehr seine Nebenbuhler, wie ihn die Unruhe seines Geistes trieb, sich in Allem zu versuchen. Seine beiden vorzüglichsten Lustspiele, „Nanine" und „Die Schottin", sind dem Wesen nach den Schöpfungen La Chaussée's ähnlich. Wenn in ihnen das Geistreiche vorherrscht, so entbehren sie dafür der sanften Schwermuth, des Sentimentalen, das La Chaussée einerseits mit Richardson, auf der andern Seite mit Rousseau und den Goethe des Werther und Clavigo verbindet. Die weiteren Fortschritte des Schauspiels bedingten nun zwei in ihren letzten Wurzeln mit einander zusammenhängende Erscheinungen: der Umschwung in den Sitten und Ansichten der französischen Gesellschaft, der englische Einfluß. Im 18. Jahrhundert sieht die Literatur, die so lange nur unter Höflingen und Hofdamen, unter Königen und Prinzessinnen verweilt, sich plötzlich in einer neuen Welt; Menschen, von deren Dasein sie sonst nichts gewußt oder geahnt, erscheinen ihr mit allen Tugenden der Helden, voll Thatkraft und Aufopferung; Vorfälle, die sie nie beachtet und noch weniger für fähig einer künstlerischen Darstellung gehalten, erregen die tiefsten Erschütterungen, die gewaltsamsten Katastrophen; es ist die erste Offenbarung des Volkes, des dunklen Hintergrundes, auf dem bisher allein die Großen und die Könige als Sterne geleuchtet. In diesen Gegensätzen war die englische Dichtung groß geworden, bis zum Todtengräber hinab hatte sie die Menschen in allen Stellungen des Lebens erfaßt und geschildert, in ihr gab es immer ein reales Element. Diese Erkenntniß, daß neben der vornehmen, einseitigen Gesellschaft in Versailles sich noch andere umfassendere, dem Allgemeinen näher liegende Kreise bewegen, ist die philosophische Wurzel des Schauspiels bei den Franzosen;

nicht, wie bei den Engländern und Deutschen, wächst es als nothwendige Pflanze und Blüthe des Bodens auf, es erzeugt sich durch Reflexion.

Naturgemäß ist darum sein erster Dichter und Streiter ein philosophischer Kopf: Diderot. Selten vereinigte sich in einem Geiste eine größere Phantasie, ein leidenschaftlicheres Erfülltsein von seinen augenblicklichen Gedanken oder auch nur Ansätzen zu Gedanken, ein tieferer Blick in das Wesen der Dinge mit einer so durchaus unkünstlerischen Seele, als eben in Diderot. Dieser Kopf hatte das Lächeln wie das Zürnen Jupiters, aber seine Seele nicht die Harmonie der Olympier. Es schien der Natur so gefallen zu haben, sich in ihm ein Instrument zu schaffen, dem sie tausend verschiedene Akkorde und doch nicht eine wohllautende Melodie entlocken konnte. Diderot ist wie der Aetna; zuweilen steigt wildleuchtend und prächtig eine Feuersäule aus seinem Krater empor, beständig aber steht eine Rauchwolke über ihm. Zwei oder drei Artikel der Encyklopädie, eine und die andere seiner Erzählungen, seine „Salons" — die Kritik der im Louvre ausgestellten Gemälde — und seine Briefe: das ist das Einzige, was der Nachwelt von einer unermeßlichen schriftstellerischen Thätigkeit zum Genuß und zur Bewunderung bleibt. Diderot ist der erste aller Journalisten, er hat darum auch zumeist Trödel geschrieben und Spreu. Wenn auch Lessing die dramaturgischen Ansichten und Systeme dieses originalen Kopfes vielleicht zu hoch schätzte, so hat er doch richtig die Revolution erkannt, die darin für das alte königliche Theater Frankreichs enthalten war. Die Stifter des Schauspiels gleichen den Vertretern der Zukunftsmusik, sie beginnen mit Theorieen, ihre Schöpfungen selbst können durch die Neuheit und Kühnheit ihrer Erfindung anziehen oder doch überraschen, aber das feine Gefühl und das schönheitskundige Auge wendet sich vielfach verletzt von ihnen ab. Diderot hat zwei Dramen geschrieben: „Der natürliche Sohn", 1757 gedruckt, 1777 ohne Erfolg dargestellt, und „Der Familienvater", 1758 gedruckt, 1760 gespielt. Daß Grimm, der Freund Diderot's, in seiner Correspondenz den „natürlichen Sohn" als ein Werk des Genius preist, erklärt sich leicht, schwerer findet man sich in Lessing's Bewunderung des „Familienvaters." Denn beide Dramen sind in ihrer Handlung so nichtig, wie in ihrer Sprache überladen und geschraubt. Es giebt kaum eine ärmlichere Erfindung, keine so durchaus unpoetische Abbildung des Alltagslebens, als in ihnen. Der Inhalt des „natürlichen Sohnes", oder, wie emphatisch der zweite Titel heißt, der „Prüfungen der Tugend" ist kurz dieser. Dorval, der natürliche Sohn Lysimond's, eines reichen, in amerikanischen Geschäften sich bewegenden Kaufmanns, verliebt sich, da er einige Zeit im Hause seines Freundes Clairville verweilt, in dessen Braut Rosalie. Um seine „Tugend" zu retten, beschließt er das Haus heimlich zu verlassen, denn auch Rosalie fühlt sich zu ihm hingezogen, zögert aber so lange mit seiner Abreise, bis sie kund wird und Constanze, Clairville's Schwester, nun nichts Eiligeres zu thun hat, als Dorval ihre Liebe zu erklären. Man lächelt unwillkürlich über diese „Prüfungen der Tugend!" Eine noch härtere Probe steht ihm bevor; der Freund, der Rosaliens Kälte bemerkt, bittet ihn mit ihr zu reden — jetzt bleibt Dorval's einzige Rettung die Flucht, ein Liebesbrief des jungen Mädchens hält ihn wiederum zurück, er antwortet — es ist klar, daß dieser Brief in die unrechten, in Constanzens Hände kömmt. Inzwischen hat Dorval in einem Duell den Freund gerettet, dieses Duell ist der „rothe Faden" durch alle französischen Dramen des 18. Jahrhunderts, wir finden es in Sedaine's „Philosophen ohne es zu wissen", in Beaumarchais' „Eugenie" wieder. Als dann ein alter Diener von Rosaliens Vater mit der Schreckenskunde eintritt, daß sein Herr auf der Ueberfahrt von Amerika von englischen Kreuzern ausgeplündert und gefangen worden, beschließt Dorval großherzig, sein mütterliches Vermögen Rosalien zu schenken, damit Clairville, der selbst arm ist, sie heirathen könne. Allein die merkwürdigste Scene des Ganzen scheint mir die Unterredung zwischen Constanze und Dorval. Nie, glaub' ich, hat eine Frau zu einem Manne, den sie liebt, so gesprochen, nie er ihr so geantwortet. Von dem ersten bis zum letzten Wort treibt sich das Gespräch auf dem Meer der Abstractionen, der Philosophie der Encyklopädie umher. Hier sagt Constanze jenes berühmte Wort, das Rousseau als Kriegserklärung Diderot's betrachtete: „Ihr Herz wird Ihnen sagen, daß der gute Mensch innerhalb der Gesellschaft lebe und daß nur der Boshafte allein sei." Wenn man dann hört: „Die Geschichte des Lebens ist so wenig gekannt, die des Todes so dunkel und die Erscheinung des Uebels in der Welt so klar" — ist man inmitten des Salons des Barons Holbach, an einem Donnerstag Nachmittag, bei gutem Burgunderwein, jetzt aber fangen alle zu lachen an, selbst die Frauen am Kamin und die schweigsame Baronin, denn Diderot-Dorval ruft aus: „Kinder! oh Kinder! wenn ich bedenke, daß wir von der Geburt her in ein Chaos von Vorurtheilen, Laster und Elend geworfen sind, läßt mich der Gedanke an sie zusammenschauern!" Vielleicht aber ist das die Höhe des Komischen, daß Dorval einen Augenblick nachher beschließt Constanze zu heirathen. Die Ankunft des alten Lysimond beruhigt schließlich alle Stürme, Rosalie und Dorval erkennen sich als Geschwister, unter gegenseitigen Umarmungen fällt der Vorhang. — Wenige Tage nach der Aufführung des „Familienvaters" schrieb Diderot seiner Freundin, Fräulein Voland, diese Zeilen: „Das Werk ist so hinreißend, so mächtig, daß es unmöglich ist, es zu tödten — endlich, man hat es verstanden, ihm nachgefühlt, es hat Beifall erhalten. Das war und ist in allen Vorstellungen ein gewaltiger Lärm, eine große Versammlung. Man erinnert sich nicht eines gleichen Erfolges, zumal bei der ersten Vorstellung, wo das Stück so zu sagen fast neu war. Es giebt nur eine Stimme darüber: es ist ein schönes Werk, ich selbst bin überrascht gewesen . . . Duclos sagte beim Hinausgehen, daß drei solche Dramen im Jahre die Tragödie tödten würden." Selbst wenn man billig die erste Begeisterung des Dichters, die in diesen naiven Worten ausbricht, abzieht, wie viel Irrungen, wie viel Selbsttäuschungen bleiben noch! Der „Familienvater" hat vor dem „natürlichen Sohn" den großen Vorzug des allgemein Verständlichen, einiger pathetischer Scenen, einer komischen Gestalt voraus. Allein welcher Schwulst der Sprache, welche Unnatürlichkeiten; ein Mangel an Handlung, an poetischer Leidenschaft entstellen dies Schauspiel. Wenn man diese ersten Aeußerungen der realistischen Kunstform mit den Romanen von Boz und Thackeray vergleicht, wird man von tiefster Bewunderung für die Arbeit und Macht des schöpferischen Genius ergriffen. Außer einer Fülle von Episoden, in denen sich Diderot's Vorliebe für „lebende Bilder" ergeht, ist der Inhalt des „Familienvaters" eine socialistische Novelle mit abgebrochener Spitze. Der Sohn eines vornehmen Vaters, St. Albin, liebt eine arme Nähterin, ein Ideal der Tugend, und hat als Arbeiter verkleidet sich eine Kammer neben der ihrigen gemiethet. Nächte lang ist er aus dem väterlichen Hause entfernt geblieben, jetzt kömmt er in seiner Arbeiterkleidung zurück und erklärt seinem Vater seine Liebe zu Sophien. Der Vater willigt ein, sie zu sehen, sieht sie und ist entzückt von ihr. Bei alledem bestärkt er sie in ihrem Entschluß, abzureisen, und will seinen Sohn verfluchen. Alle diese Dinge streifen in ihrer pathetischen Diktion an das Possenhafte und entbehren jeder Vertiefung. Den Faden der Handlung leitet der Gouverneur, der Schwager des Familienvaters, weiter. Das ist ein stolzer, vornehmer, streitsüchtiger alter Herr, dem alle aber wegen seiner großen Reichthümer gehorchen. Ihm scheint es am einfachsten, der Liebesgeschichte seines Neffen durch einen Verhaftsbefehl gegen Sophie ein schnelles Ende zu bereiten und die Schuld auf einen jungen, im Hause erzogenen Mann Germeuil zu werfen, der ihm schon längst ein Dorn im Auge ist, weil er seine Nichte, Cäcilie, St. Albin's Schwester, heimlich liebt. Diderot müßte nicht beständig die „Tugend" im Munde führen, wenn er die Anschläge des Gouverneurs gelingen ließe. Zur Schande des alten Murrkopfs ent-

deckt sich daher, daß Sophie eine Verwandte seiner verstorbenen Frau ist und der Familienvater, der ewig von dem Glück seiner Kinder redet und es ihnen doch ewig nimmt, kann schließlich, ohne seinem Namen und Stande zu viel zu vergeben, sein Wort und seine Thaten in Einklang bringen.

Diderot's Schauspiele entbehren, wie man schon in diesen Umrissen erkennen wird, der eigentlich dramatischen Bewegung, sie sind Erzählungen in der Form des Gesprächs, und wenn es in ihnen eine Nachbildung des wirklichen Lebens giebt, so wird sie durch die geschraubte, wunderliche Sprache in ein durchaus falsches Licht gerückt. Möglich, daß in St. Albin's Liebe zu Sophie Diderot seine eigene Leidenschaft für Annette Champion hat schildern wollen, wie Génin, einer seiner Biographen behauptet; sicherer ist es, daß die drei ersten Akte des „Familienvaters" aus Goldoni's „vero amico" entlehnt und die zwei letzten überflüssig sind, daß schon damals Diderot's Weise, die letzte Hälfte seiner Sätze nur durch Punkte anzudeuten, herbe und nicht ohne Witz verspottet ward. Mit welch' anderem Verständniß wir Deutsche Diderot entgegenkamen, wie Lessing und Goethe ihn als den ihrigen begrüßten, deutete ich oben an. Mächtiger wirkte freilich auch hier seine Lehre, als seine Dichtungen. Die Betrachtungen und Ansichten Diderot's sind nicht von überzeugender Kraft, ihnen fehlt die höchste Erkenntniß der Schönheit und der künstlerischen Freiheit, aber sie besitzen eine außerordentliche Kühnheit, eine fortreißende Begeisterung und den Ausdruck eines tiefen und edlen Gefühls; er hat die Verse Racine's, die er seine Phädra sprechen läßt:

„Säß' ich, ihr Götter, doch im Waldesschatten —"

erwähnt und ruft aus: „daß ich die Schönheit dieser Dichtung empfinde, erhebt mich in meinen Augen mehr, als irgend etwas, das ich selbst in meinem Leben schreiben könnte!" Nach ihm hat die dramatische Kunst fünf Formen, in denen sie erscheinen kann: die Posse, die Komödie, das „ernste" Genre, das Trauerspiel, die Zauberstücke. Shakspere verwirft er als eine Mischung des Tragischen und Possenhaften, den Vorzug des „ernsten" Genre findet er darin, daß es in der Mitte zweier Formen steht und bald von der einen, bald von der andern entlehnen kann. Im „ernsten" Genre, also im Schauspiel, muß sich Jeder versuchen, der Talent für die dramatische Poesie in sich fühlt. „Wer hierin ausgezeichnet ist, wird allen Völkern, wird in jeder Zeit gefallen!" Am schwächsten erscheint mir die Erklärung des Schauspiels. Es soll uns Theilnahme einflößen ohne eine Thorheit, die uns lachen, ohne eine Gefahr, die uns erschrecken läßt; die Handlung soll in Hindernissen, durch einen plötzlichen Glückswechsel vorrücken, der Stoff bedeutend sein, der Dichter endlich die Sprache reden, die „wir in den ernsten Handlungen des Lebens haben", also in Prosa, nicht in Versen sich auslassen. Er übergeht die beiden entscheidenden Punkte, die das Glück des Schauspiels „bei allen Völkern" und zu „allen Zeiten" bedingen: es erregt unser Mitleid, nicht wie die Tragödie unser Bangen, es wendet sich nicht wie diese an die ideale Menschlichkeit in uns, sondern fesselt uns mit der Schilderung unserer kleinen Schwächen, Leiden und Freuden. Darum ist der Einwurf, den Diderot sich selbst macht, daß schließlich das „ernste" Genre in eine traurige und langweilige Moralpredigt auslíefe, kaum der Widerlegung werth. Er bezeichnet nur die Ansicht der französischen Kunstrichter der neuen Dichtform gegenüber und freilich, woran Diderot nicht dachte, das Unpoetische und Mangelhafte seiner eigenen Schöpfungen. Daran hat der Mangel des Talents keine geringere Schuld als die Theorie. Wenn nicht mehr die Charaktere, sondern die verschiedenen Lebensstellungen den Grundstoff der dramatischen Dichtung abgeben sollen, bleibt dem Dichter nur der Gegensatz des Herzens und der Stellung zu schildern übrig, eine gewisse nüchterne Moral vollzieht dann die Ausgleichung dieser Widersprüche; Gutzkow's „Werner" ist in diesem Sinne ein echt Diderot'sches Stück.

Einen Augenblick konnten Diderot's grobe und übertriebene Zeichnungen, die Ueberschwänglichkeit seiner Philosophie überraschen, aber doch auf die Dauer weder Leser noch Zuschauer fesseln. Schon nach der neunten Vorstellung ward der „Familienvater" von den Schauspielern zurückgelegt, ein feinerer Geist, der mehr das französische Wesen, die Anmuth und Zierlichkeit des Rococostils gleichsam als angeborene Gabe besaß, sollte das Drama zu Ehren bringen und das einzige Werk dieser Gattung im 18. Jahrhundert schaffen, das nicht jedes poetischen Reizes entbehrt: es ist Sedaine.

Als Sedaine in die französische Akademie gewählt wurde, konnte er noch im Hofe des Louvre die Steine zeigen, die er selbst in seiner Jugend als Steinsetzer behauen. Aus solchem Stande hat er sich dann bis zum höchsten literarischen Ruhm emporgeschwungen, den im Ausgang der klassischen französischen Dichtung und des alten Königthums zu erringen möglich war. Das Talent Sedaine's befähigte ihn weder zu außerordentlichen noch zu phantastischen Schöpfungen; mit einem glücklichen Auge für die Wirklichkeit der Dinge begabt, besaß er zugleich ein feines Gefühl für die Empfindungen des Herzens, so weit sie nicht aus dem gewöhnlichen Verlauf des Lebens heraustreten und sich gleich fern von der Thorheit wie von der Leidenschaft halten. Theilt er diese Gaben mit manchem französischen Dichter, so sind ihm doch die warmen, saftigen und leuchtenden Farben eigen, in die er seine Gestalten kleidet. Man hat ihn da wohl mit Greuze verglichen: es ist richtig, Sedaine's lieblichste und wahrste Gestalt, die jugendliche Viktorine im „Philosophen ohne es zu wissen", ist eine Mädchenfigur des Malers. Die „Bilder", nach denen Diderot so mühsam und vergeblich auf der Bühne strebte, ergeben sich bei Sedaine wie von selbst, die Personen, die Handlung runden sich zu einem Genrebilde ab. Selbst die Sprache trägt dies leichte, natürliche und doch schimmernde Colorit. Es spricht doch für Diderot's Herz und Urtheil, daß er in diesem Manne neidlos das größere künstlerische Talent anerkannte und ihn ermunterte, für das Theater zu arbeiten. Außer vielen Operntexten, die Gretry und Monsigny componirten, hat Sedaine zwei Stücke für das französische Theater geschrieben: „Der Philosoph ohne es zu wissen" (1765) und „Die unerwartete Wette" (1768). Er nennt sie beide Komödien, allein das erste ist nach deutscher Bezeichnung ein Familienschauspiel, und das zweite, das ich als Kunstwerk höher stelle, erinnert durchaus an jene glänzenden und geistvollen Salonscenen, die Scribe in seiner besten Zeit gedichtet und deren letzten, verblassenden Schimmer man hier und dort in den „Proverbes" von Octave Feuillet noch entdeckt.

„Der Philosoph ohne es zu wissen", von dem ich hier allein sprechen kann, unterscheidet sich auf das Vortheilhafteste von dem Diderot'schen Drama. Er stellt einen einfachen, ergreifenden Vorfall des häuslichen Lebens in gleich einfachen und lebenswahren Formen dar. Mehr noch als diese Natürlichkeit erhebt ihn das Fernliegen jeder Absicht, jeder lehrhaften Tendenz und Moral über den „Hausvater." — Sedaine hat wirklich, wie Diderot sagte, auf dessen eigenstem Felde das Korn geschnitten. Nicht sein d'Orbesson, Sedaine's Vanderk ist der echte „Hausvater", der echte Kaufmann — ein Mann, wie ihn Pesne nicht besser hätte malen können. Diderot's Gestalten sind dagegen gigantische al fresco-Sudeleien. Und wie rührend, wie so ganz „aus dem Leben gegriffen" ist der Stoff dieses kleinen Dramas. An dem Tage, an dem Vanderk seine Tochter verheirathet, schlägt sich sein Sohn, der Seeoffizier ist, mit einem andern Offizier, der im Kaffeehause schlecht von den Kaufleuten gesprochen und sie alle „Schurken" genannt hat. Bis in die Seele hat solch' Wort den jungen Vanderk gekränkt, im Zorn fordert er den Andern. Aber nun gilt's im Elternhause, bei dem Feste eine ruhige Haltung zu bewahren, durch nichts seine Aufregung, seine Herzensangst zu verrathen. Zuletzt erfährt denn doch der Vater Alles, der Sohn reißt sich aus seinen Armen und eilt auf den Kampfplatz. Und nun bewundere man den feinen Sinn des Dichters, der während das Duell vor sich gehen soll, die Väter der beiden jungen Männer auf so ungezwungene und darum doppelt ergreifende Weise zusammenführt:

zu Vanderk kommt ein Herr von Desparville mit einem, erst in einigen Wochen fälligen Wechsel und bittet um Einlösung. Ueberall hat man ihn abgewiesen und er braucht das Geld dringend, in diesem Augenblick — für seinen Sohn, der jetzt vielleicht seinen Gegner verwundet und fliehen muß. Ohne Zögern bezahlt Vanderk, und während Desparville keine Worte für seine Erkenntlichkeit findet, klopft man dreimal an die Thür des Gemachs — es ist das Zeichen, daß Vanderk's Sohn im Kampf gefallen, ein alter Diener, den ihm der Vater nachgesandt, giebt es. Natürlich ist es ein Irrthum, die Söhne haben sich in demselben Augenblick versöhnt, als ihre Väter sich trafen. Jeder Zug fügt diesem Gemälde einer wohlthuenden Häuslichkeit, einer ehrenwerthen Familie einen neuen Reiz hinzu; wie zart ist das innige Verhältniß Vanderk's zu seiner Gattin angedeutet, wie liebenswürdig die zwischen mädchenhafter Schüchternheit und Liebe schwankende Tochter geschildert! Die stolze altadelige Schwester Vanderk's, die von seinen Wohlthaten in der Provinz ein vornehmes Haus macht und ihm doch nicht vergeben kann, daß er Kaufmann ist, steht trotz ihres Hochmuths diesem Kreise bürgerlicher Tugend nicht fern; wie so warm geht ihr das Herz bei dem Anblick ihres Neffen auf! Die einzige Stelle des Schauspiels, in der die Moral, der Ton der Abhandlung vorherrscht: als nämlich Vanderk den Handelsstand gegen die Vorwürfe seines Sohnes vertheidigt, hängt nothwendig mit dem Bau des Ganzen, mit dem Charakter der Hauptperson zusammen. Eine Gestalt aber überragt alle diese Vorzüge: es ist Viktorine, die Milchschwester des jungen Vanderk, sie wohnt mit ihm unter demselben Dache, sie ist mit ihm groß geworden, sie liebt ihn, ohne ihr Gefühl zergliedern, ohne es nur nennen zu können, es ist die reizendste, lieblichste Naivetät der Leidenschaft in ihr. Sie weiß, sobald sie ihn sieht, um sein Geheimniß, daß er sich schlagen wird, sie erblickt ihn zuerst, als er heimkehrt. Was sie thut oder redet, es ist ein liebliches Gemisch von Anmuth, Jugendlichkeit, unbewußter Liebe. Bei der Schilderung Viktorinens versteht man Grimm's Wort über Sedaine: als er die ersten Seiten Shakspere's gelesen, wäre er in Entzücken ausgebrochen, als hätte er seinen Vater erkannt.

Je mehr sich aber das Schauspiel Sedaine's in das Gebiet der Kunst erhebt, desto freier ist es von allen polemischen und moralischen Zwecken geworden, denen das Drama ursprünglich seine Entstehung verdankt. In der Bewegung gegen die überlieferte klassische Form des Trauerspiels herrscht derselbe Geist, derselbe Hauch der Revolution vor, der die Schriftsteller Frankreichs wider den Mißbrauch der königlichen und der geistlichen Gewalt beseelte. Ein Drama „ohne Moral", ohne ein Hervorheben des dritten Standes, eine Demüthigung des Adels, ohne Anrufung der „heiligen und ewigen" Natur war eben kein Drama. Diesen Kampf hatte Diderot begonnen; der Mann, der von allen Schriftstellern der zornigste, unbändigste, ein „beständiger Gladiator" war und den keiner in der Wuth des Angriffs, in Unermüdlichkeit, in der ehernen Frechheit der Stirn übertroffen, Caron de Beaumarchais, sollte ihn weiter und zu einem leidlichen Ende führen. Weit würde es die Absicht und den Raum dieser Arbeit überschreiten, wollte ich auch nur eine Skizze von den Abenteuern und dem Charakter Beaumarchais hier versuchen.

„Nur ein Räuberhauptmann war er,
Der in's Buch des Ruhmes einschrieb
Mit der eignen frechen Faust
Seinen frechen Namen: Cortez";

so etwa steht auf den Ehrentafeln der Literatur neben Voltaire und Rousseau der Name Beaumarchais: denn, schmäht ihn, verachtet ihn — „Die Hochzeit des Figaro" kann doch nie vergessen werden. Ein unternehmender, waghalsiger Kopf in Allem, unternahm es Beaumarchais nach seinen spanischen Fahrten und Liebesgeschichten „Dramen zu schreiben", halb aus Langerweile, halb um in dieser entsittlichten Welt die Tugend zu predigen. Die Tugend, die Ehrenhaftigkeit, die Sittlichkeit: diese Stichwörter trug er als goldenen Schild, wie die Hohenpriester der Juden, vor einer schamlosen Stirn. Dieser ersten Periode seiner theatralischen Laufbahn, als er das „ernste, anständige Schauspiel" zur Weltverbesserung noch für hinreichend hielt, gehören seine „Eugenie" und „die beiden Freunde" an. Zwischen Diderot und Sedaine nehmen sie eine mittlere Stelle ein, sie sind von dem Schwulst des ersten beinahe gleich weit entfernt wie von der anmuthigen Kunst des zweiten. Die Programme der Zukunftsmusik sind bekannt, sie gleichen durchaus den Vorreden, mit denen Beaumarchais seine Schauspiele wie seine Komödien und seine Oper eröffnete. Ich verzeichne hier ein Faktum, das einem Musikfreund vielleicht fruchtbaren Stoff zur Anregung und Betrachtung gewährt, daß Beaumarchais „Tarare" und die Texte von Richard Wagner in Wunderlichkeit des Ausdrucks, im ganzen Zuschnitt, im Streben nach dem „Niedagewesenen" und dem „Ausdruckslosen" eine merkwürdige Wahlverwandschaft besitzen, natürlich: so weit die Verschiedenheit der Zeiten, der Nationalitäten und des Besonderen in jedem der beiden Dichter es erlaubt. Freilich — einen Vorzug vor der Zukunftsmusik kann man Beaumarchais nicht absprechen, er war neben Sheridan der witzigste Bursche im damaligen Europa. Unter einer Fülle von Blumen, Dornen, Nesseln, vergifteten Pfeilen versteckt er seine Doktrin: zuweilen predigt er, aber noch viel häufiger schindet er seine Gegner, wie Apollo den Marsyas. So klar giebt kein Programm den Sinn des Musikstückes an, wie er den Inhalt seiner Komödien; er bemerkt zugleich die Kraftstellen, bei denen „das gebildete Publikum" klatschen muß. Wenn er eine Viertelstunde in grotesken Sprüngen, Kolbenschlägen und Kopfstehen mit jedem Arlecchino gewetteifert, wird in ihm plötzlich der Ernst und die Würde eines römischen Censors wach. Dann ist jedes Wort seiner Rede ein Orakelspruch.

In allen Hauptpunkten stimmt Beaumarchais' Theorie über das Schauspiel, die er in dem „Versuch über das ernste Drama" — der Vorrede zur Eugenie — niedergelegt, mit der Diderot's überein. Er ist heftiger, leidenschaftlicher, aber nicht überzeugender. Der Begriff „klassisch" flößt Diderot noch eine gewisse Ehrfurcht ein, bei Beaumarchais, hat St.-Beuve geistvoll bemerkt, bedeutet er dasselbe wie barbarisch. Der Streit über das Schauspiel ist längst entschieden, Niemand bestreitet ihm mehr seine ganze und volle Berechtigung, aber Niemand spricht ihm auch die tiefste und mächtigste Wirkung zu; es wird immer nur, wie Beaumarchais richtig gefunden, unser Mitleid erwecken, es wird uns nie in tragische Erschütterung versetzen. Ihm erregte diese freilich nur „einen unwillkürlichen Unwillen gegen die grausamen Götter," ihm „entriß sie nur selten einige brennende Thränen." Wie leicht weinen wir dagegen über ein unglückliches Mädchen, wie meine arme Eugenie z. B., ist zwischen den Zeilen zu lesen. Ich denke, er hat sich da selbst das Urtheil gesprochen — Alles, was wir selbst erfahren und erleiden können, wird uns nie mit gleicher, schmerzschauernder Bewunderung erfüllen, als Antigone und Phädra, als Hamlet und Lear. Der Vorzug des Trauerspiels besteht eben darin, daß es ein Ewiges darstellt, das bürgerliche Schauspiel nur ein Vorübergehendes.

„Eugenie" ist am 25. Juni 1767 zum ersten mal gespielt worden. Den Stoff entnahm Beaumarchais einer Novelle des „hinkenden Teufels" und veränderte das spanische in ein englisches Kostüm. Dem deutschen Leser wird die Aehnlichkeit der Handlung mit Miß „Sara Sampson" auffallen, weniger, daß Goethe für seinen „Clavigo" einen und den andern Zug daraus entlehnt hätte. Ich bin von Beaumarchais' Gewissenhaftigkeit nicht so fest überzeugt, daß ich ihn nicht der Plünderung eines armen Deutschen für fähig hielte, und „Sara Sampson" war seit 1761 den Franzosen bekannt. Lessing's Handlung ist voller, pathetischer, Beaumarchais' einfacher, romantischer. Eugenie lebte auf dem Landgute einer stolzen Tante, die sie gern reich und vornehm verheirathen wollte. In ihrer Nachbarschaft verbrachte Graf Clarendon den Sommer, er sah und liebte Eugenie, sein Name bestach die Tante, seine Männlichkeit

Eugenie; sie heiratheten einander, aber der Priester, der diese Vermählung vollzog, war der verkleidete Bediente Clarendon's, die Zeugen einige seiner lustigen Genossen. Die Heirath bleibt verborgen. Eugenie wird schwanger — Beaumarchais betrachtete dies als ein Mittel, sie noch »mitleidenswerther« zu machen, seine Zuschauerinnen noch mehr für die »Tugend« zu begeistern — und kommt mit ihrer Tante nach London, in ein Haus, das der Graf vor den Thoren besitzt und worin er sonst seine Orgien gefeiert. Indeß gelangt troz der Verschollenheit, in der sie leben, durch Zufälle das Gerücht zu ihnen, der Graf werde sich vermählen, der Vater Eugenia's erscheint, der Bediente gesteht, das Mädchen wirft sich dem Vater zu Füßen: Alles ist in Verwirrung und Verzweiflung. Dies ist so gewöhnlich wie abenteuerlich, eine echt spanische Erfindung erhebt erst das Ganze über die Alltäglichkeit — Sir Charles, der Bruder Eugenia's, wird in der Nacht, in der Nähe des Hauses von mehreren Bravo's angefallen, durch den Grafen gerettet: Beide betreten das Haus, es folgen die aus Calderon's Lustspielen bekannten Scenen und Verwechslungen in der Dunkelheit. Die Tante will den günstigen Augenblick nicht entfliehen lassen und durch ihre Diener den Grafen zur Anerkennung seiner Heirath mit ihrer Nichte zwingen oder tödten lassen. Sir Charles aber, obgleich er die Ehrlosigkeit des Grafen erfährt, bahnt ihm einen Weg durch die Gegner, beschützt ihn vor seinem eigenen Vater und geleitet ihn sicher hinaus. Daß Clarendon nach dieser That der Großherzigkeit Reue empfindet und sehnlich eine Verbindung mit der Schwester eines solchen Bruders wünscht, bedarf der Erzählung nicht. In dem Grafen, der reuig zu Eugenia's Füßen stürzt, wird eine entfernte Aehnlichkeit mit Clavigo auf den Knieen vor Marie herauszufinden sein, nur sollte auf diese Bezüge kein allzuschweres Gewicht gelegt werden. »Eugenie« gefiel, die Verwickelung war spannend, die Hauptheldin im komischen, wie im rührenden Sinne »interessant.« Sir Charles' Erscheinen mußte allgemeines Staunen, eine gewisse Furcht und Erwartung vor dem Ausgang erregen, in Eugenia's Thränen mischten sich die aller Unglücklichen, Verlassenen, den Segen des Barons sprachen alle Väter »aus dem dritten Stande« nach, Tiraden gegen den Adel, die Unsittlichkeit der Vornehmen fehlten nicht, die Tante war ein treffliches Charakterbild, Sir Charles er selbst, Caron de Beaumarchais, der ritterliche Beaumarchais in den Straßen Madrid's. »Klassischen« Werth besaß das Schauspiel nicht und wir wissen, wie der Verfasser darüber dachte.

Viel ungünstiger behandelte das »gebildete Publikum« die »beiden Freunde« (1770) des Dichters; es fiel nach der ersten Vorstellung. Wieder brachte es eine Kaufmannsgeschichte auf die Bühne; wieder handelte es sich um Wechsel, Bankrott, um die Aufopferung eines großmüthigen Mannes, der mit der ihm anvertrauten Kasse dem bedrohten Freunde hilft und dafür nun selbst in die schmerzlichste Verlegenheit geräth. Dem hochfahrenden Marquis, der sich darüber beklagte, daß solche Dinge, solche Menschen die Bühne jetzt einnähmen und beherrschten, mochte Beaumarchais mit furchtbarem Hohne erwidern: »Sie haben Recht, Herr Marquis, aber würden Sie mich nicht für den größten Narren halten, wenn ich im Schloß von Versailles nach Tugenden und wahrer Freundschaft gesucht?« Allein in der Kunst wird die an sich preiswürdigste Handlung nicht immer die ergreifendste und rührendste sein. Melac's Aufopferung verdient unsere Hochachtung, sie bringt in ihm selbst einen Augenblick einen Conflikt zwischen Freundschaft und Pflicht hervor, dieser Moment aber einmal vorüber, entbehrt sie der Spannung, der Anregung. Andererseits, wenn dramatisch »ein Stilleben« zu rechtfertigen wäre, hier und dort die Moralpredigt gekürzt würde, erheben sich die »beiden Freunde« auf eine freiere Kunsthöhe, als Eugenie. Einzelne Schilderungen zeigen von großer Sauberkeit, so der Anfang, wo die beiden Kinder der Freunde, ein Mädchen und ein junger Mann, Musik mit einander treiben, die Liebe zu einander im Herzen — man sieht ein Bild von Mieris und Netscher vor sich, Scenen, die seitdem allen Genremalern lieb und werth geblieben sind und den Beschauer in die wohlthuendste Stimmung versetzen. Aber je feiner und leichter das Gewebe ist, desto weniger fällt es ins Auge, desto weniger vermag es zu fesseln, es ermüdet die Aufmerksamkeit nur, am meisten, wenn es im Rahmen der Bühne erscheint. Beaumarchais' drittes Schauspiel »die schuldige Mutter« gehört einer anderen Epoche an, 1797, dem Ausgang der Revolution, wo das Volk nicht mehr auf dem Theater allein, sondern in den Straßen von Paris seine Siege feierte, und bildet ihrem Stoffe nach das traurige Ende jener so herrlichen Geschichte, die in Sevilla vor Rosina's Fenster mit Almaviva und Figaro, mit allerliebsten Versen und Guitarrengeklimper begann.

Die erste Epoche in der Geschichte des französischen Drama's schließt mit dem Jahre 1770 ab; das bürgerliche Schauspiel hat seine Ebenbürtigkeit mit den andern Gattungen der dramatischen Poesie bewiesen, fortan braucht es nicht um sein Dasein zu kämpfen, sich zu rechtfertigen, sondern kann mit dem Trauerspiel und dem Lustspiel um die Palme des Sieges und der Schönheit ringen.

Italiänische Volkspoesie.

Uebersetzt von Paul Heyse.

Corsisches Wiegenlied.

Ninninà, mein holder Liebling,
Ninninà, du Kind der Gnaden,
Meine kleine Barke bist du,
Drauf ich meinen Stolz geladen.
Winde brauchst du nicht zu fürchten,
Seesturm bringt dir keinen Schaden.
Schlafe, schlafe nur ein wenig,
Und ich sing' dir nininani.

Gold und Perlen trägt mein Schifflein,
Schöne Kleider, reiche Waaren.
Von Brocat sind alle Segel,
Fernher übers Meer gefahren;
Ruderwerk vom feinsten Golde,
Schön'res magst du nicht gewahren.
Schlafe, schlafe nur ein wenig,
Und ich sing' dir nininani.

Als du auf die Welt gekommen,
Ließ man dich die Tauf' empfangen,
Und der Mond zusammt der Sonne
Sind als Pathen mitgegangen.
Alle Sterne hoch am Himmel
Deine goldne Wiege schwangen.
Schlafe, schlafe nur ein wenig,
Und ich sing' dir nininani.

Da verklärten sich die Lüfte
Und erglänzten allerwegen,
Die Planeten alle sieben
Gossen nieder ihren Regen;
Feste feierten die Hirten
Eine Woche, deinetwegen.
Schlafe, schlafe nur ein wenig,
Und ich sing' dir nininani.

Da erklang nur Spiel der Saiten,
Da war eitel Lust und Tänze
In dem Thale von Cuscioni
Und ringsum an seiner Gränze.
Boccanera und Falconi *)
Bellend schlugen sie die Schwänze.
Schlafe, schlafe nur ein wenig,
Und ich sing' dir nininani.

*) Namen der Haushunde.

Wenn du dann herangewachsen
Wandelst durch die grünen Wiesen,
Werden Gräser Blumen treiben
Und die Quellen Oel ergießen,
Und es wird ein feiner Balsam
Statt der Meereswelle fließen.
Schlafe, schlafe nur ein wenig,
Und ich sing' dir nininani.

All die Höhen in der Runde
Wimmeln plötzlich dann von Heerden,
Die Mufflons und Bergeshirsche
Werden zahm und freundlich werden
Und die Füchse mit den Geiern
Nicht mehr dieses Land gefährden.
Schlafe, schlafe nur ein wenig,
Und ich sing' dir nininani.

Du bist unsre Ysopstaude,
Thymian im duft'gen Kleide,
Wie er wächst auf dem Bavella,
Auf Cusceloni's Bergeshaide;
Du bist unsre Hyazinthe,
Die da blüht auf grüner Weide.
Schlafe, schlafe nur ein wenig,
Und ich sing' dir nininani.

Volksballaden.

1.

Ninetta.

Es waren drei Jungfrauen
Und alle drei verliebt.
Die schönste von den Dreien,
Ninetta stieg zu Schiff.

Da sie das Ruder führte,
Fiel ihr der Ring ins Meer.
— O Fischer auf den Wogen,
Komm rasch zum Fischen her.

— Fisch' ich das Ringlein wieder,
Was soll mein Fanggeld sein?
— Einhundert Goldzechinen
In seidnem Beutelein.

— Behalt nur die Zechinen,
Den Beutel auch zur Stund.
Nur einen Kuß der Liebe
Will ich von deinem Mund.

— Wenn es mein Vater hörte,
Was würd' er sagen, ach?
— Sei still, laß ihn nichts merken;
Ich freie dich hernach.

— Und hast du mich gefreiet,
Was giebst du mir alsdann?
— Zu einem hohen Berge
Trag' ich dich flugs hinan.

Von drei und dreißig Ziegeln
Bau' ich dir dort ein Haus,
Und drei und dreißig Maler
Die malen es dir aus.

Von drei und dreißig Farben
Schenk' ich dir ein Gewand,
Und drei und dreißig Schneider
Näh'n es mit ihrer Hand.

2.

Es kam ein Brief vom König,
Ein wohlpetschirter Brief,
Der in den Krieg den Alten,
Den Sechzigjähr'gen rief.

— Was weinet Ihr, mein Vater,
Was weint und klagt Ihr nun?
Weil Ihr in Krieg sollt ziehen?
Ich will's statt Eurer thun.

Gebt mir ein schwarzes Pferdchen,
Das wohl mich tragen mag.
Gebt mir einen treuen Pagen
Zum Schutz bei Nacht und Tag.

Aus meinem rothen Kleide
Macht mir ein Mäntlein gut,
Und macht aus seinen Borten
Die Quast' an meinem Hut.

Und gebt mir einen Degen
Mit goldnem Griff daran,
Daß alle Leute sagen:
Welch schmucker Kriegersmann. —

Sie kam zu jener Küste
Und sang mit hellem Schall,
Da horchten die Soldaten
In Waffen allzumal.

Es lauscht' und sprach der Hauptmann:
Wer singt so lieblich hier?
So singt wohl eh ein Mädchen,
Kein junger Kavalier.

— Wollt Ihr die Sach' ergründen,
Schickt sie ins Gärtlein; wißt,
Sie wird ein Sträußchen binden,
Wenn sie ein Mädchen ist.

— Kommt her, ihr meine Leute,
Pflückt Ros' und Veilchen hier. —
— Nein nein, ich nicht, Herr Hauptmann,
Ihr Duft ist widrig schier.

— Wollt Ihr die Sach' ergründen,
Führt sie zum Kaufmann; wißt,
Sie wird sich Bänder kaufen,
Wenn sie ein Mädchen ist.

— Kommt her, ihr meine Leute,
Und kauft euch Bänder ein. –
— Nein nein, ich nicht, Herr Hauptmann,
Pistol' und Schwert allein. —

— Wollt Ihr die Sach' ergründen,
Legt euch zu Zwei und Zwei.
An ihrem Weigern seht Ihr,
Ob sie ein Mädchen sei.

— Kommt her, ihr meine Leute,
Geht schlafen heut zu Zwei'n. —
Die Schöne, klug und listig,
Schlief bei dem Pagen ein.

— Wollt Ihr die Sach' ergründen,
Führt sie zum Schwimmen; wißt,
Sie wird sich nicht entkleiden,
Wenn sie ein Mädchen ist. —

Da sie sich schon entkleidet,
Bringt man ihr einen Brief,
Von ihrem kranken Vater,
Der sie nach Hause rief.

Zum Hauptmann geht sie eilig:
— Gebt mir den Abschied nun.
Krank ist daheim mein Vater,
Es läßt mich hier nicht ruhn. —

Die Schöne stieg zu Pferde
Und sang so hell und klar:
— Verkleidet Mägdlein, dient' ich
Dem König sieben Jahr.

3.

Die drei Diebe.

(Alessandria.)

Da war im Land ein Schenkwirth,
Den man den Geldsack hieß,
Der manch ein güldnes Tausend
Im Kasten rosten ließ.

Einstmals drei Räuber haben
Ihren Sinn darauf gestellt,
Den dicken Staub zu schütteln
Von diesem schönen Geld.

Sie warten, bis es nachtet,
Der Müh sich's wohl verlohnt,
Im Stillen einzukehren
Beim Wirth zum goldnen Mond.

— Als Teufel will ich kommen.
— Und ich als Meister Tod.
— Und ich als Angelorum
Zum Trost in seiner Noth.

Die Mitternacht ist kommen,
Die Räuber stehn am Haus,
Der Tod mit seiner Sensen,
Laternlein in der Hand;
Den Alten weckt ihr Glänzen.
— Wer steht dadrauß?
— Der Herrgott, der nicht Gnade kennt,
Giebst du den Raub nicht flugs heraus.

Besinn dich nur der Gäste,
Die du geprellt bereits.
Zum Wein hast unverdrossen
Du Wasser zugegossen,
Das Heu den armen Gäulen
Nur Halmweis auszutheilen,
Trieb dich der Geiz.
Her mit den Kastenschlüsseln,
Und Gold und kleine Münze
Rück' ungesäumt heraus!

— O Engel, nimm! Der Schlüssel
Liegt unterm Kissen hier.
Zum Wohlthun nur und Geben
Laßt noch ein wenig mir.

Da sie das Geld noch zählen,
Die Söhn' erwischen sie;
Die ha'n dem Tod die Knochen,
Dem Engel die Flügel brochen,
Dem Teufel die Hörner *).

*) Die Regellosigkeit in Reim und Strophenbau ist dem Original getreu nachgebildet.

* Ungedruckte Briefe von Klopstock und Möser.

Die hier mitgetheilten Briefe von Klopstock und Justus Möser sind gerichtet an den Grafen Lynar in Oldenburg als Obervorsteher der deutschen Gesellschaft, welche in Bremen von 1748 bis 1793 bestand.

1.

Kopenhagen, den 19. December 1752.

Mein Herr!

Ich habe Ihr werthes vom 23. Weinmonats etwas spät erhalten. Ich bin Ihnen sehr verbunden „daß Sie es sich besonders ausgebeten haben, mir das Diplom der neuen Deutschen Gesellschaft in Bremen zu überschicken.“ Ich ersuche Sie, mein Herr, der Gesellschaft meine Dankbarkeit für die Ehre, die mir Dieselbe erweist; meine Hochachtung gegen die patriotischen Bemühungen der Herren Mitglieder; und meine Freude, über diese Unternehmung überhaupt, zu bezeigen. Um der Gesellschaft noch mehr zu erkennen zu geben, wie verbunden ich Derselben für Ihre Wahl bin; so nehme ich mir zugleich die Freiheit, als Ihr Mitgesellschafter, etwas weniges zu sagen. Es ist ein Einfall, der vielleicht viel schwerer auszuführen ist, als er im Anfange scheint. Wir haben nun, wenn ich nicht irre, sieben Deutsche Gesellschaften. Ich will nicht entscheiden, ob wir zusammen, den Vierzigen in Paris, gleich kommen. Allein das kommt mir sehr wahrscheinlich vor, daß diese Frage vielleicht nicht mehr aufgeworfen werden könnte, wenn sich diese Gesellschaften oder mindstens die meisten, auf einen gewissen Fuß vereinigten, und gemeinschaftlich an Critischen Werken arbeiteten, die Ihren Namen führten. Ich habe einige Einfälle über den Plan einer solchen Verbindung gehabt. Und wofern sich die Deutsche Gesellschaft in Bremen entschliessen wollte, dieses Unternehmen anzufangen; so würde ich mir ein Vergnügen daraus machen, derselben die Fragmente meines Plans, denn anders kann ich es nicht nennen; zur Ausführung und Verbesserung mitzutheilen. Ich ersuche Sie, mein Herr, dieses der Gesellschaft bekannt zu machen. Ich mache mir ein wahres Vergnügen daraus, mich zu nennen

Mein Herr,

Ihr
ergebenster Diener
Klopstock.

2.

Hochedelgebohrner
Insonders Hochzuehrender Herr.

Euer Hochedelgebohrn und der dortigen mir längst rühmlichst bekannten Deutschen Gesellschaft gegen mich geäusserte vortheilhafte Gesinnung erkenne ich mit dem vollkommensten Dank, nichts mehr wünschend als solchen eben so lebhaft als ich ihn empfinde ausdrücken zu können. ich behalte mir aber bevor dieses bey einer andern Gelegenheit zu thun, und zu gleicher Zeit der mir aufgelegten angenehmen Verbindung die schuldige Genüge zu leisten, indem ich dermahlen von einer zweymonatlichen Reise so eben zu Hause angelanget, und eine anderweilige ungesäumt anzutreten gezwungen werde. Euer hochedelgebohrn werden also erlauben, daß ich mich dasmahl der hochlöbl. Gesellschaft gehorsamst empfehle und mit vollkommenster Hochschätzung beharre

Euer hochedelgebohrn
gehorsamster
Möser.

Osnabrück, den 15. Jan. 1753.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Goethe's Faust, seine Kritiker und Ausleger. Von K. Köstlin. — John Locke, seine Verstandestheorie und seine Lehren über Religion, Staat und Erziehung. Von E. Schärer. — Aus der Mansarde. Streitschriften, Kritiken, Studien und Gedichte. Von G. F. Daumer. — Dramatische Werke von P. H. Wolff. Makkabäus. Mohamed. — Geld und Talent. Roman von L. Ernesti. 3 Thle. — Ein Graf von Königsmark. Roman von G. Hesekiel. 3 Thle.

— * Professor Blanc in Halle giebt noch im hohen Alter einen Commentar zu dunkeln und streitigen Stellen im Dante heraus, dem er einen großen Theil seiner Studien gewidmet hat.

— * Die Liebhaberei für das Plattdeutsche hat auch ein Album von Gedichten in diesem Idiom entstehen lassen; es ist herausgegeben von Eschenhagen. Englische und amerikanische Gedichte in deutscher Uebersetzung sind von G. Pertz unter dem Titel „Verwandte Klänge“ zusammengestellt.

— * Aus Anlaß des in den Mai fallenden hundertsten Geburtstages des Dichters J. P. Hebel ist eine literarische Festgabe zu erwarten, bestehend aus Briefen Hebels an Freunde und Freundinnen.

— * Phantasieen im Lübecker Rathskeller. Eine Sylvester-Vision von Hugo Kreisler. Lübeck, Dittmer. — Der Verfasser dieser Phantasieen ist nicht ohne Talent, hat aber durch Titel und Inhalt derselben sowie durch die

Anlehnung an die bekannten Phantasieen im Bremer Rathskeller von Hauff, dessen Andenken er sein Büchlein widmet, Erwartungen geweckt, die er nicht zu befriedigen vermag. Es zeigt sich wohl ein poetischer Anflug und mancher glückliche Gedanke, aber es fehlt die künstlerische Beherrschung und die Anmuth der Form, die grade hier durchaus nöthig ist. Der Verfasser läßt die berühmten Gestalten des sechszehnten Jahrhunderts, Jürgen Wullenweber und Markus Meier, erscheinen; die deutsche Einheit und Flotte, die Schillerfeier ragen in den nächtlichen Spuk herein, den poetischen Stoff beherrscht jedoch die poetische Kraft nicht.

— * Geographische Mittheilungen von Dr. A. Petermann. Gotha, Perthes. — Der berühmte inner-afrikanische See Nyassa, der zwar seit vielen Jahren auf Karten von Afrika angegeben, seiner Lage und Ausdehnung nach bisher indeß gänzlich unbekannt war, weil nie von einem Europäer gesehen oder erforscht, ist zuerst im vergangenen Jahre, und zwar von zwei Erforschungs-Reisenden zugleich, nämlich von Dr. Livingstone und Dr. Roscher, erreicht worden: ersterer erreichte ihn von Süden, letzterer von Osten her, an Punkten, die etwa fünfzig deutsche Meilen, oder so weit wie Hamburg von Dresden, von einander entfernt sind. Während Dr. Roscher's Bericht und Karte mit jedem Schiffe von jener Küste erwartet werden, sind von Dr. Livingstone's Entdeckungen (welche auch vornehmlich den ganzen Schirwa-See umfassen) Bericht und Karte in dem neuesten (vierten) Hefte der Petermann'schen Mittheilungen (Gotha, bei Perthes) enthalten. Auch über die interessanten Reisen des Franzosen du Chaillu im äquatorialen Afrika während der vier Jahre 1856—1859 enthält dasselbe Heft einen Bericht. Ueber die Provinz Valdivia und die deutschen Ansiedlungen daselbst, wie im Territorium Llanquihue, liefert Dr. R. A. Philippi, Professor der Naturgeschichte an der Univertät Santiago de Chile, der jene Gegenden gründlich kennt und bereis't hat, eine gediegene Abhandlung, begleitet von einer detaillirten Originalkarte von Dr. Petermann.

— * Von der Wochenschrift des deutschen Nationalvereins, welche Rochau in Heidelberg herausgiebt, ist eine Probenummer erschienen. Der Zeitschrift, bei welcher nur der Uebelstand obwaltet, daß der Herausgeber weit vom Druckort entfernt wohnt, ist eine weite Verbreitung zu wünschen und gewiß. Sie hat die Aufgabe, den regelmäßigen geistigen Verkehr zwischen dem Nationalverein und seinen Mitgliedern herzustellen, die Ansichten und Grundsätze des Vereins in weiteren Kreisen zu verbreiten und dadurch die Zwecke desselben zu befördern. Vereinigung der gesammten militärischen und diplomatischen Gewalten in einer einzigen Hand, Wiederherstellung einer Gesammtvertretung der Nation, wachsame Wahrung aller wahrhaft deutschen Interessen gegenüber dem Ausland, Entfesselung der durch verkehrte Staatsmaximen gebundenen politischen und wirthschaftlichen Kräfte des Volks, Beseitigung eines unberechtigten büreaukratischen und Polizei-Regiments zu Gunsten einer vernünftig aufgefaßten Selbstregierung in Provinz, Gemeinde, Genossenschaft: — das sind die wesentlichen Zielpunkte der durch Beschluß des Ausschusses des deutschen Nationalvereins gegründeten Wochenschrift. Wenn der letztere nach Ueberwindung der entgegen gestandenen Schwierigkeiten bemüht ist, auch auf diesem Wege die patriotischen Zwecke des Vereins zu fördern, so darf er hierbei von den Mitgliedern des Vereins, wie von allen denen, welche, wenn auch von dem formellen Beitritt zum Verein zur Zeit noch abgehalten, doch ihrer Ueberzeugung nach demselben angehören, — wohl die gerechte Erwartung hegen, daß sie zur möglichst weiten Verbreitung der Wochenschrift mit allem Eifer hülfreiche Hand leisten und dadurch mittelbar die gemeinsame Sache fördern werden.

— * Die diesjährige Versammlung deutscher Künstler soll zu Düsseldorf im August stattfinden.

— * In Kassel wurde am 5. April, dem Geburtstage Spohrs, eine Todtenfeier zu Ehren des verewigten Meisters gehalten, über welche die „Signale für die musikalische Welt" berichten. Vor der Gruft, in welcher er ruht, hatte sich eine ziemlich bedeutende Anzahl von Musikern, die zum Theil der Hofkapelle, zum Theil dem Leibgarderegiment angehören, zur Ausführung mehrerer Tonstücke des berühmten Componisten vereinigt. Diese bestanden in der Ouverture zu „Jessonda", einer Arie mit Chor aus „Faust" und dem Chor „Selig sind die Todten" aus des Meisters Oratorium: „die letzten Dinge." Sämmtliche für Blasinstrumente arrangirte Compositionen gelangten unter Fackelbeleuchtung in trefflicher Weise zu Gehör. Während der Ausführung derselben herrschte in einem weiten Kreise von Zuhörern, unter denen sich die geachtetsten Künstler befanden, eine lautlose Stille. Nachdem die Musik beendigt war, stiegen zuerst die Künstler und alsdann die übrigen Anwesenden in die erleuchtete und geschmackvoll decorirte Gruft und nahten sich ehrfurchtsvoll dem Sarge, welcher die letzten Ueberreste des berühmten Todten umfaßt. Tags darauf (Charfreitag) vereinigten sich die bedeutenderen musikalischen Kräfte, namentlich die größeren Gesangvereine und die Mitglieder der Hofkapelle, in der Hof- und Garnisonkirche zum Zweck einer der Feier des Tages angemessenen musikalischen Aufführung. Das oben erwähnte Oratorium „die letzten Dinge" gelangte unter der Leitung des Herrn Hofcapellmeister Reiß zu einer des Werkes würdigen Production.

— * Von dem Directorium der Gewandhausconcerte in Leipzig ist in diesen Tagen Ferdinand Hiller in Köln einstimmig zum Nachfolger von Julius Rietz ernannt worden. Man glaubt in Köln, daß es gelingen werde, Hiller dort zu fesseln.

— * Das niederrheinische Musikfest, welches im vorigen Jahre des Krieges wegen ausgesetzt wurde, soll nun zu Pfingsten in Düsseldorf stattfinden. Die Hauptwerke, welche zur Aufführung kommen, sind: Samson von Händel, Ver sacrum von Hiller, Symphonie in A dur von Beethoven und in B dur von Schumann, Scenen aus Glucks „Iphigenie in Tauris." Die Soli sind übernommen von Frau Bürde-Ney, Fräulein Schreck, Herrn Schnorr von Carolsfeld und Herrn Stockhausen.

— * Das Schauspiel „Elisabeth Charlotte" von Paul Heyse wird jetzt auch auf der königlichen Bühne in Berlin gegeben. Der Dichter ist damit beschäftigt, ein italiänisches Liederbuch zusammenzustellen, das wohl noch in diesem Jahre herauskommen wird; demselben gehören die in unserer heutigen Nummer mitgetheilten Gedichte an, denen in der nächsten noch einige folgen werden.

— * Meyerbeers Oper „Dinorah" setzt ihren Weg durch die deutsche Bühnenwelt fort; jüngsthin wurde sie in München und Leipzig aufgeführt, doch war der Erfolg an beiden Orten ein sehr mäßiger. Der Componist reist in gewohnter Weise umher und ertheilt in gewohnter Weise seine Lobsprüche, die von den Berichterstattern in gewohnter Weise in die Blätter gebracht werden. Die Zeugnisse der unparteiischen Kritik lauten überall sehr lau und führen den anfänglichen Pariser Enthusiasmus auf das rechte Maß zurück. Ein Leipziger Kritiker sagt: „Wir bekennen ohne Umschweife, daß der Eindruck der Oper ein entschieden ungünstiger, um nicht zu sagen widerwärtiger war. Man hat es hier fast nur mit den Schwächen der Meyerbeerschen Muse zu thun, und nur auf kurze Augenblicke mit einigen ihrer Vorzüge."

— * In Weimar starb kürzlich eine der letzten dramatischen Künstlerinnen aus der Zeit Goethe's, Frau Christiane Genast, seit 1829 Mitglied der dortigen Bühnen, der sie 31 Jahre angehört hat. Sie wurde besonders gern gesehen als Leonore im Tasso, Minna von Barnhelm und in Schillerschen Rollen. An ihrem Grabe redete nach dem Geistlichen auch Dingelstedt.

— * Die Melanchthonfeier hat zu Wittenberg am 18. und 19. April stattgefunden. Man berichtet darüber: Die Vorfeier, Mittwoch, 18. April, bestand in einem Redeactus des Gymnasiums in der Aula des Lutherhauses oder sogenannten Klosters. Nachdem dann um 6 Uhr ein Einläuten des Hauptfesttags mit sämmtlichen Glocken der Stadt stattgehabt ward noch Abends halb 7 Uhr Gottesdienst in der Schloßkirche abgehalten und fand nach der Predigt eine Abendmahlsfeier statt; zu gleicher Stunde dieses Tages hatte sich nämlich Melanchthon vor 300 Jahren im Vorgefühl seines nahen Endes das Sacrament reichen lassen. Das Hauptfest selbst am 19. April, dem Todestag Melanchthons, wurde durch Regen und Schnee, die vom frühsten Morgen an unablässig mit einander abwechselten, vielfach gestört. Um 9 Uhr, als eben das Einläuten erscholl, langten mit einem Extrazug der Prinz-Regent, der Prinz Friedrich Wilhelm und der Erbprinz von Dessau an, ersterer vom Minister Bethmann Hollweg und andern hochgestellten Personen begleitet. Sie erschienen sämmtlich bei dem um halb 10 Uhr in der Pfarrkirche beginnenden Gottesdienst. Das Gotteshaus selbst war überfüllt, denn von nah und fern waren zahlreiche Festgenossen erschienen, besonders waren die Geistlichen stark vertreten. Die Predigt des Generalsuperintendenten Dr. Lehnert aus Magdeburg erinnerte in kurzen Zügen an die Hauptpunkte in Melanchthons Leben zu Wittenberg und schilderte, an die Bibelworte „Gedenket an euere Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben &c." anknüpfend, namentlich die Gemüthsgaben mit denen der Gefeierte ausgerüstet war, sein Studium unter Luther, sein Auftreten für und mit Luther; hob hervor, daß Melanchthon gerade so wie er gewesen neben dem gewaltigen Luther stehen mußte, und daß die manchmal als zu weit gehend getadelte Friedensliebe des Meisters Philippus nie dem Fortschritt der Reformation Hemmniß gewesen sei. Vom Lutherhause aus begab sich sodann der Festzug durch die festlich gezierte Collegienstraße gegen halb 12 Uhr unter Glockengeläute nach dem Markt, denn hier, gleich Luthers 1821 errichtetem Standbild gegenüber, soll sich binnen zwei Jahren das Denkmal Melanchthons erheben. Der ausgetiefte Grund war mit Rasen verkleidet, schön von Fahnen und Gewinden umkränzt, und, nach Gesang des Liedes „Ein' veste Burg &c.", nach Versenkung mehrerer Metallkapseln mit Urkunden &c., erfolgten die üblichen Hammerschläge durch den Prinz-Regenten, den Kronprinzen, die hohen Beamten, den Bürgermeister &c. Als Baumeister amtirte der Architekt Voigt, dessen Großvater im Jahr 1817 den Grundstein zum Lutherdenkmal gelegt hat; die Weiherede sprach der greise Oberconsistorialrath Propst Dr. Nitzsch, dessen Vater gleichen Ehrendienst bei dem danebenstehenden Denkzeichen Luthers 1817 verrichtete. Nach Beendigung dieses Theils der Feier nahmen die Herren die Lutherstube und das Haus Melanchthons in Augenschein und verließen Wittenberg um halb 4 Uhr mit einem Extrazug, der sie nach Berlin zurückbrachte. In den spätern Nachmittagsstunden ward eine Aufführung geistlicher Musik in der Schloßkirche anberaumt. Endlich ward die Sterbestunde Melanchthons Abends um halb 7 Uhr in der Schloßkirche begangen, in welcher die beiden Reformatoren ruhen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 19. Bremen, 6. Mai. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Pastor Waldschmidt und die „Juden-Aerzte."

Ein Kirchenbesuch um 1660.

Von Karl Seifart.

»Vergebens sucht der Deutsche die gute alte Zeit. Auch ein frommer Eiferer, der Hegel und Humboldt als die großen Atheisten verdammt, auch der conservative Grundherr, welcher für die Privilegien seines Standes mit den Mächten der Gegenwart hadert, sie würden, in eins der letzten Jahrhunderte zurückversetzt, zuerst ein maßloses Staunen, zuletzt einen Schauder vor ihrer Umgebung empfinden.«

G. Freytag. Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Gehen wir an diesem schönen Sonntagmorgen einmal in die Kirche, lieber Leser, und zwar in die Barfüßerkirche zu Frankfurt. Dort hält der rechtgläubige, hochgelahrte und eifrige Pastor Waldschmidt gerade die sechszehnte seiner »Hexen- und Gespensterpredigten«; der Mann weiß uns noch etwas Rechtschaffnes zu sagen vom »Teufel und seinem Gesinde«, drum fort auf dem Zauberroß der Phantasie und hinweg über die Schranken der Zeit und des Raums, bis zwei Jahrhunderte hinter uns liegen und wir vor Ehren-Waldschmidts Predigtstuhl stehen! Könnten ja auch anno salutis 1860 uns in mancher Kirche vom Teufel vorpredigen lassen, allein die Herren sind trotz ihres guten Willens doch noch immer nicht soweit mit ihrer Wissenschaft umgekehrt, daß sie sich aus Delrio, Remigius, Bodinus und andern guten Schriften Raths zu holen wüßten, um uns den »erschröcklichen Drachen« nach seinen physischen und moralischen Eigenschaften auf's genaueste beschreiben zu können; Waldschmidt aber kennt Farbe, Gestalt, Rachen, Klauen, Zähne, Tücke und Nücke des Erzfeindes so genau, als ob er selbst mit ihm auf dem Blocksberg zu Nacht gegessen hätte. Seinem redlichen Eifer gegen das »Hexengeschmeiß« ist es auch gelungen, der Obrigkeit das Gewissen zu schärfen, so daß sie ohne Ansehen der Person mit Feuer und Schwert unter die »abscheulichen Götzendiener« fährt, welche sich von dem Drachen berücken und zu dem »erschröcklichen Laster der Zauberei« verführen lassen. — Vorgestern sind wieder zu Bockenheim drei »Teufelsliebchen« auf's Feuer gesetzt, und Alles kreuzt und segnet sich über die Verderbtheit der Welt, deren wohlverdienten und ganz nahe bevorstehenden Untergang Pastor Waldschmidt fast in jeder Predigt voraussagt.

Wir haben zu eilen, denn unser Seelenhirt ist ein sehr gesuchter Redner, und am vorigen Sonntag, als er die Frage erörterte, ob auch kleine Kinder wegen verübter Zauberei mit dem Tode zu bestrafen seien, war die Barfüßerkirche so dicht mit Andächtigen gefüllt, daß die zuletzt kommenden vor der Thür bleiben mußten. — Wir wollen hier von der Allerheiligen- nach der Judengasse einbiegen; doch halt! die Ketten sind vorgezogen, es ist ja Sonntag, da sperrt man die »verteufelten Juden« ein, damit sie frommen Kirchgängern kein Aergerniß geben; also denn nur durch dies Winkelgewirr und durch die Fahrstraße zur Schnurgasse, sie wird uns bald zum Ziele führen. — Da wären wir endlich. — Aber wir kommen nicht weit vor, der breite Weg im Mittelschiff ist ganz gefüllt mit »Alamodeherren.«

Wie ernst und finster jene faltigen Gesichter unter dem langen, auf die breiten Spitzenkragen herabfallenden Haar hervorschauen! Das sind Herren, welchen die Noth und Sorge des dreißigjährigen Kriegs die besten Mannesjahre verbitterte; vielen hängt die schlottrige Tracht recht abgeblaßt und fadenscheinig um die dürren Glieder, und grell stechen die silbernen und goldenen Posamente von dem verschossenen Zeuge ab; ja, wenn die leidige »Reputation« nicht wäre, würden diese Herren lieber altfränkisch und einfach einhergehen, wie jene kurzgeschornen Bürger dort, allein sie sind vornehmen Herkommens, und wenn auch während der Kipper- und Wipperzeit verarmt, muß doch Alles daran gesetzt werden, um sich leidlich à la mode zu halten. Der pausbackige Mann dort im wunderlich verschnörkelten Renaissance-Kirchenstuhl freilich hat seiner Zeit so geschickt gekippt und gewippt, daß sein Schäfchen im Trocknen steht; der kann etwas aufwenden, dreihundert Gulden kostet ihm die langschößige, neufranzösische Weste, welche der grüne Tressenrock bedeckt, und fünfhundert Gulden gab er für die neue Pariser Haarhaube, welche das vergnügte weinrothe Gesicht mit hochblonden Locken umwallt. Auch einige der jungen Herren hier tragen als echte Alamode-Monsieurs bereits die fremden Locken, obwohl ihr natürliches Haar noch voll und lang genug wäre, um den geputzten Jungfern zu gefallen, welche unter ihren Müttern und Frau Basen so steif und andächtig dasitzen, als merkten sie's gar nicht, daß so viele Augen begehrlich nach ihnen herüberschielen. Die knappen, mit Silberschnüren besetzten und mit großen Blumensträußen geschmückten Mieder sind so steif und starr, daß sie die Lungen einengen, drum schwirrt und zirpt das Lied von Erasmus Alberus, welches sie eben singen, so fein und leise, als ob lauter alte Mütterlein sich des Gesanges angenommen hätten, und wenn nicht die Stentorstimme des Cantors einige kräftige Männerlungen anfeuerte und mit sich fortrisse, so würden wir den Text des Liedes gar nicht verstehen. Doch hören wir nur auf den neben uns stehenden, wohlbeleibten Bäckeramtsmeister; es wird uns kein Wort entgehen:

Man fragt nach Gott dem Herrn nicht mehr,
Die Welt stinkt ganz nach eitler Ehr';
Die Hoffart nimmt ganz überhand,
Betrügen, Lügen ist kein Schand.
Das ist ein Zeichen vor dem jüngsten Tag.

Wo bleibt die brüderliche Lieb'?
Die ganze Welt ist voller Dieb';
Kein Treu' noch Glaub' ist in der Welt,

Ein Jeder spricht: Hätt' ich nur Geld!
Das ist ein Zeichen vor dem jüngsten Tag.

Die Welt will sich nicht lassen wehr'n,
An Gottes Wort will sich Niemand kehr'n;
Sie haben nichts gelernet mehr,
Denn nur Saufen und Fressen sehr.
Das ist ein Zeichen vor dem jüngsten Tag.

In Betracht der überfüllten Kirche und der andächtigen, zerknirschten Mienen wunderst du dich, lieber Leser, über das unsaubere Bild, welches das Kirchenlied von der Beschaffenheit der Zeit und der Leute giebt. Das ist dir nicht zu verübeln; auch Tholuck, wenn er diese Zeit und diese Leute betrachtet, wundert sich, daß bei „aller Kirchlichkeit“ soviel Unflätherei, Rohheit und Unsittlichkeit vorherrschen konnte. Ja, für diese Zeit ist das mehr als hundert Jahre früher gedichtete Kirchenlied noch lange nicht bezeichnend genug, das kann ich dir in hundert Büchern nachweisen, wenn wir von unserer Zauberfahrt heimkehren. Was half auch den armen Leuten ihre Kirchlichkeit! Hörten sie denn bei ihren fleißigen Kirchenbesuchen etwas, das sie hätte vermenschlichen und veredeln können? Grade — — doch halt mit dem Geplauder! da kommt ja der Pastor. — da steht das berühmte Kirchenlicht schon auf dem Predigtstuhl, und bald wird der Glanz, der von ihm ausstrahlt, dieses Tausend andächtiger Köpfe erleuchten und erbauen. — Welch ein Gesicht! Das lange, schwarze und auf die schüsselgroße Halskrause herabfallende Haar und der starke Schnurr- und Knebelbart, welcher die gepreßten Lippen umwuchert, stechen erschreckend ab von den bleichen, harten Zügen, die nicht eine Spur von Milde und Menschlichkeit verrathen! Ein selbständiger, eigener Gedanke hat diese kleinen, finster dreinblickenden Augen wohl nie durchleuchtet; die ganze Physiognomie hat etwas Brutales und zeigt nichts von geistiger Erregung ausgenommen etwa einen Zug geistlichen Hochmuths, der sich in der herausfordernden Spannung der breiten Nasenflügel ausdrückt. Das ist Zug um Zug das wahre Urbild eines Zeloten des finstern unmenschlichen Jahrhunderts, ganz ein Mann, dessen Fetisch der todte Buchstabe ist; das Abgestorbene, Geistlose, Finstere ist sein Gott und Geist, Licht und Leben bekämpft er als feindliche Mächte. — Ohne zu zucken haben diese dünnen, fahlen Lippen wohl schon mancher zum Tode verurtheilten und durch die Folterqualen erlahmten Zauberin salbungsvoll die von der Agende*) vorgeschriebenen Worte zugesprochen: „Endlich darfst du auch das Feuer, darein man dich setzen wird, nicht fürchten oder scheuen, sondern leide es geduldig, denn es ist ungefähr um ein Stündlein zu thuen, so geht es aus.“

Wie ihm jetzt die kleinen Mongolenaugen blitzen im Eifer der Rede! Wie er das Pult bearbeitet mit den derben Fäusten und über die Gemeinde hindonnert, daß die alten Weiblein zitternd zusammenfahren! Er hat eben das geputzte „Frauenziefer“ besonders im Auge und erklärt mit stechenden Blicken auf die allzuweit ausgeschnittenen, seidenen Jäckchen, daß der Teufel nicht immer brüllend und abscheulich einherschreite, sondern daß er weit öfter als ein feiner Junker im grünen Tressenrock die Kinder dieser Welt umschleiche, und da seien denn die ausgeschnittenen Jäckchen, die aufgepauschten Aermel, die großen Stutzerkrausen vor den Händen, die Bruststräußchen und die Rosenschuhe mit den Hörnerspitzen die rechten Garne und Angeln, worin sich das hoffärtige Frauenziefer selbst fange und des grünen Junkers Beute werde. — — Schau! dort das hübsche Kind mit dem frischen, blühenden Apfelgesichtchen, wie es zusammenzuckt und bleich und roth wird, als fühle es sich von jedem Worte des Predigers hart getroffen; heftig wogt das silberne Sträußchen auf dem gestickten Brustlatz, und die feinen, zarten Händchen, welche aus der wolkigen Spitzenmanschette hervorblicken, umfassen zitternd die silberbeschlagene Postille. Pastor Waldschmidt ist selbst Schuld daran, wenn diese liebliche Tochter Evas jetzt an ganz andere Dinge denkt als an den Teufel und an das Laster der Zauberei. Warum erwähnt er auch den grünen Junker? Hat sich doch das feine Mägdlein bereits ganz und gar in den Stricken und Garnen eines grünen Junkers gefangen; aber der, das weiß das Jüngferchen nur zu gut, ist kein Teufel, sondern ein schmucker, hirschgerechter Jäger drüben aus dem Hessenlande, der um der Jungfer willen länger als nöthig in Frankfurt weilt. Sicherlich erkennt die Schöne jetzt keinen Buchstaben in der eben mechanisch aufgeschlagenen Postille, obwohl sie aufmerksam hineinzublicken scheint, und statt der erbaulichen Verse des Erasmus Alberus ziehen ihr Verse ähnlich wie folgende durch den liebeheißen Sinn:

Könnt' ich in Honigseim mir meinen Mund verkehren,
Könnt' ich in Schwanen doch verkleiden meine Brust,
Könnt' ich mit linder Hand dir eine Lust gewähren,
Die auch die Lieblichkeit zuvor nicht hat gekost',
Könnt ich als Balsam doch auf deinem Schooß zerfließen,
So meint' ich, daß das Weib, das durch die Sonne muß,
Mir an der Würdigkeit wohl würde weichen müssen,
Denn ich bin mehr als sie, sie krieget keinen Kuß.

Doch wohin gerathen wir? Hören wir jetzt endlich aufmerksam auf die erbaulichen Worte unsers Pastors! Er hat schon lange und eindringlich ermahnt, sich vor den Werkzeugen des Teufels zu hüten; solche zu Zauberei und Götzendienst verführende Teufelswerkzeuge seien vorab die Zauberer, Hexen, Krystallseher und Wahrsager, dann aber auch die „verfluchten Juden.“ Eine schwere Sünde sei es, solche Teufelswerkzeuge selbst in Leibes- und Lebensnöthen zu gebrauchen, und doch wären Manche so gottvergessen, daß sie in der Krankheit nach einem „verfluchten Judenarzt“ schickten. Wer das thue, sündige hundertfältig. Doch hören wir unsern Waldschmidt von Wort zu Wort:

„Du sündigst wider den heiligen Geist, der lehrt in seinem Wort nämlich, man solle nicht an fremdem Joch ziehen mit den Ungläubigen, das Licht habe keine Gemeinschaft mit der Finsterniß, Christus stimme nicht mit Belial. Du aber handelst dawieder, du zeuchst an fremdem Joch mit den Ungläubigen und nimmst den ins Haus, der Christi Lehr nicht mit sich bringt. Du als ein Christ wilt ein Kind des Lichts sein und hast Gemeinschaft mit einem Kind der Finsterniß. Du wilt Christi sein und hältst dich zu dem, der des Belials ist! — Du versündigst dich aber auch an den lieben heiligen Engeln, die sollten sich um dein Krankenbett herlagern, dagegen verjagst du sie, wenn du dem Teufel und seinen Werkzeugen Raum und Platz bei deinem Bett giebst.

„Du versündigst dich auch an deinem Nächsten, den ärgerst du, wann du Juden-Aerzte brauchest, denn er weiß, daß es Unrecht und Sünde ist; er hört auch, daß solches in den Predigten oft als Sünde und Unrecht gestraft wird, darwieder du nun fürsetzlich handelst. Mit solchem Aergerniß verdienest du aber den Mühlstein an deinen Hals, ja noch ein größeres, nämlich das Wehe hie zeitlich und dort ewiglich.

„Du betrübst auch deine Prediger und Seelsorger. Denn bedenke doch, müssen sie ihr Amt deines Ungehorsams halber nicht mit Seufzen thun, wann sie zu dir in deiner Krankheit kommen und dich mit dem heiligen, hochwürdigen Abendmahl versehen müssen, und müssen hören und vernehmen, auch wohl sehen, daß du einen verfluchten Judenarzt brauchest! Thust du dann anders, als daß du deine Seele durch Christum, deinen Leib aber durch den Teufel und sein Werkzeug wilt gesund machen lassen? Müssen sie aber deswegen ihr Amt mit Seufzen bei dir thuen, o! so ist es dir nicht gut, dir! dir! ist es nicht gut.

*) Das für die Herzogthümer Bremen und Verden im Jahre 1710 von dem königlich schwedischen Consistorial-Secretarius Dietrich herausgegebene „Manuale ecclesiasticum oder Kirchenhandbuch“ enthält noch diesen geistlichen Trost. — Als Curiosum dürfte noch anzuführen sein, daß diese Agende kürzlich wieder von einem der abgestorbenen Kultur huldigenden Blatte wegen ihres „echtkirchlichen köstlichen Inhalts“ besonders empfohlen wurde.

„Daher versündigst du dich auch an dir selbst. Dann wie du Gott damit erzürnst, und dich an Ihm, an seinem Sohn, an dem Heiligen Geist und seinem Wort, an den heiligen Engeln und an deinem Nächsten versündigst, also verletzest und beschwerest du damit dein eigen Gewissen, du zeuchst Gottes Zorn und Ungnad, auch seine Straf dir damit auf den Hals, und wenn's gleich Gott zuläßt, daß du durch Hülf des Teufels und seiner Werkzeuge am Leib gesund wirst, so leidest du dargegen nur größern Schaden an deiner Seelen, die der Satan nur destomehr im Aberglauben und sündlichen Vertrauen auf seine Werke stärkt und erhält. Quid prodest curare corpus animâ pereunte: Was hilfts, wann der Leib gesund gemacht, die Seele aber darüber verloren wird! Du sollt billig in deiner Krankheit an deinen Tod gedenken und dich auf allen Fall zu einem seligen Sterbeſtündlein bereiten, auch dasjenige meiden, das dir in deiner Andacht kann verhinderlich sein, wenn du nun aber Judenärzte um dein Bett stehen hast, mußt ihre Mäuler ansehen, damit sie Christum täglich anfeinden und verspeien, nimmst Arznei von ihren Händen, damit sie Christum gern noch einmal tödteten, wann sie könnten, läßt dir Herzen und Gemüther rathen, die das Kreuz Christi hassen und beschimpfen, was soll dadurch für gute Andacht bei dir erweckt, erhalten und gefördert werden? . . . . Ei möchtest du sagen, ist dann dies so große Sünde, warum wird es dann ihnen erlaubt zu practiciren? Wann solches ihnen nicht erlaubt wäre, so wollte ich auch ihrer müssig gehen und sie nicht brauchen. — Aber höre, besser wäre es, es würde ihnen nicht erlaubt, sondern verboten und niedergelegt. Die so es erlauben, sind nicht gar ungleich den Knechten Sauls in unserm Text, die den Saul, ihren Herrn, zur Zauberin gen Endor hinwiesen, sich Raths bei derselben zu holen.“

Doch nun ist's genug! Das maßlose Staunen, welches die Predigt Ehren-Waldschmidts in uns wachrief, möchte sich zum Schauder und Entsetzen vor ihm und unserer ganzen Umgebung steigern, wenn wir noch länger in dieser dumpfen und drückenden Atmosphäre weilten; drum fort aus dieser Gespenstergesellschaft und aus diesem vermoderten Jahrhundert in das frische, lichte Leben der Gegenwart! —

Frisches, lichtes Leben? Wie so, sagst du. Sind denn nicht auch heute noch der Waldschmidte genug, welche die Frische des Lebens in den Moder des Todes tauchen, welche das Licht der Vernunft mit semitischen und persischen Löschhörnern ersticken möchten! Feindet man unsere Bayle, unsere Tindal, unsere Thomasius und Lessing nicht noch heute aufs heftigste an, weil sie ihren Heroenkampf mit der Hydra der Barbarei gekämpft und Herzen und Köpfe der nachfolgenden Geschlechter verklärt und veredelt haben?! Wird man nicht im Jahre 2060 Tausende von Büchern aus unserer „frischen und lichten Zeit“ mit demselben Staunen und mit demselben Schauder durchblättern, wie wir heute Pastor Waldschmidts Predigten?!

Nun, nun, lieber Leser, nicht so geeifert, ganz so schlimm ist's doch nicht, laß dich hier gefälligst nieder in meinem behaglichen Museum. Die Frühlingssonne scheint durch die hellen Scheiben auf den von Büchern bedeckten Schreibtisch, sie bescheint Böses und Gutes, ihr freundlicher Strahl fällt auf Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit und auf Pastor Waldschmidts Hexenpredigten, auf Humboldt's Briefe und auf. — doch lassen wir die modernen Waldschmidte und bleiben wir noch beim alten, denn das Denkmal, welches er uns in diesem pergamentenen, 1660 durch Hieronymum Polich gedruckten Quartbande hinterlassen, ist zwar aus gröberem Material gehauen, als diese moderne, flache Apologie der Lehre Zaratustra's, aber es ist dafür solider und mit dem ehrlichen Bewußtsein guten Rechtes ausgearbeitet, man weiß, was man an ihm hat, denn der alte Waldschmidt hatte sich noch nicht groß zu schämen vor der Kultur seiner Umgebung, während die neuen Waldschmidte mehr oder weniger doch von der Kultur selbst beleckt sind, die sie bekämpfen.

Der Titel des seltenen Buchs ist allein schon eine reichfließende Quelle für die Geschichte der Kultur des siebenzehnten Jahrhunderts und verdient vollständig hierher gesetzt zu werden: Pythonissa Endorea, das ist: Acht und zwanzig Hexen- und Gespenst-Predigten, genommen aus der Histori von der Zauberin zu Endor, 1 B. Samuelis 28, in welchem die Schröcklich-Gräulich- und Abscheulichkeit der Zaubereisünde allen Christen zur treuherzigen Warnung für Augen gestellt, auch die Materie von den Gespenstern also abgehandelt wird, daß der Text der Histori gründlich erklärt, die nothwendige Lehr beneben derselben Nutzen und Gebrauch herausgenommen, und mit darzu dienlichen Exempeln und Historien ausgeführt wird. Gehalten in der Kirchen zum Barfüssern in Frankfurt, und nunmehr mit nützlichen, aus vornehmer Theologorum und anderer berühmten Autorum Schriften genommenen Anmerkungen vermehrt, auf Begehren umb dieser letzten Zeiten willen zum Druck übergeben von Bernhardo Waldschmidt, evangelischen Predigern.“ —

Auf diesen Titel folgt eine Widmung, die ebenso charakteristisch für die Bildung ihrer Zeit ist und die uns zugleich vermuthen läßt, daß der heilige Eifer des Pastors, wenigstens soweit sich derselbe auf die jüdischen Aerzte bezieht, nicht ganz ohne weltliche Motive gewesen sein mag; es sind nämlich seine drei Schwäger, Schröder, Hochstatt und Witzel, „alle drei hochberühmte Medicinä Doctores und hochlöblicher Freier Reichs-Stadt Frankfurt wohlbestallte Physici ordinarii,“ welchen er die Predigtsammlung zueignet. In der Zuschrift an diese „hochberühmten, verschwägerten“ Aerzte wird nun der erschröckliche Drache mit Hülfe einer großen Belesenheit in der Schrift, in den Alten und in den Vätern auf's genaueste beschrieben, und dann folgen die erbaulichen Predigten, welche mit gelehrten Noten versehen, den rohesten Aberglauben und die unmenschlichste Barbarei der Zeit durch Aussprüche der Schrift und der Väter zu stützen suchen. Jedes Blatt, jede Seite ist ein erschreckendes Denkmal des menschlichen Satanismus. — Das Streben edler und denkender Männer, welche über ihrer Zeit standen und nach Weier's Vorgange bereits gegen den mörderischen Aberglauben aufgetreten waren und sich dafür den Haß und die Verfolgung der Hüter der erstorbenen Kultur zugezogen hatten, wird auf's giftigste begeifert und ihren Ermahnungen zur Milde und Vorsicht die Folter entgegengesetzt, welche ja genugsam beweise, wie wenig Schonung und Milde das „Hexengeschmeiß“ verdiene. Auf die Autorität eines Magisters Ellinger sich berufend, sagt unser Pastor Seite 353: „Die nichtige exceptiones und Einrede der Zauberpatronen und Hexenplacentiner, die nemlich mit ihrer Antwort auf die Frag, ob man auch die Hexenmeister, Zauberer und Zauberin tödten solle? gar leis sind und gewaltiglich sehr stammeln, kann Meister Hemmerling mit seinem Gaukelsack, mit der Tortur und Folter fein artig refutiren und beantworten.“ —

In der vierzehnten Predigt ermahnt der Seelenhirt seine andächtige Gemeinde, sich recht fleißig und ohne Scheu nach den Zauberern und Hexen umzusehen, dieselben aufzuspüren und gewissenhaft der Obrigkeit anzuzeigen. Wer so thue, sei kein Verräther, sondern handele nach dem Worte Gottes, denn Mose 5, 13. v. 6, 7, 8, 9, stehe ausdrücklich, daß wenn Jemand von dem wahren Gott abfalle und sich andern Göttern ergebe, so solle man seiner nicht schonen, noch sich seiner erbarmen, sondern selbst Hand anlegen, um ihn zu erwürgen. Zu falschen Göttern aber seien nun die Zauberer und Hexen abgefallen, darum erklärten auch die weltlichen Rechte, daß der für keinen Verräther zu halten sei, der eine Zauberin der Obrigkeit anzeige, vielmehr müsse man demselben noch eine gute Belohnung geben. „Daher,“ sagt unser Prediger wörtlich, „soll ein Jeder nach Erforderung seines Berufs dazu helfen, daß sie vertilgt und ausgerottet werden, sie seien auch, wer sie wollen. Kein Mann soll für sein Weib, kein Kind für seinen Vater und Mutter, noch ein Freund für den andern bitten, sondern seinen lieben Gott

und Heiland Jesum Christum, dessen geschworene Feinde Zauberer und Hexen sind, mehr als die Menschen lieben und helfen, daß alle die Gott abgesagt haben, gestraft werden." —

Wohin solch eine pastorale Ermahnung führte, wird dem mit der Gräuelgeschichte des Hexenprocesses Vertrauten bekannt sein; die Unmenschlichkeit feierte ihren höchsten Triumph, die heiligsten Familienbande wurden gesprengt, das niederträchtigste Denuntiationswesen gefördert, die Gerechtigkeit mit Füßen getreten, Bosheit in den Herzen, Wahnsinn in den Köpfen wachgerufen. — Statt vieler Beispiele nur eins. — In seiner berühmten Streitschrift, dem wahren Protoevangelium deutscher Aufklärung und Vermenschlichung, erzählt der große Thomasius, daß er Folgendes aus dem Munde eines Schwedischen Gerichtsassessors selbst gehört habe: „Ich und andere Beisitzer des Gerichts (nemlich zu Mora, wo im Jahr 1670 fünzehn Kinder und 72 Weiber neben vielen Männern wegen Hexerei hingerichtet wurden) waren anfangs vollkommen überzeugt, daß gegen einige der angeklagten Personen nicht der mindeste rechtliche Grund zum peinlichen Verfahren, sondern nur die Denuntiation von Seiten einiger unverständiger Kinder vorliege. Allein die geistlichen Beisitzer machten geltend, daß der heilige Geist, um der Ehre Gottes willen, den Kindern nicht zulassen würde, die Unwahrheit zu sagen, und siegten durch Anführung des Spruchs: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du dir eine Macht zugerichtet, daß du vertilgst den Feind und den Rachgierigen." —

In Folge davon, erzählt der Assessor weiter, sei dann gegen verschiedene unschuldige Personen heimlich verfahren und dieselben dem Feuer übergeben. Endlich aber, als wiederum ein angesehener und rechtlicher Mann von einem Knaben der Teufelsbündnerei beschuldigt worden wäre, habe sich einer der weltlichen Richter mit den andern beredet, den Knaben auf die Probe zu stellen, und ihm einen halben Thaler versprochen, wenn er aussagen würde, daß er sich in der Person geirrt habe und einen andern Mann angeben wolle. Die Maus sei richtig in die Falle gegangen, und zur Beschämung der geistlichen Herren Beisitzer alle Knaben, welche sich als Angeber hätten brauchen lassen, mit der Ruthe gestraft. Dadurch habe der große Prozeß endlich seine Grenze gefunden, doch leider allzuspät, denn gar viel unschuldig Blut sei bereits vergossen gewesen. —

Wiederum, sehen wir, sind es die geistlichen Beisitzer, die Hüter der erstorbenen Kultur, welche zu dem Härtesten rathen und die Stimme der Menschlichkeit mit einer bei den Haaren herbeigeschleppten Bibelstelle ersticken. Man sehe sich weiter um in der Geschichte der Entwicklung der Menschheit zur Humanität; wo irgend ein neues Licht durchbrechen will, gleich sind die Hüter der verschabten Kultur mit ihren Löschhörnern da, wo Milde und Menschlichkeit gegen veraltete Barbarei in die Schranken treten, — „sind auch wir!" sagt der Großinquisitor. — — Als man anfing auf die Gedankenlosigkeit und die Barbarei des Foltergebrauchs aufmerksam zu machen, predigten und schrieben Geistliche gegen die „flachköpfigen Neuerer" und suchten flugs wie Pastor Hosmann in Celle (vergl. dessen fürtreffliches Denkmal von der güldenen Tafel u. s. w., Celle 1718) nach Bibelstellen, welche den Gebrauch der Folter sanctioniren sollten.

Wohl wissen wir, daß Johann Grevius (ein pelagianisirender, arminianischer, d. h. zur Humanität und Menschenachtung neigender Prediger) ein vortreffliches Buch gegen die Tortur geschrieben hat, wohl wissen wir, daß Cornelius Loos, daß Spee und Balthasar Becker zum geistlichen Stande zählten; aber, gehörten diese nicht zu den „Wenigen, die thöricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten, dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten?" Durfte etwa Spee sein humanes Herz unverhüllt zeigen, schmachtete Grevius nicht im Gefängniß, mußte der katholische Priester Cornelius Loos nicht widerrufen, ward dem Balthasar Becker nicht die Kanzel verboten und er von seinen Amtsbrüdern auf's Bitterste angefeindet?! —

Genug! Wo immer einmal ein Hüter der abgestorbenen Kultur zusammenschauderte vor dem Moder, dem er ein Scheinleben einhauchen sollte, und mitschwimmen oder gar voranschwimmen wollte im Strome des neuen Kulturlebens, gleich waren die gegen den Strom arbeitenden Haifische da, um ihn in den Grund und in den Schlamm zu zerren. Sapienti sat!

Italiänische Volkspoesie.

Uebersetzt von Paul Heyse.

Ritornelle.

Blühende Winde.
Und komm' ich nach dem Tod ins Paradies,
So kehr' ich um, wenn ich dich dort nicht finde.

Und wollte mir der Pabst ganz Rom verschreiben,
Gäb' ich dafür Mariana, sagt' ich keck:
Nein, Euer Heiligkeit, das lass' ich bleiben.

Wenn Liebe sich in Eifersucht verlor,
So öffnet sie des Argus hundert Augen
Und ist damit doch blinder als zuvor.

Ein einz'ger Kuß für alle meine Qualen,
Ein einz'ger Kuß für alle meine Treue —
Ninella, ach, das heiß' ich schlecht bezahlen!

Im Juni sollst du dir den Brautkranz winden.
Um unsern Hausrath mach dir keine Sorgen;
Wir sind ja jung; der wird sich auch schon finden.

Die Rosenblüthe hab' ich mir erkoren.
Das ist das Schicksal aller holden Dinge:
Erkauft mit Thränen und mit Schmerz verloren.

Die Lattichblüthe preis' ich mir vor allen.
Das Weib, das ich dereinst mir freie, soll
Mir nicht zu wenig noch zu viel gefallen.

Die Wünsche blieben und das Geld zerrann.
Verpfändet hab' ich Zang' und Hammer schon,
Nun kommt die Mitgift meiner Frau daran.

Blühender türk'scher Waizen.
Nimmst du mich nicht zur Frau, mein holder Junge,
Fang' ich 'nen Türken mir mit meinen Reizen.

Blühender Mohn.
Vor Liebe stirbt man nicht, vor Liebe nicht,
Das nicht; — doch wird man herzlich krank davon.

Geh, du bist frei.
Zum Kostenpreis schlag' ich dich los; ich habe
Nicht einen Kreuzer profitirt dabei.

Orangen, ausgepreßte! Schönster Knabe,
Ich weine nicht um dich, der mich verlassen,
Nur weil ich dich zu sehr geliebet habe.

Ihr junger Herr mit der Cigarr' im Munde,
Geht nicht so oft vorbei die große Straße.
Tonina's Herzen schlagt Ihr keine Wunde.

Blühende Hyazinthen.
Ein weißes Kleid hast du dir machen lassen,
Wie angegossen sitzt es dir von hinten;
Kein grober Bauer würde zu dir passen.

Ein Weib, nicht voller Launen ohne Zahl,
Lenksam und treu, und ehrlich und verschwiegen,
Steht mir fast höher als ein Cardinal.

Buntfarbig müssen sein die Ritornelle,
Zärtlich, moralisch, witzig, übermüthig:
Dann sind sie nütz und schön auf alle Fälle.

Venezianisches Wiegenlied.

Ni nana ni na na will ich dir singen.
Um Mitternacht hörst du ein Glöckchen klingen.
Nicht mein ist diese Glocke, die wir hören,
Santa Lucia wird sie wohl gehören.
Santa Lucia gab dir ihre Augen,
Die Maddalena ihre blonden Flechten,
Die Engel schenkten ihre Farben, Kindchen,
Die heil'ge Marta ihr holdsel'ges Mündchen,
Ihr Mündchen süß von Florentiner Schnitte;
O sag, wie fängt die Liebe an, ich bitte!
Sie fängt wohl mit Musik und Geigen an
Und endigt mit den kleinen Kindern dann.
Sie fängt wohl an mit Singen und mit Sehnen
Und hört dann auf mit Jammern und mit Thränen.

Lombardisch.

Ein Ringlein hat mein Liebster mir gegeben,
O meine Mutter, warum weinest du?
Und ich gelobt' ihm Treu' auf Tod und Leben,
O meine Mutter, sage Ja dazu! — —
Und er ist jung; die Fremde wird ihn locken,
O meine Tochter, wieder kehrt er nie.
Vom Thurme läuten schon die Sterbeglocken,
O meine Tochter, horch! mich rufen sie.

Ständchen.

Ich sah empor, da sah ich einen Stern.
Die Augen senkt' ich, da erblickt' ich zwei.
Höre, dein Mütterlein ist nicht zu Haus;
Schatz, auf ein Wort nur schleich dich hinaus!

Zwei Schwestern wohnen hier in dieser Straße,
Gern hätt' ich sie zu Liebsten alle Beide.
Höre, dein Mütterlein ist nicht zu Haus;
Schatz, auf ein Wort nur schleich dich hinaus!

Ach könnt' ich doch nur Eine dieser Süßen
Wenn nicht als Frau, als Schwägerin begrüßen!
Höre, dein Mütterlein ist nicht zu Haus;
Schatz, auf ein Wort nur schleich dich hinaus!

Piemontesisch.

Hol' der Henker alles Grämen
Und die Bärenhäuter all!
Wer ein Kreuz will, mag es nehmen,
Ich bin nicht in diesem Fall.
Wer ein Kreuz will u. s. w.

Fröhlich Herz ist Gott willkommen,
Sagt ein altes Sprichwort schon.
Wer ein Arg daran genommen,
Ist ein Dummkopf, lieber Sohn.
Wer ein Arg u. s. w.

Der lebt froher als ein König,
Wer das Glück nimmt, wie es fällt.
Kümmert dich die Welt nur wenig,
Bist du Herr der ganzen Welt.
Kümmert dich u. s. w.

Zur neuesten Literatur.

Böcking, Ulrichs von Hutten Schriften. — Gustav Schwetschke, Novae epistolae virorum obscurorum Saec. XIX. conscriptae.

Wenn Böcking in der Vorrede zu seiner glänzenden Ausgabe der Huttenschen Schriften bittere Klage führt, daß Deutschland bisher noch keine genaue und sorgfältige Sammlung derselben besitze, wenn er meint, daß die Gebildeten anderer Völker dieselbe für unerläßlich zum Hausgebrauch halten würden, so hat er gewiß Recht. Aber er allein darf auch diese Anklage erheben, da er mit dem strafenden Worte zugleich dem Uebel abhilft, da er das Versäumte in einer Weise gut macht, die uns die lange Entbehrung vergessen macht. In der That, die Erwartungen, mit welchen Strauß in der Biographie Huttens das Böckingsche Werk ankündigte, sind wo möglich noch übertroffen. Wir wünschen nur, daß der gebildete Theil der Nation dem Verfasser die jahrelange Pflege des Unternehmens lohnen möge.

Aber ist es nicht zu verwundern, daß die deutschen Tugenden der Hingebung nicht früher jenem kampfbereiten Streiter zu Gute gekommen sind, dessen Pfeile, wie Strauß sagt, unsterblich, dessen Geschosse immer dabei gewesen sind, wo in deutschen Landen Schlachten gegen den Geistesdruck gewonnen wurden? Und die Nachwirkung der Hutten'schen Thaten ist ja doch dem Volke auch nie verloren gegangen, es hat ja immer wieder zu den alt erprobten Waffen gegriffen, immer wieder von ihm gelernt zu kämpfen und zu siegen. Man braucht nur den codex bibliographus Huttenus, mit dem Böcking's Arbeit sich einführt, durchzublättern um zu sehen, wie lebhaft die Nation sich seiner erinnert und immer wieder zu ihm zurückstreift, so oft sie sich in ihren heiligsten Gütern gekränkt fühlt. „Herr Vlrich von Hutten, welcher weil er sich zu jetzigen Zeiten sehr wol schicket, der Teutschen Nation billig wiederholt werden soll“, heißt es in dem Aufwecker der Teutschen Nation vom Jahre 1632.

An manchen Stellen des deutschen Vaterlandes möchte es auch heutzutage wieder geboten sein die alte „Clag und Vormanung von newem“ ausgeben zu lassen.

Seit kurzer Zeit tritt zu dem ernsthaften Böcking'schen Werke als launiger Geleitsmann noch ein anderes Buch, das in originellerer Weise an Hutten erinnert und sich vielleicht mehr Gönner erwerben wird als das erstere, eine Sammlung der im 19. Jahrhundert verfaßten Briefe von Dunkelmännern, die Novae epistolae obscurorum virorum von Gustav Schwetschke, eben in zweiter Auflage erschienen. Der Titel sagt, was das Büchlein enthält, die Vorläufer der Frankfurter Epistolae und ihre Nachahmungen, soweit eben Alles in dies Jahrhundert gehört. Für den Literarhistoriker ist vielleicht auch die Notiz von Wichtigkeit, daß es sehr früh schon eine Uebersetzung der alten Epistolae gegeben haben muß, wofür in der Vorrede der Beweis geliefert wird.

Wir sind der Meinung, daß das Publikum dem Verfasser für das Büchlein dankbar zu sein hat. Und zwar nicht nur diejenigen, welche sich 1848 an den ersten Briefen, die von Frankfurt aus reißend schnell sich durch Deutschland verbreiteten, erfreuet haben und nun gern statt der fliegenden Blätter die ganze Sammlung besitzen werden. Die Briefe haben unfraglich auch kulturgeschichtlichen Werth. Oder ist es nicht bemerkenswerth, daß in jenen stürmischen Tagen, in denen alle Harmlosigkeit verloren gegangen schien, ein Blatt, das in der liebenswürdigsten und doch kräftigsten Behaglichkeit eine ganze Partei geißelte und lächerlich machte, selbst von den Betroffenen mit Vergnügen und ohne Empfindlichkeit gelesen wurde? Wurde doch der Verfasser eben durch dies Wagniß zu einer Stellung erhoben, deren sich Wenige im ganzen Parlamente rühmen konnten; er war populär in beiden feindlichen Lagern. Es ist eben sehr erfreulich, daß man sich selbst damals, unter dem Lärm der Parteien bewußt ward, daß der Witz, der treffende, körnige Spott, wenn er im Ge-

wande der Bildung erscheint, sein Recht überall hat, daß er in superiorer Neutralität über den Streitenden steht. Wie viel menschlicher erscheint unter diesem Gesichtspunkte das deutsche 1848 auch nur gegen das englische 1649. Es ist doch der anständige Sinn der Deutschen für humane Bildung eine beneidenswerthe Eigenschaft, mögen uns unsere Nachbaren auch zuweilen darob verspotten.

Da das Büchlein mit der Erinnerung an die Vergangenheit genossen werden will, so unterlassen wir es auf seinen Inhalt weiter einzugehen. Statt dessen stehe hier noch ein Wort über seinen Verfasser, der es wohl verdiente von dem Publikum besser gekannt zu sein, als er es sein mag. Es ist seine Art in aller Stille und unbekümmert um den lauten Lärm des Büchermarktes den Weg eigener Studien zu gehen, die ihn meist in die Vergangenheit zurückführen und denen wir manche schöne Frucht in poetischer Form verdanken. Er hat ein hervorragendes Talent sich in feinsinnigster und geschmackvollster Weise fern abliegende Stoffe und Formen zu unterwerfen, aber er ist freilich eine von den aristokratischen Dichter- und Schriftstellernaturen, die sich wenig um Tagesliebhabereien kümmern. Das Bremer Sonntagsblatt zählt unter seinen Mitarbeitern einen Meister der Uebersetzungskunst; seine Leser werden zu würdigen wissen, was es mit einer guten Uebertragung, einer wirklichen Verdeutschung des fremden Stoffes auf sich hat. So sei denn hier wenigstens auf die Schwetschkesche Uebersetzung von Spenser's Feenkönigin hingewiesen, die schon 1854 erschienen ist und doch vom Publikum wenig beachtet zu sein scheint. Im Interesse des letzteren wie des Dichters wünschten wir freilich, daß er sein schönes Talent auch einmal auf einen selbstständigen und freien Stoff verwendete; wer auch nur das schöne ergreifende Gedicht auf Wilhelm Müller von ihm kennt, wird mit uns der Meinung sein, daß sich die deutsche Dichtung dazu Glück wünschen könnte.

* Notizen zur englischen Literatur.

Fast zu gleicher Zeit, daß Tauchnitz mit „Five Centuries of the English Language and Literature" das Erscheinen des fünfhundertsten Bandes seiner Ausgabe begeht, (der erste, Bulwer's Pelham, erschien im September 1841), kündigt Brockhaus ein ähnliches Unternehmen an. Die „Library of British Poets" wird die sämmtlichen Werke Shakspere's mit Einleitung und Commentar, sowie die Gedichte von Wordsworth, Coleridge, Campbell, Milton, Southey, Shelley, Byron, Burns, Scott und eine von Lewes getroffene und mit einer biographischen Einleitung versehene Auswahl von modernen Dramatikern (Bulwer, Sheridan Knowles, Douglas Jerrold, Leigh Hunt, Bourcicault, Planché, John Oxenford, Talfourd, Charles Reade, Tom Taylor) enthalten und in 60 Theilen zu 10 Sgr. in monatlichen Lieferungen erscheinen, so daß in zwei bis drei Jahren das Ganze vollständig in den Händen der Subscribenten sein würde. — Von Macaulay liegt ein neuer Band vor mit den Lebensbeschreibungen von William Pitt und Atterbury, der durch seinen Streit mit dem gelehrten Bentley über des Phalaris Briefe bekannt, später als Dean of Westminster sich mit dem Prätendenten in eine Correspondenz einließ und in der Verbannung zu Montpellier starb. Die englische Ausgabe enthält außerdem das Leben Bunyan's, Johnson's und Goldsmith's, welche in der Tauchnitzschen Sammlung sich bereits früher finden. Dies beweist schon, daß es keine neue Arbeit des Verstorbenen ist; es ist vielmehr nur ein Abdruck aus der „Encyclopaedia Britannica", für deren Verleger Black in Edinburg er jene Beiträge als ein Zeichen seiner Freundschaft und Achtung geschrieben hatte. Eine auch für ein deutsches Publikum nicht uninteressante Correspondenz mit Black ist bei Tauchnitz leider weggelassen; wir finden darin u. a. einen Brief Macaulay's aus dem Jahre 1843, worin er kurz vor Abschaffung der Korngesetze seinem Freunde dieselbe als eine Unmöglichkeit auseinandersetzt, weil Tories wie Whigs der Maßregel entgegen seien. — Auch eine deutsche Ausgabe der „Physiology of common Life" von dem Verfasser der „Sea Side Studies" steht demnächst zu erwarten, und gleichzeitig erscheint davon eine Uebersetzung von Carus.

Das Aprilheft des „Cornhill Magazine" bringt das Fragment einer Erzählung von der verstorbenen Charlotte Bronte. Dieselbe führt den Titel „Emma", und Thackeray berichtet in einem kurzen Vorwort darüber: „Eines Abends gegen Ende des Jahres 1854, da Charlotte Nicholls mit ihrem Gatten am Feuer saß und dem Heulen des Windes draußen lauschte, sagte sie plötzlich zu ihm: „wenn du nicht bei mir gewesen wärest, hätte ich jetzt schreiben müssen." Sie lief darauf hinauf und holte den Anfang einer neuen Erzählung herunter, die sie vorlas. Als sie damit fertig war, bemerkte ihr Mann: „die Recensenten werden dich der Wiederholung anklagen." Sie erwiderte: „o, ich werde das ändern. Ich mache stets zwei bis dreimal einen Ansatz, ehe ich mir genügen kann." Aber es sollte nicht sein. Die zitternde kleine Hand sollte nicht mehr schreiben." — Mrs. Grote, die Frau des durch seine Geschichte Griechenlands bekannten Th. Grote, hat in ihrem „Memoir of the Life of Ary Scheffer" dem jüngst verstorbenen Künstler (der von Geburt ein Deutscher war) ein höchst ehrendes Andenken gesichert; ihr Buch findet in der englischen Presse allgemeine Anerkennung.

Auch Heine hat jetzt einen Uebersetzer gefunden; „Poems of Heine. Complete, by Alfred Bowring." Ein gewagtes Unternehmen, nicht bloß wegen des Inhalts so mancher seiner Sachen, sondern auch wegen der Form und der vielen feinen Anspielungen, welche ohne eine genaue Kenntniß der politischen und socialen Verhältnisse Deutschlands gar nicht zu verstehen sind und einem Fremden nothwendig den Genuß verderben müssen. Ein Dichter wie Heine läßt sich eben kaum in einer fremden Sprache wiedergeben; als Beispiel möge jener Vers dienen:

In der Fern hör' ich mit Freude,
Wie man voll von deinem Lob ist,
Und wie du der Mirabeau bist
Von der Lüneburger Haide;

welcher in der Uebersetzung vollständig abgeschwächt also lautet:

„And I gladly hear them telling
What a pitch thy praises go to,
And how thou'rt the Mirabeau, too,
Of the place where thou art dwelling."

An andern Stellen finden sich offenbare Mißverständnisse, durch welche der Sinn entstellt wird, wie in Atta Troll „die Gelbveiglein des Vaterlandes" in „yellow figs of my own Country" verwandelt sind, und im Schlachtfeld bei Hastings wird „der Bankert, der Schlechte" gar zu einem „bankrupt demon."

Gefallen ist der bessere Mann,
Es siegte der Bankert, der Schlechte,

ist übersetzt durch:

„The better man has fallen in fight,
O'ercome by that bankrupt demon."

Die Leser von „Adam Bede" (übersetzt von Dr. Julius Frese) wird es interessiren zu erfahren, daß eine Dame die Verfasserin ist, die nur unter dem angenommenen Namen George Eliot schreibt. Aus derselben Feder ist indessen schon wieder ein zweibändiger Roman „The Mill on the Floss" erschienen, welcher allerdings für das Talent der Verfasserin spricht, zugleich aber auch manche Spuren der Eile, womit er entworfen und geschrieben sein muß, an sich trägt.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Inselwelt. Gesammelte Erzählungen von Friedrich Gerstäcker. 2 Bde. — Dichter und Frauen. Studien von Karl Frenzel. Zweite Sammlung. — König Authari's Brautfahrt. Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen von Friedrich Bodenstedt. — Deutschland und seine Bewohner. Ein Lehrbuch zur Selbstbelehrung für die Gebildeten aller Stände. Von H. Berghaus. 2 Bde.

— * Der zweite Band von Bodenstedts „Shakspere's Zeitgenossen und ihre Werke in Charakteristiken und Uebersetzungen" ist in den Buchhandel gekommen.

— * Vor Kurzem ist Moritz Wagner in den Kreis seiner Freunde in München und Augsburg zurückgekehrt; er hat die bösen Nachwehen seiner südamerikanischen Reise glücklich überwunden.

— * Der Prinz-Regent von Preußen hat einen Beitrag von 2000 Thalern zum Arndt-Denkmal gegeben. Die Kölnische Zeitung bemerkt: Wer dabei an die Zeit zurückdenkt, da man Arndt in Untersuchung zog und vom Amte suspendirte, der wird dankbar der tiefgehenden Wandlung in Ansichten und Stimmungen inne werden, welche sich gegenwärtig in der Theilnahme für Arndt's Denkmal kund giebt, die auch zur Signatura temporis gehört. Durch ein schönes Zusammentreffen kam zu gleicher Zeit die Nachricht, daß durch Herrn von Ammon unter den Abgeordneten der zweiten Kammer in Berlin ein Beitrag von 500 Thalern gesammelt worden sei. Hamburg hat einen ersten Beitrag von 1000 Thalern gesandt und schließt sich würdig an Leipzig und Bremen an, um zu beweisen, daß in unseren Handelsstädten auch der vaterländische Sinn nicht schläft; aus Saarbrücken kam ein Beitrag mit der Bemerkung, an der äußersten Grenze Deutschlands fühle man um so lebhafter den Wunsch, echten deutschen Patriotismus zu ehren; in Schwabach wurde hervorgehoben, der Beitrag bestehe zum großen Theil aus ersparten Groschen der deutsch-gesinnten Arbeiter. So recht! „Das ganze Deutschland soll es sein!"

— * Julius Stockhausen giebt Concerte in Wien und ist der Held des Tages. Im ersten Concerte wurde er dreizehnmal hervorgerufen.

— * Ferdinand Hiller hat den an ihn ergangenen Ruf, die Leitung der Gewandhausconcerte in Leipzig zu übernehmen, abgelehnt und wird den an ihn gerichteten dringenden Vorstellungen entsprechend in Köln bleiben.

— * Die berühmten Passionsspiele im bayrischen Oberammergau, — die einzigen ihrer Art, die sich in Deutschland erhalten haben —, werden in diesem Jahre wieder begangen werden, und zwar vom Mai bis zum September fast alle acht Tage. Die Gemeinde ladet durch amtliche Anzeige zum Besuch der Spiele ein.

— * Auf der Münchener Hofbühne giebt man das neueste Schauspiel von Oskar von Redwitz „Der Zunftmeister von Nürnberg" mit Beifall.

— * Von dem Personal der sämmtlichen deutschen Theater berichtet der Bühnenalmanach, daß dasselbe gegen siebentausend Köpfe zähle. Die Zahl der Theater selbst beläuft sich auf 184; darunter befinden sich 21 Hof-, 112 Stadt-, 6 Actien-, 7 sogenannte ständische Theater (nur in Oestreich üblich, es sind Theater, zu deren Erhaltung die Stände der betreffenden Provinz eine gewisse regelmäßige Beisteuer leisten), ferner 34 Wander- und 5 Sommertheater. Von den einzelnen Städten hat Berlin die meisten Theater, nämlich 7, darunter 2 Hoftheater (Schauspielhaus und Opernhaus) und 5 Vorstadttheater: das Friedrich-Wilhelmstädtische, das Wallner'sche, das Kroll'sche, das Vorstädtische und das erst kürzlich eröffnete Victoriatheater. Wien hat ebenfalls 2 Hofbühnen, die Hofburg für das recitirende Drama und das Hof-Operntheater, sowie außerdem 4 vorstädtische Theater: das Karltheater, das Josephtheater, das Theater an der Wien und das in Wienerisch-Neustadt. Wien zunächst steht München mit 4 Theatern, davon sind ebenfalls 2 Hoftheater: das königliche Hof- und Nationaltheater und das Residenztheater, letzteres für Lustspiele, sowie überhaupt für kleinere Stücke, und daneben 2 Vorstadttheater: das Isarvorstadt- und das neue Vorstadttheater in der Au. Hamburg zählt gleichfalls 4 Theater: das Stadttheater, das Thaliatheater, das Actientheater in St.-Pauli und das Theater der Vorstadt St.-Georg. Ferner haben 2 Theater: Hannover, Dresden, Prag und Pesth. Doch gehören die beiden letztern Orte nur uneigentlich hierher, indem beide nur ein deutsches Theater, daneben aber ein böhmisches, respective ungarisches Nationaltheater haben.

— * Am 26. April starb in Heidelberg der theologische Schriftsteller Professor Umbreit im Alter von 65 Jahren.

— * In der Irrenanstalt auf dem Sonnenstein bei Pirna starb kürzlich der Schriftsteller Julius Heintze, früher Redacteur der Leipziger illustrirten Zeitung.

— * Vor Kurzem ist der Romandichter Wilibald Alexis abermals vom Schlage getroffen worden, und man fürchtet für sein Leben. Soeben erschien sein neuestes Werkchen, eine Novelle „Ja, in Neapel", mit welcher eine Bibliothek von Romanen und Novellen aus dem Verlage von Janke in Berlin eröffnet wird.

— * In einem Artikel von Gumprecht in Berlin über die Tondichtung „Paradies und Peri" von Robert Schumann finden wir die folgenden treffenden Bemerkungen über den Componisten und seine Stellung innerhalb der romantischen Schule und zu deren übrigen Vertretern. Spohr theilt mit dem Tondichter der Peri den Adel und die Lauterkeit, aber auch die elegische Weichheit und träumerische Zerflossenheit des Gefühls, die Vorliebe für die Mollskala der Empfindung, den Hang, aus dem Marktgewühl des Lebens sich in die ernste Sonntagsstille des eigenen Innern zu flüchten. Während indessen sein Idealismus stets in Gefahr ist, zu abstracter Vornehmheit zu erstarren, und der Reinheit der Form die Fülle und Unmittelbarkeit des Inhalts zum Opfer zu bringen, strömt uns fast aus jedem Werke Schumanns ein überschwenglicher Reichthum individuellen Lebens entgegen. Die Schöpfungen Webers haben mit den seinigen den echt nationalen Grundton gemein, der überall, bald leise und verschwimmend, bald hell und voll hindurchklingt. Bei dem Componisten des Freischützen und der Euryanthe sind jedoch die Gebilde zwar auf der einen Seite bei Weitem weniger fein und correkt ausgestattet, aber auf der anderen frischer und kräftiger der Außenwelt zugekehrt. Das Kolorit ist nicht so wählerisch aber auch weniger abgedämpft. Mendelssohn endlich und Schumann setzten an die Stelle der realen Wirklichkeit ihre eigene phantastische Welt, ein Reich zartester Anmuth und Poesie; während aber Jener an der Hand der großen Meister aus dem alten, romantischen Land den Weg zurückfand zu dem Leben der Menschen, gaben diesen die Feenelfen und Dämonen, die feine Zaubertöne heraufbeschworen, nie wieder ganz frei. Empfindung und Ausdruck sind bei ihm ungleich subjektiver und schwärmerischer, dafür aber auch wärmer und inniger. Sie üben auf uns die Gewalt eines aus dem Innersten unaufhaltsam sich hervordrängenden Geständnisses. Kein Künstler ist in Worten karger und verschlossener, in seinem Schaffen offener und mittheilender gewesen, als Schumann. Wer sich ihm in der rechten Stunde naht, fühlt sich unwiderstehlich von warmer Freundeshand ergriffen, umfangen von den Zaubern eines Gemüthes, das einen unerschöpflichen Schatz von Liebe und ungestilltem Verlangen in sich barg.

— * Bremen, 4. Mai. In der Versammlung des Künstlervereins am 2. d. sprach Herr Dr. Sattler über London im 14. Jahrhundert nach den im „Liber Albus" enthaltenen Dokumenten. Nachdem ein Franzose, Monsieur Jules Delpit, 1843 eine äußerst reichhaltige Sammlung von Urkunden, welche über den Zustand der Sitten im 14. Jahrhundert höchst merkwürdige Aufschlüsse geben, aufgefunden hatte, ist jetzt mit Veröffentlichung derselben der Anfang gemacht und enthält das „Liber Albus" eine 1419 durch den damaligen Stadtschreiber John Carpenter zusammengestellte Reihe von Verordnungen und Gesetzen, welche etwa eine Periode von 100 Jahren (1272—1385) umfassen.

— * Eine Geschichte von damals. Von Edmund Hoefer. Prag, Kober und Markgraf. — Diese Erzählung spielt in den Jahren 1812 und 13 im nordwestlichen Deutschland auf der von einem Flusse gebildeten Grenze zweier Staaten in jenen Gegenden, welche ein Gemisch von Wald, Haide und Moor sind. Obwohl es vermieden ist, eine bestimmte Oertlichkeit zu nennen, so ist doch das Terrain so anschaulich gezeichnet, daß man es sofort am Typus erkennt, zu dem auch der Schmuggelhandel gehört, der gerade damals in seiner Blüthe stand. „Die beiden Staaten" (so heißt es in der Einleitung), „gehören auch heute noch nicht zu dem gleichen Zollverbande, und es ist daher begreiflich, daß an ihrer Grenze der Schmuggel in reichster Blüthe steht, zumal er dort ein Terrain findet, wie es zum Entzücken der Schmuggler und zur Verzweiflung der Beamten gar nicht besser gedacht werden kann. Da giebt es keine Hülfe. Denn wenn auch die Bevölkerung in diesen Gegenden seit einigen Jahrzehnten bedeutend zugenommen hat und ausgedehnte Landstriche kultivirt und zugänglicher geworden sind — der Fluß und seine nächsten Umgebungen blieben bisher noch immer in der gleichen Verfassung, und noch heutigen Tags findet man hier weite, weite Strecken, die auf viele Stunden hinaus mit Wald und Moor, mit Haide oder Sumpf bedeckt und kaum oder gar nicht zugänglich sind. Wer sich da hinein wagt, kann sich in einen andern Welttheil und in ein weit zurückliegendes Jahrhundert versetzt wähnen, so fernab muß er sich hier von der Kultur, von dem ganzen Leben unseres Zeitalters fühlen. Selbst die Menschen, die er grade nur hier, auf einigen dieser abgelegensten und verborgensten Landstriche angesiedelt findet, können zur Erhaltung einer solchen Illusion beitragen. Es ist, möchte man sagen, kein Geschlecht der Gegenwart, es sind ursprünglichere, markirtere Charaktere, als man

sie anderwärts und zwar schon bei ihren nächsten, ein wenig civilisirteren Nachbarn in den stärker bevölkerten Bezirken trifft. Hier sind, um im Bilde zu sprechen, die Menschen mit dee Art zugehauen, Hobel und Raspel hatten nie mit ihnen zu thun. Sie haben noch die Sprache von vordem, Sitten, Gebräuche, Tracht, Glauben und Aberglauben. Alles an und in ihnen ist scharf ausgeprägt: die Ehrenhaftigkeit und die Rohheit, der Eigensinn und die Verschmitztheit, die Ungebundenheit in jeder heitern oder düstern Gemüths- und Seelenregung — kurz, alles, was man an den ächten alten Bauern findet; denn das sind sie. So wurden sie und so blieben sie, weil das Land selbst sie vor einer zu häufigen Berührung mit der Kultur der neueren Zeit bewahrte. Wer hier haust, kommt selten, zuweilen auch sein ganzes Lebenlang nicht weit in die Umgegend hinaus oder in die noch dazu ziemlich entlegenen Städte; nur zur Zeit des Heebstmarktes, und zwar an einem bestimmten Tage, kann man einer größeren Zahl der Dörfler in der Kreisstadt begegnen. Müßte man nicht von Zeit zu Zeit seine Steuern bezahlen, so hätte man außerdem draußen gar nichts zu thun. Die geringen Bedürfnisse an Geräth oder Kleidung, denen man nicht selber abhelfen oder mit denen man nicht bis zum Markt warten kann, werden von Händler- und Krämer-Geschlechtern befriedigt, welche, der Sohn nach dem Vater, diese Landstriche seit unvoedenklichen Zeiten durchziehen, indem einige das Nothwendige bringen, andere den Ueberfluß an Getreide und Vieh mit fortnehmen. Wenn man die paar Grenz- und Forstbeamten abrechnet, die in der Umgegend ihre Reviere und Stationen haben, sieht man hier Jahrelang nichts vom Staat, dem man angehöet; denn nur die Genannten finden, was sie und die Behörden interessiren kann. Nur für sie passirt zuweilen etwas; andere Diener des Staates und der Gerechtigkeit finden hier niemals etwas zu thun. Verbrechen kommen anscheinend niemals vor, wenigstens erfähet, außer der Familie oder höchstens dem Prediger, nie ein Mensch davon und am allerwenigsten die betreffende Behörde. Und somit bleiben diese Menschen unbelästigt in ihrer stillen, häufig kaum zugänglichen Einsamkeit; sie wollen nichts von der Außenwelt und diese begehrt nicht nach ihnen. Sie haben nichts für einander." — Die Jna- oder In-Bauern hausen in drei Dörfern, in deren Nähe einsam der Buschhof liegt, ein reiches Besitzthum mit herrlicher Waldung, wie sie so köstlich in jenem nordwestlichen Winkel Deutschlands urwaldähnlich sich findet. Dort wohnt eine Familie, in deren Schooße die Erzählung vor sich geht. Mit der bekannten Anschaulichkeit schildert der Verfasser den Buschbauern, so scharf und charakteristisch, daß man ihn vor sich sieht, den eisenfesten, uneebittlichen Mann, den eine furchtbare Vergangenheit mit blutigem Familienhader gehärtet hat. Neben ihm erscheinen die Gestalten seiner Frau und der Kinder, des wackeren Pfarrers, des Försters und seiner Tochter, und in die Geuppe hinein fährt der Krieg von 1813, wenigstens mit einem versprengten Theile. Die Darstellung der Erhebung des Völkchens, welches der Buschbauer durch seine Energie in Bewegung setzt, und der einzelnen Kampfsscenen ist ungemein belebt und ergreifend, ohne daß irgend ein frivoles Mittel dabei verwendet würde. — Ueber eine „Geschichte aus dem Leben", welche unter dem Titel: „Täuschung und Wahrheit" von Theodor Mügge herausgegeben ist, (Prag, Kober), mag noch ein kurzes Wort folgen, da es sich hier auch um einen bekannten und beliebten Erzähler handelt. Die Geschichte ist bereits im vorigen Jahr erschienen und damals durch ein Mißverständniß übersehen woeden. Dieselbe behandelt das Treiben eines hohen Beamten, der seine Stellung und das allgemeine Vertrauen, dessen er genießt, zu argen Unterschleifen benutzt und endlich, als die Entdeckung bevorsteht, sich selbst das Leben nimmt. Eine Geschichte also, die mannichfachen Ereignissen der letzten Jahre, vielleicht einem in Bremen vorgekommenen Falle nachgebildet ist. Die Erzählung ist eine Gelegenheitsarbeit leichten Schlages, aber mit der bekannten Gewandtheit des Verfassers vorgetragen und recht unterhaltend.

— * Ueber den unter den Notizen zur englischen Literatur erwähnten fünfhundertsten Band der Collection of British authors berichten wir nach den Blättern für literarische Unteehaltung. Der Herausgeber bemerkt in der Einleitung, er habe, als er vor 18 Jahren am 1. September 1841 das Unternehmen mit Bulwer's „Pelham" eröffnet, sich nicht mit der Hoffnung schmeicheln können, daß es einen so großen Erfolg haben weede. Die begeisterte Liebe, die er immer für die englische Literatur gehegt, habe ihn bewogen, das Werk ins Leben zu rufen zu dem Zwecke, die Kenntniß der englischen Literatur so weit als möglich über die Grenzen des britischen Reichs zu verbreiten. Er freue sich sagen zu dürfen, daß diese die Werke der „classical aristocracy of English literature" in wohlfeilen, correcten und eleganten Ausgaben enthaltende Sammlung nicht blos über Deutschland, nicht blos über Europa, sondern über die ganze civilisirte Welt verbreitet habe. Dabei sei ihm das Glück zu Theil geworden, daß die hervorragendsten unter den lebenden britischen Autoren ihm in den freundlichsten Worten ihre Zustimmung ausgesprochen und ihn autorisirt hätten, ihre Werke dieser Sammlung einzuverleiben. Der eine derselben, „celebrated alike as novelist and statesman" bemerkte in seiner Zuschrift, worin er den Herausgeber zur Mitaufnahme seiner Werke ermächtigte, unter anderm sehr richtig: „Die Sympathie eines großen Volks ist der köstlichste Lohn der Autoren, und eine uns durch ein fremdes Volk gewordene Anerkennung hat etwas von dem Charakter und Werth, welchen wir dem fiat der Nachwelt beimessen." Ja, in der That, eine einzige freiwillig anerkennende Stimme des Auslandes scheint uns 10 bis 20 misgünstige oder verleumdende Stimmen aus den Kreisen der eigenen Landsleute mehr als aufzuwiegen. In einer Note wird dann noch bemerkt, daß auch die nordamerikanischen Autoren in einem beträchtlichen Grade in dieser Sammlung vertreten seien. Was den vorliegenden Jubilarband oder den fünfhundertsten der Sammlung betrifft, so trägt derselbe den Specialtitel: „Five centuries of the English languago and literature", und enthält solche Proben und Musterstücke von John Wycliffe bis Thomas Gray, welche geeignet sind, den Entwickelungsgang der englischen Sprache während der letzten fünf Jahrhunderte zur Anschauung zu bringen. Enthalten sind darin: von John Wycliffe (1324—84): „St. John's Gospel"; von Geoffrey Chaucer (1328—1400): „The story of patient Grisilde" (aus den „Canterbury tales"); von Stephen Hawes (15. Jahrhundert): „The pastime of pleasure", Kapitel 1 und 2; von Sir Thomas More (1480—1535): „The description of Richard III"; von Edmund Spenser (1553—99) mehrere Gesänge aus der berühmten Dichtung: „The faieree Queene"; von Ben Jonson (1554—1637) die Komödie „The alchemist"; von John Loke (1632—1704): „Some thoughs concerning education", und von Thomas Gray (1716—71) Oden und vermischte Gedichte, darunter natürlich auch die berühmte Kirchhofselegie, aus der Matthisson, Salis und andere deutsche Dichter vorzugsweise ihre melancholischen Anregungen schöpften.

— * Nanette Schechner-Waagen. In München starb am 30. April Frau Nanette Schechner-Waagen, einst als Nanette Schechner eine gefeierte Sängerin, welche um 1830 Triumphe feierte und eine Nebenbuhlerin der Sontag war. Ihre Glanzrollen waren Fidelio, Agathe, die Vestalin, Iphigenia, Emmeline. Die Künstlerin stand um 1827 auf der Höhe ihres Ruhmes und nahm unter der großen Zahl von Sängerinnen, die damals glänzten, eine der ersten Stellen ein. Ihr Ruf wurde ein allgemeiner besonders durch ein Gastspiel in Berlin. Rellstab schreibt in seinen musikalischen Beurtheilungen, die damals entstanden und 1848 zusammengestellt wurden: Eine Menge der großartigsten Momente ihres Gesanges stehen mir noch heute unvergeßlich vor der Seele. So die Stelle: „Siegreicher Held, Dich krön' ich mit Lorbern", die sie sang, daß man glaubte, Rom feiere seinen höchsten Siegestriumph; der Ruf: „Er ist frei" (beiläufig keine gute Stelle der Composition), wo die Macht ihrer Stimme das Opernhaus (sein Zeugniß, ließe es sich auch prüfen, wäre doch seitdem in den Flammen untergegangen) erschütterte, daß die Karyatiden, die Trägerinnen der Logen, zu erbeben schienen. Dann folgte die donnernde Explosion der Begeisterung und ein Beifall, der uns heute wie Raserei klingen würde. Von solcher Wundergewalt der menschlichen Stimme aber, wie von solcher Wirkung auf die Hörer, hat Niemand, der Nanette Schechner nicht bis zum Jahre 1827 gehört, nur eine Vorstellung. Ueberhaupt war das Jahr 1827 für mich das Jubeljahr des Gesangs, durch die Catalani, Nanette Schechner, Wilhelmine Schröder-Devrient, Anna Milder, Henriette Sontag und mittlere Talente, wie Sabine Heinefetter (in erster Jugend), Karoline Seidler und Andere, die heute weit die unsers ersten Rangs überglänzen würden. Angelica Catalani allein aber muß durch Macht des Organs früher unsrer deutschen Sängerin überlegen gewesen sein. Im Jahr 1827 war sie es nicht mehr; nur in einzelnen Regionen der Stimme klang noch ein volles Erz durch, nur in gewissen rein italienischen Richtungen und Färbungen glänzte sie stärker, als Nanette Schechner, deren Seele im Gesang gleich einer Sonne wärmte. Als die Künstlerin im Jahre 1833 wieder gastirte, erregte sie noch hohes Interesse, doch hatte die Stimme sehr gelitten. Rellstab sagt beim Abdruck seiner einstigen Besprechung der Iphigenia: Die Sängerin schied für uns von der Bühne mit dieser Darstellung, bald darauf mußte sie dieselbe überhaupt verlassen. — Es war tief schmerzlich, dieses einst so unerreicht hohe Talent, diese Wundergabe der Stimme im Abblühen — und wie rasch!! — zu sehen. Noch war sie im Besitz des Kleinods, jedoch im unsichern. An einzelnen Tagen strahlte der Diamant im alten Glanze — dann schien er plötzlich zu erlöschen. Wir haben die Beurtheilung einer Darstellung des Figaro zurückgelegt, in der der Sängerin auf der Bühne (als Gräfin) mitten in der Arie die Stimme ganz versagte. Sie brach in bange Thränen aus, ein Schmerz, den das Publikum mit fühlte und ehrte. — Sie strahlte kurze Zeit! Das leuchtendste Meteor des Kunsthimmels, das wir jemals gesehen — bis Jenny Lind in ganz andrer Weise, in reinster Verklärung die Verkünderin des Göttlichen in der Kunst wurde — zog auch am schnellsten vorüber, aber ewig unvergeßlich Allen, denen es in seinem Glanze gestrahlt! Und so legen wir denn von der großen Künstlerin hier, nach abermals drei Lustren, das Zeugniß ab: Daß wir eine Größere nicht gekannt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 20. Bremen, 13. Mai. 1860.

Inhalts-Anzeige.

Ernst Schulze als romantischer Dichter.

Von Heinrich Düntzer.

I.

An den Ufern der Leine, wo einst die Klopstockischen Barden des Hainbundes sich dichterisch berauscht, wo der unglückliche Bürger am Hungertuche genagt, wo der Verfasser des schwärmerischen, thränenschwangern „Siegwart“ mit dem derben Voß, die übermüthigen Grafen Stolberg mit dem still bescheidenen, dem Tod entgegenwankenden Hölty sich zusammengefunden, sollte ein Menschenalter später die feurige Neigung eines innig zarten, bisher der reinen Liebe verschlossenen Herzens zu einem anmuthigen Schwesterpaare zwei der herrlichsten Blüthen der romantischen Dichtung zeitigen. Das Haus des Professors Hofrath Tychsen in Göttingen war es, das der Liebe Lust und Leid dem Dichter der „Cäcilie“ und der „bezauberten Rose“ schaffen sollte. Die ältere, im siebzehnten Jahre stehende Tochter Cäcilie, ein durch Schönheit und Sittsamkeit gleich ausgezeichnetes, eben so geistvolles als gebildetes, in Musik und Malerei weit fortgeschrittenes Mädchen, eine himmlisch reine, mit edelstem, ächt deutschem Gemüthe und innigster Empfindung begabte Seele, war bestimmt den leichtfertigen, allgemein als bitterer Spötter geltenden jungen Dichter, dessen bisherige Liebesverbindungen nur „Kitzel der Eitelkeit und Sinnentrug“ gewesen, den nur die Eitelkeit, die Vielumworbene sich zu erobern, auch zu ihr getrieben hatte, nachhaltig zu fesseln, ihn sittlich zu läutern, für alles Schöne, Edle und Ernste begeisterungsvoll zu entflammen. Aber nur zu bald zeigte sich, daß eine durch übermäßige geistige Anstrengung veranlaßte Krankheit an diesem schönen Dasein nagte, so daß man jeder Hoffnung, sie zu erhalten, entsagen mußte. Wie gern hätte Schulze für sie sein Leben dahin gegeben! Cäcilie lohnte seine treue Liebe mit himmlischer Güte und öffnete ihm tiefe Blicke in ihre von reinstem Geist angewehte, ihm ganz zugeneigte Seele. Wie sehnte er sich in der traurigen Gewißheit ihres baldigen Verlustes nach dem Troste gläubigen Sinnes, den Cäcilie in ihm anzufachen bestrebt gewesen, wie sie auch die Liebe zum schmählich niedergetretenen deutschen Vaterland in seiner Brust zu wecken versucht hatte. Nur selten fiel ein schwacher Schimmer der Hoffnung, sie gerettet zu sehen, in seine von düsterer Verzweiflung zerrissene Seele. Noch vor dem Eintritt des Winters, am 3. December 1812, sank die schöne Blüthe dahin.

Vor der Leiche der Hingeschiedenen gelobte der von heiligsten Gefühlen durchbebte Dichter feierlichst, durch die von Gott ihm verliehene Liederkunst ihren Namen zu verewigen. Adelheid, die jüngere Schwester, deren Thränen um die mit dem Tode ringende Cäcilie ihn immer am tiefsten ergriffen, hatte ihn zu der Leiche geführt, vor welcher sie schluchzend auf die Kniee sank und den blassen Mund inbrünstig küßte. Leise flüsterte er: „Bete für mich oben, du Heilige!“ In diesem Augenblick glaubte er an eine bessere Welt und an einen Gott der Liebe. Nur der Gedanke an ein großes romantisches Gedicht, das Cäciliens Wesen bis in ihre kleinsten Feinheiten darstellen, ihr Dasein auf alle Zeiten fortpflanzen und gleich ihr von unendlichem Glaubensmuth beseelt sein sollte, gewährte ihm Trost in der ihn bedrängenden Unmöglichkeit, den Glauben an ein jenseitiges Wiedersehen festzuhalten. „Oft macht es mir Freude“, schreibt er achtzehn Tage nach dem schrecklichen Schlage, „wenn ich denke, daß ich Cäcilien bald nachfolgen soll. Wenn es mir aber einfällt, daß es doch kein Wiedersehen giebt, dann möchte ich lange leben, um ihr den einzigen Schatten von Fortdauer zu gewähren, die dem armen Menschen, dieser Maschine des Zufalls, übrig ist: Nachruhm und Liebe und Bewunderung nach dem Tode. O wenn ich nur erst Kraft und Wehmuth genug fühle, ich wollte sie feiern, wie sie in meiner Seele lebt. Ich weiß, daß ich etwas vermag, wenn ich aus dem tiefsten Herzen schreibe. Aber jetzt bin ich noch stumpf und todt.“ Doch bald fand er in linder Wehmuth süßen Trost und die glückliche Stimmung zur begeisterten Ausführung seines Cäcilien verherrlichenden Heldengedichtes. Zu gleicher Zeit begann eine innige Neigung zu ihrer Schwester, mit welcher ihn die Gemeinsamkeit des Schmerzes immer näher verbunden hatte, in seiner Brust sich zu regen, worin Cäcilie zuerst die Seligkeit wahrer Liebe und das Bedürfniß herzlicher Hingebung wach gerufen hatte, so daß er in dieser neuen Liebe den Segen der Heimgegangenen ahnte, daß er im Bilde der Schwester, des einzigen theuren Erbes von Cäcilien, diese selbst zu lieben glaubte; ein träumerischer Wahn, den er in der Wirklichkeit nicht lange festzuhalten vermochte, während er seinem großen romantischen Gedichte das frische Leben ureigener Begeisterung lieh. Bei seiner Dichtung fiel ihm die Liebe zu Cäcilien und der Schwester in eins zusammen, während in der Wirklichkeit vor Adelheids frischer Gegenwart sich Cäciliens Bild immer mehr verflüchtigte.

Sein wenige Tage nach dem Tode der ersten Geliebten verstummendes Tagebuch nimmt er am 15. März 1813 mit der Frage auf, ob er denn noch Cäcilien liebe. „Bei Gott, ich liebe sie noch“, beruhigte er sich selbst; „das sagt mir mein Schmerz täglich, das sagt mir die Begeisterung, womit ich an meinem Gedicht arbeite, meine Unzufriedenheit mit mir selbst, daß ich nicht jeden kleinsten Zug ihres Charakters so zeichnen kann, als er in seiner unendlichen Liebenswürdigkeit sich zeigte, die Wehmuth, worein mich die leiseste Erinnerung an sie versetzt, das sagt mir alles, was ich denke und fühle.“ Doch muß er gestehen, daß er sich Adelheid mehr genähert, daß er den Gewinn ihrer Neigung als Lebensaufgabe zu betrachten beginne, nur sieht er darin keinen Verrath an der Hingeschiedenen, sondern schreibt den Hauptantheil derselben dem Bedürfniß zu, sein Herz an einen lebenden Gegenstand zu fesseln, und der Erinnerung

an Cäcilien. Mit dem beginnenden Frühling scheint sein Herz sich wieder neu zu beleben, freudig empfindet er, daß seine Einbildungskraft blühender und mächtiger geworden, sein Gefühl tiefer und gewaltiger, daß er auch für den Schmerz Sinn und Empfänglichkeit erhalten. Als er eines Abends recht viel an seinem Gedicht arbeiten will, bemächtigt sich Adelheid unwillkürlich seiner Einbildungskraft. „Ich träume mich glücklich“, äußert er; „ich mache mir Vorwürfe, daß ich ihr nicht längst mein Herz eröffnet habe; ich beschließe fest, es nächstens zu thun, so bedenklich auch ein solcher Entschluß in meiner Lage sein mag. Jetzt entsteht ein sonderbarer Kampf in mir zwischen der Erinnerung an Cäcilien und dem Gedanken an Adelheid. Beides verschmilzt in eine halb schmerzliche, halb süße Wehmuth; ich weiß nicht, an wen ich in diesem Augenblick dachte und welche von beiden ich liebte.“ Wie sehr aber die Liebe für die Lebende sich hervordrängt, verräth sich darin, daß er die ihm geschenkte Haarlocke Cäciliens herbeiholen muß, um die neue Leidenschaft zu mäßigen. Freilich erinnern ihn die schönen Maitage an die heimgegangene Geliebte, mit der er gerade um diese Zeit einige der seligsten Augenblicke genossen, in deren keimender Neigung er sich so wonnig erhoben gefühlt hatte, aber je lebhafter die Erinnerung ihm die einzelnen Augenblicke und Vorfälle ausmalt, um so gräßlicher ergreift ihn der Gedanke, daß Cäcilie für ihn ewig dahin sei, und es drängt ihn zu dem Geständniß, daß ein neues Leben in der Liebe zu Adelheid ihm aufgegangen. Diese aber vermag, als er sich endlich ihr entdeckt, bei aller ihm gewidmeten Freundschaft, sein Gefühl nicht zu erwiedern, worin sie nur schwärmerische Ueberspannung sieht. Vergebens sucht er ihr vorzustellen, sie sei noch immer seine erste Liebe, da sie mit der hingeschiedenen Schwester in seinem Herzen so innig sich zu einem Bilde verwoben, daß er sie unmöglich von einander scheiden könne. Sie verweist ihn auf die Zeit, welche seinen Schmerz mäßigen und seinen dichterischen Wahn verscheuchen werde; mit freundlich besorgter Seele fordert sie ihn auf, in dieser Leidenschaft, die rasch erkalten werde, keinen unüberlegten Schritt zu thun, vor allem Göttingen, wo er als Privatdocent der altklassischen Literatur aufgetreten war, nicht aus Liebesleid zu verlassen. Aber weder Adelheids ernste Mahnungen noch die gewaltigen Ereignisse der Zeit vermochten seine Liebe zu bannen; von dem Entschlusse, sich den Reihen der deutschen Kämpfer anzuschließen, ließ er sich bald durch die liebevollen Bitten der Seinigen abbringen, wobei auch die stille Hoffnung, sich doch noch Adelheids Liebe zu gewinnen, bedeutend mitgewirkt haben möchte. Aus seiner von den Verbündeten glücklich wieder gewonnenen Vaterstadt Celle schreibt er der Freundin, wie er vergebens suche, die brennende Liebe zur Freundschaft abzukühlen. Selbst die Dichtung verlasse ihn, weil es ihm bei seinem unendlichen Verlangen nach ihrer verweigerten Liebe an Freiheit des Geistes fehle; seine süßeste Beschäftigung sei an sie zu schreiben, wodurch er sich ihr noch am meisten nähere. Täglich dichte er sich tausend Romane: bald rette er sie aus Räuberhänden, bald aus einer andern drohenden Lebensgefahr; bald finde er sie nach einem Schiffbruch plötzlich auf einer wüsten Insel, bald ziehe er in den Krieg, befreie das Vaterland und empfange den Siegeskranz aus ihren Händen. Immer schwebte die träumerische Hoffnung vor seiner Seele, Adelheid würde einmal ganz in derselben Weise die scheu zurückgehaltene Liebe ihres freien, durch sein mannhaftes Dulden bezwungenen Herzens ihm gestehen, wie es ihr gleichnamiges Ebenbild im damals schon vollendeten fünften Gesang seines großen Gedichtes dem edlen Königssohn Biarko thut. Eine bloße Selbsttäuschung war es, wenn er glaubte, jetzt sei es ihm möglich, sich dem Vaterland zu opfern, ohne die Geliebte wieder zu sehen. „Alle schönen Gefühle sind verwandt mit einander“, schreibt er ihr, „und es ist auch Liebe für Sie, was mich für mein Vaterland begeistert. Ach, es scheint mir, es müsse mir gerade deßwegen, weil ich Sie liebe, leichter sein, mich für einen schönen Zweck aufzuopfern.“

Ehe er einen solchen Entschluß zu fassen vermochte, mußte er noch einmal Adelheid wiedersehen und sich überzeugen, daß er von ihrer Liebe nichts zu erwarten habe. Gern entband sie ihn, da er sich am Kampfe für die heilige deutsche Sache betheiligen wollte, des frühern Versprechens, seine Göttinger Verhältnisse nicht zu verlassen, drang ihm aber das Wort ab, sich nicht aus Verzweiflung in den offenen Tod zu stürzen. Au Cäciliens Sterbetage, deren Vaterlandsliebe ihm jetzt als einziger Leitstern in der düstern Noth seines Herzens glänzte, erfuhr er das Aufgebot zur Landwehr. Sofort trat er als freiwilliger Jäger in das Grubenhagensche Bataillon, das sich in Göttingen unter dem Oberstlieutenant von Beaulieu-Marconnay bildete. Erst Mitte März verließ er die Stadt, welche sein Liebstes in sich schloß. Er hatte die Freude, mit seinem Bataillon, das ein hitziges Gefecht mit den Franzosen bestanden hatte, in das befreite Hamburg einzuziehen. Nach dem bald darauf erfolgten Frieden trieb es ihn nach Göttingen zurück, wo er freundlich von der Geliebten aufgenommen wurde; aber das Gefühl, ein so theures Wesen solle für ihn ganz verloren sein, quälte ihn bitterlich, und es ward seine Gegenwart für Adelheid um so peinlicher, als er den ihn zerrüttenden Schmerz nicht zurückzuhalten vermochte. Anfangs Januar 1815 erklärte er der Geliebten, nichts bleibe ihm übrig, als sich aus ihrem Kreise, der ihn nicht mehr sehen wolle, ganz zurückzuziehen, wie schwer es ihm auch fallen werde; doch bleibe ihm wenigstens noch ein Trost in dem Bewußtsein, daß er trotz ihrer Geringschätzung und seiner Entfernung sie und die Ihrigen nicht minder lieben werde. Auch solle das Gedicht, worin er ihr und Cäcilien ein unvergängliches Denkmal zu stiften hoffe, seinen Geist erheitern, obgleich er sich fast vor seiner Vollendung fürchte, da es seine letzte Freude gewesen; freilich habe er auch hierin schon lange eine sehr schmerzliche Verminderung ihrer Theilnahme bemerkt. Da die Familie Tychsen um diese Zeit von Krankheiten heimgesucht war, kam keine Annäherung zu Stande; um so heimischer fühlte er sich wieder in dem Kreise seiner so lange vernachlässigten Freunde, unter denen Bunsen und Lachmann allen voranleuchteten. Ein schönes wetteiferndes Streben ergriff den von Geist und Tugend aufgeregten Kreis, und an einem durch Gesang und Wein erhöhten Abend begeisterte Schulze die Freunde zu dem feierlichen Schwure, etwas Großes in ihrem Leben zu vollenden. Dieser seiner Freunde, die später das verpfändete Wort so herrlich gelöst, gedenkt er voll inniger Rührung am Beginne seines neunzehnten Gesanges.

Fand er auch bald hernach bei Adelheid wieder Zutritt, so konnte diese doch aus Furcht, durch irgend eine theilnehmende Aeußerung täuschende Hoffnung in seiner Brust anzufachen, ihm keine rege Theilnahme zuwenden, weder bei seinem neuen Versuche, für die Sache des Vaterlandes zu wirken, noch in seiner späteren Verstimmung über die vereitelte Aussicht einer baldigen Anstellung; nur sein großes Gedicht, das ihn unter seinen gelehrten Arbeiten unablässig beschäftigte, konnte seiner Seele Trost und Frieden spenden. Die persönliche Verbindung mit der Familie Tychsen war ganz abgebrochen. Göttingen drückte ihn immer peinlicher, so daß er im Herbst sich entschloß, einer Einladung der Familie des Oberstlieutenants von Beaulieu zu folgen, die ihn sehr lieb gewonnen hatte. „Die Erde brennt mir unter den Füßen“, mit diesen Worten theilt er seine Absicht der noch immer mit Gluthverlangen geliebten Adelheid in bitterster Aufregung mit; „ich sehne mich unaussprechlich zu Menschen, die mich eben so kennen, wie ich sie, die nicht in der Lage sind, mich aus Convenienz verleugnen zu müssen. Und doch macht es mich wieder sehr traurig, wenn ich bedenke, daß ich mich von Cäciliens Grabe trennen, daß ich das Fenster verlassen soll, vor dem ich Sie zweimal in der Woche vorbeigehen sehe. Bis auf diese sind alle meine hiesigen Freunde zusammengeschmolzen.“ Auch aus der Ferne kann er sich nicht versagen ihr alle seine Stimmungen und kleinen Erlebnisse mitzutheilen; so oft sein Herz von einer augenblicklichen mächtigen Regung des Schmerzes oder der Freude überfließt, muß es sich an sie wenden, deren Bild ihm auch bei der

leidenschaftlichen Ausführung seines Gedichtes immer vorschwebt. Je näher ihm die eigentliche Entwicklung seiner „Cäcilie“ rückt, um so mächtiger fühlt er sich von heiligem Glauben umweht. Das Vertrauen auf die jenseitige Welt der Freude und des Friedens war jetzt fest in seiner Brust gegründet; von der ganzen vollen Kraft heiliger Ueberzeugung, daß Cäcilie dort wohne und er auch einst mit allen, die er liebe, dort wohnen werde, war seine Seele durchdrungen. Dort werde auch Adelheid, schreibt er dieser, ihn lieben, und ihm sagen, ob sie ihn auch hier vielleicht hätte lieben können, wenn nicht das für ihn verschleierte Schicksal sie von einander getrennt hätte; dieser Zweifel, nicht die Entbehrung ihres Besitzes, sei es, was in ihrer Gegenwart ihn so sehr verwirre, ihn so ängstige und bekümmere. Nach Göttingen treibt es ihn zurück, wo ihm endlich Mitte Decembers die Vollendung seines großen Gedichtes zur Feier Cäciliens gelingt, das ihn drei Jahre lang unablässig beschäftigt, ergriffen und gehoben hatte. Der Familie Tychsen stellte er sofort eine Abschrift seiner „Cäcilie“ zu.

Der Charakter und der wesentliche Inhalt dieses christlich-romantischen Epos schwebte dem Dichter schon drei Wochen nach Cäciliens Heimgang deutlich vor. „Das ganze Gedicht“, vertraut er damals einem Freunde, „soll einen durchaus deutschen oder nordischen Geist hauchen; denn Cäciliens Gemüth war deutsch, wie ich nie eines fand. Es werden sich daher auch bloß nordische Mythen darin finden: Zauberjungfrauen, Meerfeeen, Nixen, Berggeister, das wüthende Heer u. s. w. Die Religion soll das Hauptmotiv des Gedichtes sein. In Cäcilien soll die christliche Sehnsucht nach dem Himmlischen und Ewigen dargestellt werden, und ich selbst will in demüthiger Entfernung als die irdische Liebe neben ihr stehen. Der Ausgang kann natürlich kein glücklicher sein. Sanft und wehmüthig soll das ganze Gedicht verhallen, wie Schillers „Toggenburg“ oder „Theklas Geisterstimme.“ Der Schluß soll gleichsam diese Welt mit einer schöneren verbinden, und es soll der Widerschein einer künftigen schöneren darauf ruhen.“ Rasch war der Plan gefaßt, und welche Bedenken auch Schulzes vertrauter Freund und Lehrer Bouterweck gegen die Erfindung des Ganzen, besonders die erdichtete Legende, äußern mochte, diese hing mit dem Grundgedanken, woraus sich der Plan fast mit Nothwendigkeit entwickelt hatte, zu unauflöslich zusammen, als daß er sich zu einer wesentlichen Umgestaltung desselben hätte bestimmen lassen können.

Christlicher Glaubensmuth und deutsche Tapferkeit mußten hier ihre Verherrlichung finden, da Cäcilie selbst von unerschütterlichem Glauben an die Wahrheit des Christenthums und von ächt deutscher Gesinnung und Vaterlandsliebe durchdrungen war. Aber auch das Heidenthum, welches bekämpft werden sollte, konnte nur ein germanisches sein, damit das ganze Gedicht von deutschem Wesen durchströmt werde. Dadurch gewann er auch einen düstern Hintergrund, einen trüben, wilden Schauplatz der Handlung, wie er allein seiner schwermüthigen Stimmung entsprach. Was hätte ihm hier näher liegen können als die Bekämpfung der Dänen durch Kaiser Otto I.? Er folgte hierbei wohl zunächst der Darstellung des Domherrn Adam von Bremen. Harald, der Sohn Gormos, hatte Anstand genommen, durch die Taufe sich dem Christenthum anzuschließen, wofür er sich früher erklärte. Er überfiel die dänische Mark, tödtete die dortigen Grafen und kaiserlichen Gesandten und vernichtete die ganze sächsische Niederlassung. Auf die Nachricht von diesem Greuel brach Kaiser Otto sogleich auf, überschritt die dänische Gränze und verwüstete alles mit Feuer und Schwert. Der Sund, bis zu welchem er vordrang, erhielt von seinem Siege den Namen Ottensund. Erst auf dem Heimzug stellte sich Harald bei Schleswig dem Kaiser entgegen, der nach erbittertem Kampfe die Dänen zurücktrieb. Harald nimmt sein Reich vom Kaiser zu Lehen und verspricht die Einführung des Christenthums; er selbst läßt sich mit seiner Gattin Gunhild und seinem Söhnchen taufen, welches der Kaiser selbst aus der Taufe hebt und ihm den Namen Sven-Otto giebt. Jütland wurde damals dem Erzbisthum Hamburg unterworfen. Ganz abweichend von dieser Darstellung läßt der dänische Geschichtschreiber Saxo den Kaiser in Jütland einfallen, zur Zeit, wo Harald den von seinem Oheim Erich vertriebenen Prinzen Sturbiön nach Schweden zurückführen will. Otto dringt bis zur Bucht Limfiord vor, wo er die Lanze in das ihn hemmende Meer wirft. Harald verfolgt die zur Eider zurückkehrenden Feinde und macht den Nachtrab mit seinem Führer Eppo nieder.

Schulze bedurfte eines viel erbitterten Kampfes des seine Kraft noch einmal krampfhaft zusammenfassenden Heidenthums. Wie dieses den bösen Zaubermächten vertraut, die der Dichter uns mit unmittelbarer Wahrheit schildern muß, so hat der fromme Glaube bei den Christen unerhörte Wunder zu leisten. Seine Hauptvertreterin findet dieser wunderwirkende Glaube in Cäcilien, welche der Herr zu den herrlichsten Thaten berufen. Ihr ganzes Leben ist der heiligen Sache geweiht, nach deren glaubensstarker Vollendung sie zum Himmel eingeht, dort die ewige Krone zu empfangen. Keiner irdischen, heiterm Genusse zugewandten Liebe darf sich ihr Herz öffnen, der Himmel hat ihr in Adalbert den ihr zur Seite stehenden Streiter als seligen Bräutigam zugewiesen. Vergebens verzehrt sich der weltliche Sänger Reinald in trauriger Liebessehnsucht nach ihr: aber muß dieser auch auf ewig der Erfüllung seines heißesten Herzenswunsches entsagen, nimmer vermag er von ihrer Seite zu weichen, ihr erhabener Glaube weht ihn selbst wundervoll an, begeistert ihn zu heldenhaftem Kampfe, so daß er sich in leichtem Sängerkleide ohne Zagen in die Schlacht stürzt, doch der Herr wacht über sein Leben; denn noch lange soll er die früh zu reinem Himmelsglanz berufene Geliebte auf Erden feiern, in der hold und lind ihn umwehenden Erinnerung an das früh entschwundene engelgleiche Bild schon hier den Lohn unvergänglicher Liebestreue finden. In diesem Reinald, der am Grabe der Geliebten im dunklen Eichenhaine sich ein liebliches Gärtchen und ein friedliches Hüttchen schafft, der von wonniger Seligkeit sehnenden Nachgefühls erhoben und hold verjüngt, erst im spätesten Alter ruhig hinschlummert, hat der Dichter sich selbst geschildert, in so fern er Cäcilien entsagen mußte, die in vollstem Glauben an ein höheres Leben so früh dahinging; aber jene sanft beruhigte Entsagung blieb für ihn nur ein dichterischer Traum, zu dessen Verwirklichung er sich nicht emporschwingen konnte. Auch den immer gehofften glücklichen Ausgang seiner treuen, Adelheid gewidmeten irdischen Liebe stellt er im Gegensatz zu der ganz dem Himmel zugekehrten Cäcilie dar, indem seine dichterische Adelheid sich nach manchen Leiden am Schlusse der ersehnten Verbindung mit dem Geliebten erfreut, der schon am Hofe Ludwigs IV. von Frankreich für das Christenthum gewonnen worden war. Schulzes Biarko, dem Harald sein Reich vorenthält, ist eine freie Dichtung; der geschichtliche Harald Blauzahn genügte ihm nicht, da er eines Prinzen bedurfte, der sich sein Erbe erstreitet. Dagegen hätte er nicht nöthig gehabt, den ein Jahrhundert älteren Bischof Ansgarius an die Stelle des von der Geschichte gebotenen Priesters Poppo zu setzen.

Cäciliens Glaubensmuth zu wecken und ihm ein würdiges Ziel darzubieten, mußte er eine eigenthümliche Wundergeschichte haben, die sich leicht in den Kampf zwischen dem Heidenthum und Christenthum einflocht und die Hauptpersonen der Dichtung zu einer ineinander greifenden Handlung verband. Hierzu ersann er die mystische Sage von der Rose, die der Engel am Tage der Kreuzigung des Heilandes von dem Strauch gepflückt, von welchem die Dornenkrone gewunden war. Diese zu einem großen Strauche gediehene Rose hatte der Herr der Gattin eines noch dem Götzendienst ergebenen nordischen Jarlen (Grafen) gesandt, welche heimlich dem christlichen Glauben anhing, den einzelne in den nordischen Reichen schon frühe angenommen hatten. Als diese einst in brünstigem Gebet zu Gott flehte, erschien ihr ein geflügeltes Knäblein in rosenrother Wolke — bei der Beschreibung dieser Engelserscheinung schwebt die des Wielan-

dischen Oberon vor —, das ihr die Himmelsrose, den „Purpurstern, umhüllt von Quellenlicht“, überreichte. So lange sie — so lautet des Engels Verkündigung, dies „wunderbare Pfand, das Christi Blut gefärbt zum Heile der Erlösten“, voll gläubigen Sinnes bewahre, so lange werde keine Macht ihr den edlen Schmuck zu rauben vermögen; sollte sie aber irdischen Glückes willen mit eigener Hand das ewige drangeben, so werde der Hölle Sieg über sie verliehen sein. Die Zauberin in Swanwithe, welcher ein Höllengeist verkündet hat, die Hölle werde nicht triumphiren, bis die Rose auf Odins Altar prange, weiß durch Schreckensgebilde die fromme Frau zu bethören, sie von ihrem Glauben an Gottes bereite Hülfe abzubringen und so die Rose von ihr zu erhalten. Der Bote des Himmels erscheint der nach dem Verluste der Rose noch von Swanwithe verspotteten, in Gram hingesunkenen Frau, ihr Gottes Grimm zu verkünden, der ihr Geschlecht aus dem Buche des Lebens gestrichen: ihr Gatte werde ungerochen vom Feind erschlagen werden, ihre beiden Söhne sich wechselseitig morden; erst wenn die Rose wieder in heiliger Erde blühe, solle Gottes Zorn sich wieder versöhnen. Höchst wunderlich ist es aber, daß an den Besitz dieser in Odins Tempel aufgepflanzten „Kreuzesrose“ der Bestand des Heidenthums geknüpft wird, daß die durch die Berührung mit Christus geheiligte Blume als Palladium des Heidenthums gilt und deßhalb im Tempel Odins, dem jede Berührung mit dem Christenthum zuwider sein müßte, aufbewahrt, gleichsam gefangen gehalten wird. Auch ist die Art, wie die fromme Frau von ihrem Glauben an den christlichen Gott abfällt, nicht besonders wahrscheinlich erfunden; der Boden ihres Glaubens mußte ganz gelockert oder dieser nie fest gegründet gewesen sein, wenn sie in einem so entscheidenden Augenblick den Herrn verläugnen sollte, der sie bisher wunderbar beschützt hatte. Das vom Engel Gedrohte beginnt sofort sich zu erfüllen. Am nächsten Morgen trifft die Nachricht vom Tode des Gatten ein, der Wärterin wird eines der Knäblein geraubt, die Saaten werden überschwemmt, ein Blitz schlägt in die Burg ein, und die Diener fliehen, wehklagend über die Sünden ihrer Herren, aus dem verfluchten Hause; nur einer hält als Arzt, Tröster und Beichtiger bei der unglücklichen Gebieterin aus, die noch an demselben Abend verscheidet, nachdem sie ihre Sünden reuevoll bekannt und sich unter die strafende Hand des Herrn demüthig gebeugt. Bei der Art, wie er diese Sage im sechsten Gesange als Episode einflicht, schwebt Wielands ähnliche Einfügung der Trennung von Titania und Oberon in dem vom letztern benannten Gedichte vor, doch hat Schulze sich auch hier einer eigenthümlichen Erfindung bedient; Reinald findet sie in einem alten Buche, das jener treugebliebene Diener der unglücklichen Frau verfaßt. Weniger glücklich ist im dreizehnten Gesange das aus nordischer Sage entnommene Lied vom Tyrfingsschwert eingeführt. Das geraubte Knäblein kommt nach Deutschland, wo Graf Folko den Säugling in einem Walde findet und ihn unter dem Namen Adalbert in christlichem Glauben und tapferm Ritterthum erzieht; das andere — der Name Skiold, wie die fast aller von Schulze erfundenen Personen, ist aus der dänischen Geschichte genommen — bleibt in Dänemark, wo er zum unerschütterlichen Vertheidiger des Heidenthums heranwächst. Die Mutter erscheint schon dem Knaben Adalbert als holdselige Frau, die ihn wie ein Schutzgeist umschwebt, da sie fest vertraut, ihr Sohn werde einst das Kreuz in Dänemark siegreich aufpflanzen. Als er später seinen tapfern, treuen Pflegevater verloren, der im Heerbanne des Kaisers in der Schlacht bei Andernach (939) gefallen, da verkündet sie in himmlischer Verklärung dem Trauernden, sein Muth werde die Kreuzesrose, die einst schwacher Wahn verloren, dem Christenthum wiedergewinnen und das Heidenthum „im Königsitz der nordischen Räuberschaaren“ stürzen; freilich soll er dafür aller irdischen Liebe entsagen, und mit dem Tode sein hohes Werk besiegeln. Doch mit seinem tapferen Muthe muß sich Cäciliens hehre Glaubenskraft vereinen. In der Nacht, ehe diese, eine Kunde von der geraubten Schwester zu erhalten, ins ferne Land zieht, erscheint auch ihr Adalberts Mutter und entfaltet vor ihren Augen eine wunderbare Fata Morgana. Sie schaut das mit Blut getränkte Schlachtfeld, wo die Christen vor den Heiden fliehen, in deren Hand bereits das geraubte Kreuzbanner weht; da stürmt ein fremder Held zornmuthig heran, treibt die Feinde zurück, verfolgt sie bis in die Stadt, deren Mauern stürzen, und pflanzt auf der Tempelzinne das Kreuz auf, aber er selbst fällt nach erfochtenem Siege. Da sieht sie ihr eigenes Bild dem blutig, bleich und ohne Lebensregung im Siegeskranz daliegenden Helden nahen, liebevoll die Arme um ihn schlingen; ein schwarzes Gewölk senkt sich nieder, und zwei neue Sonnen erglühen durch die Nacht. Wie könnte Cäcilie zweifeln, daß ihre Erscheinung auf ihre Bestimmung hindeute, sich am hohen Werke, des Sturzes des Heidenthums mit Hintansetzung jeder irdischen Liebe zu betheiligen! So ist es also Adalberts Mutter, die nach der vom Himmel ausersehenen Mitstreiterin und Himmelsbraut ihres Sohnes die ihrer wartenden Thaten vordeutet. Und als nun beide auf seltsamen Wegen sich zusammen finden, als der Held die dem Opfertod geweihte Jungfrau den Heiden entreißt, da erkennt Cäcilie den im Traum ihr Erschienenen, dem sie aber ihre Sendung, vereint in keuscher Liebe, Muth und Glauben, dem hehren Werk ihr Leben zu weihen, wofür ihrer droben seligste Wiedervereinigung harre, erst in dem Augenblick enthüllt, als er, sie umschlungen haltend, die theure Last aus dem wilden Sturm an's Land gerettet. Und so entwickelt sich die hier vorgezeichnete Handlung in reichster Verschlingung, da Adelheids, Biarkos und Reinalds Schicksale, die grasse Wuth der heidnischen Zauberinnen und Skiolds Heldenmuth das Ganze belebend durchziehen. Am Schlusse verkündet die Mutter dem sterbenden Brüderpaar, Adalbert und Skiold, daß sie ihre Kinder und durch diesen schrecklichen Schluß Gottes rächender Wille vollzogen sei. Cäcilie verbindet sich mit dem sterbenden Adalbert an Gottes Altar, der einst dem Gotte Frey zum Opferstein gedient, jetzt aber prangt auf ihm die heilige Rose; beider Seelen werden in wunderbarer, dem ungeweihten Blick undurchdringlicher Weise der Erde entrückt, und auf ihr Grab der Rosenstrauch gepflanzt, von dessen Kelch der früher an seine Berührung geknüpfte Todesfluch gewichen. So feiert denn das Gedicht die Wunderkraft reinen Glaubens; allbewältigender Glaubensmuth zur Sühne des einstigen Glaubensmangels, der die Rose aufgab, strahlt uns in Adalbert und Cäcilien entgegen. Wenn der Dichter selbst seine „Cäcilie“ am Schlusse als das „Lied der treuen Liebe“ bezeichnet, so bezieht sich dies auf die sehnsüchtige Liebe, welche ihm das Gedicht eingegeben. Dieser Bezug auf seine eigene Liebe hat ihn auch veranlaßt, in einer dem eigentlichen Wesen des epischen Gedichtes widersprechenden Art mit einer weiteren Ausführung von Reinalds späterm Leben zu schließen, und dem Ganzen noch einen Epilog an seine heimgegangene Geliebte beizufügen. Auch unterscheidet sich Schulzes „Cäcilie“ von dem rein epischen Charakter durch den bedeutenden Raum, welchen hier das Lyrische mehrfach einnimmt.

Das Gedicht zeichnet sich durch reiche Fülle herrlicher Beschreibungen und Schilderungen aus, von denen manche zu den glänzendsten Perlen deutscher Dichtung zählen, wogegen freilich bei andern das Schaurige und Trübe um so abstoßender wirkt, als der Dichter bei allem Zwange oder vielmehr eben dieses Zwanges wegen, kein klar umrissenes Bild zu schaffen vermochte. Auch von den Charakteren gelingen ihm mehr die heiter gemüthlichen, dem frischen Leben zugewandten, wie Adelheid und Biarko, als die gewaltigen, wie Thorilde und Skiold, und die glaubensmüthig dem Tod entgegengehenden, wie Adalbert und Cäcilie selbst, die wie unbestimmte, nach Gestaltung ringende Schatten umherschwanken. Die vollste Einbildungskraft treibt hier ihre üppigsten Blüthen, ohne überall, besonders auch in den unzähligen Gleichnissen, das rechte Maß zu

beobachten. Der dem Wesen der epischen Dichtung fremden Beziehungen auf sein eigenes Leben, auf seine Jugendzeit, auf so manche liebe Gestalten, die ihm auf seinem Lebensweg freundlich begegnet findet sich eine große Zahl, von denen manche von hoher Schönheit sind. Hierher gehören die Erinnerung an Theodor Körner (VIII., 106 f.), die dankbar verehrende Erwähnung Beaulieus (XII. 11) und der gräflichen Familie Egloffstein (XIV., 27 ff.), das freundliche Wort an seinen treuen Jugendfreund Bülow (XII., 106), besonders aber die zahlreichen Hindeutungen auf seine Liebe zu Cäcilien und Adelheid. Cäcilie ist die Muse, die ihn begeistert, die ihm vom seligen Himmelsleben Kunde giebt (XV., 11), der er sehnsüchtig nachtrauert, so daß sein Herz von Todeshauch sich umweht fühlt und in wehmüthiger Vorahnung, daß dieses Lied, welches er, wie Tasso das seinige, als ein frommes bezeichnet, sein letztes sein werde, von der Heimath und allen Lieben rührenden Abschied nimmt (XIX., 1—7). Cäcilie muß auch XVIII., 61 angeredet sein, wo freilich jetzt Adelheids Name ganz widersinnig steht. Die Sprache ist bild- und schwungvoll, gewandt und treffend, aber nicht immer maßvoll; in klangreicher Fülle und leichtem Wohllaut strömt sie hin, wenn sie auch noch an einzelnen Stellen der höchsten Vollendung ermangelt. In den ersten Gesängen hat Schulze sich aller Freiheiten in der Länge der Verse und der Reimstellung seiner Stanzen bedient, wie sein Vorbild Wieland im „Oberon“; aber vom zwölften an sind die Verse meist von gleicher Länge und die Reimform dieselbe, wodurch denn eine der strengen Gestalt des Kunstwerks widerstreitende Ungleichheit entstanden. Allein welche Ausstellungen man auch vom Standpunkte der reinen Kunst aus gegen Schulzes „Cäcilie“ mit Recht vorbringen mag, der Reichthum an wahrhaft dichterischen Schönheiten, die Gluth der Empfindung, die Macht lebhaftester, schöpferisch gestaltender Einbildungskraft, die hohe ächt deutsche und rein christliche Gesinnung geben diesem christlich romantischen Epos einen bedeutenden Werth, so daß wir aus voller Seele in den Wunsch des Dichters einstimmen, es möge, so weit deutscher Ernst und deutsche Treue gelte, dieses fromme Lied erschallen, dessen edle Blüthe uns in den Worten des Kaisers entgegenduftet:

Groß ist der Herr und groß ist seine Stärke,
Und seine Huld hat nie ein Ziel gewußt.
Wo ist das Herz, das nicht sein Walten merke,
In Sturm, in Ruh, in Traurigkeit und Lust?

Doch wahrlich ist das größte seiner Werke
Der gläub'ge Muth, die Lieb' in treuer Brust.
Was Helden nie mit Kraft und Schwert erzwungen,
Hat Glaub' und Lieb' oft unbewehrt errungen.

Der Frauen Sendung.

(Nachklang zum Schillerfest.)

Von Georg Buchenau.

Der Frühling kam mit seinem Sehnen, Träumen;
Aus langem Winterschlaf erwacht Natur,
Und rings im Wald und unter Blüthenbäumen
Regt neues Leben sich auf Berg und Flur.
Schon blickt des Tages Licht mit stillem Feuer,
Von grauem Nebelduft umsäumt, ins Thal
Und lockt als Wecker mich, als guter, treuer,
In frische Morgenluft mit seinem Strahl.

O wunderherrlich ist's am Lenzesmorgen
In Gottes Welt zu wandern frisch und frei,
Und abgeworfen all' des Lebens Sorgen,
Zu jubeln in der Vöglein Melodei,
Und dann umsäuselt von der Linde Zweigen
So sanft gebettet sein auf grünem Moos,
Wo Phantasie läßt auf und niedersteigen
Manch liebes Bild aus ihrem Zauberschoos.

Schon war auch ich durch ems'ger Bienlein Summen,
Durch heimlich Waldesrauschen eingewiegt,
Schon ließen Morpheus Fesseln mich verstummen,
Die leise sich den Gliedern angeschmiegt.
Da wars, als trügen freundliche Gewalten
Den Träumer rasch zum deutschen Sagenberg,
Der gähnend öffnet seine engen Spalten,
Wo Barbarossa haust und sein Gezwerg.

Freudvoll, doch zögernd lenkt' ich meine Schritte
Durch düstre Felsengänge, eng und wild,
Bis endlich in gewölbter Halle Mitte
Es selbst erschien, das hohe Heldenbild,
So wie zuweilen wohl des Berges Schäfer
Ihn mit erstauntem, starrem Auge sah,
Im Hermelin der kaiserliche Schläfer,
Ein erzgegossen Mannsbild saß er da.

Das müde Haupt auf's Riesenschwert gesunken,
Indeß des Bartes Grau den Tisch umschlingt,
Und rings der Diener Schaar, die schlafestrunken
Auf Stein gebettet, ihren Herrn umringt.
Andächtig stand ich lang; mein Denken irrte
In ferne Zeiten deutscher Herrlichkeit; —
Da plötzlich dumpf des Kaisers Schwert erklirrte,
Als rief's den Helden wach zu neuem Streit.

Auf richtet er den Riesenbau der Glieder,
Sein Auge gleitet schnell an mir vorbei,
Und ängstlich lauscht er wieder, immer wieder,
Ob draußen noch ertönt der Raben Schrei.
Und als vielstimmig nun das Krächzen schallet,
Da bricht zusammen er in wildem Schmerz
Und ruft, daß laut der Felsen wiederhallet
Und mir im Busen ängstlich pocht das Herz.

„O Vaterland, will nie dein Jammer enden,
Zerfleischt dich ewig deiner Kinder Hand?
O, welche Boten hab' ich noch zu senden,
Da alle du gemordet und verkannt?
Weh, nur auf einem Weg ist noch zu finden
Rettung und Heil für dich aus tiefer Schmach,
Nicht Mord und Kampf kann dich zusammenbinden,
Nicht Blut bringt dir den Auferstehungstag.

„Nein, deine Männer haben selbst zernichtet
Durch Lug und Trug des Landes alte Macht,
Und streng hat Gott im Himmel sie gerichtet
Und Deutschlands Ruhm gestürzt in tiefe Nacht.
Drum, sollst du einst zu neuer Macht erblühen,
Mußt du's durch deiner Frauen zart Geschlecht:
Sie müssen erst ein neues Volk erziehen,
Eh' wieder walten kann Gesetz und Recht.

„Wenn sie im treuen Herzen fest bewahren
Das Wort der Kämpen, die ich ausgesandt,
Der Schiller, Lessing, Goethe, jener Schaaren,
Die lauten Mahnrufs ziehn durch's deutsche Land,
Dann wird die Welt, besiegt vom Geistesschwerte,
Wie vordem huld'gen dir, Germania,
Und tausendstimmig brausen durch die Erde
Dem deutschen Geist ein laut Victoria!“

Also gesprochen, senkt der Hohenstaufe
Auf's neu zum Zauberschlaf das müde Haupt,
Die Faust ruht fester auf dem Schwerteskaufe,
Als ob schon nah' er Kampf und Sieg geglaubt. —
Schon wollt' ich näher gehn — da schallt ein Rollen,
Verschwunden war im Nu das hohe Bild,
Laut tobt durch Berg und Thal des Donners Grollen,
Das mir den Schlaf verscheucht, so schaurig wild.

Gedichte von Schack-Staffeldt.

Aus dem Dänischen von W. J. Willatzen.

I.

Der Troubadour.

Zum Hof des Grafen von Toulouse
Ein fremder Harfner lenkt den Fuß,
Ein Sänger schlicht und bieder,
Und sorglos wie am Waldeshang
Läßt er sich hier zu Spiel und Sang
Auf Marmorstufen nieder.

Melodisch kosend, zart und weich,
So schmerzbezwingend, freudenreich
Beginnet er zu preisen
Der Liebe und der Schönheit Macht
Und Ritterspiel und Herrscherpracht
In wunderbaren Weisen.

Rings auf dem hohen Corridor
Schaart sich das Hofgesind' im Chor
Bei dieser Lieder Tone;
Es lauscht in edler Gäste Zahl
Entzückt der Graf und sein Gemahl
Vom offenen Balkone.

Zum Harfner eilt alsbald herab,
Entsandt vom Herrn, ein Edelknab'
Und meldet, froh beflissen:
„Leg' hin den Stab und sei nun mein,
Mein Tisch ist dein, trink meinen Wein
Und ruh' auf seidnen Kissen.“

Er zauderte und säumte nicht
Und gab sich in des Grafen Pflicht,
Sein Glück, er meint' es tage;
Ihm ward für Lied und Harfenton
Genuß und Ueberfluß zum Lohn,
Fremd war ihm jede Plage.

Doch farblos schien die Welt ihm bald,
Matt ward die Hand, sein Herz ward kalt,
Die Stimme minder helle;
Sein Liederstrom siecht' hin und schwand,
Wie in der Wüste Gluth und Sand,
In Sumpf und Moor die Quelle.

Da trat er mit bedrücktem Sinn
Vor'm Tagen einst zum Grafen hin
Und lieh der Sehnsucht Worte:
„Herr, öffne deinem Troubadour —
Er muß hinaus in die Natur —
Des goldnen Kerkers Pforte.

„Ihn freut nicht höfisch kalter Glanz,
Nicht Weibertand und Mummenschanz,
Ihn treibt's umherzustreifen,
Im Sturm hoch auf gezacktem Fels,
Im Mondenschein am Rand des Quells
Mit Gnom und Elf zu schweifen.

„Wie's Vöglein fliegt von Ast zu Ast,
So kennet weder Ruh noch Rast,
Den inn're Stimmen treiben,
Und singend sucht er unverwandt,
Ach, weiß er was? von Land zu Land,
Mag nirgend, nirgend bleiben.“

Und frei wie Wind und Well' entrann
In Feld und Wald der Sänger dann
Und sah der Fluren Prangen.
Da stieg im Ost das Morgengold,
Natur grüßt' ihn, erröthend, hold,
Mit bräutlichem Umfangen.

II.

Heimkehr.

Selindaja! Selindaja!
Herrlich strahlt der Sterne Schein,
Alles still, es schweigt die Gasse,
Und dein Mütterchen schlief ein.

Liebend kehr' ich wieder endlich
Von des blut'gen Tajo Strand,
Schlachtenstaub deckt meine Locken
Und die Füße blut'ger Sand.

Selindaja! Selindaja
Abenamar, er ist da!
Schlummerst du so fest und ruhig,
Nun dein Buhle dir so nah?

„Wer ist's, der den heil'gen Frieden
Dieser Nacht zu stören wagt,
Und den ersten Schlaf vermessen
Mir vom weichen Pfühle jagt?

Selindaja, holdes Mädchen!
Abenamars Lippe fleht,
Komm hinab zum Mandelbaume,
Der in deinem Garten steht!

„Weißt du's nicht? Seit du dem König
Folgtest in den blut'gen Strauß,
Ist hier Alles anders worden
Und der Mandelbaum ging aus.“

Nun, dann komm hinab zur Grotte,
Wo mich oft so liebeswarm
Bei des Wasserfalles Plätschern
Einst umfing dein Lilienarm!

„Weißt du's nicht? Die Grotte stürzte
Schon vor vielen Monden ein,
Spinnen zogen vor den Eingang
Ihr Gewebe dicht und fein.“

Komm denn an das Gartenpförtchen,
Wo wir uns beim Abschied sahn,
Als dein Blick in Thränen schweifte
Zu des Himmels Sternenplan.

„Weißt du's nicht? Es ist das Pförtchen
Schon verbaut seit manchem Tag,
Daß kein Stein die hohe Mauer
Ferner überfliegen mag.“

Nun so reiche denn durch's Gitter
Deine weiße Hand mir nur,
Daß im Kuß ich darauf drücke
Meiner Lippe Flammenspur.

„Ach, es weht so kalt die Nachtluft
Und unfreundlich auf mich ein,
Und ein Leichenzug, so scheint mir,
Naht' sich dort bei Fackelschein.“

Falsche, ha! Indeß der Wunden
Zwölf im Heldenkampf ich fand,
Gabst du schamlos einem Andern,
Einem Andern Herz und Hand!

„Nicht hab' ich mein Herz vergeben,
Allah hör' mich an voll Huld!
Almoralif hat's genommen,
Sprich du selbst, ist's meine Schuld?

* Vom Germanischen Museum in Nürnberg.

Das Germanische Museum in Nürnberg hat, wie alljährlich um diese Zeit, einen Bericht über seine Wirksamkeit während des verflossenen Jahres, verbunden mit einem Verzeichniß der Unterstützungen und Geschenke veröffentlicht, die ihm in diesem Zeitraum zugegangen sind. Danach ist die Theilnahme, welche das Unternehmen im Publikum findet, noch immer im Steigen, was um so höher anzuschlagen ist, je weniger diese Zeiten mit ihrer Geschäftsstille und ihrem allgemeinen Unbehagen im übrigen geeignet sind, den einzelnen zu freiwilligen patriotischen Gaben, zu Gaben für Zwecke der Kunst und Wissenschaft zu stimmen. Besonders reich ist das Germanische Museum mit Büchergeschenken bedacht worden; auch die Zahl der Documente und Kunstgegenstände, die für das Archiv und für die verschiedenen Kunstsammlungen der Anstalt eingesandt wurden, ist nicht unbeträchtlich. Als Lokal dient dem Germanischen Museum bekanntlich seit etwa Jahresfrist die alte Karthause in Nürnberg, die ihm zu diesem Zweck von dem König von Baiern geschenkt wurde und die Kaulbach's Meisterhand seitdem mit einem großen Frescogemälde schmückte. Doch liegt eine Hauptpartie des Gebäudes, der große Kreuzgang, noch zum großen Theil in Trümmern und harrt seiner Wiedererneuerung. Um dieselbe leichter zu bewerkstelligen, macht der Vorstand des Germanischen Museums nachfolgenden Vorschlag, den wir gern zur Kenntniß auch unsers Leserkreises bringen. Der Vorstand hat vorläufig die Werkzeichnungen der 21 fehlenden Maßwerke der Kreuzgangfenster anfertigen lassen und für deren Vollendung eventuell mit einem Meister accordirt. Der Accord lautet für vollständige Herstellung eines Fenstermaßwerks in Sandstein auf 56 Gulden oder 32 Thlr. Wer nun ein solches Fenster herstellen und obige Summe einsenden will, kann unter den Zeichnungen ein beliebiges Maßwerk auswählen, welches sofort, mit Wappen und Namen des Stifters zum ewigen Gedächtniß, ausgeführt werden wird. Wem die Last allein zu tragen zu schwer ist, der möge Genossen suchen, die zusammenstehen, um gemeinschaftlich ein Fenster zu stiften, das ihre oder ihres Vereins Namen trägt. Für Glasarbeit wird das Museum dann weiter Sorge tragen. Bereits sind aus Nürnberg einige Anmeldungen in Beziehung auf diesen Vorschlag (der überdies eine Reihe älterer Erfahrungen, wie z. B. bei der Restauration der Marienburg in Ostpreußen, für sich hat) eingegangen und werden diese guten Beispiele hoffentlich nicht ohne kräftige Nachfolge bleiben.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Die Erhebung Europas gegen Napoleon. Drei Vorlesungen von H. von Sybel. — Meine Wanderung durchs Leben. Ein Beitrag zur inneren Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von G. Eilers. Fünfter Band. — Leonidas. Trauerspiel in fünf Abtheilungen. Von E. Erstenberg. — Kantiana. Beiträge zu Immanuel Kants Leben und Schriften. Von R. Reicke. — Briefe an eine Freundin. Aus den Jahren 1844 bis 1853. Von Varnhagen von Ense.

— * Von der Spohr'schen Selbstbiographie ist die zweite Lieferung ausgegeben worden.

— * Der Nachfolger Droysens in Jena, Professor Ad. Schmidt aus Zürich, hat seine Vorlesungen eröffnet. Er sprach in der ersten über die Bedeutung Jena's und über seine Vorgänger Schiller, Luden und Droysen.

— * Der berühmte Orientalist und Geschichtsforscher Freiherr v. Hammer-Purgstall hat seine Memoiren testamentarisch seinem Freunde, dem Director der Wiener Staats-Druckerei, Hrn. Hofrath Auer, mit der Bestimmung vermacht, dieselben seiner Zeit zu veröffentlichen. Die Allg. Zeitung theilt über das Schicksal dieses literarischen Nachlasses jetzt Weiteres mit. Bevor über die Herausgabe ein Beschluß gefaßt werden konnte, mußten die Hammer'sche Handschrift, die aus 1600 Bogen besteht, sowie die gegen 800 Nummern umfassenden brieflichen Beilagen abgeschrieben werden. Diese Arbeit nahm bei den oft so unleserlichen, in allen möglichen Sprachen abgefaßten Briefen die ganze Zeit seit seinem Tode in Anspruch. Mehrere Monate erforderten die Collationirung und Revision, die, wie die Abschrift, mit aller erdenklichen Sorgfalt vorgenommen wurden. Es sind nun die Memoiren der ungehinderten Durchsicht und Prüfung erschlossen. In Betreff der Veröffentlichung sind Unterhandlungen eingeleitet.

— * Die von Karl Gutzkow in Aussicht gestellte Erklärung in Betreff der Beschuldigung, daß er in seinem Romane „Der Zauberer von Rom" die handschriftlich ihm zur Verfügung gestellte Lebensbeschreibung einer Baronin von Gravenreuth in unerlaubter Weise benutzt habe, findet sich in den „Unterhaltungen am häuslichen Heerd" und berichtet in aller Ausführlichkeit über diesen Fall. Darnach reducirt sich diese Benutzung auf einige Zeilen und Gedanken, die indeß der Dichter auch selbständig und schon vor dem Einblick in jenes Manuscript gehabt habe, die Baronin aber erscheint als eine Abenteurerin und in schlechtem Lichte. Interessant an der im Uebrigen nicht interessanten Erklärung ist ohne Zweifel die Behauptung Gutzkow's, daß die Schilderung einer orthopädischen Anstalt eine Dichteraufgabe sei; seit 1835 war es sein Lieblingsgedanke, das Leben eines weiblichen Wesens auf dem Streckbette zu schildern.

— * In Rostock starb in hohem Alter der Senior der theologischen Fakultät, Professor Wiggers; in seinem Fach als Schriftsteller bedeutend.

— * Das berühmte Rafael'sche Bild die Disputa, von dem ein herrlicher Stich von Keller erschien, hat seitdem vielfach von sich reden machen. Die „Kölnische Zeitung schreibt: Dem nach Erscheinen des Keller'schen Kupferstiches allgemein ausgesprochenen Wunsche, daß eine ausführliche Beschreibung des figurenreichen Bildes von einem Sachverständigen geliefert werden möge, hatte bereits Professor J. W. J. Braun zu genügen gesucht. Jetzt liegt uns aber eine von den Grundzügen kunsthistorischer Anschauung, wie von allen einzelnen Ausführungen der Braun'schen Schrift vollständig abweichende Abhandlung von Prof. Anton Springer in Bonn über „Rafael's Disputa" (Bonn, Adolf Markus) vor, auf die wir um so lieber aufmerksam machen, als sie den gelehrten Ballast, mit welchem frühere Commentatoren die Kunstschöpfung Rafael's allegorisch ausgedeutet haben, über Bord wirft, den inneren Zusammenhang der „Disputa" mit dem „Parnaß" und der „Schule von Athen" aufzeigt und klar aus einander setzt, daß Rafael neben der Genossenschaft begeisterter Sänger und dem Congreß ernster Philosophen in der Stanza della Segnatura des Vatican eben nur die Gemeinde der Gläubigen, unten die streitende Kirche und über der Wolkenschicht die Auserwählten des Himmels, habe darstellen wollen. Eine lithographirte Abbildung der „Disputa" ist dem Büchlein beigegeben.

— * Die bisher eingegangenen Beiträge zum Arndt-Denkmal belaufen sich auf reichlich 20,000 Thaler.

— * Unter der Partei der Zukunftsmusik scheinen Zerwürfnisse ausgebrochen zu sein; Joachim, Brahms und Grimm sollen mit Bülow und anderen Stimmführern zerfallen sein.

— * Die Begeisterung der Engländer für Felix Mendelssohn sprach sich am 3. Mai bei der im Londoner Krystallpalast stattgehabten Erinnerungsfeier und Enthüllung der Statue des Componisten auf das Glänzendste aus. Man führte mit enormen Massen im Orchester und Chor den „Elias" auf, den Mendelssohn für ein Musikfest in Birmingham componirt hat; der Eindruck war ein gewaltiger, doch kamen die Soli in dem ungeheuren Raume nicht zur Geltung. Reichlich 17,000 Zuhörer waren herbeigeströmt.

— * Man schreibt aus Brüssel: „Wir haben Richard Wagner und seine Musik gehabt. Er hat Effect gemacht, und das ist Alles. Fétis hat Beifall geklatscht und nicht minder unser armer blinder De Beriot. Uebrigens veranlassen die exclusiven musikalischen Theorieen bei uns keinen Kampf. Wir sind in allen Künsten ein wenig Eklektiker, wir machen's wie die Bienen, aus allen Blumen saugen wir den Saft, um daraus den Honig, unsere Meinung zu bilden. Für unsere Zeit ist dieses System nicht schlecht, dies ist vielleicht ein wenig Egoismus, aber man hat gerade keine Zeit, es anders zu machen."

— * Seit längerer Zeit streiten sich Historiker über einen Abschnitt aus dem Jugendleben Wallensteins, den mehrmonatlichen Aufenthalt nämlich auf der protestantischen Universität Altdorf. Aus Anlaß einer kürzlich herausgekommenen Schrift sagen die „Unterhaltungen“: „Eine Eingabe der Universität Altdorf an den Rath von Nürnberg, den Patron der Anstalt, vom 20. Januar 1600 um Erlaß der verfügten Relegation, „Albrecht von Waldstein Freiherr“ unterzeichnet, lag seit 1790 aus den Acten gedruckt vor, und dennoch erklärte der böhmische Geschichtsforscher Palacky in dem Jahre 1830 den Studienaufenthalt des spätern Feldherrn in Altdorf für ein Märchen, und zwar einzig und allein darum, weil die Lebensgeschichte Wallenstein's von dem Domherrn Cerwenka, der jedoch erst zwei Jahre nach dessen Ermordung geboren wurde, nichts davon erwähnt; jener Albrecht von Wallenstein aber, der um Erlaß der Relegation gebeten, meint Palacky, möge irgendein anderer dieses Namens gewesen sein. Der Archiveonservator Baader weist nun in einem Schriftchen: „Wallenstein als Student an der Universität Altdorf (Nürnberg 1860)“, dem alle betreffenden Urkunden beigefügt sind, die Identität jenes als Albrecht von Waldstein unterzeichneten Raufboldes, der wegen Straßentumultes und körperlicher Mißhandlung seines Famulus bereits bestraft worden, als Schuldenmacher sich einen schlimmen Namen erworben und dann wegen Mittheilnahme an der nächtlichen Ermordung des Bürgersohnes und Fähneichs Wolf Fuchs auf offener Straße (am 23. December 1599) von der Universität entfernt werden sollte, mit dem nachmaligen Herzoge Friedland als unzweifelhaft nach. Der kurze Bericht Cerwenka's von Wallenstein's Erziehung und Ausbildung in Koschumberg und Olmütz schließt die Möglichkeit eines halbjährigen Aufenthalts in Altdorf nicht aus. Die durch das erwähnte Actenstück feststehende Aelternlosigkeit des Altdorfer Studenten trifft ebenfalls genau zu; endlich bezeugt der Verfasser außerdem die entschiedene Verwandtschaft der Schriftzüge mit den aus der spätern Zeit Wallenstein's bekannten. Ein weiterer Zweifel an der Identität beider Wallensteine scheint demnach unmöglich. Uebrigens haben auch nach Palacky's Leugnung die Historiker Pfister und Schlosser sich an die alte Annahme gehalten.

— * **Rietschel und das Lutherdenkmal.** Der Bildhauer Rietschel, der kürzlich durch die sächsische Regierung dauernd an Dresden gefesselt wurde, ist leider jüngsthin durch körperliche Leiden vielfach in seinem künstlerischen Wirken gestört worden und nimmt einen längeren Aufenthalt in Badenweiler, um seine Gesundheit zu stärken. Alle Kraft, die ihm zu Gebote steht, hat der Künstler dem Lutherdenkmal zugewandt, welches in Worms errichtet werden soll. Von diesem in der Entstehung begriffenen gewaltigen Werk erhalten wir durch die Nationalzeitung nähere Kenntniß. Es ist dabei bekanntlich nicht bloß auf eine Statue Luthers, sondern auf ein Denkmal des gesammten Reformationszeitalters abgesehen. Rietschel hat, wahrscheinlich ohne sich seines großen Vorgängers bewußt zu sein, jene cyklische Kompositionsweise wieder aufgenommen, welche Lysippus, der gefeiertste Porträtbildner des griechischen Alterthums, oft bei der Verherrlichung Alexanders des Großen und seiner Feldherren anzuwenden liebte; eine Kompositionsweise, welche für derartige Aufgaben so naturgemäß ist und doch in der Bildnerei des Mittelalters und der neueren Zeiten nur selten nachgeahmt wurde. Das Lutherdenkmal ist eine Folge und Verknüpfung einer reichen Fülle von Statuen und Bildwerken, die, sammt und sonders die bedeutendsten Helden und Ereignisse der Reformationsgeschichte verherrlichend, zu einander im engsten Bezug stehen und in dieser ihrer streng geschlossenen Einheit in der Monumentalstatue Luthers ihren organischen Abschluß und ihre letzte Spitze finden. Das Lutherdenkmal umfaßt in seinem Gesammt-Umfang eine Fläche von ungefähr vierzig Fuß Durchmesser. Durch ein höchst geniales und glückliches Motiv ist es dem Künstler gelungen, schon die Einfriedigung zu einer überaus wirksamen Monumentalität zu verwenden. Drei mächtige Stufenschichten bilden eine feste und sichere und zugleich ideale, aus aller profanen Umgebung weihevoll herausgehobene Grundlage. An den vier Ecken dieser Hochfläche, welche in ihrer stimmenden Wirkung an den kunstvollen Untersatz des griechischen Tempelbaus anklingt, stehen die Schützer und Förderer des Protestantismus: vorn am Eingang auf hohem Gestell links Friedrich der Weise, rechts Philipp von Hessen, an den hintern Ecken links Reuchlin, rechts Melanchthon, d. h. die ritterlichen Fürsten, welche mit dem Schwerdt, und die großen Gelehrten, welche mit der Schrift und mit der Macht der Bildung für die neu gewonnene Freiheit des Geistes kämpften. Die Vorderseite zwischen den Statuen Friedrichs des Weisen und Philipps des Großmüthigen als die Eingangsseite ist offen; an den drei andern Seiten dagegen sind diese vier Eckstatuen durch einen etwa sechs Fuß hohen Granitmauerbau verbunden, dessen obere Enden in eine Reihe stattlicher Mauerzinnen auslaufen. Diese Zinnen sind in ihrer Innenseite mit den Wappen von neun und zwanzig Städten geschmückt, welche sich besonders durch Annahme und Vertheidigung des Protestantismus auszeichneten. Die mittelsten dieser Zinnen erheben sich auf allen drei Seiten wieder zu Postamenten, an Umfang und Höhe den vier Eckpostamenten um einige Fuß nachstehend. Auf diese drei Mittelpostamente sind, der strengen architektonischen Haltung der gesammten Umfriedigung entsprechend, drei sitzende mauergekrönte Städtepersonifikationen gestellt, das trauernde Magdeburg, das protestirende Speier, und Augsburg mit der Friedenspalme. Es läßt sich gar nicht sagen, von welcher überwältigenden Hoheit der Eindruck dieser Umfriedigung ist. Eine Symbolik der tiefsten Art liegt in ihr. Die unzerstörbare Festigkeit der Granitmauern und die ernsten burgartigen Zinnen verkünden fest und eindringlich, daß das Reich, welches sich hier vor uns aufthut, eine feste Burg ist, zu deren Schutz und Hort sich der Herr die tapfersten Streiter erkoren, welche bestehen wird immerdar, mag auch der böse Feind nicht ablassen wollen von seinem unmächtigen Kampfe. Nun treten wir inmitten dieser festen Burg an das eigentliche Denkmal selbst. Auch dieses ist wieder in derselben reichen Fülle gegliedert. Mitten in jenem mauerumschlossenen Raum erhebt sich das Postament, wiederum auf besonderer dreifacher Stufenschicht, etwa siebzehn bis achtzehn Fuß hoch; es ist in einen Sockel und zwei Würfel gegliedert. Am Sockel die Wappen von sechs Fürsten und zwei Städten, welche die Augsburger Konfession unterschrieben. An den vier Ecken die sitzenden Statuen der vier Vor-Reformatoren Huß, Savonarola, Petrus Waldus und Wiclef, welche, aus vier verschiedenen Völkerschaften hervorgegangen, unwiderleglich bekunden, daß die Reformation nicht das zufällige Ergebniß einer vereinzelten Volksentwickelung, sondern die unabweisbare Nothwendigkeit der gesammten vergangenen Geschichte ist. Am unteren Würfel des Postaments Reliefs, zum Theil die wichtigsten Ereignisse, zum Theil die wichtigsten Errungenschaften der Reformation darstellend; den Anschlag der Thesen zu Wittenberg, den Reichstag zu Worms, die Bibelübersetzung und das Predigtamt, das Abendmahl in beiderlei Gestalt und die Priesterehe. Am oberen Würfel Inschriften; vor Allem an der Vorderseite das große weltbewegende Wort: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen! — Unter den Inschriften je zwei Porträtmedaillons der bedeutendsten Persönlichkeiten, welche in die Reformation fördernd eingriffen und zu deren voller statuarischer Verherrlichung doch kein Anlaß oder kein Raum war. Und endlich als krönende Spitze die Statue Luthers, eine Kolossalstatue von zehn und einhalb rh. Fuß Höhe, mit seinem Postament etwa sieben und zwanzig Fuß emporragend. — Diese Kolossalstatue Luthers ist jetzt im Thonmodell vollendet. Wenn man vor Jahresfrist in der Allg. Zeitung (1859, Beil. 108) angesichts der ersten kleinen Skizze mit Zuversicht voraussagte, daß diese Statue ein bindender Typus werden, daß Luther fortan unwandelbar gerade in dieser Gestalt in den Gemüthern der Menschen fortleben werde, so ist diese Zuversicht durch das vollendete Werk nunmehr auf's Herrlichste bestätigt. Jeder Zug ist aus den alten Portraitsüberlieferungen hervorgegangen, und doch haben erst hier diese alten Ueberlieferungen ihre letzte Weihe und Klärung erhalten; ist es doch gerade der eigenste Vorzug aller Schöpfungen Rietschels, daß er die scharfe und naturwirkliche Formenbestimmtheit der altdeutschen Meister immer so einheitsvoll mit dem tieferen Schönheitsgefühl der Antike zu verbinden und zu durchdringen weiß. Wie groß, wie würdevoll, wie erhaben steht er vor uns, der große Reformator! So ganz und gar erfüllt von der siegesgewissen Ueberzeugung, daß er nicht anders kann, es sei denn, daß man ihn mit Gründen der heiligen Schrift widerlege. Seine volle, gedrungene, mannhafte Gestalt ist umkleidet mit dem wallenden Talar, welcher ein öffentliches Zeugniß ist, daß der weite und freie Geist des Protestantismus nichts mehr gemein hat mit der engen ascetischen Mönchskutte. Sein Blick erhebt sich fest, aber begeistert, zum Himmel, als dessen Streiter er sich weiß; die linke Hand hält die Bibel, auf welche sich die geschlossene Rechte, nicht zornig, aber bewußt und sicher, als auf das unerschütterliche und unentreißbare Palladium auflegt. Jenes folgenschwere Wort, das die Inschrift verkündigt: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“ ist das Grundmotiv der Stellung und des Ausdrucks. Der feste Sieg ist ausgesprochen, der welterschütternde Sieg der Wahrheit und Freiheit. — Wird einst das ganze Werk in derselben großartigen Weise vollendet sein, wie jetzt diese Einzelstatue Luthers, wahrlich! dann hat sich unsere Zeit ein Denkmal aufgerichtet zu eigner Ehre, wie ein ähnliches die gesammte neuere Plastik noch nirgends hervorgebracht hat. Möge ein gütiges Geschick dem wackeren, aber kranken Meister dazu die nöthige Kraft und Gesundheit verleihen! Möge aber auch die Nation das Ihrige dazu beitragen, auf daß die würdige Vollendung des herrlichen Werks möglich werde!

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Bremer Sonntagsblatt.

Achter Jahrgang.

№ 21. Bremen, 20. Mai. 1860.

Inhalts-Anzeige.

Ernst Schulze als romantischer Dichter.

Von Heinrich Dünzer.

II.

Welche Befriedigung Schulze auch bei dem Gedanken empfinden mochte, das an Cäciliens Leiche gelobte Gedicht glücklich ausgeführt zu haben, gerade die Vollendung des mit innigster Liebe gepflegten Werkes ließ eine empfindliche Leere in seiner an eine solche Beschäftigung gewöhnten Seele zurück, welche ihn um so trüber stimmen mußte, als er weder bei der Geliebten noch bei deren Familie die erwünschte herzliche Aufnahme seiner aus vollem Herzen geflossenen Dichtung fand. Nachdem er lange sich mit dem bittersten Gefühle gequält, daß das liebenswürdigste Wesen für ihn keine Spur herzlicher Theilnahme zeigte, ermannte er sich Ende Mai in Folge einer besonders kalten Abfertigung von Seiten Adelheids zu dem Entschlusse, ihr entschieden zu entsagen, und er begründete diesen Vorsatz in einem ausführlichen Abschiedsbriefe. „Als ich nach dreijähriger Sorgfalt das vollendet hatte“, schreibt er hier, „wodurch ich mir eine freundliche Stelle in Ihren Gedanken und, da es ja meine unerschütterliche Liebe und Treue gegen die, welche uns allen so theuer ist, bewies, eine mehr heimathliche in Ihrem Kreise zu erwerben hoffte: da glaubte ich, es würde sich mein ungestümes und leidenschaftliches Herz, durch die Milde der Umgebungen besänftigt, endlich auch daran gewöhnen, seine ihm so theuren, aber nichtigen Wünsche einer, wenn auch kältern, doch ruhigern und festern Wirklichkeit aufzuopfern. Freilich bedurfte ich hierzu einer freundlicheren Hülfe, als mir im vorigen Sommer, vielleicht durch eigene Schuld, weil ich mich meiner Leidenschaft zu sehr willenlos hingab, widerfuhr. Aber bei dem festen Vorsatze, mich so zu zeigen, wie man mich in Ihrem Hause zu sehen wünschte, glaubte ich auch das zu erreichen, was ich nach meiner Ueberzeugung hoffen durfte. Daß ich mich getäuscht hatte, zeigte mir schon der Sylvesterabend des vorigen Jahres, und noch deutlicher der heutige Tag.“ Er fühle jetzt, fährt er fort, daß er aus ihrem Kreise scheiden müsse, wolle er sich das Wenige von Ruhe, das ihm vielleicht noch beschieden sei, retten und nicht den bessern Sinn, den er seiner Liebe zu Cäcilien und Adelheid verdanke, wieder durch die zerrüttenden Folgen einer ewig gereizten Leidenschaft und einer oft gekränkten Empfindlichkeit verunstalten. Bloß der Gedanke an die Möglichkeit, sie im Besitz eines andern zu sehen, bringt ihn zur Verzweiflung, und so muß er auch schon deßhalb von der Geliebten sich zurückziehen, an deren leichtem, hellem Leben er wie eine schwere, dunkle Last gehangen, deren Ruhe er nicht länger stören, deren Neigungen er nicht länger verletzend entgegentreten dürfe. Aber persönlich muß er, das fühlt er wohl, von ihr Abschied nehmen. „Noch einmal werde ich Sie sehen und mit Ihnen sprechen. Wie wird mir dann zu Muthe sein? Es ist schrecklich, von einem lebenden, über alles geliebten Wesen so Abschied zu nehmen, als stände man an seinem Grabe, und dann den Schleier herunterzulassen vor dem theuern Bilde, um ihn nie wieder zu heben. Aber auch das muß ertragen werden, wie schon so vieles ertragen ist, und ich will nicht mit vergeblichen Klagen auch Ihnen noch das Herz weich machen, da es mir vor Wehmuth fast brechen will. Und sollten wir uns auch nie wiedersehen, einen Ort weiß ich, wo wenigstens unsre Gedanken so freundlich und vertraulich wie in vergangenen Tagen sich treffen werden — es ist Cäciliens Grab.“

Als er sich zu diesem seine Seele erschütternden Abschiedsbrief entschloß, fühlte er sich mit dem erblühenden Frühling frischer und gesunder als seit lange; der Schmerz um Cäcilien war in dem Gedichte verklärt, das er in den Händen ihrer Eltern ruhen ließ, und mit männlichem Selbstgefühl setzte er sich über seine verschmähte Liebe hinweg, durch die er sich das Leben nicht länger trüben wollte. Die Hoffnung auf eine baldige erfolgreiche Wirksamkeit als akademischer Lehrer und das Gefühl der Pflicht befeuerten ihn und schienen sein Dasein zu verjüngen, ja er trug sich mit neuen dichterischen Planen, mit einem großen heitern Gedicht in Ariosts Weise und einer poetischen Erzählung. Zu der letzteren war eine äußere Veranlassung geboten in dem Preise, welchen der Verleger des Taschenbuchs „Urania“, der Leipziger Buchhändler Fr. A. Brockhaus, unter dem 16. April auf eine solche gesetzt hatte. Würde das erstere den entschiedensten Gegensatz zu „Cäcilie“ gebildet und die weltliche Liebe in ihren tollen Irrgängen beleuchtet haben, so dachte er in der Erzählung die tiefe Liebesgluth eines reinen Herzens, wie er sie zu Adelheid empfunden, in märchenhafter Verhüllung zu feiern, wobei die Sehnsucht nach dieser nur in zarter Liebesklage leise durchklingen sollte. Zu dieser märchenhaften Erzählung fand er sich bald durch die Anwesenheit einer liebenswürdigen Familie aus Hildburghausen in die günstigste Stimmung versetzt, bei deren Verwandten er wohnte; besonders erfreute er sich der glücklichen Heiterkeit der einem seiner Göttinger Freunde in Liebe zugeneigten Tochter, eines arglosen, gesprächigen und geschäftigen Wesens, von hübscher Gestalt, frischem Geiste und warmem Herzen, das ohne Gefallsucht jeden erfreute, ohne Absicht jedem sich traulich näherte. „Ich war gern in Theklas Gesellschaft“, bemerkt er, „weil sie keinen großen Aufwand von Geist forderte und doch auf eine milde und angenehme Art den Geist befriedigte. Solche Verhältnisse sind wie laue heilsame Bäder, die den Kranken nicht durch plötzlichen Reiz später erschlaffen, sondern ihn allmählich, aber sicher wieder kräftigen und wieder herstellen.“ In dieser glücklichen Stimmung schrieb er den größten Theil der „bezauberten Rose“, welche (III., 4) auf das heitere Verhältniß zu diesem „andern holden Lieb“ hindeutet. Ja auch Adelheid sah er in fröhlicher Stimmung am 14. Juli wieder; sie grüßte ihn, wie es in der „Zueignung“ heißt, wieder einmal „nach manchen trüben Tagen mit holdem Wort“, und da man den Weltuntergang auf den

18. vorhergesagt hatte, äußerte er gegen sie in „muthwilligem Scherz“, es würde ihm lieb sein mit der Welt unterzugehen, da der Tod ihn dann in voller Freude treffen würde, ohne ihr gestehen zu können, was ihn gerade jetzt so heiter stimme. Aber nur zu bald sollte ein Schlag aus heiterer Höhe ärgstes Wehe ihm bereiten, denn zwei Tage darauf entriß ein plötzlicher Tod Thekla dem mit innigster Neigung an dem lieben Mädchen hängenden Kreise, worin er selbst ein neues fröhliches Dasein gewonnen. Noch nie hatte er das Verderben so arglistig in das heiterste Leben einbrechen sehen. Dieser Trauerfall warf ihn ganz nieder, da ihn nicht allein der Verlust eines dem schönsten Glück entgegenblühenden, zu seiner eigenen und anderer Freude geschaffenen Wesens erschütterte, sondern ihm Cäciliens Tod von neuem vor die blutig zerrissene Seele trat, und er im Gegensatz zu der herzlichen in Theklas Kreise ihm gewordenen Aufnahme die arge Zurücksetzung um so bitterer empfand, welche er in Adelheids Hause erlitten zu haben glaubte. Mit dem Bericht des gewaltigen Eindrucks, welchen Theklas Abscheiden auf ihn geübt, schließt Schulze's Tagebuch, doch hat er seinem Schmerze auch einen dichterischen Ausdruck geliehen in der an Adelheid gerichteten Schlußstrophe der „bezauberten Rose“:

Dies sang ich dir, als mit der ersten Rose
Auch mir ein Lenz der holden Freud' erschien;
Doch tückisch mischt das Schicksal seine Loose,
Ein weißes zeigt's, wenn wir ein schwarzes ziehn.

So ruht auch jetzt schon unter kühlem Moose,
Die freundlich mir die kurze Lust verliehn,
Und mir ist nichts aus jener Zeit geblieben
Als nur dies Lied, mein Leiden und mein Lieben.

In den lieblich prangenden Kelch der „bezauberten Rose“ hat Schulze den wonnigsten Duft seiner Dichtung versenkt, wie sie auch in der äußern Form die vollendetste Reinheit der von der Einbildungskraft gleich goldenen Wolkengebilden leicht und zart ins Leben gerufenen Gestaltungen entfaltet. Ringt der Dichter in der „Cäcilie“ noch oft mit der Sprache, so umfängt uns hier überall der Reiz des spiegelglatten, von der Sonne beleuchteten Sees; erlaubt er sich dort nach Wielands Vorgang noch große Freiheiten, so fühlt er sich hier im schärfer umschriebenen Gesetze viel leichter und behaglicher als bei der frühern schlaffen Freiheit; die Strenge schmiegt sich so nett und voll ihm an, daß sie gleichsam als Lebensnerv der ganzen Dichtung erscheint, und wohl darf man behaupten, daß die deutsche Sprache sich nie mit solchem empfundenen Wohllaut und solcher lieblich weichen Anmuth in Stanzen ergossen als hier, wenn auch Goethes Stanzen durch lebendige Kraft und leuchtende Klarheit ihren eigenthümlichen Vorzug behaupten. Schulze's holde Weichheit entspricht durchaus dem dichterischen Charakter der „bezauberten Rose“, die zarte Liebesklage mit märchenhaftem Duft verbindet; das Lyrische konnte hier noch weniger als in der „Cäcilie“ zurücktreten, es ist nur inniger mit der Erzählung verwachsen, wodurch ein reinerer Einklang entstanden, wie auch durch glückliche Maßhaltung dieses liebliche Rosenmärchen vor dem großen begeisterungsvollen Glaubensgedicht sich auszeichnet.

Schulze war ein begeisterter Verehrer der Rose, die ihm der glücklichste Ausdruck des Edelsten und Höchsten schien. Schon in seinen Studienjahren hatte er unter Professor Dissen in Göttingen eine lateinische Abhandlung geschrieben, worin er alle Stellen der altklassischen Dichter zusammenbrachte, an welchen diese Blume zum Vergleiche dient, wie sein Universitätsfreund Wüstemann in den „Unterhaltungen aus der alten Welt für Garten- und Blumenfreunde“ berichtet. In der „Cäcilie“ ist nicht bloß der Sieg des Christenthums an die heilige Rose geknüpft, sondern diese holde Genossin der Liebe schlingt sich als liebliches Bild in den mannichfachsten Beziehungen durch das ganze Gedicht, ja einmal tritt sie als Gleichniß ahnungsvoll sich entwickelnder Liebe hervor (XIII., 36). Galt es nun dem Dichter, wie früher den Glaubensmuth, so jetzt die Macht der Liebe zu feiern, die nothwendig das verwandte Herz entzündet, so mußte hier die Rose eine höchst bedeutende Rolle spielen, vor allem in begeisterter Darstellung als Sinnbild der Liebe hervortreten, wie es hier in Alpinos Preislied (III., 71—84) geschieht. Aber nicht allein der Liebe Bild ist die Rose, auch die Geliebte selbst in ihrem reichen Schönheitsglanze gleicht dieser wundervollen Blume, ja der in märchenhaften Träumen sich gefallende Dichter vertauscht beide geradezu, er läßt Alpinos Geliebte in eine Rose verwandeln, aus dieser dann wieder erblühen, und der Anblick des Rosengartens der eigenen Geliebten, der spröde ihn zurückweisenden Adelheid, die er hier nie mit ihrem Namen bezeichnet, ist die Märchenmuse, welche ihm seine Gesichte eingiebt; die Rose, die er dort vor allen prangen sieht, ergreift ihn so ahnungsvoll, er fühlt, daß auf ihr ein „süß Geheimniß“ ruhe, und vor seinem geistigen Auge bildet sich eine belebte Welt, er sieht zwölf Jungfrauen statt der Rosen, Lilien und Veilchen vor sich, von denen eine vor allen den staunenden Blick fesselt — es ist Clotilde, die Heldin unserer Dichtung. Schon in dieser ganz eigenthümlichen, die gewöhnlichen abgenutzten Musenanrufungen anmuthig ersetzenden Einleitung (I., 1—17) prägt sich der ganze Charakter des Gedichtes bezeichnend aus; denn wie mit einem Zauberschlage fühlen wir uns aus dem gewöhnlichen Zusammenhang der Dinge in die gaukelnde Märchenwelt entrückt, der solche Verwandlungen ein Spiel sind; daneben aber tritt der lyrische, das Selbsterlebte gefühlvoll hinein verwebende Ton bedeutsam hervor. Der Dichter begrüßt die mit dem Frühling wiederkehrende Gesundheit, welche ihn von neuem an der Welt heitern Antheil nehmen läßt, ihm den frischen Blick in das quellende, von Liebe durchdrungene Naturleben wieder schenkt, und besonders fesselt ihn der so heimische Garten der Geliebten, wo diese, selbst wie eine Rose prangend, ihre lieben Rosen, „die jüngern Schwestern“, pflegt. Gleich bei der ersten Erwähnung der „in allen Blüthen glimmenden“ Liebe fließt ihm die Empfindung aus tief bewegter Brust, daß die Rose, der Liebe höchstes Bild, der Schmerzen süße Fülle mit überwiegender Lust in sich berge, und auf Veranlassung Clotildens, die noch nicht ahne, welchen Quell von Sorge und süßen Schmerzen sie in ihrem Herzen trage, giebt er der rothen Rose, aus der hell die Flamme des Liebesgottes schlage, vor der weißen, der stillen Trägerin keuscher Liebe, den Vorzug.

So feuchten Glanz, solch glühend Liebesleben,
So lauen Duft, der Sehnsucht weckt und hegt,
Solch kämpfend Weh, verhüllt in tiefe Röthe,
Ich acht' es süß, ob's auch verzehr' und tödte.

Und hier muß er der eigenen Geliebten gedenken, die ihn verschmähe, weil ihr reiches Herz noch nicht vom Strahl der Liebe entzündet sei, der einst ihr ganzes Wesen zu vollster Blüthe entfalten werde; Wahn und Furcht, Hoffnung, Wunsch und Sehnen werden ihr siegend mit wunderbarer Macht nahen, Freud' und Schmerz in ihr von einer Seite tönen, in einem Traume ihr Auge weinen und lachen (I., 17). Er selbst hat Adelheid völlig entsagt, da er fühlt, daß er in ihr keine gleiche Empfindung zu erregen vermag; denn die Liebe beruht auf dem Gefühle innigsten Zusammengehörens, das wie ein Blitzstrahl die für einander geschaffenen Herzen durchzuckt. Dieser Gedanke, der ihn zur Entsagung stärkt, ist gerade die Grundanschauung unserer ganzen Dichtung. Clotilde und Alpino haben sich auf den ersten Blick gefunden, ja schon Alpinos Gesang hat Clotildens Herz zu dem ungekannten Sänger hingezogen; aber kaum hat sie das erste schüchterne Liebeszeichen im Bilde der Rose dem Bache anvertraut, so wird das liebeselige Paar auseinandergerissen; sein Wiederfinden nach langer Prüfung bildet gerade den Gegenstand der Dichtung. Im Gegensatz zu der herzlichen Neigung Alpinos tritt die räuberische Gewalt der drei Kaiser hervor, wobei etwa die Bewerbung der drei Kaiser in Voltaires Roman: La princesse de Babylon vorgeschwebt haben könnte. Das Feenkind Janthe (der Name, den eine Tochter

des Oceanus führt, heißt Veilchenblüthe*), entreißt ihre Tochter Clotilde diesen wilden, die Neigung nicht achtenden Bewerbern, weil die Liebe nur die Frucht freier Gunst sei, nicht als Pflicht befohlen werden dürfe. Sie entrückt die Jungfrau dem wilden Kampfe, indem sie dieselbe in eine Mairose verwandelt (wie solche Verwandlungen bedrängter Schönen schon in griechischer Sage sich finden, wie bei Daphne), und sie mahnt die auf ihre Waffenmacht trotzenden Kaiser, „mit treuem Bemühen“ um Clotildens Liebe zu ringen. Daß nur des Herzens linde Macht Liebe wecken könne, deutet sie in der Verwandlung Clotildens an, die so lange darin beharren wird, bis ein verwandtes Herz in sehnsüchtigster Liebe sich ihrer ganz würdig erweist; nur so schöne Gaben, wie Sonnenlicht, Thau und linde Lüfte für die Rose sind, können den Zauber bannen. Die reichen Geschenke, welche die drei Kaiser nach einem Jahre bringen, sind todte Stoffe, denen bloß eine belebende Macht eine Art Leben zu verleihen vermag; nur die innig bewegte, den Duft reinsten Gefühls aushauchende Seele öffnet der Liebe das sehnsüchtig schlagende Herz.

Nie wird dem Stoff des Geistes Werk gelingen,
Der heiter sich am leichten Schaffen freut.
Nein, liebend muß sich gleiche Kraft durchdringen,
Und Seel' und Seel' im süßen Wechselstreit,
Und Form und Form anmuthig spielend ringen,
Bis athmend sich das zarte Kind befreit,
Und reich begabt im Duften und im Blühen
Zurückgiebt, was der Meister ihm verliehen.

Alpinos Sang, aus dem die innigste Liebe und das zarteste Verständniß der in keuscher Stille sich ahnungsvoll entfaltenden weiblichen Seele spricht, löst den Zauber und bringt die längst in ihr glühende Liebe zu seligster Offenbarung.

Wir haben den eigentlich bedeutsamen Theil der Handlung ausgehoben, den der Dichter in einen glänzenden Rahmen gespannt und in reichster Darstellung ausgeführt hat. Die Belebung der bezauberten Rose wird als Lösung eines alten Bannes dargestellt, den die Feenkönigin über Janthe verhängt, weil diese sich in Liebe einem sterblichen Manne gesellt, was, wie hier etwas wunderlich angenommen wird, den Feen verboten war, seit die Zauberin Armida, statt den Rinaldo an ihr Reich zu fesseln, selbst zum Christenthum übergetreten. Die Feenkönigin raubt Janthens Knaben und knüpft ihre Verzeihung an die Bedingung, daß dieser wie Janthe sich zu einem sterblichen Manne herabgelassen, ein niedrigeres Leben zu sich heraufziehen müsse.

Und so wie du mit ordnungslosem Streben
Dir einen Herrn aus niederm Kreis erwählt,
So lieb' auch er ein fremdgeartet Leben,
Das träumend nur ein stummer Geist beseelt;
Und eher nicht sei dir die Schuld vergeben,
Bis er versöhnt, was du im Wahn gefehlt,
Und durch die reiche Kraft der Brust nach oben
Das, was er liebt, zu seinem Kreis erhoben.

Janthe ahnt nicht, wie sie durch Clotildens Verwandlung in eine Rose, ein „fremdgeartet Leben“, die Erfüllung der Bedingung herbeiführt, da gerade ihr Sohn diese durch seine reich sich ergießende Liebe ins menschliche Dasein zurückruft. Freilich geht der Spruch nicht ganz streng in Erfüllung, da Alpino ja nicht die Rose, sondern die in ihr ruhende, unablässig gesuchte Clotilde liebt, aber in solchen märchenhaften Dichtungen und so absichtlich dunkel gehaltenen Sprüchen darf man es nicht zu genau nehmen. Bei dieser Erdichtung schwebt wohl Wielands „Oberon“ vor, wo ganz in ähnlicher Weise der Elfenkönig nicht ahnt, daß Hüon und Rezia das Paar seien, welches seine Wiedervereinigung mit Titanien vermittle; nur wird hier der alte Bannspruch nicht gelegentlich eingeflochten, wie die Geschichte von Oberons Fluch in Wielands verschlungenerem, eine viel reichere Handlung entfaltendem Gedichte, sondern der Dichter beginnt mit Janthens Fehltritt und der von der Feenkönigin über sie verhängten Strafe.

Muß es beim ersten Anblick auffallen, daß die Feenkönigin in den Worten, womit sie dem Leontes und der Janthe in Alpino ihren Sohn zuführt, die Liederkunst als die einzige hervorhebt, die wahres Leben wachzurufen vermag:

Nur todten Glanz kann Macht und Reichthum zeigen,
Das Leben ist allein dem Sänger eigen,

so bedenke man dagegen, daß das Märchen uns in die Zeit hinein versetzt, wo, wie im Mittelalter, jeder Liebende zugleich Liebessänger ist, wo die volle Brust sich unwillkürlich in wirklich gesungenen Liedern ergießt. Schulze konnte seinen Alpino nur als Sänger auftreten lassen; sollte er ja sein eigenes Ebenbild sein, wie jener Reinald in der „Cäcilie“, nur in seinem Glücke von ihm unterschieden; denn wenn Alpinos innige, in süßem Gesang ausströmende Liebe sogar Clotildens Bann löst, so hat er selbst durch seine „Cäcilie“, worin er Adelheid ein so herrliches Denkmal gegründet, wie durch seine glühende Liebe, der Erwählten Herz sich nicht zu gewinnen vermocht. Aber daß ihm noch nach diesem Verlust seines höchsten Glückes ein froher, muthiger Aufschwung möglich sei, das hat ihm sein „andres holdes Lieb“ gezeigt,

Das milder stets, je mehr dein Stolz mich kränkte,
Mir süßre Huld und reichre Gaben schenkte.

Zwar führt uns der Schluß des Gedichtes an das Grab des ihm so hold erschienenen und grausam entrissenen Mädchens, aber wenn er den Schmerz um Adelheids Verlust zu ertragen und in sanft nachklingenden Klagen zu lindern vermochte, so wird auch der Untergang dieses „Lenzes der neuen Freude“ ihn nicht der Verzweiflung zum Raube lassen, sondern er auch jetzt Kraft zu neuem Leben sich gewinnen, nachdem der erste Schmerz sich ergossen. Freilich das bittere Gefühl, daß sein höchstes, seligstes Glück in Adelheid ihm hingeschwunden, wird ihn nie verlassen, wie es sich auch in unserm Gedicht in den mannichfachsten Wendungen ausspricht, da jede Vorstellung fremden Liebesglückes ihm sein eigenes Mißgeschick vor die Seele führt, nicht weniger fremder Liebesschmerz. Am ergreifendsten tönt uns diese Klage entgegen in der schönen Stanze (III., 30):

Ich hab' umsonst gestritten und gerungen,
Ich hab' umsonst so lang und treu gedient,
Nie hält mein Arm den theuern Leib umschlungen,
Die alte Schuld bleibt ewig unversühnt!
Der Harfe frohe Saiten sind gesprungen,
Der Kranz ist welk, der einst mein Haupt umgrünt;
Nur einen Kuß um ein verlornes Leben,
Den armen Lohn, du wirst ihn nimmer geben.

Doch wie bitter ihn auch die Vorstellung fremden Liebesglückes quält, so daß er es nicht wagen darf, es sich ganz auszumalen, was er nur am Schlusse über sich gewinnt, wo er gleichsam sein eigenes ersehntes Glück in dem Alpinos sich ausschmückt — sein klagendes Liebessehnen treibt ihn doch immer gerade zu solchen Stoffen hin, sein Lied wird immer zum Liebessang, der seine bittersüßen Erlebnisse der Erzählung einwebt, die gerade dadurch ihn allein anzieht, daß er die Sehnsucht seines eigenen Herzens rührend weckt.

Doch darf ich mir die eignen Lieder wählen,
So wähl' ich die, die mich mit Anmuth quälen.

Dadurch, daß der Dichter uns am Ende an das Grab seines „andern holden Lieb“ treten läßt, gewinnt das Gedicht, das mit dem glücklichen Aufschwung seiner Seele beim neuerblühenden Frühling begonnen, auch eine äußere Einheit, da hier ein wichtiger Abschnitt seines Seelenlebens einen bedeutsamen Abschluß erhält.

So ist denn die „bezauberte Rose“, wie märchenhaft auch der

*) Der Name ihres Geliebten Alpino deutet wohl auf seine Erziehung in den Bergen hin; der des Leontes dürfte aus Shakspere's „Wintermärchen“ entnommen sein.

Stoff sein mag, ganz aus der innersten Brust und dem eigensten Leben des Dichters geflossen, der, wenn er sich auch in dem neuen, nur so kurze Zeit dauernden erheiternden Glücke zu den reizendsten und glänzendsten Schilderungen gemuthet fühlt, doch die Klage um Adelheids unersetzlichen Verlust immer wieder einfließen läßt, ja das ganze Lied ist nur der Preis seiner seelenhaften Dichterliebe, welcher das Schicksal den durch innige Treue verdienten Kranz der Erfüllung versagt hat, deren holden Göttersegen er in Alpinos endlichem Wonnegenuß so lieblich malt. Reiner Liebeshauch durchwebt die ganze Dichtung, die wie lauterer Wohllaut sich ergießt, sich in den prächtigsten Schilderungen freudig erhebt und wie ein liebliches Märchen verklingt, dessen Gestalten eben so wenig scharf umschriebene Formen fordern wie seine Handlung überall genaueste innere Begründung. Und so dürfte Schulze's „bezauberte Rose" als das eigenste Liebesmärchen, worin glückliche, maßhaltende Einbildungskraft und herzlichstes, zu reinster Durchempfindung gereiftes Gefühl sich innigst verschlungen haben, eines unbestrittenen Ehrenplatzes in unserer Dichtung auf immer sich zu erfreuen haben. Mehr als vierzig Jahre sind über dieser Dichtung hingegangen, und noch immer umfängt sie uns mit ureigenstem Reize; denn es athmet in ihr jenes Leben, welches nicht aus dem Modegeschmack der Zeit seine Nahrung mühsam auffaugt, sondern lauter fließt aus der reichen Tiefe eines ächten Dichtergemüthes.

Nach Vollendung seines Gedichtes, von welchem Adelheid, der es gewidmet war, keine Mittheilung erhielt, unternahm Schulze zu seiner Erheiterung und Stärkung eine Fußreise durch die Rhein- und Maingauen, die in Folge mehrfacher Erkältungen seine Gesundheit ganz untergrub, obgleich er äußerlich gestärkter und blühender nach Göttingen zurückkehrte. Im Winter ergriff ihn die Krankheit mit großer Heftigkeit; er fühlte, daß ihm eine lange und mannichfaltige Reise Noth thue, und so erging er sich um so lieber im wonnigen Vorgefühl eines im folgenden Sommer zu genießenden längern Aufenthaltes in Italien, wohin dortige Freunde ihn einluden, als er daselbst sein großes heiteres Epos zu vollenden gedachte und ihn von Göttingen alles wegtrieb, da die Aussicht auf eine dortige Anstellung aus Mangel an thätigen und einflußreichen Gönnern ganz geschwunden war, und die unselige auf seinem Körper lastende Spannung nur durch Entfernung von dem Orte zu heben schien, wo alles ihn an sein verlornes Glück bitter mahnte. Je mehr sich das Uebel, eine von der Mutter ererbte Lungenschwindsucht, trotz scheinbarer zeitweiliger Besserung entwickelte, um so herzlicher sehnte sich der Kranke nach seiner Familie; im Mai 1817 ward er nach Celle zurückgebracht, wo er noch die Freude erlebte, sein Gedicht des Preises gewürdigt zu sehen, obgleich er selbst damals nichts als die Verse hübsch daran finden wollte. Bereits am 26. Juni hauchte der neunundzwanzigjährige Dichter, ohne irgend eine Todesahnung, seine dem Schönen, Guten und Edlen zugewandte, zart empfindliche Seele aus.

Schulzes ganzes Leben war die Liebe; wie ängstlich er auch sein Gefühl vor der rauhen Welt verbergen und seine Seele oft in kalten Spott und spielende Leichtfertigkeit hüllen mochte, zu lieben und geliebt zu werden war der mächtigste Trieb seines reinen, zart anklingenden Herzens, dem alle Kraft mächtigen Widerstandes und gefaßten Kampfes abging. In seinen schönsten Hoffnungen bitter getäuscht, der beiden geliebtesten Seelen durch Tod und spröde Kälte beraubt, blieb ihm nichts als wehmüthige Jammerklage, die ihn auch nach Italiens goldenen Auen begleitet, die ihm überall des Glückes Himmel trüb umwölkt haben würde. Die ganze Gewalt seines liebeglühenden Herzens, die ganze Wonne entzückendster Liebesseligkeit, den ganzen Schmerz bitterster Entsagung, die ganze Sehnsucht unendlichen Liebesdranges hat er in jenen beiden Gedichten ausgeprägt, die als herrliche Offenbarungen eines geprüften Dichterherzens uns wundervoll ergreifen, als das Doppelgestirn einer Liebe, woran der Dichter selbst zu Grunde ging, aus dessen Seele ein gleich rein, warm und voll quellender Strahl der Dichtung nimmermehr hervorsprudeln konnte. Verdienen auch manche seiner lyrischen Gedichte und Elegien, so wie die im achtzehnten Lebensjahre geschriebene dichterische Erzählung „Psyche" freundliche Anerkennung, so hat sich doch des Dichters Herz in diesen beiden Blüthen seiner gepreßten Liebe am reichsten und vollendetsten ausgesprochen, und der Strom der Dichtung fließt hier mit vollster, mächtig die frei hinwallende Einbildungskraft tragender Gewalt. Freilich wird die „bezauberte Rose" vor der „Cäcilie" immer den Vorzug feinsten sprachlichen Wohllauts, süßester Anmuth und reinster Ausprägung beanspruchen, da der Dichter seines Gegenstandes durchaus mächtig war und durch die vorangegangene größere Dichtung sich rein ausgebildet hatte, allein auch jene, obgleich der Dichter nicht die letzte Hand daran zu legen vermochte und seine Kraft sich dem gewaltigen Gegenstand nicht überall gewachsen zeigte, dürfen wir mit Recht als eine der gehaltvollsten Gaben der deutschen Muse allen empfehlen, die für tiefe, wahre, ernste Dichtung noch Herz und Sinn haben.

Altfranzösische Weinlieder aus dem 15. Jahrhundert.

Von Adolf Laun.

Neben den Treibhauspflanzen der klassischen und den abenteuerlichen, zum Theil exotischen Blumen der romantischen Poesie sind für uns Deutsche die einfachen Feld- und Haideblüthen der französischen Volksdichtung von besonderem Interesse, denn sie fordern uns durch Analogie und Gegensatz zur Vergleichung mit dem auf, was wir darin besitzen und noch immer so sorgsam durchforschen. Vor allem ist dies mit dem Trink- und Weinliede*) der Fall, das in einem Lande, wo verhältnißmäßig viel weniger gekneipt und gesellschaftlich gesungen wird als bei uns, sich entfernt nicht an Reichthum und Mannichfaltigkeit mit dem messen kann, was in unseren Sammlungen und Commersbüchern aufgespeichert liegt. — Eine Parallele zwischen den Erzeugnissen der deutschen und französischen Weinbegeisterung — denn von Bier- und Schnapsbegeisterung ist im weinreichen Frankreich nicht die Rede, höchstens von der für Apfelwein, — würde zu kulturhistorisch ergiebigen Resultaten führen, besonders wenn man dabei die politischen und socialen Anspielungen, den Witz und die satirischen Pointen ins Auge faßte, welche die Ausbrüche des gesellschaftlichen Jubels und des trunkenen Humors zu begleiten und ihnen ihr Salz zu geben pflegen.

Im Folgenden möge ein kleiner Beitrag zur Geschichte der französischen Weinlieder geliefert und auf einen Mann hingewiesen werden, den man, obgleich die Literaturgeschichte sich kaum mit ihm befaßt hat, als den Vater dieser Gattung ansehen kann.

Das 15. Jahrhundert ist in Frankreich ein poetisch sehr unergiebiges. Die Lieder der Troubadours sind verklungen, und die Gesänge der Trouveres, deren letzter Charles von Orleans ist, verhallen allmälig. Die ritterliche Dichtung verfällt mit der Unterdrückung des Feudalgeistes unter Ludwig IX., und der bürgerliche Geist, das Volksbewußtsein beginnt, durch diesen König gehoben, sich zu entwickeln; damit stehen die ersten Regungen einer volksthümlichen Poesie in Verbindung, deren bedeutendster Vertreter Villon, das Pariser Straßenkind, ist. — Der altgallische Humor, der der Nation eigenthümliche Volkswitz, der noch nichts von seiner Naturwüchsigkeit verloren hat, macht sich hier geltend; denn erst im folgenden Jahrhundert beginnt die Zeit der Renaissance und mit ihr die neuere lyrische Kunstdichtung, in welcher die Anlehnung an die Muster der Alten allmälig den Pseudoclassicismus erzeugt, der bis zum Entstehen der romantischen Schule die gesammte französische

*) Einige Proben davon wurden schon früher vom Verfasser in Uebertragung mitgetheilt.

Poesie beherrscht. — Er thut dies jedoch mit Ausnahme des Volksliedes, das, wenn auch nicht frei von literarischen Einflüssen, hier wie überall seine eignen Wege geht, so daß selbst die kunstgebildeten Chansonniers einer späteren Zeit bis auf unsere Tage trotz aller Formeneleganz und sprachlichen Correctheit jenem altgallischen Humor, seinem kaustischen Witz und seiner naiv schelmischen, bald derberen, bald freieren Ausdrucksweise treu zu bleiben suchen. Wie Béranger der Schneiderssohn der letzte, so ist Olivier Basselin, der Walkmüller, über den wir hier einige Mittheilungen machen wollen, einer der ersten Chansonniers des an lustigen Couplets so reichen Landes. Er kann sich freilich an literarischer Bedeutung nicht mit dem etwas später lebenden Villon messen, ist aber eine durchaus eigenthümliche und somit beachtenswerthe Erscheinung.

Ueber seine Lebensumstände ist nicht viel zu ermitteln gewesen; wir kennen selbst nicht sein Geburtsjahr, wissen aber, daß er 1418 bei einem Einfall der Engländer in die Normandie erschlagen worden ist. Seine Mühle lag im romantischen Thale Vire in der Unternormandie an einer Brücke, die noch heute Pont de Basselin heißt. Er war ein geschickter Arbeiter und brachte im Mühlenwesen bedeutende Verbesserungen an, aber nach und nach gewann das Trinken und Versemachen bei ihm die Oberhand; er wurde so liederlich und verarmte so sehr, daß seine Familie ihn fallen ließ und seine Frau sich von ihm trennte. Aus seinen Gedichten geht hervor, daß er in der Jugend eine gewisse Bildung genossen hatte und selbst Latein verstand; auch scheint er einige Seereisen gemacht zu haben. Seine uns traditionell erhaltenen Lieder, die erst zwei Jahrhunderte nach seinem Tode in etwas veränderter und verjüngter Sprache gedruckt und gesammelt zum ersten Mal herausgegeben worden sind, zeugen von viel Geist, Witz und Humor und von einer wahrhaft bacchischen Begeisterung, der man es nicht ansieht, daß sie mitunter statt vom Rebenblut vom Apfelwein hervorgerufen ist. Sie wurden bald so populär, daß man sie allenthalben sang und nachahmte und die ganze Gattung nach dem Thale Vire, wo die Muster entstanden waren, vau (zusammengezogen aus val) de vire nannte. Hieraus ist später durch Corruption der noch heute gebräuchliche Name vaude-ville für ein kleines mit Couplets versehenes Lustspiel entstanden. Statt eine kaum mögliche Analyse und Charakteristik dieser Eingebungen eines lustigen Augenblicks zu bieten, habe ich es versucht, einige derselben in Inhalt, Bewegung und Ton möglichst treu wiederzugeben und glaube dadurch am besten den Leser in ihre Eigenthümlichkeit einzuführen. Vielleicht findet derselbe, daß sie dem Geist und Charakter unserer Wein- und Kneipenlieder durchaus nicht so fern stehen, als man beim Gegensatz der Zeit und Nationalität erwarten sollte. — Die Weinbegeisterung, wenn auch nicht die für Apfelwein, ist aber auch eins der am meisten allgemein menschlichen Motive, welche die Dichtung kennt.

Lob der alten Zeit.

Liebt man wie ich das Trinken sehr,
So fürchtet man als Räuber mehr
Ein teufelisch Gebräue;
Vor Räubern kann noch Rettung sein,
Doch wer getrunken schlechten Wein,
Empfindet Angst und Reue.

Ach würde doch mit einem Mal
Mir meine Gurgel kurz und schmal,
Wenn ich mit Schund mich quäle;
Wenn aber gut und ächt der Wein,
O möchte sie dann länger sein
Als eines Kranichs Kehle!

Vom Wassertrinken sprecht mir nicht,
Es zwingt mich keine fromme Pflicht,
Dazu mich zu verstehen;
Und wär' ich auch ein Klostermann,
Tränk' ich ein Glas nicht dann und wann,
Bald wär's um mich geschehen.

Ich weiß, ich trinke wie ein Schlauch,
Doch meine Väter thaten's auch,
Zum Vorbild uns erkoren. —
Wenn wir die Traditionen fliehn
Und uns dem alten Brauch entziehn,
Ach dann sind wir verloren! —

Rundgesang.

Was brauchen wir zu denken
An Türk und Muselmann!
Bum! Bum!
Denn sitzen wir in Schenken,
Was geht die Welt uns an!
Bum! Bum!
Ihr Herrn, trinkt in der Reih' herum,
Hoc acuit ingenium!

Es ist ein gutes Zeichen,
Wenn man an's Trinken denkt,
Bum! Bum!
Dem Wein muß Alles weichen,
Was uns betrübt und kränkt.
Bum! Bum!
Ihr Herrn ꝛc.

Der Wirth, der Wein entweihet,
Der ist ein Bösewicht.
Bum! Bum!
Wonach der Laubfrosch schreiet,
Das Wasser woll'n wir nicht!
Bum! Bum!
Ihr Herrn ꝛc.

Wir trinken hier am Tische
Nur reines Rebenblut
Bum! Bum!
Dazu, daß man ihn mische,
Ist dieser Wein zu gut.
Bum! Bum!
Ihr Herrn ꝛc.

Lob des Noah!

Herr Noah war ein braver Mann,
Er fing zuerst den Weinbau an
Und trank den Saft der Reben.
Der Wein, der gute Wein soll leben!

Lykurg war der Vernunft beraubt,
Er hat den Weinbau nicht erlaubt;
Wer Wasser trinkt, wird Nichts erstreben,
Der Wein, der gute Wein soll leben!

Wer guten Wein trinkt, kommt zum Ziel,
Der alten Trinker giebt es viel,
Manch junger Doctor stirbt daneben,
Der Wein, der gute Wein soll leben!

Der Wein ist nicht wie andrer Trank,
Trinkt man zu viel, wird man nicht krank,
Mir pflegt er Herkuls Kraft zu geben,
Der Wein, der gute Wein soll leben!

Da Noah noch im Silberhaar
Für uns des Trinkens Lehrer war,
Soll er als Vorbild uns umschweben,
Der Wein, der gute Wein soll leben!

Entschluß.

Es hat mein Schatz mich aufgegeben,
Sie sagt: ich tränke gar zu gern,
Das aber kürze mir das Leben,

Drum will ich nur in Wüsten eilen,
Wo Wein und Becher von mir fern,
Und bis zum Tode dort verweilen. —
Dort trink' ich Wasser aus der Quelle,
Dann wird's mit mir zu Ende sein,
Denn wißt: bei meinem Naturelle
Dient solch ein Trank mir zum Verderben,
Und denkend an die Liebste mein,
Werd' ich, ein frommer Büßer, sterben.

Weil voll ein Glas ich vor mir sehe
Und weil's dort nichts als Wasser giebt,
Trink' ich Euch zu, bevor ich gehe.
Einst könnt auf meinem Grab Ihr lesen:
Hier ruht, der sehr den Wein geliebt,
Das Wasser ist sein Tod gewesen.

Adams Schuld.

Es hat uns Adam, wie wir wissen,
Um's schöne Paradies gebracht,
Weil er zu viel aus guten Bissen,
Zu wenig sich aus Wein gemacht.

Drum war ich niemals sehr gewogen
Dem Essen und den Leckerein
Und habe stets das Trinken vorgezogen,
Nur muß es gute Sorte sein. —

Und wenn ich mich zum Wirthshaus lenke,
Um zu erfrischen Herz und Sinn,
Geht stets mein Auge nach der Schenke,
Doch niemals nach dem Bratspieß hin.

Es folgt darin der Seele Trieben. —
Zu lang schon steht dies Glas vor mir,
Ein Glas, das lange voll geblieben,
Gehört nicht in das Thal von Vire.

Der Geizhals nach dem Tode.

Wer liegt denn hier im dunk'len Grabe,
Bedeckt vom kalten Leichenstein?
Ein Geizhals war's mit reicher Habe,
Der stets nur Wasser trank statt Wein.

Wie ist um's Leben er gekommen?
Der böse Durst gab ihm den Tod,
Weil er zu seines Magens Frommen
Der Kehle nie ein Gläschen bot.

Wie kommt's, daß, wo man ihn versenkte,
Nichts als die Distel keimt empor? —
Ein Körper, den nur Wasser tränkte,
Bringt niemals gutes Kraut hervor.

Warum von Freunden und Genossen
Tönt nie ein Lied an seinem Grab?
Weil stets sein Keller war verschlossen,
Und Keinem er zu trinken gab. —

So blieb er unbeweint hienieden?
Wer ist, der den betrauen mag,
Der dürstend aus der Welt geschieden
Zu des Geschlechtes Schimpf und Schmach?

Jetzt spülen lachend seine Erben, —
Er kam ja an den rechten Ort, —
Indem sie sich die Nase färben,
Mit seinem Wein die Schande fort. —

* Eine deutsche Münzgeschichte.

Deutsche Münzgeschichte von Dr. Johannes Heinrich Müller. In drei Theilen. Erster Theil: Deutsche Münzgeschichte bis zu der Ottonenzeit. Leipzig, Weigel 1860, S. XIV. u. 376.

Johannes Müller, Conservator der Alterthumssammlung am germanischen Museum in Nürnberg, von dem wir auch in diesen Blättern bereits manchen Aufsatz kulturgeschichtlichen Inhalts brachten, hat den ersten Band einer deutschen Münzgeschichte erscheinen lassen, welche eine fühlbare Lücke in der Geschichtswissenschaft ausfüllt, indem sie das durch frühere Forschungen und in verschiedenen Münzbeschreibungen niedergelegte urkundliche Material nicht allein durch neue Entdeckungen und Aufklärungen vermehrt, sondern dasselbe auch zu einem wissenschaftlichen Bau zusammenfügt, welcher den Gang der geschichtlichen Entwicklung im Münzwesen klar darlegt und zur Anschauung bringt. Seine mit Vorliebe den materiellen Zuständen der Vergangenheit zugewandten Studien führten den Verfasser vielfach mit dem Münzwesen zusammen, und indem ihm der Mangel an eingehenden Schriften darüber fühlbar wurde, sah er sich genöthigt, sich das Dunkel so viel als möglich selbst zu erhellen.

So entstand denn der Plan zu dem Werke, dessen vorliegender erster Band die deutsche Münzgeschichte bis zur Ottonenzeit umfaßt.

Dieser erste Theil behandelt zunächst gleichsam das mythische Zeitalter des deutschen Münzwesens, verbreitet sich unter der fleißigsten und umsichtigsten Berücksichtigung der Quellen und Vorarbeiten über die ältesten Zeiten, in welchen noch Tausch und Gegentausch die Stelle des Geldverkehrs vertrat, und geht dann zu der Berührung der Germanen mit den Römern und dem ersten Auftauchen des Geldes über. Interessant sind die Aufklärungen, welche der Verfasser über die sogenannten Regenbogenschüsselchen und ähnliche Münzen giebt, die er als keltische oder national-gallische Münzen nachweist; sie mußten allmälig dem kräftigen Vordringen der Römer und ihrem cultivirten Münzwesen weichen. Die Verbreitung der römischen Münzen in Deutschland verfolgt sodann der Verfasser vermittelst der Funde an den südlichen und westlichen Grenzen, an den Handelsstraßen durch Schlesien und Posen und Preußen an der Ostsee und diese entlang bis tief in Rußland hinein. Aus dem römischen Münzwesen entwickelte sich im fränkischen Reiche allmälig das deutsche, dessen Anfänge der zweite Abschnitt des Werks zum Gegenstande hat, während die folgenden sich über die Karolingische Münzgesetzgebung, das Münzrecht, das Gepräge, die Münzstätten und ihre Beamten, über Münzbenennungen und über Gewicht und Werth der Münzen verbreiten. Die drei letzten Abschnitte sind die wichtigsten, indem sie die alten Werthverhältnisse klar und bestimmt nach dem Maßstabe unsers heutigen Geldwerthes feststellen und außerdem werthvolle Angaben über das Markt- und Zollwesen, den Luxus, den Reichthum, die Preise und Maße bieten. Ueberhaupt ist das Werk durchweg reich an kulturgeschichtlicher Forschung und läßt uns weiter nichts zu wünschen übrig, als daß der zweite und dritte Band recht bald erscheinen mögen.

Das niederrheinische Musikfest.

Von dem siebenunddreißigsten niederrheinischen Musikfeste, welches zu Pfingsten in Düsseldorf gehalten werden soll, erwartet man Außerordentliches, da im vorigen Jahre die Feier des Krieges wegen unterblieb. Die Vorbereitungen sind im vollen Zuge und versprechen unter der Leitung von Hiller das Beste. Chor und Orchester sollen quantitativ noch stärker sein, als in den vorigen Jahren. Für den Sopran sind 160, für den Alt 115, für den Tenor 120 und für den Baß 190 Stimmen angemeldet, und das Orchester wird aus 68 Violinen, 24 Bratschen, 24 Violoncellen und 16 Contrabässen

bestehen, während die Blas-Instrumente alle eine doppelte Besetzung erhalten. In Betreff des Programms, welches seit langer Zeit bekannt gemacht ist, verdient das Comité sicherlich den besten Dank des Publikums. Besonders interessant verspricht die Aufführung des Samson zu werden, der bei dieser Gelegenheit vollständiger, als es seit Langem der Fall gewesen ist, hervortreten wird. Mosel hat in der bekannten Bearbeitung, durch welche dieses Oratorium so allgemeine Gunst erlangt, mit einem großmächtigen Messer hineingeschnitten und ist bei dieser Operation offenbar zu tief ins Fleisch gerathen. Dies Unrecht soll einigermaßen wieder gut gemacht werden. Eine vollständige Aufführung nach der Originalpartitur wäre freilich nicht rathsam oder höchstens von Händel-Fanatikern anzurathen, denn dieselbe hat allein sechszehn Arien und ein Duett mehr als die Mosel'sche Bearbeitung. Aus diesen Solo-Sätzen hat Kapellmeister Hiller nun diejenigen ausgesucht, welche ihm einestheils als die schönsten, anderntheils als diejenigen erschienen, welche geeignet sind, die Hauptträger der Handlung, Samson, Delila, charakteristischer hervortreten zu lassen. Er hat diesen Stücken deutschen Text untergelegt und die nothwendigen Ergänzungen in der Instrumentation hinzugefügt, und es ist unzweifelhaft, daß dadurch dem Werke eine wahre Bereicherung geworden. — Ueber die zu erwartende Ausführung des Programms sagt die Kölnische Zeitung: Auch mit der Wahl der Künstler, welche Soli übernommen haben, darf man wohl zufrieden sein. Wer machte nicht schon gern eine Fahrt, um Julius Stockhausen, den feinsten und gebildetsten Sänger, und J. Joachim, den genialsten, hinreißendsten Geiger unserer Zeit zu hören? Auch die volltönige Altstimme des Fräulein Auguste Schreck ist am ganzen Rheine als eine der schönsten und ausdrucksvollsten bekannt. Frau Jenny Bürde-Ney, die erste dramatische Sängerin an der königlichen Oper in Dresden, ist bei uns noch wenig aufgetreten und findet eben so wie Herr Schnorr von Carolsfeld, der, in Karlsruhe unter Eduard Devrient gebildet, nach Dresden engagirt ist, einen besonderen Anziehungspunkt. Wie wir hören, hat das Comité außerdem eine Menge von Celebritäten auf dem Gebiete der Musik als Ehrengäste eingeladen, nämlich: Rossini, Meyerbeer, Richard Wagner, Liszt, Franz und Ignaz Lachner, Julius Rietz, David, Stephen Heller, Gouvy, Verhulst, Gevaerts, Chorley, Kücken, Frau Clara Schumann u. a. m., die, wenn sie auch nur theilweise eintreffen, dem Feste noch eine besondere Weihe geben. Nun hat sich aber auch in diesen Tagen der Frühling in der schönsten Art eingestellt. Wen drängt es da nicht zu dem diesjährigen Musikfeste, das in Düsseldorf so recht ein Fest des Frühlings ist?

Keplers Leben und Entdeckungen.

* Bremen, 17. Mai. Gestern sprach im Künstlerverein Herr Professor Scherk über Keplers Leben und Entdeckungen. Nach kurzer Darstellung des ptolemäischen und copernicanischen Weltsystems und derjenigen Erscheinungen am Himmel, welche das letztere noch unerklärt gelassen hatte, verbreitete sich der Vortrag über die ersten Lebensschicksale bis zu Keplers Anstellung in Graz und legte dann ausführlich den Gedankengang dar, der Kepler bei Abfassung seines ersten Werks, des mysterii cosmographici, leitete; diese Schrift brachte ihn bekanntlich mit Tycho de Brahe in Verbindung, der ihn, nachdem er der Religionsverfolgung halber Steiermark hatte verlassen müssen, nach Prag zog. Dort wurde er 1601, nach Tycho's Tode, dessen Nachfolger in der Direction der kaiserlichen Sternwarte. Es wurden sodann die großen Entdeckungen, die den Namen des Keplerschen Gesetzes tragen, erläutert und nachgewiesen, wie er dieselben unter dem Druck der jammervollsten äußern Schicksale mit unermüdlicher Beharrlichkeit verfolgt und gefunden habe; während er den commentarius de stella Martis schrieb, mußte er Horoscope stellen, um nur leben zu können, und während er die harmonia mundi ausarbeitete, seine Mutter vertheidigen, damit sie nicht als Hexe gefoltert und verbrannt werde. Der letzten Periode, der Zeit der Trübsal und des heimathlosen Umherirrens, in welcher er bekanntlich noch mit Wallenstein in Verbindung kam, wurde nur kurz gedacht. Er starb am 15. November 1630 in Regensburg, wohin er gereist war, um sein rückständiges Gehalt und die Erstattung der Auslagen, die er bei der Ausarbeitung der Rudolphinischen Tafeln gemacht hatte, zu erbetteln.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Leben und Dichten Johann Christian Günthers. Von Otto Roquette. — Studien über den Ursprung des österreichischen Kaiserhauses. Von L. Glückselig. — Der Tannhäuser. Eine Künstlergeschichte von F. W. Hackländer. — Dorf-Idyllen. Von Robert Waldmüller. — Cajus Gracchus. Trauerspiel in fünf Akten von H. Brandes. — Maria Stuart oder die Reformation in Schottland. Drama in fünf Akten von J. Bamme.

— * Das fünfte Heft der „geographischen Mittheilungen“ von Petermann enthält eine Abhandlung von Adolf Berger, Secretär der geographischen Gesellschaft in Tiflis, über den Kaukasus und die Bergvölker, über die man sich in Europa, „so gern in den falschesten Meinungen ergeht.“ Der Artikel ist wichtig zum Verständniß der einlaufenden Nachrichten von neuen Unterwerfungen und als treues Bild der gegenwärtigen ethnographischen Verhältnisse. Dasselbe Heft enthält eine sehr sauber in Farben gedruckte orographisch-physicalische Karte von Java von Dr. Petermann, nebst einem Aufsatz über die orographisch-physikalischen Grundzüge Java's nach Dr. Junghuhn. Die interessanten Höhenverhältnisse dieses Insellandes werden durch ein System von neun farbigen Schichten dargestellt.

— * Der Orientalist Professor Tischendorf aus Leipzig befindet sich augenblicklich wieder in Petersburg, um die Veröffentlichung des von ihm auf dem Sinai aufgefundenen Bibel-Codex einzuleiten. Nach dem von ihm entworfenen und vom Kaiser genehmigten Plane wird der Text genau in den Schriftzügen des Originals mit eigens dazu gegossenen Lettern in drei Großfolio-Bänden abgedruckt werden und ein vierter Band den lateinischen Commentar des Herausgebers zu mehr denn 7000 Textstellen, so wie Mittheilungen über die Geschichte, das hohe Alter und den kritischen Werth des Manuscripts enthalten, zwanzig photographische Tafeln sollen diejenigen Seiten, welche für die Kritik von höchstem Interesse sind, treu wiedergeben. Im Sommer 1862 wird das Werk in Petersburg und unmittelbar darauf in Leipzig eine andere Ausgabe des vollständigen Textes vom neuen Testament, gewissenhaft nach jenem Original, in kleiner griechischer Schrift erscheinen.

— * Dem großen portugiesischen Dichter Camoens, dem Sänger der „Lusiaden“, ist in Lissabon ein Denkmal errichtet worden. Auf einem achtseitigen Piedestal im Renaissance-Stil steht der Dichter, begeistert zum Himmel schauend. Die Rechte trägt eine Rolle, sein Heldengedicht, das er schwimmend bei einem Schiffbruche rettete, seine Linke stützt sich auf den Knopf seines Schwertes. Victor Bastos heißt der Bildhauer.

— * Dem verstorbenen Baurath Professor Wilhelm Stier ist auf seinem Grabe zu Schöneberg bei Berlin am 8. Mai ein Denkmal errichtet. Der dem Meister von seinen Schülern gestiftete Grabstein hat in goldenen Lettern die Inschrift: „Friedrich Ludwig Wilhelm Stier, Baurath und Professor an der Bau-Akademie zu Berlin, geb. den 8. Mai 1799, gest. den 19. Septbr. 1856. Dem Freunde, dem Lehrer die Architekten Deutschlands.“

— * Die auf Anregung von Ferdinand Hiller im Jahr 1850 zu Köln gegründete „Rheinische Musikschule“ hat ein Jahrzehnt ihres Bestehens hinter sich und veranstaltete in den letzten Tagen des April eine Erinnerungsfeier. Bei dieser Gelegenheit bemerkt L. Bischoff in der Kölnischen Zeitung: Die Anstalt hat

seit einigen Jahren den Namen „Kölner Conservatorium der Musik" angenommen, um Mißverständnissen vorzubeugen, die der frühere Name veranlassen könnte. Es sind nämlich in neuerer Zeit mehrere Musikschulen in Deutschland entstanden, die in ähnlicher Weise, wie es z. B. in Holland der Fall ist, eigentliche Schulen sind, d. h. bestimmt für allgemeine musikalische Bildung, wie Gymnasien und andere Schulen für wissenschaftliche, die mithin den Elementar-Unterricht nicht ausschließen und mehr auf die Verbreitung der Musik im Volk und in weiten Kreisen berechnet sind, als auf die Ausbildung von Fachmusikern und Künstlern. Daher geht denn auch die Schülerzahl solcher Anstalten leicht in die Hunderte. Gegen sie verhalten sich die musikalischen Conservatorien als eigentliche Berufsschulen ungefähr so, wie die Universitäten und ihre Fakultäten sich zu den Schulen verhalten. Der bekanntlich aus Italien stammende Name ist freilich nicht deutsch, aber in allen Ländern zur Bezeichnung derjenigen Anstalten angenommen, als deren Hauptzweck die Erhaltung (Conservation) der Tonkunst durch Lehrer und Uebung, die vollständige Ausbildung der Zöglinge zu Künstlern und Trägern der Kunstlehre, die Entlassung derselben zum unmittelbaren Eintritt in eine künstlerische Laufbahn gilt. Es versteht sich von selbst, daß diese Bestimmung durchaus keine Schranke für diejenigen zieht, die aus Neigung und Freude an der Tonkunst ihr Wissen und Können gründlich und künstlerisch zu begründen wünschen, eben so, wie die Universität von Vielen besucht wird, welche die dort zu erlangende wissenschaftliche Bildung nur um der Wissenschaft selbst willen erstreben, nicht zu praktischer Benutzung im Berufsleben. Das gegenwärtige Lehrerpersonal bilden die Herren Ferdinand Hiller, Franz Weber, Woldemar Bargiel, Ferdinand Böhme, Josef Brambach, Bernh. und Adolf Breuer, Ferd. Breunung, Franz Derckum, Julius Grunwald, Nic. Hompesch, Th. Hülle, Otto von Königslöw, Dr. Ernst Weyden (für das Italiänische), Dr. Wolfgang Müller (für deutsche Literatur und Declamation). Im Laufe des Jahrzehends wirkten außerdem an der Anstalt und sind zu anderweitigen Stellungen übergegangen die Herren Ernst Koch, Kammersänger, Karl Reinecke, Musikdirector in Breslau, Karl Reinthaler, Musikdirector und Dom-Organist in Bremen, Eduard Frank, Universitäts-Musikdirector in Bern. Durch den Tod verlor das Conservatorium die trefflichen Künstler und Lehrer Franz Hartmann und Theodor Pixis.

— * In Frankfurt a. M. ist die Stelle des dort am 9. April d. J. verstorbenen Musikdirectors Franz Josef Messer zu besetzen. — Messer war 1811 im Nassauischen geboren. Das bedeutende Musiktalent des elfjährigen Knaben gewann 1822 in einem Hofconcerte die Gunst und Unterstützung des Herzogs. Messer kam 1826 nach Frankfurt und wurde daselbst Schüler Schelble's, des ausgezeichneten Musiklehrers und Gründers des „Cäcilien-Vereins." — Nach einem längeren Wanderleben in Mainz, Koblenz und verschiedenen Städten Thüringens nahm Messer seinen bleibenden Aufenthalt zu Mainz, zunächst als Director der dortigen Liedertafel. 1835 und 1837 leitete er die großen Musikfeste und ward 1837 nach Schelble's Tode Vorstand des „Cäcilien-Vereins", dem er über zwanzig Jahre seine besten Kräfte weihte. Außerdem leitete Messer seit einer Reihe von Jahren den philharmonischen Instrumentalverein und die zehn jährlichen Museumsconcerte. Messer war bedeutend als Sänger und Gesanglehrer, als Clavierspieler und Orchesterdirigent. Als Componist ist er weniger hervorgetreten.

— * Eine neue komische Oper von Dessauer, „Dominga", in zwei Akten, nach einem Texte von Baumann, wird in Wien auf dem Operntheater gegeben, scheint jedoch nicht viel glücklicher zu sein als ihre Vorgängerin „Paquita", wenn auch der Componist mehrfach gerufen wurde. Die ziemlich stillose Ouverture erzielte beim übrigens sehr freundlich gestimmten Publikum keine besondere Wirkung. Am meisten Anklang im ersten Akte fanden — trotz vereinzelter Opposition — ein Terzett und ein Schmugglerchor. — Der zweite Akt, der, mit dem ersten verglichen, weniger ängstlich reflektirend gearbeitet, sondern frischer und leichter hingeworfen erscheint, auch ein paar wirklich komische, mitunter sogar derbkomische Züge enthält, brachte unter Anderm ein sehr wirksames und recht gefällig gearbeitetes Ensemblestück mit Chor.

— * Das neue dreiaktige Lustspiel von Benedix, „Die Stiefmutter", wird am Hofburgtheater in Wien gegeben und macht Glück. Die dort erscheinenden „Recensionen" sagen von dem Stück: Es erfüllt nicht nur die nothwendigste Bedingung, die an ein literarisches Produkt gestellt werden muß, nämlich jene, nicht zu langweilen, sondern es leistet auch der edleren Unterhaltung, die ein Drama gewähren soll, Genüge. Eine eigentlich künstlerische Arbeit ist die „Stiefmutter" nicht, aber immerhin ein Bühnenwerk, das den praktischen Bedürfnissen des Theaters entspricht und zugleich höhere Interessen, als es an sich befriedigt, im Zuschauer wenigstens anzuregen weiß. Man steht hier denn doch auf der Brücke, die aus dem von schriftstellernden Handwerkern bevölkerten Gebiet in die Sphäre gestaltender Poeten hinüberführt, und mancher frische Luftzug trägt uns von dort ein grünendes Blatt und einen anmuthigen Klang zu. Das Benedix'sche Schauspiel veranschaulicht uns eine Frau, Leonore genannt, die ihr inneres Glück den Rücksichten gegen ihren Vater, der sich in zerrütteten Verhältnissen befand und sich der Noth und der Schande preisgegeben sah, dadurch opferte, daß sie dem Manne, dem reichen Banquier, Herrn von Sternfeld, der die Rettung ihres Vaters an den Besitz ihrer Hand knüpfte, diese reichte, während sie ihr Herz, das längst einem Andern verpfändet war, dem Gatten stolz und beharrlich verschlossen hält. Die aus der ersten Ehe desselben stammenden zwei Kinder, Karl und Marie, welche letztere nach dreijähriger Abwesenheit vom Hause eben zurückgekehrt ist, erblicken in der unglücklichen Leonore, deren Kummer sie nicht kennen, eine kalte, bloß dem Flitter der Welt huldigende Stiefmutter, der sie das frostige Benehmen des Vaters ihnen gegenüber allein zuschreiben. Der Vater selbst erscheint als ein flacher, jeder tieferen Empfindung unfähiger Gesellschaftsmensch, dessen vornehmstes Streben dahin geht, sich mit äußerem Glanz zu umkleiden und auch den Kindern dies vermeintlich wünschenswertheste Gut vor Allem zu sichern. Karl und Marie sollen zu sogenannten glücklichen Verbindungen gezwungen werden. Dieser Anlaß führt eine Verständigung zwischen der Stiefmutter und den Kindern herbei. Die letzteren, welche längst ihre Gatten gewählt haben, lernen in Leonore ein warmfühlendes Wesen kennen und gewinnen in ihr eine treue Bundesgenossin. Herr von Sternfeld, der seine Frau die Pläne der Kinder unterstützen sieht, verliert auf Augenblicke seine lässige Ruhe, die er aber bald wieder durch den Gedanken zurückerobert, daß nichts seine väterliche Macht zu brechen im Stande sei. Da tritt plötzlich ein fremdes Element in den Familienkreis und vermehrt die Schwüle, die darin herrscht. Oswald von Warnow heißt der Ankömmling und ist kein Anderer als der Geliebte Leonorens, der von der Treulosen Rechenschaft fordert. Er überzeugt sich bald von der unerschütterten Liebe des Weibes, welches das Opfer eines Handels gewesen und ihm jetzt mit allen Pulsen leidenschaftlich zufliegt. Er erklärt dem Gemahl offen, daß er sein altes Anrecht auf Leonore nicht so leicht aufgebe, und Herr von Sternfeld, um seinen innern Frieden, wie um seine Ehre besorgt, da er überdies in Erfahrung brachte, daß Oswald in dieser Stadt seinen Wohnort nehmen wolle, bittet die Gemahlin in jener höflichen Weise, die den Mann von Welt charakterisirt, sie möge den Geliebten bestimmen, seinen Vorsatz aufzugeben. Leonore sträubt sich lange gegen diese Zumuthung, der sie endlich um den Preis Gehör schenkt, daß es nur ihr anheimgestellt werde, die Zukunft der Kinder zu gründen. Sie sagt Oswald von Warnow für immer Lebewohl, und das Stück schließt mit den Worten, die sie halb resignirt, halb bekümmert an Karl und Marie richtet: Ihr sollt glücklich sein!

— * In Meiningen starb am 14. Mai der bekannte Schriftsteller Ludwig Bechstein im Alter von 59 Jahren.

— * Das zweite Heft der Selbstbiographie von Spohr schildert die Zeit und die Erlebnisse des Meisters von 1805 bis 1815 und ist ungemein reich an Mittheilungen über jene bewegte Periode und die großen Persönlichkeiten derselben. Den Hauptinhalt bildet der Aufenthalt in der österreichischen Hauptstadt und die Stellung des Componisten am Theater an der Wien, sein Verhältniß zu Beethoven und die Wiener Musikzustände. Wir heben folgende Stelle heraus: Nach meiner Ankunft in Wien suchte ich Beethoven sogleich auf, fand ihn aber nicht und ließ deßhalb meine Karte zurück. Ich hoffte nun, ihn in irgend einer der musikalischen Gesellschaften zu finden, zu denen ich häufig eingeladen wurde, erfuhr aber bald, Beethoven habe sich, seitdem seine Taubheit so zugenommen, daß er Musik nicht mehr deutlich und im Zusammenhange hören könne, von allen Musikpartien zurückgezogen und sei überhaupt sehr menschenscheu geworden. Ich versuchte es daher nochmals mit einem Besuche; doch wieder vergebens. Endlich traf ich ihn ganz unerwartet in dem Speisehause, wohin ich jeden Mittag mit meiner Frau zu gehen pflegte. Ich hatte nun schon Concert gegeben und zweimal mein Oratorium aufgeführt. Die Wiener Blätter hatten günstig darüber berichtet. Beethoven wußte daher von mir, als ich mich ihm vorstellte, und begrüßte mich ungewöhnlich freundlich. Wir setzten uns zusammen an einen Tisch, und Beethoven wurde sehr gesprächig, was die Tischgesellschaft sehr verwunderte, da er gewöhnlich düster und wortkarg vor sich hinstarrte. Es war aber eine saure Arbeit, sich ihm verständlich zu machen, da man so laut schreien mußte, daß es im dritten Zimmer gehört werden konnte. Beethoven kam nun öfter in dieses Speisehaus und besuchte mich auch in meiner Wohnung. So wurden wir bald gute Bekannte. Beethoven war ein wenig derb, um nicht zu sagen roh; doch blickte ein ehrliches Auge unter den buschigen Augenbrauen hervor. Nach meiner Rückkehr von Gotha traf ich ihn dann und wann im Theater an der Wien, dicht hinter dem Orchester, wo ihm der Graf Palffy einen Freiplatz gegeben. Nach der Oper begleitete er mich gewöhnlich nach meinem Hause und verbrachte den Rest des Abends bei mir. Dann konnte er auch gegen meine Frau und die Kinder sehr freundlich sein. Von Musik sprach er höchst selten. Geschah es, dann waren seine Urtheile sehr streng und so entschieden, als könne gar kein Widerspruch dagegen stattfinden. Für die Arbeiten Anderer nahm er nicht das mindeste Interesse; ich hatte deßhalb auch nicht den Muth, ihm die meinigen zu zeigen. Sein Lieblingsgespräch in jener Zeit war eine scharfe Kritik der beiden Theater-Verwaltungen des Fürsten Lobkowitz und des Grafen Palffy. Auf Letzteren schimpfte er oft überlaut, wenn wir noch innerhalb seines Theaters waren, so daß es nicht nur das ausströmende Publikum, sondern auch der Graf selbst in seinem Büreau hören konnte. Dies setzte mich sehr in Verlegenheit, und ich war nur immer bemüht, das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 22. Bremen, 27. Mai. 1860.

Inhalts-Anzeige.

Aus meinen Memoiren.

Von Emma Niendorf.

Fürst Metternich.

Es sieht wohl etwas wie Tragik der Geschichte aus, daß man im nämlichen Augenblicke den Fürsten Metternich zu Grabe trägt, wo sein System und mit demselben die österreichische Herrschaft in Italien zusammenbricht. Mit mehreren Todesfällen jener Frühlingsmonde ist es so gewesen, als sollte ein Vorhang niederfallen zwischen den vorigen und jetzigen Tagen.

Unter die Kuppel der Karlskirche haben sie ihn getragen, die sich vor der Bastei erhebt, zwischen dem Wasserglacis und dem Kärnthner-Thor; nach dem Vorbilde der Peterskirche gebaut — selbst die Bernini'schen Thürmchen fehlen nicht — unfern des kleinen, ganz kleinen Hauses, fast nur wie eine Bude, in welchem Millionen in Rauch aufgehen, weil seit vielen Jahren da die Einlösungsscheine verbrannt werden. Unter die Kuppel der Karlskirche, in deren stolzer Rotunde ein dramatischer Dichter, Colin, sein Todtenmal fand; und wo man, auf der andern Seite, Carolinen Pichler ein Monument zu weihen gedachte, was aber an dem Willen der Tochter scheiterte, indem als erster Kapitalstock hiezu eine Reihe werthvoller Briefe von der Verfasserin des Agathokles, im Besitze Frankl's, dienen sollte.

In meiner eignen Chronik finde ich aus ächten Quellen manche kleine Reminiscenzen an Fürst Metternich verstreut, die ich wie Glaspasten zu einer Mosaik zusammen fügen will — freilich nicht als Pietra dura.

Nur wenige Jahre sind es, daß ein ritterlicher Greis, dem ich nahe gehöre, der zu Prag als Kadet noch dem Kaiser Josef II. vorgestellt ward, auch viel in den engern Zirkel der Lieblingstochter Maria Theresiens kam, der Erzherzogin Christine von Sachsen-Teschen, deren hübsche Hände er pries, mir in der Einsamkeit seines Schlosses von dem „schönen Clemens“ erzählte, der im Hause seiner Eltern zu Trier Ein Zimmer mit diesem seinen Jugendfreunde theilte. Mein alter edler Herr blickte auf einen Wechsel von Begebenheiten zurück, wie sie sich wohl selten noch in den Raum Eines Menschenlebens gedrängt haben. Es gelüstete ihn, unter der Maske eines Couriers, welchen Fürst Hardenberg expedirte, Paris in der Schreckenszeit zu betrachten, wo er die Statue der Freiheitsgöttin auf dem Altare sah und im Hotel de Ville Gefahr lief, als deutscher Reichsgraf erkannt und in einen Kerker geworfen zu werden, welcher sich nur auf die Guillotine öffnete. Gerettet kehrt er heim zu seiner Römerburg an der Altmühle, er der zu Frankfurt bei der Kaiserkrönung schon im glänzendsten Jünglingsalter in seinem Erbamt funktionirte, in dem nämlichen Frankfurt, wo er noch ein deutsches Parlament erleben sollte. Man sagt, daß Frauenherzen hoch schlugen, als die herrliche Gestalt auf kühnem Rosse mit dem Silber-Scheffel unter den Balkon am Römer sprengte. Auch die Kaiserin beugte sich weit vor.

In den Gemächern der Herzogin Amalie von Weimar lernte er Wieland kennen mit seinem schwarzen Sammetkäppchen, welches derselbe sogar dort auf dem Haupte behalten durfte; lernte er Goethe kennen, Schiller und blieb vielleicht nicht ganz ohne Einfluß auf den Wallenstein. Fast noch in Knabentagen fochten er und „Vater Radetzky“ Seite an Seite als treue Kameraden, waren sich brüderlich zugethan und schrieben einander bis an ihr Ende.

Das Schlachtenpferd ist ihm unter dem Leibe getödtet worden, und Kugeln haben seinen Federhut durchbohrt. Das Ehren-Kreuz trug er nie, womit ihm der erste Napoleon die deutsche Brust kreuzigen wollte, und hat noch von einem zweiten December und einem zweiten Napoleonskaiser gehört. Aber den Frieden von Villafranca hat er zum Glücke nicht mehr erlebt. Er hätte das treue alte Herz gebrochen. Sie nannten ihn den letzten Ritter. In Reim und Prosa nannten sie ihn so.

Doch ich bin weit von dem Hause zu Trier, in welchem „der schöne Clemens“ Ein Zimmer mit ihm theilte. Bald nachher stifteten sie, jener, Metternich, die Schwarzenbergs und Andere, einen Jünglingsbund der Vaterlandsliebe und Tapferkeit, den der silberhaarige Krieger wenigstens für sein Theil unverbrüchlich gehalten hat; wie er auch noch den goldnen Reif dieses Bundes — wohl über sechszig Jahre — am Finger trug, so daß die eingegrabenen Buchstaben der Devise ganz abgewetzt waren. Vermuthlich hat der Feldzeugmeister den Ring mit in die Gruft genommen. Ich betrachtete mit Wehmuth dieses Symbol schöner, gleich der Inschrift verwischter Träume, die ihm aber eine Wahrheit blieben.

Charakteristisch ist, daß Metternich schon damals der Kanzler des Bundes war. Mein alter Herr besaß ein Aktenstück, das sich auch in seinem Nachlaß vorgefunden haben muß, ein Aktenstück von des Fürsten Hand, welches für Autographen-Sammler nicht uninteressant sein dürfte. Die Statuten des Bundes, von „dem schönen Clemens“ selbst niedergeschrieben. Noch in ganz späten Jahren, wenn sich die Jugendgenossen wiedersahen, auch zuletzt, am Hofe von König Ludwig, hat Fürst Metternich des Bundes für Vaterlandsliebe und Tapferkeit, jener Jugendtage überhaupt, lebhaft gedacht und seinen Ring ebenfalls noch besessen. Ob er ihn wohl auch in den Sarg begleitete? . . . . . .

Dies erinnert mich, daß während der nämlichen Anwesenheit in München im Jahre 1841 der Fürst eines Abends im Salon gelegentlich eines schönen Topas' erwähnte, den er besitze: mit weißen, rothen, blauen Streifen. „Das müßte sehr hübsch sein, wenn sie ihn fassen ließen“, meinte der französische Gesandte: „Ce serait

très joli . . . .“ „Mais ce serait un jacobin!“ fiel ihm Metternich in das Wort. —

Das Gespräch über den Fürsten führte natürlich ganz von selbst immer auch auf den Wiener Congreß. Metternich und der Wiener Congreß das ist Eins. Da wachlen die Erlebnisse den Augenzeugen wieder auf. Da verrieth sich manches Anekdötchen zwischen den Zeilen, mancher Zug vom Commereage der hohen und diplomatischen Zirkel, in welchem die Napoleonskriege ausklangen, und welcher dem Historiker nicht bloß, auch dem Annalisten entwischt ist. Wir hörten z. B. wie man den König von Preußen „die Ordonnanz von Kaiser Alexander“ hieß, weil jener in Husarenuniform Letzteren stets begleitete. Wie Lady Castlereagh das Hosenordensband ihres Gemahls als Coiffure auf dem Kopfe trug, u. d. m. (Dieser Haarschmuck ist mir erst recht verständlich geworden, seit ich im Parlament zu Westminster, bei einer Vertagung im Hause der Lords, den insularischen Federputz u. s. w. auf den Häuptern der aristokratischen Damenwelt im Gefolge von „her majesty“ wallen sah.)

Man erzählte uns ferner u. a. von den „diners fins“ des Prinzen von Ligne, welche unausweichlich für sechs Personen gedeckt waren, und an denen so Viele, die ganze Creme der Creme, Theil nahmen, in den zwei einzigen Zimmern, aus denen seine Wohnung bestand. Kein Commis eines Bankierhauses würde jetzt so bei sich empfangen. Der heutige Luxus, das Ersticken in Sammet und Atlas und Silber ist wesentlich „parvenu“. Er kommt uns direct aus den jetzigen Tuilerieen und stammt ursprünglich schon von dem ersten Napoleon, dem ersten und größten Parvenu. Der Prinz von Ligne hingegen, dessen „diners fins“ auch den Gourmands an Geist und namentlich Witz unvergeßlich bleiben, konnte einst an seinen Sohn adressiren: „Citoyen Ligne, né prince de Ligne.“

Hatte ich damals doch selbst erst vor wenigen Wochen in den kaiserlichen Remisen zu Wien unter allen den Krönungswagen die Reihe überreicher Schlitten gesehen, welche ganz eigens für den Congreß gefertigt wurden, für seine festliche „Schlittage“, einer immer kostbarer als der andere, und in denen Metternich neben den Monarchen fuhr: Alles wird uns gar nah gebracht. Wir meinen die Gestalten darin erblicken zu müssen. Ich sah Alle leibhaftig vor mir. Man zeigt uns, wo Kaiser Franz und Alexander rc. fuhren, man nennt die Damen, mit denen sie fuhren. Der Schlitten des Kaisers von Rußland hat um 10,000 Gulden mehr gekostet als der des Königs von Preußen.

Der Wiener Congreß, das ist auch Talleyrand. Unwillkürlich stellt man, vielleicht mehr wegen der Contraste als wegen der Analogien, den französischen Diplomaten neben den deutschen. Vogel von Vogelstein zu Dresden hat jenen unverwüstlichen Minister aller Regierungen, als er in London war, noch im hohen Alter porträtirt. Die Zeichnung soll sehr ähnlich sein, nach der Versicherung einer Dame von Rang, die ihn genau kannte; wie sie denn überhaupt, ein weiblicher Metternich, in die Geheimgeschichte aller Höfe und Kabinete nicht bloß tief eingeweiht, sondern sogar verwickelt war; so daß sich aus der vertrauten Unterhaltung mit ihr die merkwürdigsten Enthüllungen aller Art, blaue und sonstfarbige Bücher niederschreiben ließen. Ein weibliches Genie, vielleicht der Staatskunst selbst, doch wenigstens sicher der Diplomatie, hat sie in alle Triebräder ihrer Zeit geblickt, ja dieselben mitunter wohl selbst in Bewegung gesetzt — Kaiser Alexander und noch mehr der erste Napoleon wüßten davon zu sagen — und nicht selten die kleinen Hände im großen Spiel gehabt, wenn es überhaupt ein großes Spiel genannt werden darf. Unter andern Umständen wäre sie eine Katharina II. geworden. An die Czarin auch gemahnte das geistreiche Haupt, die feine Linie des Profils.

„Er hatte ein Gesicht, das mich immer an eine Schlange erinnerte“, sagte sie mir bei Gelegenheit jenes Greisenbildes von Talleyrand. „Wie beide konnten uns nicht ausstehen, er und ich. Ich habe ungeheuere Scenen mit ihm gehabt. Er war ganz niedrig. Er hat von mir gefordert ihm Personen zu verrathen. Ich war außer mir. Ich habe es aber auch an die Quelle gebracht, wie ich es ihm gleich vorhersagte. Seine eigentlichen Memoiren liegen zu Sagan, ich habe sie gelesen, ich kenne sie. Ich weiß, wo seine Schätze hinflossen. Auch die 300,000 Fr. von Sachsen, welche er dafür bekam, daß dieses Land nicht getheilt werden sollte . . . .“

„Talleyrand“, fuhr sie fort, „trotz seinem Alter, seiner Häßlichkeit, seinem lahmen Bein, war ein Geck: mit diesen langen blonden Locken, dem Pudern, dem Parfümiren, allen nur möglichen Toilettekünsten u. s. w. Wegen seiner Stellung, seines Verstandes und Witzes waren die Frauen aber wie besessen für ihn; gerade mit dem Perfiden, Spöttischen, was er gegen sie selbst übte, gewann er sie. Morgens saßen sie Alle an seiner Toilette; die Duchessen von so und so, und eine Menge anderer französischer und deutscher Damen, Alle saßen um ihn her. Auf der andern Seite am Fenster war ein kleiner Sopha, da empfing seine Frau die Besuche. Einmal an einem Morgen kam ich auch hin: Da saßen sie auf Stühlen, eine lange Reihe neben einander, alle seine Maitressen, wie er sie nach einander gehabt, die ganze Chronologie. Er sah mich mit einem ganz seltsam hämischen Gesichte an. Ich verstand ihn gleich, und im Gruße flüsterte er mir lachend zu: „Nicht wahr, ich habe sie gut rangirt?“ — Er hatte Jeder, wie sie kam, den Stuhl angewiesen.“

„Im Sommer da schickte er sie alle in die Bäder. Einmal mußten sie alle an Einem Tage abreisen; er richtete es so ein. „Von sechs Uhr an habe ich sie in den Wagen gehoben“, sagte er dann, „und erst um drei Uhr war ich fertig! . . . . . . „In dieses Getriebe hineinzublicken“ . . . . . . mit diesen Worten unterbrach sie fast zornig die Mittheilung: „In dieses Getriebe hineinzublicken. — „Wenn man mir sagte, ich sollte wieder zwanzig Jahre sein, und man wollte mir alles das geben, aber ich hätte meine Erfahrungen wie jetzt dabei, das versichere ich Sie: ich wollte lieber hier im Dorfe Kranke pflegen oder in ein Spital gehen oder in eine Menagerie; dort die wilden Thiere pflegen, sie nähren und für sie arbeiten!“ — Das ist die Moral davon. —

Der Congreß von Wien bringt mich auf den zu Karlsbad. Damals feierte Goethe dort seinen einundsiebzigsten Geburtstag. Abends im Conversationshause sprach er in einer Gruppe, die sich um ihn sammelte, eine Stunde lang, in Einem Gusse, wie ein Buch, ungemein schön. Jemand, der daneben stand und es mir noch vor wenigen Jahren in Baden selbst erzählt hat, hörte, wie Fürst Metternich zu dem Meister sagte: „Wenn Ew. Excellenz das auf Ihren Namen drucken lassen, so würde das mehr Wirkung hervorbringen auf die Welt, als unsere Karlsbader Beschlüsse, die wir herausgeben.“ —

Der Fürst Staatskanzler mochte wohl nicht geneigt sein, allen Dichtern und Schriftstellern so willig das Feld zu räumen als dem Collegen von Weimar. Nicht allzu günstig erwies er sich z. B. einem der berühmtesten Gelehrten Deutschlands und des Kaiserstaats, der nun ebenfalls, vor nicht langer Zeit, zur Ruhe eingegangen ist. Nicht allzu günstig, wenn ich wenigstens nach einem Vorgange schließen kann, welchen mir Lenau aus des großen Orientalisten eigenem Munde mitgetheilt hat, ohne zu ahnen, daß derselbe sein allernächster Schlafgenosse werden würde; denn Beide liegen jetzt neben einander, Haupt an Haupt, auf dem Friedhof von Weidling gebettet im grünen Thälchen an mir wohlbekannter Stätte, auf der ich eine Rose und ein Pensee gepflückt. „Hammer“, sagte der Verfasser der Albigenser, ich weiß nicht mehr bei welchem Anlaß, „Hammer spricht „Fürst Metternich“ so schnell aus, daß ich immer verstand: „Schmetterling!“ wenn er mir von dem Münster erzählte, und ich mich immer besann, wen er dann meint. Hammer hat eine Wuth auf Orden. Er wünschte den Stephansorden, und Metternich bestärkte ihn noch darin. Jener machte eine Eingabe und ging selbst zum Erzherzog

Ludwig. Die Sache mußte aber vom Fürsten an den Staatsrath zur Bestätigung. Metternich sagte immer, wenn Hammer trieb: „Es ist beim Staatsrath.“ — Der Gelehrte wurde zuletzt ungeduldig und ging zum Erzherzog. Von diesem erhielt er die Nachricht, daß die Eingabe noch beim Fürsten Metternich liege und von demselben noch nicht dem Staatsrath übergeben sei. Hammer rennt zu Metternich und fragt und erfährt wie gewöhnlich: „Die Eingabe ist beim Staatsrath.“ — „Ist das gewiß?“ — „Sie werden sich doch auf mich verlassen, wenn ich es Ihnen sage?“ — „Der Erzherzog sagt mir aber das Gegentheil: Die Eingabe ist noch nicht vor dem Staatsrath.“ — „Also bin ich ein Lügner?“ — Hammer machte eine stumme Verbeugung und ging dann davon. Er bekam den Orden nicht und verlor auch seine Aemter, nur Hofdollmetsch ist er geblieben. Er ist wüthend auf Fürst Metternich.“ — Psychologisch merkwürdig möchte man es nennen, daß Fürst Metternich — und dies ist buchstäblich zu verstehen — so viel Freude an allem Chinesischen fand, mochten es Figuren, Stoffe, Spielereien sein, kurz an allem, was Schmuckes von den kunstfertigen Leutchen jenseits der großen Mauer kommt.

Ich erwähnte vorhin eines Autographen vom Fürsten Metternich. Er selbst besaß wie Fürstin Radziwill eine in anderem Sinne merkwürdige, eigenthümliche Art von Handschreiben: Er sammelte nämlich kuriose Briefe, wofür ihm freilich reiche Quellen sprangen. Vermuthlich legte er auch die Epistel eines Prinzenerziehers dazu, von der man in der betreffenden Residenz zu berichten wußte: der nachgeborene Prinz eines regierenden Hauses „im Reich“, der aber bereits majorenn war, empfing von dem kaiserlichen Staatskanzler ich weiß nicht welche Aufmerksamkeit, irgend ein Geschenk, welches ihm derselbe schickte. Natürlich antwortete ihm der Prinz; und sein Hofmeister fand für nöthig, noch ein Schreiben beizulegen, worin er dem Fürsten die Versicherung gab: „daß Se. Hoheit dies Schreiben ganz ohne Beihülfe seiner, des Hofmeisters, verfertigt habe!“ — Solches geschah nicht weit von der Mitte gegenwärtigen Jahrhunderts.

Sogar dergleichen persönliche Beziehungen zwischen den Höfen und Metternich, vor 1848; das war fast wie von Macht zu Macht. Bezeichnend dafür ist auch schon, daß man die Fürstin, seine Gemahlin, in ganz Wien nur „die Melanie“ hieß, in den Vorstädten wie in der Burg. Das hat etwas Souveränes. Es gab in Oesterreich, in Europa nur die Eine Melanie. Eine Art von Absolutismus — ein Absolutismus des guten Geschmacks, der Grazie und Vornehmheit. Das Exclusive in höchster Potenz: Zufällig bin ich Zeuge gewesen bei dem Feste, welches ein deutscher Staatsminister gab aus Anlaß der Anwesenheit der Fürstin Metternich in dortiger Stadt, wie dessen liebenswürdige Gemahlin, selbst eine kleine Königin in ihren Kreisen, während sie dem gefeierten Gaste ihr Album zeigte, zum Schmucke für dasselbe der edlen Dame die Bitte um ihr Bildniß vortrug. Fürstin Melanie hat jene nur groß und stumm angesehen. — In dem eignen Album der Fürstin, einer kostbaren, ich möchte fast sagen einzigen Sammlung von Miniaturen, muß sich das greise ritterliche Porträt meines alten Herrn finden, welches die Gattin seines Jugendfreundes bei einer der letzten Begegnungen von ihm begehrte.

Als ich vor acht Jahren zu Wien war, habe ich mir Metternichs ehemalige verlassene Residenz betrachtet, die Staatskanzlei, nahe bei der Burg, fast stolzer als sie, jetzt doppelt verwaist. Gleichwohl lebte sein Name bei den neuen Verhandlungen über ein neues Italien wieder auf, in verjüngter Persönlichkeit, an der Seine wie an der Donau — und Fürst Metternich spielte Comödie auf dem Liebhabertheater des Kaisers Louis Napoleon III. in Compiegne.

Das Molochsfest in Wildisbuch.

Von Balthasar Ritter.

> „Meine Seelenpein gereicht meinem himmlischen Vater zu unbeschreiblicher Freude.“
>
> Das heilig' Margethli.

Johannes Scherr hat unter dem Titel „die Gekreuzigte oder das Passionsspiel zu Wildisbuch“ (St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer, 1860) eine umfassende und aktenmäßige Darstellung der blutigen Gräuel herausgegeben, welche eine religiöse Tollwuth im Jahr 1823 zu Wildisbuch (Wildenspuch) in der Schweiz in Scene setzte. Gestützt auf die betreffenden, im Staatsarchiv der Republik Zürich aufbewahrten Akten und auf Erkundigungen an Ort und Stelle, giebt der Verfasser ein Nachtstück, ein Schauergemälde des Rückfalls in den semitisch-syrisch-phönikischen Götzendienst, welches seltsam und grauenerweckend mitten in dem lichten Kulturleben des neunzehnten Jahrhunderts steht. — Der Hergang, welcher manchem Leser bereits aus dem neuen Pitaval bekannt sein mag, ist kurz folgender: Zur Zeit der großen Reaction gegen das während der Freiheitskriege erstarkte Selbstgefühl, zur Zeit der „heiligen Allianz“ und der Wirksamkeit der Frau von Krüdener lebte in Wildisbuch eine Bauernfamilie, deren Haupt ein finsterer, eigensüchtiger Gesell Namens Johannes Peter, genannt der Judenschießer, war. Die Familie war wegen ihres abgeschlossenen, finstern Wesens nicht beliebt in der Gemeinde, stand vereinsamt da und ward nicht groß beachtet, bis die jüngste Tochter vom Hause, Margareth (das „heilige Margethli“), durch ihre superstitiose Frömmigkeit und religiöse Schwärmerei die Aufmerksamkeit in so hohem Grade erregte, daß selbst Frau von Krüdener und andere zum Pietismus neigende Personen von Stande mit der Heiligen in Verbindung traten. Der gesunde Sinn der Wildisbucher Bauern fühlte sich aber dennoch nicht zu dem religiösen Treiben der Judenschießerschen Familie, deren adorirtes Haupt jetzt das heilige Margethli war, hingezogen und sah mit Kopfschütteln auf einige beschränkte, arme Teufel aus der Umgegend, welche der Schwärmerin ebenso blind ergeben waren als die Mitglieder der Familie und des Hauses. Mit einem der Mitschwärmenden, einem beschränkten Schuster Namens Jakob Morf, fällt die Heilige nach mancherlei verrücktem, schwärmerischem Gebahren in Liebe und hofft mit dem Geliebten gleich dem Elias lebendig der Erde entrückt und in den Himmel erhoben zu werden. Als sich Margareth aber nach langem, vergeblichem Harren in dieser Hoffnung getäuscht sieht, glaubt sie der himmlischen Auffahrt und Verklärung nur durch Tod und Marter würdig werden zu können, und der Gedanke einer Selbstopferung am Kreuze bildet sich nach und nach zur fixen Idee und treibt die Schwärmerin mit dämonischer Gewalt zu molochistischem Blutdurst. — Der Raum verbietet uns dem vom Verfasser an der Hand der historischen und aktenmäßigen Ueberlieferung trefflich auseinander gelegten, psychologischen Gang im Gemüthe der Frommen, welcher sie endlich zum scheußlichsten Verbrechen gegen sich und andere trieb, hier eingehender zu verfolgen, und wir begnügen uns mit der Erwähnung des blutigen Endes, um dasselbe durch das zehnte Kapitel des vorliegenden Werks, welches einen Excurs über den Baal-Moloch-El-Schaddai enthält, zu erklären und zu begreifen.

Es war am 13. März 1823, als sich im Hause des Judenschießers seine fünf Töchter, sein Sohn, zwei Schwärmer Namens Moser, Ursula Kündig, die Magd Margaretha Jäggli und der Knecht Heinrich Ernst zu blutigem Werke versammelten. Man hatte die Tage vorher schon ein großes Luftgefecht „gegen den Satan“ geliefert, und Hammer, Zangen, Keile und andere Mordwerkzeuge lagen noch in der Kammer, in welcher sich die fieberhaft gespannten Fanatiker versammelt hatten, zur Hand. — Das phönicische Opferfest begann. — Die Heilige erklärte den Versammelten feierlich: „Ich habe mich für viele Seelen verbürgt, die der Satan nicht losgeben will. Unter diesen befindet sich auch mein Bruder Kaspar. Ich kann aber

diesen Kampf nicht bestehen, ohne daß Blut vergossen wird.“ Darauf befahl sie, die Anwesenden sollten sich Faustschläge auf Stirn und Brust versetzen, um den Teufel auszutreiben, und vollführte diesen Befehl mit wildem Eifer an sich selber. Dies war das Signal zu dem Blutopfertanz um den Altar des Baal-Moloch. Die düstere Kammer des Wildisbucher Bauernhauses, sagt Scherr, wurde zum Thale Ben-Hinnom, um sich zuletzt zum Golgatha zu wandeln, auf welchem unsere Heldin als Opfer blutete, nachdem sie in jenem die Opferpriesterin gemacht hatte, — eine ganz eigenthümliche Verwirklichung der molochistischen Blutopfertheorie. — Die Heilige ergreift nun eine eiserne Zange, zerrt ihren Bruder Kaspar zu sich hin mit den Worten: „Sieh, Kaspar, der böse Feind will deine Seele“ — und versetzt ihm mehrere Streiche auf Kopf und Brust, so daß er an beiden Stellen zu bluten anfängt. Jetzt hat die molochistische Bestie in der Brust des rasenden Weibes Blut geschmeckt. Sie will darin schwelgen bis zur Sinnlosigkeit. Ihre Schwester Elisabeth schreit auf: „Ich sterbe gern zur Rettung der Seelen meines Vaters und meines Bruders. Schlagt mich todt, schlagt mich todt!“ Und willig, den Todesstreich zu empfangen, streckt sie sich rücklings auf das Bett und versetzt sich mit einem hölzernen Schlägel einen Schlag auf den Kopf. „Es ist mir geoffenbart, daß die Elisabeth sich opfern soll!“ kreischt die Heilige, faßt einen eisernen Hammer und versetzt der Schwester damit einen Schlag auf den Schädel. Ein wohllüstig-grausamer Kitzel stachelt sie vorwärts und immer tiefer hinein ins Blut. Eine Wuth erfaßt sie, nur vergleichbar der Berserkerwuth der Malaien auf dem ostindischen Archipel, wenn sie den „Mordlauf“ rennen. Sie schlägt mit dem Hammer blind um sich, verwundet einen der Moser und die Ursula Kündig und befiehlt ihnen, die Schwester todtzuschlagen. Verzweiflungsvoll jammert die Ursula: „Wie kann ich meine Herzensfreundin tödten?“ — „Du mußt!“ tobt die Heilige. „Der Vater im Himmel verlangt es. Du mußt, wenn du nicht willst, daß der Satan über Christus Meister werde.“ — „Ich lasse mein Leben für Christus!“ stöhnt die Elisabeth. „Um's Himmelswillen, ich kann es nicht thun!“ ächzt die Ursula. Und wieder die Heilige: „Du mußt es thun, ihr Alle müßt es thun! Ich werde die Schwester wieder auferwecken, wie ich selber am dritten Tage wieder auferstehen werde. Du mußt, Ursula! Gott stärke deinen Arm!“

Als wäre die Raserei der Heiligen, ein höllisches Fluidum, in die Andern hinübergeströmt, werfen sich jetzt alle auf die Elisabeth und schlagen mit ihren Mordwerkzeugen auf die Daliegende los, und in das schreckliche Geschlage hinein kreischt die heilige Furie ihr: „Gott stärke deinen Arm, Ursula! Laß dein Leben für Christus, Elisabeth!“ Endlich sinkt die Gemarterte unter einem Streich der Zange, den die Ursula geführt, mit zerschmettertem Schädel zurück, röchelt, ohne zu zucken, ohne einen Laut des Schmerzes von sich zu geben, noch einmal: „Ich lasse mein Leben für Christus!“ und verathmet. — Da saß nun die Molochpriesterin neben dem Leichnam der ermordeten Schwester, im stieren Auge der Glanz des Wahnsinns, in der Rechten einen blutbefleckten Hammer haltend, schrecklich anzusehen in ihrer unbeugsamen Entschlossenheit, mit dämonischer Energie bis zum letzten Athemzuge die Ihrigen beherrschend. Ihr Busen flog, ihr Leib zitterte fieberisch, aber fest und gebietend klang ihre Stimme, als sie jetzt sprach: „Es muß noch mehr Blut vergossen werden. Christus in mir hat seinem Vater für viele tausend Seelen Bürgschaft geleistet. Ich muß sterben! Ihr sollt mich kreuzigen.“ Darauf der eine Moser und die Ursula schüchtern: „Fordere doch das nicht von uns!“ Sie dagegen: „Es ist besser, daß ich sterbe, als daß viele tausend Seelen zu Grunde gehen.“

Nun beginnt der grauenvolle Akt der Kreuzigung, dessen scheußliche Einzelnheiten wir übergehen; das furchtbare Opferfest endet mit dem martervollen Tode der Priestern. — Natürlich bemächtigte sich das Malefizgericht der mörderischen Fanatiker und verurtheilte dieselben je nach Maßgabe ihrer Schuld zu geringeren oder größeren Zuchthausstrafen; außerdem verfügte das Gericht, daß das Haus des Judenschießers bis auf den Grund abgetragen, die Fundamente verschüttet, die Materialien verbrannt und niemals mehr eine Wohnstätte auf dieser Stelle errichtet werden sollte.

Woher nun dieser Gräuel, den man gern aus dem Gedächtniß der Menschen verwischen möchte? Scherr erklärt ihn, wie allen mordsüchtigen, religiösen Fanatismus überhaupt, als einen Rückfall in die ursprüngliche semitisch-religiöse Anschauung, welche der Furcht vor unbegriffenen, zerstörenden, lebensfeindlichen Naturmächten entsprungen, diese Mächte durch einen Kult, dessen Mittelpunkt das Menschenopfer war, zu versöhnen suchte. Der furchtbare Gott verlangte einen furchtbaren Kult. Furchtbar, barbarisch und grausam mußte dieser Gott sein, weil er nichts weiter war als das verobjectivirte und personificirte Wesen der rohen und barbarischen Völker selbst, welche ihren particularistischen, selbstsüchtigen Nationalcharakter in ihm verehrten. Der Ausgang der semitischen Religionen war ein absolut böser, weil unmenschlicher; die dem Begriff und der Wesenheit der Menschennatur entsprechende Fortentwicklung zum Guten und Menschlichen aber hat dann die Verehrung des bösen Princips nach und nach auf dem Wege religiöser Reformen beseitigt, stets aber mit den Anhängern der ursprünglichen religiösen Weltanschauung zu kämpfen gehabt, welche in der Erbitterung des Kampfes nur um so zäher am Alten hängen blieben und ihrem Gott entsprechend grausam und blutdürstig, die Feinde der Unmenschlichkeit und Grausamkeit als die Feinde ihres Gottes bekämpften. Darum wurden die Propheten und Reformatoren getödtet, darum mußten Hunderttausende von Ketzern verbluten, darum Hunderttausende in Religionskriegen fallen. Die massenhaften Ketzer- und Hexenverbrennungen waren, wenn wir sie in ihrer Tiefe erfassen, weiter nichts als Menschenopfer im großen Stile, Opfer einer molochistischen Reaction gegen mildere und menschlichere religiöse Weltanschauungen.

Ursprünglich war der althebräische Gott, wie Scherr ausführt, vom Moloch nicht verschieden, und eine Menge Stellen der zu verschiedenen Zeiten verfaßten Bücher des alten Testaments prägen in ihm den Begriff einer zerstörenden Naturmacht aus. Seine Erscheinung ist furchtbar. Ganz wie Moloch ist auch El Schaddai oder Elohim oder Jahve ein „fressendes Feuer.“ Sein Nahen und sein Anblick wirken tödtlich. Als Schrecken und Finsterniß fällt er auf Abraham, als rauchender Ofen und lohende Feuerflamme erscheint er dem Patriarchen (Genes. 15, 12. 17). Aus dem brennenden Dornbusche ertönt die Stimme El Schaddais, welche den Mose beruft. Als Wolkensäule bei Tage, als Flammensäule bei Nacht geht der Gott den Kindern Israel in der Wüste voran. Die unnahbare Zerstörungsmacht dieses Feuergotts ist auch bei den Hebräern keineswegs bloß eine physische, sondern zugleich auch eine moralische, denn die schrecklichen Wirkungen seines Wesens sind nicht etwa nur zufällige, sondern absichtliche. Bezeugt doch die Bibel ausdrücklich, daß Jahve selbst an Solchen, die ihm opferten, jede Verletzung der Ehrfurcht gegen ihn, sogar eine rein zufällige, mit Tod und Vernichtung strafte; man vergleiche Samuel 1, 6. 13—19, wo Jahve 50,070 Mann des Volks von Beth Semes tödtet, weil die Unglücklichen zufällig die Bundeslade gesehen. Ja, die lebensfeindliche, verneinende Seite des ältern Jahvethums erscheint so ausgebildet, daß der Pentateuch (5. Buch Mose, 32, 41—42) dem Gott geradezu eine kannibalische, berserkerhafte Lust am Blutvergießen zuschreibt: „Wenn ich meines Schwertes Blitz gewetzt und meine Hand gegriffen zum Gericht, so bezahle ich Rache meinen Feinden, und meinen Hassern vergelte ich. Meine Pfeile will ich trunken machen mit ihrem Blut, mit Blut der Erschlagenen und Gefangenen vom Haupt der Fürsten des Feindes, und mein Schwert soll Fleisch fressen.“ — Die Furchtbarkeit des Gottes und seine Verwandtschaft mit dem lebensfeindlichen Moloch tritt ferner nicht allein in der Annahme von Jephta's Opfergelübde, sondern selbst auch in der prüfungsweise gebotenen Opferung Isaaks hervor. Die spätere Verwandlung des Menschen-

opfers in ein Thieropfer ging von einer Reformpartei, d. h. von Wühlern und Lichtfreunden aus, aber diese Reformpartei im Judenthum, welche schon frühzeitig austrat und schließlich den reinen Mosaismus schuf, hatte auf's härteste mit den altgläubigen Molochisten zu kämpfen, welche, wie die Propheten klagen, immer in den alten, blutigen Götzendienst wieder zurückfielen.

Bekanntlich hat Daumer beweisen wollen, daß der Molochcult auch in der christlichen Welt noch bis ins spätere Mittelalter hinein fortgedauert habe, allein er schoß in seinem Eifer über das Ziel hinaus, und weil er zu viel beweisen wollte, bewies er nichts; jedoch so ganz und gar als bloßer Unsinn, wie es Viele thun zu können meinen, ist denn doch die Daumersche Ansicht nicht bei Seite zu werfen, wie auch Scherr S. 156 des vorliegenden Werks ausführt. Es stehen einige bedenkliche Thatsachen unerschütterlich fest, und eine nicht allein durch Haxthausen verbürgte Thatsache ist es, daß gewisse christliche Sekten in Rußland durch Selbstverbrennung, Selbstentmannung und anthropophagische Passamahle ihrem Gott zu gefallen suchen. Ein solcher Gott aber ist kein anderer als der alte Moloch, ein Gott der religiösen Barbarei und religiösen Verdumpfung, der, wie unser Verfasser sagt, in jeder Epoche der Verdunkelung des gesunden Menschenverstandes und des öffentlichen Gewissens wieder furchtbar aus seiner angeblichen Verschollenheit hervortritt, blutige Opfer heischend. Dieser Gott war es denn auch, welcher das Haus in Wildisbuch mit Wahnwitz, Mord und Entsetzen erfüllte.

Zur Poesie der plattdeutschen Sprache.

Von H. Eschenhagen.

Wer englische Verse mit Beibehaltung des Versmaßes und, wenn es gereimte Verse sind, mit Beibehaltung der Reimart ins Hochdeutsche übertragen will, dem stellen die Kürze, welche die englische Sprache ihrem Reichthum an einsylbigen Wörtern zu danken hat, und der Umstand, daß sie sich meist nur der männlichen Reime bedient, Schwierigkeiten entgegen, die er oft nur mit bedeutender Beeinträchtigung des Sinnes und der poetischen Färbung überwinden kann. Mir wenigstens ist es so ergangen, als ich in einer Stunde der Muße ein englisches Gedicht ins Hochdeutsche übersetzen wollte, und ich bin daher auf den Gedanken gekommen, ob die plattdeutsche Mundart, welche der englischen Sprache in der Kürze fast gleich kommt, und ob namentlich ihre bei uns heimische Abzweigung, der man einen gewissen Wohllaut nachrühmen muß, nicht einen günstigeren Boden für die Ueberpflanzung mancher englischen Gedichte darbiete, als unsere hochdeutsche Schriftsprache. Um hierüber zu entscheiden, habe ich mich umgesehen, welcher Gattung von poetischen Stoffen trotz der stiefmütterlichen Kultur, die ihm zu Theil geworden ist, der bei uns lebende Sproß des deutschen Sprachstammes Herr zu werden vermöge. Man hat es anerkannt, daß für niedrig komische Gegenstände die plattdeutsche Sprache sich vortrefflich eigne, wie sie denn auch von Dichtern gar häufig zur Behandlung eben solcher Gegenstände benutzt worden ist; aber die literarischen Leistungen Einzelner auf dem Felde der plattdeutschen Poesie, vornehmlich während des letzten Jahrzehnts, erhärten zur Genüge die Behauptung, daß sie auch zur dichterischen Darstellung des Naiven und des einfach Sentimentalen sich gut gebrauchen lasse, und vielleicht besser als das durch hohe Kultur zwar abgeglättete, aber auch etwas abgekältete Hochdeutsche. Wollte ich diese Frage durch Hinweisung auf Beispiele erörtern, so dürfte die Beantwortung keineswegs ungünstig für unsere Volksmundart ausfallen, wenn ich meine Zuflucht zu den trefflichen Gedichten K. Groth's, J. Meyer's, J. Brinckmann's u. s. w. nähme. Als ein recht zutreffendes Beispiel möge hier nur eins, dessen Verfasser mir leider unbekannt ist, und dessen schlagendste Naivetät in Gedanken und Ausdruck, natürliche Einfachheit in der Darstellung und tiefste Innigkeit des Gefühles mich entzückten und überraschten, angeführt werden. Die Ueberschrift desselben lautet „Dubenmutte“ und das Gedicht selbst also:

Dubenmutte sitt so still
Up ehr tüttes Nest,
Fast as ob sei seggen will:
„Dit's min Allebest!“

As wenn unne ehre Flücht
Sei dat Leiwste hüll,
Wat sei nich vetuschen müggt
Mit dei ganze Welt.

Dubenmutte, ward dei Tid
Di denn goa nich lang?
Segg, wat di doavör geschüht,
Un wat is din Dank?

Kikst mi an so wunnerlich;
Ach, du denkst gewiß:
„Du, lütt Dömming, weitst man nich,
Wat 'ne Mutte is!“

Un wenn du man weiten wult',
Wat ik giern di lihr:
„Unse Herrgott hett Geduld
Mit di noch vel mihr!“

Wenn anders ich also meinem Urtheile trauen darf, so bilden das Naive und das einfach Sentimentale nicht minder als das Komische den Bereich, in welchem unsere plattdeutsche Mundart sich mit glücklichstem Erfolg als Dichtersprache bewegen kann; mithin werden auch englische Gedichte, welche zu eben jenem Bereiche gehören, sich mit günstigem Erfolg in sie übertragen lassen; ja eine solche Uebertragung wird in jene mit größerem Glück geschehen können als ins Hochdeutsche, weil sie in formeller Hinsicht weniger Schwierigkeiten entgegensetzt als dieses.

Das ist die Ansicht, von der ich ausging, als ich von zwei englischen Gedichten die plattdeutschen Uebersetzungen anfertigte. Das eine dieser Gedichte mit der Ueberschrift „We are seven“ ist ein höchst eigenthümliches von Wordsworth, welches seinem Inhalte nach ein wunderbares Gemisch des Naiven und Sentimentalen darbietet, und welches, was seine Form betrifft, mit Beibehaltung seiner ursprünglichen Kürze, wie es mir scheint, ins Hochdeutsche schwerlich übertragen werden kann; das andere ist die komische Elegie im „Vicar of Wakefield.“ Sind meine Uebersetzungen auch nicht so angethan, um die Vorzüge, welche ich der plattdeutschen Sprache nachgerühmt habe, anschaulich zu machen, so mögen sie wenigstens andeutende Beispiele geben von den verschiedenen Richtungen, nach welchen hin unsere Volksmundart meines Erachtens einer poetischen Ausbildung vornehmlich fähig und würdig ist.

Wi sünd söäwen.

En enfach Kind,
Dem licht de Athem geit,
Dem Lif un Seel vull Lewen sünd,
Wat dat von'n Dod woll weit?

Ik truff 'ne lütte Buerdirn,
Sei säd, sei wir acht Joahr,
Rund üm hüng dick üm Kopp un Stirn
In Locken ehr dat Hoar.

Sei was man burisch antoseihn,
In Tüg güng sei man schlicht,
Ehr Og wir schön, wir goa to schön,
Mi freugd ehr hübsch Gesicht.

Schwestern un Bröder, leves Kind,
Segg mi, wo vel sünd ji?
Sei sprack: In All'm wi söäwen sünd,
Un kek grot up to mi.

So segg mi doch, wo sünd denn dei?
Söäw'n sünd wi, namm sei 't Wurt,
To Conway wahnen von uns twei,
To See sünd ok twei furt.

Twei von uns liggen schon in'n Graff,
Min Schwester un min Broder,
Bi'n Karkhof, wenig von se af,
Wahn ik mit mine Moder.

Du seggst, dat twei to Conway sünd,
Und twei to See sünd weg,
Doch ji sünd söäwen — leves Kind
Kann dat woll so sin? segg!

To Antwort mi dat Mäten gaff:
Ja unser söäw'n sünd wi,
Twei von uns liggen schon in'n Graff,
De Bom steit dicht doabi.

Du löppst, min Kind, springst in de Högd',
Hest Lewen noch in'n Lif,
Doch wenn all twei in't Graff sünd bröcht,
Denn sünd ji jo man fif.

Ehr Graff is grön, du kannst dat seihn,
Sei mi to Antwurt gaff,
Bi Moders Dör, twelf Schritt doavör,
Doa sünd sel Graff an Graff.

Ik strich döa Strümp so mennigmal,
Söm döa an Dok un Kled,
Sett up de gröne Grund mi dal
Un sing an sei en Lied.

Un oft na Sünnenunnergang
Wenn't hell noch is un kloar,
Dreg ik doahen mi Spis' un Drank
Un et to Abend doa.

Toierst blef uns' lütt Hanning dod,
Sei lagg un klagt so sihr,
Bet Gott sei fri makt von de Noth,
Denn sach ik sei nich mihr.

Un up den Karkhof ward sei bröcht,
Un denn den Sommer dörch,
Denn spelten üm ehr Graff wie recht
Ik un min Broder Jörg.

Un as de Eer von Snee ward witt,
Un ik lep hen un her,
Denn künn min Broder Jörg nich mit,
Un hei liggt nu bi ehr.

Wo vel sünd ji denn, frog ik denn,
Wenn del twei sünd in'n Hewen?
Dat Mäten sprack: „Du weitst jo schon,
Herr! wi sünd unser söäwen."

„Doch dei sünd dod, del twei sünd dod,
Ehr' Seelen sünd in'n Hewen!"
Dat wir vergews, denn immerfurt
Blef't Mäten doch bi'n sülwen Wurt,
Un säd: ne, wi sünd söäwen.

Klagleed up den Dod von enen dullen Hund.

Ji goden Lüd von alle Ort,
Gewt Acht up minen Sang!
Un wenn hei allto kort Jug woahrt,
Woahrt hei Jug nich to lang.

Doa wir en Mann in Dingelfing.
Von den mit Recht man säd,
Dat hei up Gottes Wegen güng,
Wenn hei güng in de Bed.

De Mann wir von godhart'gem Slag,
Ded Fründ un Fiend ken Led,
Den Nackten kled't hei jeren Dag,
Wenn hei tög an sin Kled.

Un in dei Stadt fund sich en Hund,
As man kann vele seihn,
Halfschlächtig, talpsig, wölpsig, bunt,
En Töl, as jichens ein.

Jerst stunnen Hund un Mann sich roar,
Doch as en Grull fung an,
Doa namm del Hund den Vortel woahr,
Word dull und beet den Mann.

Un ut dei Nawerstraten all
Lep Jung un Old heran,
Un schwur, del Hund wir dull un mall,
Del beet son' goden Mann.

So schlimm as schlicht sach ut dei Wund,
Dat meind ok Lütt und Grot,
Un wil man schwur, dull wir dei Hund,
Schwur man, dei Mann blef dod.

Nu hürt dat Wunner, dat geschach
Un all den Spaß verdurf,
Dei Mann blef lewen Joahr un Dag,
Dei Hund was dat, del sturf.

Die Insel Sicilien.

In unseren Tagen zieht die Insel Sicilien abermals durch die neuesten Vorgänge die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Die folgenden Bemerkungen sind der Geschichte Italiens von Reuchlin und den Grenzboten entnommen.

Sicilien, die größte Insel des Mittelmeeres (sie nimmt einen Flächenraum von 498 Quadratmeilen ein, während Sardinien, die nächstgrößte, nur 439 hat) bildet seiner Natur nach den Uebergang von Europa nach Afrika. Hier scheiden sich der Längen- und der größte Breitendurchmesser des Mittelmeeres. Seine landschaftliche Physiognomie hat Aehnlichkeit mit der des benachbarten Apulien. Das von Mittel- nach Unteritalien herabstreichende Gebirge setzt sich hier, nur von einer schmalen Meerenge unterbrochen, zuerst in einer einfachen mäßig hohen Kette fort, geht dann auseinander, hebt und senkt sich wieder, bis sich an den Südfuß der Hauptkette ein einförmiges Plateau lagert, welches, einige nicht große Tiefebenen abgerechnet, den übrigen Theil der Insel einnimmt.

In der lobpreisenden Schilderung der Insel wetteiferten im Alterthum und in einigen Beziehungen auch in der Neuzeit die Geographen mit den Dichtern. Bekannt ist, daß die mittelalterlichen Kosmographien Europa als ein Weib abbilden, dessen Kopf die pyrenäische Halbinsel, dessen Arm Italien ist; sie trägt in der Hand ein Kleinod, welches Sicilien ist. Zum Zauber des Himmels, des Meeres und des schon subtropischen Klimas, welches außer edlem Wein und allen Südfrüchten auch die Baumwollenstaude, das Zuckerrohr und die Dattelpalme gedeihen läßt, kommt der wunderbare Aetna mit seinem Schneehalsband und den vulkanischen Flammengarben seines Scheitels. So ist denn die schreckliche Schönheit des Medusenhauptes die Personification des Charakters der Insel und wohl auch ihrer Bewohner. Das alte Wappen derselben, in welches die Sicilianer feurig verliebt sind, stellt ein Rad ohne Felgen dar, dessen Nabe ein Medusenhaupt ist, während die Speichen drei zu raschem Lauf gekrümmte Menschenfüße sind — wohl die drei Vorgebirge der Insel symbolisirend. Daran schließt sich auch ihre aus der Sarazenenzeit stammende Eintheilung in drei „Valle", welche allein volksthümlich ist.

Politisch zerfällt Sicilien in sieben Provinzen: Palermo, Messina, Catania, Girgenti, Noto, Trapani und Caltanisetta, die zusammen

2¼ Mill. Einwohner haben. Je weiter man auf der apenninischen Halbinsel nach Süden kommt, desto mehr zeigt sich, daß Italien das Land der Städte ist; von Sicilien aber kann man sagen, daß hier die Städte das Land fast ganz absorbirt haben. Nur die nächste Umgebung der Städte ist angebaut, der übrige größere Theil der Insel liegt als magerer, steppenartiger Anger da, was namentlich vom Süden und Westen und insbesondere von der Gegend zwischen Trapani, Segeste und Alcamo gilt. Das Innere des Landes, einst die Kornkammer Roms, ist verödet und dünn bevölkert. Statt wogender Saaten, grüner Wälder, trifft man hier schattenlose, wasserarme Flächen, statt prächtiger Bauwerke Ruinen umgestürzter Tempel und Paläste. Das Leben liegt, da die Insel keinen schiffbaren Fluß besitzt, gegenwärtig ganz in der Peripherie, an den Küsten mit ihren fruchtbaren Ebenen. Hier begegnen uns außer zahlreichen Dörfern die Städte Palermo mit 184,541, Messina mit 95,822, Catania mit 56,515, Modica mit 28,087, Trapani mit 27,286, Marsala mit 25,706, Girgenti mit 18,828 und Siracusa mit 18,802 Einwohnern. Auf Palermo schaut ganz Sicilien wie Frankreich auf Paris, es ist der Sitz des Adels und die wirkliche Hauptstadt der Sicilianer, und hier liegt in dem jetzt entbrannten Kampfe die Hauptentscheidung. Messina ist nur insofern von Bedeutung, als sein Besitz den Zusammenhang der Insel mit dem neapolitanischen Festland sichert.

Da in Sicilien schon vor drittehalb Jahrtausenden die Ureinwohner von Westen her durch semitische Afrikaner und von Osten durch hellenische Kolonisten landeinwärts gedrängt wurden, waren auch die menschlichen Elemente so widersprechend, daß Sicilien erst durch die starke Hand Roms zu einer Einheit gebracht werden konnte. Nach der germanischen Völkerwanderung bereicherte die arabische die Mannichfaltigkeit der Volkselemente, und gerade die Sarazenenherrschaft trug viel bei zur Erhaltung der sich gegen einander abschließenden Stammeseigenthümlichkeiten. An deren Stelle trat später, besonders durch die jesuitische Politik Spaniens mit ihrem Grundsatz: Herrsche durch Trennung der Gegner, die Eifersucht der Städte, namentlich Palermos und Messinas. Entscheidend war die Berufung normännischer Reisigen durch einen Sarazenenfürsten. Aus ihnen ging der sicilianische Adel hervor, der sich dieser seiner Stammverwandtschaft mit dem englischen wohlbewußt ist. Zu Anfang des Jahrhunderts herrschten, abgesehen davon, daß das sicilianische Parlament nur noch ein Schatten von ehedem war, Zustände wie in Ungarn, z. B. das Erstgeburtsrecht, welches die nachgebornen Söhne der Aristokratie zu Bettlern oder Mönchen machte, die Aviticität; der Adelige war gegen seinen bürgerlichen Gläubiger geschützt. Dennoch fanden hier die Ideen der französischen Revolution von allgemeiner Gleichheit keinen Boden, und in der That, der Adel hat es hier nicht verdient, daß man ihm seine Achtung und Theilnahme versage. Derselbe hat sich selbst in seinem Grundwesen, welches unter der demoralisirenden spanischen Herrschaft verloren gegangen war, wiedergefunden, seit die Engländer von 1806 an sich auf der Insel festsetzten und während der acht Jahre ihres Bleibens den Reformbestrebungen, welche wesentlich vom Adel ausgingen, hilfreich die Hand boten.

Der Sicilianer will aus seiner Geschichte verstanden, nach dieser behandelt sein. Eben dies macht ihm das Leben unter den geschichtsfeindlichen, bureaukratisch eigenwilligen Bourbonen unerträglich. Charakteristisch ist, um die sicilianische Art noch etwas näher zu betrachten, die Tiefe und Wärme des sicilianischen Volksliedes; von Martens sagt: „Die Sicilianer besitzen in hohem Grade die guten Eigenschaften der Italiener, die Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des Geistes, die Leichtigkeit aufzufassen und sich in Vieles zu schicken, die große Gefälligkeit, die Feinheit im geselligen Leben, die ganze Heiterkeit des Daseins. Dagegen wird hier in den Werken des Krieges und des Friedens die ausdauernde Beharrlichkeit und Zuverlässigkeit germanischer Völker noch stärker vermißt; glühender ist Liebe und Haß, freier noch ist die von reicher Mimik unterstützte Zunge. Rachlust, Arglist, ungeduldiger Eifer und Proceßsucht sind die schlimmsten Seiten des Sicilianers; wie der Spanier ist er unerschöpflich in Witzen und Sprüchwörtern und thut in allen Klassen gern vornehm.“ In der That, der Stolz des Insulaners ist nirgends ausgebildeter und durch bornirte Gewaltthätigkeit von Seiten Neapels zu außerordentlicher Macht aufgestaut. Daß die gebildeten Klassen Siciliens aber auch ausdauernde Beharrlichkeit in politischen Dingen zu erproben wissen, zeigen die Ereignisse von 1812 bis heute.

Neben vielen Mängeln der neapolitanischen Verwaltung ist ein Verdienst derselben hervorzuheben. Sie schritt wiederholt mit Energie gegen die Räuber ein, die das Innere der Insel und hier und da auch die Küstengegenden unsicher machten, und es gelang ihr, dieses Unwesen bis auf geringe Spuren auszurotten, indem sie die Gemeinden für alle Raubanfälle verantwortlich machte. Die Gemeinden eines jeden Distrikts müssen stets eine baare Summe daliegen haben, um die in ihrem Bereich beraubten Reisenden sofort zu entschädigen. Für Schulen ist so gut wie nichts gethan, und man behauptet nicht zuviel, wenn man annimmt, daß neun Zehntheile der Sicilianer weder lesen noch schreiben können.

Sicilien hat sich der Einführung der Taback- und Salzsteuer und der allen Italiänern verhaßten Conscription erwehrt. Es stellt zwar etwa 12,000 Soldaten, aber durch Werbung, und nur der Auswurf der Bevölkerung meldet sich zum Militär. Diese Leute sind tapfer, besonders aber in Raufhändeln mit neapolitanischen Kameraden. Ein großer Nachtheil liegt darin, daß der Adel in Sicilien sehr selten die Offizierslaufbahn betritt. Er behauptet, es sei gegen seine Ehre und sein Gewissen, in dem feindseligen neapolitanischen Offiziercorps zu dienen. So kommt es, daß es der Insel bei ihren Aufständen fast immer an der erforderlichen Zahl militärischer Führer mangelt. An politischen Führern, welche das Volk auch wegen ihrer gesellschaftlichen Stellung gern anerkannte, fehlte es niemals. Denn alle Klassen der Bevölkerung hängen an der 1816 escamotirten Selbständigkeit, weßhalb man keinem Utopien nachträumt. Besser wie irgendwo in Italien weiß man hier, was man will. Alle sind einig im Haß gegen Neapel. Sicilien hat bis auf die neueste Zeit an der vom Norden Italiens ausgehenden nationalen Bewegung keinen Antheil genommen. Während man hier sich unter dem Banner der italiänischen Einheit schaarte, strebten die Sicilianer nach Trennung von dem ihnen zunächst gelegenen südlichsten Reich des italiänischen Festlandes, ähnlich wie früher die Schleswig-Holsteiner, namentlich die schleswigschen, weit mehr an die Vermeidung der Einverleibung in Dänemark als an die Einverleibung in ein einiges Deutschland zu denken gewohnt waren. Ob das sich jetzt in Sicilien geändert hat, ob viele Sicilianer in das Feldgeschrei „Victor Emanuel und die italiänische Einheit!“ einstimmen und dabei bleiben werden, muß die Zukunft zeigen. Jedenfalls ginge Sardinien, wenn es die ihm etwa angebotene Königskrone Siciliens annähme, über das Maß hinaus, welches die Verhältnisse jetzt noch ihm setzen.

Daß sich in Sicilien seit mehren Jahrzehnten ein neues Leben vorbereitet, ist nicht zu verkennen, und denkt man daran, was einst diese Insel gewesen ist, als das eine Syrakus allein über eine Million Einwohner zählte, und was sie als Mittelpunkt der beiden großen Becken des Mittelmeeres, welches drei Welttheile verbindet, sein könnte, so muß man doppelt wünschen, daß dieses neue Leben endlich zum Durchbruch und zum Sieg über die Gewalten gelange, die es bisher niederhielten. Beweis, daß das Volk die große Zukunft ahnt, die ihm die Befreiung vom neapolitanischen Joch verheißt, sind die rasch aufeinanderfolgenden Erhebungen gegen dieses Joch.

Feuilleton.

—* Neue literarische Erscheinungen. Die Aebriler und Communisten in Griechenland und Rom. Von W. Drumann. — Einleitung in die Wissenschaft der politischen Oekonomie. Von L. Pickford. — Kants Leben und die Grundlagen seiner Lehre. Von K. Fischer. — Maria Antonia oder Dresden vor hundert Jahren. Von A. Bölte. — Gefangen und befreit. Vaterländisches Gemälde aus den Jahren 1806 bis 1814. Von J. Mühlfeld. — Polnische Mütter. Historische Novelle von M. Roskowska.

—* Die im Verlage von Brockhaus erscheinende library of british poets hat begonnen mit den poetischen Werken von Lord Byron.

—* Vom Schillerfest in Hamburg ist jetzt noch eine Schilderung von Endrulat in den Buchhandel gekommen.

—* Eine größere Dichtung von Perfall in München, „Undine", für Chor, Soli und Orchester, kam dort mit großem Erfolge zur Aufführung. Dieselbe soll mit früheren ähnlichen Werken des Componisten, „Dornröschen" und „Rübezahl", bei Breitkopf und Härtel in Leipzig im Druck erscheinen.

—* Der hundertjährige Geburtstag Hebels wurde am 10. Mai, — so schreibt man aus Karlsruhe —, in seiner Heimath, dem alten Markgräflerlande, und hier, am Orte seiner Wirksamkeit, zu einem Erinnerungsfeste. Außer durch seine Werke hat Hebel hier so viele Beziehungen durch seine liebenswürdige Persönlichkeit geschaffen, daß Freunde, Schüler und Verehrer gerne diesen Tag festlich begingen. Es waren keine öffentlichen Festzüge und Festreden — dieß blieb seinem Heimathorte Hausen unter Errichtung seines Standbildes vorbehalten — man feierte sein Andenken in verschiedenen Freundeskreisen, das Lyceum, dem er so lange angehörte, pries ihn in sinniger Weise aus dem Munde der Lehrer und Schüler mit seinen eigenen heimischen Lauten, und sein Denkbild, welches im Schloßgarten steht, war in einen ganzen Frühling von Blumen, Kränzen und Gedichten eingehüllt: die Großherzogin selbst sah man einen Kranz dort niederlegen. Auch das Theater, obgleich Hebel ihm Zeitlebens sehr ferne stand, wollte nicht zurückbleiben und veranstaltete eine „Hebelfeier" durch Darstellung einzelner seiner Gedichte in redenden Bildern. Die Gestaltung war sehr lieblich und poetisch, und wenn die allemanische Mundart auch nicht sehr urwüchsig klang, so war der Eindruck doch wohlthuend, und die Aufnahme eine sehr begeisterte. Die andere Hälfte der Feier, welche wohl mehr dem Mai galt, war eine Huldigung für Mendelssohn, indem die Direction es unternahm dessen „Walpurgisnacht" zum ersten Male scenisch dargestellt auf die Bühne zu bringen.

—* In Osnabrück feierte am 14. Mai der Schulrath und Gymnasialdirector Dr. B. R. Abeken das fünfzigjährige Jubiläum seiner Wirksamkeit als öffentlicher Lehrer, als welcher er zuerst am fürstlichen Gymnasium zu Rudolstadt angestellt war, von wo ihn schon 1815 ein Ruf seiner Vaterstadt Osnabrück an ihr städtisches Gymnasium zog. Die theologische Fakultät zu Jena hatte ihm zu seinem Ehrentage die Würde eines Doctors der Theologie verliehen. Das interessante Diplom erinnert daran, wie er der vertraute Lieblingsschüler von Griesbach war und später Schiller nahe trat als Hauptlehrer bei dessen Kindern. Der älteste Schüler, Bürgermeister Stüve, brachte in kurzen kräftigen Worten den Toast auf den Jubilar aus; Legationsrath Abeken, ein Neffe des letzteren, der mit Professor Lepsius und dem Chef des preußischen Gymnasialwesens, Regierungsrath Wiese, von Berlin gekommen war, pries mit warmen Worten die gute Stadt Osnabrück. In edler Rede wies der Regierungsrath Wiese auf den Beruf des deutschen Lehrerstandes hin, dessen Aufgabe darin bestehe, durch die Pflege der köstlichsten Güter der Nation und dem heranwachsenden Geschlecht die Grundlage für die Einheit des großen deutschen Vaterlandes zu legen.

—* Das Schillerhaus zu Marbach hat in einem prachtvollen Oelgemälde, einem lebensgroßen Brustbilde Schillers, ein werthvolles Geschenk durch die Herren Piloty und Löhle in München erhalten.

—* Für das Künstlerconcert, welches am dritten Pfingsttage den Schluß des Musikfestes in Düsseldorf bildet, ist das Programm festgestellt. Orchester und Chor geben die Ouverturen zur Olympia und zu den Hebriden, das Ave verum von Mozart und den Schlußchor aus Samson. Frau Bürde-Ney, Fräulein Schreck, die Herren Schnorr und Stockhausen singen mehrere Arien, Tausch spielt das Beethoven'sche Clavierconcert in Es, Joachim sein neues Violinconcert.

—* Herr Stockhausen hat am 10. Mai sein Abschiedsconcert in Wien gegeben, später noch in Oldenburg gesungen und ist dann nach Düsseldorf zum Musikfest gereist. Die Begeisterung für ihn in Wien hielt bis zum Schluß an. Sein Abschiedsconcert gestaltete sich fast zu einem Ereigniß der weit vorgeschrittenen Saison. Das gewählteste Publikum hatte sich in überfüllender Menge dazu eingefunden. Der Concertgeber sang den ganzen Cyklus der Schubert'schen „Müllerlieder" (mit zwei wiederholten Nummern einundzwanzig Lieder!) mit jener Innigkeit, Wärme und Tiefe des Gefühlsausdruckes, die ihn als hervorragenden Meister im Vortrage des deutschen Liedes neuerdings bewährten. Die Wirkung einzelner Lieder, z. B. des selig überströmenden „Mein", war eine wahrhaft zündende, und der Sänger wurde nach jeder Nummer mit Beifall buchstäblich überschüttet.

—* Der Verwaltungsrath der deutschen Schillerstiftung hielt in den Tagen vom 7. bis zum 10. Mai in Weimar seine erste Versammlung. Die Hauptaufgabe der Versammlung war eine Geschäftsordnung festzustellen, sowohl für den Verwaltungsrath als für seine Beziehungen zu den Zweigstiftungen und zu der Generalversammlung. Es hatte sich dieselbe weder in der constituirenden Versammlung im vorigen Herbst zu Dresden, wo natürlich noch alle vorgängigen Erfahrungen fehlten, noch auf dem schriftlichen oder Correspondenzwege gewinnen lassen. Nun einigte man sich leicht bei gründlicher Erwägung der aufgeworfenen Fragen. Unter diesen dürfte für das größere Publikum vornehmlich jene von Interesse sein, von deren Beantwortung die eigentliche Körperhaftigkeit der „deutschen Schillerstiftung", oder im andern Fall ihre bloß ideale Existenz abhing. Das besondere Vermögen der „deutschen Schillerstiftung" gegenüber den Zweigstiftungen besteht in den von letztern festzustellenden, satzungsgemäß an den Verwaltungsrath abzuliefernden periodischen Beiträgen; folgerichtig weiter aus den etwanigen, aus nicht vollständiger Verwendung sich ergebenden Ueberschüssen, womit die Bildung einer Centralkasse (neben den Kassen der Zweigstiftungen) vorgezeichnet ist, in welche sodann alle Schenkungen, Vermächtnisse und Zuwendungen zu fließen haben, welche nicht ausdrücklich für eine Zweigstiftung bestimmt sind. Mit der Anerkennung dieser Bestimmung sind für die Folge die Zweifel beseitigt: wer, was und wo eigentlich die „deutsche Schillerstiftung" ist? — Der Verwaltungsrath konnte sich ferner für ermächtigt erachten eine Geschäftsordnung für sich selber festzustellen, auch die Beziehungen zu den Zweigstiftungen normiren; er beschränkte sich aber in Betreff der innern Angelegenheiten der letzteren darauf etwanige Maßregeln in Form von Vorschlägen oder Wünschen mitzutheilen, um auf möglichste Uebereinstimmung der Theile zum Ganzen hinzuwirken, ohne die Selbständigkeit der Einzelstiftungen zu beeinträchtigen. Nach Erledigung der „Geschäftsordnung" fand man es, um wo möglich die gegenwärtige Versammlung an die Stelle der vorschriftsmäßigen ordentlichen im Herbst treten zu lassen, für angemessen alle jene Gegenstände zu verhandeln, welche auf die Tagesordnung der letztern zu setzen gewesen wären. Dahin gehörten die Rechnungsablage und die Vorbereitungen zu dem zu veröffentlichenden Rechenschaftsbericht. Hier ergab es sich, daß die „deutsche Schillerstiftung" aus 19 Zweigstiftungen besteht, zu welchen sogar noch während der Sitzungen eine zwanzigste kam. Diese Zweigstiftungen sind nach den Fassionen vom 1. Januar d. J. Berlin mit 4300 Thlrn., Breslau mit 2250 Thlrn., Koburg mit 560 fl., Köln mit 2000 Thlrn., Danzig mit 348 Thlrn., Darmstadt mit 1841 fl., Dresden mit 15,000 Thlrn., Frankfurt a. M. mit 6000 fl., Hamburg mit 2700 Thlrn., Leipzig mit 4525 Thlrn., München mit 5024 fl., Nienburg mit 400 Thlrn., Nürnberg mit 600 fl., Stuttgart mit 3000 fl., Weimar mit 10,500 Thlrn. und Wien mit 34,728 fl. 96 kr. (Dazu kommen noch Gratz, Laibach, Offenbach und Lübeck mit noch nicht ganz festgestellten Summen). Zu den aus diesen Kapitalien fließenden Zinsen kommt eine Summe von 250 Thlrn., das Geschenk des Großherzogs von Weimar, als Beitrag zu den Verwaltungskosten, und eine Summe von 300 Thlrn. als dießjähriger Beitrag des deutschen Buchhändlervereins. Von diesen Einnahmen wurden, und werden, sechs nicht unansehnliche Ehrengaben nach den Vorschriften des § 1 der Satzungen ausgesprochen. Die Namen der Empfänger würden, wenn die Satzungen sie zu nennen gestatteten, dem Verwaltungsrath Lob, der Stiftung vermehrtes Vertrauen einbringen und die immer im stillen fortwuchernde Besorgniß beseitigen helfen: es handle sich bei der Schillerstiftung um Unterstützung des literarischen Proletariats.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 23. Bremen, 3. Juni. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Das Schaugepränge der modernen und der antiken Bühne.

Von Eduard Gerber.

Daß unsre Bühne nicht mehr ist, was sie war, ist eine unbestrittene Thatsache. Es fehlt an großen Darstellern, fehlt am Ensemble. Auch das Publikum ist ein anderes geworden. Die Zahl Derer, die sich von der einfachen Größe unserer klassischen Dichter und Componisten noch angezogen fühlen, ist gering, geringer wenigstens als in den goldenen Tagen, wo sie selbst das Licht noch sahen. Die Bühne ersetzt ihren Mangel an innerm Gehalt durch den Schaumflitter der Aeußerlichkeit, und die große Masse ist damit zufrieden.

Das laufende Repertoir der meisten deutschen Bühnen beweist thatsächlich, wie handwerksmäßig die Schauspielkunst geleitet wird, wie die ganze Spekulation der Directoren und Regisseure in ihrer künstlerischen Impotenz meist darauf hinausläuft, das Publikum zu amüsiren. Man wirkt auf das äußere Auge, da man nichts oder nur wenig für das innere hat, wirft sich auf das Schauvergnügen, die prunkvolle Ausstattung, mag es ein Stück vertragen oder nicht. Das Neue und Ueberraschende, das bunte Abenteuerliche und Bizarre, das frivole Pikante wird herangezogen, indem man weiß, daß die Masse vor nichts so sehr flieht als vor der Einfalt und Ruhe. In ununterbrochener Reihe läßt man solche Stücke „abpeitschen", die groteske Gestalten, rasche unnatürliche Uebergänge, grelle Contraste, Dekorationen, Requisiten, Garderobe und Möbelputz, kurz alle Elemente der Schattenspiele und der Schaulust in sich beherbergen und damit der berufenen Dichtkunst, welche die getrennten Kräfte der Seele vereinigen, Kopf und Herz, Gewissen und Einbildungskraft in harmonischem Einklange beschäftigen, die den Organismus des in innerliche Conflikte gesetzten Menschen vor uns durchführen soll, auf planmäßige Weise den Boden unterhöhlen und auf Decennien hinaus entsittlichen. Wenn Schiller gegen Iffland es bedauerte, daß der in Berlin ausgestattete Krönungszug in der Jungfrau von Orleans zu pomphaft und anmaßend erscheine und die Harmonie des Stückes und die Aufmerksamkeit des Zuschauers beeinträchtigen müsse, was würde er zu dem Auffliegen eines Pulverthurms im „Zriny", zu dem Zusammensturz des Baugerüstes am Stephansthurme im „Meister Pilgram" u. s. w. und all dem späteren melodramatischen Spectakelplunder sagen, bis hinunter auf unsere zerfahrenen Zauber- und Couplets-Possen mit ihren satirisch sein wollenden, komisch sein sollenden Aufzügen, die nichts bringen und nichts wollen als Neugier und Schaulust erregen, um den unsaubern Kern zu verbrämen. — Goethe legte, da er der Schaulust nachgeben mußte, noch vor dem Erscheinen des Stückes: „Der Hund des Aubry" seinen Directionsstab bei der Weimarer Bühne nieder, denn:

Dem Hundestall soll nie die Bühne gleichen,
Und kommt der Pudel, muß der Dichter weichen.

Eine jetzt sehr selten gewordene Empfindlichkeit! — Jedes echte Dichtwerk, mag es Trauer-, Schau- oder Lustspiel sein, trägt in sich seine mit dem ästhetischen Geschmack in Uebereinstimmung stehende Scenerie, und darüber hinaus sollte nicht gegangen werden, und so läßt sich ein gemalter Stierkopf in Raimund's „Alpenkönig und Menschenfeind", Geßler's Pferd im „Tell", (die Meerkatzen im Faust bilden ein nothwendiges Element) vertheidigen. Wo endlich die Stücke gar keinen Aufputz verlangen, da bringen ihn in neuester Zeit die Schauspielerinnen hinein, und man könnte das als ein trauriges Ueberbleibsel der Demi-Monde-Dramen betrachten. Der jetzt eingerissene Kleider-Luxus wird aber meist von der Talentlosigkeit ausgebeutet, um dem schaulustigen Publikum Golddunst in die Augen zu wehen. Die vielfachen Umzüge während des Akts und des Zwischenakts nehmen kein Ende, und ein Anzug überbietet den andern an glanzvoller Toilette, gleichviel ob für die Rolle passend oder nicht. Soll die Bühne keinem „Hundestall" gleichen, so dürfte auch verlangt werden können, daß dieselbe nicht zu einem „Modemagazin" herabgewürdigt würde. Zu diesem Kleider-Schaupuß tragen manche Bühnenleiter auch ihr gutes Theil bei. Soll eine Schauspielerin engagirt werden, so ist die erste Frage: besitzt sie Schönheit — Garderobe? Bei einem Schauspieler: hat er eine empfehlenswerthe Gestalt und Organ? Abgesehen von einer innern künstlerischen Befähigung, legt man gewöhnlich das Auge und die Elle an den Künstler und die Künstlerin, ob er oder sie auch „in den Rahmen" paßt, und es könnte die Zeit kommen, wo nicht das übliche Rollenverzeichniß und die damit verbundene Künstlerschaft eingefordert wird, sondern man sich nur noch die Photographien der zu engagirenden Künstler schicken und den prüfenden Blick über ein Engagement oder Nichtengagement entscheiden läßt. Der Anfang ist schon gemacht. Vor einiger Zeit erschien eine junge Schauspielerin vor dem „Tyrannen" einer deutschen Hauptbühne und fragte weinend um den Grund, warum sie entlassen sei, da das Publikum ihr doch freundlich geneigt sei; sie wolle noch fleißiger als sonst sein, denn sie glaube, daß solche Entlassung ihre fernere künstlerische Laufbahn vernichten müßte. Die Antwort lautete, wie man erzählt: „Warum? Sie sind mir zu blond. Adieu!"

Mehr als im Schauspiel entfaltet jede Direction in der Oper (nach Müllner „dem Rührei von Kunst und Unsinn") und im Ballet die ausgesuchteste Prachtfülle und Verschwendung. Was die 118 Opern von Reinhard Keiser (Hamburg 1694—1734), die von Händel (z. B. Almira; der beglückte Florindo; die verwandelte Daphne), theilweise auch die von Gluck, an Glanz und Zauberprunk bieten, können wir füglich übergehen, obgleich Gluck's Opern dadurch oft wie z. B. in der „Armide" einen architektonischen Abschluß erhalten. Die Höllenfahrt Don Juan's, mitunter sehr geschmacklos dargestellt, nimmt eine gleiche Berechtigung in Anspruch. Das Wegbleiben der Affen, Löwen und Tiger in der Zauberflöte dagegen, ein Gedanke Schikaneder's, erhöht die Wirkung des unsterblichen

Tonwerks. In Kassel wurde „Die Schweizerfamilie“ (1809) in den zwanziger Jahren von dem Maschinisten Josef Roller neu „ausgestattet“, und seine trefflich gearbeiteten Ochsen, Kühe, Schafe u. s. w. fanden rauschenden Beifall; so auch in einer späteren Oper sechs Schimmel, die einen prächtigen Wagen zogen. Natürlich war von der Musik keine Rede mehr, sondern das Publikum wollte nur die Ochsen und Schimmel sehen, und man erschöpfte sich in Verwunderung über solche naturgetreue Nachbildung. Auch der geniale Mühldorfer in Mannheim (seine Wolfsschlucht im Freischütz ist ein Meisterwerk), Brandt in Darmstadt u. s. w. und früher Gerantoni, Roller (Vater des ersteren) und Aragoni, unterstützt von den berühmten Dekorationsmalern Beuther und Primavesi (Schinkel; Gropius!), haben Arbeiten geschaffen, die immer auf künstlerischer Grundlage ruhten. Dagegen verschwinden freilich alle wirklichen Pferde und Hunde, Feuerregen, flammenspeiende Berge u. s. w., womit sich ohne Nothwendigkeit die verschiedenen Opern ausstaffiren, bis herab auf den transparent-siedenden Oelkessel in der Halevy'schen Jüdin. Die Hauptvertreter des Opern-Schauwesens sind: Spontini, Meyerbeer und Richard Wagner, der Componist der Gegenwart und der Zukunft. Spontini's Tonwerke: Olympia (1819), Nurmahal (1822), Alcidor (1825) haben sich trotz aller abgestimmten Ambosse, aller prachtvollen Aufzüge mit ausgestopften Elephanten und Kameelen, aller Aufbietung künstlerischer und mechanischer Effekte, auf der Bühne nicht erhalten können. Nur seine „Vestalin“ leuchtet immer als ein musikalischer Edelstein aus allem Schau-Wust hervor. Meyerbeer hat Spontini in äußerlichem Pomp und betäubenden Tonmassen zu überflügeln gesucht. Seine früheren Opern (Jephta, die Kalifen (1814), Romilda e Costanza (1817) 2c.), den „Crociato in Egitto“ stellenweise ausgenommen, hatten sich keines Beifalls zu erfreuen. Bei seinen spätern Hauptwerken, „Robert der Teufel“, „Die Hugenotten“, „Der Prophet“, möchte man sich zu der nicht uninteressanten Untersuchung angeregt fühlen, den Grund aufzufinden, warum Meyerbeer gleichsam systematisch die „Schandflecke“ in der christlichen Geschichte zum Vorwurfe gewählt habe. Daß Meyerbeer seine Opern stets mit Gewiegtheit in die Oeffentlichkeit zu bringen weiß und selbst die unaufgeführten schon mit einem geheimnißvollen Schimmer zu umkleiden versteht, ist genügend bekannt. Man möchte ihm von der vornehmen Zurückhaltung Mendelssohn's zu Zeiten etwas wünschen; denn er brachte ja schon in Erfahrung, daß die lärmmachende Reclame nicht allen Dingen dienlich ist; wir erinnern an den „Nordstern“, dieses musikalisch umgewandelte „Feldlager“, das die höchste Einrichtungssumme in Berlin kostete: 27,000 Thlr. In den Meyerbeer'schen Opern nehmen die langen Aufzüge in den verschiedensten Gewandungen kein Ende; es ist mit wahrhaft peniblem Ausdüfteln Alles daran gesetzt, Auge und Ohr durch Sonne, Mond und Sterne, Schlittschuhläufer, Pulversprengung, grabentstiegene heilige Phrynen, Pferdegestampfe u. s. w. bis auf die Ziege in der „Wallfahrt nach Ploermel“, zu reizen und zu betäuben. Meyerbeer darf mit dem Director in „Faust“ sprechen:

> Man kommt zu schaun, man will am liebsten sehn;
> Wird Vieles vor den Augen abgesponnen,
> So daß die Menge staunend gaffen kann,
> Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen,
> Ihr seid ein vielgeliebter Mann.
> Die Masse könnt ihr nur durch Massen zwingen,
> Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
> Wer Vieles bringt, wird manchem etwas bringen.

Es bleibt aber doch Alles zuletzt ein trostloses Jagen nach Effekten, die mit dem Ruin der Stimmen, des Geschmacks und der Würde der Kunst erkauft werden müssen — Opfer, zu denen sich ein Gluck, ein Mozart, ein Weber nie entschlossen hätten. Es ließe sich fast bei Spontini die Sucht nach äußerlicher Prachtentfaltung vertheidigen, da es den Anschein hat, als habe ein innerlicher Zug ihn dazu getrieben. Bei Meyerbeer liegt die ungeschminkte Spekulation vor: Aufsehen und Wirkung zu machen.

Mit dem Vorsatz, der Schöpfer einer neuen Tonwelt zu werden, trat Richard Wagner auf, und seine Werke ringen nach einer fast noch größeren Entwickelung des Schaugepränges. Wagner, welcher behauptet, daß die bisherigen Opern keine würdigen Kunstwerke seien, sondern nur Paradestücke für Sänger, Virtuosen und Maschinisten; daß sie der höheren dramatischen Wahrheit gar nicht entsprächen, daher auch nicht verdienten, dramatische Kunstwerke genannt zu werden: griff überall zu dem „Zauber“, um ein „musikalisches Drama“ zu schreiben, und nicht zur Geschichte mit ihren großartigen Conflikten und Charakteren. Ein Drama kann an und für sich selbst bestehen, ohne Gesang; die Oper kann dessen nicht entbehren. „Singe, wem Gesang gegeben“ — aber da liegt der Haken. Nichts als Schaum und Getöse, ohne Resultat. Wagner scheint bei seinen Arbeiten nicht „eingehüllt in gefälligen Wahnsinn“, sondern ihn treibt eine raffinirte Methode, Pikantes, Neues und Aufsehenerregendes, unterstützt von Theaterroutine, an den Markt zu bringen; wollen wir auch gern einen gewissen Ernst für die Kunst und seinen unleugbaren Einfluß auf die bessere Bearbeitung der Texte anerkennen. Der fliegende Holländer, Rienzi, Tannhäuser, Lohengrin huldigen alle in größtem Opern-Maßstabe den Tonmassenwirkungen, und was den scenischen Effekt befördern, die Schaulust erregen kann, wird in überreizter Weise gethan. Man braucht nur die Anmerkungen der Wagner'schen Opern zu lesen, um Zweck und Ziel herauszufühlen. Am deutlichsten zeigt sich das scenisch Ungeheuerliche in der noch uncomponirten Trilogie „Der Ring des Nibelungen“, wo in einer Abtheilung, „Das Rheingold“, die ganze Scene unter dem Rhein spielt und Meerweibchen hin und her schwimmen und verliebte Kurzweil treiben. In der „Walküre“ wird der schämigste Akt des Lebens noch durch den „langsam“ fallenden Vorhang überzogen, wogegen in der Oper „Tristan und Isolde“ dieses durch einen Liebestrank erzeugte „Selbstvergessen“ in Scene gesetzt und dem mystischen Schleier entrückt wird. Text und Anmerkungen nehmen in dieser letzten Arbeit Wagner's einen so schwülstigen Aufschwung, daß sie stellenweise an Wahnwitz grenzen und die völlige Erschöpfung des Reformators ahnen lassen. Der dramatisirte Zaubertrank erweckt anfänglich den Glauben, daß durch ihn Conflikt vielleicht zwischen Tristan und Isolde herbeigeführt werden könnte, indem Tristan in seiner Liebeswuth nicht Isolde, sondern die alte Brangäne „minnt.“

> Du siehst mit diesem Trank im Leibe,
> Bald Helenen in jedem Weibe.

Wir gehen aber zu weit: der Trank wirkt nur auf Tristan und Isolde. Immerhin! Den Lorgnons wird durch diesen Liebeszauber das prickelndste Schauspiel, das je die Bühne wagte, geboten. — Im Verlauf der obigen Trilogie hat das Auge vollauf zu thun. Da muß sich dem Gott Wodan gegenüber der singende Deklamator in ein singendes Riesenungethüm, und dieses wieder in eine winzige Kröte verwandeln u. dgl. m., bis zum Schluß Brünenhild auf einem weißen Zelter in ein von Flammen umwogtes Felsengrab gallopirt. — „So muß denn doch der Maschinist daran!“ Kommt diese Trilogie noch zu Stande, so wird gerade der so verschrieene „Maschinist“ seinen ganzen Scharfsinn entwickeln müssen, um Wagner's Ideen, mehr als er, in's Leben zu rufen, und das funkelnagelneue Schaugepränge dürfte Geschmacklosigkeiten an's Lampenlicht fördern, die wir höchstens einem Kasperle-Theater verzeihen würden.

Fassen wir endlich im Ganzen alle Pracht, Schimmer und Dekorationswunder zusammen, die bei der heutigen Oper das Auge blendend berücken, wie erbleicht und schrumpft Alles zur Erbärmlichkeit zusammen vor dem einen Trompetenstoß in Beethoven's Fidelio (Akt II.). Dieser erschütternde Trompetenstoß — bläst er mit seinem echt dramatischen Effekt nicht all diesen raffinirten und gewaltigen Aufwand von Garderobe-, Maschinerie-, Dekorations- und Tonmassen-Gerassel über den Haufen?

Werfen wir einen Blick auf das Alterthum, so zeigt sich dieselbe Erscheinung: je kleiner die Schöpferkraft im Drama wurde,

desto maßloser die äußere Pracht. Die letztere übertraf alles, was unsere Theaterdirectionen leisten, bei Weitem. Schon die Gebäude waren mit einem an's Fabelhafte grenzenden Luxus aufgerichtet. M. Scaurus z. B. führte während seines Aedilamts ein Theater — nur für vier Wochen — auf, das drei Stockwerke hoch war und 360 dreifach über einander befindliche Säulen enthielt, wovon die unteren 42 Fuß hoch und mit 3000 bronzenen Statuen geschmückt waren. Der untere Theil der Bühne bestand aus Marmor, der mittlere aus Glas, der obere von vergoldetem Tafelwerk und konnte 80,000 Menschen fassen. Der Tribun Scribonius Curio gab im Jahre 702 durch seine beweglichen hölzernen, früh bei den scenischen Vorstellungen von einander abgewendeten, Abends bei den Fechterspielen sich an einander schließenden halbkreisförmigen Schaubühnen zu Rom das erste Vorbild eines Amphitheaters (Plinius XXXVI, 15). Cäsar errichtete das erste Gebäude dieser Art (Dio Cassius XLIII., 225) ebenfalls aus Holz und ließ es mit einem seidenen Segeltuch (Velarium) überspannen, wie man schon früher die Gladiatorenspiele unter vielfarbigen Planen gehalten. Der gestickte Teppich, welchen Nero über das Theater ziehen ließ, war nach Dio Cassius (Cap. 36, S. 718) purpurfarben mit goldenen Sternen, in deren Mitte der Imperator als Sonnengott das Viergespann lenkte. Pompejus erbaute in Rom das erste steinerne Theater, das 40,000 Menschen hinlänglichen Raum gewährte. Nächstdem war der übrige Apparat von attalischen Tapeten, Malereien und dem zur Aufführung erforderlichen Zubehör so groß, daß von dem, was man davon als zum täglichen Gebrauch überflüssig nach der tuskulanischen Villa gebracht hatte, für 100 Millionen Sesterzen (ungefähr 300,000 Thaler) verbrannte. Der Freund August's, Statilius Taurus, baute im Jahre 724 auf dem Marsfelde das erste steinerne Amphitheater (Sueton. Aug. Kap. 29 und Dio Cass. LI., 23), das unter Nero abbrannte. Das Theater von Marcellus konnte 22,000, ein Amphitheater in Rom 12,000, und ein Circus 28,000 Menschen auf seinen Sitzen fassen. (Das Opernhaus in Berlin kann nur 1790, das Hamburger 2300, das Münchener 2500, das Darmstädter 2000 Personen aufnehmen.) Außer den scenischen Schauspielen, dem Lust- und Trauerspiel, hatten die Römer noch die Circensischen, welche im Wettrennen zu Pferde und auch zu Wagen bestanden. — Panem et Circenses! — Die Gebäude ließ derjenige, der das Schauspiel veranstaltete, mit allem, was er an Bildsäulen, Gemälden und Tapeten prächtiges auftreiben konnte, ausschmücken. Cicero warf einmal dem Appius vor, daß er ganz Griechenland von Statuen und Gemälden geplündert habe, um die Schaubühne damit auszufüllen. Die Pracht erweiterte sich so, daß die Maschinen sogar, welche man bei den Vorstellungen der Komödien und Tragödien brauchte, mit Silber überzogen wurden. Julius Cäsar ging noch weiter und ließ bei den Spielen, die er bei seines Vaters Begräbniß aufführte, alles was zur Bühne gehörte, von gediegenem Silber machen. In der Klytämnestra des Attius kamen 600 beladene Maulthiere auf's Theater, und im trojanischen Pferde des Livius Andronicus benutzte man 3000 goldene Schalen, wodurch Pompejus seinen Reichthum beweisen wollte. Das größte Riesenwerk aber, was die römische Pracht hervorbrachte, war das von Vespasian begonnene, von Titus vollendete und geweihte Amphitheatrum Flavium, seiner alle Baue überbietenden Größe halber Colosseum genannt, das 1612 Fuß im Umfang hatte, 80 Arkaden enthielt und 110,000 Zuschauer, mit 90,000 Sitzplätzen fassen konnte. In ihm concentrirte sich ein großer Theil des römischen Volkslebens.

Man erschrickt, wenn man die Liste der in den Circus und Amphitheatern Roms methodisch gequälten und ermordeten Thiere — L. C. Metellus ließ z. B. im Jahre 252 v. Chr. 142 den Karthagern abgenommene Elephanten im Circus aufziehen und sie, weil man nicht wußte, was man damit anfangen sollte, mit Pfeilen erschießen. Im Jahre 188 v. Chr. gab Fulvius Nobilior die ersten Jagden (venationes) von Löwen und Panthern. Aemilius Scaurus zeigte im Jahre 58, wo er zum Aedil ernannt wurde, zuerst den Hippopotamos, 5 Krokodille und 140 Panther. Um sich noch mehr auszuzeichnen, brachte Pompejus bei Einweihung seines Theaters einen Luchs, den Cephus oder äthiopischen Affen, den Caracal und das einhörnige Rhinoceros. Bei dieser Gelegenheit kämpften 600 Löwen und 410 Panther; auch stritten 20 Elephanten gegen bewaffnete Männer. Unter den Kaisern nahm dieser Luxus zu. Augustus allein ließ 3500 wilde Thiere in den öffentlichen Spielen erlegen; auf dem Forum zeigte man dem Volke eine 50 Ellen messende Schlange, und in dem unter Wasser gesetzten Circus Flaminius hieb man 36 Krokodille in Stücke. Der sanfte Titus ließ bei Einweihung der Thermen 9000 wilde und zahme Thiere umbringen, ja sogar Weiber kämpfen. Domitian ließ, um das Schauspiel noch interessanter zu machen, Schaaren von Thieren bei Fackelschein erschlagen. Ein Weib kämpfte gegen einen Löwen, ein Königstiger zerriß den andern, und es trat zuerst ein Rhinoceros mit zwei Hörnern auf. Mit Ausnahme M. Aurel's geht so die Geschichte weiter. Philippus feiert 248 n. Chr. im tausendsten Jahre Roms die säcularischen Spiele, wobei 32 Elephanten, 10 Elenthiere, 10 Tiger, 60 gezähmte Löwen, 30 Leoparden, 10 Hyänen, 1 Flußpferd, 1 Rhinoceros, 10 Giraffen, 20 Zebra's, 40 wilde Pferde, und 10 Argoleonen getödtet wurden, und Probus pflanzte bei seinem Triumph im Circus einen Wald, den er mit 1000 Straußen, 1000 Ebern, 1000 Dammhirschen, 1000 Löwen, eben so vielen Löwinnen, einer gleichen Anzahl syrischer Leoparden, 300 Bären, Gemsen und Muffelthieren bevölkerte. — Einst schnellte man (wohl sehr unvollkommen) einen Wald mit singenden Vögeln, nach Herodian aber, unter Commodus, hundert Löwen empor, die der Kaiser alle tödtete. Was sind dagegen die Thiergefechte in Spanien! (Matadores wie Montes, Sevilla, Trigo und Pago Illo waren vor kurzem noch berühmt. Der letztere starb auf den Hörnern des Stiers, der erste, ebenfalls vor mehren Jahren gestorben, empfing für vier Vorstellungen in Bayonne 25,000 Franken, und sein Bildniß schmückte Fächer und Dosen.)

Und jenem grausigen Henkerprunk, dem steten Wehruf verwundeter oder sterbender Gladiatoren, dem Angstgebrüll, Geheul und Geächz verendender Thiere, schauten und hörten von ihren rings herlaufenden himmelhohen Sitzen 80—100,000 vor Seligkeit jauchzende menschliche Hyänen zu; die römischen Kaiser regierten ganz für den Pöbel, dem sie die Herrschaft dankten, und gaben ihm Feste und Spiele. Ihr Beispiel wurde öfter copirt. Ein Soldatenvolk will seinen Beschäftigungen analog belustigt sein. Uns zahmen Neueren bietet man hingegen Bellini'sche, Spontini'sche, Meyerbeer'sche, Wagner'sche Opern, Balletttänze u. s. w., die zuletzt noch, zur Befriedigung des Effekts und der Schaulust, in den raffinirtesten Sinneskitzel ausarten müssen. Wir vermögen nie stille zu stehen, wo es schon einmal zum Gesetz und zur Gewohnheit geworden ist, über „die Schnur zu hauen.“ Gedenkt man unser Schauvergnügen noch mehr auszudehnen, so ist hier dem Decorateur, Maschinisten, Costümier, und vor Allem dem Tonsetzer eine ergiebige Fundgrube für seine Phantasie aufgeschlossen.

Alle Richtungen des Lebens drängen jetzt mit Energie nach Entwickelung und Vervollkommnung; soll die Bühne zurückbleiben? Wir müssen allgemeiner zum Bewußtsein darüber kommen, daß das Theater eine Kunstanstalt ist, daß es nicht des Amüsements wegen da ist. Wir müssen uns an Schillers Worte erinnern: „Alle Kunst ist der Freude gewidmet, und es giebt keine höhere, keine ernstere Aufgabe, als die Menschen zu beglücken. Die rechte Kunst ist nur diese, welche den höchsten Genuß verschafft. Der höchste Genuß aber ist die Freiheit des Gemüths in dem lebendigen Spiel aller seiner Kräfte.“

Der Ursprung der Mythologie.

Die Freunde der deutschen Mythologie und Sage machen wir auf das reichhaltige und tiefdurchdachte Werk von W. Schwartz: „Der Ursprung der Mythologie, dargelegt an griechischer und deutscher Sage“ aufmerksam, welches, auf einfacher und sicherer Grundanschauung ruhend, die schon früher von dem Verfasser veröffentlichten (vergl. dessen Abhandlungen: „Der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum mit Bezug auf Norddeutschland und die Marken“, Berlin, Hertz 1850, und: „Die Alt-Griechischen Schlangengottheiten, ein Beitrag zur Glaubensgeschichte der Urzeit“, Berlin 1858) Entdeckungen weiter begründet und ausführt, nach welchen der Ursprung und die Entstehung der überwiegenden Mehrzahl mythologischer und abergläubischer Vorstellungen auf eine Vergötterung und Personification gewaltiger, dem unwissenden und rohen Menschen mächtig imponirender Naturkräfte und Naturerscheinungen zurückzuführen ist. — Unter allen Naturerscheinungen aber, welche auf die Phantasie und das Denken roher Naturmenschen mächtig einwirken müssen, steht das Gewitter mit der ergreifenden Majestät seines Donnerns und Blitzens obenan, und deßhalb lassen sich gerade auf diese Erscheinung die meisten mythologischen Phantasiegebilde zurückführen. Die Unkenntniß der natürlichen Ursachen einerseits, aus welchen sich am Himmel, dem Sitze der Götter, gewaltige Erscheinungen entwickeln, und die Furcht vor solchen von der menschlichen Kraft nicht zu bewältigenden Vorgängen andererseits sind die hauptsächlichsten Factoren des Aberglaubens und der Mythologie gewesen, welche bei Griechen und Deutschen, welche überhaupt bei allen indogermanischen Völkern (vergl. die Abhandlung von Kuhn über die Herabholung des Feuers bei den Indogermanen, und das weiter ausgeführte Werk desselben: über die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks bei den Indogermanen) das gemeinsame Urelement nicht verkennen lassen.

Des Menschen Glaube, selbst auch die aus den mythologischen Uranfängen entwickelte Religion gebildeter Völker, haftet vorzugsweise am Himmel, dem über der Menschenwelt hocherhabenen und von der Menschenkraft unerreichbaren Schauplatze großartiger und das Abhängigkeitsgefühl des Menschen lebhaft zum Bewußtsein bringender Erscheinungen, diese waren es, welche die Götter schaffende Phantasie belebten und anregten. Nicht aus der Phantasie a priori, sondern aus dem realen Boden der Erscheinungen durch das Medium menschlicher Auffassung, ist, wie der Verfasser ausführt, der Glaube an eine himmlische Welt und an die Gottheit erwachsen. Würde wieder eine Menschheit hinausgestellt in die Natur, so würde sie mit ihrem religiösen Ahnen und Denken zu ganz ähnlichen Resultaten kommen, wie sie in den Uranfängen der Mythologie niedergelegt sind, sie würde alles von ihrem Standpunkt, von sich und ihrer Welt aus unter dem Reflex ihrer Natur, d. h. des Irdischen und Menschlichen zuerst erfassen. „Es ist das unmittelbarste Denken und Glauben der Urzeit“, sagt der Verfasser, „was in seinem ganzen Entwicklungsproceß uns in den Mythologien vorliegt. Daran erwuchs die Religion. Aber erst als man nicht bloß Dinge dort oben vor sich gehen sah, sondern als man sie in Beziehung brachte zur Welt, also erst mit weiterer Naturbeobachtung und dem Kultus keimten ihre ersten Triebe. Der Werwolf raste vorüber, die Schwanjungfrauen und Gräen zeigten ihr Wolkenkleid wieder nach dem Gewitterbade und verschwanden, der Drachenkönig schien überwunden, die mähende Demeter mit den Titanen warf ihre Sichel fort, — da ist noch kein Grund zur Verehrung; — wenn man aber die Beziehungen der betreffenden Erscheinungen zur Natur erkannt hat, dann verehrt man den Wolfsgott und die Regen spendende Wolkenfrau. Da spalten sich dann die Erscheinungen und immer siegreicher gehen und majestätischer die Götter als die Ueberwinder des Widrigen und Bösen in der Natur hervor. Da keimt Furcht und Dankbarkeit in der Menschenbrust, denn erst jetzt fangen sie an, an göttliche Wesen zu glauben, die sich um sie kümmern.“

Die ersten mythologischen, irdische Verhältnisse auf Himmelserscheinungen übertragenden Vorstellungen geben uns nun, wie der Verfasser andeutet, auch ein bedeutendes Resultat für die Kulturgeschichte der Urzeit, denn sie zeigen uns die Urzeit auf der Kulturstufe der äußersten Rohheit und des bloßen Naturtriebs. „Wo man noch, wie alle Mythen zeigen, geschlechtliche Mischung der himmlischen Wesen vor den eigenen Augen in den zusammenstoßenden Gewitterwolken glaubte vor sich gehen zu sehen, im Blitz den himmlischen Phallus erblickte, oder Hofiren im Blitzgestank und Donner wähnte wahrzunehmen, selbst wo noch Diebstahl, ja Vatermord als ganz natürliche Thaten gelten, so daß man sie auf die Thätigkeit himmlischer Wesen ohne Weiteres übertrug, da ist der göttliche und menschliche Standpunkt noch auf einer Stufe der Entwicklung, die jeder Sitte fremd nur den Naturtrieb kannte.“ — „Der gebildete Europäer“, heißt es am Schluß der Vorrede, „liest zwar von Botokuden und Buschmännern, Kamtschadalen und Papuas-Negern, von ihrer Rohheit neben allem Menschlichen kann er sich aber schwer einen Begriff machen, kaum denken, daß die ganze Menschheit je bei allen bessern Regungen im Einzelnen sich auf dem Standpunkte kamtschadalischen Unflaths befunden habe, weil die Geschichte uns sofort in ihren Anfängen eine reiche menschliche Entwicklung aufweist. Die Mythologie zeigt aber eben an den himmlischen Reflexen bei den Stammvätern der später gebildetsten Völker dieselbe vollständige und leidenschaftliche Rohheit, das Baarsein alles dessen, was man Scham oder Scheu nennt, und beweist damit, daß alles, was jetzt die gebildete Menschheit als mit der Natur des Menschen gleichsam verwachsen ansieht, erst das Resultat einer viele Jahrtausende alten, aus dem Schmutz durch die begabtesten und edelsten Geister vorbereiteten und durch das Christenthum gezeitigten, geistigen und sittlichen Bildung ist.“ —

Auf diesen einfachen und klaren Anschauungen basirend, entfaltet nun der Verfasser die mythologischen Vorstellungen der Griechen und Germanen in ihren Beziehungen zu den Himmelserscheinungen mit großer Belesenheit und Gelehrsamkeit bis in's kleinste Detail hinein und findet selbst in den von späterer Kulturentwicklung beeinflußten und mit modernen Scenerien umgebenen Sagen die ursprünglichen, rohen mythologischen Züge wieder auf. Es muß einer Fachgelehrten-Zeitschrift überlassen bleiben, das Verfahren des Verfassers genauer auseinanderzulegen und in seinen Einzelnheiten zu prüfen, wir schließen hier mit einigen Andeutungen über die dargelegte ursprüngliche Verwandtschaft der mythologischen Schlangen und Drachen mit dem Blitz. Ueberall wo in den indogermanischen Mythologien Schlangen oder Drachen auftreten, haben wir es ursprünglich mit den Himmels-Schlangen und Drachen, mit dem sich schlängelnden Blitz zu thun. Auch bei nicht indogermanischen Völkern glaubt der Verfasser den Schlangenkultus auf die Verehrung der Gewittermächte als Schlangen, als auf eine der ersten und rohesten mythologischen Vorstellungen zurückführen zu müssen, und wenn der Kultus den Gewittermächten oder dem Blitz wirkliche Schlangen substituirt, so ist dies nur das stets in der Mythologie vorkommende Herabziehen des Himmlischen auf die Erde. In der That weisen sowohl in der griechischen als in der deutschen Mythologie eine Menge von Auffassungen auf die Verwandtschaft des Blitzes und der Schlange hin; Schlangen erscheinen feurig, bewegen sich wie der Blitz, ihr Erscheinen kündet, nach vielen deutschen Sagen, Gewitter und einschlagendes Wetter an. Der Drache oder Glufwanz der deutschen Sage fährt feurig und wie der Blitz durch den Schornstein; hat ihm die Hexe, der er Geld zuträgt, keine Schale Milch auf den Heerd gestellt, so steckt er das Haus in Brand; ein bedeutsamer Zug, der mit dem allgemein verbreiteten Aberglauben zusammenhängt, daß man ein durch Blitz entzündetes Feuer nur mit Milch löschen könne. Milch ist die Lieblingsspeise der Schlangen und Drachen, wie viele Sagen andeuten,

durch Milch kann man sie freundlich stimmen, oder ihren Zorn versöhnen. Die Schlagen tragen ferner goldene, blitzende Kronen, haben leuchtende Edelstein-Augen, und das Auge des den Drachen verwandten Basilisks tödtet „wie der Blitz.“ — Das Kapitel über die Schlangen- und Drachengottheiten (S. 26—159) des vorliegenden Werks ist außerordentlich reichhaltig an einleuchtenden Winken und Beweisen über diese mythologische Verwandtschaft von Schlangen, Drachen, Gewitter und Blitz und führt uns vollkommen in das Verständniß der folgenden Abschnitte ein, welche wir hiemit, wie die gesammten auf diesen Gegenstand bezüglichen bisherigen Untersuchungen von Schwartz, den Freunden der Mythologie und Sagenkunde bestens empfohlen haben wollen.

* Gedichte.

Nach Longfellow.

Des Sklaven Traum.

Er schlief im wallenden Reisgefild,
Die Sichel in der Hand,
Die Brust war nackt, sein Flechtenhaar
Begraben in dem Sand.
Da sah auf einmal er im Traum
Sein fernes Vaterland.

Der Niger wallte königlich
Durch weiter Länder Raum,
Er selber stand, ein König auch,
Wie einst am Palmenbaum
Und hörte Karavanen zieh'n
Vorbei am Bergessaum.

Er sah, wie in der Kinder Kreis
Sein Weib, schwarzaugig, stand,
Sie hingen küssend ihm am Hals
Und faßten seine Hand,
Und eine Thrän' entquoll dem Aug'
Und rollte in den Sand.

In wilder Eile ritt er dann
Des Nigers Bord entlang,
Dieweil der goldne Zaum am Bug
Des Pferdes klirrt' und klang
Und sich im Lauf des Degens Stahl
Stets auf und nieder schwang.

Flamingos flogen vor ihm her
In blutig rothem Zug;
Durch Feld und Tamarindenbusch
Verfolgt' er ihren Flug,
Bis ihn sein Roß zum Kafferndorf,
Zum Saum des Weltmeers trug.

Hyänen heulten durch die Nacht,
Der Löwe brüllte dumpf,
Das Nilpferd raschelte im Rohr
Am schilfbedeckten Sumpf,
Da plötzlich tönte Trommelschall
Im Traum ihm wie Triumph.

Der Wälder Stimmen tausendfach
Sangen der Freiheit Sang,
Auf Schwingen trug der Wüstenwind
Tönend den Ruf entlang,
Er zuckt' und lächelte im Schlaf,
Vernehmend solchen Klang.

Nicht fühlt' er mehr der Sonne Brand,
Des Treibers Geißelschlag,
Im Schlummer hatt' ihn Tod verklärt;
Sein starrer Körper lag
Wie eine Fessel, die der Geist,
Indem er floh, zerbrach. —

König Witlafs Trinkhorn.

Witlaf, ein König der Sachsen,
Noch eh' er dem Tode erlag,
Ließ den lustigen Mönchen von Croyland
Sein Trinkglas zum Erbtheil und sprach:

Ihr sollt beim frohen Gelage,
Wenn Ihr trinket den goldenen Wein,
Der Seele des Gebers gedenken
Und fromme Gebete mir weihn.

So saßen sie einstmals zur Christmeß,
Da wurde das Trinkhorn kredenzt,
An den Bärten glänzte der Rothwein,
Wie Thau am Rasen erglänzt.

Sie tranken der Seele des Witlaf,
Sie tranken Christus, dem Herrn,
Sie tranken den zwölf Aposteln,
Die gepredigt nah und fern.

Sie tranken den Heil'gen und Märt'rern,
Die geduldet in Zeiten so schwer;
Und stets noch hinzu kam ein Heil'ger,
Ging auf's Neue der Becher umher.

Das Chorpult umsummten Legenden,
Wie schwärmende Bienen so viel,
Geschichten vom heiligen Guthlac,
Homilien vom heil'gen Basil.

Bis des Klosters gewaltige Glocken
Vom Thurme mit ehernem Mund:
Guthlac und Bartholomäus,
Anzeigten die Mitternachtstund'.

Und es krachte das Holz im Kamine,
Da neigte der Abt sein Haupt,
Und flackernd tanzten die Flämmchen,
Doch der Abt war des Lebens beraubt.

Erstarrt war die Hand, die noch immer
Den goldnen Pokal umschlang,
In den gleich zerfließender Perle
Die Seele zerfloß und versank.

Doch hielten die lustigen Mönche
Darum mit dem Zechen nicht ein,
Sie nannten noch viele der Heil'gen
Und riefen auf's Neue: schenkt ein!

Der Dorfschmied.

Wo der Kastanienbaum im Dorf
Die Zweige schattend spannt,
Da steht der Schmied, ein starker Mann
Mit breiter, nerv'ger Hand,
Die Muskeln seines braunen Arms
Sind fest wie Eisenband.

Sein Haar ist kraus und schwarz und lang,
Lohgelb ist sein Gesicht,
Von schwerer Arbeit zeugt der Schweiß,
Der seine Stirn umflicht,
Und frei blickt er der Welt in's Aug',
Denn Schulden hat er nicht.

Woch' ein und aus, von früh bis spät
Zieht er der Bälge Strang;
Der Ambos stöhnt vom Hammerschlag
Im taktgemäßen Klang,
Wie wenn des Dorfes Glocke schallt
Beim Sonnenuntergang.

Die Jugend, die zur Schule geht,
Blickt ihm zur Thür' hinein,
Sie liebt der Bälge Sauseton,
Des Feuers rothen Schein
Und haschet nach der Funken Sprühn,
Als müßten Spreu sie sein.

Am Sonntag sitzt er in der Kirch'
Mit seiner Knaben Schaar,
Er horcht auf Predigt und Gebet,
Und wenn ihm, rein und klar,
Vom Chor der Tochter Stimm' erklingt,
Ergreift's ihn wunderbar.

Dann ist's, als ob im Paradies
Die todte Mutter singt,
Und wieder ist er der gedenk,
Die schon das Grab umschlingt.
Und wischt vom Auge mit der Hand
Die Thräne, die d'rin blinkt.

So geht in Sorge, Freud' und Fleiß
Sein Lebenslauf dahin,
Der Abend sieht der Arbeit Schluß,
Der Morgen den Beginn,
Und süße Ruh' nach Tages Last
Ist seiner Müh' Gewinn.

Dank für die Lehre, würd'ger Freund!
So müssen, groß und klein,
Wir in des Lebens Essengluth
Des Schicksals Schmiede sein
Und dem Gedanken, wenn er glüht,
Der That Gestalt verleihn. —

Adolf Laun.

Elegien.

I.

Jung und schön bist du gestorben,
Liebster Freund, auf Schleswig's Feld,
Keinen Kranz hast du erworben,
Doch das beste Loos der Welt.
Einen Helden auf dem Schilde,
Küßte, als der Abendwind
Kühlte blut'ger Schlacht Gefilde,
Dich der Todesengel lind.

Auf der Brücke, wo wir schieden,
Steh' ich wieder . . Frühlingsduft
Ueberhaucht der Landschaft Frieden,
Strömt in meines Herzens Gruft.
Bläulich zieht des Wassers Welle,
Wo die Trauerweide rauscht,
Durch das Grün noch Sonnenhelle
Wie an jenem Tage lauscht.

Doch was ist von uns geblieben,
Uns'rer Freundschaft Zärtlichkeit?
Wie das Herbstlaub hingetrieben
In des Nichts Vergessenheit!
Himmelstürmende Gedanken, . .
In der Dinge ew'gen Strom
Mit der Erde Staub sie sanken,
Nichtiger als ein Atom!

Als wir schieden, hast vermessen
Lorberkränze du geträumt —
Jetzt ist selbst dein Grab vergessen,
Von der Nordsee kalt umschäumt.
Was ist heilig höchstes Streben?
Was ein muthentflammtes Herz?
Nur versammeln will das Leben
Staub zu Staub und Schmerz zu Schmerz.

Doch noch stand vor deinem Geiste
Unentweiht das Ideal,
Ew'ger Jugend Becher kreiste
Noch in deiner Götter Saal.
Jeden Tag welkt eine Blüthe
An des Daseins Baum uns mehr,
Bis er, der in Rosen glühte,
Nur ein Dornstrauch kahl und leer.

D'rum werd' ich dich stets beneiden,
Der so früh die Ruhe fand,
Eh' noch in der Seele Leiden
Deiner Stirne Glanz verschwand.
Heil dir, den aus Drang und Mühen
Leicht der Götter Huld enthob,
Dem nicht der Begeist'rung Glühen,
Dem das Leben nur zerstob.

II.

Fahrewohl, meine Liebe! So bist auch du
Vom Schicksalswagen zerschmettert —
Verglüht deiner Augen sonnige Pracht,
Die Rosen der Wangen entblättert.

Vor Jahren . . . es war eine Sommernacht,
Im Mondschein, an Wasserwogen,
Mit Baumgeflüster, Gesang und Kuß,
Als wir von einander gezogen.

Da flatterte hoch im Wind dein Haar,
So flogen deine Gedanken —
Und offen dein Herz, wie vor uns der See,
D'rin Mondesstrahlen versanken.

Da warst du bewundert, begeistigt noch
Von der Allmacht muthigen Strebens,
Was kündete kein fallender Stern
Den Niedergang unseres Lebens?

Wir schaukelten selig im leichten Boot
Auf unergründlichen Wogen —
Viel seliger wär's, wenn mit Lieb' und Qual
Sie da uns hinabgezogen.

Die Kunst, die dich groß gemacht und hehr,
Du hast sie verrathen, verlassen,
Du glaubtest im fliehenden Sinnengenuß
Das Glück der Erde zu fassen. —

Zwar seh' ich dich noch im sammt'nen Gewand
Und gold'nen Geschmeide wallen,
Vielleicht ist nie um dein früheres Glück
Vom Aug' dir die Thräne gefallen.

Du schaukelst dich in der Freude Boot
Noch selig auf trügrischen Fluthen . .
Viel seliger wär's, wenn mit Lieb' und Qual
Wir längst in den Wassern ruhten.

Karl Frenzel.

* Aus den Erlebnissen Ludwig Spohrs.

Spohr berichtet im zweiten Hefte der nach seinem Tode gedruckten Selbstbiographie von der großen Kunstreise, die er im Jahre 1807 von Gotha aus unternahm: Das kostete damals bei den mangelhaften Verkehrsmitteln große Mühe, eine solche Wanderung durchzuführen. Spohr mußte sich einen eigenen Reisewagen bauen lassen, der aus einem Korbgeflechte und einem Chaisekasten bestand. Jenes enthielt die Harfe der Frau und die Violine des Mannes, über welchen auf einem erhöheten Sitze der Postillon seine luftige Stätte hatte; in der Chaise saß das Künstlerpaar. Gleich am ersten Tage wurde dieser Wagen umgeworfen, doch war das Unglück ohne schlimme Folgen und wiederholte sich später nicht.

In Weimar wurde bei Hof und in Gegenwart von Wieland und Goethe concertirt. Dann ging die Reise über Leipzig und Dresden nach Prag, dann über Regensburg nach München. Hier dirigirte Winter, der Componist des „unterbrochenen Opferfestes“. Hören wir über ihn Spohr selbst: Ich war entzückt über die präcise und feurige Ausführung meiner Compositionen und fand es sehr natürlich, daß sie, so vorgetragen, gefielen. Eine besondere Genugthuung gewährte es mir aber, daß auch der Componist des „Opferfestes“, in seiner aufrichtig-derben Weise, mich seines Beifalles versicherte. Ich war oft bei Winter und ergötzte mich an dessen originellem Wesen, das die sonderbarsten Widersprüche in sich vereinigte. Winter, von colossalem Körperbau, begabt mit riesiger Kraft, war dabei furchtsam wie ein Hase. Bei geringfügiger Veranlassung leicht in Zorn aufbrausend, ließ er sich doch wie ein Kind lenken. Seine Haushälterin hatte das bald bemerkt und tyrannisirte ihn in arger Weise. Er hatte z. B. eine besondere Freude an dem Krippenspiel zu Weihnachten und ergötzte sich oft Stunden lang mit dem Anputzen der kleinen Figuren. Aber wehe ihm, wenn die Haushälterin ihn dabei überraschte; sie jagte ihn sogleich davon und rief: „Müssen Sie denn ewig spielen?! Setzen Sie sich sogleich an's Klavier und machen Sie Ihre Arie fertig!“

Die jüngeren Mitglieder der Hofkapelle, die er gern um sich hatte und zuweilen zu Tische einlud, neckten ihn dafür unaufhörlich. Sie hatten bald entdeckt, daß er sich vor Geistern fürchte, und veranstalteten daher allerlei Spukgeschichten und Geistererscheinungen, um ihn zu ängstigen. So besuchte er im Sommer häufig einen öffentlichen Garten außerhalb der Stadt, kehrte aber, da er sich im Dunkeln fürchtete, stets vor anbrechender Nacht zurück. Eines Tages hatten ihn die jungen, muthwilligen Leute durch allerlei Künste länger, als gewöhnlich aufgehalten, und es war daher schon ganz dämmerig, als er den Rückweg antrat. Da die übrigen Gäste noch in guter Ruhe sitzen blieben, so fand er seinen Weg, der zwischen düstern Hecken hinlief, schauerlich einsam. Es überfiel ihn daher eine fürchterliche Angst und unbewußt fing er an zu traben. Kaum war dies geschehen, so fühlte er eine schwere Last auf seinem Rücken und glaubte nun nicht anders, als es sei ein Kobold auf ihn herabgesprungen. Da er noch Mehrere hinter sich hertraben hörte, so schien ihm die ganze Hölle auf den Fersen, und er rannte nun noch weit mehr. Schweißtriefend und keuchend kam er endlich am Thore an; da sprang der Kobold von seinem Rücken herab und sprach mit bekannter Stimme: „Ich danke Ihnen, Herr Kapellmeister, daß Sie mich getragen haben; denn ich war sehr müde!“ Ein Kichern der Anderen folgte dieser Rede, während der Gefoppte in einen unbändigen Zorn ausbrach.

Von München ging die Reise nach Stuttgart, wohin wir Empfehlungen an den Hof mitbrachten. Ich übergab diese dem Hofmarschall und erhielt von ihm schon am folgenden Tage die Zusicherung, daß wir bei Hofe gehört werden würden. Ich hatte aber unterdessen in Erfahrung gebracht, daß auch hier während der Hofconcerte Karten gespielt und auf die Musik wenig gehört werde. Noch von Braunschweig her voller Abscheu gegen eine solche Entwürdigung der Kunst, nahm ich mir daher die Freiheit, dem Hofmarschall zu erklären, daß ich und meine Frau nur dann auftreten würden, wenn der König die Gnade habe, während unseres Spieles das Kartenspiel aufzuheben. Ganz erschrocken über eine solche Kühnheit, trat der Hofmarschall einen Schritt zurück und rief: „Wie! Sie wollen meinem gnädigsten Herrn Vorschriften machen? Nie werde ich es wagen, ihm das vorzutragen!“ — „Dann muß ich auf die Ehre, bei Hofe gehört zu werden, verzichten“, war meine einfache Antwort. Hierauf empfahl ich mich.

Wie der Hofmarschall es angefangen hat, seinem Könige so Unerhörtes vorzutragen, und wie dieser es über sich hat gewinnen können, darauf einzugehen, habe ich nicht erfahren. Das Resultat aber war, daß der Hofmarschall mir sagen ließ: „Se. Majestät wolle die hohe Gnade haben, meinen Wunsch zu gewähren; nur werde die Bedingung daran geknüpft, daß die Musikstücke, die ich und meine Frau vortragen würden, sich sogleich folgen sollten, damit Se. Majestät nicht öfter incommodirt würden.“

So geschah es denn auch. Nachdem der Hof an den Spieltischen Platz genommen hatte, begann das Concert mit einer Ouvertüre, auf welche eine Arie folgte. Während dem liefen die Bedienten geräuschvoll hin und her, um Erfrischungen anzubieten, und die Kartenspieler riefen ihr „ich spiele, ich passe“ so laut, daß man von der Musik und dem Gesang nichts Zusammenhängendes hören konnte. Doch nun kam der Hofmarschall zu mir, um anzukündigen, daß ich mich bereit halten solle. Zugleich benachrichtigte er den König, daß die Vorträge der Fremden beginnen würden. Alsbald erhob sich dieser, und mit ihm alle Uebrigen. Die Bedienten setzten vor dem Orchester zwei Stuhlreihen, auf welche sich der Hof niederließ. Unserem Spiele wurde in großer Stille und mit Theilnahme zugehört; doch wagte Niemand ein Zeichen des Beifalles laut werden zu lassen, da der König damit nicht voranging. Seine Theilnahme an den Vorträgen zeigte sich nur am Schlusse derselben durch ein gnädiges Kopfnicken, und kaum waren sie vorüber, so eilte Alles wieder zu den Spieltischen, und der frühere Lärm begann von neuem.

Während des übrigen Concertes hatte ich Muße, mich umzusehen. Meine Aufmerksamkeit wurde besonders auf den Spieltisch des Königs gelenkt, an welchem, um es der Majestät bei ihrer Corpulenz bequemer zu machen, ein halbrunder Ausschnitt angebracht war, in welchen der Bauch des Königs genau hineinpaßte. Der große Umfang desselben und der kleine des Königreiches haben bekanntlich zu der hübschen Caricatur Veranlassung gegeben, auf welcher der König, im Krönungsornate, mit der Landkarte seines Königreiches auf dem Hosenknopfe, in die Worte ausbricht: „Ich kann meine Staaten nicht überblicken!“

So wie der König sein Spiel beendet hatte und den Stuhl rückte, wurde das Concert mitten in einer Arie der Madame Graff abgebrochen, so daß ihr die letzten Töne einer Cadenz förmlich im Halse stecken blieben. Die Musiker, an solchen Vandalismus schon gewöhnt, packten ruhig ihre Instrumente in die Kasten; ich aber war im Innersten empört über eine solche Entwürdigung der Kunst.

Würtemberg seufzte damals unter einer Despotie, wie sie das übrige Deutschland wohl nie gekannt hat. So mußte, um nur Einiges anzuführen, Jeder, der den Schloßhof in Stuttgart betrat, den Weg vom Gitterthore bis zum Schloßportal mit entblößtem Haupte zurücklegen, es mochte regnen oder schneien, weil Se. Majestät nach dieser Seite hin wohnte. Ferner war jeder Civilist auf Allerhöchsten Befehl gehalten, vor den Schildwachen den Hut abzunehmen, ohne daß diese ihm die Honneurs zu machen brauchten. Im Theater war es durch Anschlag streng verboten, Beifall zu klatschen, bevor nicht der König damit begonnen habe. Die Majestät steckte aber ihre Hände, wegen der strengen Winterkälte, in einen großen Muff und brachte sie nur heraus, wenn Höchstdieselben das Bedürfniß fühlten, eine Prise zu nehmen. War dies geschehen, dann wurde,

unbekümmert um Das, was gerade auf dem Theater geschah, nun auch geklatscht. Der Kammerherr, welcher hinter dem Könige stand, fiel sogleich ein und gab dadurch dem loyalen Volke das Zeichen, nun auch seinerseits Beifall zu spenden. So wurden denn fast immer die interessantesten Scenen und besten Musikstücke der Oper durch einen heillosen Lärm gestört und unterbrochen.

Da die Stuttgarter schon längst gelernt hatten, sich den königlichen Launen willig zu fügen, so setzte es sie in nicht geringes Erstaunen, als sie erfuhren, was ich mir, bei meinem Auftreten im Hofconcerte, ausbedungen und auch wirklich bewilligt erhalten hatte. Es lenkte dies die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich und hatte die Folge, daß mein Concert in der Stadt außergewöhnlich zahlreich besucht wurde. Die königliche Kapelle unterstützte mich dabei auf das Willfährigste und der Kapellmeister Danzi suchte mir das Arrangement desselben möglichst zu erleichtern.

Danzi war überhaupt ein liebenswürdiger Künstler und ich fühlte mich schon deßhalb zu ihm hingezogen, weil ich bei ihm dieselbe hohe Verehrung für Mozart fand, von der ich selbst durchglüht war. Mozart und seine Werke waren der unerschöpfliche Stoff unserer Unterhaltung, und noch jetzt besitze ich ein mir theures Andenken aus jener Zeit, ein vierhändiges Arrangement der Mozartschen G-moll-Symphonie, von Danzi gemacht und eigenhändig geschrieben.

In Stuttgart lernte ich auch zuerst den so berühmt gewordenen Karl Maria von Weber kennen, mit dem ich dann bis zu seinem Tode stets in freundschaftlicher Verbindung blieb. Weber war damals Sekretär bei einem Prinzen von Würtemberg und trieb die Kunst nur als Dilettant. Dies hinderte ihn aber nicht, fleißig zu componiren, und ich erinnere mich noch sehr gut, damals als Muster von Webers Arbeiten einige Nummern aus der Oper „der Beherrscher der Geister“ bei ihm gehört zu haben. Diese kamen mir aber, da ich gewohnt war, bei dramatischen Arbeiten stets Mozart als Maßstab anzulegen, so unbedeutend und dilettantenmäßig vor, daß ich nicht im entferntesten ahnte, es werde Weber einst gelingen können, mit irgend einer Oper Aufsehen zu erregen. . . . .

Bald nach meiner Rückkehr nach Gotha trug mir ein junger Dichter, ein Candidat der Theologie, der in Gotha seiner Anstellung harrte, eine von ihm gedichtete Oper zur Composition an, und ich ergriff mit Freude diese Gelegenheit, mich nochmals, und wie ich hoffte, nun mit besserem Erfolge, in der dramatischen Composition zu versuchen. Die Oper hieß „Alruna, die Eulenkönigin“, war nach einer alten Volkssage bearbeitet und hatte dem Stoffe nach viel Aehnlichkeit mit dem „Donauweibchen“, das damals so allgemeines Aufsehen erregte. Ich begann sogleich meine Arbeit mit großem Eifer und vollendete die drei Akte der Oper noch ehe das Jahr zu Ende ging. Da einige Nummern daraus, die ich im Hofconcerte zu hören gab, großen Beifall fanden, so ermuthigte mich dies, mein Werk dem Hoftheater in Weimar zur Aufführung anzubieten. Ich reis'te selbst dahin, um Herrn von Goethe, den Intendanten des Theaters, und Frau von Heigendorf, die erste Sängerin und Geliebte des Herzogs, günstig dafür zu stimmen. Ersterem überreichte ich das Buch, der letzteren die Partitur der Oper. Da sie darin für sich und ihren Günstling Stromeyer brillante Partien fand, so versprach sie die Annahme der Oper zu befürworten, und da ich wußte, daß diese nur von ihr abhing, kehrte ich mit den besten Hoffnungen nach Gotha zurück. Doch bedurfte es noch mancher Erinnerung von meiner Seite und es vergingen Monate darüber, bis es endlich zum Einstudiren der Oper kam. Als dieses dann soweit gediehen war, daß eine große Orchesterprobe stattfinden konnte, lud Frau von Heigendorf mich ein, diese zu dirigiren. Ich reis'te daher zum zweiten Mal nach Weimar, diesmal in Begleitung des Dichters.

Da ich nach Vollendung der Oper schon wieder allerlei Neues geschrieben hatte, so war sie meinem Gedächtniß ziemlich entschwunden, und ich glaubte sie deßhalb nun um so unbefangener beurtheilen zu können. Ich war daher sehr gespannt auf den Eindruck, den sie auf mich machen würde. — Die Probe fand in einem Saale bei Frau von Heigendorf statt. Es hatten sich außer dem Intendanten, Herrn von Goethe, auch die Musikfreunde der Stadt, unter diesen Wieland, zum Zuhören eingefunden. Die Sänger hatten ihre Partien gut studirt; da auch das Orchester bereits eine Vorprobe gehalten hatte, so wurde die Oper unter meiner Leitung recht gut executirt. Sie gefiel allgemein, und man überhäufte den Componisten mit Lobsprüchen. Auch Herr von Goethe sprach sich lobend darüber aus.

Nicht so gut kam der Dichter weg. Goethe hatte allerlei an dem Buche auszusetzen und verlangte besonders, daß die Dialoge, die in Jamben geschrieben waren, erst in schlichte Prosa umgesetzt und bedeutend abgekürzt werden müßten, bevor die Oper zur Aufführung kommen könne. Dies Verlangen war dem Dichter besonders schmerzlich, da er sich auf seine metrischen Dialoge viel einbildete. Er erklärte sich gegen mich demungeachtet bereit, die verlangte Abänderung vorzunehmen, konnte aber wegen anderer dringender Arbeit nicht sogleich dazu kommen. Mir war dies lieb; denn, mit Ausnahme weniger Nummern, hatte mir meine Musik bei der Probe in Weimar nicht genügt, so sehr sie auch dort gefiel, und es quälte mich von neuem der Gedanke, daß ich für dramatische Musik kein Talent besitze. (Bei einem ersten Opernversuche, der einaktigen „Prüfung“, war dem Componisten dieser Gedanke gekommen, weßhalb er die Oper beseitigte.) Die Oper wurde mir daher immer gleichgültiger und ich sah es gern, daß sich die Aufführung verzögerte. Endlich wurde mir der Gedanke, sie aufgeführt und veröffentlicht zu sehen, so fatal, daß ich die Partitur zurücknahm. Es ist daher auch außer der Ouverüre, die als Op. 21 bei André in Offenbach erschienen ist, nie Etwas daraus gestochen worden. Ich war übrigens ungerecht gegen diese Arbeit; denn sie zeigt, mit der ersten Oper verglichen, doch unverkennbar einen großen Fortschritt im dramatischen Stile.

Im Jahr 1808 war zu Erfurt der berühmte Fürstencongreß, bei welchem Napoleon seinen Freund, den Kaiser Alexander, und die deutschen Könige und Fürsten, seine Bundesgenossen, bewirthete. Alle Neugierige der Umgegend strömten hin, um die Pracht anzustaunen, die sich dort entfaltete. Auch ich machte in Gesellschaft einiger meiner Schüler eine Fußpartie nach Erfurt. Der Kaiser hatte seine tragischen Schauspieler aus Paris kommen lassen und es wurde an jedem Abend eines der klassischen Werke von Corneille oder Racine aufgeführt. Einer solchen Vorstellung dachte ich nebst meinen Gefährten beiwohnen zu dürfen; leider erfuhr ich aber, daß sie nur für die Fürsten und ihr Gefolge stattfänden und jeder Andere davon ausgeschlossen sei. Ich hoffte nun durch Vermittelung der Musiker Plätze im Orchester zu finden, aber auch dieses schlug fehl, da denselben auf's Strengste untersagt war, irgend Jemand mit hinein zu nehmen. Endlich fiel mir der Ausweg ein, daß ich und meine drei Schüler an der Stelle eben so vieler Musiker die Zwischenakte mitspielen und so der Vorstellung beiwohnen könnten. Da wir es uns Etwas kosten ließen und die Musiker wußten, daß die Stellvertreter ihre Plätze genügend ausfüllen würden, so gaben sie ihre Zustimmung. Nun zeigte sich aber eine neue Schwierigkeit: es konnten nur drei von uns bei den Violinen und der Viola untergebracht werden, und da keiner von uns ein anderes Orchester-Instrument, außer jenen, spielte, so hätte einer zurückbleiben müssen. Da kam ich auf den Gedanken, zu versuchen, ob ich bis zum Abend nicht so viel auf dem Horn erlernen könne, daß ich im Stande sei, die Partie des zweiten Horns zu übernehmen. Ich ließ mir sogleich von Dem, dessen Stelle ich einnehmen wollte, das Horn geben, und begann meine Studien. Anfangs kamen fürchterliche Töne zum Vorschein; doch nach einer Stunde gelang es mir schon, die natürlichen Töne des Horns zur Ansprache zu bringen. Nach Tische erneuerte ich meine Uebungen, und obgleich mir die Lippen sehr wehe thaten, so ruhete ich doch nicht eher, als bis ich meine Hornstimme fehlerlos herausbringen konnte.

So vorbereitet schloß ich mich nebst meinen Schülern den anderen Musikern an, und da jeder sein Instrument unter dem Arme trug, so kamen wir auch unangefochten zu unseren Plätzen. Wir fanden den Saal schon glänzend erleuchtet und mit dem zahlreichen Gefolge der Fürsten angefüllt. Für Napoleon und seine Gäste befanden sich die Plätze dicht hinter dem Orchester. Bald nachdem der fähigste meiner Schüler, dem ich die Leitung der Musik übertragen, das Orchester hatte einstimmen lassen, erschienen die hohen Herrschaften und die Ouvertüre begann. Das Orchester bildete, mit dem Gesicht nach dem Theater gekehrt, eine lange Reihe, und es war jedem Mitwirkenden streng untersagt, sich umzukehren und die Fürsten neugierig zu betrachten. Da ich davon im Voraus unterrichtet war, hatte ich einen kleinen Spiegel zu mir gesteckt, mit dessen Hülfe ich unbemerkt die Lenker der europäischen Geschicke, genau betrachten konnte. Bald zog mich indessen das vortreffliche Spiel der tragischen Künstler so ausschließlich an, daß ich den Spiegel meinen Schülern überließ und meine ganze Aufmerksamkeit dem Theater zuwandte. — Bei jedem der folgenden Zwischenakte mehrten sich aber die Schmerzen an meinen Lippen und nach Beendigung der Vorstellung waren sie so angeschwollen und wund geworden, daß ich kaum zu Abend essen konnte. Selbst am andern Tage bei der Rückkehr nach Gotha sahen sie noch sehr negerartig aus, und meine junge Frau war daher nicht wenig erschrocken, als sie mich wiedersah; aber noch mehr stutzte sie, als ich ihr scherzend sagte, es komme das vom vielen Küssen der hübschen Erfurterinnen! Nachdem ich ihr jedoch die Geschichte meiner Horn-Stubien mitgetheilt hatte, wurde ich tüchtig von ihr ausgelacht.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hulsliterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 24. Bremen, 10. Juni. 1860.

Inhalts-Anzeige.

Zur Geschichte der Domkirche und des Katholicismus im Erzbisthum Bremen.

Von D. Ehmck.

Es ist ein sehr bedeutender Unterschied zwischen dem Katholicismus vor und nach der Reformation. Sie hat nicht bloß einen großen Theil der europäischen Welt dem geistlichen Gehorsam gegen den Papst entzogen, sondern der Sieg der reformatorischen Anschauungen hat sich ganz besonders auch dadurch bekundet, daß die alte Kirche selbst durch jene Bewegung vollständig regenerirt wurde. Nicht freilich das höchste Resultat des Protestantismus, die Freiheit der persönlichen Ueberzeugung, das Recht und die Pflicht des Menschen, selbst sich seinen Glauben und seinen Frieden zu erarbeiten, das Priesterthum aller Menschen, hat die alte Kirche ihren Gläubigen zugestanden; aber die Rückkehr zu wirklicher Religion, die Wiederergreifung der ihr fast verloren gegangenen Anschauung, daß es die Aufgabe der Kirche sei, mit einem sittlichen Geiste das Leben der Menschen zu durchdringen, während sie sich vorher eigentlich nur noch als eine Anstalt betrachtete, die denjenigen, welchen noch ein Gewissen schlug, die von demselben erregten Zweifel und Mahnungen möglichst leicht und äußerlich überwinden half, die Beschränkung zahlloser Mißbräuche, die sich eingeschlichen hatten, die Ausmerzung wenigstens des crassesten Aberglaubens, so weit sie denselben entbehren konnte, die Herstellung von Zucht und Ernst in dem Clerus, — das waren in der alten Kirche selbst die Folgen der Angriffe, mit denen die gewaltige Erregung der Gemüther am Anfange des 16. Jahrhunderts das Gebäude der Hierarchie bedroht hatte. Nicht bloß die Zweiungen und confessionellen Streitigkeiten unter den Protestanten, die Verknöcherung der Lehre, das Aufleben von allerlei Formelkram und Scheinwesen, hinderten schon früh den Fortschritt des Protestantismus, sondern der im Tridentinum selbst reformirte Katholicismus bot auch nicht mehr die Handhaben zu den populären Angriffen, welche die Weckerufe der Reformatoren unwiderstehlich machten: es entwickelte sich jetzt wieder aus dem Katholicismus selbst ein religiöser Ernst, durch Seelsorge und verständliche Predigt kam man dem Bedürfniß des Volks entgegen, — Bestrebungen und Eigenschaften, die sich im letzten Jahrhundert vor der Reformation fast nur noch auf der Seite der Opposition fanden. Man würde daher sehr irren, wenn man bei einer Schilderung der Reformation als die Gegensätze, welche sie bekämpfte, nur die Anschauungen und Zustände der katholischen Kirche der späteren Zeit darstellen wollte: ihre Berechtigung, ihre Nothwendigkeit begreift man nur ganz, wenn man zuvor einen Blick in die kirchlichen Zustände des 15. Jahrhunderts gethan hat. Vollständige Freigeisterei auf der einen Seite, die nur den bald geistiger, bald materieller gefaßten Genuß des Augenblicks predigte, und welche auch die Anschauungen eines großen Theils der gebildeten Cleriker, namentlich in Italien, beherrschte; crassester Aberglaube auf der anderen Seite, der gegen die Furcht vor der reich bevölkerten Dämonenwelt in der Befolgung der kirchlichen Vorschriften ein unzulängliches Heilmittel suchte, und den die Kirche aus politischen und finanziellen Gründen begünstigte, — das war die Signatur der Zeit. Zwischen diesen Extremen schwankten die Gemüther der Menschen hin und her, und es entwickelte sich daraus eine immer tiefere Kluft zwischen den Gebildeten und den Ungebildeten; diejenigen, welche tieferen Gemüths und ernsteren Strebens selbst ihren Frieden erarbeiten wollten, von dem gewöhnlichen Aberglauben frei und jener Aufklärung nicht zugänglich, da ihnen der Glaube an eine höhere Welt Bedürfniß war, wie die deutschen Mystiker, die Brüder des gemeinsamen Lebens, wie Huß, mußten nothwendig mit der Kirche in Opposition treten und wurden als Ketzer verfolgt.

Die Zustände und Anschauungen jener Zeit sind heutzutage der Wissenschaft nicht mehr unbekannt. Dennoch ist es interessant, ihre localen Schattirungen zu verfolgen und zu sehen, wie dort die eine, dort die andere Richtung mehr Boden gehabt hat. Für die kirchlichen Zustände und religiösen Anschauungen jener Periode im Allgemeinen und zunächst in unserer Gegend nun gewährt ein Manuscript lehrreiche Aufschlüsse, welches ich kürzlich auf der Wolfenbüttler Bibliothek kennen lernte. Durch seinen Verfasser, einen Bremer Rathmann, und durch die Schilderungen mancher Einrichtungen der Domkirche hat es für uns noch ein besonderes locales Interesse. Da ich in Bezug auf dies Manuscript nicht auf Lessings „Beiträge aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel“ verweisen kann, so mögen die Leser des Sonntagsblattes vorlieb nehmen, wenn ich ihnen den wesentlichen Inhalt desselben vorzuführen versuche.

Der Titel des Buches, das um das Jahr 1415 abgefaßt sein muß, diese Aufschrift aber erst weit später erhalten hat, lautet: Diplomatarium fabricae ecclesiae Bremensis (Urkundenbuch für die Verwaltung der Domkirche zu Bremen). Als Verfasser nennt sich Johann Hemeling der Jüngere, welcher seit 1383 Mitglied des Bremischen Raths, seit 1405 Bürgermeister war, außerdem seit etwa 1390 das Amt eines Bauherrn an der Domkirche bekleidete, welches er auch, nachdem er im Jahre 1410 die Bürgermeisterwürde niedergelegt hatte, vermuthlich bis an seinen im Jahre 1428 erfolgten Tod verwaltete. Schon aus unserer ältesten städtischen Chronik ist bekannt, daß er zu den bedeutenderen Männern Bremens in jener Zeit gehörte, welches an tüchtigen Kräften damals keinen Mangel hatte. Denn es war die Zeit eines frischen, fröhlichen Aufschwungs des städtischen Lebens, die Zeit, in welcher Bremen unter fortwährenden Fehden mit dem Erzbischof, den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg, den Grafen von Hoya, Oldenburg und den Friesischen Häuptlingen den Grund zu der Macht legte, die es befähigte, zum Oefteren den Erzbischöfen und selbst der Hanse ungestraft zu trotzen, seine

eigene Politik zu treiben, die Gebiete an beiden Ufern der unteren Weser wenigstens durch seinen Einfluß vollständig zu beherrschen und über einen großen Theil derselben sogar die Landeshoheit zu erlangen. Der Bau des Rathhauses in den Jahren 1403—1410, welcher der Errichtung des neuen Rolands-Bildes (1404) folgte, gab ein Zeichen sowohl von dem Wohlstande der Stadt, als auch von einem auf die würdige Anwendung desselben gerichteten Geiste. In dieser für die Entwicklung Bremens so glücklichen Zeit nun bekleidete Johann Hemeling, des Bürgermeisters Nicolaus Hemeling Sohn, dessen Geschlecht wir vom 14. bis in das 17. Jahrhundert im Rath vertreten finden, zwei der wichtigsten Aemter: er war einer der Bürgermeister der Stadt und Bauherr am Dom. Von seiner Thätigkeit als Bürgermeister ist uns wenig überliefert. Die Akten, zumal städtische, verrathen nicht leicht das persönliche Verdienst der Einzelnen an großen Unternehmungen, die Chronik schreibt es indeß vorzugsweise seiner Betriebsamkeit zu, daß Bremen im Jahre 1405 für seine Bürger Zollfreiheit zu Oldesloe in Holstein erlangte, und gedenkt seiner zwei Jahre später bei der Erbauung der als Zwingburg gegen die Friesen in das Stadland gesetzten Friedeburg, zu welcher Unternehmung Hemeling die Hülfe des Erzbischofs zu gewinnen suchte.

Jedenfalls verwaltete Hemeling das andere Amt, welches er bekleidete, mit besonderer Vorliebe und wandte ihm vorzugsweise seine Thätigkeit zu. Auch nachdem er seine Bürgermeisterwürde niedergelegt hatte, blieb er Bauherr am Dom. Dies Amt war kein städtisches. Was zunächst die Bedeutung des Namens betrifft, so nannte man Bauherren (buwmester ist eigentlich der in jener Zeit und noch lange nachher gebräuchliche Name) die Verwalter der öffentlichen Gebäude, auch der Brücken, der öffentlichen Brunnen u. s. w. Sie hatten für die Unterhaltung der Gebäude, für die Verwaltung der dazu gehörigen Güter zu sorgen. So hatte denn auch jede der städtischen Kirchen in der Regel zwei Bauherrn, und es scheint schon damals Sitte gewesen zu sein, den einen derselben aus dem Rath, den andern aus der Bürgerschaft zu wählen, — eine Einrichtung, durch welche der Stadt ein bedeutender Einfluß auf die Kirchen gesichert blieb, die ja zum Theil noch gar nicht Eigenthum der Stadt oder der Gemeinden waren, sondern geistlichen Körperschaften gehörten. Ganz anders aber war die Stellung der Domkirche. Sie war die Hauptkirche des Erzbisthums, sie hatte keinen bestimmten Pfarrsprengel, dafür war aber gewissermaßen die ganze Bremische Diöcese ihr Sprengel, jeder Einwohner derselben konnte sich dorthin wenden so gut wie an seine Pfarrkirche, sie war in jeder Weise die angesehenste, die am Glänzendsten ausgestattete, die kirchlichen Feste wurden hier mit besonderem Pomp begangen, und so besaß sie neben der großen Zahl wunderthätiger Reliquien auch alle anderen Mittel, um vorzugsweise die Gläubigen anzulocken. Von dem Rathe der Stadt war sie durchaus unabhängig, sie stand unmittelbar unter dem Erzbischof und dem Domcapitel. Von dem letzteren wurde vermuthlich auch der Bauherr ernannt, der dies Amt nicht wie an den anderen Kirchen mit einem Collegen theilte. Uebrigens war dasselbe durchaus nicht immer in den Händen eines Bremischen Rathsmanns, es wurden mehrfach auch Mitglieder des Capitels oder Vicare der Domkirche damit betraut: ob in dieser Beziehung irgend welche Gränzen gezogen waren, und wie überhaupt die rechtliche Stellung des Bauherrn dem Capitel gegenüber war, das bedarf noch der Aufhellung.

Die Funktionen eines Bauherrn der Domkirche (deutsch lautet sein Titel buwmester der Bremeschen kerken, lateinisch structurarius oder procurator fabricae ecclesiae Bremensis) lassen sich aus dem Gesagten ziemlich leicht errathen. Einzelnes werden noch die folgenden dem Buche entlehnten Mittheilungen ergeben; zuvor mag nur noch Einiges, namentlich über das, was besonders Hemelings Verwaltung charakterisirt, bemerkt werden. Die Aufgabe des besprochenen Amts war also zunächst, die Güter der Kirche zu verwalten und namentlich für die Unterhaltung der Kirche zu sorgen. Alles, was damit zusammenhing, ging durch seine Hände. Neben der Aufsicht und Rechnungsführung über die Einnahmen und Ausgaben, der Einziehung der Gefälle, der Vertheilung derselben an die übrigen Beamten der Kirche oder — um in der mittelalterlichen Anschauungsweise zu bleiben — an die mit kirchlichen Präbenden Belehnten fiel ihm namentlich die Sorge für Bauten an der Kirche, für die Ausschmückung derselben, die äußere Anordnung der in der Kirche zu haltenden Festlichkeiten zu. Und gerade in letzterer Beziehung entwickelte Hemeling einen großen Eifer. Wenn wir ihn fortwährend darauf bedacht sehen, die Einkünfte der Kirche zu steigern, so leitete ihn dabei vorzugsweise der Gedanke an die würdige und künstlerische Ausschmückung der Kirche und die glanzvolle Feier der Feste. Er konnte darauf bedeutende Summen verwenden; wir wissen namentlich, daß er um das Jahr 1400 den Chor mit „silbernen vergoldeten Bildern“ — vermuthlich Bildwerken, die aus Gold und Silber getrieben waren, schmücken ließ, daß er 1420 das große steinerne „Grab“, welches mitten im Dome stand und dort ohne Zweifel den Eindruck des Gebäudes störte, fortschaffen ließ. Den darin enthaltenen Gebeinen von sechs der älteren Erzbischöfe wurde an einem anderen Platze — vielleicht in einem Seitengebäude oder einer Krypta — ein neues Grab erbaut. Erinnern wir uns dabei, daß um dieselbe Zeit das neue Rathhaus, daß dreißig Jahre früher die Martinikirche ganz auf Kosten der Bürger erbaut war, so tritt uns am Anfange des 15. Jahrhunderts in Bremen offenbar ein reger Sinn für die bildenden Künste entgegen, und wir werden Hemeling besonders als einen Förderer solcher Bestrebungen anzusehen haben. Schon Lappenberg hat daher in seiner Ausgabe der Bremischen Geschichtsquellen darauf aufmerksam gemacht, daß es wohl eine nähere Nachforschung verdiene, ob der berühmte Maler Johann Hemeling (öfter auch Memlink genannt), welchen Varnewyk in seiner Beschreibung von Brügge einen Deutschen nennt, nicht ein Enkel jenes kunstbefreundeten Joh. Hemeling gewesen und jenem Bremischen Geschlechte angehört habe, dessen Mitglieder durch das hanseatische Contor zu Brügge in vielfacher Verbindung mit dieser kunstbegabten Stadt waren.

Es versteht sich, daß der Bauherr derartige Werke nur mit Zustimmung und im Auftrage des Capitels ausführen konnte. Aber Hemeling war doch der eigentliche Urheber und Betreiber dieser Angelegenheiten. Er scheint es namentlich verstanden zu haben, sowohl den Erzbischof als auch die Herren des Capitels seinen Plänen geneigt zu machen; von jenem wußte er Ablässe für die Kirche zu erlangen, deren Erträge dem Ausbau derselben zu Gute kamen; das Capitel veranlaßte er u. A., den noch freien Platz zwischen der Sandstraße und Buchtstraße, welcher dem Capitel gehörte, zu bebauen und zu vermiethen und einen Theil der Einkünfte desselben zur Bestreitung der für die Ausschmückung des Chors nöthigen Ausgaben zu bestimmen. Auch freiwillige Beiträge von Einzelnen wurden ihm dafür zu Theil, von keinem aus achtungswertheren Beweggründen als von dem Dompropst Johann Monnik, welcher die bei seinem Gericht einkommenden Strafgefälle — bekanntlich eine in früheren Zeiten bei weltlichen und geistlichen Gerichten vielfach mißbrauchte Einnahmequelle der Richter — ebenfalls zur Ausschmückung des Hochaltars der Kirche überließ und dabei wohl zu sagen pflegte, er wolle nicht von anderer Leute Sünden prassen und prunken (hie ne plage der lude sunde nicht to etende unde to drinkende noch to vorledende). Interessant ist nun aber zu sehen, wie Hemeling, obwohl er gewissermaßen im Dienste des Capitels stand, doch bei seiner Amtsführung vorzugsweise den auf die Ehre und das Wohl seiner Stadt eifrig bedachten Bürger hervortreten ließ. Allerdings war die Kirche nicht Eigenthum der Stadt, aber wie schon die Bremer mit einem gewissen Stolz sich als Bürger der Hauptstadt eines Erzbisthums (erzhovetstad) fühlten — und auf diese Eigenschaft ihrer Stadt begründeten sie ja den Anspruch, auf den Hansetagen unmittelbar nach Köln und vor Hamburg zu sitzen — so war die Ansicht um so natürlicher, daß auch der Glanz der

Cathedrale den Ruhm der Stadt erhöhe. Und gerade Hemelings Thätigkeit macht durchaus den Eindruck, daß bei dem, was er für die Kirche that, vor Allem die Verherrlichung seiner Stadt sein Ziel war. Er vertrat als Bauherr vor Allem das städtische Interesse an der Kirche. Wenn bei den übrigen Kirchen der Stadt dadurch, daß regelmäßig einer der Bauherren aus dem Rath gewählt wurde, der Einfluß desselben auf die kirchlichen Angelegenheiten gesichert blieb, so geschah jetzt am Dom dasselbe, nicht weil er zufällig auch Mitglied des Raths war, sondern durch die ganze Art und Weise, durch den bürgerlich-städtischen Sinn, mit dem er seine Verwaltung führte. Er trat nämlich mehrfach sehr entschieden sowohl dem Erzbischof als dem Capitel entgegen und hinderte sie daran, die Kirche als eine Domäne gelegentlich für ihre Privatzwecke auszunutzen. Namentlich wirkte er dafür, daß der reiche Ertrag der Kirchenfeste an Almosen, Ablaßgeldern u. s. w. nicht anders als für die Zwecke der Kirche verwandt wurde. Es mußte daher sein Wunsch sein, daß das von ihm verwaltete Amt sich stets in den Händen eines Rathsmanns der Stadt befände, und er läßt denselben ziemlich deutlich durchblicken, wenn er in seinem Buche darauf hinweist, wie dadurch, daß — etwa vierzig Jahre vor seiner Zeit — dies Amt einige Male an Herren aus dem Capitel übertragen wurde, die gar oft „zu Hofe zogen", eine so nachlässige Wirthschaft einriß, daß sich die Einkünfte der Kirche verringerten und „der Dom und der hohe Thurm fast darüber eingefallen wären." In diesem Zusammenhang verdient auch die Anlegung einer neuen Kapelle „unter der Tresekammer" des Doms Erwähnung; denn Hemeling erwarb dabei vom Capitel, dem er für die alte dunkle Bibliothek, deren Raum es zu dieser Kapelle hergegeben hatte, die neue „mit den fünf kleinen Giebeln" erbauen ließ, das Recht, daß er und seine Nachfolger die beiden Priester, welche den Gottesdienst an dem Altar dieser Kapelle versahen, zu ernennen hatten. Fassen wir Alles zusammen, so zeigt die Amtsführung Hemelings das entschiedene Streben, die Domkirche der alleinigen Verwaltung des Capitels zu entziehen und auch von weltlicher Seite und für das Interesse der Stadt Einfluß auf dieselbe zu gewinnen.

Die Erfolge seiner Thätigkeit für die Zukunft zu sichern, seinen Nachfolgern Auskunft über die Besitzungen und Rechte der Domkirche und Anleitung zu einer ersprießlichen Verwaltung ihres Amts zu geben, verfaßte Hemeling das erwähnte Buch, dem wir vorzugsweise die Kunde von seinem Wirken verdanken. Mit Ausnahme der meisten lateinisch abgefaßten Urkunden ist es größtentheils in niederdeutscher Sprache geschrieben. Wie Hemeling selbst in der Vorrede sagt, hat er es in zwei Exemplaren ausfertigen lassen, deren eines er für die Bauherren, das andere für das Archiv des Capitels bestimmt hatte. Wenn das in Wolfenbüttel aufbewahrte das erstere sein sollte, so findet sich das andere vielleicht noch im Stader Archive. Dem Zwecke des Buches gemäß wird in den siebzehn Capiteln, die die den Inhalt desselben umfassen, Nachricht gegeben „über die verschiedenen Einnahmequellen der Kirche, sowie über die verschiedenen Functionen, welche der Bauherr oder unter seiner Aufsicht die unteren Beamten zu versehen hatten, wobei denn manche der Urkunden, welche gottesdienstliche und andere Einrichtungen im Dom betrafen, und namentlich solche, welche das Eigenthumsrecht der Kirche an Häusern, Grundstücken u. s. w. begründeten, wörtlich aufgenommen sind. Wir erfahren daraus, wo die damaligen Besitzungen der Kirche innerhalb und außerhalb der Stadt lagen, wie viel dieselben an Miethe, Meierzinsen u. s. w. eintragen, und der Verfasser unterläßt nicht, auch solche Einkünfte und Rechte, die ihm streitig gemacht oder durch Nachlässigkeit früherer Verwalter verloren gegangen sind, zu verzeichnen und seinen Nachfolgern Rathschläge zu ertheilen, wie dieselben am Besten zu behaupten oder etwa noch wiederzugewinnen sind. Mit diesen Einkünften allein hätten indeß die Ausgaben der Kirche nicht bestritten werden können. Eine noch wichtigere Stelle unter den Einnahmequellen der Kirche nahmen die freiwilligen Spenden ein, welche die Gläubigen „zum Heil ihrer Seele" an die Kirche machten. Uns aber muß es einigermaßen auffallen, daß die Abschnitte, welche sich mit diesem Gegenstande beschäftigen, den bei Weitem größten Theil des Buches einnehmen, und zwar wird derselbe mit einer solchen Ausführlichkeit behandelt, daß das Buch geradezu als Anleitung gelten kann, wie damals frommer Sinn, Aberglaube und Heuchelei zu einer ergiebigen und sicher fließenden Finanzquelle für die Kirche gemacht werden konnten. Sie verwaltet den Schatz ihrer geistigen Gnaden gerade wie ihre anderen Besitzungen; wie sie dem Einen ein Begräbniß in der Kirche verkauft, so verhandelt sie dem anderen Freisprechung von gewissen Sünden und und Anwartschaft auf das ewige Leben, und des Bauherrn Amt ist es gerade so für die Verwerthung dieser Güter zu sorgen, wie er darauf bedacht sein muß, von dem Grundbesitz der Kirche eine gute Abnutzung zu machen. Er verfährt dabei ganz spekulativ; er berechnet ganz kühl, wie er den Glauben an den Werth dieser Güter und damit ihren Preis steigern, und durch welche Mittel er sich eine möglichst große Zahl von Abnehmern verschaffen kann. Daß es möglich sei, auf wirklich freiwillige Beiträge zu rechnen, die aus innerem Drange, den Gottesdienst zu beleben, aus reinem Interesse für die Kirche, ohne Rücksicht auf irdischen oder himmlischen Lohn gespendet wären, davon zeigt sich kaum eine Ahnung. Dürfen wir auch nicht läugnen, daß bei kirchlichen Stiftungen jener Zeit auch wohl einmal ganz reine und edle Beweggründe wirksam waren, so lag es doch eben nicht in der Auffassung der Zeit, daß der Verwalter der kirchlichen Finanzen solche Motive mit in seine Rechnung aufnehmen konnte.

Ich komme damit auf die oben ausgesprochenen Bemerkungen über das Wesen des Katholicismus in der Zeit seines tiefsten Verfalls zurück. Bekanntlich gipfelte sich dasselbe in der Handhabung des Ablasses, derjenigen Einrichtung, die, weil sie am Schroffsten den Anspruch auf die überirdische Macht der Kirche darstellte, am Meisten die Kirche und ihre Diener bereicherte und am Nachdrücklichsten das sittliche Bewußtsein in den Menschen untergrub, auch die schärfsten Angriffe der politischen wie religiösen Gegner des Katholicismus hervorrief. Es wird genügen, hier in aller Kürze die Theorie, auf welche das Ablaßwesen sich stützte, anzudeuten. Es lag ihm die Anschauung zu Grunde, daß die Kirche im Besitze des unerschöpflichen Schatzes der überfließenden Verdienste Christi und der Heiligen sei. Auch die letzteren haben nach jener Auffassung weit mehr gute Werke gethan, als für sie selbst zur Erlangung des Himmels nöthig gewesen wäre. Und dieser Ueberschuß ist so unermeßlich, daß er für immer ausreicht, um die Sünden aller übrigen Menschen zu tilgen. Aber die Theilnahme an diesem Schatze kann der einzelne Mensch nur durch die Kirche erlangen, der die Gewalt zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden gegeben ist. Und um desselben theilhaftig zu werden, bedarf es gewisser Gegenleistungen. In der älteren Zeit genügte dazu keineswegs ein bloßes Geschenk an die Kirche oder sogenannte gute Werke, auch nicht einmal die einfache Beichte der Sünden, sondern aufrichtige Reue war das wichtigste Erforderniß zur Wirksamkeit des Ablasses; es blieb also doch dem Menschen nicht der innerliche Kampf erspart, durch welchen er selbst der Versöhnung mit seinem Gott gewiß werden sollte. Die Ablässe wurden ferner anfangs nur selten ertheilt, sie waren noch ziemlich beschränkt, so daß einer schon recht oft Ablaß erwerben mußte, um der Kirchenbuße für viele und große Vergehen dadurch überhoben zu werden, und für die schwersten Verbrechen blieb überdieß die Absolution des Bischofs oder des Papstes selbst erforderlich. Auch war der Ablaß eine gewissermaßen nothwendige Reaction gegen die übertriebene Strenge der alten Kirchengesetze gewesen; er befreite namentlich von den darin ausgesprochenen schweren Kirchenbußen, und er linderte wenigstens die durch die allen Seelen bevorstehende Pein des Fegefeuers erschreckende Aussicht in das Jenseits. Aber sehr bald wurde die Theorie und die Anwendung eine immer laxere. Man erfand die vollkommenen Ablässe, die nicht einen Theil, sondern alle Schuld und

Buße auf einmal tilgten, bis zuletzt auch die Bedingung der Reue ganz wegfiel, für zukünftige Sünden Ablaß erlangt werden, und auch ohne päpstliche Autorisation jeder Bischof durch seinen geistlichen Ablaß austheilen konnte, der nun förmlich wie eine Waare an den Markt gebracht wurde. Namentlich während des 14. Jahrhunderts hatte sich die Ablaßtheorie so erweitert, besonders aber durch die große Kirchenspaltung (1378—1415) war der Mißbrauch fast schon auf den höchsten Grad gestiegen, indem jeder der Gegenpäpste — und es waren zuletzt drei — durch möglichst freigebige Verwaltung seiner Gnaden seinen Anhang zu steigern suchte und zugleich den Ablaß als das ergiebigste Mittel benutzte, seinen Hof und seine Verwandten nicht darunter leiden zu lassen, daß mehrere Päpste sich in die Welt theilten. Man weiß, wie die damals gemachten Reformationsversuche noch für den größten Theil der Kirche ohne Wirkung blieben, wie Unwissenheit, Hochmuth und Habgier beim Clerus sich mehrten, wie zahllos die Klagen aus dem 15. Jahrhundert über „die Hirten, die zu Wölfen geworden“, und „die sich nicht um das Wohl, sondern nur um die Wolle der Schaafe kümmern“, erschallen, wie der Mißbrauch des Banns und Absolutionsrechts der Geistlichen oft drückend auf Einzelnen wie auf ganzen Gemeinden lastete. Statt der oftgehörten Stimmen will ich nur an eine weniger bekannte erinnern, die in einem Gedicht über den Verfall der Kirche in leichtfüßigen halb deutschen, halb lateinischen Knittelversen nach dem Geschmack jener Zeit ernsten Spott und Tadel eingekleidet hat. Ueber das besprochene Thema finden sich darin folgende Verse:

Nam latas indulgencias	Gibt man in alle welt
Et causa non disentitur,	Man fragt nur nach dem gelt.
Sit reprobus impoenitens,	Wil er nur pfennig geben.
Et si foret diabolus,	Er muest ins ewig leben.
Quantum quis deum laeserit,	Es wirt als leicht vergeben,
Qui vero vel tetigerit	Der hohen ein uff erden,
Mox traditur dyabolo,	Mag nüm ze gnaden kommen,
Nisi grandis pecunia.	Moecht yn villeycht versuenen.

Seit dem 13. Jahrhundert erwarben die meisten Kirchen sich Ablaß von den Päpsten, d. h. ein päpstliches Diplom, durch welches denjenigen, welche die Kirche besuchten und Gaben zu ihrer Unterhaltung oder, wie es hieß, „zum Bau der Kirche“ darbrachten, die Erlassung eines bestimmten Theils der Kirchenstrafen zugesichert wurde. Aber nicht jede Kirche, auch wenn sie im Besitze solcher Ablässe war, übte deßhalb die gleiche Anziehungskraft aus. Auch in die christliche Kirche war die heidnische, den Menschen so nahe liegende Anschauung eingedrungen, daß Gott an gewissen bevorzugten Stellen, wo seine Macht sich durch Wunder besonders bethätigt haben sollte oder wo heilige Männer gewirkt hatten, besser verehrt werden könne, dort seine Gnade leichter erworben werde. In erster Reihe stand Jerusalem, in zweiter Rom, und wie nach Jerusalem die Gläubigen aus der gesammten christlichen Welt, nach Rom die des christlichen Abendlandes zusammenströmten, um ihr Seelenheil zu gewinnen, so war die Hauptstadt einer jeden Kirchenprovinz der Mittelpunkt für diese, und die Kathedrale derselben galt in der Regel für die verehrungswürdigste, gnadenreichste Cultusstätte dieses Bezirks. Es war ferner eine Folge jener Ablaßtheorie, daß, je größer die Zahl der Heiligen war, die in einer Kirche gewirkt hatten und je mehr Reliquien von Heiligen sie in ihrem Besitz aufweisen konnte, um so höher und sicherer die Kraft ihrer Ablässe galt. Denn sie hatte sich, so mußte man natürlich annehmen, in vorzüglichem Grade der Fürbitte der Heiligen zu erfreuen, die in ihr eine besondere Verehrung genossen. Und so zehrte eine jede Kirche, abgesehen von der Theilnahme an den Verdiensten aller Heiligen der Christenheit, zunächst und vorzugsweise von ihrem eigenen Schatze.

(Fortsetzung folgt.)

Zur niederdeutschen Literatur.

Von K. Krause.

1. Hermann Wepse.

Es wird den wenigsten Bremern trotz ihrer ungeschwächten Anhänglichkeit an die angestammte niederdeutsche Muttersprache bekannt sein, daß noch gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, wenn auch nicht im freistädtischen, doch im damals schwedischen Gebiete eine Sammlung plattdeutscher geistlicher Lieder entstand, welche 1571 zu Lübeck gedruckt und erschienen und einem Flensburger Bürger gewidmet, nun freilich bis auf zwei Exemplare verschollen ist.

Es sind die „Neuen christlichen Gesänge und Lieder“ *) von Hermann Wepse, Prediger zu Stade, der sich indessen nach Sitte jener Zeit latinisirte, um als Hermannus Vespasius auf dem Titel zu prangen. Seine Lebensverhältnisse sind unbekannt; der Superintendent Aichel zu Neuenfelde sagt in zwei wenig verbreiteten Gelegenheitsschriften, er habe Wöbse (hochdeutsch „Wespe“) geheißen, sei Diaconus zu St. Nicolai, später Prediger, und zwar der zweite in der Reihe der lutherischen Pastoren, zu St. Wilhadi in Stade gewesen und komme 1598 noch im Kalande vor. Pratje behauptet dagegen, er sei Hauptprediger an St. Nicolai gewesen, habe aber wahrscheinlich niemals an St. Wilhadi-Kirche gestanden; Hintze hatte ihn 1731 sogar für ihren ersten lutherischen Geistlichen gehalten. Die beiden Exemplare seines Liederbuches existiren auf der kurfürstlichen Bibliothek zu Kassel und der königlichen zu Berlin; letzteres ist nach Aichels Angaben dasselbe Exemplar, welches aus Professor Rüdiger's zu Halle Besitz später der Büchersammlung v. d. Hagen's zu Berlin angehörte. Pratje hat augenscheinlich keins gesehen, da er den latinisirten Namen Vespasianus anführt; Wackernagel und Hoffmann von Fallersleben machten in ihrer „Geschichte“ des Kirchenliedes auf den verschollenen neu aufmerksam, Aichel ließ in seinem „Herrmann Vespasius“ (denn so verschlechtert er den Hermann) sieben Lieder als Probe abdrucken. Wir geben aus ihm das folgende wieder, welches mutatis mutandis auch für heute höchst zeitgemäße Ideen enthält. Die Orthographie hat Aichel willkürlich geändert, aus seinen Proben erhellt übrigens, daß schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts das Niedersächsische mit Hochdeutsch versetzt war; namentlich im Reim läßt sich das erkennen. Schon aus sprachlichen Gründen, besonders aber wegen der Seltenheit der niederdeutschen Poesie wäre eine neue Bearbeitung und Ausgabe dieser 122 Lieder sehr erwünscht; man sollte meinen, daß die Kosten sich decken ließen.

Schon der Titel sagt, daß alte deutsche Melodien, d. h. zum großen Theil Volkslieder, zu Grunde gelegt seien, wie ja das bei vielen unserer besten Kirchenlieder der Fall ist, welche außerdem oft noch den Text der profanen Lieder, so weit er kirchlich zu drehen und zu deuten war, beibehielten. Man wollte dabei dem Volke sofort die Möglichkeit zum Singen geben, da die Melodie ja bekannt war, und außerdem die weltlichen Texte durch Unterlegung der geistlichen verdrängen, was denn leider bei so vielen gelungen ist. Vorzüglich den Liebesliedern war der Krieg erklärt, man nannte sie, oft ohne unseren schlechten Nebenbegriff, „Bullieder“, und so hat auch

*) Der Titel lautet nach Aichel: „Nye Christlike Gesange und Lede, up allerley ardt Melodien, der besten olden Düdeschen Leder. Allen framen Christen to nütte, Nu erstlick gemaket unde in den Drück gegeven: dörch Hermannum Vespasium, Prediger tho Stade. P. K. (der Verleger Pawel Knupfflock, Paul Knoblauch zu Lübeck.) 1571.“ — Am Schluß: „Gedrückt tho Lübeck dörch Assuerum Kröger. 1571.“ — Aichel: „Herrmann Vespasius“ 2c. Gelegenheitsschrift am 1. Juni 1856 zum 70. Geburtstage des Archidiaconus Kunhardt zu Hamburg. Stade. — Derselbe: „Kurze Gesangbuchs-Geschichte der Herz. Bremen und Verden“, vor der Bekanntmachung der Bußtagstexte 1857 durch den Generalsuperintendenten Dr. Köster zu Stade. — Pratje, Herz. Bremen und Verden I. p. 353, wo Hintze citirt ist.

Weyse in etwas fanatischerer Bezeichnung den Zweck, es möchten über seine Texte zu denselben Melodien, die alten „schändliken Bolenleeder“ und „gotteslästerlike Ryppelreye“ vergessen werden. Unter letzteren mögen allerlei Nachklänge an die katholische Kirche und den Heiligen- und Mariencult zu verstehen sein. Daß der Pabst als Antichrist, die Unsaubere von Babylon u. s. w., wie anderer Seits vorzugsweise gern die „Schaapken“ nach dem Gleichniß vom treuen Hirten eine große Rolle in den Gedichten spielen, versteht sich nach der Richtung der damaligen Zeit von selbst.

Christi Wohlthaten gegen den Sünder haben die Liebeslied-Melodie: „Um dynentwillen bin ick hyr“, das emsige Suchen des Christen nach dem rechten Vaterland im andern Leben: „Na gröner Farwe myn Herte verlangt“; eines Christen Gesang, der die Welt verläßt um Christo zu dienen: „Vör Tyden was ick leev und werth.“ „De Kuckuck hefft sick dodt gefallen“ wird „geistlick“: „De Pawest hett sick to Dode gefallen van synen hogen Stohle“ ꝛc. Das folgende Lied handelt von der „Conspiration und Verbündnisse“ vieler großer weltlicher Herren, deren Wappenthiere im Texte als „Deer der Wösteny“, „Vageln“, „Wülf“, „Baren“, „Vösse“ auftreten, und vielleicht gar des hochgeborenen Reichsadlers, des Kaisers selber, mit „dem Antichrist, dem Pawst, gegen de protesterende Stände“, „dat Lämmlyn zart mit synem Hüpken.“

„Im Tone: Wol [1]) is, de uns de Lilien brickt.“

Dütschland wak up, idt is nu Tyd!
Wak up van dyner Sekerheit!
Dyn Gefahr recht wol beschue [2])!
Verderf und evig Deenstbarkeit
Dy grote Heeren druen.

De dree gekrönte gladde [3]) Hoer
Von Babylon deit sik hervör,
Ganz schön und wol gesnöret.
Mit ehrem Schyn und Töwery [4])
Veel mengen Held versöret.

Dat söwen köppde grülick Deer,
Darup de Schandsack pranget sehr,
Ganz schrecklich sick anstellet,
Als hadd' idt reed [5]) dat Lämmlyn zart
Mit synem Hüpken gefället.

Johannes hett vörlangst gemeldt,
Wat uns nu för der Dören holt;
De jüngst Dag werd uns drapen [6]).
Help starker Christ van Himmelryk,
Terbrick des Düvels Wapen.

All starke Deer der Wösteny
Sammt wilden Vageln mengerley
Tosamen sünd gerücket,
Up söwen Bargen wolbekannt,
Dar man de Horen smücket.

Man meent de Adler hochgeborn
Der Horen ock schult hebben geswaren,
Welks wy doch gar nich glöwen.
Wo mag de edel Vagel doch
Syn egen Neest bedröwen [7])!

Veel Wülf und Baren plump und groff,
Ock list'ge Vöss' in ehrem Hof
Sünd dorstig Bloed [8]) to supen
Der Schapken Christi hyr und dort.
Edt gelt dem armen Hupen.

Herr Christ du sühst im Himmelsthron,
Worhen gericht't is all ehr Dohn,
Dynen Namen ganz to schänden,
Darüm weerst du nich laten to,
Dat se ehre Bosheit enden.

Wak up, du edle dütsche Blood!
Wor is dyn Stärk und hoge Mood
In aller Welt gepryset?
Dat is alleen en dapper Mann,
De't mit der Dath bewyset.

Rüst dy mit Ihl und seh dy för,
Ehr denn man dy verlöppt de Döhr,
Do nicht to lange wachten [9])!
Billick, dat de dat Speel verlüst,
De syne Schanz nicht achtet.

Doch buw nicht up dyn Dapperkeit!
De Seeg in Gottes Handen steit,
He mut den Banner föhren!
Nimst du em mit dy in den Stryd,
Neen Unfall mag dy röhren.

Dat is eim rechten Kriegsmann good,
De för den Fynd dat Beste doth,
Und hett en good Geweten;
Stryt mannlick för syn Vaderland,
Deith egen Nütt [10]) vergeten.

Och hadd wy sülker Kriegslüd veel
To dysser Tyd in dissem Speel,
So mögt wy't wol beginnen!
De grüsam Törk efft Spanier geil [11])
Schull't uns nicht angewinnen.

Oh Gott, du Köning aller Ehr,
Allen du unsen Fynden wehr,
Dyn Hüpken kleen bewahre!
Und störrt des Antichristes Heer,
Gesmeret und beschaaren [12])!

Wy bekennen unse Sünd för dy
Und dat de Straf verdeenet sy;
Doch will wy uns bekehren.
Giv dynen Geist und Gnad darto
Dörch Christum unsen Heeren.

De Fynd sind all in dyner Hand,
Ehr Anslög sind dy ock bekannt,
Den weest du vörtokamen [13]).
Dyn'r gnäd'gen Hülp wy uns versehn,
Help uns, o Vader! Amen.

---

2. Hundert Lübsche Volksreime.

Von dem Herausgeber des Lübeck'schen Urkundenbuchs Deeke sind „Hundert Lübsche Volksreime“ zu einem Gelegenheitsschriftchen mit dem Motto „Vör wat hört wat“ [14]) benutzt, ohne daß sich der Herausgeber genannt hat; das Werkchen ist nicht in den Buchhandel gekommen. Es sind Sprichwörter, theilweise weniger bekannt; einige auch sonst vorkommende Reime, z. B. Frû wul tom danssen gân“, Hänschen sat in schosteen ꝛc. endlich: Kaiser Karl, der von den neun „Würden“ des späteren Mittelalters zwei heidnische und die drei jüdischen zum Zweikampfe fordert, wahrscheinlich ein Kinderspiel, in vieler Weise ein interessantes Stück. Die neun „Würden“, welche in englischen Aufzügen des 15. und 16. Jahrhunderts vorkommen, und deren farbenstrahlende Bilder in prächtiger Glasmalerei die Fenster der „Laube“ des Lüneburger Rathhauses [15]) zieren, wie sie auch durch Darius und Cyrus variirt in den kostbaren Holzschnitzereien desselben Gebäudes sich finden, sind hier insgesammt Könige. In der Lüneburger Reihefolge heißen sie: Hektor vom Trojen, Koningh Alexander, Keiser Julius (welcher hier nicht mit gefordert wird); — Koningh Artus oder Arthur, Koningh Karle, Gottfried van Balion (Bouillon), die drei Christen; — die drei Juden: Josua, David, Judas Maccabäus.

Der Lübecker Kaiser Karl mit dem Fresser Klâs Rûgebôrt, dem altrömischen Maccus, tritt auf:

„De rômesche Keiser bün ik genant,
Min is dat gansse düdesche land,
Un wol dat fechten wil proberen,
Den wil ik lik mi sülven êren. —
Clâs rûgebart, wol up de fârt:“

Dieser erklärt: „ërst mût ik sûpen, ërst mût ik frëten“, dann als „olle slûkût, olle frëtup“ gescholten, fordert er Josua, der lehnt ab: „Got lêt vör mi de sünne stân“ ꝛc. und meint, Hektor werde fechten wollen; der verweist auf David, dieser auf Alexander, der auf König Judas, welcher erwidert:

Ik was to stride gans unvorsagt [16]),
Mi het noch nüms ut'n feld vorjagt.
Min swêrd tobrak de Keiser van Rôm,
Wil he nu fechten so mag he't dôn.

Nun ist's aber Karl genug: „Hal mal den Sterkader rin'“ befiehlt er; der kommt, sie fechten, auf den Gerufenen dringen alle ein, und er verschwindet mit den Worten:

„hellige Wode, nu lên mi din pêrd;
Lât mi henriden, ik bün't wol wêrd.“

Klas Regebart erklärt dann, der Teufel habe ihn geholt. Da ist also der alte Gott Wodan selber, der „hellige“, wie sinnreich aus Hel (Hölle) mit Anklang an den heiligen (hillige) gebildet ist, und der Erschlagene fordert sein Roß, um unter den Einherien im wütenden Heer zu reiten.

Einige kurze Sprüche mögen die Anzeige schließen:

Bëter eng un wol, as wit un wé.

De lëver de ward brâden bi flackerfür un strô;
Jung mäten [17]), nim kên ollen man, süst warst du nümmer frô.

Geld, dat stum is,
Mâkt grâd wat krum is.

Gräm di man nich, gräm di man nich!
Ik hev noch drê sösling [18]), dat wêstu man nich.

Help god altid, lang tô mit flit.
Help god is gôd; lang tô, vörn dôd.

Hestu, beholl't; de lëv' ward kolt [19]).

Is't bëter as'n mûs, so heg't in't hûs.

Kat, du müst wëten
Misgünnt brôt ward ôk ëten.

Mag nich mër ligt unner de ër.

Nördôst is de schipperfrû'n ër trôst.
Nördwest is de schippers ër best [20]).

Ein herrlicher Spruch ist:

Nôt an man: man vöran.

---

1) Wer. 2) beschaue — dräuen. 3) „glad“, geschmückt. 4) Zauberei. 5) bereits. 6) treffen — Waffen. 7) betrüben, beschädigen. 8) das e dehnt, wie oben in Hoet, nachher ist Blood gleichbedeutend. 9) wartin. 10) eigenen Nutzen. 11) effi, oder gell, wie im Mittelhochdeutschen: frech, übermüthig. 12) „gesalbt und beschoren.“ 13) Denn weißt du zuvorzukommen. 14) Hundert Lübsche Volksreime. Herrn Dr. med. C. Pabst und Herrn Dr. med. W. von Bippen freundschaftlich gereicht am 8. Juni 1858. Lübeck. 8. 16 S. — 15) Dr. Joh. Wilh. Albers, Beschreibung der Merkwürdigkeiten des Rathhauses zu Lüneburg. Lüneburg. 1843. 4. 16) Unverzagt. 17) Mädchen. Das Niederdeutsche hat sonst K. 18) Sechsling, der halbe Schilling, in hamburger und lübecker Währung 6 leichte Pfennige. 19) Was du hast, behalte, die Liebe wird kalt; also verschenke nicht. 20) Nordost bringt die Schiffe in die Trave, Nordwest läßt sie aussegeln.

Arndt's Denkmal.

Das zuversichtliche Vertrauen, mit welchem die Unterzeichneten die Aufforderung an das deutsche Volk ergehen ließen, durch gemeinsame Beiträge ein ehernes Standbild Ernst Moritz Arndt's zu errichten, zum Zeugniß, daß unsere Zeit festhalten wolle an der muthigen und treuen Vaterlandsliebe, welche sie in dem Verstorbenen liebt und ehrt, ist auf das Schönste gerechtfertigt worden. Aus allen Gegenden Deutschlands wie von Deutschen im Ausland sind Beiträge gesandt, durch einen aus öffentlichen Mitteln gewährten Zuschuß von 2000 Thalern hat Preußen von Staatswegen das Andenken seines treuen Bürgers geehrt, allerorten haben sich Local-Comité's gebildet, eifrige Patrioten die Sammlungen betrieben, dem edlen Beispiel, mit welchem Fürsten und Regierungen vorangegangen sind, ist das Volk in allen seinen Schichten gefolgt, Gemeinden, Corporationen, Vereine haben beigesteuert und unter den Gaben fehlt auch der ersparte Groschen des Arbeiters, der Sparpfennig der Schuljugend nicht: das deutsche Volk zeigt, wie es seinen Vater Arndt zu ehren beflissen ist, in kaum drei Monaten sind über 25,000 Thaler eingegangen. Und mit dem Geld sind erhebende und kräftigende Worte von allen Seiten an uns gerichtet worden, Worte echter Vaterlandsliebe, die bezeugen, daß in klarer Erkenntniß unserer Zeit, in richtiger Würdigung dessen was Deutschland bevorsteht und was Deutschland noth thut, das gesammte Volk sich um das Ehrendenkmal eines Mannes schaaren will, der durch keinen Druck und keine Noth gebeugt angehalten hat in jedem Kampf für Freiheit, Ehre und Recht des Vaterlandes.

Indem wir für solche Hingebung an eine edle Aufgabe mit freudigem Gefühl unseren herzlichen und aufrichtigen Dank allen Gebern aussprechen, haben wir auch einer weitergehenden Verpflichtung, welche uns durch dieselbe auferlegt wird, zu genügen. Seitdem der geschäftsführende Ausschuß seine Thätigkeit begonnen hat, ist demselben von den verschiedensten Seiten her immer wieder der dringende Wunsch ausgesprochen worden, durch den Ankauf des Arndt'schen Grundstückes für das Denkmal den schönsten Standort auf dem durch das Andenken an langjähriges Walten und Wirken des theuren Greises geweihten Boden zu beschaffen und zugleich die äußere Lage der Angehörigen durch vortheilhafte Verwerthung ihres einzigen Besitzthums günstiger zu gestalten. Eingedenk seiner ersten Pflicht für die Herstellung des ehernen Standbildes zu sorgen, hat der Ausschuß alle dahin gerichteten Anträge, so sehr sie mit seinen eigenen Wünschen übereinstimmten, einer späteren Entscheidung überlassen zu müssen geglaubt, jetzt aber, wo durch eifrige Betheiligung bereits die für das Standbild voraussichtlich erforderlichen Kosten mehr als gedeckt sind und noch von vielen Seiten her reichliche Beiträge in sicherer Aussicht stehen, halten die Unterzeichneten sich verpflichtet die Bitte auszusprechen, durch fortgesetzte Betreibung und freigebige Betheiligung an den Sammlungen den Ankauf des Arndt'schen Grundstückes zu ermöglichen. In angemessener Weise hergestellt und ausgestattet, um am hohen Ufer des Rheinstroms das eherne Standbild aufzunehmen, wird es den schönsten und würdigsten Platz für dasselbe darbieten und das Andenken Arndt's durch die lebendige Erinnerung um so eindringlicher erhalten; es wird, so bleibt zu hoffen, die Möglichkeit gewähren, der ehrwürdigen Wittwe Arndt's, für deren Auskommen durch die Staatsregierung gesorgt ist, auch den unverkümmerten Genuß der altgewohnten Behausung zu sichern. Um dieses Ziel zu erreichen, ist im Ganzen mindestens eine Summe von 40,000 Thalern erforderlich; wir geben uns der Hoffnung hin, daß die freudige und herzliche Theilnahme, welche sich bisher so glänzend bewährt hat, gern und leicht die Mittel beschaffen wird, um das begonnene Unternehmen in der würdigsten Weise zu vollenden.

Bonn, am 17. Mai 1860.

Im Auftrage des Comité für Arndt's Denkmal

Der geschäftsführende Ausschuß:

Otto Jahn, Vorsitzender. Kaufmann, stellvertretender Vorsitzender. Bluhme, Schriftführer. Kyllmann, Schatzmeister. v. Ammon. Marcus. Springer.

Feuilleton.

—* Neue literarische Erscheinungen. Zur Ehre Gottes. Eine Jesuiten-Geschichte von Alfred Meißner. 2 Bde. — Mosaik. Auserwählte Erzählungen von Ernst Willkomm. 2 Bde. — Aus Heimath und Fremde. Novellen und Erzählungen von Elfried von Taura. 2 Bde. — Erzählungen bei Licht. Novellen von M. Solitaire. — Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild von Friedrich Gerstäcker. 3 Bde. — Walter Kühne. Roman von Julie Burow. — Melusine. Roman von Karl Frenzel. — Erzählungen eines alten Herrn. Von Gustav vom See.

—* Aus dem Cotta'schen Verlage geht soeben das Tagebuch des Dichters Platen hervor; es reicht bis zum Jahre 1825.

— Gräfin Ida Hahn-Hahn hat es nicht lassen können, noch einen Roman zu schreiben, welcher Maria Regina betitelt ist. Der schreibselige Sternberg hat die von Paul Heyse auf die Bühne gebrachte Elisabeth Charlotte von Orleans zur Heldin eines dreibändigen Romans gemacht.

—* Die seit längerer Zeit in Aussicht gestellte achte Ausgabe der bekannten Becker'schen Weltgeschichte wird nun in Lieferungen zu erscheinen beginnen. Die Leitung des Werkes liegt in den Händen des Professors Adolf Schmidt in Jena.

—* Die deutsche Ausgabe der Schriften Macaulay's bei Westermann in Braunschweig wird durch eine neue Folge ergänzt, welche dem deutschen Publikum diejenigen kleineren Arbeiten des großen englischen Geschichtschreibers, die in jenen ersten neun Bänden noch fehlten, vorführen soll. Durch seine Verbindungen mit England, (sagt die Kölnische Zeitung), ist es Westermann gelungen, die sämmtlichen Essays, Reden und Gedichte, welche noch von Macaulay existiren, selbstständig und früher als irgend eine englische oder deutsche Buchhandlung gesammelt herausgeben zu können. Die Bruchstücke dramatischer Dichtungen und die Parodieen, welche der erste Band bringt, haben nur untergeordnete Belange, dagegen sind die Essays über Dryden, Atterbury, William Pitt, Mirabeau, die den zweiten Band füllen, in hohem Grade bedeutend, und die Abhandlung über Geschichtschreibung ist schon deßhalb ungewöhnlich interessant, weil sie das Selbstbekenntniß des berühmtesten englischen Historikers der Neuzeit über die Anforderungen enthält, denen nach seiner Ueberzeugung ein vollkommener Darsteller der englischen Geschichte zu genügen, über Mittel und Wege, die er einzuschlagen, und über Geist und Tendenz, die er in seinem Werke zu bethätigen habe. Merkwürdiger Weise äußert Macaulay am Schlusse dieser im Jahre 1828 geschriebenen Arbeit, ein Geschichtschreiber, so wie er ihn hier geschildert, „würde in der That ein intellectuelles Wunder sein, in dessen Geiste Kräfte, welche kaum mit einander verträglich sind, zu einer ausgesuchten Harmonie verschmolzen sein müßten; eher werden wir noch einen zweiten Homer oder Shakspere sehen.“ Macaulay dachte damals noch nicht daran, daß er dereinst nach seinem eigenen Maßstabe gemessen werden würde.

—* Dr. Haym in Halle, der Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher“ und seit Jahren Privatdocent an der dortigen Universität, ist endlich zum außerordentlichen Professor mit Gehalt ernannt worden. Unter dem Ministerium Manteuffel gehörte Haym zu den mißliebigen Männern, denen jede Aussicht verschlossen war; das jetzige Cabinet macht das dem verdienten Manne zugefügte Unrecht wieder gut. Es soll nicht leicht gewesen sein, die Ernennung bei der philosophischen Fakultät von Halle durchzusetzen; zu den heftigsten Gegnern gehörte Leo.

—* In Trautenau in Böhmen starb am 23. Mai der bekannte Dichter Uffo Horn im Alter von 42 Jahren nach langen Leiden an der Lungenlähmung.

—* Zu Weingarten bei Ravensburg in Würtemberg fand am 21. Mai eine eigenthümliche Feier Statt, die Einweihung einer vom jetzigen Könige von Hannover gestifteten und von Klenze ausgeführten Krypta zur Aufnahme der Ueberreste der Welfen, welche in der Kirche von Weingarten beigesetzt waren. Die ältesten sicher bekannten Glieder dieses herzoglichen Hauses blühten zur Zeit der Karolinger, unter welchen König Ludwig der Fromme die Welfin Judith († 843) zur Gemahlin erkor. Als Welf III. im Jahre 1055 auf Schloß Bodmann den Mannsstamm seines Hauses kinderlos beschloß, und nur eine Schwester Kuniza, Gemahlin Markgraf Azza's II. von Este, hinterließ, überkam ein Sohn aus letzterer Ehe, nach dem Geschlecht seiner Mutter Welf genannt († 1101), den Besitz seiner mütterlichen Verwandten, und gründete die neue Welfenlinie. Sprossen des estewelfischen Hauses, welches an beurkundeter Ahnenreihe alle Fürstengeschlechter überragt, herrschen jetzt auf den Thronen von Großbritannien, Hannover und Braunschweig. Von mehreren Gliedern der ältern und der neuern welfischen Linie, deren Häupter oftmals das Schicksal unsers Welttheils entschieden, birgt das Kloster Weingarten die sterblichen Reste. Solche wurden nach dem Neubau der im Jahre 1724 vollendeten Kirche mit aller Religiösität in dem nördlichen Arm des Kreuzes derselben unter den Boden gebracht. Sie sind von Heinrich † um 990, Rudolf † um 995, Welf II. † 1030, Welf III. † 1055, Welf IV. † 1101 (dessen Gebeine von der Insel Cypern hieher gebracht wurden) und seiner Gemahlin Judith von Flandern † 1094, Welf V. 1119, Heinrich dem Schwarzen † 1126 und dessen Gemahlin Wulfhild von Sachsen † 1126. — Die Feier vom 21. Mai d. J. wurde vom hannoverschen Gesandten in Stuttgart geleitet; vier Kammerherren trugen die Gebeine der Fürsten in feierlicher Prozession durch das Schiff der Kirche, in welcher Predigt und Messe stattfanden. Die Theilnehmer hielten dann ein Festmahl und versammelten sich Abends auf der Anhöhe, wo einst die Burg der Welfen stand.

—* Am 19. Mai ward zu Wilhelmshöhe bei Kassel, so erzählt die „Hess. Morgen-Zeitung“, eine seltene Feier begangen: die des Geburtstages des „göttlichen“ Plato, dieses unsterblichen Weltweisen, welcher am 19. Mai 430 (nach Anderen 429), mithin vor 2389 Jahren zu Athen das Licht der Welt erblickte. Mittags versammelte sich ein Kreis von Herren und Damen zu Wilhelmshöhe, in dessen reizenden Anlagen der Kunst und Wissenschaft fördernde Kurfürst Wilhelm I. einst dem berühmten griechischen Philosophen und dessen Lehrer eine „Halle des Plato“ und eine noch jetzt vorhandene „Eremitage des Sokrates“ errichten ließ. Die Versammlung beschloß einstimmig, diese Feier jedes Jahr zu begehen und nach Kräften in ihrem Wirkungskreise im Sinne des Gefeierten wahre Humanität zu fördern und dergestalt ein Scherflein zur Wohlfahrt der Menschheit beizutragen.

—* Auf dem Hoftheater in Wiesbaden will man ein einaktiges Melodrama „Theodor Körner“ von Heinrich Dreher geben. Dasselbe spielt im Bivouac der Lützower bei Rosenhagen in Mecklenburg in der Nacht vom 25. auf den 26. August 1813.

—* Die Leitung der Leipziger Gewandhausconcerte ist, nachdem sie von Ferdinand Hiller ausgeschlagen war, Karl Reinecke in Breslau angeboten worden, und dieser soll zusagend geantwortet haben. Für die Direction der Euterpe-Concerte in Leipzig soll Franz Liszt gewonnen worden sein; er würde sich eifrig um die Einbürgerung der Zukunftsmusik in Leipzig bemühen. Die dort erscheinenden „Signale für die musikalische Welt“ berichten: Herr Heinrich Behr, zukünftiger Director des Bremer Stadttheaters, zur Zeit in Leipzig, hatte ein Honorar für seine Mitwirkung bei Aufführung der Bach'schen Passionsmusik am Charfreitage abgelehnt, sich dagegen ausbedungen, daß das Leipziger Gewandhausorchester ihm eines schönen Tages zwei Sinfonien vorspiele. Diese eben so originelle als honnette Ausgleichung hat nun neulich an einem Sonntag Vormittage stattgefunden; inmitten seiner Familie saß der Mirza Schaffy der Theaterdirectoren höchst vergnügt im Gewandhaussaale und nahm das edel klingende Honorar in Empfang; man führte Herrn Behr die A-moll-Sinfonie von Mendelssohn und Beethoven's F-dur-Sinfonie in ausgezeichneter Weise vor, so daß er wohl zufrieden gewesen sein wird. Das war ein ächter Sängerlohn, an dem sich manche Nachtigall und mancher goldgelbe Tenor erbauen mögen.

—* Zu Pfingsten hat es Sängerfeste in Menge gegeben; in Lübeck, in Biberach, in Freiburg. Zu Düsseldorf war das niederrheinische Musikfest glänzend in Scene gesetzt, hatte nur etwas durch allzulange Programme und durch die Wuth des Wetters zu leiden. Die Berichte lauten sehr gut. In der Kölnischen Zeitung heißt es vom ersten Tage: Gleich der erste Satz der Sinfonie von Schumann riß mit unwiderstehlicher Gewalt die ganze Zuhörerschaft in die echte festliche Stimmung hinein, die sich dann auch fortwährend in solchem Maße steigerte, daß wir eine so rege Theilnahme, die bei jedem Anlasse in den lebhaftesten Beifall ausbrach, am ersten Tage der Musikfeste fast noch nie erlebt haben. Ferdinand Hiller wurde bei seinem Auftreten mit lautem Applaus begrüßt und jeder Satz der schönen und prächtig ausgeführten Sinfonie mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Im darauf folgenden Oratorium „Samson“ von Händel entwickelten nun auch die herrlichen Gesangkräfte ihre Macht, ein Verein von Solostimmen und Chören, wie man ihn selten hört, der unter der sichern und begeisternden Leitung Hiller's zu einer Aufführung zusammenwirkte, welche unstreitig zu den besten gehört, die an unseren Musikfesten Statt gefunden haben. Die Soli wurden durch Frau Bürde-Ney, Fräulein Schreck, die Herren Schnorr von Carolsfeld und Stockhausen vortrefflich vorgetragen: Herr Schnorr, den der größte Theil des Publikums zum ersten Male hörte, imponirte durch eine kräftige, volle Tenorstimme, die er namentlich in den heroischen Stellen auch durch den Vortrag zu schöner Geltung brachte. Die Stimme gehört jedenfalls zu den ausgezeichnetsten, die wir kennen. Den ersten immensen Applaus erhielt Stockhausen nach der Arie: „Dein Heldenarm war einst mein Lied“, deren Adagio der berühmte Sänger mit bezauberndem Vortrag sang. Frau Bürde-Ney entzückte besonders durch den Vortrag einer Arie mit obligater Violine, und Fräulein Schreck ergriff durch die edle Würde und das tiefe Gefühl ihres Gesanges die Herzen der Zuhörer. Was aber als das schönste Zeugniß für die Macht der Händel'schen Composition und die Trefflichkeit der

Ausführung und zugleich für den gebildeten Sinn und die Empfänglichkeit des Publikums gelten muß, war die steigende Begeisterung, in welcher dieses zahlreiche Publikum von den ersten bis zu den letzten Reihen die Chöre mit rauschendem Beifall aufnahm, und nicht bloß die glänzenden und massenhaft schwungvollen, sondern fast vorzugsweise auch die durch Tiefe der Gedanken und tragische Stimmung ausgezeichneten, wie den Chor mit dem Alt-Solo (Fräulein Schreck) und den sechsstimmigen: „Hör', Jakob's Gott!“, nach dessen ergreifendem Vortrage ein wiederholter und gewaltiger Applaus erschallte. — Am zweiten Tage hätte das Unwetter fast das Concert gestört, doch ließen sich die Künstler bei der Ausführung des „ver sacrum“ von Hiller nicht irre machen. In den Scenen aus Gluck's „Iphigenie auf Tauris“ feierte Frau Bürde-Ney ihren Triumph als Iphigenie in allen ihren Recitativen und Arien, Schnorr als Pylades hauptsächlich in der Arie: „Nur einen Wunsch hatt' ich“, Stockhausen als Orest namentlich durch den herrlichen Vortrag der Arie: „Die Ruhe kehrt zurück.“ Die besonders im letzten Satz recht schwungvolle Ausführung der siebenten Sinfonie von Beethoven, in deren jubelnden Schluß der Jubel des Publikums einfiel, beendete das freilich etwas lange, aber glanzreiche Concert. — Am dritten Tage beschloß ein Abend-Concert die Feier. Bekanntlich ist dasselbe stets hauptsächlich den Einzelleistungen ausgezeichneter Künstler gewidmet; doch waren die Solo-Vorträge in den Rahmen zweier Ouverturen, Mendelsohn's Hebriden und einer neuen Concert-Ouverture von Julius Tausch, eingefaßt — auch wurden zwei Chöre aus Händel's Samson wiederholt, und das herrliche Ave verum von Mozart vortrefflich gesungen. Von Gesangesleistungen Einzelner hörten wir Bach's Arie: „Erbarme Dich“, mit obligater Violine durch Frl. Schreck und Joachim, die Scene der Agathe aus dem Freischütz, „Glöcklein im Thal“ aus Euryanthe durch Frau Bürde-Ney und die Arie des Adolar aus Euryanthe durch Herrn Schnorr von Carolsfeld. Leider hatte das rauhe Wetter doch Einen Sieg davon getragen, und zwar einen von dem Publikum schmerzlich empfundenen: Stockhausen war von einer starken Erkältung ergriffen worden, und wir mußten seine unnachahmlichen Lieder-Vorträge entbehren. Herr Tausch spielte Beethoven's Clavier-Concert in Es dur. Der Held des Abends war Joachim, welcher ein mit dem glänzendsten Beifall aufgenommenes Concert von seiner Composition und im zweiten Theile Beethoven's Romanze für die Violine vortrug.

—* Palermo. Die schöne Hauptstadt Siciliens, auf welche jetzt wieder alle Blicke gerichtet sind, ist nach der Meinung eines der neuesten italiänischen Reisenden, Ludwig Goldhann, vielleicht die eigenthümlichste in ganz Europa durch den Charakter des Seltsamen, Abenteuerlichen, in wunderbaren Farbenmischungen die Phantasie mächtig Anregenden. Wir zogen, sagt der Verfasser, durch die Porta Felice in die Stadt. Dieselbe ist ein Thor, eine Triumphpforte, ein Zugang nach ägyptischer Art, wo zwei mächtige Pylonen den langen Vorweg zum Tempel schließen; sie ist ein Doppelbrunnen, ein Wohngebäude, ein mit Statuen reichgeschmücktes öffentliches Monument mit hoher Terrasse zum Lustwandeln — sie ist alles das und nichts ganz, und gerade der in ihr prägnant ausgedrückte Schnörkelstil der letzten Jahrhunderte war der einzig mögliche für dieses Zwitterwerk der Baukunst. Ilions Thore mußten ausgebrochen werden um dem heiligen Pferd Eingang zu verschaffen, aber der Patermitaner Senat war vorsehender, schon im Bau ließ er sein Thor ungeschlossen, um der kolossalen heiligen Rosalia, welche am 11. Juli durch Palermos Straßen gefahren wird, mit möglichster Courtoisie alles Warten ante portas zu ersparen. Wir hatten das Thor durchschritten und befanden uns auf einem ziemlich öden Platz, der gleichwohl den Anfang der berühmten Straße del Cassaro oder Toledo bildet, die sich fernhin in mystisches Dunkel verlor. Hohe, düstere, unregelmäßige Häuser mit schmalen Fenstern, und weiter als in Neapel vortretenden Balkonen, die Dächer nimmer so flach wie man es vom Festlande gewohnt war, weit vorspringend und unter ihrem schattenden Gebälke lange Enfiladen zum Trocknen ausgehängter Wäsche bergend, rechts ein alterthümlich mächtiges Gebäude mit wenigen in Spitzbogen gewölbten Fenstern, links eine freie Treppe, welche nach der längs des Meeres sich hinziehenden Terrasse führt, etwas abseits ein lieblich plätschernder Brunnen, und daneben die von seinen Wellen im eigentlichsten Sinn durchströmte Limonadenbude — so bestimmt sich der erste architektonische Eindruck dem Kommenden, und in der That kann sich beim ersten Betreten einer großen Stadt kaum ein anderer neben diesem geltend machen, denn er wirkt mit Massen, und wenn in allen andern Elementen des städtischen Gesammtbildes unmittelbar nur die lebendige Gegenwart zu unsern Sinnen spricht, so legt dort auch die Vergangenheit, ein ganzes, reiches, geschichtliches Vorleben sein ernstes Wort in den überraschenden Willkommensgruß. Wir kehrten uns links nach der Via Butera, und hatten bald das prachtvolle Hotel alla Trinacria erreicht. Der irrende Ritter von la Mancha verfiel in den Wahn jedes Gasthaus in Spanien für ein prunkvolles Edelschloß zu nehmen; weniger aber würde der irren, welcher umgekehrt in jedem italiänischen Adelspalast eine Fremdenherberge suchte, denn wirklich finden wir in allen Städten, welche Brennpunkte des italiänischen Lebens im Mittelalter waren, wie Venedig, Pisa, Florenz, Rom, die stolzen Sitze der einst so trotzigen Adelsmacht heutzutage zu comfortablen Albergos oder gar zu maccaroniduftenden Trattorien (wie in Rom) herab- oder vielleicht hinaufgekommen. — Der Cassaro ist belebt und lärmend, doch das sinnbetäubende Tumultuiren und Wagengerassel des neapolitanischen Toledo vermißt man gerne. Auch hier stehen an allen Straßenecken jene zierlichen, buntbemalten, mit allerhand Laubwerk, künstlichem Geschnitz und dem nie fehlenden Heiligenbilde mit davor glimmenden Lämpchen herausgeschmückten Buden, worin dem stets durstigen Volk um wenige Grani die fortwährend improvisirte Limonade geboten wird — schon der Anblick dieser städtischen, von lebendem Wasser durchplätscherten Lauben erfrischt — auch hier drängen und treiben sich jene Hunderte von Victualienverkäufern, die mit entsetzlichem Geschrei ihre leichte Waare feilbieten. . . . Ja es ist etwas entsetzliches um einen sicilischen Victualienhändler! Gleichwohl zeigt die Haltung und das Wesen der Sicilianer im ganzen mehr Gemessenheit und Feinheit als an ihren Nachbarn auf dem Continent zu finden; vielleicht wirkt noch die vor Alters geschehene Beimischung orientalischen Blutes nach, oder sei es, daß der ritterliche Normannencharakter seine Spur zurückließ, oder daß der doppelte politische Kampf — denn neben dem mit dem Neapolitaner gemeinschaftlichen verfolgt der Sicilianer noch sein besonderes, jenem widerstrebendes Ziel — dem südlichen Leichtsinn mehr ernste Elemente beigesetzt hat. Der Sicilianer ist artig, bescheiden und, wenigstens in den sogenannten gebildeten Ständen, bei weitem nicht so zudringlich neugierig wie der Festländer; man wird hier in keiner großen Stadt von einem solchen Heere dienstbietender Parasiten umlagert und bedrängt wie drüben von Genua bis Reggio, und selbst in der fragfertigen Neugierde des gemeinen Volks liegt ein Zug von kindlicher Unbefangenheit, der bei gesteigerter Vertraulichkeit sogar etwas rührendes hat. Fast möchte man sagen, daß der Geist mittelalterlicher Naivetät und Romantik, der noch immer aus den Trümmern der Araber und Normannen weht, und der den eben hier noch in vollster Blüthe stehenden Katholicismus fortan beseelt, auch durch die scheinbar zufälligen kleinen Details des äußern Volkslebens seine Hauche athmet. Sicilien war fast das einzige Land in Europa, welches die Stürme der französischen Revolution nur wenig berührten, und überhaupt haben die Nachklänge einer verrauschenden Zeit häufig ihre letzte Schwingungen auf den Continent umsäumenden Inseln gefunden, wie denn auf Rügen noch heutzutage späte Anklänge des alten Herthadienstes vernommen werden, und vielleicht auch das altgläubige Irland, Corsica, und selbst die Inseln des alten Hellas in ähnlicher Beziehung aufgeführt werden könnten. Im Cassaro wogte es bereits von glänzenden Equipagen die nach der Marina hinauseilten, wir aber wandten uns rechts und hatten bald die kleine Piazza di quattro Cantoni erreicht, den Mittelpunkt der Stadt, wo die Straßen Cassaro und Macqueda, die Pulsadern von Palermo, im rechten Winkel sich schneiden. Eine solche Anlage mit einem Quattro-Cantoni-Platze findet man in so vielen Städten Süditaliens, daß man fast glauben möchte, nicht Zufall oder geometrische Architektenlaune allein habe die Anlage in der Weise bestimmt; vielleicht wirkte, nach der Analogie bei katholischen Kirchen, wo die Kreuzesform den Grundriß normirte, ein religiöses Moment auch hier, bewußt oder unbewußt, mit. Von Palermo's Mittelplatz genießt man die Aussicht nach den vier Hauptthoren der Stadt und allen Reiz, welchen das Hereinragen unferner Gebirge in die geräuschvollen Straßen eines so belebten Ortes immer darbietet. Wir durchwandeln nun den südöstlichen Theil der Via Macqueda, (so genannt nach dem Vicekönig Cardines de Macqueda), der unter den vier Hauptstraßen das entschiedenste Gepräge der Romantik an sich trägt. Altersschwarze hohe Häuser mit Spitzbogenfenstern und grotesken Balkonen, die häufig mit grünem Schlingwerk förmlich überwuchert sind, giebelreiche Erker, hinter deren Vergitterungen manch lieblicher Mädchenkopf die Phantasie zu heiterm Spiel anregt, Kirchen und Klöster von allen Höhen und Formen, vor allem aber jene Palermo ganz eigenthümlichen höchst interessanten Brunnen (oder Emissare der das Wasser von den Gebirgen herleitenden Wasserleitung), welche, nachdem sie den reinen Quell über stockhohes, natürlichem Felsen ganz ähnlich gewordenes Steingemäuer herabsprudeln lassen, in ihrem hellgrünen Schmuck von üppig strotzenden Wasserpflanzen, der oft die halbe Seitenfläche eines Hauses überkleidet, alle Reize eines in wilder Waldfreiheit rieselnden Bergquells darbieten — alles das giebt eine Scene, zu welcher nur noch der pittoreske Hintergrund einer der zahllosen, sich in ungewisse Bildungen verlierenden Nebengassen, worin die mannichfachsten Linien und tausend unsichere Farben sich kreuzen und binden, kommen muß, um zusammenwirkend mit der lärmenden, in tausend verschiedenen Trachten sich drängenden Menschenstaffage die durch den raschen Nachteintritt befruchtete Einbildungskraft in die blühendsten Tage des alten Granada oder Cordova zurückzuversetzen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 25. Bremen, 17. Juni. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Zur Geschichte der Domkirche und des Katholicismus im Erzbisthum Bremen.

Von D. Ehmck.

(Fortsetzung.)

Diese Auffassung tritt uns gleich in dem ersten Kapitel von Hemelings Buch entgegen, einer — lateinisch geschriebenen und wahrscheinlich schon aus einer älteren Schrift herübergenommenen — Abhandlung über den Ruhm und die Heiligkeit der Bremischen Kirche. Und dafür ließ sich denn allerdings Vieles anführen: ihre Stiftung durch Karl den Großen, den heiligen Kaiser; ihr Boden selbst, durch das Blut so vieler im Kampf gegen die heidnischen Sachsen gefallenen Märtirer getränkt; ihre Verdienste um die Verbreitung des Christenthums, wegen deren sie die Mutterkirche des Nordens von Europa genannt werden konnte; unter ihren ältesten Bischöfen drei berühmte Heilige, Willehad, Anschar und Rembert. Aber damit ist ihr Preis nicht erschöpft; der Verfasser jener Schrift berichtet weiter im ächten Legendenstil von den mancherlei Wundern, deren Zeugen sie gewesen, von den Reliquien und Ablässen, deren sie sich erfreut. Ueber die Reliquien wird namentlich ausführliche Nachricht gegeben: es sind nicht weniger als 13 ganze Körper von Heiligen und über 200 kleinere, aber zum Theil höchst kostbare Reliquien, welche die ganze biblische und christliche Legenden-Geschichte von der Ruthe Moses' an, mit der er das rothe Meer theilte und seinem Volke einen Weg durch dasselbe bahnte, bis herab auf die Ueberreste der Gräfin Emma von Lesum repräsentiren. Die letztere hat bekanntlich der Kirche außer anderen Gütern die später in das Eigenthum der Stadt übergegangene Bürgerweide geschenkt. Gewiß würdigen jetzt Wenige vollständig die vortrefflichen Eigenschaften dieser Weide: es darf deßhalb die in dem Buche gemachte Entdeckung nicht vorenthalten werden, daß wir es der Heiligkeit jener Gräfin Emma zu danken haben, daß die Kühe dort „vor wilden Thieren und Schlangen sicher sind*). Von den erzählten Wundern mag nur eins mitgetheilt werden, das sich gerade hier in ähnlicher Weise mehrfach wiederholt hat. Die Kirche soll sich nämlich plötzlich bei zahlreicher Versammlung der Gläubigen mit einem wunderlieblichen, mit menschlichen Worten nicht zu beschreibenden Duft erfüllt haben; bald als ein Zeichen der unmittelbaren Gegenwart Gottes selbst, bald wenn ein Heiliger einigen Anwesenden erschienen ist, bald um zur Entdeckung eines neuen Heiligen, dessen Grabstätte man wenigstens bis dahin nicht kannte, zu führen, indem man dem Dufte folgend die Mauer gesprengt und hinter derselben den Leichnam des Heiligen fand, der denn auch sofort legitimirt war. Endlich hatte die Bremische Kirche noch ihren reichen Schatz von Ablässen zu bieten. Die meisten derselben gewährten einen Erlaß von 40 Bußtagen, aber dadurch, daß sie durch sehr verschiedene Werke erlangt werden konnten, der eine für der Kirche gespendete Gaben, ein anderer für den Besuch der Frühmessen, ein dritter für den Besuch der Vesper erworben wurde u. s. w., daß sie an manchen Festen verdoppelt, an einigen sogar verneunfacht wurden, war es dem Einzelnen nicht eben schwer gemacht, sich reichlichen Ablaß zu verdienen.

*) Unser etwas praktischer, aber weniger heilig gesinnter Chronist übersetzt: dar de beester nene not hebben van bromsen, wospen offte flegen.

Eine solche Preisrede auf die Heiligkeit, Pracht und Gnadenschätze der Domkirche, wie sie die Einleitung des Buches bringt und deren wesentlichen Inhalt wir in den Processions- und Ablaßpredigten wiederfinden, war offenbar darauf berechnet, die Leute zu veranlassen, sich nicht mit dem Besuch ihrer Pfarrkirchen zu begnügen, sondern auch dem Dom ihre Unterstützung zuzuwenden. Daß in dieser Absicht eine solche Einleitung dem Buche vorangeschickt war, giebt sie selbst ziemlich deutlich zu erkennen, indem sie am Ende zu dem Schlusse kommt, „daß wenigstens ein Mal im Jahre Jeder diese heilige Kirche andächtig besuchen müßte, namentlich wegen der erwähnten Ablässe und wegen ihrer hochheiligen Reliquien, wie das in alten Zeiten Sitte war.“

Die Urkunden über solche Ablässe, die vorzugsweise zur Unterhaltung der Domkirche dienten, hat Hemeling meist wörtlich in sein Werk aufgenommen. Den ältesten päpstlichen Ablaß hatte Honorius III. im Jahr 1224 ertheilt, nachdem ihm vorgestellt war, daß aus den gewöhnlichen Einkünften die nothwendigen Reparaturen der Gebäude nicht zu bestreiten seien; die Kirche erhielt dadurch das Recht, einen Boten zum Einsammeln von Almosen, deren Gebern ein Ablaß von 20 Tagen verheißen war, durch die ganze Bremische Kirchenprovinz zu schicken, so daß also nicht bloß die Bremische Diöcese, sondern auch die Sprengel der dem Bremischen Erzbischof untergeordneten Bischöfe von Lübeck, Ratzeburg, Schwerin und der Hamburger Kirche zur Unterhaltung der Bremer Domkirche beisteuerten. Im Jahre 1258 erwarb sie von Alexander IV. einen neuen Ablaß von 40 Tagen, der allen denen zu Theil werden sollte, welche am Tage des heiligen Victor, einem in der Bremischen Kirche sehr gefeierten Feste, den Dom besuchten. Im nächsten Jahrhundert ertheilte dann Papst Johannes XXII. (1316—1334) bereits einen Ablaß von 100 Tagen. Aelter noch sollen die von den Erzbischöfen gewährten Ablässe gewesen sein. Zur Rechtfertigung eines im Jahre 1382 von Erzbischof Albert ertheilten diente es, daß „der höhere und größere Thurm der Kirche einzustürzen drohte.“ Wir erfahren ferner, daß die Erzbischöfe in dieser Zeit bereits verpflichtet waren, beim Antritt ihres Amtes der Kirche außer der Bestätigung aller älteren Ablässe einen neuen Ablaß von 40 Tagen zu ertheilen. In der Regel zeichneten sich die neuen Ablässe vor den älteren durch größere Freigebigkeit und Nachsicht gegen die Vergehungen aus, während die Nothwendigkeit der inneren Buße um so weniger betont

wurde. So wird in mehreren der späteren Ablässe ausgesprochen, daß wenn Jemand fremdes Gut entwandt habe und nicht wisse, wem es gehöre, so könne er sich dadurch von aller Schuld und Strafe befreien, daß er dasselbe der Kirche gebe. Und die bündige Rechtfertigung dieser Ablässe lautete nun: „Wie das Wasser das Feuer löscht, so das Almosen die Sünde.“ Der Bauherr aber hatte darüber zu wachen, daß der neue Erzbischof die Ablaßurkunden richtig ausstellte, und daß, wie Hemeling sagt, die Almosen, welche die Leute zur Buße für ihre Sünden gegeben hatten, nicht für die Tafel des Erzbischofs, sondern zur Ehre Gottes verwandt würden. Er beaufsichtigte deßhalb die Sammlungen der Stadt, er entsandte und instruirte die Boten, welche an die übrigen Orte jährlich ein Mal den Ablaß brachten. Aber es drohte noch von anderer Seite Gefahr. Wie hätte ein so einträgliches Geschäft nicht zu unerlaubter Nachahmung reizen sollen, zumal in Zeiten, wo die ärgsten Betrügereien durch das Treiben am päpstlichen Hofe gewissermaßen sanctionirt waren! So fanden sich denn auch theils Leute, die den Ablaßhandel ganz auf eigene Hand betrieben, theils scheuten sich auswärtige Kirchen und Klöster nicht, „mit ihrer Sichel in fremde Saaten zu fahren“, indem sie Almosensammler mit Ablässen in die Bremische Provinz schickten. Natürlich, daß solche Leute, die denn zu ihrer Legitimation päpstliche Bullen fingirten, keine Umstände machten, auch für die schwersten Verbrechen Ablaß zu geben, wie er verlangt wurde, wenn sie nur gläubige Abnehmer fanden. Das Domcapitel sah sich daher genöthigt, den strengen Befehl zu erlassen, daß Niemand bei Strafe der Excommunication von Anderen Ablaß kaufe, als von solchen, die sich durch ein vom Erzbischof und Capitel besiegeltes Diplom dazu legitimirten. Alle Pfarrer der Diöcese wurden beauftragt, diesen Erlaß „in der Muttersprache mit lauter und vernehmlicher Stimme“ von den Kanzeln ihrer Kirchen und Kapellen zu verkünden. Aber was für ein Zustand, was für eine Entwürdigung des Heiligsten war es, welche Verwirrung der Gemüther wurde dadurch herbeigeführt, wenn die doch in gutem Glauben empfangene Absolution widerrufen werden mußte, weil sie von Unberechtigten ertheilt war, „die nicht für das Heil der Seelen, sondern nur dafür sorgten, ihre Börsen mit Geld gefüllt an die Orte, von denen sie geschickt sind, davon zu tragen!“

Bekannt ist, wie keiner der Päpste, welche während der großen Kirchenspaltung sich um die höchsten geistlichen Würden stritten, sich schamlosere Erpressungen unter frommem Titel erlaubte als Bonifacius IX. Namentlich das Ablaßgeschäft brachte er in einen bis dahin nicht gekannten Schwung, indem er theils seine Boten in die Städte schicken und Ablaß zum Besten des Römischen Stuhls verkaufen ließ, theils allen Kirchen, die darum anhielten, das Recht der Ablaßaustheilung verhandelte. Auch die Ablaßtheorie machte unter ihm einen Fortschritt dadurch, daß seine Ablässe „von Strafe und von Schuld“, d. h. von der Kirchenbuße und von der Schuld vor Gott absolvirten. Hemeling war auf die Kunde davon sofort darauf bedacht, diese Gelegenheit auch für seine Kirche zu benutzen. Aus seinem ausführlichen Bericht, den er über seine Bemühungen und deren Erfolg giebt, geht hervor, daß es nicht an seinem Eifer lag, wenn die Sache nicht so gut ausfiel, wie er gehofft hatte. Es war seine Meinung, für sämmtliche Kirchen der Stadt einen päpstlichen Ablaß zu erlangen. Sein Vorschlag gewann den Beifall des Raths der Stadt, des Domcapitels und der Bauherren der anderen vier Hauptkirchen Bremens (U. L. Fr., Martini, Anscharii und Stephani), und man einigte sich zu einem Vertrage, nach welchem die Domkirche 200, jede der anderen Kirchen 100 Gulden hergab; für diese in jener Zeit ziemlich bedeutende Summe hoffte man den gewünschten Ablaß vom Papst erkaufen zu können, das Capitel übernahm es, die Sache durch einen eigenen Abgesandten in Rom zu betreiben, und die Domkirche sollte dafür außer ihren eigenen Einnahmen noch den dritten Theil der Almosen empfangen, die in den übrigen Kirchen für den Ablaß gespendet wurden. Die Speculation schlug aber nicht ein. Der Papst war allerdings bereit, einen solchen Ablaß auch für Bremen zu gewähren, aber er sollte nicht in allen Kirchen der Stadt, sondern nur im Dom verkündigt werden, weil es in andern Städten auch so gehalten wurde. Nun verlangten natürlich die übrigen Kirchen ihr Geld zurück, es entstand darüber ein solcher Streit, daß der Rath sich ins Mittel legen mußte, wodurch Hemeling denn wenigstens so viel erreichte, daß er erst, nachdem einmal der Ablaß verkündigt war, jene 400 Gulden zurückzuzahlen brauchte. Die Verkündigung geschah jährlich am Tage der Apostel Petrus und Paulus (29. Juni) — zum ersten Male im Jahre 1395 — und die Ausstellung des Ablasses währte dann acht Tage ununterbrochen fort. Hemeling sorgte auf's Eifrigste dafür, daß sie mit dem höchsten Glanze gefeiert wurde; er betrieb es, daß alle geistlichen und weltlichen Behörden in der Stadt an den Processionen Theil nahmen, er zeigte seine Kirche in ihrem reichsten Schmuck, und er schaffte aus der ganzen Stadt herbei, was den Glanz der Festlichkeiten erhöhen konnte. So glaubte er sich rühmen zu dürfen, „daß nirgends in allen Landen irgend welche Ablässe herrlicher und stolzer (d. h. prächtiger) gefeiert wurden, als in Bremen.“ Aber der gehoffte Gewinn blieb aus. Wohl „halfen Gott und der gute Sanct Peter, daß die vierhundert Gulden im ersten Jahre bezahlt wurden“, aber das zweite Jahr brachte kaum noch die Hälfte ein, die nächsten Jahre nur noch den zehnten Theil, im siebenten und achten Jahre erreichte der Ertrag nicht einmal mehr diese Höhe. So waren vielleicht kaum die bedeutenden Unkosten, welche die Festlichkeiten verursachten, gedeckt, als dieser Ablaß ganz aufhörte. Denn Bonifaz hatte im Jahre 1402 den Einfall, sämmtliche bis dahin von ihm ertheilten Ablässe zu widerrufen und somit die fernere Austheilung derselben zu verbieten.

Offenbar hätten nun aber vorzugsweise nur die Bewohner Bremens und der nächsten Umgegend an den Ablässen der Domkirche Theil nehmen können, wenn der Besuch der Kirche durchaus zur Erwerbung derselben erforderlich gewesen wäre. Wie deßhalb dafür gesorgt war, daß auch die entfernteren Einwohner der Bremischen Kirchenprovinz dieses Gnadenmittels nicht zu entbehren brauchten, und daß der Dom alle diejenigen, welche in ihm die Mutterkirche erblickten, zu seiner Unterstützung heranziehen konnte, ist zum Theil schon erwähnt. Zu des Papstes Honorius IV. Zeiten, und vermuthlich schon früher, sandte die Kirche, wie wir sahen, zu diesem Zwecke einen Boten aus. Für diesen sogenannten Sanct-Petersboten, wie er nach dem Schutzheiligen der Domkirche hieß, neue Vorrechte und Begünstigungen zu erwerben, war eine wichtige Sorge der Bauherren, die auch Hemeling nicht vernachlässigte. Am Ende des 14. Jahrhunderts war die Anwesenheit eines solchen Boten, der jährlich seine Rundreise hielt und stets einige Reliquien des Doms mit sich führte, für jeden Ort ein wichtiges Ereigniß. Die Geistlichkeit des Orts mußte ihm an der Spitze der erwachsenen Bewohner desselben in Procession unter dem Geläute der Glocken entgegenziehen, sobald seine Ankunft gemeldet war; ein solcher Tag wurde in jeder Hinsicht als Festtag gefeiert, in Oertern, die mit dem Interdict belegt waren, war dasselbe für diese Zeit aufgehoben, alle Sammlungen für andere Kirchen oder Hospitäler mußten, so lange der St. Petersbote anwesend war, ausgesetzt werden. Sogar eins ihrer wichtigsten geistlichen Rechte hatten die Erzbischöfe den Bauherrn zum Besten der Domkirche abgetreten, das der Absolution von besonders schweren Sünden, die den unteren Geistlichen nicht zustand. Sie gestatteten ihnen nämlich, Beichtväter zu ernennen, welche nur der Bestätigung des Dekans bedurften und welche die Vollmacht hatten, auch „in den dem erzbischöflichen Stuhl vorbehaltenen Fällen“ zu absolviren. Diese Beichtväter aber waren verpflichtet Jedem, der eine solche schwere Sünde beichtete, eine gewisse Gabe an die Domkirche aufzuerlegen, ohne welche die Absolution nicht wirksam werden sollte.

Die Bremische Kirche betrachtete sich als „die Mutter und Lehrerin“ der übrigen ihr untergebenen Kirchen. Die Zeiten des großen Erzbischofs Adalbert, wo ihre geistliche Herrschaft und ihr

geistiger Einfluß sich über den ganzen deutschen und scandinavischen Norden Europa's bis nach Grönland hin erstreckte, waren zwar längst vorüber. Immer aber umschlossen noch die zu ihr gehörigen Sprengel des Hamburger Capitels und der Bisthümer Lübeck, Ratzeburg und Schwerin mit der Diöcese Bremen ein ansehnliches Gebiet, und als Anerkennung ihrer Ehrwürdigkeit, ihrer einstigen Verdienste und der geistlichen Oberhoheit ihres Erzbischofs fordert die Bremische Domkirche, in diesem ganzen Gebiet jene Sammlungen anstellen zu können. Auch blieb sie in diesem Anspruch zu Hemelings Zeiten noch ziemlich ungestört. Nur büßte derselbe an seinem rechtlichen Charakter dadurch etwas ein, daß der Propst des Hamburger Capitels, welches eine alte Rivalität gegen die Bremische Kirche hegte, dafür daß er diese Sammlungen in seinem Sprengel gestattete, von den Erträgen derselben drei Lübische Mark empfing. Freilich war das fast schon der dritte Theil des durchschnittlichen Reinertrags, aber Hemeling hatte auch durch ein solches Zugeständniß nur mit Mühe die Fortdauer dieser Sammlungen erlangt. Er hütete sich deßhalb wohl, daran zu rütteln; er pflegte vielmehr, um den Propst bei gutem Willen zu erhalten, ihm von Zeit zu Zeit „eine gute Tonne Bremer Bier“ zu schicken. Auch räth er seinen Nachfolgern, daß sie die Pfarrer aus der Hamburger Propstei, deren Gunst oder Ungunst natürlich für den Ertrag der Sammlungen sehr wichtig war, so oft dieselben nach Bremen kämen, stets zu Gaste bitten möchten.

Wie viel überhaupt dieser Ertrag nicht bloß hier, sondern auch in den andern Gebieten von der persönlichen Aufsicht des Bauherrn und einer geschickten Benutzung der Umstände und Anschauungen abhing, ergiebt sich am Besten aus einzelnen Beispielen. So brachte Hemeling die Einnahme aus dem eigentlichen Bremischen Stift dadurch, daß er den Aufwand seines für diesen Bezirk ernannten Ablaßpredigers beschränkte und durch ihn die Leute veranlaßte, nicht bloß Geld, sondern auch Naturalien und namentlich Vieh zu geben, von 10 auf fast 16 Bremer Mark. Ganz besonders in Friesland, in der reichen Gegend zwischen Weser und Jade, wo während längerer Zeit die Mönche eines anderen Klosters den St. Petersboten, wie es scheint, ganz aus dem Felde geschlagen hatten, bis es Hemeling gelang, einen tüchtigen Mann für jenen Posten zu finden, bestanden die Einnahmen vorzugsweise in Naturalien. Dieser Mönch, der in Jever, wo die Hauptkirche von Friesland war, seinen festen Wohnsitz erhielt, hatte einen solchen Erfolg, daß er bald um einen Genossen bat. Zwar meinte nun Hemeling anfangs, daß es sich wohl lohne, einen zweiten Ablaßprediger hinzuschicken, welcher von jenem „die Kundschaft lernen“ könne, fürchtete aber doch, daß zwei mehr verzehren möchten als einer. Darauf erhielt er zur Antwort: „Wenn er göttlich leben will und früh Morgens zu Jever um den Kirchhof geht, seine Horen liest und den Tag über nicht in den Schenken liegt, so wird ihm schon des Morgens reichlich von guten andächtigen Frauen zu Theil, die zu ihm sagen werden, ob er nicht eine Messe von unserer lieben Frau lesen wolle. Spricht er dann: Ja, so giebt ihm die eine einen guten Topf Butter, eine andere Hühner, eine dritte ein gutes Stück Speck oder anderes Fleisch, eine vierte Käse und Eier u. s. w., also daß ihm mehr als genug wird. Auch werden ihm Ferkel . . . auch soviel Korn, daß er zwei bis drei Kälber des Jahres fett machen kann, auch Kabeljaue und Stockfische zu Theil, soviel er bedarf. So braucht er für seinen Unterhalt nicht zu sorgen, wo fern er ein redlicher, biederer Mann und kein Verschwender ist.“ Diese reichlichen Gaben veranlaßten Hemeling denn auch zu dem Entschlusse, in Jever stetig einen solchen Ablaßprediger residiren zu lassen. Manchmal indeß waren diese Leute keineswegs so berufsgetreue und eifrige Förderer der Sache der Kirche. Der Verfall der Kirchenzucht machte sich auch hier geltend, mehrere dieser Ablaßprediger gaben eben nicht durch ihren Wandel ein nachahmungswürdiges Beispiel. Statt nach alter Weise einfach zu reiten, fuhr der für die Bisthümer Lübeck und Ratzeburg bevollmächtige Sanct-Petersbote in einem Wagen einher, führte zwei Knechte mit sich und „heimlich folgte ihm ein Weib nach.“ Auf solche Weise wurde denn der ganze Ertrag der Einnahmen aufgezehrt, und als Hemeling endlich diesen Prediger von seinem Posten abrief, gelang es demselben noch, sich einen Paß von dem Bremischen Erzbischof zu verschaffen und mit Hülfe desselben nach Dänemark und Schweden zu entkommen. Auch der in das Bisthum Schwerin geschickte St. Petersbote kam zu derselben Zeit — um 1410 — mit leeren Händen nach Hause, und Hemeling hielt sich von der Wahrhaftigkeit seiner Angabe, daß er unterwegs überfallen und ausgeplündert sei, nicht recht überzeugt.

Solche und ähnliche Störungen mochten allerdings von einem sorgsamen Bauherrn, zumal einem solchen, der überfließender Einnahmen bedurfte, um die beabsichtigten Verschönerungen der Kirche auszuführen, mit einem Seufzer in dem Rechnungsbuche bemerkt werden. Indeß sie waren nur zeilweilig, gewiß ließ sich von der Zukunft Abhülfe erwarten, Wachsamkeit, Umsicht bei der Wahl der mit einem Amte Betrauten, zunehmende öffentliche Sicherheit, strengere Kirchenzucht konnten solche Uebel schwinden lassen. Und wie Viele sahen damals und später noch die letztere für die einzig nothwendige Reform an! Aber Hemeling spürte auch schon das Weben eines Geistes, der an den Grundlagen des ganzen hierarchischen und dogmatischen Gebäudes rüttelte, unter welchem das Mittelalter aufgewachsen war, eines Geistes, der, der sittlichen Verderbtheit feind, vor Allem aber des Gängelbandes überdrüssig, sich kräftig genug fühlte, selbst seine Bahn zu geben und auch den Weg zum Himmel allein zu finden, der wenigstens der irdischen Kirche das Amt der Schlüssel nicht mehr zuerkannte. Dieser Geist wurde von Hemeling nicht verstanden; aber wiewohl derselbe seinem Wirken störend entgegentrat, so glaubte er doch schon nicht mehr ihn bekämpfen zu können, er wandte sich nur von ihm ab, wie von einer unheimlichen Erscheinung. Er sagt uns nicht, warum der große Ablaß in Bremen Jahr für Jahr weniger eingebracht habe, und der Grund bleibt unbekannt. Aber er giebt den Rath, „man möge keine Ablaßverkündigungen in Lübeck und Hamburg halten lassen; wenn man das thue, so würde man dieser Sammlungen gänzlich quit werden; er habe Erfahrung darin: man solle sich an den Sammlungen in den Stiften außerhalb der großen Städte genügen lassen.“ Die Thatsachen, auf welchen diese Erfahrung beruhte, und die Gründe derselben giebt er nicht an, weil sie seinen Zeitgenossen nicht unbekannt waren. Und wenn wir uns in jener Zeit umsehen, uns an das Drängen und Wogen in den Massen seit der Mitte des 14. Jahrhunderts, an den Lärm der Kirchenspaltung, an das Auftreten Wicliffe's, an die Predigten von Huß, die beide den Ablaß angriffen, erinnern, so sind auch uns jene Worte nicht mehr unverständlich. Gerade in den Städten entwickelte sich am Frühesten eine der Kirche feindliche Anschauung, die Angriffe auf die kirchlichen Mißbräuche, der Ruf nach Reformen fand in dem Bürgerthum, das gerade damals sich auch seine wichtigsten politischen Freiheiten erkämpfte, die nachhaltigste Unterstützung; der steigende Wohlstand der Städte zeitigte dort rasch die Keime der modernen Bildung, durch welche der Herrschaft des Clerus die wichtigsten Stützen entzogen wurden. Man weiß wie später nicht blos die geläuterte religiöse Anschauung, sondern in nicht geringem Grade auch wirthschaftliche Rücksichten dem Ablaßhandel feindlich entgegentraten, wie in mehreren Ländern, wo früh die modernen Staatsprincipien zur Anerkennung gelangten, schon vor der Reformation wenigstens zeitweilig der Ablaßverkauf verboten wurde, weil er das Land aussauge, wie man ihn also — und mit Recht — für eine Besteuerung des Volkes ansah, zu welcher die Kirche der Genehmigung des Landesherrn um so mehr bedürfe, da die Einkünfte desselben durch den Ablaßhandel erheblich beschränkt wurden. Ob in den großen Städten der Bremischen Kirchenprovinz mehr solche wirthschaftliche Motive oder freiere religiöse Ansichten die Bevölkerungen so gegen die kirchlichen Institutionen eingenommen hatten, daß Hemeling es für den Bestand derselben gefährlich hielt,

an ihre Opferbereitheit für kirchliche Zwecke zu appelliren, bleibt dahin gestellt. Daß aber auch im nordwestlichen Deutschland damals Stimmungen und Bewegungen sich kundgaben, welche der Geistlichkeit Besorgnisse erweckten, zeigen die Beschlüsse der im Jahre 1407 zu Hamburg von Erzbischof Johann (II.) Schlamstorf, einem der für die Kirche eifrigsten und der städtischen Macht am feindlichsten gesinnten Herrn, gehaltenen Provinzialsynode. Dort nämlich vereinigte sich dieser mit den geistlichen Ständen seiner Provinz, den Capiteln von Bremen und Hamburg und den Bischöfen von Lübeck, Ratzeburg und Schwerin zu einem Vertrage — den „Bund der Pfaffen“ nennt ihn unser Rathsdenkelbuch —, in welchem sie sich auf das Bündigste gegenseitige Unterstützung gegen jeden Angriff auf die Güter und Rechte eines von ihnen zusagten.

Indeß von solchen Zeichen des Nahens einer neuen Zeit enthält das Buch Hemelings außer jener mitgetheilten Notiz kein anderes, welche immerhin ein Beweis ist, daß der Geist der neuen Zeit auch bereits an die Pforten der Bremischen Kirche geklopft hatte. Wir sind daher genöthigt, zu den minder erfreulichen Erscheinungen zurückzukehren, mit welchen die alte Zeit in dem Wahne, ihre Dauer zu sichern, sich selbst ihr Grab grub. Und wir werden nun um so besser eine Einrichtung verstehen, die einerseits die Einkünfte der Domkirche steigern sollte — und deßhalb in dem Buche besprochen ist —, andererseits die getreuen Anhänger der Kirche enger an einander schließen mußte, die sogenannten St. Peters-Brüderschaften. Kirchliche Brüderschaften, zu welchen sich eine Anzahl von Laien, namentlich Innungen oder ähnliche geschlossene Corporationen mit den Geistlichen eines Klosters oder einer Kirche vereinigten, und deren Mitglieder dann dafür, daß sie sich zu einer bestimmten Unterstützung einer solchen Kirche und zum Besuch gewisser Messen, Predigten ꝛc. verpflichteten, die Zusicherung der Theilnahme an allen guten Werken, die in dieser Kirche geschahen, bald auch Ablaß, ein Begräbniß in der Kirche oder doch Seelmessen und Aehnliches erlangten, sind als etwas im Mittelalter Gewöhnliches bekannt. Eine solche Verbindung im großen Maaße war auch die St. Peters-Brüderschaft, welche sich über alle Einwohner des Bremischen Kirchensprengels erstreckte, die sich darin aufnehmen lassen wollten. Erforderlich dazu war Nichts als die Verpflichtung, die Domkirche regelmäßig durch eine Gabe nach dem Maaße des Vermögens zu unterstützen; um des Segens der Brüderschaft theilhaftig zu werden, wurde freilich auch noch „Reue und Zerknirschung“ als Bedingung hingestellt. Dieser Segen nun bestand zunächst in der Theilnahme an allen Ablässen der Bremischen Kirche, sowie „an allen Messen, Vigilien, Gebeten, Fasten, Bußen und allen anderen guten Werken, welche in der Domkirche und allen übrigen Kirchen und Kapellen der Bremischen Provinz geschehen würden.“ Die Mitglieder der Brüderschaft, deren Namen in ein eigenes Buch eingetragen wurden, erlangten ferner für jede Spende an die Kirche einen Ablaß von 40 Tagen, sodann die Zusicherung der heil. Oelung beim Sterben und eines feierlichen Begräbnisses, sowie des Lesens von Seelmessen für sie nach ihrem Tode, und namentlich das wichtige Zugeständniß, daß der sonst während eines Interdicts ruhende Gottesdienst für sie nicht ruhen, selbst das Abendmahl ihnen zu solcher Zeit ausgetheilt werden sollte. Diese Brüderschaft war also namentlich ein Mittel zur Belebung jener erwähnten Sammlungen und wurde als solche auch von Hemeling betrachtet, der neben „der alten Brüderschaft St. Peters“, welche er vermuthlich schon vorfand und welche nur einen Theil der erwähnten Vorrechte besaß, im Jahre 1415 noch die Errichtung „der neuen Brüderschaft St. Peters“ bewirkte und für diese vom Erzbischof Johann und dem Capitel erlangte Gunst die Entrichtung einer bestimmten Abgabe von jeder zur Feier dieser Brüderschaft gehaltenen St. Peters-Messe an das Capitel und die Domvicare zusagte. Der Bauherr war der Vorsteher und Verwalter dieser Brüderschaft und er schickte ebenso wie zu den übrigen Sammlungen einmal jährlich den St. Petersboten im Erzstift umher, um die Beiträge einzusammeln und für die Brüderschaft zu predigen. Es leuchtet nun wohl ein, daß eine solche Gemeinschaft, deren Mitglieder durch die ihnen ertheilten Vorrechte gewissermaßen als die Auserwählten der Kirche hingestellt wurden, einen ganz bestimmten kirchlichen Geist in sich erzeugen mußte, und man wird wohl nicht irren, wenn man sie als eine Anstalt „zur Förderung des kirchlichen Lebens“, eine Art innerer Mission betrachtet, darauf berechnet, neben der Aufbesserung der Kirchenkasse auch den freieren Geist, welcher die Gemüther der Kirche entfremdete, wieder zu bannen.

Der Ertrag der Gaben, welche zur Erwerbung des Seelenheils der Domkirche gespendet wurden, hing natürlich wesentlich davon ab, ob dieselbe sich noch mit vielen anderen Anstalten in die Opfer des frommen Sinnes der Angehörigen des Bremischen Stifts zu theilen hatte, oder ob sie diesen Acker fast allein bebaute. Ganz konnte dies nicht der Fall sein, da eine jede der übrigen Kirchen ja auf die Unterstützungen ihrer Pfarrgenossen angewiesen war. Aber keine derselben konnte außerhalb ihres Pfarrsprengels „Stationen halten“, d. h. solche mit der Ertheilung von Ablaß verbundene Sammlungen anstellen, es wäre ihr denn in einzelnen Fällen erlaubt worden. Es handelte sich also vorzugsweise für die Domkirche darum, daß nicht auswärtige außerhalb der Bremischen Diöcese gelegene geistliche Anstalten, Klöster u. dgl., die etwa eines besonderen Rufes der Heiligkeit genossen, das Recht erlangten, auch Sammlungen in der Bremischen Diöcese zu halten. Die Bauherren des Doms sahen es gewissermaßen als ihr Recht an, solche regelmäßige Sammlungen für auswärtige Kirchen und Klöster nicht zu dulden, jedenfalls durften dieselben nur mit ihrer Einwilligung geschehen, und diese wurde natürlich nicht gegeben, ohne daß sie dabei für ihre eigene Kirche sorgten. Daß der Papst wie in allen Kirchen des Abendlandes so auch in denen des Bremischen Erzbisthums befugt war, Sammlungen zum Besten des römischen Stuhls halten zu lassen, soll nicht geläugnet werden, und daß es mitunter geschah, ist aus anderen Quellen bekannt. Aber zu regelmäßig wiederkehrenden „Stationen“ scheint in der Bremischen Kirchenprovinz nur das „Hospital des heiligen Antonius“ zugelassen zu sein. Wahrscheinlich ist darunter der im Jahre 1095 in Frankreich gestiftete Orden der Hospitalbrüder des heil. Antonius oder der Antoniter zu verstehen, welcher sein Hauptkloster zu St. Didier-la-Mothe bei Vienne hatte. Sein Schutzpatron war der heil. Antonius, „dessen Verdienste“, wie es in einer Urkunde des Bremischen Erzbischofs Otto heißt, „wegen der außerordentlichen Wunder, die Gott durch ihn bewirkt, auf dem ganzen Erdboden gefeiert sind“, der vor Allem als ein sicherer Schützer und Helfer gegen die im Mittelalter häufig vorkommende Krankheit des „heiligen Feuers“ angerufen wurde. Dies Hospital des h. Antonius hatte das Recht, jährliche Sammlungen in der Bremischen Diöcese zu halten, unter Erzbischof Burchard (1327—1340) erworben: der jährlich erscheinende St. Antonius-Bote durfte seine Stationen in derselben feierlichen Weise wie der St. Petersbote halten, auch denen, welche ihm Gaben brachten, hatten die Bremischen Erzbischöfe Ablaß bewilligt. Aber er hatte, bevor er zugelassen wurde, dem Bauherrn der Domkirche für diese den dritten Theil seiner Einnahmen versprechen müssen, und „um nicht betrogen zu werden“, ließ der Bauherr oder das Capitel ihn stets durch einen geistlichen „Boten“ begleiten, welcher seine Einnahmen überwachte. Dies Oberaufsichts- und Bewilligungsrecht des Bauherrn wurde überdieß noch dadurch gewahrt, daß der Antoniusbote die erzbischöfliche Vollmachts-Urkunde, welche ihn zur Abhaltung seiner Stationen im Bremischen Sprengel autorisirte, in jedem Jahre durch den Bauherrn, in dessen Hause er in Bremen wohnte, empfing und sie nach Beendigung seines Geschäfts an diesen wieder abliefern mußte. Erzbischof Otto (1395—1406) versuchte es einmal, jenes Drittel für sich selbst in Anspruch zu nehmen, aber Hemeling leitete sofort einen Proceß darüber vor dem Capitel ein, durch welchen er diese Einnahme der Kirche rettete. Er schloß dann sogar einen neuen Pact mit dem Antoniusboten, der

sich dadurch, seine Einkünfte mochten ausfallen, wie sie wollten, zu der jährlichen Abgabe von 20 Bremer Mark an den Bauherrn verpflichten mußte, welche Summe Hemeling einige Jahre später auf 24 Mark steigerte. Die durchschnittliche Jahreseinnahme des Antoniusboten mag also etwa 60—70 Mark betragen haben. Im Bremischen Stadtarchive findet sich noch ein etwa 100 Jahre später, also kurz vor der Reformation, aufgesetztes Verzeichniß der im Erzbisthum Bremen wohnenden Mitglieder einer „Brüderschaft des h. Antonius", von welcher meines Wissens sonst Nichts bekannt geworden ist. Es mag dahin gestellt bleiben, ob dieselbe mit diesen Sammlungen zusammenhängt; denkbar ist aber wohl, daß zur Unterstützung derselben eine St. Antonius-Brüderschaft gegründet wurde wie die St. Peters-Brüderschaft für die Domkirche.

(Schluß folgt.)

Troubadour-Gesänge.

Von Adolf Laun.

Nicht jeder Troubadour „ging auf der Liebe Spur", und wenn er es that, sang er nicht immer in so weichen, sinnigen, minnigen Weisen, wie man beim Namen dieser mittelalterlichen Sänger des südlichen Frankreichs vorauszusetzen pflegt. — Die beiden hier mitgetheilten Lieder schienen dem Uebersetzer als charakteristische Proben des kühnen, originellen und feurigen Charakters vieler Troubadour-Gesänge geeignet, einem derartigen Vorurtheil entgegen zu treten. In diesem Sinne gewähren sie vielleicht einiges Interesse. Sie sind von Bertran de Born, den Uhland in seiner herrlichen Ballade gefeiert hat. Er war Vicomte von Perigord und starb nach einem bewegten, stets in die englischen Unruhen verflochtenen Leben um 1230 als büßender Cisterziensermönch. Seine Gesänge sind größtentheils sirventes, „Rügelieder", und verkünden, indem sie zugleich den Höhepunkt in der künstlerischen Entwickelung der Provenzalischen Poesie bezeichnen, neben Feudalgeist und ritterlicher Galanterie eine Leidenschaft, eine Kühnheit, eine Kampf- und Zerstörungslust, wie sie selten im lyrischen Gedicht ihren Ausdruck gefunden und sich mit gleichem Wohllaut der Formvollendung verschmolzen haben; einer Formvollendung, von der einem so begünstigten Idiom gegenüber die deutsche Nachbildung nur eine schwache Andeutung geben kann.

Kriegsgesang,

von Bertran de Born.

Wohl lächelt mir im Lenz die Welt,
Wenn Wälder grünen, Knospen springen,
Wohl hör' ich's gerne, wenn im Feld
Der Vögel süße Lieder klingen;
Doch mehr noch freut es mich, zu sehn,
Wenn aufgepflanzt Standarten stehn
Und krieg'risch durch die Lüfte wallen,
Wenn Roß und Mann thalein, bergauf
Dahin fliehn im gestreckten Lauf,
Daß Wald und Felswand wiederhallen.

Mich freut's zu sehn, wie Mensch und Thier
In's Ferne fliehn vor unsr'en Rossen,
Gleich hellem Jubel klinget mir
Das Kriegsgeschrei der Kampfgenossen,
Wenn reihenweis der Knappen Troß
Heranstürmt auf das feste Schloß
Und seine starken Pallisaden;
Wenn Mauerwand und Thurm und Zinn'
Stürzt krachend Euch zu Füßen hin,
Wie freut mich's, tapf're Kameraden!

Mich freut's, wenn seiner Schaar voran
Zu Roß in Kämpfe zieht und Schlachten
Der wohlbewehrte Rittersmann;
Mir macht's schon Muth, ihn zu betrachten,
Wenn, wo er auf dem Platz erscheint,
Wetteifernd man um ihn sich eint
Und folgt, wohin die Schaar er führet;
Denn den nur heißt man gut und brav,
Den mancher Streich des Feindes traf,
Der selber manchen Streich vollführet.

Zersplittern seh' ich Schwert und Speer
Am blanken Schild mit hellem Schallen;
Der wilde Kampf wogt hin und her,
Und Helme glänzen, Federn wallen,
Zum Hügel häuft sich auf der Erd'
Todt und verwundet Mann und Pferd;
Eilt, Freund', in Blut Euch zu betrinken,
Haut mir die Köpf' und Arme ab,
Doch wer da weichet, mög' in's Grab,
Daß er nicht ehrlos lebe, sinken. —

Ich sag' es Euch, nicht Speis' und Trank,
Nicht Schlaf ist's, deß ich so mich freue,
Als wenn man ruft die Reihn entlang:
D'rauf! d'ran und d'rauf! ihr Freund', auf's Neue!
Als wenn Gewieher durch den Wald
Von reiterlosen Pferden hallt
Und hier! herbei! zur Hülfe! klinget,
Zu sehn wie sterbend klein und groß
Hinabsinkt in der Wellen Schooß,
Das ist's, was mich mit Lust durchdringet. —

Betheurung,

von Bertran de Born.

Ich weiß, wie schlecht von mir mit jedem Wort
Die Schmeichler zu Euch sprechen fort und fort;
Um Gottes Willen, Dame, glaubt es nimmer,
Entfernt Euch nie von mir mit kaltem Sinn,
Von mir, der ich ein treuer Diener bin:
Seid Bertrand's holde Freundin jetzt und immer.

Der Edelfalke, den ich von der Hand
Nach Beute spürend in die Luft gesandt,
Flieh vor dem Wild, indem er bangt und zittert,
Wenn hold nicht klingt allein mir Euer Wort,
Wenn je ich Freude such' an and'rem Ort,
Wenn fern von Euch sich Süßes nicht verbittert. —

Mich mag, den Schild um meinen Hals gehängt,
Vom Sturm gepeitscht, vom Regen eingetränkt,
Ein harter Ritt wie Gerstenkorn zerschlagen,
Ein trunk'ner Roßknecht schirre mir den Gaul
Und hänge ihm den Zaum verkehrt in's Maul,
Wenn Lüge nicht, was Euch die Schmeichler sagen.

Tret' ich zum Spiel an eines Tisches Bord,
So sitze schon ein and'rer Spieler dort,
Der zum Gewinne mir den Weg verrenne,
Mein Unglückswürfel werfe niemals Paar,
Wenn je ein and'res Weib mir theuer war,
Wenn and're Lieb' ich als die Eure kenne. —

Ein Tropf, der sich zu rächen nicht verstand,
Will ich Euch lassen in des Feindes Hand;
Nie soll mein Schiff mit gutem Winde fahren;
Es prügle mich im Königsschloß ein Knecht,
Zuerst will ich entfliehn aus dem Gefecht,
Wenn, die mich angeklagt, nicht Lügner waren.

Spanisches Liebeslied.

Von Manuel de Urrea
(1513).

Im wonnig heit'ren Lenze
Bei läng'ren, hell'ren Tagen,
Entschwanden meine Freuden,
Begannen meine Plagen. —
Wenn Gräser trägt der Boden,
Die Bäume Blüthen tragen,

Die Vögel Nester bauen,
Die Nachtigallen schlagen,
Wenn sich zum ruh'gen Meere
Hinaus die Schiffer wagen,
Wenn's rings von Blüthen duftet
Im Feld und an den Hagen,
Wenn alle Leute seufzen
Und ob der Hitze klagen,
Der Schatten Kühlung suchen
Und leicht're Kleider tragen,
Wenn das die schönsten Stunden,
Die Nachts und Morgens schlagen —
In solcher Jahrszeit fühlt' ich
Mein Herz in Liebe zagen,
Da sah ich über allen
Der Dame Schönheit ragen,
Von der, die je sie sahen,
Nur Ruhmesworte sagen. —
So viele sind der Sclaven,
Die ihre Fesseln tragen,
Als Leiden sind und Sorgen,
Die mir am Herzen nagen;
Der ich, den Tod vor Augen,
Muß jedem Glück entsagen.
Doch werd' ich nie vergessen
Die Süße solcher Plagen,
Denn die nur zeigen Liebe,
Die Treu' im Herzen tragen.

---

* Eine angebliche Enthüllung.

Vor sieben Jahren erschien in der Buchhandlung des bekannten rauhen Hauses ein dreibändiger Roman „Eritis sicut deus", welcher Aufsehen machte, von einem Theile der Lesewelt verschlungen und bewundert, von einem anderen mit Unwillen gelesen und verurtheilt wurde. Es war ein pietistischer Tendenzroman, der mit einigem Talent, aber mit wenig Anstand, mit wenig Witz, aber mit vielem Behagen gegen die heutige Wissenschaft und ihre Träger die gemeinsten, ehrenrührigsten Angriffe richtete und daher an der Stelle, für welche das Buch berechnet war, große Freude erregte. Der Verfasser hatte sich nicht genannt, mehrere Schriftsteller, denen die Autorschaft zugeschoben wurde, verwahrten sich dagegen; die Sache war ein literarischer und moralischer Skandal, der einige Zeit von sich reden machte.

Nachdem nun das Buch längst vergessen ist, erscheint eine Brochüre, welche angebliche Aufschlüsse über jenen anonymen Roman enthält; Aufschlüsse, in denen der Verfasser sich zwar auch nicht nennt, jedoch erklärt, einer etwaigen gerichtlichen Untersuchung sich nicht entziehen zu wollen. Wenn die damals Angegriffenen vielleicht im ersten Augenblick geneigt sein sollten, die Angreifer zu verfolgen, so werden sie davon wohl abstehen, wenn sie die Schrift und ihren abenteuerlichen Inhalt gelesen haben. Pikant dabei ist, daß nach den Angaben der Brochüre eine „Dame" es ist, welche jenes schmutzige Buch verfaßt hat. Das Ganze ist im Grunde von der Art, daß es für eine Curiosität gelten könnte. Da jedoch die Sache tiefer liegt und dazu angethan ist, zu den kleinen Zeichen der Zeit gerechnet zu werden, so wollen wir unseren Lesern eine Beleuchtung im „Deutschen Museum", mit welcher wir vollständig übereinstimmen, mittheilen.

Es waren hauptsächlich drei Punkte, welche die gebildete und unabhängige Kritik damals betonte und wegen deren sie sich genöthigt sah, den Stab über „Eritis sicut deus" zu brechen. Sie warf dem anonymen Verfasser erstlich vor, von den wissenschaftlichen Streitfragen, welche die ideelle Grundlage seines Buchs bildeten, nur eine sehr unzulängliche und oberflächliche Kenntniß zu besitzen; sie beschuldigte ihn ferner in ästhetischer Hinsicht eines rohen Dilettantismus, der von der eigentlichen Aufgabe der Kunst keine Ahnung habe, und endlich drittens behauptete sie, daß der Verfasser die Fabel seines Romans wesentlich aus Klatsch- und Skandalgeschichten zusammengesetzt habe. Alle drei Punkte werden jetzt durch die eigenen „Aufschlüsse" auf das glänzendste bestätigt. Was die wissenschaftliche Oberflächlichkeit und Kenntnißlosigkeit des Buches anbetrifft, so erzählt die Verfasserin selbst über den Bildungsgang, auf dem sie sich entwickelt, wörtlich Folgendes: „Unter den bescheidensten Verhältnissen aufgewachsen, trieb mich großer Wahrheits- und Wissensdurst doch vielleicht fast bis zur Schwelle des modernen Wissens, daß ich wenigstens in einigen Erzeugnissen aus früherer vermittelnder Periode, wie z. B. einiges aus Rosenkranz' schönwissenschaftlichen Schriften, kennen lernte. Dabei haßte ich den flachen Rationalismus und lebte des guten Glaubens — mit andern Hegel'schen Romantikern — es werde mir alles von meinem alten mir theuern christlichen Glauben erhalten, und hier sei das geboten, was den faden Rationalismus dauernd überwinden und zu Boden schlagen könne. . . . Das Erscheinen von Strauß' „Leben Jesu" hat den Nebel niedergeschlagen. Ich habe das Buch zwar nie gelesen. . . ."

Nein, es hieße die Geduld unserer Leser mißbrauchen, wollten wir diese Bekenntnisse einer „schönen Seele" noch weiter abschreiben; der Leser hat schon jetzt vollkommen genug — Strauß' „Leben Jesu" niemals gelesen und schreibt einen dicken dreibändigen Roman, um die Anhänger der Strauß'schen Richtung zu verspotten! „Vielleicht fast bis zur Schwelle des modernen Wissens" (wie weit das wohl ist? „vielleicht fast bis zur Schwelle" — ich dächte, da stünde man noch sehr gründlich draußen) und verfaßt ein Buch, dessen gesammte Tendenz dahin geht, das moderne Wissen als Werk des Satanas, seine Schüler und Zöglinge aber als sittenlose Menschen, Candidaten des Zucht- oder des Tollhauses zu brandmarken! Ob in der That, das ist eine Naivetät — eine Naivetät — nun ja doch, wie sie nur einem pietistischen Frauenzimmer passiren kann. . . .

Nicht minder lehrreich und ergötzlich sind die Selbstbekenntnisse, welche die Verfasserin in Betreff ihrer ästhetischen Bildung ablegt. „Ich hatte", erzählt sie Seite 35, „nie auch nur ein Gespräch aufgeschrieben, hatte gar nie daran gedacht, was dazu gehöre, ein Buch zu schreiben . . . ja, hatte die größten Meister am meisten geliebt, ohne mich aber je um die Technik, um das, wie ihre Bücher geworden waren, zu kümmern." Da wurde ihr einst, im November 1843, von einer längstverstorbenen Verwandten, wie sie hinzusetzt, in einem Briefe geschrieben: es gebe jetzt auch für die Damen ästhetische Vorlesungen, in denen ein Professor in seiner bekannten jovialen Weise sich öfters schon des Ausdrucks bedient: „Der Mann, den man Gott nennt."

„Als ich (fährt die Verfasserin fort) dieses las — mir ist unvergeßlich, wie alles längstgefühlte Entsetzen sich in mir zusammendrängte; es wurde zu einer Art Ingrimm und im Kämmerlein (ich weiß die Stelle noch, wo ich stand) rief ich: „O daß euch doch einmal jemand einen ganz klaren Spiegel vorhielte, wohin das führen kann!" Da wie ein Blitz schoß es in mich hinein: Das sollst du thun. Kein Mensch war um mich, und das Wort kam nicht aus mir, ich empfand es als gehört, obgleich, wie ich glaube, nicht mit dem äußern Ohr. Ich war in der Seele ganz durchschauert, wie einem leiblich sein muß, dem ein leuchtender Blitz und Donnerschlag auf den Leib gekommen. Wenn irgendwie es Wahrheit hat, daß der Herr gesprochen hat und sprechen kann, so war es hier der Fall. Ich bin von diesem Augenblick an ein Zeuge von der Wahrhaftigkeit des Schriftworts, wenn es heißt: „Und der Herr sprach zu mir.""

Ist das nicht auch wieder ein recht hübscher charakteristischer Zug? Eine Vision zum Zweck eines Romans, Gott der Herr sich in Person offenbarend, um einen Roman ins Leben zu rufen! Ja nun freilich begreifen wir, warum die Verfasserin im Traum „zum Throne Gottes" erhöht ward, und warum sie ihre Kritiker so tief unter sich erblickte: Gott selbst war sozusagen Mitverfasser dieses Romans und wer das Buch schlecht machte, der verging sich folge-

recht an Gott dem Herrn! Kann es eine ärgere Blasphemie geben? oder vielmehr können Unwissenheit und Eitelkeit sich ärger verirren? Und dabei reden diese Frommen vom Handwerk von der Gottlosigkeit, die wir andern begehen, die wir nicht jeden Augenblick den Namen des Herrn im Munde führen und die wir unsere literarischen Sünden nicht Gott Vater in eigenster Person zuwälzen. . . .

Doch fahren wir fort in der Entstehungsgeschichte des Buchs. Von dem Augenblick an, da in der ebengeschilderten Weise der Herr zu der Verfasserin „gesprochen“ hatte, stand es in ihr mit „unumstößlicher Gewißheit fest, sie habe zu gehorchen, obgleich sie nicht wußte?“ Nur dies wurde ihr klar, „die That müsse ein Buch sein: aber drei Tage kämpfte ich gegen das Gefühl des Müssens, denn ich sah gar nicht ab, wie ich es würde ausführen können.“

Nach drei innerlichen Kampfestagen setzte sie endlich ihre Familie davon in Kenntniß; aber — wir citiren wiederum wörtlich — „die theure Mutter sträubte sich alsbald dagegen, sie sagte: „Du bist nicht gescheidt, was wird der Herr etwas von dir verlangen, was du nicht ausführen kannst. . . .“ Ach, die gute, brave, verständige Mutter! Wie kann man nur eine so verständige Mutter haben und dabei selber so verkehrt sein?! Die brave Frau traf den Nagel auf den Kopf: „Du bist nicht gescheidt.“ . . . Aber leider war da auch noch ein Bruder, das war, wie es scheint, ein speculativer Kopf, einer von jenen praktischen Frommen, die mit ihrem himmlischen Pfunde sehr irdisch zu wuchern wissen, der meinte, wie die Verfasserin weiter berichtet: „Wenn das vom Herrn ist, so dürfen wir nicht dawider streiten. Probir's wenigstens einmal.“

Nun endlich ließ die Verfasserin einige Bücher kommen, aus denen sie Leute und System erst kennen lernen mußte, ehe sie ihrer Aufgabe nachkommen konnte. Die Verfasserin scheint diese Arroganz, mit der sie sich hinsetzte, über „Leute und Systeme“ zu schreiben, deren erste Bekanntschaft sie erst im Augenblick des Schreibens selbst machte, für ein solches Heldenstück zu halten und ist so stolz auf diese ihre entenmäßige Verdauung, daß sie gar nicht davon loskommen kann und immer wieder versichert, es verhalte sich wirklich so und sie sei in der That so ignorant und unverschämt gewesen, wie sie sich schildert. „Ja ich wiederhole hier“ (heißt es Seite 36) „und bezeuge es: erst nach dem erhaltenen Befehl“ (nämlich dem angeblich von Gott erhaltenen Befehl) „ließ ich mir die Bücher kommen, aus denen ich dann studiren mußte, was ich ja doch kennen sollte — Land und Leute, ehe ich als ein Ueberwinder ausziehen konnte.“

Wenden wir uns endlich zu dem dritten Punkte. Es ist, sagten wir, dem Verfasser des „Eritis sicut deus“ vorgeworfen worden, die Fabel seines Romans auf eine durchaus unstatthafte, die Rechte des Dichters bei weitem überschreitende, ja dem Wesen der Kunst und den Geboten der Sittlichkeit innerlichst widersprechende Weise aus Klatschgeschichten und Fraubasengeschwätz leichtfertig zusammengestoppelt zu haben. Auch hierfür geben diese Selbstbekenntnisse die vollgültigsten Beweise. „Von den Vertretern des modernen Wissens“ (die sie sich nämlich in ihrem Roman auf die schamloseste Weise zu carikiren erlaubt) „habe ich“, sagt die Verfasserin, S. 32, „keinen einzigen näher gekannt, mit keinem je ein Wort gesprochen. Was ich so im allgemeinen von diesem oder jenem hörte, hat vielleicht etwas dazu beigetragen, mir ihre Denk- und Anschauungsweise innerlich aufzuschließen, aber es war jedenfalls nur von ganz untergeordnetem Belang.“ . . . Sehr offenherzig in der That! Denn gehen wir diesem Geständniß etwas näher zu Leibe, was heißt es anders als: „Ich habe zwar die Menschen, welche ich in meinem Roman zu carikiren unternommen, niemals mit Augen gesehen, allein ich habe dies und jenes von ihnen gehört, zwar nur sehr unbedeutende Geschichten, aber sie genügten doch, meiner hungerigen Phantasie Nahrung zu geben?!“ Nun und das ist es ja eben, was die Kritik von Anfang an behauptet hat: die Persönlichkeiten und Verhältnisse, an denen sich die Verfasserin vergangen, sind ihr völlig unbekannt, und Gerüchte und Klatschereien, „wie ich so im allgemeinen von diesem oder jenem hörte“, sind ihre einzige Quelle gewesen!

Ja die Verfasserin ist naiv genug, diese Entstehungsgeschichte ihres Buchs noch im einzelnen zu specificiren. „Es wälzten sich zwar“, erzählt sie S. 34, „auch einige Bilder dunkler oder heller in meiner Seele; ich hatte z. B. in meiner Jugend in einem Hause gewohnt, da eine Mutter im Schlafe ihr Kind erdrückt hatte und an der Alteration gestorben war.“ Auch hatte sie zufällig einmal gehört (S. 43), daß „ein moderner Professor seine Ansicht dahin ausgesprochen, daß die „piquirten Altgläubigen“ solche, die an einen lebendigen Gott und an einen lebendigen Christus (der modernen Wissenschaft zum Trotz) glauben, meist solche Leute seien, die sich in ihrer Jugend durch Ausschweifungen geschwächt hätten. . . .“ „Von anderer Seite“ und „ganz ungesucht (ich kann nicht sagen „zufällig“, denn ich glaube überhaupt an keinen Zufall mehr, den Erfahrungen meines Lebens nach)“, erfuhr die Verfasserin ferner, daß „derselbe Mann einen natürlichen Sohn, der einer treuen, aber christlichen Wärterin übergeben worden war, dieser auf rohe Weise wieder entreißen ließ, weil die Wärterin dem Kleinen einige christliche Gebetlein gelehrt hatte. Das Flehen der Pflegemutter um Zurückgabe des Kindes, die, weil sie es liebgewonnen hatte, sich erbot, dasselbe unentgeltlich zu behalten, wenn man es ihr nur lassen wolle, wurde auf eine Weise beantwortet, die das Menschen- und Christengefühl empört.“

Fühlt man sich bei diesen Klatsch- und Schmutzgeschichten, die der Verfasserin — wir wiederholen: nicht einem Verfasser, sondern der Verfasserin — so von allen Seiten „ganz ungesucht“ zufliegen, um ihr dann als Einschlag zu ihrem unsaubern Gewebe zu dienen, nicht unwillkürlich an das alte Sprichwort von den Adlern erinnert, die sich versammeln, wo ein Aas ist? Man kennt ja die Conventikelchen unserer Frommen, man weiß ja, wie eifrig sie, die zarten, reinen, schneeweißen Seelen, sind, in den schwarzen Sünden ihrer Nebenmenschen zu wühlen und wie behaglich zu dünnem Kaffee und dicken Gebetbüchern die Chronique scandaleuse des Städtchens ihnen eingeht! Die Verfasserin freilich sieht das mit ganz andern Augen an: als diese nichtsnutzigen Klatschereien, von denen jede edle und echt weibliche Seele sich mit Unwillen abgewandt hätte, ihr zugetragen wurden, da erröthete sie nicht etwa, sie ging auch nicht in ihr Kämmerlein und betete für den verirrten Bruder — o nein (S. 43): „Vor meiner Seele hob der Lebendige seinen Finger wieder hoch empor und ich fühlte jenes Würgen im Halse, das mich um jene Zeit immer quälte, wenn mir das geistige Drängen zu mächtig wurde.“ Oh die Dame hätte sollen Brechwurz oder Glaubersalz nehmen gegen das „Würgen im Halse“, aber nicht Bücher schreiben und am wenigsten Bücher, mit denen sie der Ehre und dem guten Ruf ihrer Mitmenschen zu nahe trat!

Es wird dann noch weiter erzählt, wie das halbfertige Buch jahrelang unbeachtet und vergessen „als Maculatur in der Rumpelkammer“ lag, bis endlich theils die damalige Zeitlage, theils wiederum eine Vision, die uns Seite 51 des breitesten erzählt wird, sowie der ein Jahr später erfolgende Tod ihrer Mutter, die Verfasserin im Frühjahr 1851 veranlaßte, die Handschrift wieder hervorzuholen; jetzt „staunte“ sie selbst über ihr eigenes Machwerk, das ihr auf einmal höchst merkwürdig erschien und an dessen Vollendung sie nun mit Eifer arbeitete. Auch that sie nun Schritte zur Veröffentlichung desselben und durch Vermittelung eines Mannes (S. 75), „den ich nicht weiter kannte als durch einen im Winter 1843—44 in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ erschienenen Aufsatz über den christlichen Roman, der sonderbar zusammenstimmte mit dem, was in meinem Buche der Hauptsache nach damals schon gegeben war, was aber dort als eine vielleicht nie von Menschen zu erfüllende und darum wohl ganz illusorisch bleibende Aufgabe angekündigt war“

gelang es ihr wirklich, ihr Buch bei der Agentur des rauhen Hauses unterzubringen.

Die Verfasserin erzählt dann noch weitläufig und mit einem Luxus von Bibelsprüchen, der für ein unbefangenes Gemüth etwas höchst Verletzendes hat, wie das Buch vom Publikum aufgenommen ward, wie niemand in ihr die Verfasserin ahnte, wie selbst die wenigen, denen sie ihr Geheimniß anvertraute, irre an ihr wurden, ja wie sogar ein von ihr selbst „herzlich geehrter und geliebter treuer Geistlicher" ihre Erzählungen von dem unmittelbaren göttlichen Ursprung ihres Buchs für einen „förmlichen Raptus, wo nicht gar für Gotteslästerung" (S. 67) erklärte — dies alles mit einer Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, die bei unsern Frommen wohl ganz zu Hause sein mag, die aber uns Weltkindern höchst unpassend erscheint und für die der Verfasserin eine recht derbe Zurechtweisung von seiten der Kritik gebührte. Doch mahnt ein alter Spruch, den Todten nicht todter zu schlagen, und ebenso bedarf auch, wer sich selbst mit eigenen Händen so gründlich an den Pranger stellt, wie die Verfasserin von „Eritis sicut deus" in diesen „Aufschlüssen" gethan, der Kritik nicht mehr — sie ist bereits ihr eigener Büttel gewesen, und so können wir sie in die Dunkelheit zurückfallen lassen, aus der sie zu so ungelegener Stunde und auf so ungeschickte Weise wieder emporzutauchen versucht hat.

Feuilleton.

—* **Neue literarische Erscheinungen.** Die Genesis des Bewußtseins nach atomistischen Principien. Von M. Droßbach. — Poetische Fragmente. Von Dranmor. — Reise durch Nordbrasilien im Jahre 1859. Von R. Avé-Lallemant. — Franz von Sickingen. Erzählendes Gedicht aus dem Reformationszeitalter. Von P. Pressel.

—* Dem Geographen Dr. Petermann in Gotha haben wir abermals ein ausgezeichnetes Werk zu verdanken, einen Atlas der neuesten Entdeckungen in Afrika, eine Sammlung von zwölf Kartenblättern, welche die Resultate der in dem Decennium 1850—1860 ausgeführten hauptsächlichsten Reisen graphisch veranschaulichen.

—* Die bekannte Jobsiade hat wieder eine neue Auflage, die neunte, erlebt.

—* In einigen Tagen erscheint wieder eine Lieferung des Grimm'schen Wörterbuches, die vierte des dritten Bandes. Herausgeber und Verleger halten also ihr Versprechen der Beschleunigung des Werkes.

—* Die durch Beckmanns Tod erledigte Professur in Göttingen ist dem Dr. W. Krause übertragen. Von den theologischen Professoren gehen Köstlin und Dieckhoff ab, Dorner aber hat sich entschlossen zu bleiben.

—* Der Kölnischen Zeitung geht aus Halle eine Berichtigung in Betreff der Anstellung des Dr. Haym als Professor zu, welcher wir Folgendes entlehnen: Herr Professor Haym hat sich unter dem Ministerium Raumer in der philosophischen Fakultät dahier als Privat-Docent für Philosophie habilitirt. Im Verlauf mehrerer Jahre entwickelte sich bei den Studirenden eine lebhafte Theilnahme für seine größeren Vorträge, insbesondere für die über Geschichte der Philosophie; auch waren kleinere Neben-Vorlesungen über Schiller, Schleiermacher u. A. zahlreich besucht. In Anerkennung dieses Erfolges fand sich die Majorität der Fakultät veranlaßt, Herrn Dr. Haym bei einem frei werdenden Privat-Docenten-Stipendium zum Genuß desselben vorzuschlagen. Der Minister von Raumer wies jedoch den Vorschlag zurück. Bei der nächsten Vacanz schlug indessen die Fakultät abermals Herrn Dr Haym vor und wurde wieder abschlägig beschieden. Erst der Herr Minister von Bethmann-Hollweg gewährte auf den dritten Vorschlag dem Herrn Dr. Haym diese Unterstützung. Da gelangte vor nicht langer Zeit eine Anfrage des Ministeriums an die Fakultät, ob dieselbe geneigt sei, den Herrn Dr. Haym als Professor für deutsche Literatur in Vorschlag zu bringen. Hier sah sich die Fakultat, bei aller Anerkennung der Leistungen des vielseitigen Dr. Haym auf anderen Feldern, doch fast einstimmig außer Stande, für die Ernennung desselben einzutreten, und lehnte daher die Fürsprache dafür, unter rühmender Erwähnung seiner sonstigen Thätigkeit, bestimmt ab. — Die Kölnische Zeitung bemerkt hierzu: Wir zweifeln nicht an der Richtigkeit der hier mitgetheilten Thatsachen; einiger Maßen auffallend scheint uns aber jene „bestimmte Ablehnung." Arbeiten Haym's, wie die über Hegel und Wilhelm von Humboldt, bekunden doch eine nicht geringe Kenntniß der gesammten gleichzeitigen deutschen Literatur. Da von Lehrstellen für deutsche Literatur die Rede ist, so benutzen wir diese zufällige Gelegenheit, um die Aufmerksamkeit auf einen der eifrigsten Forscher und größten Kenner dieses Faches zu lenken, Herrn Dr. Wilhelm Hemsen in Köln. Schade, wenn man eine solche Kraft noch lange brach liegen ließe.

—* Eine Uhland-Feier wurde nachträglich im Museum zu Stuttgart durch den Vorstand desselben, Dr. Murschel, veranstaltet. Vorher ging ein Prolog und eine Fest-Ouverture, dann folgte als eigentliche Feier die Vorlesung von Uhland's „Ernst von Schwaben." Hofschauspieler Adolf Wentzel, ein als genial anerkannter Darsteller auf der Bühne, brachte das herrliche dramatische Gedicht durch seine Vorlesung zu einer durchschlagenden Wirkung. Alle Kritiken sprechen sich in rühmendster Weise über die ausgezeichnete Leistung des jungen Künstlers aus. Die Theilnahme des Publikums war eine außerordentliche, die Wirkung der Feier eine erhebende.

—* Bei dem letzten Künstlermaifest in München ergab sich ein Ueberschuß von 1000 Gulden, welcher dem Arndt-Denkmal zugewandt wurde.

—* Der Tenorist Herr Schnorr von Carolsfeld, welcher neulich auf dem Musikfest in Düsseldorf Aufsehen machte, hat sein Engagement in Dresden am 4. Juni mit dem Lohengrin angetreten und großen Erfolg gehabt, wie die „Signale" berichten. — Der neunte Band der Werke von Johann Sebastian Bach ist erschienen, er enthält Sonaten und Suiten für Clavier und andere Instrumente. — Die Passionsspiele im Oberammergau haben am Pfingstmontag ihren Anfang genommen. Der Andrang war so gewaltig, daß etwa 2000 Personen keine Karten mehr erhalten konnten.

—* Gleim und Herder. Den „Blättern für literarische Unterhaltung" entlehnen wir die folgende Mittheilung: Zu den ältern Dichtern, denen sich die literarhistorische Forschung gegenwärtig mit großem Eifer zugewandt hat, gehört unter andern auch Gleim, der in der That als der Mittelpunkt einer Menge der bedeutsamsten literarischen und persönlichen Beziehungen, wie besonders durch die uneigennützige Unterstützung und Förderung, welche er strebsamen Talenten angedeihen ließ, diese Aufmerksamkeit auch in hohem Maße verdient. Haben sich doch Dichter und Schriftsteller wie Bürger, Ramler, der Frühlingsdichter Kleist, die Karschin, Michaelis, J. G. Jacobi, Heinse, Voß, Seume, Jean Paul u. s. w. der Unterstützung und zum Theil sehr ansehnlicher pecuniärer Geschenke Gleim's zu erfreuen gehabt, durch die einige derselben aus größter Bedrängniß und vielleicht vom Verderben gerettet wurden. Zur Wiederaufnahme eingehender Studien über Gleim hat namentlich Heinrich Pröhle, wenn auch nicht den Anstoß gegeben, doch wesentlich beigetragen. Wie wir hören, ist Heinrich Düntzer, dieser unermüdliche Forscher in den Archiven brieflicher Nachlassenschaften, soeben mit der auszüglichen Bearbeitung des Briefwechsels zwischen Gleim und Herder beschäftigt, der ein höchst anziehendes Bild der betreffenden Literaturperiode gewähren soll. Besonders soll darin Herder's Stellung in Weimar namentlich seit seinem Zerfall mit Goethe lebhaft hervortreten, aber zugleich auch die Thatsache, daß Gleim allein es war, der den von Geschäften erdrückten, mit den Verhältnissen kämpfenden Mann aufrecht hielt. Als einen Ertrag dieser Beschäftigung mit dem Herder-Gleim'schen Briefwechsel kann man wohl Düntzer's soeben im „Morgenblatt" veröffentlichten Aufsatz „Gleim und Goethe" ansehen. Eine Ausführung war uns darin von besonderm Interesse. Im April 1793 meldete Herder seinem Halberstädter Freunde, Goethe habe die „erste und größte Epopöe aller Nationen seit dem Homer" sehr glücklich versificirt. Als Gleim, begierig darauf, welche Epopöe dies sein könne, von Herder erfahren, es sei dies der „Reineke Fuchs", nennt auch er ihn das „alte herrliche Gedicht." Während Herder, dadurch zugleich die Freiheit seines durch theologische und gelehrte Rücksichten unbeengten und unbeirrten Urtheils bekundend, dem an treffendster schalkhafter Satire so reichen echt typischen Thierepos eine so hohe Stelle anwies, während Goethe es seiner Bearbeitung für würdig hielt, während noch in jüngster Zeit Kaulbach die ganze Fülle seines Humors an die Illustrirung des Epos verwandte und ein Engländer, Th. J. Arnold, es erst jüngst wieder in seine Muttersprache übertrug, fahren doch unsere gravitätischen Literaturgeschichtschreiber mit einem gewissen Behagen fort, kurzweg zu versichern, daß wir Deutsche den Leistungen der andern Völker im Gebiete der komischen Literatur keine irgend ebenbürtige zur Seite zu stellen hätten! Höchstens betrachtet und benutzt es der eine und der andere als Gegenstand gelehrt trockener, kritisch-historischer Untersuchungen, um dabei seinen Scharfsinn an den Tag zu legen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich $1\frac{1}{2}$ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 26. Bremen, 24. Juni. 1860.

Inhalts-Anzeige.

Zur Geschichte der Domkirche und des Katholicismus im Erzbisthum Bremen.

Von D. Ehmck.

(Schluß.)

Das bisher über die kirchlichen Einrichtungen Mitgetheilte läßt über die Stufe der religiösen Anschauung, die ihnen zu Grunde lag, keinen Zweifel. Der einzelne Mensch hatte gewissermaßen auf den Beruf, selbst an seiner Vollendung, wenigstens an seiner sittlichen Vervollkommnung zu arbeiten, verzichtet. Nicht diese galt als das Ziel des menschlichen Strebens, sondern die Versöhnung oder richtiger die Abfindung mit Gott. Aber auch diese glaubte nicht der Mensch allein erreichen zu können, sondern nur durch die Vermittlung der Kirche, die aus dem Schatz ihrer guten Werke hinzuthat, was dem Einzelnen fehlte. Die Besserung, die sittliche Durchbildung des Menschen blieb also damit fast unberücksichtigt, sie stand wenigstens erst in zweiter Reihe: man glaubte Gott durch Handlungen zu befriedigen, die allenfalls von der Bequemlichkeit, von der natürlichen Freude an den irdischen Dingen einige Opfer forderten, die aber für die sittlichen Anschauungen des Menschen völlig ohne Einfluß waren. Bei dem Glauben an dies größte Wunder kann der ausgebildete Wunderglaube, der in den Köpfen der Menschen sein spukhaftes Wesen trieb, nichts Befremdendes mehr haben; er ist vielmehr eine nothwendige Folge dieser Anschauung und daher bis zu einem gewissen Grade selbst in das Dogma der katholischen Kirche aufgenommen; er findet sich stets da wieder, wo der Mensch sein Verhältniß zur Gottheit in ähnlicher Weise gestaltet hat. Den Heiligen war die Vermittlung zwischen den Menschen und Gott übertragen, der ihnen zu hoch und zu fern stand, um in unmittelbaren Verkehr mit ihm zu treten. Den Heiligen konnte ferner eine Theilnahme für die persönlichen Verhältnisse und die irdischen Bedürfnisse der Menschen zugetraut werden, die man Gott selbst doch in dem Maaße nicht zuzumuthen wagte. Sie vertraten gewissermaßen die Stelle der Götter in der alten heidnischen Religion, deren Erinnerungen dadurch unbewußt in den Gemüthern des Volks fortlebten. Wie jene sich in die Fürsorge für die irdische Welt getheilt hatten, so wurde auch von den Heiligen der katholischen Kirche der eine vorzugsweise als Schützer der Familie, der andere als Helfer in Krankheit, dieser als Schützer vor allerlei irdischer Noth und Trübsal, vor Bosheit der Menschen, jener als Hort gegen die bösen Geister angerufen. Dem einfachen Menschen mußten daher seine Heiligen wichtiger sein als sein Gott, welcher nur dadurch in der Anschauung des Volks nicht völlig so weit zurücktrat wie der „Allvater" in der germanischen Religion, daß die Kirche es stets als den Werth und Zweck der Heiligenverehrung ansah und betonte, daß durch sie die nothwendige Versöhnung zwischen den Menschen und Gott ermöglicht werde.

Unter den mancherlei in Hemelings Buche enthaltenen Zügen, welche das Bild jener Zeit aus den allgemeinen Umrissen fester hervortreten und namentlich die religiösen Anschauungen des Volks erkennen lassen, sind besonders zwei Processions- oder Ablaßpredigten interessant. Die eine derselben wurde bei der Ausstellung des von Papst Bonifacius im Jahre 1394 ertheilten Ablasses gehalten, die andere bei der jährlichen Feier der St. Peters-Brüderschaft. Die Aufnahme derselben in sein Buch kann nur so zu erklären sein, daß entweder diese Predigten bei jeder Wiederholung der Feier wieder gehalten oder vorgelesen wurden, oder daß sie als Muster für solche Fälle dienen sollten. Wir hören darin jene Zeit selbst ihre Auffassung des Ablasses darlegen; zugleich sind sie eine Probe des Predigtstils und der geistigen Nahrung, die das Volk aus den kirchlichen Festlichkeiten schöpfen mochte. Ich erlaube mir daher, einen Theil derselben in Uebersetzung — sie sind natürlich in niederdeutscher Sprache abgefaßt — mitzutheilen. Die erste gewährt durch eine Aufzählung der wichtigsten Reliquien der Domkirche noch ein besonderes Interesse.

Es ist oben erwähnt, wie Hemeling bemüht war, jenen von Papst Bonifacius erworbenen Ablaß mit möglichst großer Feierlichkeit austheilen zu lassen. Von der Procession, die er selbst als Bauherr leitete, giebt er eine ziemlich ausführliche Schilderung. Den paarweise aufgestellten Zug eröffneten die Domschüler mit Fahnen und hoben auf Stöcken getragenen Wachskerzen (tortisen). Dann folgten die Domvicare, die Herren des Domcapitels, der Capitel der Anscharii- und Stephanikirche, sechs Aebte, der Diakon und Subdiakon, und die anderen Geistlichen der Stadt. Viele derselben trugen Reliquienschreine, denen dann wieder Paare von Schülern mit Fahnen, Kerzen und Weihrauchfässern voraufgingen. Hinter der übrigen Geistlichkeit folgte unter einem Baldachin mit dem von vier Vicaren getragenen „Sakrament" der Erzbischof: an den Ecken des Baldachins gingen die vier Bürgermeister, vor ihm her wurde die „St. Peters-Fahne" getragen. Dann folgte der Rath und die Bürger, die sich auf Hemelings Bitte „mit ihren goldenen und silbernen Gürteln und mit anderem Geschmeide auf das Allerköstlichste geziert hatten", dann das übrige Volk. Zur Feier des Festes wurde vom Thurm mit Posaunen und Pfeifen geblasen, während der Procession geistliche Gesänge angestimmt. So bewegte sich der Zug vom Chore, wo die Geistlichkeit sich aufgestellt hatte, aus der Kirche hinaus durch den sogenannten Baumgarten, um den Wilhadi-Kirchhof herum und machte entweder dort oder auf dem Domshofe Halt. Darauf wurden den Versammelten die Reliquien gezeigt, deren Bedeutung ein Geistlicher durch folgende Rede erläuterte:

„Meine lieben Freunde, allzumal hier versammelt, um in Gott zu erwerben den großen gnadenreichen Ablaß, nämlich die Vergebung aller eurer Sünde, die Erlassung sowohl der Strafe als der Schuld!

Ihr sollt schweigen und fleißig merken die Worte, welche man euch sagt, und sehen den theuren, schönen, edlen, himmlischen Schatz der heil. Kirche zu Bremen, mit dem sie vor Alters begabt und geziert ist von Päpsten, Kaisern, Cardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen, also daß vom Rhein bis in den Norden nirgends ihres Gleichen ist. Sie war der Anfang des heil. christlichen Glaubens für alle diese Länder, und sie ist eine Mutter der ganzen Provinz und weiter der Königreiche Dänemark, Schweden und Norwegen, und hat daher noch als eine geistliche und heilige Mutter unter sich behalten drei geistliche Töchter, nämlich die drei Stifte Lübeck, Schwerin und Ratzeburg, welche in drei Königreichen gelegen sind (sic!). Und es ist nicht möglich, euch nur die Hälfte dieses vorhin erwähnten Schatzes zu zeigen, denn diese heilige Kirche zu Bremen ist begabt von dem ganzen Schatz des himmlischen Reiches. Doch wird man euch um der Andacht und Gnade willen ein Weniges öffnen und zeigen, und damit ihr würdig seid es zu schauen und alle eure Sünden euch heute vergeben werden, so spreche ein jeglicher Mensch mit andächtigem Herzen ein Paternoster mit dem Gruße des Engels Ave Maria."

„Zum Ersten wird man euch zeigen ein Kreuz von reinem Golde, geziert mit Edelsteinen, vor dem der große heilige Kaiser und König Karl zu beten pflegte in großer Demuth. An dem Kreuze aber hängt ein Kleinod, worin Holz von dem wahren heil. Kreuze, an welchem Gott den Tod litt, eingeschlossen ist, welches derselbe heil. Karl an seinem Halse zu tragen pflegte, wann er für den Christenglauben in den Streit zog gegen die Heiden, wie man denn in der Chronik lies't, daß er mit der Macht Gottes und des heil. Kreuzes dreiunddreißig Hauptschlachten gewonnen habe. Und weil nun Christus uns erlös't hat an dem Kreuze, so wollen wir uns allzumal in Demuth neigen und das heil. Kreuz loben mit Gebet und Gesang, auf daß sein heiliges Leiden nimmermehr an uns verloren sei. Ecce lignum!" (Bei diesen Worten warfen die Priester sich nieder und sangen).

„Weiter werdet ihr ein schönes Kleinod sehen, darin über die Maaßen schönes Heiligthum ist: zunächst von dem Gewand, welches Christus in seinem heil. Leiden umgethan ward; von der Krippe, darin unser Heiland lag in großer Demuth; von dem Altar, vor welchem Christus dargebracht wurde, als Maria ihren Kirchgang hielt; von dem Calvarienberge, auf dem er gekreuzigt und getödtet ward; von der Erde, darauf er stand, als er gen Himmel fuhr. Vor diesem schönen Heiligthum neigt euer Haupt und Herz und bittet, daß uns Gott allzumal sich zuneige und uns öffne das ewige Leben. Amen!"

„Weiter wird man euch ein Kleinod zeigen, darin von dem Steine ist, den der Engel von dem Grabe nahm, als Christus von den drei Marien gesucht ward, — und von der Geißel, damit er geschlagen ward, so daß er nichts Gesundes behielt von der Scheitel bis auf die Füße. Darum bittet mit Andacht, daß unser lieber Herr uns erlöse von aller Geißelung und Versuchung des bösen Geistes."

„Hierin ist von dem heiligen Grabe, darin Gott selbst lag und aus dem er auferstand am dritten Tage, — und von der Säule, an welcher er so sehr jämmerlich geschlagen ward. Darum schlagt auf eure Augen und bittet, daß die Schläge nimmer an uns verloren seien."

„Nun wird man euch eine von den sechs Kannen zeigen, an welcher Christus sein erstes Wunder verrichtete, als er auf der Hochzeit zu Kana um der Bitte seiner lieben Mutter willen Wasser in Wein verwandelte, wie das heilige Evangelium ausweiset. Betet, daß Christus den verhärteten Sündern das Wasser der Zerknirschung gebe und uns Allen den Wein des ewigen Trostes."

„Hier ist von der Ruthe des Herrn Moses, mit welcher er die Kinder Israel über das Meer brachte, als er mit der Ruthe darein schlug, daß das Wasser stand zu beiden Seiten wie eine Mauer, so lange bis sie hinüber kamen; und da es sich wieder zuschloß, da ertränkte es den König von Egypten mit seinem ganzen Heere. Und (weiter ist hier) von der Erde, darauf unser Herr trat, als er aus dem Jordan stieg und getauft war von St. Johannes Baptista."

„Hierin ist von der Ruthe des Herrn Aaron, die so dürr war und doch in einer Nacht blühte und Laub und Frucht trug gegen den Lauf der Natur: damit ist bezeichnet Maria, die Mutter Gottes, die eine Jungfrau war vor der Geburt, in der Geburt und nach der Geburt. Auch ist darin von der heil. Anna, der Mutter der Maria." (Dann folgte eine Anrufung der heil. Anna).

„Eine kleine Monstranz, darin theures, schönes Heiligthum ist, nämlich eine Zacke von der scharfen Dornenkrone, die Christo um unsertwillen auf sein gebenedeites Haupt gedrückt und geschlagen ward, daß ihm das Blut über sein gebenedeites Antlitz strich. Und das sollt ihr ansehen mit großer Andacht eures Herzens."

Damit war der erste Theil der Reliquien geschlossen, es folgte ein zweiter, der ausschließlich Maria, „die Erlöserin und Königin der ganzen Welt" betraf: ein mit verschiedenen Reliquien ausgestattetes Bild der Maria, ein Theil ihres Kleides, ihrer Haare u. A. Den dritten Schatz bildeten die Reliquien der Apostel, welche angerufen wurden, damit durch ihre Fürbitte das Gericht am jüngsten Tage gnädig vorübergehe. Darunter war vor Allem werthvoll der Arm St. Peters, ein Stück der Kette, mit der er im Gefängnisse war angeschlossen gewesen — „und ein Jeglicher soll das gern mit Andacht küssen, auf daß Gott ihn erlöse und bewahre vor zeitlichem Gefängniß und vor den gräßlichen Ketten des bösen Geistes" — ferner sein Messer, Zähne von ihm und Johannes dem Täufer, Reste von Paulus' Arme, die Gehirnschaale (breghenpanne) des Bartholomäus, von dessen Haupte die untere Hälfte in Rom aufbewahrt wurde, eine Rippe von St. Andreas, ein Schienbein von St. Philippus, ein Finger von St. Matthaeus u. s. w. Jeder Apostel war vertreten. Mancherlei Heiligthum besaß die Bremische Kirche natürlich von Willehad, „der in diesem Lande ein Bekehrer und ein Apostel gewesen ist", und der angerufen wurde, „Gott zu bitten, daß, ob hier irgend ein unbekehrter Mensch wäre, Gott und der gute Herr Sanct Willehad denselben bekehre und ihm rechtes Bekenntniß gebe." Gezeigt wurde das Gewand, welches ihm Karl der Große geschenkt hatte, sein Kelch, sein Bischofsstab, sein Arm, sein Gebetbuch, dessen mit schwarzem Tuch überzogener Umschlag nach sechshundert Jahren noch vollständig seine ächte Wolle erhalten hatte u. A.

Dann fuhr die Rede fort: „Nun wird man euch zeigen und öffnen den himmlischen Schatz des vierten Schatzes des ewigen Lebens, nämlich von den Märtyrern, die ihr Blut vergossen haben um der Liebe Gottes willen. Und da hier denn mancherlei Heiligthum von ihnen ist, das man euch zeigen wird, und noch viel mehr in dieser heiligen Kirche zu Bremen eingemauert ist, auf daß sie allzumal unsern lieben Herrn für diese Stadt und das Stift bitten, so wollen wir sie ehren mit dem Lobgesange: Gaudent in coelis."

„Zum Ersten mögt ihr die beiden Häupter der heil. Märtyrer Cosmas und Damianus sehen, deren beider ganze Leichname hier sind, welche von dem ehrwürdigen Vater in Gott Bischof Burchard wieder aufgefunden wurden. Sie sind aus fernen Landen hergekommen, nämlich von Arabien, und Gott hat es gefügt, daß ihre h. Gebeine in dieser h. Kirche ruhen sollen. Sie sind aber geistliche Aerzte gewesen, denn sie machten in der Kraft Gottes gesund vernünftige und unvernünftige Creatur, und haben große Zeichen gethan in der Kirche zu Bremen und thun es noch. Darum mögt ihr sie gern anrufen mit Andacht eures Herzens, auf daß sie Gott für euch bitten, daß wir gesund werden am Leibe und an der Seele."

„Nun mögt ihr sehen, wie Gott seine Wunder zeigt an lieben Freunden nach den Worten des Propheten: Mirabilis Deus in sanctis suis, Gott ist wunderbar in seinen Heiligen. Es ist ein Märtyrer im ewigen Leben, der heißt Florentius. Von ihm wird man euch zwei Rückenknochen zeigen, an welchen sich noch sein Fleisch und Haut, nur vertrocknet, befindet; und sie geben von sich über die Maaßen süßen Duft. Den sollt ihr anrufen, daß er euch das

himmlische Paradies erwerbe, in welchem ist Lust, Wonne und Duft und alle Süßigkeit.“

„Hier mögt ihr auch das Haupt des heil. Märtyrers Secundus sehen, dessen ganzer Leichnam sich hier befindet, der große offenbare Wunder thut in dieser heil. Kirche zu Bremen. Wenn nämlich der Erzbischof zu Bremen oder ein Prälat oder Domherr sterben soll, so pflegt er so zu klopfen, daß sein Heiligthum einen starken, schrecklichen Ton von sich giebt, der deutlich gehört wird. Darum wollen wir ihn fleißig anrufen, daß er uns bei Gott erwerbe, daß der gebenedeite Gott uns gnädig vor unserem Tode Erkenntniß gebe, damit wir von unseren Sünden lassen; denn es ist uns nicht bekannt, wann wir von hier sollen, wie uns der heil. Evangelist schreibt: Vigilate, quia nescitis qua hora; Wachet, denn ihr wißt nicht, zu welcher Stunde der Herr kommen wird.“

„Nun wird man euch ein Stück von dem Banner des heil. Moritz zeigen, unter welchem sechs tausend sechs hundert und sechs und sechszig ihr Blut für den heil. Christenglauben vergossen haben. Rufet ihn an und seine heil. Gesellschaft, daß er Gott für uns bitte, daß er uns vollkommenen Glauben und rechtes Bekenntniß gebe, wann sich Seele und Leib scheiden sollen.“

„Auch wird man euch das Haupt des heil. Cäsarius zeigen, dessen ganzer Leichnam hier in der heil. Kirche ist. Den rufet an mit innigem Gebet, daß er euer Bote sei zu dem gebenedeiten Gott.“

„Auch wird man euch den Arm des heil. Eustach zeigen, der ein gar geduldiger Mann war, und den ein jeglicher Mensch gern ehren mag, da er große Gnade von Gott erhalten hat. Wer ihn nämlich ehrt, dem verleiht Gott, was er bedarf und darüber an zeitlichem Gut, auch Erlösung von zeitlicher Betrübniß; auch wird ihm solche wahre Reue verliehen, daß er dadurch Vergebung aller seiner Sünden erlangt und das ewige Leben.“

„Hierauf mögt ihr ein schönes Kleinod sehen: darin befindet sich schönes Heiligthum von den Kindern, die Herodes tödten ließ, von St. Victor, von St. Georg, die Finger von St. Hippolyt, von den zehntausend Märtyrern, von St. Fabian und St. Sebastian, von St. Veit, von St. Stephan, von St. Laurentius.“

„Außer all diesem Heiligthum dieser vorher genannten heiligen Märtyrer giebt es hier noch viel Heiligthum und viele Märtyrer, daß man euch allzumal nicht zeigen kann noch mag wegen Kürze der Zeit. Denn die Mauer, welche um den östlichen Chor geht, ist voll von Heiligthum; aus der südlichen Seite aber sind der heil. Märtyrer Cosmas und Damian Gebeine hervorgehoben und dort ruht noch der ganze Leichnam der heil. Jungfrau St. Corona, und in der nördlichen Seite liegen drei ganze noch nicht herausgehobene Leichname, des Cancius, des Cancianus und der Cancianilla.“

Den Beschluß bildete der „fünfte Schatz“, die Reliquien „der Bekehrer, Beichtiger und Prediger, die den Namen Gottes bekannt (gebichtet), den heil. Christenglauben in der Welt gepredigt und das Volk zum Christenthum bekehrt haben.“ Man zeigte darunter den Arm St. Anschars, sowie sein Gewand, das noch unversehrt war, wiewohl es 51 Jahre mit ihm im Grabe gelegen hatte, ferner eine Rippe des heil. Papstes Gregor und endlich verschiedene Reliquien von Karl dem Großen, seine Handschuhe, seine mit Gold und Edelsteinen geschmückten Schuhe, ein von seinem Mantel gefertigtes Meßgewand, in welchem an großen Festen das Evangelium gelesen wurde, den mit goldenen Buchstaben geschriebenen Psalter seiner Gemahlin.

Der Ausstellung der Reliquien wird ohne Zweifel die Aufforderung gefolgt sein, durch Gaben an die Kirche den von derselben verwalteten Ablaß zu verdienen; denn um zur Erwerbung desselben anzutreiben, war ja die Ausstellung geschehen. Ein Beispiel dafür, wie bei solchen Gelegenheiten der Ablaß gerechtfertigt und empfohlen wurde, giebt die zweite der erwähnten Predigten, welche bei der Anwesenheit der „St. Peters-Botschaft“ gehalten wurde. Einige Stellen aus derselben mögen daher folgen.

„Die Stätte“ — so fährt diese Rede nach einem Preis auf die Bremische Kirche und die Heiligkeit ihrer Reliquien fort —, „auf welcher der Dom zu Bremen gebaut ist, heißt in der Schrift der Berg der Märtyrer, weil dort viele Märtyrer begraben liegen, die ihr Blut für den heiligen christlichen Glauben vergossen haben. Wo aber die Gebeine von Heiligen begraben sind, die Stätte ehret Gott sonderlich vor anderen Stätten mit Zeichen und Gnaden. Und das Gebein oder die Kleinode der Heiligen, mit dem sie Gott hier in der Zeit gedient haben, das ist ihr Schatz, und wo des Menschen Schatz ist, sagt unser lieber Herr im Evangelium, da ist sein Herz. Also ist der Heiligen Herz mehr an der Stätte, wo Heiligthum von ihnen aufbewahrt ist, als an anderen Stätten, und sie bitten deßhalb Gott täglich für eine solche Stätte, denn der heilige Mensch heiligt die Stätte, er sei lebendig oder todt. Und Gott thut seine Zeichen nicht um der Bilder willen, sondern um des Heiligthums willen, welches in ihnen aufbewahrt wird. Es giebt daher ein Gebot im geistlichen Recht, daß man ein Bild nicht weihen darf, es sei denn Heiligthum darin. So ist wohl Heiligthum in einem Bilde, welches unser lieber Herr in großem Ansehen hält und an welchem er seine Zeichen und Gnaden beweis't nicht um des Bildes, sondern um des Heiligthums willen.“

„Also geschehen täglich große Zeichen von Gott in der heiligen Kirche zu Bremen, weil dort viele heil. Leichname aufbewahrt sind. Aus dieser h. Kirche schickt man ein Mal des Jahres die Botschaft unseres rechten Hauptherrn (St. Peter) in alle Kirchen, Klöster und Kapellen, soweit das Bremische Stift reicht, auf daß ein jeglicher Mensch, der zu seinen Jahren gekommen (d. h. erwachsen) ist, namentlich aber alte, kranke, arme und an ihre Arbeit gefesselte Leute, die nicht zur Hauptkirche ihres Stifts kommen können, ohne Kost und Mühe ihren Beitrag der Mutterkirche entrichten, von der sie die heil. Sakramente haben. Denn darum heißt sie die Mutter- und Hauptkirche, weil alle Kirchspiele innerhalb des Stifts zum Kirchspiele der Hauptkirche gehören, und deß zum Zeichen müssen alle Pfarrkirchen ihre Sakramente, als den heil. Chrisam, das heil. Oel und andere Sakramente aus der heil. Kirche zu Bremen empfangen, die unsere Mutter- und Hauptkirche ist. Ohne solche Sakramente mag kein Mensch das Heil erwerben weder für diese Welt noch für das ewige Leben, darum ist es wohl billig und geziemend, daß ein Jeglicher wenigstens ein Mal im Jahre zur Unterstützung der Hauptkirche des Stifts, in welchem er wohnt, und aus welcher er die heil. Sakramente hat, seinen Pfennig sendet und ihr damit seinen schuldigen Gehorsam bezeugt. Es ist auch nicht allein in diesem Stift, sondern ist eine Sitte und Gewohnheit in allen Stiften, daß man ein Mal im Jahre die Botschaft aus der Hauptkirche in alle Kirchspiele, Klöster und Gotteshäuser führt. Und mit ihr kommt viel gnadenreicher Ablaß aus der heil. Kirche zu Bremen, der von dem römischen Stuhl bestätigt ist, auf daß ein jeglicher Mensch für seine Opfer und Almosen, die er zur Unterhaltung der heil. Kirche zu Bremen spendet, den Ablaß wieder nach Hause trage, der da großes Heil der Seele wirkt. Denn durch Ablaß wird der Mensch von seinen Sünden befreit, und deßhalb heißt er Ablaß, weil durch Ablaß dem Menschen seine Sünden erlassen werden, und der Mensch Gott wohlgefällig wird durch Ablaß, der ihm zuvor zuwider war durch seine Sünde.“

„Auch was einem Menschen an der Buße gebricht, die er für seine Sünde thun müßte und die er nicht vollbringen kann, oder wenn er ungewiß ist, wie viel Buße er thun müßte, das ersetzt ihm der Ablaß. Müßte z. B. ein Mensch hundert Jahre Buße thun und erwürbe er dann hundert Jahre Ablaß, so wird ihm die Buße abgenommen. Oder müßte ein Mensch hundert Jahre in der Pein des Fegefeuers brennen, wo die Buße viel schwieriger ist — denn der heil. Gregor sagt: „die, welche um das Fegefeuer bitten, wissen nicht, was sie bitten, denn ein Augenblick im Fegefeuer zu sein ist mehr Pein, als St. Lorenz litt, der eine ganze Nacht auf der Roste

gebraten ward" — und erwirbt er dann hundert Jahre Ablaß, so wird ihm auch das Fegefeuer erlassen durch Gebet, durch Fasten, durch Almosen und andere gute Werke. So erwerben wir das ewige Leben, wo kein Tod mehr ist, die ewige Freude sonder Trübsal, die ewige Klarheit sonder Finsterniß, den ewigen Frieden sonder Haß, das ewige Gut sonder Gebrechen. Und von allen guten Werken ist Ablaß das beste, welches uns alle jene genannten Güter erwirbt."

Es folgt dann eine Ermahnung, daß der Mensch diejenigen guten Werke, welche zur Seligkeit erforderlich seien, zeitig vollbringe und sich nicht durch den Tod überraschen lasse. Zum ewigen Leben könne den Menschen Nichts verhelfen als während seines irdischen Lebens vollbrachte gute Werke. Vor dem jüngsten Gericht werde ihn auch kein Anderer vertheidigen, allein seine guten Werke seien da sein Trost. „Herren und Fürsten, sowohl geistliche als weltliche, vertheidigen hier Land und Leute, aber dort können sie Niemand vertheidigen, denn sie haben genug mit sich selbst zu thun; denn dort wird kein Adel noch Reichthum geachtet, sondern allein die Werke, die wir hier gethan haben. . . . Da wäre uns dann sehr lieb, daß wir viel Ablaß und andere gute Werke erworben und vollbracht hätten. Denn da bleibt keine Tugend unbelohnt und keine Untugend ungestraft, und da ist Niemand weder im Himmel noch auf Erden, der uns zum ewigen Leben verhelfen möge, als allein unsere guten Werke."

So war der Vortheil, ja die Pflicht des Eintritts in die Brüderschaft vollständig bewiesen, denn man erwarb diesen Eintritt durch seine zeitliche Habe und man erlangte dadurch einerseits Theilnahme an allen guten Werken der Kirche, andererseits Lossprechung von aller Sünde, „da gleicher Weise, wie das Wasser das Feuer löscht, so das Almosen die Sünde löscht."

Die Rede schließt mit einem Preise der Verdienste und der noch fortdauernden mächtigen Wirksamkeit St. Peters. Ihn verehrte man als den „Hauptherrn" der Bremischen Kirche und den Schutzheiligen der Brüderschaft, und der Petersbote führte daher stets die in der Domkirche aufbewahrten Reliquien des Apostelfürsten mit sich, was die Anziehungskraft des Festes nicht unbedeutend steigerte. Wir erinnern uns des Wunsches Hemelings, daß die Leute veranlaßt werden möchten, auch lebendiges Vieh der Kirche zu schenken. Die wohl berechnete Rede sorgte für dessen Erfüllung. „Die heilige Christenheit", so läßt sie sich vernehmen, „hat mehr Trost in St. Peter empfangen, denn in irgend welchen anderen Heiligen. Er ist uns von Gott drei Mal zu einem Hirten gesetzt, damit er uns behüten soll nicht allein an unserer Seele, sondern auch an leiblicher Gesundheit, an zeitlichem Gut, an unserer lebendigen Habe; und darum pflegt man St. Peter lebendige Habe zu geben. Und es geschieht oftmals, daß, wenn Leute krankes Vieh haben und sie schon nicht mehr hoffen, daß es besser wird und sie dann alles Vieh oder einen Theil davon St. Peter geben, er hilft, daß es in kurzer Zeit gesund und stark wird." St. Peter erscheint hier als ein Helfer für Alles, so daß seine Verehrer und Schützlinge kaum noch eines anderen Heiligen bedürfen. Er, der die Schlüssel zum Himmelreich führt, vermag den Menschen alle ihre Sünden zu vergeben, sie vor dem höllischen Feuer und vor den bösen Geistern zu bewahren. Er ist aber auch bei den irdischen Gebrechen ihr Trost und namentlich in Krankheiten ihre Hülfe. Nachdem der Redner erzählt hat, wie er während seines Lebens Todte erweckt hat, wie Sieche durch die bloße Berührung seines Kleides, ja seines Schattens genasen, wie bei der Auffindung seiner Leiche alle Anwesenden, die mit Krankheit behaftet waren, gesund wurden, fährt er daher fort: „Darum berührt man auch das Volk mit seinem Heiligthum, und es geschieht oftmals, daß Menschen, die allerlei Krankheit, namentlich das kalte Fieber (dat colde) haben und sich andächtigen Herzens, festen Glaubens und festen Vertrauens mit seinen Reliquien berühren lassen, gesund werden. Darum bringt man die Kinder, wenn St. Peters Botschaft kommt, um sie segnen zu lassen, auf daß sie das Jahr über vor dem kalten Fieber bewahrt bleiben, und diejenigen, welche damit behaftet sind, durch die Berührung seines Gebeins gesunden."

Bevor dann der Petersbote einen Ort verließ, hielt er noch einmal folgende kurze Anrede an das Volk: „Weil der heilige Herr St. Peter uns von Gott zu einem Hirten gegeben ist, uns zu behüten und zu bewahren, und uns gegeben ist zu einem Hauptherrn über das Stift Bremen, und sein werthes Heiligthum nun zur Zeit von euch scheiden will, so sollt ihr mit Andacht zu St. Peter beten, daß er uns behüte, bewahre und beschirme vor Allem, was uns schaden mag an Leib, an Seele, an Ehre und Gut, als ein guter Hirte und ein rechter Hauptherr, dies Jahr über bis zum nächsten Jahr, wo euch der Ablaß und das Heiligthum des hochgelobten Fürsten St. Peter wiedergesandt wird, darauf daß ihr dann gesunden werdet gesunden Leibes und fröhlichen Muthes, mit weniger Sünden, mit mehr Habe. Das helfe euch und mir der Vater. Gott und der gute St. Peter müsse euch mit dem ewigen Gut des Himmels belohnen für das zeitliche Gut, das ihr zum Bau der heil. Kirche zu Bremen gesandt habt, und Gott gebe, daß wir uns im anderen Jahr in Liebe wieder finden! Amen."

„Die, welche ihre Brüderschaft nicht gelös't (geloset, d. h. bezahlt) haben, die lösen sie! Versäumt eure Brüderschaft nicht, lös't eure Brüderschaft!"

Ein grellerer Commentar zu den Gedanken, welche die frommen Mienen verhüllten, als dieser letzte Mahnruf, konnte kaum erdacht, der Eindruck der vorausgehenden Worte, welche so ganz einer herzlichen Theilnahme für die Genossen der Brüderschaft und einem innigen Vertrauen zu dem Schutzheiligen entquollen zu sein scheinen, kaum plötzlicher gestört werden. So empfinden wir, nicht jene Zeit, wenigstens nicht die Mehrzahl ihrer Genossen; denn ihr galt die Bezahlung der Brüderschaft als die „nothwendigen guten Werke", ohne die ihr Segen nicht erlangt wurde.

Auch zu der Geschichte der Reliquien liefert diese Predigt einen Beitrag. Unter den Reliquien, welche den Ruf der Domkirche erhöhten, nennt sie auch „den heiligen Rock, welcher unserm lieben Herrn Jesu Christo seine menschlichen Glieder bedeckte und mit ihm aufwuchs, welchen ihm seine gebenedeite Mutter Maria gestrickt (ghebreydet) hatte, und welchen man dort in einer Kapelle verehrt, wo unser Herr Gott viele Zeichen und Wunder thut." Diese Angabe widerspricht der bisher bekannten Ueberlieferung, nach welcher der Erzbischof Waldemar nach seiner Vertreibung im Jahre 1217 den in Bremen verehrten heiligen Rock in's Kloster Lockum gebracht hätte, während im Bremer Dom nur eine Abbildung desselben zurückgeblieben wäre. Die Untersuchung über die Glaubwürdigkeit dieser Nachricht kann füglich denen überlassen bleiben, die unter den zwanzig und einigen heiligen Röcken, welche zu verschiedenen Zeiten die Verehrung der Gläubigen genossen haben, noch einmal den richtigen ausfindig zu machen hoffen.

Und damit möge der Mittheilungen aus Hemelings Buch genug sein. Die Anschauung jener Zeiten scheint uns wohl jetzt sehr fremd zu sein, und doch hat sich mehr davon zu uns herübergerettet, als Viele vielleicht im Bewußtsein des Fortschritts und der Aufklärung unserer Zeit meinen. Wohl hat die Reformation den Ablaß bei uns abgeschafft und den sogenannten guten Werken ihren anspruchsvollen Namen bestritten. Und viele der Kirchen, welche uns noch die Kraft und den Schwung des Geistes bezeugen, die mit dem Wunderglauben jener Zeiten verbunden waren, haben hernach ihre Hallen der neuen Lehre geöffnet. Aber möchte man nicht, wie sie großentheils auf Ablaß gebaut sind, so vermuthen, daß daher auch jetzt noch in manchen der alte Geist spuke, der nur die Werke empfiehlt, für die er des Himmels Lohn verheißt?

* Eine antike Trinkschale.

Hermann Allmers gewidmet.

Du stehst vor mir, o Schale, einfach, schön,
Vor Tausenden von Jahren einst geformt,
Vor Tausenden von Jahren einst gebraucht
Und aus dem Schutte Syrakusäs jetzt
Emporgefördert an das Tageslicht
Und uns geschenkt von lieber Freundeshand.
Mit stillem Ernste muß ich dich betrachten,
Und wie mein Blick auf deinen Formen ruht,
Da ist es mir, als ob in dir sich leise
Die Geister längst entschwundner Tage regten,
Mir in hellen'scher Sprache süßem Laut
Vergessene Geschichten zu verkünden
Und von des Lebens Leid und Lust, wie ewig
Sich ja das wiederholt, mir zuzuflüstern.
Stets deutlicher vernehm' ich diese Töne,
Und klarer immer und bestimmter schweben
Vor meinem Geistesauge die Gestalten;
Zur Gegenwart wird die Vergangenheit. —

Ich bin in Syrakus; da wogt es festlich
Durch laubgeschmückte Gassen auf und nieder,
Und hellen Klangs ertönen Jubelrufe.
Vorüber ist die jahrelange Noth,
Die mit der Freiheit Untergang bedräute,
Geschlagen sind die übermüthigen
Athener zur Vernichtung, und geschlagen
Nicht auf dem Lande bloß, auch auf dem Meere,
Das ein Jahrhundert lang sie stolz beherrschten,
Und eben führt man ihre beiden Feldherrn,
Demosthenes und Nicias, gefangen,
Ein lebend Mal des Sieges, in die Stadt.
Drum ist so voll von Jubel Syrakus,
Und darum wogt durch laubgeschmückte Gassen
Des Volks Gedränge freudig auf und nieder,
Ob auch das Dunkel schon vom Himmel sinkt. —

In einem hohen Hause herrscht vor allen
Die Lust und schafft zum lichten Tag die Nacht.
Der junge blühende Philippus warb
Schon lang um seines Nachbarn schöne Tochter,
Jedoch der Zeiten Drang vergönnte nicht,
Der Hochzeit helle Fackeln zu entzünden.
Er stritt seitdem im Kampfe tapfer mit,
Und Siegeszeichen, ehrenvolle Narben,
Trug er aus mancher heißen Fehde heim,
Und jetzt, da ganz der Feind am Boden liegt,
Wird ihm der Mühen reicher, schöner Preis.
Er sitzt am Mahl und neben ihm die junge
Eurydice in ihrem Brautgewand,
Den Myrtenkranz in duftigdunklen Locken,
Die Freunde, die Verwandten rings umher,
Und Freude leuchtet aus den Augen aller,
Die mehr noch frohes Saitenspiel erhöht.
Da weihet er die einfachschöne Schale,
Die ihm zu dieses Tages hehrer Feier
Ein Künstlerfreund in Liebe dargebracht,
Mit edlem Syrakuser freudig ein.
Er trinkt zuerst aus ihr und dann die Braut,
Und weiter wandert sie im Freundeskreise,
Gar oft geleert und wieder neugefüllt,
Und frohe Worte, frohe Lieder blühen
Aus ihr, wie sie die Runde macht, empor.
Da hallen lauten, stolzen Klangs die Namen
Der Führer, die sich kühn hervorgethan,
Gylippus und Harmokrates vor allen,
Und Lieder weichern, mildern Tones feiern
Den Bräutigam, die reizendschöne Braut,
Die schamvoll gleich der jungen Rose glüht.
So währt, auch als das Paar schon still und leise
Zum trauten Schlafgemach entwichen ist,
Das heitre Fest die lange Nacht hindurch,
Von Lampen, Wein und Freude schön erhellt. —

Ein Jahr schwand rasch dahin im Strom der Zeit;
Vergänglich ist auf dieser Erde alles,
Und keine Lust hat ewigen Bestand.
Die junge Frau, der an dem Hochzeitstage
Das Aug' in lichter Freude funkelte,
Die als ein Bild der ew'gen Jugend selber
In ihrer Schönheit Schimmer fast erschien,
Sie liegt, ergriffen von des Todes Hand,
Auf ihrem Ruhelager kalt und bleich,
Und vor ihr steht ihr Gatte, bald auf sie,
Bald auf den Knaben blickend, den sie scheidend
Als Pfand der Lieb' ihm noch zurückgelassen,
Und den er nun mit Thränen sanfter Freude
Und nun mit Thränen bittern Grames netzt.
Es tönen bange, düstre Trauerlieder,
Des Scheiterhaufens Flamme loht empor,
Und mit dem schwachen Rest der Asche senket
Man in die Gruft der Gaben reiche Fülle
Als letzte Grüße von der Oberwelt,
Auch jene Schale, die so freudig damals
Geweihet ward, und die nun nimmer wieder
Im finstern Grab von Weine funkeln wird. —

Zweitausend Jahre schwanden hin, da, siehe,
Steigst du von neuem zu der Oberwelt,
Zum schönen, heitern Licht des Tags empor,
Du wanderst durch der Länder weite Strecken,
Selbst über hoher Berge ew'ges Eis
Zu Fluren hin, wo, fast dem Nordpol nahe,
Die Stämme der Hyperboräer hausen.
Du stehst vor uns, wir schauen dich mit Rührung,
Doch auch von frischem Lebensmuth durchzückt.
Wir füllen dich mit edlem Rheinwein an
Und lassen wie in längst vergangnen Zeiten
In unserm Kreis dich froh und freudig wandern,
Und ernste so wie heitre Reden wachsen
Auch jetzt aus deinem Weitergang hervor.
Du mahnest uns zu edlem Stolz daran,
Daß hier in unserm kalten, düstern Norden
Hellen'sche Bildung freudig auferblühte;
Du forderst sinnig zum Genuß des Lebens
Uns auf, du predigst die Vergänglichkeit,
Doch nicht mit Schrecken und mit finsterm Grausen,
Nein, heiter wie ein griech'scher Sängermund.
So trinket denn, ihr Freunde, aus der Schale
Mit frohem Ernst! Genießt den Augenblick,
Der rasch entflieht, genießt das kurze Leben!
Hat ew'ge Dauer doch, was geistig ist!

Fr. Ruperti.

* Zur Literatur der Sagen.

Unser geschätzter Mitarbeiter Dr. Karl Seifart in Hildesheim, dem die Leser des Sonntagsblattes manchen trefflichen Beitrag verdanken, läßt uns seine neueste Schrift zugehen, eine zweite Sammlung von Sagen, Märchen, Schwänken und Gebräuchen aus Stadt und Stift Hildesheim (Kassel und Göttingen, G. H. Wigand). Die erste Sammlung, welche Seifart vor mehreren Jahren dem reichen Sagenschatze der interessanten alten Bischofsstadt entlehnte, hat großen Beifall und gerechte Anerkennung gefunden und zeichnet sich vortheilhaft vor vielen Schriften auf diesem Gebiet aus. Das Feld der Sage wird seit einigen Jahren sehr eifrig bearbeitet, doch ist viel Schlechtes, Falsches oder Entstelltes, durch Ungeschicklichkeit oder übertriebenen Kultus der Sammler zum Besten gegeben worden, so daß die ganze Thätigkeit etwas in Mißcredit gekommen ist. Man hat ohne Kritik und Geschmack alles Mögliche zusammengestoppelt und auf Dinge Gewicht gelegt, die viel besser vergessen geblieben wären. Der Verfasser der Hildesheimischen Sagen geht mit großer Liebe zur Sache, aber mit Kritik und Geschmack zu Werke und stellt auch im Vorwort zu seiner neuesten Sammlung das Wort Jakob

Grimms in den Vordergrund, welches er als Richtmaß anlegte: „Die Volkssage will mit keuscher Hand gelesen und gebrochen sein. Wer sie hart angreift, dem wird sie die Blätter krümmen und ihren eigensten Duft vorenthalten. In ihr steckt ein solcher Fund reicher Entfaltung und Blüthe, daß er auch unvollständig mitgetheilt in seinem natürlichen Schmuck genug thut, aber durch fremden Zusatz gestört und beeinträchtigt wäre.“

Von den Sagen, deren siebenzig im ersten Abschnitte des Buches von Seifart zusammengestellt sind, haben wir vor mehreren Wochen schon einige mitgetheilt, so daß unsere Leser mit der Art des Verfassers bekannt sind. Es folgen auf diese Sagen Märchen, Schwänke und Gebräuche, von denen wir weiter unten einen Schwank in plattdeutscher Mundart abdrucken wollen.

Besonderer Fleiß ist auf den Anhang verwendet worden, in welchem der Verfasser Alles zusammenstellt, was zum Verständniß der Sagen und Märchen nothwendig ist oder dienen kann. Daraus mag hier das Folgende mitgetheilt werden: „Das alte Hildesheim kannte alle die mannichfaltigen Leibes- und Lebensstrafen, welche in Deutschland üblich waren und die besonders vollständig von Döpler, Dreyer, Grimm und Tittmann aufgezählt werden. Unter den Leibesstrafen gab es hier die Strafe des Prangers (Kak, Schandpfahl), des Staubbesens, der Brandmarkung, der Verstümmelung, des eisernen Tauchkorbes, der Feddel oder Fiddel. Letztere war für zänkische Weiber bestimmt, sie bestand aus zwei mit der spitzen Kante über einander gesetzten, roth angemalten Brettern zwischen zwei Pfosten, das obere so eingerichtet, daß es in die Höhe gezogen werden konnte; wo sie zusammenstießen, drei Löcher für Hals und Hände der Maleficantin, darüber die Abbildung zweier bissiger Katzen; darunter die Verse:

Laß kratzen laß beißen
Denn Friede soll's heißen!

Nicht überall war das hier gebräuchliche „Ehrabschneiden“ üblich. Der zur Strafe des Ehrabschneidens Verurtheilte wurde unter die Halle des Rathhauses geführt, wo ein altes, eisernes Schwert an einer Kette hing; dies schwang der Büttel einigemal etwa mit den Worten über des Verbrechers Haupt: „So schneide ich dir Spitzbuben auf der Herren Befehl und von Rechtswegen vor aller Welt und auf alle Zeit die Ehre ab!“ — Auch hat man hier, wie an anderen Orten, die Schand- und Lastersteine tragen und aus des „Büttels Flasche trinken“ müssen. Noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ward ein eigenthümliches Strafinstrument in Hildesheim angewandt. Es bestand aus einem langen, auf dem Markt aufgerichteten Pfahl, um welchen mehrere kleine spitze Pfähle eingerammt waren, die den großen Pfahl etwa wie die Kegel den König umstanden, nur daß der große Pfahl mehr als Manneslang über sie emporragte. Der Verurtheilte wurde nun an den über den Kopf erhobenen Händen, so hoch an den großen Pfahl gekettet, daß er mit den herabhängenden, unbeschuheten Füßen die spitzen Pfähle berühren mußte. Der Schmerz erlaubte ihm nun nicht lange auf derselben Spitze stehen zu bleiben, darum trat er schnell von einem Pfahl auf den anderen und umtanzte so unter dem Hohn und Jauchzen der Straßenjugend beständig die Säule, an welche er gekettet war. — Ferner finden sich Nachrichten, daß auch in Hildesheim die alte Strafe des Sonderkäfigs angewandt wurde; solche Käfige baueten die Städte (Magdeburg) häufig gefangenen Raubrittern, ja selbst kriegsgefangenen, fürstlichen Personen. An vielen Orten steckte man in solch' einen neugebaueten oder schon früher zu diesem Zweck hergestellten Käfig Leute, die durch ihre Hoffahrt (Berlin) oder durch grobe Possen Anstoß erregt hatten. Man nannte diese Behälter in Niedersachsen Dorenkisten (Thorenkisten, Narrenkäfig), in Süddeutschland, z. B. in Wien (Schlager, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter), Narrenkötterlein. In Bremen heißt jetzt noch ein Ort in der Nähe der Schlachte die Dorenkiste, dort befand sich ehemals ein solcher Käfig. — Um 1542 wurde, nach den handschriftlichen Brandes'schen Annalen (vergl. Bd. I., S. 137, Anmerk.), einer gewissen Barbara Storg in Hildesheim auf des Raths Befehl eine Dorenkiste gebaut. Es heißt dort: „Barbara Storg ging in de Dom wedder des Rades bodt, de markvogedt nham öhr vele Hoiken (Mäntel?). Indt leste wordt öhr gebuwedt ein Dorenkisten vor des hilligen Kruitzes Dor, darin wardt se gesettedt umme den avend des hilligen Lichnams Dach, und sadt dar dat ganze Jahr undt andere inne.“

Der Jude im Himmel.

(Fast wörtlich nach einer mündlichen Mittheilung.)

Eck kann'r un kann'r nich wedder upkömen, wö dat Hilmische Dörp hett out wecken nein (kein) einzig Buer in'n Himmel is. Toibet mal: Söhre, Eussen, Heine, Lechstedt, Achten, Asel, Babenstedt, Drispenstedt, Marzen, Geussen, Bössen, Sossen! Ne, et is'r nich twischen. Man stille! Eime, Kemme, Schelwerten, Garmissen, Allgarmissen, Bolzen, Emmerke, Himmelsdör, groten Düngen, lütjen Düngen, Siwesse, Pettse! O, sau woll eck doch, et is'r wedder nich twischen! Na, sau lat et heten wö et will! Pullmuzen sall't heten, de Katte mot doch en Namen hebben. Also wat eck seggen wolle, ganz vor düssen was emal en grot Starbent in Hilmessen. Do storben ok emal in einer Nacht veertein Minschen, davon wören dritteine Christen un eine was ein Joude. De drittein Christenseelen harn't hille nah'n Himmel tau kömen un merkeden nich, dat de Joude seck twischen se drenget harre un, als ob he ok mit dertau höre, up de Himmelspörte losmaschire. Sau mochte et wol Morgen's um Klocke Sesse sin, as dei Veerteine schon an de Pörte kloppeden. Petrus harre den Dag vorher veel tau daune (zu thun) hat mit Seelen-Herinlaten, was recht moie (müde) un dreie seck noch mal in'n Bedde herüm. Drum word he recht falsch, as dei Veerteine ankloppeden, sprung ut den Bedde, flot up un knurrede: Joi (ihr) konnen ok später starben, no man hille (schnell) herin! — Drup leggt'e seck wedder hen un bekümmert seck nich woider um de Seelen. Sau mocht et wol en Ouhr achte sin, als Paulus upstund un Petrussen weckede. As Petrus seck nou antog, snüffele Paulus sau in der Luft herüm un säh (sagte), Swerennoth! säh'e, wat is denn dat Petrus, et rückt meck ja hoir sau nah Knuflök (Knoblauch)? Petrus fung ok an tau snüffeln un säh: Weis Gott, dat is Knuflök, eck wöre doch neinen Jouden mit herinlaten hebben! Et sind'r vorhen Veerteine kömen un eck hewwe se meck nich recht beseken, weil eck noch so moie was. Kiek, da sittet se alle Veerteine. — Richtig! seggt Paulus, un dei da mit der langen Näse is'n Joude oder eck will nich Paulus heten! No, dat werd 'ne schöne Geschichte weren, wenn da de Ohle hinner kümmt! —

Petrus krazzet seck in'n Koppe un seggt tau Paulus: Weiste wat, leiwe Junge, smoit (schmeiß) meck den Jouden herut. Wat, ek! seggt Paulus, wat fällt dek in, ek draf mek je gar nich mit'n Jouden befaten, smoit dö'n doch sülvest herut! Ek darf je ok neinen Jouden anpacken, seggt Petrus, dat is den jüngesten Seelen öre Sake. Jeu da, reppt he drüm dei torletz ekömenen drittein Seelen an, smoitet meck doch mal den Jouden herut, dei da twischen jeck sitt. Dei awer — et wören alle Hilmische Börger un meinen sek nich schlecht wat — woren frech un säen: se wören sau gut Christen woi dei Musche (Monsieur) Apostel ok; se brukeden seck ok mit neinen Jouden tau befaten. Petrus wolle falsch weren, awerst Paulus säh': mak nein Spektakel, süs kümmt'r de Ohle tau, ek besinne meck ok, dat wi an'n lesten Froidage mit Michael utmaket hewt, dat wenn't'r mal wat tau Rutsmoiten gift, sau schöllt dat de drei Jüngesten ut der Gemeinde Pullmuzen dauen. — Gottlov! seggt Petrus, da hewwt we wedder ne Sorge wenniger, slah doch

mal dat graute Bauk up un kiek in'n Register tau, wo de jüngesten ut Pullmuzen tau finnen sind. Jawoll, seggt Paulus, un halt dat grote Bauk her; fängt an tau blädern un blädert un söcht und söcht nah der Gemeine Pullmuzen, un kann se nich finnen. Ohle Quengeler, gif meck mal et Bauk, seggt Petrus, un blädert und söcht un söcht. — — Swerenoth! reppt he up emal un verjöcht seck, de Gemeine Pullmuzen steit'r je gar nich inne! Is doch wahrhaftigen Gott nein einzig Minsche ut Pullmuzen in'n Himmel! Was is nou tau daune, seggt Paulus, nou mötte we sau lange mit den Jouden-Herutsmoiten toiben (warten), bet mal eine ut der Gemeine Pullmuzen in'n Himmel kummt! — Ja, toibet man tau, de Joude kann'r noch lange inne sitten.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Aus Hebels Briefwechsel. Zur Erinnerung an den 10. Mai 1860. — Jenseit des Tweed. Bilder und Briefe aus Schottland von Theodor Fontane. — Novellen von Robert Waldmüller. — Hadschi-Jurt. Von E. von Wittgenstein.

— * Von Klaus Groths „Quickborn“ erscheint soeben die achte Auflage.

— * Der Briefwechsel zwischen den Astronomen Gauß und H. C. Schumacher ist im Druck erschienen. — Hermann Grimm arbeitet an einem „Leben Michelangelo's“; der erste Band, welcher bis zum Tode Rafaels geht, soll in Kurzem herauskommen. Von dem großen und feinen Talente des Verfassers ist etwas sehr Gutes zu erwarten. — Bei Meißner in Hamburg soll ein Buch erscheinen; welches „demokratische Studien“ betitelt ist und von Ludwig Walesrode unter Mitwirkung einer Anzahl von hervorragenden Schriftstellern der demokratischen Partei herausgegeben wird. Das Buch enthält unt. And. Aufsätze von Karl Vogt („ein Blick auf das jetzige Genf“), Ludwig Simon („Deutschland und seine beiden Großmächte“), Michelet („die beiden Napoleone“), Moritz Hartmann („ein Brief aus Italien“), Adolf Stahr („F. von Schiller, ein kulturgeschichtlicher Protest.“)

— * Der Volkskalender von Berthold Auerbach für 1861 wird jetzt schon auf den 1. September angekündigt. Derselbe wird zwei Erzählungen und „Naturbetrachtungen“ von Auerbach enthalten, eine Erzählung von Gottfried Keller, ferner Beiträge von Virchow, Andree, Bernstein und Sigismund.

— * Die Bücher, welche in England den größesten Absatz haben, sind die Bibel und der Shakspere. Man druckt dort jährlich gegen drei Millionen Bibeln; die Zahl der durchschnittlich im Jahre verkauften Ausgaben des Shakspere wird auf 20,000 angeschlagen.

— * Ueber das letzte Werk von Friedrich Gerstäcker, das javanische Sittenbild „Unter dem Aequator“, sagt die Kölnische Zeitung: Die Erzählung, die in Cramat, einer Vorstadt Batavia's, beginnt und in Frankfurt a. M. endet, ist ungemein reich an absonderlichen Situationen und originellen Charakteren. Der Verfasser ist in den Matrosenkneipen und in den chinesischen Spelunken orientirt, als hätte er sich nicht Wochen, sondern Jahre lang dort umgesehen; er weiß die ethnographischen Merkwürdigkeiten Java's, die Reize der Tropenwelt und die soliden Eigenschaften wie die Verkehrtheiten der holländischen Herren und der unterwürfigen Malayen als Farben zu einem Tropenbilde meisterhaft zu verwenden, auch seine humoristische Ader ist unter der starken Produktion der letzten Jahre nicht versiegt. Man hat wohl darüber gestritten, ob Gerstäcker bloß gewandter Verarbeiter geographischen Materials oder ob er ein wirkliches Dichtertalent sei; wir antworten einfach darauf: wer Charaktere wie Lockhaart, Figuren, die sich dem Leser unvergeßlich einprägen, so wie die originellen Gestalten, die Fleisch und Blut haben, wie Horbach und Nitschke, in diesem javanischen Sittengemälde so drastisch durchzuführen vermag, und wer sich in die Anschauungen und Gefühle fremder Völker und Volksmassen so einzuleben weiß, der hat einen entschiedenen Beruf für solche Darstellungen, und dessen Sittenbilder haben ein volles Anrecht auf den Erfolg, der ihnen in nicht gewöhnlichem Maße zu Theil geworden ist.

— * Das sechste Heft der „geographischen Mittheilungen“ von August Petermann bringt einen interessanten Beitrag mit den neuesten Nachrichten aus China und Japan und über die dortigen Handelsverhältnisse, nebst Uebersichtskarte und speciellen Plänen. Ein englisch-französisches Kriegs-Geschwader bewegt sich gegen die Küsten des himmlischen Reiches hin, während eine glänzende Gesandtschaft des Friedens von Japan nach Nord-Amerika geht und eine preußische Expedition nach japanischen Gewässern unterwegs ist. Tausende von Handelsschiffen aller seefahrenden Nationen durchkreuzen sich im ostasiatischen Meere Jahr ein, Jahr aus, um einen großartigen Verkehr zwischen diesen so lange abgeschlossenen Reichen und der übrigen Welt zu entwickeln; doch beschränkte sich der ganze Verkehr bisher auf wenige Handelshäfen, unter denen Kanton, Schanghai und Nangasaki die besuchtesten waren. Es sind aber nunmehr in Japan, China und den Philippinen im Ganzen schon 20 Handelshäfen eröffnet worden, nämlich außer den erwähnten drei: Hakodadi, Niegata, Kanagama, Fiogo, Niutschuang, Tengtscheu, Tschingkiang, Hankau, Ningpo, Futschen, Amoy, Swatau, Khiungtschen, Taiwan, Sual, Iloilo und Zamboanga. — Von dem ungarischen Reisenden in Inner-Afrika, Ladislaus Magyar, bringt dasselbe Heft nähere Mittheilungen über die von ihm in den Jahren 1850, 1851 und 1855 bereis'ten Länder Moluwa, Lobal u. A., nebst einer von Dr. Petermann gezeichneten Originalkarte, auf welcher die dreifache interessante Route des Reisenden zwischen Bihe und der Residenz des Muati-janvo verzeichnet ist. Auch enthält dasselbe einen umfangreichen Originalbericht über die russische Expedition nach Khorassan und Persien, in den Jahren 1858 und 1859. — Eine Correspondenz des Constitutionnel aus Alexandria vom 3. Juni bringt Nachrichten über das Schicksal des Dr. Vogel. Der Vice-König von Egypten soll nämlich an mehrere Herrscher von Central-Afrika geschrieben und sich Auskunft über den deutschen Reisenden erbeten haben. Der Sultan von Darfur hat geantwortet, Vogel sei vom Könige von Bargu getödtet worden. Jetzt ist aber dessen Sohn auf den Thron gelangt; dieser hat nicht den barbarischen Charakter seines Vaters und nahm die Anfragen des Sultans von Darfur sehr gut auf; letzterer hofft sogar, dem Vice-Könige bald die Papiere des unglücklichen Reisenden schicken zu können.

— * Ein bisher nicht gekanntes oder doch vergessenes Werk von Gluck ist von O. Lindner aufgefunden worden; derselbe berichtet darüber in der Vossischen Zeitung. Es ist eine Festmusik, welche Gluck im Jahre 1769 gelegentlich der Vermählung des Infanten Ferdinand Ludwig Philipp Josef von Parma mit der Erzherzogin Maria Amalia schrieb. Ein Theil der in vier größere Abtheilungen zerfallenden Tonschöpfung ist allerdings bekannt genug, nämlich die den Schluß des Ganzen bildende Oper „Orfeo.“ Anders verhält es sich mit den drei vorhergehenden Stücken: „Le Feste d'Apollo“, „Bauci e Filemone“ und „Aristeo.“ Jedes dieser Werke, auch der Orpheus, war einaktig behandelt. A. Schmid, der in seinem Buche über Gluck dieser Stücke auf Grund eines ihm vorgelegten Textbuches gedenkt, sagt ausdrücklich: „Von allen diesen Stücken ist in den Mauern Wiens nichts zu finden“, und allgemein wurde die Musik zu den drei ersten für verloren erachtet. Und doch befand sich das ganze Werk in guter Abschrift noch 1826 in Wien. In diesem Jahre kaufte es ein Liebhaber, der verstorbene Bibliothekar Spiker in Berlin; ungekannt lag es in dessen Musikalien-Sammlung, bis dieselbe testamentarisch an das Berliner Joachimsthal überging. Den künstlerischen Werth des Werkes — von Orfeo ist nicht die Rede — schlägt Lindner nicht gerade hoch an und bemerkt, es trage den Stempel der Gelegenheits-Musik an sich.

— * Der Dichter Moritz Hartmann hat sich mit der Tochter eines Pensionsvorstehers in Genf, Bertha Rödiger, verheirathet. Zeugen auf Seiten des Poeten waren General Klapka, Karl Vogt, Ludwig Simon und James Fazy.

— * Der Stuttgarter Liederkranz beging am 12. Juni in gewohnter Weise das Frühlingsfest zu Ehren Schillers im schönen Garten der Silberburg. Feodor Löwe hielt eine Festrede voll patriotischer Wärme; es folgten der Vortrag des Eleusinischen Festes und Gesang. Auf dem Schillerplatze hatte sich bei der Rückkehr der Festgenossen in die Stadt eine unabsehbare Menge um das Denkmal versammelt, Kopf an Kopf standen die Tausende; mit Einbruch der Nacht zogen die Sänger auf dem Platz ein, das Standbild erglänzte in der Beleuchtung, die Sänger betraten die Stufen, und noch einmal wurde Arndts Vaterlandslied mit Begeisterung angestimmt. Das Hoch, dießmal in Schillers Andenken auf das Vaterland, wurde von den Stufen des Denkmals aus mit folgenden Worten dargebracht: „Vor des unsterblichen Dichters Standbild, auf der Stätte wo vor wenigen Monden in den ewig denkwürdigen deutschen Festtagen Schillers Heimath ihrem größten Sohn die dankbare Huldigung dargebracht hat, sind wir in Schillers Geist auch heute versammelt, und wir feiern in diesen Tagen der Bedrängniß, da die deutsche Nation wie einst zur Zeit seines Heimgangs von fremder Gewalt und wälschem Uebermuth bedroht ist, sein Andenken, wenn wir all' unser Sehnen und Denken, all' unser Handeln dem geliebten Vaterlande weihen. So erschalle denn heute vor deinen verklärten Zügen und im Aufblick zu deinem unsterblichen

Geist, hoher Meister, unserem deutschen Vaterland, seiner Einheit und Größe unser begeistertes Hoch!" Begeistert stimmte die Menge, die bis dahin lautlos gehorcht, mit ein, und weithin hallte durch die Nacht der Jubelruf. Die Sänger beschlossen den Abend mit einem im Bürgergesellschaftssaal veranstalteten und durch manche kernige Trinksprüche gewürzten Mahle.

— * Das alte berühmte Schloß zu Meersburg am Bodensee wird jetzt (nach einer Notiz der Kölnischen Zeitung) zum Verkauf ausgeboten, jenes merkwürdige Baudenkmal, das mit seinem „Belfried" oder Donjon, dem sogenannten Dagobertsthurm, bis ins siebente Jahrhundert hinaufreicht; denn als Leuchtthurm oder Schutz des Hafens soll der Frankenkönig Dagobert I. zwischen 630 und 638 den aus großen Findlingen aufgebauten Thurm errichtet haben, und ein eingehauenes C. M. mit einem Hammer daneben ist von Alterthümlern auf Karl Martell gedeutet worden. Gewiß ist, daß Konradin zweimal auf der Burg wohnte, als Gast des Bischofs von Constanz, dessen gewöhnliche Residenz Meersburg war. In neuerer Zeit diente es Behörden zum Sitz; als diese es 1836 verließen, stand es verödet und vom Untergange bedroht, bis es der bekannte Freiherr von Laßberg durch Kauf an sich brachte und in den ehemaligen Archivsälen des schwäbischen Kreises seine berühmte Manuscripten- und Büchersammlung aufstellte. Er restaurirte und verschönerte es, und bis zu seinem Tode, im Jahre 1855, wurde die alte Meersburg das Ziel mannichfacher Wallfahrten für die Schriftsteller und Gelehrten des Schwabenlandes. Uhland, Kerner, Wessenberg, Hug, Schwab, Lachmann, die Grimm, Mone, G. Görres, Reuchlin u. s. w. verkehrten unter dem gastlichen Dache des ritterlichen Burgherrn, der Allen Anregung und Förderung bot aus dem reichen Schatze seines Wissens oder durch die Fundgrube seiner gelehrten Schätze, worunter bekanntlich der (wie jetzt anerkannt) beste und älteste Nibelungen-Codex war. Am 24. Mai 1848 starb auf der Meersburg des Frhrn. von Laßberg Schwägerin, die westfälische Dichterin Annette von Droste. Nach dem Tode des Besitzers sind jene wissenschaftlichen Schätze nach Donau-Eschingen gewandert, vom Fürsten von Fürstenberg unzersplittert erworben. — Das schöne alte Schloß selbst möge sich eines würdigen Nachfolgers seines letzten Besitzers erfreuen.

— * Der frühere Mozartkeller in Prag ist jetzt der Industrie verfallen, doch hat der nunmehrige Besitzer an der Stelle, wo Mozart zu sitzen pflegte, eine Marmortafel anbringen lassen, welche einen deutschen und einen böhmischen Gedenkvers trägt.

— * Gustav Freytag. Professor Constantin Rößler in Jena hat eine Schrift herausgegeben, welche betitelt ist „Gustav Freytag und die deutsche Dichtung der Gegenwart." Es werden darin sämmtliche Dichtungen des Verfassers von „Soll und Haben" besprochen. In dem „Hamburger Wochenblatt" finden wir ein Urtheil über die Rößlersche Schrift von Dr. J. B. Meyer und erlauben uns, nach demselben auch unsere Leser mit dem Buche bekannt zu machen. Gustav Freytag ist den 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Schlesien geboren. Er erhielt den Gymnasialunterricht zu Oels, unter der häuslichen Leitung eines Oheims. Seit 1835 studirte Freytag deutsche Philologie in Breslau und in Berlin unter dem besonderen Einflusse Böckh's und Lachmann's. Zum Studium der deutschen Philologie führte ihn, sagt Rößler, außer seiner warmen Liebe zum eigenen Volke, die enge Verbindung, in der gerade bei der deutschen Alterthumswissenschaft Sprachkunde und Kunde der sittlichen Zustände stehen. Sein Geist hatte ein Verlangen nach lebendigem Stoff. Daher konnte auch die Hegel'sche Philosophie, auf die ihn ein Freund hinlenkte, nur in allgemeiner, ideell anregender Weise auf ihn wirken, ohne ihn in ein Gerüst pedantischer Formeln zu fesseln. Auch sein Hang nach einem mannichfaltigeren Verkehr mit Menschen lag in dieser seiner Natur begründet; so gewann er einen vielseitigen Blick auf Menschen und Zustände, wie ihn ein Dichter bedarf. Stand er in Berlin unter den Einflüssen eines wissenschaftlichen und großstädtischen Verkehrs, so eröffnete ihm zugleich der freundschaftliche Umgang in der Familie des Gutsbesitzers Koppe einen Blick auf das Leben eines großen Landwirths und eines großen Gutes. In Breslau, woselbst er sich 1839 als Docent der deutschen Philologie niederließ, finden wir ihn wieder in engem Verkehr mit dem hochgeachteten Kaufmanne und Patrioten Theodor Molinari. Freytag zeigte das Talent, überall in den verschiedensten Kreisen und an verschiedenen Personen das Bedeutende herauszufinden, und mit Recht scheint Rößler zu sagen, daß diese Kunst für eine dichterische Schöpfergabe wichtiger ist, als das äußerlich bunteste Lebensschicksal. Ein solches zeigte Freytags Leben nicht. Er lehrte einige Jahre zu Breslau mit entschiedenem Erfolg, besonders in Vorlesungen, die den allgemeineren Boden der Literaturgeschichte betraten, einer Wissenschaft, die noch auf den meisten deutschen Universitäten stiefmütterlich der Fürsorge des Zufalls überlassen ist. Seinem Versuch, den Boden der politischen Geschichte zu betreten, widersetzte sich der nun verstorbene Historiker der Fakultät, der nach schlechter akademischer Sitte dieses Gebiet als sein Pachtgut betrachtete. Nach dem Gesetze mußte Freytag die Befugniß, eine rein geschichtliche Vorlesung zu halten, abgesprochen werden. Dies war der Anlaß, daß Freytag seine Vorlesungen mehrere Jahre aussetzte und 1847 sein Verhältniß zur Universität ganz löste. In dieser Zeit erwachte stärker sein poetisches Talent, das ihn schon auf der Schule zu Entwürfen von Dramen geführt hatte. Im Jahre 1845 veröffentlichte er unter dem Titel „In Breslau" eine kleine Sammlung seit 1838 entstandener lyrischer Gedichte, deren individuelle Bildlichkeit, deren mit Rücksicht auf die wachsenden Bedürfnisse des socialen Volkslebens und doch ohne unpoetische Tendezelei gewählter Inhalt in der Schrift Rößlers gebührend hervorgehoben werden. Doch sind seine Gedichte nie in so weite Kreise gedrungen, wie seine späteren Dramen. Rößler bespricht im ersten Abschnitt seiner Arbeit die einzelnen Dramen Freytag's, sein erstes im Jahre 1841 auf Anlaß einer von der Berliner Hofbühne ausgeschriebenen Preisconcurrenz entstandenes Stück „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen", das unausgeführte Trauerspiel in einem Akte „Der Gelehrte" im Jahre 1844, die im Jahre 1845 geschriebene „Valentine", die in den folgenden Jahren mit entschiedener Wirkung über die meisten Bühnen Deutschlands ging, den schon vor 1848 geschriebenen, aber erst nach dem März dieses Jahres ins größere Publikum gedrungenen „Grafen Waldemar", in dem Prutz den Bruch des Dichters mit seiner jungdeutschen Herkunft schon angedeutet findet, endlich das 1854 erschienene Lustspiel „Die Journalisten", das auf der Bühne ein ungemeines Glück gemacht hat, freilich, wie Prutz will, vorzugsweise bei dem behaglichen Mittelstand, bei der satten, etwas breitmäuligen Bourgeoisie. — Rößler bespricht nun ausführlich den Roman „Soll und Haben" und wendet sich dann zum Trauerspiel „Die Fabier." Es ist ein reiches Korn seiner Dichtung geworden, wir wüßten kein Drama der Neuzeit, das die Fabier an poetischer Gestaltungskraft und geistiger Tiefe überragte. Es handelt von dem Kampf des alten Patriziergeschlechts der Fabier in Rom mit den Plebejern. Die Vejenter sind in römisches Gebiet eingefallen und haben die Güter der Fabier verwüstet. Der Konsul Kaeso Fabius fordert die Römer auf, diesen Frevel der Feinde zu rächen. Aber der Volkstribun Sicanius, ein persönlicher Feind des Adels, hat selbst die Vejenter zu dem Raubzug gegen die Fabier aufgestachelt und verweigert die Theilnahme des Volkes an dem Kampf. Die Fabier rächen sich durch heimliche Ermordung des Sicanius. Ihre That bleibt nicht geheim, Spurius, ein Mann des Volks, bis dahin voll ehrerbietiger Achtung vor den Fabiern, findet bei dem Ermordeten das Zeichen der Fabier. Sein Sohn Gajus Icilius liebt die Tochter des Konsuls und hat auch ihr Herz gewonnen, als er sie mit jugendlichem Heldenmuth gegen die Vejenter vertheidigte. Spurius fordert nun das Siegel des verbrecherischen Geheimnisses, um das er weiß, für seinen Sohn die Tochter vom Konsul. Dem alten Römer gilt der Stolz seines Adels und das für ihn damit zusammenhängende Wohl des Staates höher als das Glück seines Hauses. Er beschließt in einem Familiengericht den Tod des Mörders und ergreift selbst das Beil, den eigenen Sohn zu tödten, als der dazu Berufene sich weigert, sein Urtheil zu vollstrecken. Die Fabier hindern die Ausführung. Da beschließt Kaeso eine andere heldenmüthige Sühne des Geschlechts. Die Fabier erbitten vom Senat das Recht, allein den Kampf gegen die Vejenter zu führen; denn das Volk, jetzt unter Spurius Leitung, beharrt auf seiner Weigerung sich an dem Zuge zu betheiligen, ehe die Grenze des Eherechtes zwischen Patriziern und Plebejern gefallen. Die Heldenschaar der Fabier zieht allein in den Kampf, nur Gajus Icilius folgt ihnen; als das Spurius vernimmt, bricht die Sorge des Vaters den plebejischen Starrsinn. Er eilt mit dem Volke den Helden zu Hülfe; allein zu spät. Die Fabier sind der Uebermacht der Feinde erlegen, auch sein Sohn ist gefallen, indem er nur das Leben des jüngsten Fabierknabens schützte, nun des einzigen Sprosses des vernichteten Geschlechts. Das ist der Rahmen des mit lebendigster Fülle ausgeführten Bildes echt römischen Lebens. Was nun gegen dieses Stück vorgebracht ist, geht besonders auf einige Punkte. Man hat die reiche Charakteristik der verschiedenen Patrizier gerühmt und getadelt, daß dagegen das Volk zu sehr als indifferente Masse dastehe, aus der nur Sicanius und Spurius handelnd und bestimmend heraustreten. Besonders in einem sehr lesenswerthen Aufsatz der Preußischen Jahrbücher Bd. 3 ist dieser Gesichtspunkt geltend gemacht, und Freytag hat bei einer Bearbeitung für die Bühne auch dem übrigen Volke ein individuelleres Gepräge gegeben. Ob mit Recht, scheint mir zweifelhaft. Die individuellere Mannichfaltigkeit politischen Wollens, staatlichen Bewußtseins im Volke ist schon das Zeichen einer späteren Entwicklung, als zur Zeit der Fabier erreicht war; für diese Zeit mag es antik römisch sein, den ganzen Willen des Volkes in einige leitende Köpfe zu legen, die dann Volkstribunen waren oder wurden. Es liegt daher in der Natur der Sache, daß bei den edlen Fabiern die reichere Charakteristik gegeben ist. Bei ihnen werden wir die größeren Leidenschaften und den größeren Edelsinn finden. Das tritt besonders in dem Gegensatz zwischen Kaeso und Spurius hervor, der eine will um des Verbrechens willen den eigenen Sohn tödten, den eigenen Stamm vernichten, der andere giebt für die Gewährung der Liebesansprüche des Sohnes die durch den Staat gebotene Sühne des Mordes auf. Es ist der wohlbegründete Gegensatz einer patrizischen und plebejischen Natur.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 27. Bremen, 1. Juli. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Herodias.

Eine Legende.

Von Günther von Freiberg.

Jerusalem! Jerusalem! Todtenstille herrscht in deinen Mauern! Trüb wie der letzte Strahl aus brechendem Auge blickt der Mond auf dich herab — schwarze Wolkenbilder treiben windzerrissen am Nachthimmel dahin! — Wehe, blutrother Schein glimmender Wachtfeuer vor deinen Thoren! Die Feinde, Roms Krieger, schlugen ihr Lager an des Kidrons Gewässern auf.

Also klagten die Kinder Judäas in banger Herbstnacht, und mit ihnen seufzte der Wind durch die öden Straßen der eroberten Stadt und über dem Oelberge, wo das Angstgebet des Messias dereinst im Dufte der Aloe verhauchte, wie Weihrauch gen Himmel steigend. Diesseits breiteten sich im Thale die weißen Gezelte der Heerschaaren des Titus aus. Verworrenes Getöse von Becherklang und Jubelruf drang aus dem Lager empor zu den Israeliten wie eine bitter höhnische Entgegnung auf stille, stumpfe Verzweiflung. Auf der Höhe standen die bleichen Gestalten der Bezwungenen, Wange an Wange gedrängt, ängstlich, gleich Phantomen längs den Mauern schleichend; unten aber feierte Titus im Purpurzelte das Siegesgelag mit prächtigem Banket.

Der Vorhang des Zeltes war zurückgeschlagen, und ein taghéller Lichtglanz von Fackeln und Feuerbecken ging von der Stätte aus, welche der Kaiser mit seiner Umgebung einnahm. Die blanken Harnische und Schuppenpanzer der Krieger schimmerten weithin durch die Ferne, durch die Nacht. Titus ruhte vom Kampfe auf schwellendem, golddurchwirktem Polster, den Harnisch, die Armschienen abgeschnallt, den Lorbeer um die breite, denkende Stirn, den Lorbeer, womit ihn die Geliebte, die reizende Berenice, in triumphirender Zärtlichkeit geschmückt hatte. Berenice lehnte neben ihm auf einem Leopardenfelle, welches über dem Ruhebett ausgebreitet lag. Das goldige Haar der jüdischen Fürstentochter, die von ihrem Volke um des Titus willen abgefallen, quoll in schwerer, seidiger Fülle auf ihre marmorweißen, entblößten Schultern herab, und mit schmeichelnder Lippe, Rosen und Perlen am Busen, jung wie der Morgen, „schön wie die Sünde“, erzählte sie ihrem hohen Gebieter Sagen des israelitischen Volkes; wunderbare, halbverklungene Weisen, denen Titus nach gewonnenem Kampfe begierig lauschte. Und traumhaft klangen die Lyrasaiten der Zitherspieler dazwischen, während der Mundschenk, ein schöner Knabe in üppigem Epheukranz, die gemmengezierte Trinkschale des Kaisers mit frischem Cyprier füllte; während die Kriegstribunen und Präfecten ihre Ehrenplätze zu Seiten der goldstrotzenden Tafel einnahmen und die Handmädchen der Berenice kostbares Räucherwerk in Porphyrvasen schürten.

Geisterhaft starrten auf dieses Bild freudigen Genusses die Zinnen der gegenüberliegenden Davidsburg von einer Anhöhe herab. Jenes einzige Gebäude, vom weißen Monde beschienen, war noch nicht von den Römern gewonnen; noch hatten die Juden den Eintritt dazu mit ihren Schwertern und Leichen gesperrt, noch ragte die Burg stolz und schroff in den dunklen Himmel empor. Aber die Römer achteten nicht darauf; ihre Blicke hingen berauscht an den Lippen Berenices, ihre Pulse flogen bei der Erzählung der Prinzessin in krampfhafter Spannung, und draußen lagerten die Kriegsknechte im Würfelspiel vertieft oder im Weinrausch schlafend versunken.

Nur Einen hatte es von der Tafel, aus dem duftschwülen Zelte fortgetrieben, im unbewußten Drange nach kühler Luft. Es war der jüngste Kriegstribun, Valerius, ein Jüngling aus edelstem Patriziergeschlecht. Ein seltsam wunderbares Gemisch von Grauen und Neugier überkam ihn, sobald er den Blick nach der Davidsburg erhoben, und während langer Zeit ging er auf und ab vor dem glanzgefüllten Zelte, in welchem Berenice erzählte und erzählte. Immer tiefer sank die Nacht auf das Lager herab; immer heller leuchteten die weißen Zinnen der Burg im Mondlicht, daß es schien, als wären ihre Mauern durchsichtig, ein Aufenthalt für Geister und Schatten.

Endlich verstummte die schöne Erzählerin — Valerius kehrte in den Kreis der Lauscher zurück und vernahm noch im Eintreten, wie der Name „Herodias“ halblaut von den Lippen der Anwesenden klang; — Titus schaute sinnend vor sich nieder. Alle waren sichtlich ergriffen und noch unter dem Eindruck der Geschichte. Wie wenn der Wind plötzlich über hellbrennende Kerzen weht und die Flammen während eines Augenblicks schwächer brennen, so gedämpft erschien plötzlich der feurige Strahl der Augen rings umher, und die Stirnen waren verschattet. Doch Niemand gab Valerius weitere Auskunft. Er sah nur, wie auch Berenice nach der weißen Burg emporblickte, und daß sie sich mit leichtem Schauer schnell davon abwandte. Hatte ihre Erzählung Bezug auf die Davidsburg gehabt? —

Noch bevor es sich Valerius deuten konnte, löste sich das Banket auf, und durch das Lager, ihren verschiedenen Posten zu, schritten die römischen Krieger. Das Purpurzelt rauschte zu — nach und nach ward es still; nur die ablösenden Posten unterbrachen von Zeit zu Zeit die nächtliche Ruhe. Valerius, den Helm auf dem lockigen Haar, das kurze Schwert um den kräftig schlanken Leib gegürtet, wandelte eine Strecke mit mehreren Gefährten zusammen, bis er sich von ihnen trennte, eine abweichende Richtung einzuschlagen. Sein Pfad führte über den Hügel der Davidsburg; nicht anders vermochte er sein Ziel zu erreichen. Langsam, träumerisch wandelte er dahin. Fern ab schwärmten seine Gedanken der Heimath zu, nach dem freundlichen Hause an der Tiber gelbschäumendem Wasser. Von dort riß er sich los, feurig und ungestüm, Roms Adlern gen Osten zu folgen. Noch fühlt er die heißen Thränen seiner Mutter auf Hals und Wange — er fühlt seine Schwestern die weichen Arme

um seinen starren Nacken schlingen — er beugt sich ihrem zärtlichen Umfassen — Wonnen des Muthes, Leiden der Wehmuth durchströmen sein hochklopfendes Herz.

Und immer ragten die Burgmauern gespenstisch vor seinen Blicken; hin und wieder verdeckte ihm eine Ceder, eine Pinie die Aussicht, doch bald stand es wieder in seiner ganzen Größe vor ihm, das alte, uralte Gebäude, von dessen Söller Bathseba und Sulamith über die Würzgärten herabblickten. Aber was kümmerte den stolzen Römer die Vergangenheit eines Volkes, das er verachtete und zertrat mit seinem Fersenstoß? Er kannte nicht einmal die Beziehungen, die Geschichte Jerusalems, und weiter wandelte er bis zu dem Flußbette des Kidron, welches von der Sommerhitze ausgetrocknet, ziemlich leicht zu durchschreiten war. Ganze Wälder von hochrothblühendem Oleandergebüsch sproßten am Ufer und deckten mit ihren Blüthenstauden auch die Breite des Flusses beinah zu. Durch dieses Blumendickicht, dieses Meer von Duft brach sich Valerius Bahn. Er schritt von Stein zu Stein, selten einmal mit dem Fuß eine sumpfige Stelle berührend, bis er glücklich das jenseitige Ufer erreichte. Nun stand er vor der Anhöhe, einen Pfad durch das hohe Farrenkraut und Basilikum erspähend. Das Schwert in der Hand ging er den Berg hinan. Je höher er stieg, desto einsamer und schauriger ward es; der Thurm der Davidsburg warf einen schmalen, schwarzen Schatten auf das dürre Gefild. Valerius aber sang ein Lied des Catull, einen Hymnus an Roms alte, ewige Götter. Frisch und voll tönte seine Jugendstimme durch die Einöde, und er ging unverdrossen weiter.

Plötzlich schwebte ein leichter Nebelstreif von der Höhe des Berges niederwärts dem Thale zu. Es däuchte Valerius, als sänke eine Wolke zur Erde herab, um sich in Dunst aufzulösen. Der Jüngling stutzte — das Lied verklang auf seiner Lippe — er blieb stehen, doch hielt er die Erscheinung bald für ein Spiel von Licht und Schatten, denn über die Bogengänge der Burg huschte es bald hell, bald dunkel . . . . im Augenblick war Alles verschwunden, und er ging muthig weiter über das Geröll und Gestrüpp. Horch! . . . es dringt ein Seufzer an sein Ohr . . . ein menschlicher Seufzer! das war kein Rauschen des Windes, kein Flügelschlag schwärmender Nachtvögel. Und abermals bleibt Valerius stehen, auf sein kurzes Schwert gestützt. Doch bleibt es still, grabesstill . . . . kein Hauch, kein Lüftchen regt sich. — Sieh, da taucht das Nebelbild wieder aus dem Dunkel empor: es naht schwebend dem Römer — es kommt näher und näher — und je mehr er es in die Augen faßt, um so mehr verdichtet, formt es sich, bis Valerius eine weiße Gestalt in fliegender Schleiergewandung erkennt. Oder — ist Alles nur Täuschung, Wolkengebilde, die der Mond anglüht?

Die Gestalt schreitet mit ihren nackten Füßen über Schutt und Nesseln, über die stachlichen Blätter der Aloe, als fühlte sie nichts. Sie scheint zu schweben wie ein abgeschiedener Geist, der mit geschlossenen Füßen wandelt. Valerius war in den Schatten eines Oelbaums getreten, um seine Nähe der Nachtwandelnden nicht zu verrathen. Sie naht! — er schaut ihre zarte, traumhafte Gestalt und bebt. Ihr Antlitz ist von dem langen Haare verschleiert; der unstäte Wind treibt es losgebunden um ihre bleiche Stirn. . . . Noch ein Athemzug, und sie muß ihn sehen. . . . Aber mit niedergeschlagenen Augen wandelt sie an ihm vorüber, und ringsum zieht sich die Nacht dichter und dunkler zusammen.

Valerius, dem Drange seiner Seele nachgebend, folgt ihr athemlos mit eiligen Schritten — schon will er rufen — da wendet sie das Haupt, welches der Mond in seinen Strahlen badet, während des Römers Antlitz verschattet bleibt; ihr Blick voll unsäglicher Wehmuth streift den Jüngling, und rastlos eilt sie weiter, weiter dahin. — Sein Herz erschrack vor diesem thränenschweren Blick. Schönheit, männerverblendende, ging von der Räthselhaften aus, und ihr verfallen fühlte sich der heißblütige Römer für und für.

Glanztrunkner Seele, schwanken Fußes irrte er an der unheimlichen Davidsburg vorüber seinem Zelte zu. Hier warf er sich erschöpft auf das Lager sein Herz pochte laut, und heiß wehte sein Athem. Neben ihm schlummerten seine Gefährten. Der eine rief im Traume halblaut den Namen „Berenice“ und seufzte; der andre, ein junges Kind, dem kaum der erste Flaum die blühende Lippe umsproßte, lag still und friedlich, wie im Hause seiner Mutter. Täuschte mich eine Vision, — fragte sich Valerius oft während der schlaflosen Nacht, gährt ein Fieber in meinem Blut? Und doch mußte er sich sagen, daß er klaren und nüchternen Sinnes des Kaisers Tafel verlassen, daß er sich weder durch übermäßigen Weingenuß erregt noch bei der Erzählung der Berenice berauscht hatte. Er verglich des Titus blühende Geliebte mit der seltsamen, fast körperlosen Erscheinung, die seine Sinne gefangen hielt. Um Berenice wehte frisches Leben, üppige Freude. Glühend wie die nardenduftende Braut des hohen Liedes und seelisch gleich Italiens Frauen, vereinte sie den Zauber des Orients mit der Sanftmuth eines milderen Himmelsstrichs. Funkelndes Geschmeide, Ueberfluß, ein Thron gebührte ihr, während jene Unbekannte aus überirdischem Reich herabgestiegen schien: ein Engel, aus dem Paradiese auf die kalte Erde hinabgestoßen und nun in ewiger Sehnsucht hinschmachtend, den kein Geschmeide, kein Ueberfluß, kein Thron zu trösten vermochte. Valerius empfand ein unsägliches Mitleid; von Stunde an trank Sehnsucht sein Herzblut; das weinende Auge der weißen Jungfrau hatte sein innerstes Mark versengt. Im halbwachen Traum sah er beide Frauengestalten; er sah Berenice vor der Verschleierten fliehen, und die Prinzessin schien die Geheimnißvolle zu kennen. Bald wollte er seines Kaisers Herrin schützen, bald der Andern folgen, aber immer weiter entwichen Beide — er sah nur Berenices goldnes Haar im Winde schweifen, und die schwarzen, moschusduftenden Locken der Andern streiften im Fluge seine Finger, und wo sie ihn berührt hatten, da troff seine Hand von Blut.

Valerius! Valerius! rief eine frische Stimme an seinem Ohr. Es war ein Gefährte, der ihn weckte; die Sonne stand hoch am Himmel, und in das Zelt hinein dufteten tausend Hyacinthen und Balsamkräuter neuen Trost und neue Hoffnung. Wacht auf! klang es von Posten zu Posten. Wacht auf — wacht auf! — und aus dem Thale stieg ein Adler empor, die Schwingen im Morgenglanze wiegend. Wild aufjauchzende Tubaklänge weckten das Lager aus dem Schlafe. Von Valerius wichen die Nachtgesichter; lechzend sog er den frischen Blüthenwind ein — er athmete auf — er lebte — er vergaß.

Aber deutlich flammte in seiner Seele die Erinnerung auf, sobald er des Kaisers Befehl hörte: die Davidsburg — und sei's mit Sturm — zu nehmen. Der Tag verging im hitzigen Gefecht. Titus, der noch am vergangenen Abend, von Frauenarmen umflochten, auf Märchen gelauscht, Titus saß auf schäumendem Rosse, den Feldherrnstab in Händen, und führte selbst den Angriff auf die Burg. Unverzagt wie er begleitete ihn Berenice in das wildeste Getümmel; sie schritt ihm zur Seite, in den knappen Harnisch von Goldstoff die warme Lebensfülle ihrer Glieder geschnürt. Oder sie thronte gleich dem Kaiser auf stampfendem Streithengst. Entzündet und beseelt folgten die Krieger dem glänzenden Paare, welches ihnen wie ein Doppelgestirn vorauf leuchtete.

Um so verzweifelter wehrten sich die Juden. In dichten Schaaren stürzten sie sich den Römern entgegen und schlugen sie mit wüthender Gewalt zurück. Eine Unterbrechung des Kampfes trat ein. Das Schlachtfeld rauchte von Blut. Noch hallte die Luft von Geschrei und Waffengeklirr wieder. Einzeln Flüchtende zerstreuten sich im Gefild. . . .

Längst war die Dunkelheit hereingebrochen, und schon gaben sich die Römer verloren. Da wehte des Titus Helmbusch, da schimmerte Berenices Haupthaar noch einmal durch das Dunkel; sie riefen ein letztes Mal ihre Getreuen zum Sieg oder zum Tode auf, und tödtlich Verwundete erhoben sich wieder vom Boden — ein neuer

Sturm auf die Burg begann. Das Kampfgewühl wälzte sich die Höhe hinan — das Heer der Israeliten gerieth in Verwirrung — Pechkränze und Feuerbrände wurden gegen die Mauern der Burg geschleudert; bald stand diese in lichten Flammen. Ein Schrei des Entsetzens durchschnitt die Luft — das plötzlich entfachte Feuer zu löschen war unmöglich. Es war, als schritte der Todesengel den Römern plötzlich voraus, mit tödtlichen Streichen die Kinder Israels vernichtend. Aber diese warfen Steine auf des Kaisers Heer und schossen ihre letzten Bolzen darauf ab. Valerius traf ein solcher Wurf in den Nacken, doch er verband sich die Wunde, hemmte den Blutsturz, raffte sich mit Riesenkraft empor und focht weiter.

Der Himmel war blutroth überzogen. Eine erstickende Hitze, ein undurchdringlicher Qualm machte es endlich beiden Parteien unmöglich weiter vorzudringen, der letzte Haufe der Juden war bezwungen. Bevor aber die stolzen Zinnen der Davidsburg zusammenbrachen, bevor die schlanken Kuppeln und Minarets in Zunder fielen, erschien auf den Mauern des Königspalastes eine hohe, ehrfurchtgebietende Männergestalt auf flammenumzüngeltem Altan. Im weißen, golddurchflossenen Gewande mit purpurnem Saum, im dunkelwallenden Haupt- und Barthaar stand der Trotzige und wandte sein Antlitz wider Titus und Berenice, die bis zur Burg vorgedrungen. War es der Geist eines Herrschers von Juda, war es David selbst, der zürnend aus der Königsgruft emporgestiegen?

Nein, es war Eleazar, der Hohepriester Jerusalems, der das Reich Jehovas zusammenbrechen sah. Die judäischen Krieger schleuderten die Waffen aus den Händen und stürzten vor Eleazar auf die Kniee, denn sie glaubten, er werde die Feuersbrunst beschwören; Andre warfen sich begeistert mitten in die Flammen, den Priester zu retten oder mit ihm zu sterben. Aus den Flammen aber, aus dem aufwallenden Dampfe tönte die Stimme Eleazars allgewaltig, wie einst der Donner des Herrn, als er niederfuhr zum flammenden Busch am Sinai. „Titus! Titus! deine Würgerschaaren zerstörten frevlen Muthes das Land Moses und der Propheten. Mögen sie dich richten, wie du es verdienst, ich rufe sie als Kläger wider dich auf. Mögen gleich furchtbare Feinde das Land deiner Väter, deiner Götter vernichten und deine Brüder dahingemäht liegen wie Garben auf dem Felde! — Du aber, Berenice, die du dem Vaterlandsfeinde anhingest, die du dein Land schändlich verriethest, sei verflucht, verflucht in alle Ewigkeit, gleißendes Weib. Des Gewissens Feuerbrand soll deine Seele verzehren! Du sollst vor dem Gotte Abrahams ewig niemals Vergebung finden!“ —

Ein gebrochner Laut entfährt Berenices Lippen — Herodias! ruft sie dumpf. Ein furchtbares Getöse erstickt ihren Schrei. Eleazar begraben die glühenden Trümmer, und mitten unter der Verwüstung erscheint jene weiße Gestalt, ohne daß ihre fliegenden, wolkigen Schleier sich entzünden. Valerius erblickt sie, und mit der Hast eines Rasenden bricht er sich durch die dichtverstrickten Knäuel der Krieger Bahn. Er folgt ihr mit bebenden Knieen. Sie aber entweicht in die brennende Burg. Der Jüngling folgt, unaufhaltsam — brennende Splitter stäuben um seine Stirn — sein irrender Fuß stößt an die Leiche eines Freundes, an die Stücke zerbrochener Rüstungen, zersplitterter Lanzen, das Blut rieselt aus seinem Halse über Nacken und Schultern herab — er muß das schöne Phantom erreichen, und sollte er sein Leben darum lassen. Endlich steht sie vor ihm, ihr Antlitz rosig von den Flammen beleuchtet, ihre Gestalt bläulich vom Mondenlicht überhaucht. Valerius stürzt sich auf ihre Hand und ergreift sie — oh! in dieser Hand klopfen Pulse, fließt warmer Lebenspurpur, sie lebt, sie lebt!

Ja, sie lebt, denn ein gellender Schrei entringt sich der Brust des bleichen Weibes, sie schaudert mit mehr als furchtbarem Entsetzen vor Valerius zurück — dann schlingt sie in wahnsinniger Leidenschaft beide Arme um den Jüngling, ihn mit Inbrunst lange, lange stumm betrachtend — und es war, als loderten aus ihren Augen langgehegte, dunkle, heiß hervorquellende Gedanken. — Aber im nächsten Augenblicke berührt sie mit neuem Schauder seinen römischen Harnisch, sie läßt ihn los und sinkt wie todt an Valerius nieder.

Er, selber im heftigsten Wundfieber, gewinnt noch so viel Kraft über sich, die Ohnmächtige in seinen Armen aus der Feuersbrunst zu tragen und einen noch unversehrten Hof der Burg zu erreichen. Hier legte er sie auf den geborstenen Stufen einer steinernen Freitreppe sanft nieder; todesmatt, tödtlich getroffen betrachtete er mit unnennbarem Entzücken das schöne, unerklärliche Frauenbild; er schlürfte die kostbarsten Augenblicke seines Daseins aus dem Becher des Lebens, dessen Inhalt allmälig vor seinen erblassenden Lippen versiechte. — Bei diesem Anblick zu sterben! hauchte er, über sie gebeugt, und sah sein Blut dahinfließen, ohne es aufzuhalten.

Von unweit drang das wüste Kriegsgetümmel in den stillen Hof, und die rothen Flammen warfen ein zuckendes Streiflicht auf Valerius, auf die granitne Sphinx, an der er sich stützte, und auf die Ohnmächtige. Aber der Jüngling gedachte nicht mehr des Sieges, nicht mehr seines Kaisers; er riß die geliebte, leblose Gestalt heftig an seine Brust, als müsse er sie mit seiner letzten erlöschenden Lebenskraft erwärmen. Sie erwachte. Sie wischte ihm mit ihrem Schleier, mit ihrem langen, seidigen Haar das Blut ab. Halbverständliche Worte klangen von ihren Lippen — Beider Augen irrten auf ihren Gesichtern hin und her — sie fragte ihn zagend nach seinem Namen. — Er nannte ihn. Sie schüttelte langsam das Haupt — und endlich auf seine heiße, flehentliche Bitte, auf die letzte Bitte des Valerius, begann die Wunderbare: Du fragst nach meinem Namen, meiner Herkunft, Römer, zu dem es mich zieht mit namenlos verführerischer Gewalt, aus dessen Zügen eine Aehnlichkeit mein Herz anglüht, eine Aehnlichkeit, die mich beseligt, wie sie mich entsetzt.

Dich entsetzt? ruft Valerius. — So höre: Ich war ein Mägdlein unschuldigen Sinnes, kindlichen Herzens. Stillselig floß mein junges Leben dahin, einem Frühlingstage vergleichbar, der von Rosen und Calmus duftet. Ich liebte die Menschen, und sie neigten sich meinem fröhlichen Wesen zu. Meine Mutter vermählte sich zum zweiten Male mit meinem Oheim, meines Vaters Bruder, dem Könige von Jerusalem. Wohl schlugen halbvernehmliche Laute, tadelnde Reden ob dieser zweiten Heirath an mein Ohr, doch war ich ein Kind, wußte mir nichts zu deuten und empfand nicht den Verlust meines Vaters. Von bezaubernder Pracht umglänzt, wuchs ich am Königshofe, in dieser Burg empor: angeglüht von dem Farbenleuchten der Juwelen, trunken von den Wohlgerüchen köstlicher Narden und Myrren. Und doch weiß ich, daß mir oft schwindelte in dem Prunk und mein Fuß lieber die Blumenwiesen des Gartenlandes als die goldgewirkten Teppiche der Königsburg betrat. Meine Mutter aber — noch sehe ich sie vor mir die freundlich majestätische Gestalt, die Augen, in denen es wie Wetterleuchten sprühte, die klugen Lippen — meine Mutter lebte nur für den Glanz, für das Licht. Sie war zur Herrscherin geboren, das schöne, verschwenderische Weib. Zog ich die stille, besänftigende Nacht dem blendenden Tage vor, so lachte meine Mutter und sprach: „Ei, Mägdlein! du willst einer Königin Tochter sein und wagst nicht einmal der Sonne in's goldne Antlitz zu schauen, sondern hebst dein Blumenhaupt, gleich der Wasserlilie, in durstender Sehnsucht zu dem Monde empor? Gold wehet dich wärmer an denn Silber? Silber ist kalt, und Kälte ist Tod den kühnen Gedanken, den raschen Entschlüssen, ohne die keine Königin Königin ist.“

Solche Reden vermochte meine einfältige Seele nicht in sich aufzunehmen. Schüchtern ließ ich sie gelten und vergaß ihrer alsbald, wenn ich mit meinen Gefährten im Gefild gleich Jephtas Tochter schwärmte in den Lustgärten unter den Granatapfelbäumen, den Cedern, unter all den Würzen der Weinstöcke, die da blühten, und des Krokus, der süßen Wohlgeruch duftete wie ausgeschüttete Narden. Und ich sah daselbst die Kelche der Purpurnelken sich vor

dem Abendhauch erschließen und sich wie glühend lechzende Lippen an eine benachbarte Blume schmiegen. — Ich empfand das Alles, ohne es zu verstehen — ahnungsvoll unbegreiflich überkam es mich. Ohne zu wissen, was ich that, neigte ich mich zu einer Gespielin, leise ihre Stirn mit meinem Munde berührend, um dann, Sehnsucht im Herzen, Gluth auf den Wangen, von ihr fort zu eilen, über den Rasen flüchtend, als müsse ich mich zu einem heißgeliebten Wesen retten, zu einer zweiten Seele, die gleich mir empfinden, denken und handeln müsse. Aber ich fand sie nicht, diese Seele. Ich träumte nur dieses Gebild, vom Fieber der Jugendgluth durchschauert, ich hätte es ja nicht zu nennen, nicht zu beschreiben gewußt. Und lächelnd und beschämt ob der eignen Wunderlichkeit kehrte ich zu den Mädchen zurück.

So hatte ich mich einst von ihnen verloren, den Traumgesichten mit zagenden Schritten schwankend in das Ungewisse nachzufolgen, als ich über eine blumenbesetzte Terrasse irrte und plötzlich gewahrte, daß meine Mutter, sich am goldenen Geländer stützend, vor mir stand. Sie aber sah mich nicht, meines Vaters Kämmerer, mit ihm eine vertraute Dienerin, eine Nubierin von glänzendbrauner Hautfarbe, waren um sie. Noch verbarg mich ein Säulenschaft, hervorzutreten wagte ich nicht, als ich das Antlitz meiner Mutter sah.

Gott Israels! wie blickte sie wild! ihr Haar sträubte sich über der gefalteten Stirn, ihre Augbrauen zuckten so dicht zusammen, daß sie fast einen Strich, einen bösen, schwarzen, in dem schönen Gesichte bildeten. Selbst der goldgefaßte Onyx ihres Diadems schleuderte Blitze. Wovon sie sprach, ich verstand es nicht; nur entsinne ich mich des Ausrufs: „Der König hält ihn in Haft — er muß ihn tödten lassen, den Frechen, der sich erdreistete über meinen Ehebund mißbilligende Rede zu führen.“

Schon von dem Augenblick schwand meine Unbefangenheit. Ich hatte zum ersten Mal den Groll auf einem Antlitz gesehen, bisher ahnte ich nichts davon, denn noch war Pein und Herzensqual eine Fabel für mich. Bebend fand ich mich unter den Gefährtinnen wieder. Sie hatten mich längst gesucht; bei der Schwüle des Tages lockte es sie zum Bade im Weiher. Hastiger als je warf ich meine Kleider ab; mir war, als müßten die luftigen Stoffe auf meiner Haut versengen. Flammend tauchte ich in des Bades duftige Fluthen, darüber sich dichte Palmenblätter wölbten. Die Wasservögel flogen jach aus dem Schilfe empor und kreisten schreiend über unsern Häuptern; — alles war unruhig, ängstlich in dem sonst so stillen Bade. Wir entstiegen dem Wasser; Dienerinnen hatten Polster am Ufer ausgebreitet und harrten unserer mit Gewändern und Linnen. Wir trockneten unsere langen Haare an der Sonne, wir ließen unsre Schultern davon umspielen, gaben sie dem Winde preis und schüttelten die Wasserperlen aus den Lockensträhnen; ein Spiel wobei wir sonst mit der Fülle, mit der Farbe unserer Haare wetteiferten und wobei ich kindischen Stolzes vernahm, daß meine Locken die längsten waren und dunkel wie der Flügel eines Nachtfalters. An jenem Tage aber blieb ich in mich gekehrt, glättete nicht mit goldzackigem Kamme meine Zöpfe, verflocht sie nicht mit blauen Lotosblumen und Schilf, lächelte nicht zu den muntern Reden der im Wasser plätschernden Mädchen.

Da schritt meine Mutter durch den Garten auf mich zu; sie lächelte wie sonst, der böse Schatten war von ihren Zügen entwichen, und doch war sie noch immer wie verwandelt. Die nubische Sclavin hielt einen Purpurschirm über das siegende Haupt der Königin ausgespannt; von der Purpurgluth überhaucht bekam ihre Schönheit neue Gewalt, doch unheimlich verblendende. „Freue dich“, wandte sie sich zu mir, „der König giebt nach Sonnenuntergang ein Abendmahl den Obersten, Hauptleuten und Vornehmsten in Judäa. Du, meine Tochter, wirst vor dem König unserm Herrn und denen, die mit am Tische sitzen, tanzen. Komm, folge mir, laß dich schmücken. Sei schön, Mägdlein, überstrahle der Fackeln schimmernden Glanz.“

Angstvoll, zagend folgte ich dem Gebot. Mein Herz sträubte sich gegen lärmende Freude, mein Ohr weigerte sich auf Cymbeln- und Paukenschall zu lauschen. Vor den größesten Metallspiegel der Königin ward ich von meinen Frauen geführt. Sie salbten mein Haar mit köstlichem Oele, duftschwer wallte es über meinen Nacken herab. Der Wohlgeruch versetzte mir den Athem; die Edelgesteine, die Perlen meines Feierkleides erdrückten mich fast, und halb erstickt, mit unsichern Schritten nahte ich zur Abendzeit der Tafel, daran der König und seine Gemahlin unter den Gästen saßen. — Woher meine Angst, woher meine Verwirrung? War es das Gaukelspiel meiner aufgeregten Sinne, daß es mir schien, als herrschte unter den Gästen eine wildere Fröhlichkeit denn sonst, daß meine Mutter sich ungewöhnlich hastig in Wort und Geberde erwies und der rothe Wein, flüssigem Feuer gleich, in den Silbergeräthen funkelte? Daß die Musik seltsam, fast höhnisch klang und dazwischen sich ein halbvernehmlicher Seufzer des Windes an den Bogenfenstern der Halle brach, ab und zu eins der Feuerbecken verlöschend. Zitternd harrte ich des Augenblicks, wo ich tanzen sollte. Bald winkte mir der König. — Alles wich im Kreise zurück — gluthentzündete Jünglingsaugen ruhten auf mir und verschüchterten mich. Des Königs Augen allein beschwichtigten meine Seele. Ein vielfarbiger Teppich ward vor dem goldnen Stuhle des Herrschers ausgebreitet, und ich, das Tambourin ergreifend, von den Musikwellen hoch empor gehoben, schwebte darüber wie auf Flügeln der Morgenröthe dahin. Nie habe ich besser getanzt, ich weiß es! Wer tanzte nicht den letzten Tanz am jubelndsten, wenngleich ihm der Tod im Herzen sitzt, wie ein jeder den letzten Blick am heißesten blickt, den letzten Kuß am innigsten küßt. . . . Und ich fühlte es, mein letzter Tanz sollte es sein.

Die Posaunen dröhnten, der Psalter schluchzte dazwischen, und vorüber tanzte ich an den Thronesstufen, den zuckenden Flämmchen der Opferbecken, den blumenumkränzten Säulen. Mir schwindelte, — mein Odem stockte — weiter ging es im wirbelnden rhythmischen Fluge. Der König winkte Beifall, meine Mutter lachte, mir schnitt ein fremdes Weh durch's Herz. O heller Lichtglanz, o schallender Reigen! Hallen der Davidsburg! Duft meiner Kindheit! euch deckt Moder und Grauen!

Endlich entblätterten sich die Magnolien-Rosen meines Kranzes — der Blüthenregen stäubte auf den Mantel eines jungen Trabanten des Königs — ich sah ihn zusammenzucken — mehr aber entsinne ich mich nicht, denn mir entsank das Tambourin, hochklopfenden Herzens flüchtete ich zu meines Oheims Füßen. Die Musik starb leise dahin. Der König aber hatte mich emporgezogen. „Bitte von mir“, so sprach er, „was du willst, ich will dir's geben.“ Und er schwur mir einen Eid: „Was du von mir erbittest, will ich dir geben, bis an die Hälfte meines Königsreichs.“

Blitzschnell beugte sich meine Mutter zu meinem Ohre und flüsterte: Erbitte dir das Haupt des Johannes auf einer Schüssel — so will ich es.

Bewußtlos vernahm ich des Königs und der Königin Worte; bewußtlos sprach die kindische Lippe nach: „Herr, ich will, daß du mir gebest jetzt alsobald das Haupt Johannis auf einer Schüssel!“ Der König erblaßte. Frohlockend stand meine Mutter, und wieder zuckten ihre Augbrauen, und wieder blitzte der Onyx auf ihrer Stirn. Und im hastigen, verstohlenen Händedruck zerknickte sie fast meine eiskalten Finger. Ein schwacher Wehlaut entrang sich meiner Brust — vor einem unterjochenden Blick der Königin aber sah ich beschämt zur Seite. Wie tief war mein Schmerz, als ich der Trauer tiefe Falten auf des Königs Angesicht erblickte. O warum ahnte ich nicht, warum durchschaute ich nicht das gräßliche Verhängniß, das mir nahte? —

Nach einem tiefen Seufzer fuhr der König sich über die grambewölkte Stirn und sprach: „Also habe ich geschworen, du sollst keine Fehlbitte gethan haben, Mägdlein!“ Und einem Diener winkend flüsterte er ihm ein Gebot zu. Jener warf sich vor ihm nieder, berührte die Erde mit der Stirn, erhob sich und verschwand. Das Fest ging weiter. Aber Niemand lachte mehr. Meine Mutter trat zu mir

und hieß mich in den Hof hinabgehen, dort in Empfang zu nehmen, was man mir bringen würde. Und solches geschah.

Aengstlich begab ich mich hinunter an den Thurm in diesen Hof, o Jüngling. Kein Mondlicht erhellte den weiten Raum; Niemand war zu erblicken, nur die Wache sah ich unter dem Portale auf- und abschreiten. Eine einzige Fackel erhellte mit ungewissem Scheine den Hof; der Nachtwind wehte von Norden her und zauste mit unsichtbaren Händen das Flammenhaar der Fackel, die Mauern, die mich umgaben, standen in tiefem Schatten. Ich vernahm aus der Entfernung die neubeginnende Musik des Festes; Becherklang und Jubelruf tönte grell durch die Stille. Mich fror in meinem leichten Festgewand, ich fürchtete mich und wollte zurück in die Frauengemächer entweichen. Da aber — siehe — da nahte sich's mir — tauchte empor aus dem Dunkel — ach bleich, ach stumm! und ich begriff das Entsetzliche, das Ungeheure meiner Bitte. . . . Schwindelnd kam es über mich, und wie von glühendem Pfeile durchbohrt, schwankte ich rücklings gegen den Baum, an dem die Leuchte flackerte. Ich sah — o Jehovah, Herr meines Lebens, der du machst deine Engel zu Winden und deine Diener zu Feuerflammen, der du das Unmögliche schaffest, warum raubtest du in jenem Augenblick nicht meinen beiden Augen ihre Sehkraft. Weh, was ließest du mich schauen das Haupt, das schönste, edelste Menschenhaupt, nachdem es schmachvoll durch Henkershand vom Rumpf getrennt war — wehe! eine Lilie, grausam geknickt!

Römer, du bist jung, auf deine weiße Stirn hat der Gram noch keine Falte gezeichnet. Deine Augen, wie sie mich anschauen, sind frisch und ungetrübt gleich dem Wasser Chebar, wo die Mandeln stehen. Noch hast du kein Entsetzen in dich getrunken, du kannst mich nicht verstehen, junges Kind, oder dein dunkles Haupthaar würde bleich über Nacht werden. Wohl dir, daß du ihn nicht noch zu fühlen vermagst, den Krampf, der meine Glieder durchbebte und mich rüttelte, als ein Mann — der Henker — mir entgegentrat, das todte, unselig schöne Haupt auf silberner Schüssel, und also redete: Jungfrau, hier ist des Johannes Haupt, wie du es befohlen.

Er reichte mir das grauenvolle Geschenk auf blutbespritzter Schüssel — und ich, von unwiderstehlicher, herzbestürmender Gewalt gedrängt, mußte die Hände darnach ausstrecken, mußte es nehmen, mit mir forttragen und es anschauen mit thränenlosen, fiebertrocknen Augen. Da lag das liebe Haupt! — o welch ein Antlitz! wie es die Jungfrau träumt beim Erwachen ihrer Seele, beim ersten Dämmerstrahl der Liebessehnsucht, der sich zum Blitz der Leidenschaft entzündet, wenn das Luftgebild ihr einst lebend entgegenlächelt — so wie dein Antlitz, schöner Jüngling: nur nicht so stolz, nicht so gebräunt; leidender, schmerzensreicher — so fand ich mein stummerflehtes, heimlich beschwornes Traumgesicht — aber in welcher schaudervollen Wirklichkeit! Dennoch — dennoch — und daher meine Pein, daher mein Fluch — schlich ein Wonneschauer durch meine Adern, als hätte ich süßes Gift in mich gesogen und ließe mein Lebensmark todeswillig von dem Feuerbrande aufzehren. — Glaubst du, Römer, an jene seligen Gestalten, die aus den lichten Wohnungen Zebaoth's herab zur Erde steigen, ein Trost den Menschenkindern, die in Finsterniß und Beklommenheit schmachten? Sie bringen lieblichen Frieden, sie bringen Gottes Hauch, vor dem die Seele im Gebet auftaucht, und diesen Frieden, diese Inbrunst las ich auf dem Antlitz des Johannes. Nur die Schläfen hatte der Tod mit kalter Hand leise berührt, sonst sah mein Auge keine Spur gewaltsamer Zerstörung in irgend einem Zuge. Wehmuth schien die sanftgeschweiften Brauen über seinen geschlossenen Augen gezeichnet, Liebe ihm den stillen Mund zugeküßt zu haben.

Keine Thräne rang sich von meinen zuckenden Wimpern los — das Blut war in meinen Adern gefroren — knirschend schlugen meine Zähne aneinander, und mit langsamen Schritten, die Schüssel in Händen, ging ich durch die Hallen an den buntgekleideten, blumenbekränzten Dienern vorüber, nach dem Festsaal, wo die Gäste um so lauter schwärmten. Wie von Geisterhänden geöffnet, sprangen die goldnen Thüren vor mir auf . . . ich trat ein. Dem König sank der Pokal aus den Händen, und eine dunkle Purpurfluth ergoß sich daraus über den weißen Marmorboden. Die Lippen der Königin wurden fahl, aber sie bezwang sich. Immer weiter schritt ich vor bis zur Mitte des Saales, zu dem königlichen Paar . . . . vor mir wichen die Gäste mit Entsetzen zurück . . . die Frauen entflohen aus der Halle . . . . die Musik brach ab . . . . die schrecklichste Verwirrung folgte der heitersten Lust. Noch sehe ich all die todesbleichen Gesichter unter den lachenden Blumenkronen, die zitternden, in Flor und Purpur gehüllten Gestalten, wie sie auffuhren von den Polstersitzen, die Tafel jach zurückstoßend, ohne Rücksicht vor ihrem königlichen Gastgeber. Wie wenn ein Pesthauch plötzlich mit giftigem Odem einen Haufen fröhlicher Zecher, tanzender Jungfrauen auseinandertreibt, so allgemein wirkte der plötzliche Schauder auf die Lustigen.

Und ich, immer kalt, immer stumm und doch entsetzter als Alle, ich setzte das Haupt vor meiner Mutter auf die Tafel nieder. Der König verhüllte sein Antlitz. Und da erst rangen sich die erstarrten Thränen aus meinen brennenden, entzündeten Augenlidern, und außer mir, verloren, sinnlos stürzte ich fort. Das Fest löste sich auf. Wie vom Sturmwind zerstreut, enteilten die Gäste der Davidsburg.

Ich lag in meinem Gemache wie leblos an der Erde. Ich wünschte zu sterben, und doch hielt etwas in mir krampfhaft fest am Leben; es war die Sehnsucht, sein Antlitz, das unbegreiflich entzückende noch einmal, o noch einmal wiederzusehen. — Ganz in Liebe, ganz in Haß war mein junges, unerfahrnes Herz aufgelöst: in Liebe, rückhaltlose Liebe zu ihm, den ich getödtet, in Haß gegen meine Mutter, die mich dazu verleitet. Ich fluchte meiner Schönheit, meinem Tanze, durch den ich den Oheim gewonnen.

Und als ich mich vom Boden emporgerissen, die Juwelen von mir geschleudert, die Blumen aus meinem Haare gezerrt hatte, ließ es mir keine Ruhe mehr auf meiner Kammer. Es trieb mich über die Schwelle, in Seelenangst, in süßem Verlangen über die Flure, durch die dunkeln Gänge nach dem verlassenen Festsaal. Tief stand schon am Himmel der Abendstern — ein dumpfer Donner grollte in der Ferne. Alles schlief im Palaste. Ich hatte den Saal erreicht. Durch die Vorhänge der Thüren schlich ein gedämpfter Schein der Feuerbecken, die man zu löschen vergessen hatte, denn kein Diener hatte sich in den Saal zurückgewagt, die Tafel abzutragen. Ich schob die Falten des Vorhangs auseinander und trat ein.

Auf der Schwelle brach ich zusammen. Das Haupt auf der Schüssel stand noch auf selbiger Stelle, mattbeleuchtet, in zauberischem Helldunkel. Noch ging ein Duft wie Myrren von den Räucherschalen aus . . . . am Boden lagen zerrissne Kränze, vergessne Spangen und Schleier, zerstreute Rosenblätter umher . . . . mir däuchten die Purpurblättchen wie einzeln verschüttete Blutstropfen. Und dazu bewegten sich die Goldtapeten der Wände gespenstisch im Nachtwind . . . . draußen auf der Terrasse schüttetten sich die schwarzen Zweige der Cypressen vor Schauer . . . . ein verirrter Vogel schwirrte geängstigt durch die erleuchtete Halle.

Mich faßte ein Wahnsinn . . . ich glaubte hinter mir Schritte zu vernehmen, ich glaubte, der Henker sei gefolgt, um mir das Haupt des Johannes zu entreißen — da schleppte ich mich auf den Knieen zu der Tafel. Mit gefalteten Händen, mit gebrochenen Augen weinte ich vor dem theuren Haupte meine Seele aus.

Das Unwetter war über dem Dache der Königsburg losgebrochen, meine trunkenen Sinne aber achteten es nicht. Sein Antlitz hielt mein Herz gefangen, wie meine Blicke — ich legte meine Rechte auf seine kalte Stirn — mich überlief's, doch nicht vor Grausen! Meine Hände verwirrten sich in seinen Locken, ich fühlte mein Herz wie von tausend Flammen aufgewühlt, und der

Feuerstrom rauschte in meine Lippen empor: ich beugte mich über das Haupt, und ich küßte es. Der Donner krachte über meinem Haupt, ich sah den Blitz einschlagen, sah es wie Feuer glänzen — und hinweg trieb mich der Zorn des Herrn, das eigne Entsetzen, hinweg vom heimathlichen Heerde, und aus den Wolken rief eine Stimme: Wandle, Herodias, wandle, Mörderin Johannes des Täufers, sei verdammt ewig zu wandeln.

Ich bin verdammt ewig zu wandeln; kein Spruch kann mich erretten, erlösen, mich unseligste Tochter Zions! Ewig treibt es mich dahin mit dem Bewußtsein meiner Liebesgluth. Der Himmel erschließt sich, die Hölle vor mir, — das Feuer kühlt sich an meinen Gliedern, das Wasser wirft mich höhnend an das Ufer zurück, die Jahre gehen spurlos an mir vorüber; ich altere nicht, ich muß sehen, wie Alles um mich her abblüht, hinübergeht in das Nichts, nur ich muß bleiben und immer wandeln wie Ahasverus, der Einzige, der mein fürchterliches Loos seit dem Tode des Königs von Nazareth auf Golgatha mit mir theilet! — —

Herodias, ach Herodias! hauchte Valerius, und ein Strom von Blut quoll aus seiner Wunde. Sie beugte sich über ihn, und wieder flossen ihre Thränen, und wie sie das Haupt des Täufers geküßt, so küßte sie des Valerius Antlitz, der unter diesem Kusse den Geist aufgab. Azrael, der Todesengel, fächelte mit seinen schwarzen Fittigen der fieberhaft brennenden Stirn des jungen Helden Kühlung zu.

Herodias, das einzige Weib, über die er keine Macht besitzt, drückt Valerius die Augen zu und wandelt, wandelt weiter.

Dichtungen von Longfellow.

Uebersetzt von Adolf Laun

Walther von der Vogelweide.

Minnesinger Vogelweide,
Als er schied aus dieser Welt,
Ward in Würzburgs hohem Münster
An dem Kreuzgang beigestellt.

Seine Schätze ließ den Mönchen
Er zurück mit dem Bescheid,
Futter auszustreun den Vögeln
Täglich um die Mittagszeit.

Sagend: Bei der Vögel Liedern
Ist in mir die Kunst erwacht,
Für die Lehre, die sie gaben
Werde dies zum Dank gebracht. —

So verschied der Liebe Sänger,
Und nach seines Wunsches Sinn
Streuten Knaben aus dem Chore
Futter für die Vögel hin.

Täglich über Thurm und Dächer,
Sei es düster, sei es klar,
Kam herbei in größ'ren Schwärmen
Die befiedert luft'ge Schaar.

Auf den Zweigen, die dem Kirchhof
Ihre kühlen Schatten leihn,
Auf den Gräbern, auf den Platten,
Auf des Dichters Bild von Stein,

Auf der Fenster Kreuzgefüge,
Auf der Thüren hohem Rand
Ward der Wartburgskrieg erneuet,
Den der Dichter einst bestand.

Ihre Lobgesänge tönten
Hell in Luft und Fröhlichkeit,
Und der Name, den sie sangen,
War der Name Vogelweid!

Bis ein feister Domherr murrte:
„Wozu dient's, das Korn verstreun?
Besser laßt's zu Broden kneten
Arme Brüder zu erfreun.“ —

Ueber Thurm und Dächer fliegend
Fanden sich aus Flur und Hain,
Wenn die Glocke Mittag tönte,
Jetzt umsonst die Gäste ein.

Zwitschernd riefen stets vergeblich,
Flatternd an dem Thurm empor
Die beschwingten Minnesinger
Nach den Knaben aus dem Chor. — —

Längst verwittert ist des Dichters
Nam' und Inschrift in dem Stein,
Nur die Sage kennt die Stelle,
Wo begraben sein Gebein.

Doch noch heut am alten Münster
Wiederhallend weit und breit
Singen Vögel die Legende
Und den Namen: Vogelweid. —

Das Arsenal von Springfield.

Dies ist das Arsenal, die Waffen hängen
Gleich einer Riesenorgel an der Wand,
Doch stürmt daraus nicht mehr in rauhen Klängen
Wie sonst Verheerung über Stadt und Land.

Wie wild und schaurig aber wird es tönen,
Wenn einst der Todesengel darnach greift,
Wenn lauter Jammerschrei, wenn banges Stöhnen
Durch ihre düst'ren Harmonien streift.

Ich höre Angstruf noch und Seufzer schallen,
Vermischt zu einem endlos grausen Chor,
Die aus vergangner Zeit herüberhallen
Und wiedertönend schlagen an mein Ohr.

Auf Helm und Harnisch fällt der Sachsenhammer,
Im Cymberforst tönt Normanns Kriegsgesang'
Und schmetternd durch den allgemeinen Jammer
Schallt des Tartaren Gong die Wüst' entlang.

Den Florentiner hör' ich, der beim Sturme
Im Marmorschloß der Glocke Strang bewegt,
Den Priester der Azteken auf dem Thurme,
Der an die Schlangenhaut der Trommel schlägt.

Der Dörfer Aufruhr, die in Flammen stehen,
Den Lärm, der die Gebete übertönt,
Der Krieger Lustschrei, die auf Plünd'rung gehen,
Die Noth, die aus beschoss'nen Städten stöhnt.

Der Bombe Platzen im zersprengten Thore,
Der Flinten Knattern und der Säbel Fall,
Auf's Neu und stets auf's Neu in dumpfem Chore
Der Kanonade donnergleichen Schall. —

Mit solchem Lärm, o Mensch, willst du bezwingen,
Mit Mordgewehren, die ein Fluch beladt,
Die Stimmen der Natur, ihr holdes Klingen,
Der Himmelharmonien Majestät?

Wär' halb die Macht, die Furcht und Schreck entsendet,
Wär' halb das Gold, das Hof und Heer ernährt,
Den Geist vom Irrthum zu befrein, verwendet,
Was wären Festung dann und Zeughaus werth?

Der Name Krieger würde Haß erregen;
Und zög' ein Volk auf's Neu mit blut'gem Stahl
Dem Brudervolk zu Kampf und Streit entgegen,
Dann glüht' auf seiner Stirne Kains Mal. —

Schon hör' ich, wie in dunkler Zukunft Stunde
Der Lärm der Schlachten nach und nach verhallt,
Und Friede! tönt's auf's Neu aus Christi Munde
Wie Glockenton, der durch die Lüfte wallt. —

Ja Friede! und des Streites wilde Klänge
Zerreissen nicht mehr das betäubte Ohr,
Und sanft, wie der Unsterblichen Gesänge,
Steigt heil'ger Liebe Melodie empor. —

---

* Ein altes Bänkelsängerlied aus dem Jahre 1680.

Mitgetheilt von Wilhelm Andreae.

Erschreckliche Zeitung von einem Gespenst auf dem alten Schloffe zu Steinbruch, wie es sich sehen und hören lässet, jedermänniglich zum Grauen und Schrecken vorgebildet, in dem Ton: Einsmals ging ich spazieren in einen grünen Wald. Oder: Es singen die Waldvögelein 2c.

Hört lieben Christen Leute,
Was ich euch traurigs sing,
Es geschicht von hier nicht weite
Ein wunderseltzams Ding,
Ein Geist thut grob rumoren,
Zu Steinbruch in den Thoren,
Auf einem alten Schloß.

Ein Edelmann daselbst sasse,
Herr Wolffgang ist sein Nam,
Gern etwas guts er asse,
Und wenn ein Wildbrät kam,
Aus einem Wald gegangen,
So hat ers bald gefangen,
Zu Tisch ers bringen ließ.

So hat er stäts gelebet,
In großer Herrlichkeit,
Der Music nachgestrebet,
In aller Lust und Freud,
Endlich ist's ihm vergangen,
Ein Geist hat angefangen,
Zu poltern früh und spat.

Nun thut fleißig acht geben,
Was ich euch jetzo sag,
Der Geist verführt ein Leben,
Daß mans kaum sagen mag,
Herr Wolffgang mußt entweichen,
Sein Frau die thät erbleichen,
Sie forchte sich gar sehr.

Man sihet Feur und Flammen,
Bey Tag und auch bey Nacht,
Die schlagen stets zusammen,
Am Schloß, wer es betracht,
Derselb bekommt den Grausen,
Es thut gar schrecklich hausen,
Auf diesem alten Schloß.

Man siht auch einen Reuter,
Wol sprengen hin und her,
Wann man hingehet weiter,
So troht er mit dem Speer,
Er will die Leut erstechen,
Die Laute will er brechen,
Ach bleibet weit hinweg.

Solch Straff, die pflegt zu kommen,
O du mein frommer Christ,
Wanns Herze angeklommen
Von lauter Freuden ist,
Herr Wolffgang wird es wissen,
Wie es steh im Gewissen,
Ach dencke stets daran.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Laterna magica. Original-Novellen von A. von Schlichtkrull. — Sibyllinische Blätter. Selbstschau und Weltbetrachtung. Von E. Dräxler-Manfred. — Hochlandsfahrten. Von Gustav Rasch. — Lebensbilder aus dem niederösterreichischen Gebirge. Von A. Kerschbaumer. — Johanna oder der Lebensweg einer Verlassenen. 2 Thle.

— * Die Geschichte der neueren Philosophie von Kuno Fischer in Halle ist bis zum dritten Bande vorgerückt, welcher betitelt ist: Immanuel Kant, Entwicklungsgeschichte und System der kritischen Philosophie.

— * Der neueste Roman von Alfred Meißner „Zur Ehre Gottes" ist in Oesterreich confiscirt und in allen Exemplaren vernichtet worden.

— C Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß bereits hin und wieder selbst die Verehrer und Liebhaber der abgestorbenen oder absterbenden Kultur zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Vergangenheit nicht als die „gute alte Zeit", sondern als die „böse alte Zeit" aufzufassen sei. Ein auffallendes Beispiel dafür giebt uns das im pastoralen Ton und vom Standpunkt des Bibelglaubens aus geschriebene Büchlein: Hexen- und Hexenmeister von W. Pressel, Stuttgart, Besser'sche Buchhandlung, 1860. Dasselbe bringt auf dem knappen Raum von 102 Seiten zwar nichts Neues über das Hexenunwesen, giebt aber eine gedrängte und gute Uebersicht des hauptsächlichsten vorhandenen Materials und läßt nicht verkennen, daß der Verfasser mit seinem Stoffe sehr wohl vertraut ist. Wir nehmen hier besonders deßhalb Akt von der kleinen empfehlenswerthen Schrift, weil dieselbe auf der richtigen Anschauung der Vergangenheit beruht, welche diese Blätter so oft durch kulturgeschichtliche Arbeiten vertreten haben. Der Verfasser hält nämlich durchweg den Gedanken fest, welchen er im Anfang der Einleitung mit folgenden Worten ausspricht: „Wohin im Lande dieses Büchlein seinen Weg nimmt, welche Aufnahme in Städten und Dörfern es findet, weiß ich nicht; auch nicht, wie es in den einzelnen Häusern und Herzen aussieht, an welchen es anklopft; aber das weiß ich, daß es mit dem Hexenwesen heutzutage anders aussieht, als vor hundert und etlichen hundert Jahren, und daß die sogenannte „alte gute Zeit", davon so viele Leute träumen, in den Augen eines Jeden, der mit den alten Hexenprocessen bekannt ist, eine „alte böse Zeit", eine schröckliche Zeit war."

— * Lady Macbeth hat einen Künstler-Wettkampf veranlaßt. Nachdem Kaulbach sie gezeichnet und dadurch Streit hervorgerufen, hat auch Cornelius sich an diese Aufgabe gemacht und soll dieselbe herrlich gelöst haben. Auch Professor Julius Schrader hat eine Lady Macbeth gemalt und sein Werk zunächst in Köln ausgestellt, wo es hinsichtlich seiner Technik großes Aufsehen macht. Schrader führt die Scene vor, in welcher die Lady Nachts dem Bette entsteigt und an ihrer Hand beim Lichte der Nachtlampe den verhängnißvollen Blutflecken sucht, von dem sie geträumt hat. In dieser Situation erblickt man sie in dem reichen üppigen Gemache, in dessen Hintergrunde nur noch die Köpfe der geängsteten Diener sichtbar werden. Schraders Lady ist ein sehr stattliches, üppiges Weib von kolossalen Verhältnissen, welches sich in nächtlichem Kleide und in den üppigen Umgebungen beim Scheine des Lichtes, das sich höchst wirksam auf ihrer schönen Erscheinung concentrirt, vortrefflich ausnimmt und schon als solches eine entschiedene Wirkung auf den Beschauer ausübt. In gleicher Weise zeigt das Arrangement der Lokalität mit allen Nebendingen einen ausgezeichneten Geschmack.

— * Zur Förderung der Errichtung eines Goethe-Denkmals in Berlin sollen am 28. August als dem Geburtstage Goethe's auf allen Theatern Berlins Vorstellungen zum Besten jenes Plans stattfinden. Der Vorsitzende im Ausschuß ist der General-Intendant von Hülsen, Stellvertreter Professor Hotho, und unter den Mitgliedern befinden sich die ausgezeichnetsten Namen. Man beabsichtigt, auch die übrigen deutschen Bühnen im Hinblick auf den nationalen Zweck zu einer gleichen Feier des 28. August aufzufordern.

— * Die Sammlungen für das Arndt-Denkmal haben jetzt fast den Betrag von 30,000 Thalern erreicht; es fehlen also noch etwa 10,000, wenn alles Ge-

wünschle ausgeführt werden soll. Ein thätiger Beförderer des Arndt-Denkmals in Hannover, welcher dort eine Sammtung im Freundeskreise veranstaltet hat, theilte beim Einsenden des Beitrages mit, er habe leider nicht erlangen können, daß der Aufruf des Arndt-Comite's in die dorligen Zeitungen aufgenommen werde.

— * An dem Kaiserkirchlein auf dem Hohenstaufen in Würtemberg wurde im vorigen Jahre der baufällig gewordene Giebel abgebrochen und ein ganz neuer ausgeführt, und sehr schöne in Stein gehauene Wappen eingefügt, nämlich: 1) ein großer Reichsadler, umgeben von folgenden 7 Namen aus dem schwäbischen Kaiserhause: Konrad III., Friedrich I., Heinrich VI., Phlilpp, Friedrich II., Konrad IV. und Konradin. Oberhalb sind in einer Reihe die Wappen der ehemaligen 7 deutschen Kurfürstenthümer: Baiern, Brandenburg, Köln, Mainz, Trier, Pfalz, Sachsen. Unterhalb des Reichsadlers befindet sich das Wappen des ehemaligen Königreichs Jerusatem. Nördlich von diesem weiter folgende 7: Burgund, Elsaß, Lothringen, Brabant, Holland, Dänemark, Polen; südlich folgende 7 italiänische: Savoyen, Mailand, Venedig, Genua, Toscana, Sardinien, Neapel.

— * Das diesjährige mittelrheinische Musikfest (das vorigjährige wurde wie das niederrheinische ausgesetzt) soll in Mainz am 21., 22. und 23. Juli stattfinden. Den Hauptbestandtheil bilden „Israel in Egypten“ von Händel, die Symphonie in C moll von Beethoven und Bruchstücke aus „Aleeste“ von Gluck.

— * Jerome Bonaparte. Der ehematige König von Westfalen, Napoleons I. jüngster Bruder, ist im Alter von 76 Jahren gestorben. In der Kölnischen Zeitung macht bei dieser Gelegenheit Kruse die folgenden treffenden Betrachtungen: Jerome's Andenken ist in Deutschland Keinem theuer, als denen, die sich haben verleiten lassen, Staatsgüter von ihm zu kaufen. Sonst ist das Königreich Westfalen unter uns zu einer verschollenen Sage geworden, und es dünkt uns fast märchenhaft, daß König Hieronymus, der Bruder Napoleons, des wirklichen Napoleon, der in Aegypten und Rußland gewesen und bei Leipzig geschlagen worden, bis jetzt noch am Leben gewesen ist. Sein Königreich ist seit einem halben Jahrhundert, als noch vor der großen Völkerschlacht die ersten Kosakenlanzen aus den Herbstnebeln ausblitzten, in die Lüfte verflogen wie ein Sommernachtstraum, dem es nicht an Festen und Lustbarkeiten, an Musik und Komödien, an seltsamen Koboldеn und vor allen Dingen nicht an schönen Elfen und Feen gefehlt hat. Das Königreich Westfalen wird aber in der Geschichte unvergeßlich sein als der Gipfel deutscher Schande. Nicht, als ob Jerome ein schändlicher Tyrann oder auch nur ein ganz verwerflicher Mensch gewesen wäre. Was seine Person angeht, sind wir ohne Haß und können einen kurzen Lebensabriß dieses durch seine Schicksale, nicht durch sich selbst, merkwürdigen Sterblichen ohne Feindseligkeit niederschreiben. Jerome Bonaparte war als Lätitia's jüngster Sohn in Ajaccio am 15. November 1784 geboren. Er widmete sich dem Seewesen, befehligte eine Fregatte und mußte, von den Engländern verfolgt, nach den Vereinigten Staaten flüchten, wo er Elisabeth Patterson, die Tochter eines Kaufmannes in Baltimore, heirathete. Er mußte die herzlose Tyrannei seines großen Bruders an sich selbst erfahren. Dieser, inzwischen zum Beherrscher Frankreichs aufgestiegen, obschon damals noch nicht Kaiser, träumte auch für seine Familie lauter Kronen und erklärte jene Ehe für nichtig. Es war dazu kein Grund vorhanden; aber Napoleon, der selbst, wenn er sich vor etwas Höherem zu beugen schien und die Kirche wieder herstellte, dies nur that, weil er die Kirche inter instrumenta regni zählte, kehrte sich zum Schmerze des Papstes und aller guten Christen nicht an die Satzungen der Kirche. Jerome war nach Frankreich zurückgekehrt, und als seine Gattin ihm folgen wollte, verbot Napoleon dem Schiffe, auf welchem die Unglückliche sich hochschwanger befand, in irgend einen französischen Hafen einzulaufen. Sie kam in England mit einem Sohne nieder, Jerome (geboren 1803), der, in Amerika verheirathet, Söhne hat, von denen einer in der Krim gefochten. Napoleon vermählte Jerome in zweiter Ehe (1807) mit einer Tochter des Königs Friedrich von Würtemberg, die ihm größere Treue bewies, als er seiner ersten Frau. Als ihr Vater nach der Schlacht von Waterloo ihre Ehe trennen wollte, schrieb sie ihm einen denkwürdigen Brief, in welchem sie erklärte, daß sie ihren Gemahl nie verlassen werde. Aus dieser zweiten Ehe stammen drei Kinder, von denen der älteste Sohn schon 1847 als würtembergischer Oberst gestorben ist. Die anderen beiden Kinder sind die Prinzessin Mathilde (geb. 1820) und der Prinz Napoleon (geb. 1822), deren Schicksale den Zeitgenossen bekannt sind. Jerome machte seit 1806 die Feldzüge Napoleons mit. Als Preußen bei Jena besiegt und durch den Frieden von Tilsit der westlichen Hälfte seiner Staaten beraubt war, schlug Napoleon preußische, hessische, hannoversche, braunschweigische Landschaften und andere Fetzen des weiland heiligen römischen Reiches zusammen und machte daraus einen jener Staaten, deren Fürsten, nach Napoleons Ansichten, dreierlei Pflichten in folgender Reihe hatten: Pflichten gegen Ihn, gegen Frankreich, gegen ihre eignen Unterthanen. Wir nannten die Stiftung des Königreichs Westfalen den Gipfel deutscher Schande. Das deutsche Reich war aufgelöst, der Rheinbund gestiftet, Oesterreich und Preußen eines nach dem anderen zu Boden geworfen, und aus dem Raub an deutschen Fürsten ward jenes Königreich für einen Fremdling gebildet. Im Lande der alten Katten und Cherusker, im Herzen Deutschlands, wo Hermann die Römer geschlagen, schaltete ein Römling, der die deutsche Sprache nicht kannte und sich nicht einmal die Mühe gab, sie zu lernen. Jerome war ein junger Mensch von dreiundzwanzig Jahren, als er am 7. Decbr. 1807 seinen Einzug in Kassel hielt. Er wollte nicht herrschen, sondern leben und genießen. Er betrachtete sein Reich wie ein Sultan, dessen erste Sorge der Harem ist. Auf der Wilhelmshöhe, damals Napoleonshöhe genannt, ward das lustigste und liederlichste Leben geführt. Und nicht bloß mit auswärtigen Buhlerinnen wurden Orgien gefeiert, sondern zur Schmach des deutschen Namens waren es die Eingebornen und Vornehmen des Landes selbst, welche dem Könige Jerome ihre Töchter zuführten. Der lockere Lebensgenuß, dem sich im achtzehnten Jahrhunderte die bevorzugten höheren Stände hingegeben hatten, die Ausschweifungen fürstlicher Allgewalt, die nirgend in Deutschland eine häßlichere Geschichte hat, als gerade in Kassel, waren freilich eine passende Vorbereitung auf dieses westfälische Regiment. Aber es mußte jedem ehrlichen Deutschen das Herz im Leibe sich umdrehen, wenn er diese französische Wirthschaft in deutschen Landen sah, wenn er sah, wie ein ganzes Heer fremden Gesindels das Mark aus unserem Volke sog. Und am höchsten mußte der Zorn und die Scham steigen, wenn ein Heer feiger und feiler Schriftsteller, wenn selbst ein Johannes Müller diesen Zustand billigte und feierte, und Napoleon als den Schöpfer eines neuen, besseren Zeitalters, als den Beglücker Deutschlands und der ganzen Welt verherrlichte. Ja, das war der Gipfel deutscher Schande! Wahrheit und Gerechtigkeit erfordern, anzuerkennen, daß selbst die schmähliche Fremdherrschaft manches Gute gestiftet hat. Warum hatte man auch so viel versäumt und den ganzen Druck des Mittelalters auf dem armen Volke lasten lassen? Die Fremdherrschaft hat mit eisernem Besen in diesem Wuste gekehrt. Auch waren unter den Ministern und Beamten des Königreiches, selbst unter den ausländischen, einzelne verständige und geschickte, ja, auch wohlwollende und achtungswerthe Männer. Und der König selbst war nicht ohne bessere Eigenschaften. Aber was konnte das alles helfen? König Jerome war ja nur ein Spielball und Werkzeug Napoleons, der das Königreich Westfalen wie ein unterworfenes Land zu seinen Zwecken ausnutzte. Er hatte sich gleich die Hälfte der Staatsgüter vorweg genommen, um seine Kriegsknechte damit zu belohnen. Er preßte unaufhörlich Geld und Truppen aus dem Lande, die von Spanien bis Rußland im Dienste seines unersättlichen Ehrgeizes und leider auch gegen Deutsche selbst ihr Blut verspritzen mußten. Rechnet man König Jerome's üppigen Hofhalt hinzu, so kann es nicht Wunder nehmen, daß das neue Königreich binnen zwei Jahren über hundert Millionen Thaler Schulden hatte, der Anfangs mäßige Steuerdruck wuchs und Jerome, um den unerbittlichen Ansprüchen des Kaisers zu genügen, zur Verschleuderung der Domainen und anderen noch weniger zu rechtfertigenden Maßregeln seine Zuflucht nahm. Im Jahre 1812 mußte er den großen Heereszug mitmachen, ward jedoch bald als unfähig nach Hause geschickt; aber die 24,000 Mann, die er mitgebracht, besäeten mit ihren Gebeinen die Eisfelder Rußlands. Der wüste Traum ging gottlob bald zu Ende. Schon am 30. September 1813 floh er vor den Kosaken aus Kassel, kehrte zwar am 17. October zurück, aber nur, um mit seinen zusammengerafften Kostbarkeiten nach Paris zu flüchten. Das Königreich Westfalen war verschwunden, ohne auch nur zu einer diplomatischen Verhandlung Veranlassung zu geben.

Jerome focht noch bei Ligny und Waterloo nicht ohne Muth und ward am Arme verwundet. Seit dem zweiten Falle des Kaiserthums führte er in Deutschland und Italien ein unstätes Leben, bis den Napoleoniden durch die Präsidentschaft Louis Napoleon's ein neuer Glücksstern aufging. Jerome ward schon 1848 zum General-Gouverneur der Invaliden ernannt, erhielt unter dem Kaiserreich weitere Ehren, und erlebte es noch, eine Schwiegertochter aus königlichem Geblüte zu erhalten. Am 24. Juni starb er auf einem Landhause in Villegenis.

Mit Deutschland hatte Jerome seit länger als einem Menschenalter nichts mehr zu thun; aber sein rasch vorübergehendes Königreich hat die eindringlichsten Mahnungen für Deutschlands Fürsten und Völker hinterlassen. Was müssen wir thun, um der Wiederkehr einer solchen Schmach zu entgehen? Wir lasen soeben ein Buch, geschrieben 1807, gerade in jener Zeit, wo das Königreich Westfalen gestiftet ward, den zweiten Theil des Geistes der Zeit, von E. M. Arndt. Das Buch ist geschrieben voll brennender Scham über die Gegenwart, aber auch voll feuriger Hoffnung auf bessere Zeiten, die für Deutschland noch immer nicht ganz gekommen sind. Ueber das, was noth thut führen wir eine Stelle unter vielen an, die noch zu dieser Stunde wie damals gelten:

„Seid ihr ein aufgeklärtes und gescheutes Volk, was ihr euch anmaßet, so höret mich, so vernehmet mich! und kein Franzose wird künftig über euch hohnlächeln. Was ihr waret und was ihr seid, darf nicht bleiben. Eure Vielherrschaft wird Allknechtschaft, wenn ihr sie beibehalten wollet. Das Alte ist vergangen, ihr müßt das Neue suchen. Leset Tacitus und Plinius, und schämet euch! eure Väter in den Thierfellen waren viel klügere Männer, als ihr. In Zeit des Friedens und der Ruhe wohnten die Gauen jeder für sich unter ihren kleinen Fürsten und Anführern; in Zeit des Krieges und der Gefahr wählten sie den tapfersten der Fürsten zum Führer, der dann dictatorisch über alle gebot. Ich frage euch: seid ihr im Frieden, im Glück? ist nicht die tiefste Noth, die gräßlichste Gefahr nahe, Freiheit, Selbstständigkeit, Namen zu verlieren? was müsset ihr denn thun? Nicht länger dumm sein, sondern thun, was die Zeit gebietet.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleßer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℱ 12 gr Gold.
Expedition
Duisiliterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich $1^1/_2$ ℱ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 28. Bremen, 8. Juli. 1860.

Inhalts-Anzeige.

Daniel Webster.

Von E. Gerber.

Die vereinigten Staaten Nordamerika's erhoben sich durch die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 aus dem Unterthänigkeitsverhältnisse einer Kolonie zu einer freien Republik, die im Pariser Frieden vom 3. September 1783 als souverän und unabhängig von ihrer bisherigen Oberherrschaft, der englischen Krone, anerkannt wurde. Die in Philadelphia 1787 entworfene und vom Volke angenommene Konstitution vollendete das junge Staatsgebäude, und mit dem 4. März 1789 eröffnete der heldenmüthige Befreier seines Vaterlandes, Washington, als erster Präsident den ersten Congreß. Diesem erhabenen Feldherrn und Gesetzgeber strebten Männer wie: Hamilton, Franklin, Randolph, Hancock, Roger-Sherman, Jefferson, Madison, Monroe, Adams u. A. kräftig nach. Die Aufgabe aber, ihr durch seltene Anstrengung und Aufopferung gepflegtes Werk auf den von ihnen gelegten Grundlagen der menschlichen und bürgerlichen Freiheit nach allen Seiten hin zu befestigen, den vereinigten Staaten als einer durchaus in sich geschlossenen Masse, deren schnelle und riesenhafte Entwickelung wohl kein Auge gleichgültig läßt und deren Zukunft eine Stufe in der Kulturgeschichte des Menschengeschlechts überhaupt einnehmen möchte, auch eine ihren territorialen Verhältnissen gemäße äußere Machtstellung den übrigen Ländern gegenüber anzuweisen, das war die Lebensaufgabe von Daniel Webster.

Webster's sehr hervortretende Persönlichkeit trug das Achtung gebietende an sich. Die Grundzüge seines Gesichts waren meist streng, düster und umwölkt, aber wunderbar das Lächeln, welches zuweilen darüber hinblitzte. Der Kopf mit seiner aufgethürmten Stirn, dem Umfang seines Gehirns, den dunklen niedergesenkten Brauen über den tiefliegenden Augen, formte sich charakteristisch zu einer gedrungenen Energie des Mundes und des Kinns ab. Neben seinem großen Geiste schlug ein großes Herz voll Anmuth und Zartgefühl. Geist und Herz verleugneten nie ihre naive Ursprünglichkeit. Seine Briefe, seine Unterhaltung, trugen stets das Gepräge schöner Sittlichkeit; eine leichtfertige Sprache vernahm man nicht von ihm. Die Landwirthschaft betrieb er mit Vorliebe. In einem Briefe (Washington, den 17. März 1852) an seinen Gutsverwalter John Taylor, etwa sieben Monate vor seinem Tode, heißt es: „Nun vorwärts! das Eis des Winters ist gebrochen, und vor dem ersten Tage des April kann all Ihr Land gepflügt sein. Kaufen Sie die Ochsen vom Hauptmann Marston, wenn Sie den Preis angemessen finden. Bezahlen Sie das Heu. Ich schicke Ihnen eine Anweisung auf 160 Dollars für diese beiden Dinge. Verfahren Sie mit den großen Ochsen so, daß wir sie ausspannen und fett machen können. Sie haben ein gutes Gespann Pferde, und ich denke, zu diesen hinzugethan, werden die vier Ochsen und ein Paar vierjährige Stiere Ihre Arbeit thun können.“ Und weiter: „Welchen Grund Sie auch besäen oder bepflanzen, achten Sie darauf, daß er in gutem Zustande sei. Wir wollen keine Ernten von Flöhkraut machen. Ein kleines wohlgepflügtes Gut ist für den Ackerwirth das nächstbeste Ding nach einem kleinen gutmüthigen Weibe.“ Dann fährt er fort: „Es freut mich, daß Sie Herrn Pike zum Abgeordneten gewählt haben. Er ist ein braver Mann; aber es giebt in Neu-Hampshire viele Leute, welche sich Whigs nennen, jedoch durchaus keine Whigs sind und um nichts besser als die Unions-Trenner. Wer irgend Anstand nimmt jedem Theile des Landes seine ordentlichen und constitutionellen Rechte zuzugestehen und zu sichern, ist ein Feind des ganzen Landes. John Taylor! wenn einer von Ihren Knaben sagen würde, daß er Vater und Mutter ehrt und seine Brüder und Schwestern liebt und dennoch immer darauf besteht, daß einer von ihnen aus dem Hause geworfen werden solle, was können Sie anders von ihm sagen, als daß er keine wahrhafte Familienliebe habe? Sie und ich wir sind Ackerwirthe; wir sprechen nie von Politik — unser Gespräch sind die Ochsen; aber merken Sie sich dies: daß wenn Jemand einen Theil dieses Landes gegen den andern aufzuregen strebt, er gerade so schlecht ist als der, welcher einen Streit zwischen John Taylor erregen möchte und seinem Nachbar, dem alten John Sanborn.“ Nachdem Webster diesen Gedanken ausgeführt, schließt er: „Ich denke, ich schrieb Ihnen nie ein Wort über Politik. Ich werde es nicht wieder thun. Ich sage nur, lieben Sie Ihr Vaterland und Ihr ganzes Vaterland; und wenn Jemand es unternimmt Sie zu bewegen, sich in einen Streit mit den Gesetzen anderer Staaten einzulassen, so sagen Sie ihm, es sei Ihre Ansicht sich um Ihre eigenen Geschäfte zu bekümmern, und so möge er sich um die seinigen bekümmern. John Taylor! Sie sind ein freier Mann, Sie haben gute Grundsätze, Sie haben eine zahlreiche Familie, für deren Erziehung und Unterhalt durch Ihre Arbeit Sie sorgen müssen. Seien Sie dankbar gegen die Regierung, die Sie nicht unterdrückt, welche Sie nicht mit übermäßigen Steuern belastet, sondern für Sie und die Ihrigen die Hoffnung auf alle Segnungen erhält, welche Freiheit, Gewerbfleiß und Sicherheit gewähren können. John Taylor, danken Sie Gott am Abend und Morgen, daß Sie in solch einem Lande geboren sind. John Taylor! schreiben Sie mir nie wieder ein Wort über Politik. Grüßen Sie auf's Freundlichste Ihre Frau und Kinder von mir, und wenn Sie aus Ihren östlichen Fenstern auf die Gräber meiner Familie blicken, so denken Sie, daß der Verfasser dieses Briefes ihnen bald in eine andere Welt folgen muß.“

Diese eindringlichen, hie und da etwas derb und herb gefärbten Worte tragen ganz den Stempel des praktischen Landwirths. Und doch welche Tiefe und Sinnigkeit wieder in Auffassung der Natur! Ein Schreiben an Frau J. W. Paige lautet: „Richmond (Virginien) im April 1847, 5 Uhr Morgens. Mag es Sie nun erfreuen oder langweilen, so verdanken Sie diesen Brief meiner Gewohnheit des Frühaufstehens. Aus der oben auf dieser Seite bemerkten Stunde

werden Sie gewiß schließen, daß meine Reisegefährten meine Aufmerksamkeit jetzt nicht beschäftigen, da wir beschlossen haben für heute früh nicht Reisende zu sein. Diese Stadt hat eine angenehme Lage. Sie liegt hoch. Der James-Fluß fließt unter ihr, und als ich vor einer Stunde ausging, vernahm man nichts als das Brausen der Wasserfälle. Die Luft ist ruhig und die Temperatur mild. Es ist Morgen, ein süßer, frischer und erquickender Morgen. Jedermann kennt den Morgen in seinem bildlichen Sinne, in seiner Anwendung auf so viele Gegenstände und so viele Anlässe. Die Gesundheit, Kraft und Schönheit der Jugendjahre bestimmt uns, diesen Zeitraum den Morgen des Lebens zu nennen. Von einer lieblichen Frau sagen wir, sie glänzt wie der Morgen, und Niemand ist in Zweifel, weßhalb Lucifer der Sohn des Morgens genannt worden ist. Aber von dem Morgen selbst wissen wenige Leute, welche die Städte bewohnen, etwas zu sagen. Von allen unseren guten Bürgern sieht nicht Einer unter Tausend einmal im Jahre die Sonne aufgehen. Ihre Vorstellung von ihm ist, daß es der Theil des Tages ist, welcher nach einer Tasse Kaffee und einem Butterbrode heraufkommt. Für sie ist der Morgen nicht ein neuer Erguß des Lichts, ein neues Hervorbrechen der Sonne, ein neues Erwachen von Allem, was Leben hat, gleichsam aus einem zeitweisen Tode, um abermals die Werke Gottes, den Himmel und die Erde zu betrachten; es ist nur ein Theil des häuslichen Tages, welcher dem Frühstück, dem Lesen der Zeitungen, dem Beantworten von Briefen, dem Schicken der Kinder nach der Schule und den Anordnungen für das Mittagbrod gehört. Der erste schwache Lichtstreifen, die früheste Purpurröthe im Osten, zu deren Begrüßung sich die Lerche erhebt, und die tiefere Färbung in Rothgelb und Roth, bis endlich die prächtige Sonne, die Königin des Tages erscheint — dessen erfreuen sie sich niemals, denn sie sehen es niemals. König David spricht, daß er die Flügel der Morgenröthe nehmen will. Das ist höchst poetisch und schön. Die Flügel der Morgenröthe sind die Strahlen der aufgehenden Sonne. Lichtstrahlen sind Flügel. Die Sonne der Gerechtigkeit soll aufgehen und das Heil unter ihren Flügeln tragen.« — Und weiter: »Wir sehen einen ebenso schönen Sonnenaufgang, wie ihn Adam sehen konnte, und ihr Aufgang ist jetzt ein eben so großes Wunder, als es in seinen Tagen war, und ich meine noch ein gut Theil mehr, weil es jetzt ein Theil des Wunders ist, daß in tausend und aber tausend Jahren die Sonne zu ihrer bestimmten Zeit erschienen, ohne auch nur den millionsten Theil einer Secunde davon abzuweichen. Adam konnte nicht sagen, wie dies sein würde. Ich kenne den Morgen, ich bin mit ihm vertraut, und ich liebe ihn. Ich liebe ihn frisch und süß wie er ist — eine täglich neue Schöpfung, welche hervorbricht und Alles, was Leben und Odem und Dasein hat, aufruft zu neuer Anbetung, neuer Freude und neuem Dankgefühl.«

Als Staatsmann und Redner war Webster durchaus eine Schöpfung von Amerika. Nur auf diesem Boden konnte er sich zu seiner späteren Größe aufschwingen. Er besaß die höchste Reinheit; er schien immer, in Handlung und Sprache, nicht allein seine Zeitgenossen, sondern auch die richtende Nachwelt im Auge zu haben. Klar in seiner Stellung hielt Webster die politische Macht für ein anvertrautes Gut, und obgleich er stets dienstwillig war gegen Freunde, so blieb dieses Pfand heilig und unantastbar. Die Konstitution, die Erhaltung der Union, ihre Bedeutung und ihr hoher Beruf: das waren die bewegenden Gewalten in seiner Brust; auf dieser Grundlage erhebt sich bei ihm das, was bei einem Staatsmann stets das entscheidende Moment für die Beurtheilung seines Charakters ausmacht, sein Begriff von der Gerechtigkeit und der Freiheit. Für den echten Staatsmann gründet sich dieser Begriff allerdings im Allgemeinen auf die philosophische Anschauung von der Bestimmung des Menschen zur Freiheit überhaupt, aber für den vorliegenden Fall und das einzelne Land schließen sie sich bei ihm eng an die positiven Momente an, welche nach Ort und Zeit gerade dessen Freiheit begründen. Friedrich II. schreibt an Voltaire: »Beachten Sie wohl, wie fest begrenzt der Begriff, welcher sich an das Wort Freiheit knüpft, in Sachen der Politik ist, und wie sehr ihn die Metaphysiker verwirrt haben.« Webster's Freiheits- und Gerechtigkeitsgefühl ging aus den Thatsachen der Geschichte hervor und aus dem, was er historische Wahrheiten nannte: er konnte weder nach der Theorie der Philosophen noch nach den Gefühlen der Dichtkunst noch endlich, was manchem wunderbar erscheinen mag, nach den bestimmten Vorschriften der christlichen Religion verfahren, wie erhaben und brüderlich sie auch lauteten, sondern auch er stand in der consequent und unwandelbar fortschreitenden Entwickelung der Geschichte, welche eben so wenig, wie die Entwickelung der Natur, einen plötzlichen Sprung zuläßt. Webster's Staatskunst war von praktischer Art; er wußte immer genau, wo er zu beginnen, was er zu thun hatte. Die Konstitution der vereinigten Staaten war vor seiner Zeit ins Leben getreten, aber durch sein Wort und seinen Geist weihte er sie zu einem neuen Dasein. In allem was er sprach, hatte er ein bestimmtes Ziel. Dies war ein Theil seines Systems praktischer Staatskunst. Er wußte genau, welche Grundsätze und Gefühle in den Herzen seiner Mitbürger lebendig zu erhalten ein wesentliches Erforderniß war. Er erkannte den Weg, die Union und mit ihr das Land, das Land Washingtons, für die Welt als ein großes Beispiel von einer constitutionellen Regierung und Freiheit hinzustellen. Seine Ergebenheit gegen sein Vaterland war aufrichtig und ungetheilt. Sein erstes politisches Auftreten kennzeichnet den hohen Begriff, den er von der wahren Vaterlandsliebe hegte. Er glaubte, daß der Frieden der wahrhafte Zustand sei, in welchem die Fragen der Volksentwickelung allein ihre grundsätzliche Lösung fänden. Galt es für die Ehre des Landes Krieg, so wollte er ihn entschieden, aber unmittelbar nach demselben und während aller späteren Verhandlungen seiner vierzigjährigen parlamentarischen und amtlichen Laufbahn zeigte er, daß es ihm in der That auf ein Friedenswerk ankomme, nämlich auf die kräftige Durchführung und den folgerechten Ausbau der vaterländischen Verfassung. Patriot — kein Parteimann, lautete sein Wahlspruch, wie es auch der Eid des amerikanischen Bürgers vorschreibt: das Land, das ganze Land, und nichts als das Land.

Wer irgend in Zukunft die Geschichte der Union in den letzten vierzig Jahren schreibt, der wird das Leben Webster's schreiben, denn sein Name ist unauflöslich, wie kein anderer moderner, mit der Konstitution Amerikas verbunden; ebenso mit dem ganzen Kreise seiner volkswirthschaftlichen Interessen und mit allem, was sein Gedeihen oder seine Ehre, seine Größe oder seinen Ruhm betrifft. In seinen Reden verabscheute er alle Affektation. Er sprach niemals ohne Vorbedacht und eifrigste Vorbereitung und verachtete es vor allem andern an öffentlicher Stelle nach der Eingebung des Augenblicks zu sprechen; er beeiferte sich für das Ende. Aller vergifteten Waffen persönlichen Angriffes oder Parteihasses enthielt er sich. Mit Calhoun, seinem Hauptgegner, stand er in freundschaftlichen Beziehungen. Calhoun sagte gegen den Schluß seines Lebens, daß es unter allen leitenden Männern des Tages nicht einen gebe, dessen politische Laufbahn durch strenge Rücksicht auf Wahrheit und Ehre hervorstechender bezeichnet sei als die von Webster. In der politischen Erörterung, die im Kabinet ausgearbeitet ist, muß die Palme vielleicht vor allen anderen im Alterthum und der Neuzeit Burke zuerkannt werden. Aber in dem augenblicklichen Kampf im Senat, Mann gegen Mann und Meinung gegen Meinung, in dem edlen Streit der Verhandlungen, wenn Maßregeln unterstützt und bestritten werden, von welchen des Landes Wohlfahrt und der Friede der Welt abhängt, und wobei oft in einem Moment die Linie der Geisterschlacht verändert wird, ohne Zeit zum Nachdenken, ohne Muße um nach Worten zu suchen oder Aufklärungen zusammen zu tragen, sondern wo alles an der Entscheidung der Abstimmung schwebt, wenngleich der Ruf eines ganzen Landes auf dem Spiele steht: alles dies ist eine sehr verschiedene Lage, und in solcher war Webster

der Ueberlegene. Seine Rede fesselte nicht allein willige und, wenn es dergleichen gab, unwillige Senatoren an ihre Sitze; die weiteste Halle schien zu eng für seine Versammlung. Der Felsen, welchen die Pilgrimme zuerst, da sie an den Küsten des westlichen Kontinents landeten, betraten, ist bestimmt, lange im Gedächtniß fortzuleben, aber nicht länger als die Rede, welche jenes Ereignisses gedenkt, und die Webster, 200 Jahre nachdem es eingetreten, gesprochen hat. Das für die erste große Schlacht der amerikanischen Revolution errichtete Denkmal wird mit dem Zerbröckeln des Granits vernichtet und zerstreut werden, aber die bei der Grundsteinlegung gehaltene Rede und die 19 Jahre später bei seiner Vollendung gesprochene, wird fortleben und verkünden, daß solch ein Denkmal bestanden. John Adams und Thomas Jefferson wird noch eine späte Zeit nennen, aber unter den letzten Erinnerungen wird sich die Lobrede Webster's, deren Gegenstand sie waren, befinden. Wie dauernd die Verfassung und die Union auch sein möge, so viel ist gewiß, daß die Ansprachen und Reden, welche Webster zur Vertheidigung und Empfehlung dieser Verfassung und Union gesprochen, so lange leben, als die englische Sprache unter Menschen wird gesprochen werden. Webster's Beredsamkeit hat Alles, was Amerika Großes und Schönes geboren, umschlungen, und des berühmten Lowndes' Wort ist Wahrheit, wenn er sagte: „Der Norden hat nicht seines Gleichen und der Süden keinen größeren als ihn.“ — Zu sagen, daß Webster keine Schwächen und Fehler hatte, wiewohl öfter übertrieben hingestellt, würde heißen, daß er kein Mensch war. Er besaß Ehrgeiz, und allerdings unterliegt es keinem Zweifel, daß seine Tage verkürzt wurden, weil sein Anspruch auf die höchste Stelle im Staate nicht erfüllt worden ist.

Das edelste Denkmal seiner selbst hat er sich in seinen Werken (Boston 1851) gesetzt. Der dritte Band ist „seinem theuren geliebten Weibe“ Karoline le Roy Webster gewidmet. Viele der amerikanischen Staatsmänner leben nur in der Ueberlieferung, ihm war es vergönnt, seine Akten selbst zu verzeichnen. Sie sind eine Schatzkammer von politischer Wahrheit und praktischer Weisheit. Sie athmen strenge Einfachheit und sinnvolle Geradheit. Sie enthüllen klar wie das Tageslicht seine politischen, sittlichen und religiösen Grundsätze, welche kein Wort aussprechen, was er sterbend tilgen oder ein Freund auslöschen möchte. Mehr als irgend ein Lebender hat er diese ganze Generation der amerikanischen Bürger in ihren politischen Pflichten unterrichtet und die Jugend des Landes belehrt, klar zu denken, treffend zu argumentiren und die Gedanken in das einfachste und schönste Englisch zu kleiden. Als Webster die neue Ausgabe seiner Werke vorbereitete, überließ er fast Alles, so weit es die Eigenschaften des Geschmacks betraf, seinem Freunde E. Everett zur Beurtheilung mit den Worten: „Mein Freund, ich wünsche keinen Streit zu verewigen. Ich habe ein Leben voll der heftigsten Kriegsführung in der Politik durchlebt. Ich bin zuweilen verleitet worden, obgleich selten, und dann zu meiner Vertheidigung, über andere mit Strenge zu sprechen. Ich bitte Sie, wo Sie es, ohne den Charakter einer Rede gänzlich zu verändern und mir dadurch ein wesentliches Unrecht zuzufügen, thun können, jede Spur von Persönlichkeit dieser Art zu tilgen. Ich würde es vorziehen, ein Werk nicht zu veröffentlichen, welches einem Ehrenmanne, wie sehr er mir auch entgegenstehe, einen unnöthigen Schmerz machen könnte.“

Webster's Urgroßvater wanderte 1656 aus England nach Amerika ein. Sein Vater, Ebenezer Webster, der unerschrockenen Race der Grenzmänner angehörend und Hauptmann in dem nordamerikanischen Freiheitskriege, hatte sich sein Blockhaus mitten auf den Schneetriften von Neu-Hampshire, in Salisbury, und zwar in einer so frühen Zeit aufgerichtet, daß, als der Rauch zuerst sich aus seinem unförmlichen Kamin erhob und sich über den gefrorenen Hügeln kräuselte, sich kein gleicher Anblick von der Wohnung eines Weißen zwischen ihm und den Ansiedelungen an den Flüssen von Canada vorfand. Rings prächtige Wildniß und unwirthbare Landschaft! Die schroffen Umrisse der Felsenhügel nur belebt durch die finstere Schirlingstanne und die zu den Wolken aufstrebende Föhre. Nach allen Seiten hin durchzogen das Tiefland Ströme ohne Brücken, hohe verkohlte Stämme in den Kornfeldern zeugten von dem harten Kampfe der Ansiedler mit den unermeßlichen Wäldern. Doppelt traurig mußte hier einer dünnbevölkerten Gegend der Winter erscheinen, wenn jäh und wild die Elemente des Nordens daherstürmten und der Schnee herabtrieb durch die verfinsterte Luft. — Nach dem Tode seiner ersten Gattin vermählte sich Hauptmann Webster mit Abigail Eastmann, einer Frau von außergewöhnlichen Geistesgaben; sie besaß Ehrgeiz und Charakterstärke und hegte bei einer einsichtigen Erziehung die fast über ihre beschränkte Sphäre hinausgehende Hoffnung, daß sich einmal ihre Söhne, Ezechiel und Daniel, die einzigen dieser zweiten Ehe, auszeichnen sollten. Dicht an dem bis dahin bewohnten Blockhause hatte Hauptmann Webster ein Haus von Fachwerk erbaut, in dessen Nähe er einen Brunnen grub und eine Schonung von Ulmen anlegte.

Hier ist Daniel Webster am 18. Januar 1782 geboren. Seine Kinderjahre verflossen ihm gleich andern Kindern auf dem Lande; denn als er schon zu Ruf und Namen gelangt war, so erzählt man, trat ihm auf einer Reise nach dem Süden ein Mann mit der Frage entgegen: „Bist denn du der kleine schwarze Daniel, welcher die Pferde zur Tränke zu führen pflegte?“ Den ersten höchst mangelhaften Unterricht empfing er in einer sogenannten Wandelschule, die er öfter, unter Frost und Schnee, zwei bis drei englische Meilen weit aufsuchen mußte. Die Volksbibliothek versorgte ihn mit Büchern; angeregt, gleich Franklin, wurde er zuerst durch das Lesen des Spectator. 1796 genoß er auf wenige Monate die zu Exeter neu gestiftete Akademie. Seine Scheu und Aengstlichkeit war damals so groß, daß er nicht zum Reden vor der Klasse zu bewegen war. 1797 kam er zu dem Prediger Wood, der für Kost und Unterricht wöchentlich einen Dollar erhielt. Griechisch und Lateinisch trieb er mit Fleiß und Lust. Als sein Vater, welcher 1818 gestorben ist, dem fünfzehnjährigen Daniel mittheilte, ihn auf's Collegium schicken zu wollen, stand er sprachlos da, denn er faßte es nicht, woher die Mittel dafür genommen werden sollten. „Eine Gluth überlief mich“, schreibt Daniel Webster, „ich legte meinen Kopf auf die Schulter meines Vaters und weinte.“ Die Zeit bis 1801 nahmen die emsigsten Studien in Anspruch. Die großen Vorbilder des Alterthums begeisterten ihn durch's ganze Leben. In den Mußestunden beschäftigten ihn die Geschichte und Literatur Englands. Seinen Unterhalt erwarb er sich mit Stundengeben. Nachdem er 1801 bei Thompson als Rechtsbeflissener eingetreten war, zog er bald darauf als Lehrer an die Akademie zu Freiburg in Maine, noch nebenbei die Stelle eines Distriktsschreibers mit versehend. Sein Gehalt betrug nur 350 Dollars, war jedoch zu seiner Freude hinreichend, auch seinen Bruder Ezechiel auf's Collegium bringen zu können. In dieser Schule der Arbeit und Entbehrung — er war damals so arm, daß er sich Blackstone's Kommentar leihen mußte — bildete sich Webster zu einem großen Charakter aus. 1802 kehrte er nach Salisbury zu Thompson zurück. 1804 reiste er nach Boston, um sich den ausgedehntesten Rechtsstudien hinzugeben. 1807 ward er, besonders durch Herrn Gore dazu veranlaßt, als Advokat am Obergericht von Neu-Hampshire zugelassen.

Die französische Revolution hatte während dessen die vereinigten Staaten, obgleich sie tief aufgeregt wurden, nicht in ihre wildschäumenden Wirbel hineingezogen; doch war ihr neutraler Handel durch die steigende Kriegserbitterung zwischen Frankreich und England auf's Aeußerste bedroht. Die kaiserlich französischen Dekrete von Berlin und Mailand — das Meer durch das Festland beherrschen und unterjochen zu wollen — und die denselben entgegengesetzten englischen Kabinets-Befehle vernichteten endlich jeden neutralen Handel, und jedes Schiff war unrettbar entweder dem einen oder dem anderen der wüthenden Feinde preisgegeben. In dieser unerträglichen Lage verordnete der Congreß, unter Jefferson's Verwaltung, am 22. Decbr. 1807, ein allgemeines Embargo auf die eigenen Schiffe, das man

das „restrictive System“ nennt. Durch eine so verzweifelte wie entschlossene Maßregel, nämlich die völlige Lähmung des eigenen Seehandels, glaubte man die Kämpfenden zur Erkenntniß ihres Unrechts zu führen, hauptsächlich aber das Vermögen der amerikanischen Bürger zu sichern oder die äußerste Gewaltthätigkeit zu verhindern. Man täuschte sich. Den in den Süden oder in den Norden, den Frieden oder den Krieg gespaltenen Parteiungen im eigenen Lande nicht mehr gewachsen, trat Jefferson 1809 aus dem Amte. Madison wurde am 4. März 1809 Präsident. Am 18. Juni 1812 erfolgte die Kriegserklärung gegen England.

In demselben Jahre wurde Webster zum Abgeordneten für den Congreß gewählt und bei der Organisation des Hauses durch den Sprecher Clay dem Comité für die auswärtigen Angelegenheiten zugetheilt. Seine fortwährende Thätigkeit richtete sich auf die Beendigung des Krieges und einen ehrenvollen Friedensschluß. Am 10. Juni 1813 hielt Webster seine Jungfernrede gleich einem gewiegten Staatsmann und brachte einen nachhaltigen Eindruck unter den Zuhörern hervor. Er führte, da zu Lande bei der damaligen Militärkraft der Union nichts zu hoffen war, einen kühnen Angriff gegen die eingebildete Unbesiegbarkeit des Feindes auf dem Meere. Den Geist seiner uns leider nicht ganz erhaltenen Rede kennzeichnen treffend folgende Worte: „Eine Flotte, hinreichend zur Vertheidigung unserer Küsten und Häfen, zur Beschützung der wichtigen Zweige unseres Handels und auch hinreichend um unseren Feinden (England und Frankreich) zu verstehen zu geben, wenn sie uns zu nahe treten, daß sie gleichfalls verwundbar sind, und daß wir die Macht haben zur Wiedervergeltung und zur Vertheidigung: das scheint die klare, nothwendige und unerläßliche Politik der Nation zu sein. Natur und gesunder Menschenverstand schreiben auf gleiche Weise vor, daß die Mittel der Vertheidigung mit der Gefahr im Einklange stehen müssen.“ 1814 aber, eine geraume Zeit früher, ehe die amerikanischen Seehelden Hull, Decatur und Bainbridge die Macht der britischen Oberherrschaft zur See gebrochen hatten, rief Webster das Land zum Eintritt in das Heer auf: „Die geringe Hülfe, welche den Maßregeln der Regierung zu gewähren in meiner Kraft steht, werde ich von ganzem Herzen geben, wenn die Regierung Maßregeln ergreift, die ich nach meinem Gewissen unterstützen kann. Gelingt ihr auch jetzt der ehrenhafte und aufrichtige Versuch nicht, einen ehrenvollen Frieden herbeizuführen, und muß sie zu Maßregeln der Vertheidigung und des Schutzes zurückkehren, wie die Vernunft, der gesunde Sinn und die öffentliche Meinung sie vereint fordern, dann werde ich meine Stimme nicht von der Bewilligung der Mittel zurückhalten. Geben wir unsre kleinlichen Anschläge zu einer Invasion auf; löschen wir die Feuer, welche an unseren inneren Grenzen leuchten; begründen wir dort Sicherheit und Vertheidigung durch eine angemessene Truppenmacht. Laßt einen Jeden, der in eurem Lande schläft, in Ruhe schlafen; stillet das Blut, das aus den Adern einer unbewaffneten Miliz und aus denen von Weibern und Kindern fließt. Gebt den Lebenden die Zeit ihre Todten zu bestatten und zu beklagen, überlaßt sie ruhig ihrem eigenen Kummer. Habt ihr dieses Werk der Wohlthat und des Mitleids an euren inneren Grenzen vollbracht, dann wendet euch um und blickt mit dem Auge der Gerechtigkeit und des Mitgefühls auf die ungeheure Bevölkerung die Seeküste entlang. Oeffnet die eiserne Faust eures Embargo, nehmt Maßregeln zu diesem Zwecke, ehe eine zweite Sonne über euch untergeht. Bei dem ganzen Kriege des Feindes gegen euren Handel würdet ihr immer noch einigen Handel haben, wenn ihr aufhören wolltet, selbst Krieg dagegen zu führen. Dieser Handel würde euch einiges Einkommen geben; wendet dieses zur Vermehrung eurer Flotte an; diese wird wiederum euren Handel beschützen. Laßt es nicht länger gesagt werden, daß nicht ein einziges Schiff, das seit dem Kriege durch eure Hände gebaut worden, noch auf dem Ocean segele. Wendet den Strom eurer Anstrengungen dem Kanale zu, welchen das Gefühl der Nation schon breit und tief ausgehöhlt hat, um ihn zu empfangen. Eine Schiffsmacht, genügend um eure Küsten gegen beträchtliche Ausrüstungen zu vertheidigen, euren Handel zu begleiten und vielleicht die Blockade eurer Ströme aufzuheben, ist kein Traumbild. Es kann verwirklicht werden. Müssen wir den Krieg fortsetzen, dann geht auf den Ocean. Streitet ihr ernstlich für Rechte auf der See, dann geht auf den Schauplatz, wo diese Rechte allein vertheidigt werden können. Dorthin lenkt euch jeder Schritt eures Schicksals. Dorthin werden die vereinigten Wünsche und Anstrengungen der Nation mit euch gehen. Selbst die Theilungen eurer Parteien, wie heftig sie immer seien, enden am Saume des Meeres. Sie verlieren sich in der Hingebung an den Geist der Nation auf dem Elemente, wo diesem Geiste Achtung verschafft worden ist. Beschützt ihr die Angelegenheiten der See durch die Mittel der Schiffsmacht, dann werdet ihr sie auch mit der ganzen Kraft des Nationalgefühls ausrüsten und über die ganze Fülle der nationalen Hülfsquellen gebieten. In kurzer Zeit werdet ihr im Stande sein, Verletzungen an dem Platze, wo sie euch angethan, abzuwehren und wenn es nöthig ist, eure eigne Flagge über die ganze Welt hin mit dem Schutze eurer eigenen Kanonen begleiten.“

Amerika hatte durch seine Revolution die staatliche Unabhängigkeit gewonnen; durch den hartnäckigen Kampf gegen England errang es sich auch die Gleichberechtigung auf dem Meere. Webster's Grundgedanke ging bei allen Gelegenheiten darauf hinaus: die Union darf nirgends in die innere Verwaltung der einzelnen Staaten eingreifen, diese bleibe jedem frei. Die Souveränetät mit ihren unveräußerlichen Rechten steht nur der Union und der Gesammtregierung zu. Die Union muß also, soll sie in den Conflikten der Völker, und namentlich den europäischen Großmächten gegenüber, irgend ein Gewicht in der Wagschale der Entscheidung haben, eine Gesammtmacht darstellen mit völlig concentrirter Action. Dieser Grundsatz bildete die Kluft zwischen Webster und den Föderalisten oder Demokraten, die, unter Führung Calhoun's aus Süd-Carolina, behaupteten, daß sie im Sinne der Freiheit für die einzelnen Bundesstaaten die Souveränetät in Anspruch nehmen müßten. Es war in Amerika, wie man sieht, derselbe Streit entbrannt, den man gegenwärtig für die Einheit Deutschlands zum Austrag zu bringen entschlossen scheint — freilich mit dem Unterschiede, daß Deutschland wirklich aus so und so vielen auf einander mit Eifersucht sehenden souveränen Fürsten zusammen gesetzt ist, die bei Bundesbeschlüssen wenigstens „mitreden“ wollen.

Schwer und bedeutend war der Kampf, den Webster für die Union als einen Gesammtstaat und nicht als einen Vertrag zwischen souveränen Staaten führte; besonders gegen Calhoun im Senat am 16. Februar 1833. Seine Rede gegen diesen gewaltigen Gegner entwickelte in einer staatsrechtlichen Darstellung das Wesen des Föderativsystems gegenüber der wohlbegründeten Macht einer Centralregierung. Webster bezeichnete Calhoun's Stellung und die seinige so: „Unter den Gefühlen, welche in diesem Augenblicke meine Brust erfüllen, ist nicht das schwächste das des Bedauerns über die Stellung, in welche mein Gegner sich gebracht hat; er ist ungerecht gegen sich selbst. Die Sache, welcher er sich hingegeben, findet keinen Boden in der Konstitution, keine Unterstützung in der Sympathie des Volks, keine freudige Aufnahme bei irgend einer patriotischen Körperschaft. Er hat keinen Anhalt, worauf er fußen könnte, um die Macht seines anerkannten Talents zu entfalten; der Grund unter seinen Füßen ist hohl und verrätherisch. Er hat erklärt, daß von der Entscheidung der jetzt verhandelten Frage die Sache der Freiheit selbst abhänge. Ich bin derselben Meinung, aber die Freiheit, welche nach meiner Meinung jetzt Gegenstand des Streites ist, ist nicht die politische Freiheit in irgend einer allgemeinen und unbegrenzten Auffassung, sondern es ist unsere eigene, wohlverstandene und langbesessene Amerikanische Freiheit! Ich liebe die Freiheit nicht weniger glühend, als das Mitglied für Süd-Carolina, in welcher Form sie auch im Verlauf der Geschichte möge

erschienen sein: wie sie auftrat in den herrschenden Staaten des Alterthums, wie sie wieder hervorbrach mitten aus der Finsterniß des Mittelalters und die Bildung neuer Gemeinschaften im neuen Europa beleuchtete, immer und immer entzückt sie mich. Dennoch ist es unsere eigene Freiheit, unter dem Schutze der Konstitution und durch die Union gesichert, es ist die Freiheit, welche das Erbtheil unserer Väter ist, es ist unsere begründete, theuer erkaufte amerikanische Freiheit, welcher ich vor allem ergeben bin, und deren Sache ich jetzt mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft aufrecht erhalten und vertheidigen will.« Schließlich faßt er seine Meinung dahin zusammen: »Wenn die Regierung ihre Pflicht thut, wenn sie mit Festigkeit und Mäßigung verfährt, so können die Ansichten meiner Gegner nicht die Oberhand gewinnen. Seien Sie versichert, daß unter allen politischen Gefühlen dieses Volkes die Liebe für die Union noch immer das stärkste ist; es wird fest zur Konstitution und zu denen stehen, welche sie vertheidigen. Kann sie nicht ohne Scenen der Bewegung und des Streites aufrecht erhalten werden, wie unwillkommen sie auch seien, sie mögen kommen; wir können, wir dürfen nicht unterlassen das zu thun, was die Wohlfahrt der Union gebietet. Ich bin entschlossen, den mir davon zustehenden Theil auf mich zu nehmen, wohin mich das Vaterland ruft, und mich unter die zu reihen, auf welche die Streiche zuerst und am dichtesten fallen. Ich werde jede Kraft, die ich besitze, dazu anstrengen, um dem vorzubeugen, daß die Konstitution vernichtet, zerstört oder verletzt werde, und sollte ich sie auch fallen sehen, so werde ich doch, vielleicht mit schwacher Stimme aber mit einem Ernst, wie er jemals von menschlichen Lippen kam, und mit einer Treue und einem Eifer, welche nichts ersticken soll, das Volk anrufen, aufzustehen zu ihrer Rettung.«

Obwohl vielfach angegriffen, bildete diese Ueberzeugung auch Webster's Grundlage für die ganze Sclavenfrage in den vereinigten Staaten — durch den Anschluß von Neu-Mexiko und Californien hervorgerufen — die er stets unter den Gesichtspunkt der Union, indem er sie nach ihrem wahrhaften Gehalt und ihrer allumfassenden Bedeutung begriff, stellte. Clay's Anträge, die man das Compromiß nennt, verlangten: Californien in die Union aufzunehmen und ihm die Freiheit zu lassen, die Sclaverei in seinem Gebiete zu gestatten oder zurückzuweisen. Es sei das überhaupt Sache jedes einzelnen Staats und nicht der Gesetzgebung der ganzen Union. Letzteres verfocht die Opposition, welche die Sclavenfrage von Seiten des Kongresses durch ein allgemeines Gesetz geregelt und im Sinne der Freiheit des Menschen entschieden wissen wollte. Durch Annahme von Clay's Anträgen, für die sich auch Webster entschied, hat man verhütet, daß sich die Union in den sclavenhaltenden Süden und den freien Norden spaltete. — Am 7. März 1850 waren alle Gallerien des Senatsaales so überfüllt und das Kapitolium selbst so umlagert, daß die Senatoren kaum zu ihren Plätzen gelangen konnten. Als der Vice-Präsident dem Herrn Walker von Wisconsin, der am Tage vorher wegen vorgerückter Zeit seine Rede abbrechen mußte, wiederum das Wort ertheilte, entgegnete dieser: »Herr Präsident, dieser dichtgedrängte Kreis hat sich nicht versammelt um mich zu hören, und hier ist nach meiner Meinung nur Ein Mann, der solch eine Versammlung um sich schaaren kann. Alle erwarten ihn zu hören, und ich fühle, daß es meine Pflicht ist, eben so wie es mir Vergnügen gewährt, deßhalb das Wort an den Senator von Massachusetts abzutreten.« Webster, hierauf das Wort ergreifend, sagte in seiner Rede, daß der Norden und der Süden der Union über die Sclaverei als solche durchaus derselben Ansicht seien, und daß die hervorragendsten Staatsmänner des Südens sie gleichfalls für ein Uebel, einen Brand und Mehlthau, für eine Seuche, eine Geißel und einen Fluch erklären, ja, daß man im Norden keine so heftige Ausdrücke des Abscheus dagegen vernehme wie im Süden. Niemand werde indeß leugnen, daß die Union sich mitten in fieberhafter Aufregung befinde, und daß ihre Institutionen und ihre Regierung in großer Gefahr schweben. »Die gefesselten Winde sind losgelassen. Der Ost, der Nord und der stürmische Süd vereinen sich, um den ganzen Ocean zu erregen, seine Wogen gen Himmel zu treiben und seine tiefsten Gründe zu erschließen.« — Die Methodisten, furchtbar den Streit schürend, drängten zumeist auf Trennung des Südens vom Norden. — Webster erörterte alle Verhandlungen über den Gegenstand, die er gelesen, alle Argumente, die er geprüft habe, doch habe er keinen Grund für die Trennung gefunden noch irgend ein Gut, das aus ihr hervorgehen könnte. »Wenn sich christliche Ueberzeugung und religiöser Eifer in diese Frage mischen, so muß ich deren Einseitigkeit darlegen, denn die kirchlichen Parteien behandeln jede Sache stets mit einer großen Beimischung von Aufregung; sie ziehen eine breite Grenze zwischen dem Recht und dem Unrecht und gründen dies auf ihre eigenen Ueberzeugungen von Wahrheit und Gerechtigkeit. Diese Linie stützen sie durch eine Reihe von Glaubenssätzen, gerade wie man Pfosten und Steine an den Grenzmarken zwischen den Ländern aufrichtet. Solche religiöse Eiferer besteigen gleichsam das Schlachtroß einer besonderen Pflicht und treiben es wüthend hin und her und über alle anderen Pflichten hinweg, welche ihnen in den Weg treten; die menschlichen Pflichten wollen sie mit mathematischer Schärfe begrenzen und Recht und Unrecht mit der Sicherheit einer algebraischen Gleichung unterscheiden. Deßhalb haben sie nicht eben zu viel christliche Liebe gegen die, welche verschiedener Meinung sind. Sie denken, daß nur das Vollkommene gut ist, und machen dem Urtheile eines anderen durchaus kein Zugeständniß. Wenn ihr durchdringender Blick sie befähigt, einen Fleck in der Sonne zu entdecken, so halten sie dies für einen hinreichenden Grund, um die Sonne vom Himmel herabzustoßen; lieber mögen sie in gänzlicher Finsterniß leben. Laßt uns dagegen die Mahnung des Apostels beachten, nichts Uebles zu thun, damit Gutes daraus komme. Das Uebel ist hier die Zerstörung der Union; in ihrem festgeschlossenen Verbande wird sie die Kraft finden, in der fortschreitenden Entwickelung künftiger Jahre auch den Fluch der Sclaverei von sich abzuwerfen.« »Und nun«, so schloß Webster seine erschütternde Rede, »seien wir nicht Pygmäen in einer Frage, welche Männer erfordert. Machen wir unsere Generation zu einem der stärksten und glänzendsten Glieder der goldenen Kette, welche bestimmt ist, so winkt mir die Hoffnung, in der kommenden Zeit alle Völker und Staaten einer solchen Regierung zuzuführen; sie athmet Freiheit und Vaterlandsliebe; ihre noch jugendlichen Adern sind voll von Unternehmungsgeist, Muth und ehrenvoller Liebe zu Namen und Ruhm. Zwei große Meere bespülen jetzt unsere beiden Küsten und verwirklichen die schöne Beschreibung, welche der Dichter von dem Schilde des Achilles unter der Hand des Künstlers giebt:

> Auch die große Gewalt des Stromes Okeanos schuf er
> Rings am äußersten Rande des schön vollendeten Schildes.«

Webster hat an diesem Tage durch seine Beredsamkeit, nach dem Urtheile aller, den Staat gerettet. Mag auch öfter bei der Vertretung seines Vaterlandes nach außen hin ein etwas hochtönendes Wort eingemischt worden sein, so diente es jedenfalls zur belebenden Kräftigung des Nationalgefühls und des Patriotismus. Webster als Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten schrieb z. B. unterm 21. December 1850 an den österreichischen Gesandten Hülsemann: »Die Macht dieser Republik hat sich gegenwärtig über ein Land ausgedehnt, das an Reichthum und Fruchtbarkeit eins der ersten des Erdballs ist, und einen Umfang gewonnen, in Vergleich zu dem die Besitzungen des Hauses Habsburg nur ein Fleck auf der Erdoberfläche sind. Ihre Bevölkerung, schon jetzt 25 Millionen stark, wird die des österreichischen Kaiserthums in einer Zeit übertreffen, in der Herr Hülsemann hoffentlich noch seiner Regierung seine anerkennungswerthen Dienste leistet. Ihre Schifffahrt und ihr Handel werden kaum von den ältesten handeltreibenden Nationen übertroffen; ihre Seemittel und ihre Seemacht mag Oesterreich in allen Meeren betrachten, wo es Häfen hat, so wie sie auch in allen anderen Theilen der Erde zu suchen sind.«

Im Jahre 1852 neigte sich kaum die Präsidentschaft des Generals Taylor ihrem Ende zu, so ward Webster mit Caß und Buchanan zur neuen Wahl gestellt. General Pierce wurde zum Präsidenten gewählt. Calhoun bezeichnete Webster's ganze Größe durch einen Ausspruch, der leider wahr wurde: „Webster ist zu groß, um jemals Präsident der vereinigten Staaten zu werden.“ — Webster starb am 24. October 1852.

Die letzte Scene seines Lebens gab dem Charakter und der Laufbahn Webster's einen vollendeten Abschluß und stand durchaus zu dem Ganzen in innerlicher Harmonie. Er starb im Amte, bis zum letzten Augenblicke keine öffentliche Sorge oder Pflicht vernachlässigend; er starb in seinem geliebten Landhause, umgeben von seiner Familie, von wenigen theuern Freunden und von seinen niedrigen, aber ihm ergebenen Dienern. Er nahm von diesen allen, von einem nach dem anderen feierlichen Abschied! Der Tod überraschte ihn nicht: er nahte ihm Schritt für Schritt mit voller unverdunkelter Geisteskraft. Viele Triumphe gewann er in seinem Leben, doch keiner glich dem Triumphe seines Todes!

Blätter im Winde.

Von P. J. Willatzen.

I.

Du schliefst so süß!

Du schliefst so süß hindurch die Nacht,
Umkos't vom holden Traum;
Wie lang sie Kranken, die gewacht,
Zerfoltert von der Qualen Macht,
Glücklicher, ahnst du kaum.

So richte denn aus tiefster Brust
Ein Dankgebet zum Herrn,
Und ist ein Kranker dir bewußt,
Sei's dir sein Leid zu lindern Lust,
Sei du sein milder Stern.

Dann grüßt dich aus dem Himmel einst,
Verweilt er selig dort,
Wenn du die Nacht in Schmerz durchweinst
Und du unendlich lang sie meinst,
Sein tröstend Segenswort.

II.

Der Thurm am Strande.

Hoch über'm Meer am Felsenstrand
Ragt noch ein grauer Thurm,
Jahrhunderte, die er hier stand,
Trotzt' er jedwedem Sturm.

Ihn schmücket nicht des Epheus Zier,
Die Winde wehn zu kalt,
Und ihr Gesang nur klaget hier
Im engen Mauerspalt.

Ach, sollt' ich so dereinst auch stehn
Umstürmt im Abendroth?
Verlassen mich, vereinsamt sehn?
Komm früh, komm früh, o Tod!

III.

Vertheidigung.

Wem je schlug einer Mutter Herz,
Wer je auf ihrem Schooß gesessen,
Der soll in Ernst nicht, noch in Scherz
Ein Weib zu schmähen sich vermessen.

Bezwing dein Herz, daß es vergiebt,
Mocht' auch ein Weib dich bitter kränken;
Daß eines dich so sehr geliebt —
Der treuen Mutter sollst du denken.

IV.

Zerschlagene Blüthen.

Die Wolken hingen trüb und feucht,
Da kam der Sturm gefahren;
Wie bald, wie bald hat der verscheucht
Der Nebelgeister Schaaren!

Nun schafft des Frühlings milder Hauch,
Der Sonne sanftes Glühen;
In Berg und Thal, auf Baum und Strauch,
Welch wundersames Blühen!

Manch Lenzlied schallt bei Bechern Weins
In diesen Göttertagen,
Doch denkt der armen Blüthen keins,
Die rauh der Sturm zerschlagen;

Die, eh des Himmels laue Luft,
Der Sonne Strahl sie tranken,
Geboren kaum schon in die Gruft,
Um zu vermodern, sanken.

V.

Das Reh.

Wo vom dunkeln Fichtenhaine
Dicht umfriedet schläft der See,
Lauscht beim letzten Abendscheine
Schüchtern dort ein scheues Reh.

Sieh, es stutzt, Gefahren witternd.
Hörnerklingen und Gebell!
Und zusammen schreckt es zitternd
Und erbebend flieht es schnell. —

Mich ergreift ein leises Beben,
Ich erkenne dieses Bild:
Bin ich selbst nicht ein vom Leben
So zu Tod gehetztes Wild?

VI.

Huldigung.

Dem Licht blühst du entgegen,
Du bist dem Glück geweiht,
Dir wandelt sich in Segen,
Was Andern brächte Leid.

Die Welt liegt dir zu Füßen,
Denn du bist gut und schön,
Verwandte Engel grüßen
Dich mild aus Himmelshöhn.

Die Zeit entflieht auf Schwingen,
Doch ist dein Haupt einst weiß,
Soll dich noch leis umklingen
Dies Lied zu deinem Preis.

VII.

Die Rosen stehn in voller Pracht.

Die Rosen stehn in voller Pracht,
Sie sind erblüht wohl über Nacht,
Doch müssen sie — du wirst es sehn —
Auch wieder über Nacht vergehn.

Und blühst du hold und anmuthreich,
Der schönsten Rosenknospe gleich —
Das Leben flieht, eh' du's gedacht,
Gleich wie ein Traumgebild der Nacht.

Ein Bremisches Inschriftenwerk.

Wer nach einem Zeugniß für die Vielseitigkeit der Bestrebungen unserer Zeit sucht, der braucht sich nur zu erinnern, daß, während wir eifrig daran arbeiten, den Fleck weit hinter uns zu lassen, auf den unsere Vorfahren uns gebracht haben, während wir nach zum Theil ganz neuen Formen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens suchen und wir außerdem durch Erfindungen und Entdeckungen aller Art bald dahin kommen, unsere Erdenwohnung ganz neu einzurichten, wir zu derselben Zeit sorgsamer als je bemüht sind, zu verstehen, was frühere Zeiten geleistet haben, und wie sich auf allen Gebieten menschlichen Wirkens Stufe auf Stufe in der Entwickelung auferbaut hat. Und vor Allem ist das ein Zeichen unserer Zeit, daß beide Richtungen nicht unvermittelt dastehen, sondern sich stets ihrer Beziehung zu einander bewußter werden. Die historische Wissenschaft hat gerade dadurch eine so große Vertiefung und Bedeutung für die Gegenwart gewonnen, daß sie mit der gewissenhaftesten Sorgfalt alles Größte und Kleinste der Vergangenheit in ihre Beobachtung aufnehmend, aus der Arbeit der Jahrhunderte und Jahrtausende die Gegenwart entstehen läßt. Indem sie mit der Fackel des Verständnisses der eigenen Zeit die Schachten der Vergangenheit durchleuchtet, wird diese ihr lebendig; und indem sie die heiße Arbeit vergangener Geschlechter begreift und würdigt, weis't sie dem lebenden Geschlecht seine Ziele.

Es ist daher kein Wunder, daß keine Wissenschaft allgemeineres Interesse erweckt, bei keiner mehr Belehrung gesucht wird, als bei dieser, sowie andrerseits in alle Wissenschaften die historische Methode belebend und umgestaltend eindringt. Sie kann sich dessen nur freuen. Ihrem Ziele sich möglichst zu nähern, bedarf sie der vielseitigsten Unterstützung. Es ist bekannt, wie namentlich die vaterländische Geschichtsforschung durch eine Menge von historischen Lokalvereinen in den letzten Jahrzehnten bedeutend gefördert ist. Wenn auch die Anklage gegen den in diesen Gesellschaften sich oftmals breit machenden Dilettantismus nicht unbegründet ist, so haben doch viele derselben, abgesehen von der Förderung und Durchbildung, die sie den Theilnehmern brachten, auch der Wissenschaft erhebliche Dienste geleistet. Ist es nicht das Wesen der Histôrie, aus allgemeinen Sätzen zu deduciren, muß sie vielmehr ihre Wahrheiten aus Analogieen herleiten, so wird ihre Erkenntniß um so gesicherter werden, je mehr Beispiele sie sich zuführen läßt.

Ich will nicht fragen, warum noch in Bremen ein solcher Verein fehlt. Hoffentlich legen wir Hand ans Werk, ehe noch ein neues Jahr ins Land zieht. An Material zur Bearbeitung fehlt es nicht, und an Kräften schwerlich. Ich möchte heute nur ein Arbeitsfeld hervorheben. Nicht bloß auf Pergament und Papier sind die Quellen der Geschichte aufbewahrt, nicht bloß aus Büchern, Urkunden und Staatsschriften schöpft sie den Stoff, um ihr Gebäude aufzuführen. Die Geschichte, welche das ganze menschliche Wirken erkennen will, zieht natürlich auch die Werke der bildenden Kunst in ihren Gesichtskreis. Auch die todte Materie, in welcher das Ringen und Streben des Menschengeistes sich verkörpert und Form gewonnen hat, liefert ihr die wichtigsten Denkmäler. Und in dem Studium derselben gewinnt die heutige Kunst selbst neue Gesichtspunkte. Ist auch unsere Stadt nicht so reich an werthvollen Bauwerken älterer Zeit, wie manche andere, so ist sie doch nicht so arm daran, daß nicht auch hier, wie es anderer Orten längst geschehen ist, ein Verein von Architekten und anderen Freunden der Kunst reiche und belohnende Arbeit fände, wenn er unter den vorhandenen Bauwerken Umschau hielte, die denkwürdigeren erforschte, erläuterte und durch Abbildungen ihr Andenken sicherte. Gerade gegenwärtig, wo so manche Reliquie dem Bedürfniß der Neuzeit weichen muß, und fast jeder Tag deren Zahl verringert, wäre es doppelt verdienstlich, uns und den Nachkommen ein Bild des alten Bremen zu erhalten.

Ohne Zweifel sind von Einzelnen bereits Vorarbeiten dazu gemacht. Indeß ungewiß darüber, wann eine solche Sammlung der Bremischen Baudenkmäler zu Stande kommen werde, glaubte ich um so weniger die erbetene Unterstützung einem anderen Werke versagen zu dürfen, welches einen Theil einer solchen Sammlung gebildet hätte, wenn dieselbe bereits in Angriff genommen wäre, welches aber auch selbständig wohl bestehen mag und die Ausarbeitung jenes wichtigeren Werkes nicht hindert. Der seit Kurzem hier ansässige Geometer und Zeichner Herr Krone beabsichtigt nämlich, eine Sammlung der an und in den älteren Bauwerken der Stadt erhaltenen Inschriften und Wappen herauszugeben. Die Inschriften haben theils ein bedeutendes kulturhistorisches Interesse, indem sie manchen werthvollen Beitrag zu den Anschauungen der früheren Zeit liefern, theils dienen sie zur Aufklärung der Geschichte der betreffenden Gebäude selbst oder erhalten uns manche zum Verständniß der Lokalgeschichte lehrreiche Nachrichten. Der Plan ist, die wichtigeren und namentlich die durch Alterthum und durch die Kunst des Meißels ausgezeichneten Inschriften zugleich facsimilirt darzustellen. Dem Abdruck in heutiger Schrift soll außerdem bei den lateinischen Inschriften auch eine deutsche Uebersetzung beigegeben werden. Dadurch wird das Werk auf eine allgemeinere Theilnahme Anspruch machen dürfen, und vielleicht selbst ein brauchbarer Begleiter für Alle sein, welche die interessanten Baudenkmäler Bremens näher kennen lernen wollen.

Das Werk wird, wenn es Anklang findet, in mehreren Heften erscheinen. Jedem Heft wird eine kurze Einleitung, welche über die Geschichte der betreffenden Gebäude unterrichtet und zu den Inschriften die nöthigen Erläuterungen giebt, beigefügt werden. Das erste, im Manuscript fast vollendete Heft enthält die Inschriften rc. des Rathhauses und Rolandsbildes. Die getreue Wiedergabe der Verse eines alten Chronikanten, welche einen Theil der Wand der oberen Halle bedecken, und die bekanntlich die lange geglaubten Sagen von dem Ruhm, welchen sich Bremen durch die Theilnahme an mehreren Kreuzzügen und selbst schon an der Eroberung Englands im fünften Jahrhundert n. Chr. erworben haben soll, enthalten, wird demselben allein schon Interesse verleihen. Die folgenden Hefte werden den Dom und die übrigen Kirchen der Stadt umfassen. Dabei sollen namentlich auch Abbildungen der auf den alten Glocken befindlichen Darstellungen und Inschriften gegeben werden. Den Schluß werden die an den übrigen Gebäuden der Stadt erhaltenen Inschriften, Wappen und Hausmarken bilden.

Ich glaube das Werk um so mehr der Theilnahme des Publikums empfehlen zu dürfen, da Herr Krone auf diesem Gebiete bereits bewandert ist, und mit dem Verständniß der alten Schriften Geschmack in der Ausführung solcher Arbeiten vereinigt. Aehnliche Arbeiten, welche er früher in Goslar ausgeführt hat, — deren Veröffentlichung so eben beschlossen ist — zeigen, daß er vollkommen dazu befähigt ist. Ueberdieß wird es an der wünschenswerthen Controle für die richtige Wiedergabe der Inschriften nicht fehlen.

Diese Zeilen haben zugleich den Zweck, alle diejenigen, welche sich für das Zustandekommen des Werks interessiren, aufzufordern, auf weniger bekannte Inschriften und ähnliche Denkmäler, namentlich solche, die sich an Privatgebäuden finden, Herrn Krone oder den Unterzeichneten gefälligst aufmerksam machen zu wollen. Eine lebhafte Unterstützung dieser Arbeit wäre um so wünschenswerther, da wir in Herrn Krone eine für ähnliche Werke sehr geeignete Arbeitskraft gewonnen haben. Es wird nur von der Theilnahme des Publikums abhängen, daß diesem Werke eine Herausgabe der Bremischen Münzen nachfolgt, wozu bekanntlich durch eine im Privatbesitz hier vorhandene sehr vollständige Sammlung eine vorzügliche Grundlage gegeben ist.

Ueberhaupt wird das Werk hoffentlich Andere ermuntern und namentlich die Herren Architekten anspornen, ihre längst beabsichtigte Arbeit auszuführen.

D. Ehmck.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Bilder aus Altengland. Von Reinhold Pauli. — Aus dem Gefängnißleben. Von Theodor Oelckers. 2 Thle. — Kaiser Albrecht der Erste. Historisches Trauerspiel in fünf Akten von G. de Grahl. — Diana und Endymion. Roman von R. Victor. — Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Biographischer Roman von A. von Sternberg. — Die Seleuciden und die Hasmonäer. Trauerspiel in fünf Akten von S. Wiese. — Marie Antoinette. Schauspiel in fünf Akten von L. Méron. — Friedrich und Katte. Romanepos von C. Furkert.

— * In der nächsten Zeit erscheint ein zweibändiges Werk von Karl Andree: „Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika nach den neuesten Entdeckungen von Burton, Speke, Krapf, Rebmann, Erhardt und Anderen.“

— * Ueber das jüngste Buch von Adolf Stahr, „Herbstmonate in Ober-Italien“, ein Supplement des bekannten Werkes „Ein Jahr in Italien“ sagt die Kölnische Zeitung: Alle die Vorzüge, welche diesem ersten Werke Adolf Stahr's über Italien die ungetheilte Anerkennung des Publikums gewonnen haben, finden sich in diesen „Herbstmonaten in Ober-Italien“ in unveränderter Weise wieder. Es ist dieselbe Liebe für das Land und Volk von Italien, es sind dieselbe Begeisterung für seine Geschichte und Kunst, dieselbe warme Empfindung für die Natur des Südens, welche diese neue Reise des Verfassers nach Italien veranlaßten; und sie sprechen auch deutlich aus jeder Seite dieser Darstellung, der Stahr's classische Bildung und sein vollendet edler Stil als Grundlage dienen und zur Zierde gereichen. Die „Herbstmonate in Ober-Italien“ schildern zuerst einen Aufenthalt am Comer See, von dem aus der Verfasser Mailand, Genua, Bergamo, Verona und Venedig besuchte; Städte, die er bei seiner ersten Reise nach Italien theils gar nicht, theils nur flüchtig besucht hatte, und die er jetzt in längerem, ruhigem Verweilen kennen lernte und durchforschte. Den Naturschilderungen, den Kunstbetrachtungen gesellen sich historische Rückblicke auf die verschiedenen Städte hinzu. Der Vergangenheit wird dabei eben so sehr Rechnung getragen, als der letztverwichenen Gegenwart, und neben den Erinnerungen aus den fernen Tagen von Mailand, Verona, Genua und Venedig finden sich in dem Werke die Charakteristiken von Garibaldi und von Daniele Manin, welche den Schluß des ganzen, 36 Bogen groß Octav umfassenden Bandes bilden.

— * In Venedig starb vor Kurzem der englische Novellist James, welcher eine Zeitlang viel Glück machte. Ein britisches Blatt sagt von ihm, er habe reines Englisch geschrieben und zeige sich in seinen Erzählungen stets als Gentleman in der guten Bedeutung des Wortes, wie er das auch im Leben gewesen.

— * Am 2. Juli starb auf einem Gute bei München im Alter von 80 Jahren der bekannte Erzähler Gotthilf Heinrich von Schubert.

— * Der bisherige akademische Musikdirector Stade in Jena ist Concertmeister in Altenburg geworden. Stade war 21 Jahre lang in Jena und wurde bei seinem Abgange von der Universität mit dem Doctordiplom beschenkt.

— * Auf dem Hoftheater in Stuttgart giebt man eine Oper von Gustav Pressel „Die St. Johannisnacht“, das Erstlingswerk eines talentvollen Componisten. Nach einem Berichte der „Allgemeinen Zeitung“ wurde die Oper vom zahlreich versammelten Publikum so günstig aufgenommen, daß der Componist nach dem ersten und letzten Akt stürmisch gerufen wurde. Einstimmig wird an dieser Oper ihr Melodienreichthum, das gemüthvolle und durchaus deutsche Element das darin vorherrscht, gerühmt, wenn auch strenge Kritiker dieses oder jenes namentlich an der Instrumentirung auszusetzen wissen, was natürlich bei einem Erstlingswerk stets der Fall sein wird. Die Hauptsache ist, daß der Gesammteindruck auf das Publikum ein so günstiger und zündender war, wie es seit der „Martha“ nicht mehr der Fall gewesen, daß Knalleffecte und alle modernen Kunst- und verkünstelten Mittel der großen Oper darin verschmäht sind, wogegen Gemüth und Melodie überall vorherrschen. Die Oper wird, wo sie in Deutschland zur Aufführung gelangt, gewiß die gleich freundliche Aufnahme finden, wie denn auch die Heimath des Componisten berufen war ihr die Bahn zu brechen, damit wenigstens einmal das traurige Sprüchwort zu Schanden werde: der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland.

— * John Ford. Der zweite Theil des Bodenstedt'schen Werkes „Shakspere's Zeitgenossen und ihre Werke“ läßt auf John Webster, welchen der erste Theil vorführte, John Ford folgen, indem die zehn Dramen dieses Dichters (1586—1657?) in Uebersetzungen oder charakteristischen Umrissen vertreten sind. Ueber die Behandlung des hier vorliegenden Stoffes, den Bodenstedt auf einer Reise in England sich zu eigen zu machen bemüht war, sagen die Wiener „Recensionen“: Ueber John Ford's private Lebensverhältnisse fließen die Quellen nur spärlich; nur so viel steht fest, daß er als Sprößling einer in Devonshire begüterten Familie 1586 in der Nähe von Ilsington geboren sei. Ueber den Ort und die Zeit seiner klassischen Studien und seiner Vorbildung zum Juristen ist nichts bekannt; doch weist sein Biograph nach, daß John im sechszehnten Jahre seines Lebens nach London kam und als Mitglied des Middle Temple aufgenommen wurde. Schon 1606 — also in seinem zwanzigsten Lebensjahre — debütirte er mit einem langen, in siebenzeiligen Stanzen geschriebenen, übrigens ziemlich steifen Heldengedicht, betitelt: "Fame's Memorial, or the Earl of Devonshire deceased; with his honourable Life, peaceful End, and solemn Funeral." Dieser „Earl of Devonshire“ ist der in der „Liebes- und Heldengeschichte des englischen Hofes“ vielgenannte Lord Charles Blount, Vicekönig von Irland und Schwager Essex's. — Erst volle zwanzig Jahre später, also bereits im reifsten Mannesalter, wandte sich Ford der dramatischen Dichtung zu. Das zuerst im Druck erschienene (1629), aber jedenfalls schon viel früher auf der Bühne heimische Drama „The Lover's Melancholy“ („Des Liebenden Schwermuth“) scheint, nach den Zeugnissen W. Singleton's und Ch. Lamb's (Spec. of Engl. Dram. Poets), durch längere Zeit ein Lieblingsstück des Publikums gewesen zu sein, und kam auch noch nach mehr als hundert Jahren, nämlich 1748, in Drury-Lane zur Aufführung. Der eigentliche dramatische Werth des Stückes ist unbedeutend, die Charakterzeichnung ohne Schärfe, das Ganze mehr in lyrisch-rhetorischem Stil gehalten. Theilweise interessant wird es nur dadurch, weil uns im Helden des Stückes (Palador, Fürst von Cypern) ein in Anlage und Ausführung unverkennbarer Hamlet-Charakter entgegentritt. Das bekannteste von Ford's Stücken ist die historische Tragödie: „Perkin Warbeck“, oder wie der vollständige Titel in der alten Quartausgabe (1634) lautet: „The Chronick Historie of Perkin Warbeck.“ Der Dichter hat Baco's glänzend geschriebene „History of the Reign of King Henry the Seventh“ ohne Zweifel als Quelle benutzt. Bodenstedt bezeichnet diese historische Tragödie mit Rücksicht auf Composition, Charakterzeichnung und Sprache, als des Dichters vollendetstes Werk und zugleich als das hervorragendste Produkt der nach-shakspereschen altenglischen Dramendichtung. Charakteristisch für den Unterschied von Talent und Genius ist freilich der Umstand, daß Ford in der stilhaften Behandlung des Geschichtsdramas damit endigte, womit Shakspere begonnen hatte. Jenes chronikalisch-epistrende Nacheinander, statt organischen und dramatisch lebendigen Flusses, das auch Shakspere's ältere, englische Geschichtsdramen („Chronickled Histories“) mehr oder minder kennzeichnet, macht sich nämlich auch in Fords „Warbeck“ auf Kosten einer ungetrübten dramatischen Wirkung in unerquicklicher Weise breit. Dem Schiller'schen „Warbeck“-Fragment gegenüber aber müssen wir dem altenglischen Drama den Vorrang zuerkennen. Vor allem mit Bezug auf den Helden des Dramas. Dem Schiller'schen Prätendenten fehlt das erste Postulat des echten tragischen Heroencharakters: der ungebrochene innere Glaube an sich selbst. Ford's Warbeck dagegen ist eine durch Ritterlichkeit, Adel und Seelengröße unwiderstehlich fesselnde, und durch ihr tragisches Schicksal darum doppelt ergreifende Persönlichkeit. Reiche Züge von rührendschöner Weiblichkeit bietet die Charakterzeichnung der Lady Katherina Gordon, der bis zum Tode treu ausharrenden Gemahlin des Prätendenten. — „The With of Edmonton“ („Die Hexe von Edmonton“) von Ford in Gemeinschaft mit Dekker verfaßt, kam nach Bodenstedt's Annahme wahrscheinlich schon um 1623 auf die Bühne. Der erste Druck ist von 1658. Bezeichnend genug für die Zeitverhältnisse ist der Titelbeisatz: „A known True Story“ („Eine bekannte wahre Geschichte“) und der Umstand, daß dieses Drama ein Lieblingsstück des Publikums wurde. Auch der Titel selber ist wohl nur als eine wunderliche Concession des Dichters an den wunderlichen Zeitgeschmack zu betrachten, denn „Mutter Sawyer, die Hexe“ erscheint eigentlich nur als eine sehr episodische Figur neben der dreifach verschlungenen Liebesintrigue und Liebestragödie der Haupthandlung. Abgesehen davon, daß die Composition des Stückes in Anlage und Ausführung in zwei, drei ziemlich geschiedene Handlungen auseinanderläuft, ist „Die Hexe von Edmonton“, was Lebensfrische und psychologische Tiefe der Charakteristik anbelangt, mit vollem Rechte den bedeutenderen altenglischen Dramen beizuzählen. — „Giovanni und Annabella“ ist ein psychologisches Charaktergemälde von nicht zu läugnender gewaltiger Gestaltungskraft. „Das gebrochene Herz“ („The Broken Heart“), welches 1633, also ein Jahr vor „Warbeck“, im Druck erschien, gilt Tieck und den Romantikern für Ford's bedeutendste Bühnenschöpfung. Es ist auch in der That erstaunlich, welchen Reichthum von Motiven, Situationen und Charakteren der Dichter trotz aller scheinbaren Ueberfülle und Sprödigkeit der disparaten Elemente zu dramatischer Gedrungenheit zu bewältigen vermag.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 29. Bremen, 15. Juli. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Lutherthum und evangelischer Protestantismus.

Ein Fragment aus der Bremischen Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts.

Von C. A. Wilkens*).

Unter den großartigen Kämpfen der Reformationszeit erregt einer in besonderm Grade lebhaftes, wenn auch schmerzliches Interesse. Er wird geführt vom christlich-protestantischen Geiste, den das Pfingstfest der Reformation aus den neueröffneten, ursprünglichen Quellen wieder ausgegossen hatte in die Herzen. Bekämpft wird einer der größten Träger dieses Geistes, Luther selbst. Freilich nicht der ganze Luther. Nicht das in ihm, wodurch er die erste Macht seines Zeitalters war, von Gottes Gnaden Held und Herrscher seines Volkes, „im Himmel, auf Erden und in der Hölle wohl bekannt.“ Seiner Geistesgewalt, seiner Glaubensfülle, seinem Heroismus, seinem wunderbaren Tiefsinne konnte die evangelische Kirche sich nur in verehrender Liebe beugen. Die Opposition wandte sich gegen etwas Anderes in ihm. Gegen einzelne Dogmen, theils von ihm selbst geschaffene, theils aus der alten lateinischen Kirche herübergenommene, in denen er seine geistvollen und tiefen Auffassungen der Schriftwahrheit ausgeprägt hatte. Unbeweglich hielt er sie fest. Mit einer Kühnheit, die vor keiner Consequenz zurückbebte, vertheidigte er sie gegen alle Teufelsschuppen; „ich muß sagen können, was ich halte und setze ist Gottes und der heiligen Majestät eigenes Wort, was dawider ist, ist verflucht.“ — Als der Reformator geschieden war, traten die Gnesiolutheraner in den dogmatisch-kriegerischen Theil seiner Arbeit ein, des guten Glaubens so sein ganzes Werk fortzusetzen. Diese „Allzutreuen“ — um eine in anderer Beziehung gegebene königliche Bezeichnung ihnen beizulegen — warfen sich vor dem gefeierten Meister nieder, überwältigt von seiner Persönlichkeit. Der Hierophant der Mysterien Gottes ist ihnen „im Schelten furchtbar, im Trösten liebenswürdig, ermahnend ernst, beim Bekenntniß unerschrocken, von Eifer glühend, im Glauben der Größte, im Sterben die Sehnsucht aller Frommen.“ Ihr Lebenszweck: Luther als eine erbauende und schirmende Macht seiner Kirche stets gegenwärtig zu bewahren, den Morgenstern der letzten Tage nie untergehen zu lassen. Die Träger dieser Richtung sind Naturen von seltsamer Mischung. Bei all ihrer Frömmigkeit und hingebenden Begeisterung für den christlichen Genius, bei der edelsten Sehnsucht nach steter Gemeinschaft mit ihm, beschränkt, einseitig, von überwiegend systematischer, dogmatisirender Richtung. Man könnte nicht sagen, daß sie Luther in seiner vollen Majestät aufgefaßt hätten. Von seiner Persönlichkeit und seinem Werke sehen sie nur eine Seite. Nur dieser einen Seite gehört ihre Liebe. Die Reformation erscheint ihnen nur als eine dogmatische Wandlung, sie ignoriren die ethischen, humanistisch-politischen, nationalen Momente und erkennen, daß in ihr ein System von Gedanken und Bestrebungen sich herausbildet, von eigenthümlichem, eine neue Welt in sich tragendem Inhalte. Der Reformator geht ihnen im Dogmatiker auf, auf die Glaubenslehre wird die Herrlichkeit des seligmachenden Glaubens übertragen. Das einzige Mittel Luther zu behalten ist das Beharren bei seiner reinen Lehre. Sie enthält die volle Heilswahrheit, Lutherthum gleich Christenthum; was von Doctoris Martini Lehre auch nur eines Fingers breit abweicht, streitet mit der Lehre des heiligen Geistes. Diese Tendenzen begnügten sich nun nicht damit, neben andern in der Kirche zu gelten. Sie verkannten ihren nur subjectiven Grund, das freie Recht des Protestantismus übend hatten sie ihre Stellung eingenommen. Daß es Andern in gleicher Weise gebühre, daß es geübt zu abweichenden Resultaten führen könne, wollte das stolze Selbstgefühl der vermeintlich allein treuen Söhne Luthers nicht zugestehen. Sie waren die Kirche. Allem was sich außer ihnen lutherisch nannte, drückten sie das Brandmal der Ketzerei auf. Kampf dagegen auf Leben und Tod war die Losung.

Es ist zu erwarten, daß Alle sich der Herausforderung stellten, denen Luther selbst verbot ihm die Krone der Unfehlbarkeit zu übertragen, die seinen Haß gegen menschliche Auctorität theilten, denen die Ergründung der Schrift auch mit Luther nicht auf ewig abgeschlossen war, alle, welchen der Glaube höher galt als die Definitionen der Schulen, und die nicht verkannten, daß Predigt und Katechismus keine Doctoren der Theologie zu bilden haben. In den meisten evangelischen Staaten und Städten tritt uns diese Fehde entgegen. Die Art, wie sie in Bremen durchgefochten wird, das an den Bewegungen der allgemeinen Kirche stets einen so lebendigen Antheil genommen hat, verleiht ihr neben dem repräsentativen einen fesselnden individuellen Charakter.

Das Geschick des bremischen Reformators war wie eine Weissagung dessen, was die Stadt um Gottes theures, heiliges Wort und um ihre Reichsstellung zu dulden habe. Im Schmalkaldischen Kriege bewährte sie das Wort des Kurfürsten Johann Friedrich: Bremen werde treu bleiben, wenn Alle abfielen, nächst Gott sei sie seine beste Zuflucht. Erich von Braunschweig erschien mit vielem großen Geschütz, unzähligen Reiterhaufen und Lanzknechten, grimmig wie ein Löwe, um als kaiserlicher Feldhauptmann die Stadt in der Majestät Gnade und Ungnade einzufordern; verharre sie in ihrem Ungehorsam, so werde er nach seines Amtes Gebühr Feuer und Schwert nicht sparen, so viel Gott Gnade gebe. — Die Antwort von Rath und Bürgerschaft war, sie würden sich nicht unterwerfen, bis der unterste Stein zu oberst gekommen. Während der langen Belagerung folgten die Thaten diesem Worte. Da erschien zur Hülfe

*) Nach meinem Buche: Tilemann Heßhusius. Ein Streittheolog der Lutherskirche. Vornehmlich nach handschriftlichen Quellen. Leipzig, 1860. 8. — Ich habe einige Ausführungen hinzugefügt, um dieses Bruchstück verständlicher zu machen, dagegen die Nachweisungen aus den Quellen als hier unnöthig ausgeschieden. W.

ein stattliches Heer unter dem Senior des Bremischen Domstiftes Christof von Oldenburg. Die Schlacht bei Drakenborg rettete die Stadt. Die Prediger und Obersten im protestantischen Lager hatten die Leute erinnert, daß sie in Vertheidigung des göttlichen Namens und Wortes begriffen seien, welches Pabst, Kaiser und der vor ihnen liegende Hause dämpfen wolle. Auch der Feldprediger des Grafen Doctor Albert Hardenberg hatte in diesen heißen Stunden sein Trostesamt geübt und den frommen Siegesjubel getheilt. Im Gefolge seines Herrn zog er ein in die befreite Stadt, die fünfzehn Jahre verschlossenen Pforten des Domes thaten sich ihm auf, da ihn der Graf dem Kapitel als einen frommen und gottesfürchtigen Prediger empfahl. Hardenberg war gelehrt, vielseitig, mild, ein Freund Melanchthons, der sich ihm ganz eröffnete, all seine Schmerzen und Sorgen „ihm ausschüttete, seiner Lauterkeit und Einsicht vertrauend. Strebend nach der wohlklingendsten Harmonie, der Mäßigung der Seele, wo man recht thuend die Lästerer geduldig erträgt“, begann Hardenberg seine Thätigkeit in einer Stadt, die durch eine strenge Kirchenordnung gegen alle Anhänger der Vernunft, der Frau Hulda verzäunet war. Tausende sammelten sich um seine Predigten. „Se hörden im Dom man Godes Word, klar, apenbar, upt allerverstendlichste un dütlikste utlegt, eenen Text verklaard he där den annern, as et sik gebörd, un werd ok de Schriften der olen Kerken tor Verklaarung darbie gebrukt, treffiik un herriik redet he von alle Artikeln des christliken Globens, von de Sacramente upt ehrvordikste und tröstlikste, ut klaarer Schrift, unne up den rechten eenigen Weg wyset he jem.“ Oft mitten in der Predigt erscholl Beifallsruf, man stieg wohl auf Stühle und Bänke. Zu Hardenbergs amtlichen traten persönliche Eigenschaften, die man in Bremen an Geistlichen von jeher besonders hoch gehalten und zart vergolten hat. Wunderbar brachte er sich in aller Menschen Freundschaft. Edle, große Herren, gemeine Leute, Weiber, Jungfern, Knechte und Mägde hielten auf ihn; es war nicht recht, wenn er bei Gesellschaften oder Taufen fehlte.

Anders gestaltete sich das Verhältniß zu den Stadtpastoren; nicht der Domprediger änderte sich, aber sie gaben sich mehr und mehr der strenglutherischen Strömung hin. Von dem Superintendenten Jakob Probst, als er noch Augustinerprior in Antwerpen war, hatte Erasmus Luthern geschrieben: er ist ein wahrer Christ und predigt allein unter Allen Christum, dich liebt er mehr als alle Menschen. Vor Gefängniß und Scheiterhaufen floh Probst nach Wittenberg; Hausfreund Luthers, was er dort lange gewesen ist, blieb er in gewisser Weise in Bremen. Auch die Küche seines Freundes versorgte er mit Bremer Fischen, die der „gestrenge, günstige Hausherr Käthe“ oft sehnlich erwartete. Einige von Luthers letzten, weitmüden Briefen sind an ihn gerichtet; „gehst du eher als ich, so wirst du mich nach dir ziehn.“

Obwohl durch Alter nachgiebiger hielt er doch an seinem Sprichwort: Zwinglianer sind die Lüge selbst. Der eigentliche Theolog des Staates war Timann, Pastor an St. Martini, Visitator der Grafschaften Hoya und Lippe, ein in seiner Weise ausgezeichneter Mann, unermüdet in der Seelsorge, als Prediger gelehrt und trostreich, von Auctoritäten abhängig, mißtrauisch gegen freiere, neue Gedanken. Kleine Reibungen deuteten die Differenz mit dem Domprediger an, Timann nahm es übel, daß Hardenberg nicht wie er den Vortritt vor den Bürgermeistern beanspruchte. In einer Gesellschaft des Canonikus Lange, vom Spiritus des köstlichen Ehrenweins erregt, schalt der Pastor heftig auf Melanchthon und drohte dem vertheidigenden Hardenberg die Kanne an den Kopf zu werfen. Dieser regte den Argwohn durch die gelegentliche Aeußerung auf: „de Predigers deden nich wol, dat se sik von de Schwitschen un Emdeschen Kerken sonderden, de schölde man so nich verdammen.“ — Argwöhnisch erwartete die lutherische Orthodoxie seine Erklärung über das Abendmahl. Um diese Lehre bewegte sich aufs heftigste der Streit zwischen Gnesiolutherthum und lutherischem Protestantismus. In Luthers Fassung ist etwas von dem Schauder schier zum Sterben, mit dem einst der der Welt abgestorbene Mönch als Christi und der Maria heiliger Priester bei seiner ersten Messe consecrirt. Die speculative und exegetische Begründung, die er seiner mächtigen Gefühlsanschauung zu geben suchte, machte Auslegungen, Behauptungen nöthig, vor denen Zwingli und Calvin nicht weniger zurückschraken wie Melanchthon. Diesen führten angestrengte Erwägungen und angstvolle Kämpfe zu dem Bekenntnisse: er könne die Brodvergötterung, das heißt die Doctrin Luthers, nicht mehr behaupten, schlösse man ihn auch in drei Kerker und versagte ihm Feuer und Wasser. Es sei genug, wenn man glaube, im Abendmahl den ganzen Christus zu empfangen. Auf seinem Standpunkte stand Hardenberg. Die theologischen Spitzfindigkeiten, durch die das Volk um den Segen des Sacramentes komme, sind ihm die Träber des verlorenen Sohnes, bei denen die Seele verhungert, jedem läßt er gern seinen Verstand der geheimnißvollen Worte, wenn man ihm nur den Herrn nicht aus dem Abendmahle nehme. Der Senat forderte ein Bekenntniß, denn durch seine dunkele, verwirrte Weise zu reden würden die Leute unsicher, ob er es mit Zwingli, Luther oder Calvin hielte. — Man trug sich damals mit der Sage, Luther habe noch erkannt, gegen Zwingli sei zu viel geschehen. Die Strengen urtheilten darüber: mit dieser Lüge „ließen die Feinde dem theuren Helden Gottes noch in seinem Ruhbettlein keinen Frieden. Ein Sacramentirer soll er geworden sein, so wollen sie ihn den Seinen aus den Gedanken reißen, aber sein reicher, freudiger Geist spricht nicht aus solchen lahmen Zoten, daß er eine Lehre sollte aufgegeben haben, die ihm für Leib und Leben gegangen.“

Hardenberg sprach mit Probst davon; „da sede Herr Jakob dat konnde he nich dauen, un nahm darut Orsake deß, dat he oft geseggd hedde, as he sik dunken let, syn Roem verginge dorch my, wat doch Fantesie was.“ Timann erzählte bei einem Gastmahle im Hause eines Aeltermanns, nachdem man tapfer gezecht: er habe einen Prediger gekannt, der oft Augustins Wort anführte, Pastoren lehren um zu essen und zu trinken, man solle essen um zu lehren. Hardenberg bemerkte gegen diesen Stich auf seine vielen Gesellschaften: ja Augustin schreibt so, auch Socrates sagt etwas der Art. „Das riecht nach Zwinglianismus und ist lästerlich gegen unsren Glauben“, fuhr Timann auf. Die übertriebensten Gerüchte mehrte der Besuch des Reformators von Ostfriesland Johann a Lasco in Bremen.

Dieser Neffe des Erzbischofs von Gnesen hatte die Mitra zurückgewiesen, „um nicht mehr ein erlauchter Pharisäer, sondern arm und bloß ein Knecht des Gekreuzigten zu sein.“ Bei reichem Wissen scheint er sich doch blind ohne das sichre Gotteswort. Höher als der Kirchenhader steht ihm das Mysterium des Sacramentes, das Alle im Grunde meinen und in mancherlei Zungen aussprechen. Man kennt sein Geschick, für das lutherische Theologen der blutigen Maria von England die Hände reichten. Als die Königin ihn und seine Gemeinde aus London vertrieb und er in Kopenhagen und Hamburg eine Zuflucht suchte, wollte Timanns Freund Westphal das Gesetz Nebukadnezars auf ihn angewandt wissen: wer eine Lästerung sagt gegen den wahren Gott, muß untergehen mit seinem ganzen Hause.

Durch ein anderes Mandat sah sich Timann verpflichtet vor dem Ketzer zu warnen. Unter dem Schrecken des Reiches der Wiedertäufer in Münster, dieser entsetzlichsten Karricatur der Theokratie, war in Bremen das furchtbare Edict erlassen: jeder Verbreiter der verdammten Lehre entweicht vor Sonnenuntergang aus der Stadt. Kehrt er wieder, so erwarten ihn Kerker und Tod. Wer aus Einfalt irrend nicht widerrufen will, verliert das Bürgerrecht und wandert aus; Gnade wird ihm, falls er zur Einsicht kommt, kehrt er wie ein Hund zum Ausgespieenen zurück, der Tod. Niemand soll Sacramentirer beherbergen, vielmehr dem Rathe anzeigen, die Ausgestoßenen werden den andern Städten angekündigt, damit keine von dem Gifte angesteckt werde. Timann meinte an dem Fremdlinge, „dem Landläufer, dem heiligen Teufel“, wenigstens so weit die Kanzel es gestattete, dies Gesetz exequiren zu müssen.

Damit war der Hauptschlag eingeleitet. Am Tage Allerheiligen 1555 übersandte Timann dem Rathe ein Buch, „wat he nich vör langen von den hochwirdigen Sacrament des wahren Lives un wahren Blodes unses Herrn un Heilandes nah rechten Sinn und Verstande der eenfoltigen, hellen, klaaren Woorden der Insattinge unses Meisters, un nah reiner Leere, nah festen Geloven un Bekenntnisse der Apostel, un wahren, gelovigen Kerken to allen Tyden, un Utleggungen aller bewehrten Leerers un godforchtigen oldern un newen Scribenten, ut veelen un mannegerlei Boeken der wahren, godgeleerten Manner flietig un trovlich tosamengebrocht, tor Erholdinge reiner un christlicher Lehre in dissen hogen Artikel, un tor Verdominge aller newen Erdome, welke von mensliker Vernunft erdacht. Un derwil ick disse myne Arbeit ut goder Wolmeenunge, nich ahne wichtige Orsake, J. l. M. togeschreben hebbe, nah Vermeldung der Vorrede, derhalben sende ick dat Boeklin, sammt eenen annern daby gebunden, deenstlik, underdäneklik un frundlik, biddende, J. l. M. wullen sulkes von my to gooden Gnaden annehmen, sammt der heelsamen Leere darinnen versatet, darby ick mit godliker Gnade, bestendik, utharrlik, standhaftik, vast un unbeweglik bith tom Ende mynes Lebendes to blieven gedenke, ok free, ahne Schow, apenbarlich protesteer, wo ok sulkes anners vorgedragen.“

Das Buch ist eine Sentenzensammlung aus alten und neuen Schriftstellern für die lutherische Abendmahlslehre, ohne viele eigene Gedanken. Wie Ironie klingt die Psalmstelle vom einträchtigen Wohnen der Brüder als Motto neben dem Schlusse: hätte man Karlstadt und ihre Gesellen nicht so schleichen und kriechen lassen in fremde Häuser und Kirchspiele, dahin sie Niemand gesandt, so wäre all' das große Unglück verblieben. Habt die Augen nicht im Beutel, sondern des Spieles wohl Acht, Münzer ist todt, aber sein Geist ist noch nicht ausgerottet. Dem Verfasser erscheinen Alle, vom lutherischen Buchstaben abweichenden Theologen und Laien als wiedertäuferische Brut, als Organe des Teufels, die nach göttlichem und menschlichem Gesetze hinweg müssen. Das Gesindel besticht durch verstellte Bescheidenheit, scheinbare Demuth und Geduld, gelehrten Ruf, aber immer sind die Ketzer geistreich und gelehrt gewesen. Doch weder diese Klagen noch die Verdächtigungen sind das Eigenthümliche des Buches. Das liegt vielmehr in der Grundlage, die der Abendmahlslehre gegeben wurde. Denn trotz der Glaubenshöhe, von der man stolz auf den Gedanken herab sah, blieb doch ein Streben das Geheimniß denkbar zu machen. Timann führte nun im Hauptabschnitte seines Werkes den Satz durch: darum ist der Leib Christi im Abendmahl wahrhaftig und wesentlich gegenwärtig, weil er allgegenwärtig ist in allen Kreaturen, dies ist er aber, weil die göttliche Natur Christi seiner menschlichen Natur all' ihre Eigenschaften, also auch Allgegenwart mitgetheilt hat. Es ist unleugbar, daß dann die Schwierigkeiten wegen der Gegenwart im Sacramente schwanden, aber an anderer Stelle kehrten sie in verstärktem Maße unlösbar zurück. Luther barg sich dieselben nicht, er hat die wohl Narren genannt, die aus Christo einen leiblich allgegenwärtigen Menschen machten. Freilich einer seiner Jünger trug schon kein Bedenken mehr, den Erlöser nach beiden Naturen in einer Maus wohnen zu lassen. Die öffentlichen Glaubensbekenntnisse hatten diesen Punkt nicht fixirt. Melanchthon, gestützt auf dieses Schweigen, hieb dem Unthier Ubiquität (Allgegenwart des Leibes) so gewaltig auf den Kopf wie Reformirte und Katholiken. Hardenberg sah sich durch seinen Doctoreid den lebenslangen Kampf dawider eingebunden. Freilich mit einer gewissen Zweideutigkeit gab er nun dem Streite die Wendung, als gelte seine Opposition allein diesem neuen, unerhörten Menschensündlein, während es doch im Grunde Luthers Lehre an sich war, die ihn zurückstieß. Auf allen Kanzeln ward Timanns Buch popularisirt, mit wahrer Gier, wird uns berichtet, sei diese Lehre verschlungen. Der Senat konnte sich dem Streite nicht entziehen. Zu Hardenberg stand der Bürgermeister Daniel von Büren, der ehrwürdige Repräsentant des frommen, freien, selbstbewußten Bürgerthums.

In kirchlichen und politischen Stürmen früh gereift, mit sechsundzwanzig Jahren Rathmann, trug er der Stadt Lasten manches liebe Jahr und wollte Leib, Gut und Blut an Bremens Wohl setzen. Als Richter so rein, daß noch spät das Volkssprichwort den, der richtet wie von Büren, für würdig hält den Himmel zu zieren. Die auswärtigen politischen Verhältnisse leitete seine kundige Hand. Bibelfest und bibelgläubig, ohne sich einer menschlichen Auslegung zu unterwerfen, dem Pastorenregimente so feindlich wie des Pabstes Tyrannei, heimisch in der Schultheologie, aber ein Freund humanistischer Studien, für die er das akademische Gymnasium erweiterte. Mit Melanchthon verbunden, wenn er auch den frommen Präceptor bisweilen tadeln mußte, daß er zu nachgiebig sei gegen die undankbaren Lutheraner, die wie Katzen je mehr man sie streichelt um so höher den Schwanz tragen. Nachdem er hundertundneun Mitglieder hatte in den Senat eintreten sehen, vierzigmal das Präsidium geführt, dreiundfünfzig Jahre gewirkt, faßte ein Tagebuch das gemeinsame Gefühl bei seinem Tode in die einfachen Worte zusammen: er war ein überaus friedsamer, gelehrter und weiser Mann. Gott verleih' ihm die ewige Seligkeit, uns andern aber hernach auch.

Ihm gegenüber steht Kenkel, der Confessor des Lutherthums, orthodox, gelehrt; er schrieb Thesen über die Person „Christi, die ein großer Kirchenlehrer seiner Dogmatik einverleibte. Wenn er's auf die Waagschüssel legte, fand er auch ein gut Theil menschlicher Schwachheit bei den Seinen, das aber nicht zu vergleichen sei mit dem Stolze und der Unbescheidenheit des andern Theils.“ Andern Gliedern des Senates war die Sache zu hoch, sie waren der Scheu vor Hardenberg am zugänglichsten. „It was 1555 dat de beiden Borgermester Daniel von Büren und Lüder von Belmer in Hardenbergs eegnen Huse to Gast weren up den Avend. As se wol gezechet was genannte von Büren slapende. Da for Dr. Albert den annern Borgermester etwas hart vor den Kop, seggende: gy Borgermester un Ratlüde laten Booken drucken hinder my her, da bin ick nich mid tofreden, da will ok nix godes von kamen. Belmer antwortete, he wußte von keenen Booken, de de Rath hedde utgahn laten, he schulde ja up den Rath nich smehlen, he wulde sunst weggahn. Albert hof an un wolde veel seggen von dat hillige Avendmahl, so lange, dat de Borgemester Belmer emme in de Rede fele seggende: tacete domine propter assidentes. Den for he wedder vor den Kop, wat tacete gy veel, se möthen alle gelöven, so möthen se ok alle hören, ick hebbe mehr as to lange swegen, ick will nich lenger swiegen. Un for da so wiet von de Sake herut, dat de Borgemester Belmer mit de Fust up de Tafeln slog, dat dat Gedrank schier sik bewog, seggende: Herr Doctor, holt gy da achtern Busch, is dat juwe Meenung, so hebbe ick all to lange Frundschupp mit juw geholden, ick wolde my lever thorieten laten, eh ick solike Meenung wolde mit juw eens wesen. Un latet juw freeliken gesegged syn da scholde gy nich mid hindorch, scholde et my un myn Lüden ok wat Leves un Grotes kosten. So dat se sik da wat in Unwillen schadeden.“

Was hier das gesellige Band zerriß, trat noch weit schärfer hervor, als der Domprediger sich weigerte zum Zeugnisse seiner Rechtgläubigkeit Timanns Buch zu unterschreiben. Er scheute sich mit Recht eine solche Dogmatik als symbolisches Buch der Bremischen Kirche anzuerkennen und damit die Lehrherrschaft eines einzelnen Geistlichen auf immer zur Geltung zu bringen. Die Pastoren waren nun der Bestimmung der Bremischen Kirchenordnung eingedenk: „so der Teufel sonderlich einbrechen oder in unserer Stadt überhand nehmen sollte mit einigen greulichen Lastern und Sünden als Aufruhr, Ungehorsam wider die Obrigkeit, Ehebruch, Schwelgerei, Vollsaufen, Ketzerei, Schwermen wider die Sacramente, dagegen sollen sich die Prediger sonderlich rüsten und waffnen, und dawider rufen, als ihnen Gott geboten hat, daß sie die Drommeten sollen blasen und das Volk warnen.“ „Se schreden Hardenberg ut for een Ketter, dat et ok de Anhörers verdrot, up Predigstohl, in Husen un Straaten,

alle Gesellschuppen klungen von eem, ja dat was nich genog, syne Mißgunners makeden in alle Stede un Flecken de Predigstoele vull Klagendes wedder eem.« Der Geschmähte blieb nicht stumm, »ok is wol mannig hart Word fullen as he dem lidigen Ropen der Parteien antworden moßte.«

Die Volkstheilnahme war um so größer, je weniger man von den Sachen verstand. Nachdem auf allen Kanzeln vom Sacrament gehandelt war, wurden in Barbierstuben, Sprechhäusern und Schenken die Fragen discutirt: man habe so lange vom Leibe Christi gegessen, ob denn noch was davon übrig sei, ob man den brötenen Gott der Pastoren in Stiefeln und Hosen esse.

Büren forderte von Timann klare, entscheidende Schriftstellen für das neue Dogma. Nicht ohne einen Anflug dessen, was man wohl theologischen Bauernstolz genannt hat, wies der Gefragte die Antwort ab; er sei zu beschäftigt, wisse auch wohl, wie gering er von den Weltweisen geachtet werde. Dem Bürgermeister war damit gar nicht zu imponiren, er widerlegte den streitigen Satz, den er in den sieben Jahren seines Wittemberger Aufenthaltes nie aus Luthers Munde gehört. Dictatorisch inquirirte Timann, ob er Luthers Schriften dem Glauben gemäß halte, und empfing den protestantischen Bescheid, so weit sie mit der Schrift stimmen.

Wir übergehen die vergeblichen Bemühungen Frieden zu stiften. Auf die Fakultät in Wittemberg war die letzte Hoffnung gerichtet, hätte indeß Kenkels Partei die Stimmung in derselben genauer gekannt, sie würde schwerlich von da Hülfe erwartet haben. Sie hielt vielmehr ehrlich dafür, im Zion an der Elbe sei noch die alte, strenge Lehre, und nur Satan, der ärgste Sophist, könne ausgesprengt haben, daß Melanchthon über Ubiquitäten und Quomoditäten der Bremischen Pastoren gespottet. Eigene Gesandte überbrachten das Bekenntniß derselben der Schule, von der Bremen die reine Lehre empfangen. Melanchthon, von der Wuth der Theologen fast erdrückt, schrieb in dieser Zeit: ich befehle mich dem Sohne Gottes; werde ich ausgetrieben, so habe ich beschlossen nach Paläftina zu gehen, in den Schlupfwinkel des Hieronymus, klare Zeugnisse der Lehre zu schreiben und sterbend Gott meinen Geist zu befehlen. Mit Schrecken erfuhr er die Anfrage aus Bremen. Hardenberg war zu seinem Lehrer gereist, mit ihm wurde die Antwort der Facultät, die ihn verdammen sollte, berathen. Das Gutachten verwies auf die Augustana, warnte vor fremden Disputationen, überging die Hauptfrage und verschob die Schlußentscheidung auf eine Synode, das hieß auf immer. Kenkel und seine Genossen waren getäuscht. Es hätte, meinte er, solchen Leuten wohl gebührt, daß sie sich auf solchen Fall deutlicher erklärt hätten und es nicht zwischen beiden Theilen durchgehen ließen, aber es gefällt Gott uns bisweilen zu erinnern, daß Menschen Menschen sind. — Auf dem Rathhause ward den Bürgern die Urkunde vorgelesen, sie müßten zum Frieden der Kirche rathen und helfen, denn das sei eine Sache, die der Seelen Seligkeit betreffe, daher jeden unter ihnen gleich anginge. — Herr Omnes bekannte bald offen, daß ihm die Sache viel zu schwer sei, um seine Seligkeit würde es demnach schlimm gestanden haben, wenn sie an die Fähigkeit geknüpft wäre über ein theologisches Gutachten ein Gutachten abzugeben. Doch wankte der Glaube an Wittemberg nicht, man möge die Streitenden dahin schicken, was dann ausgemacht werde, solle gelten. Der Senat, an dessen kirchlichen Berathungen Büren keinen Theil mehr nahm, hatte keine Lust nach seiner Erfahrung mit dem letzten »delphischen Orakel« auf diesen Vorschlag einzugehen; auf seine Frage an die Bürger, ob sie bei der Augustana bleiben wollten, erscholl ein einstimmiges Ja.

Vorübergehend regte sich die Hoffnung, Timanns Tod werde die Ruhe herstellen. Von dem Facultätsbescheide wie von einem zweischneidigen Schwerte getroffen hatte der Urheber des Haders Bremen einer Amtsreise wegen verlassen. Nahe bei Nienburg fuhr er im Scheine des Mondes unter schönem, klarem Himmel hin. Da fiel es auf die Erde wie ein großes Licht vor den Wagen; das ist nicht vergebens, sagte er, es bedeutet gewiß meinen Tod. Nach zwei Tagen erfüllte sich seine Ahnung. Er verschied zürnend über den gemeinen Pöbel, das Thier mit vielen Köpfen, der dem Wasser gleiche, in das aus der See Ebbe und Fluth gehe. Reiselustig nach der Versammlung, da Adam, Abel und Noah sei, sprach er mit Augustin: gut ists, daß man Gutes thut, besser daß man glaubt, aber in der wahren Erkenntniß des Evangeliums sterben ist das Allerbeste.

Seine Stelle im Kirchenstreite nahm ein König ein, Christian III. von Dänemark, der Einzige, wie Luthers Gattin sagte, zu dem die armen Christen auf Erden ihre Zuflucht nehmen könnten. Er wollte lieber, der Dom zu Bremen würde geschlossen und zum Steinhaufen, als daß man in der ruhigen Bremischen Kirche, da gottlob keine vermakelte Lehre gestattet, nun das heilige Mahl mit Füßen trete. Die Bürger möchten ihrer Eltern gedenken, mit welchem Eifer die zum Theil im Herrn entschlafen, ob dem göttlichen Wort gehalten, mit höchster Gefahr und Darstreckung des Leibes, Gutes und Blutes. Der Rath möge den Ketzer, der zu der in allerlei Rotten gespaltenen Sekte Zwingli's gehöre, austhun wie Baal Peor.

Dem Senate war diese königliche Vermittelung ziemlich unbequem. Er erwidert, Hardenberg habe von ihm nicht Futter noch Mehl, sei nicht von ihm berufen, predige nicht in seiner Kirche. Als die Ministerien der benachbarten Städte mit schwerem, polemischem Geschütze anstürmen, soll der »Proteus am Dome mit der Verpflichtung auf die Augustana gefangen werden.« Aber muthig versichert er in seiner Todesstunde dem Satan nicht Stand halten zu können, wenn der ihm vorrücke, sein Glaube ruhe auf einem menschlichen Buche, diesem kleinen Auszuge aus Gottes unfehlbarem Worte, gesetzt wie die Zeit es leiden konnte Kaiser und Papst zu gewinnen oder wenigstens nicht zu erzürnen, da doch nie die Meinung gewesen, daß man die Schrift nicht allzeit sollte und möchte auslegen. —

Ob für eine solche Ueberzeugung der Reichsfriede noch gelte, konnte zweifelhaft sein. Das politische Moment steigerte die Verwickelung. Der Rath sah seine Mittel erschöpft. Der Superintendent war durch Alter unfähig. Nur von einem neuen Kirchenhaupte war Hülfe zu hoffen. Dr. Heßhusius sollte gewonnen werden, damals noch Generalsuperintendent der Pfalz, Präsident des Kirchenraths, erster Professor der Theologie und Pfarrer zu Heidelberg. Man kann diesen Mann eine Incarnation des starrsten Lutherthums nennen. Einst Melanchthons Schüler, hatte er mit seiner Vergangenheit gänzlich gebrochen. Der Lehrer Deutschlands galt ihm als ein faselndes, altes Weib, das er dem göttlichen Gerichte übergebe. Er suchte nichts, als daß die unverdorbene Wahrheit in der Kirche gelte, und nachdem alle fanatischen, den Sohn Gottes lästernden Meinungen niedergeworfen seien, Luthers reine Lehre, der Schatz der alternden Welt, den Nachkommen überliefert werde. »Der rechte Glaube duldet keine Rücksicht, wo ein Skorpion ist, muß man ihn zertreten, hörte ich Vater, Mutter, Zwillingsbruder etwas dagegen sagen, ich würde ihm das lästerliche Maul zerreißen, wie einen tollen Hund haute ich ihn nieder, meine Hand wäre zuerst gegen ihn.« Die Mittel, durch die Heßhusius wirkte, waren Streitpredigten, Streitschriften, großer und kleiner Bann. Sie hatten ihn zweimal um sein Amt gebracht. In der Pfalz stand seine Absetzung bevor, »weil er dem Rufe seines Feldherrn und Großfürsten Christus folgend, aus einem Lande voll calvinischen Giftes eine Feste des Lutherthums machen, und an den Feinden, die ihn umgaben wie hungrige Bienen, ein Exempel statuiren wollte«, unbekümmert um historische Entwickelung, geltendes Recht, Willen der Gemeinden, Gebote der Fürsten, Frieden der Kirchen, Gewissen der Pastoren — pereat mundus, maneat Christus. Die Allzutreuen priesen ihn als einen lutherischen Kirchenvater, als einen Giganten an Kraft und Kampfesmuth. Bremen schien geborgen, wenn es ihn als Palladium besitze. Demüthig bat ihn der Senat unter Uebersendung von dreißig Goldgulden Reisegeld um einen vorläufigen Besuch, Stadt und Kirche zu besehen. Er kam, erklärte aber sogleich, die Superintendentur nicht übernehmen zu können,

denn es werde sich nicht schicken und nur gefährlich sein, wenn zwei widerwärtige Sekten in einer Stadt widerwärtige Lehre trieben. Er werde im freundlichen Gespräche dem Gegner Fragen vorlegen zur Beantwortung mit ja oder nein; zeige er sich orthodox oder lasse er sich seines Irrthums weisen, so wolle er ihn für seinen Obersten, ja für seinen Vater halten. Hardenberg mied das persönliche Begegnen und jede Erklärung auf Fragstücke wie die: glaubst du, daß der Streit zwischen Luther und Calvin von der Wichtigkeit ist, daß jeder Christ sich darüber entscheiden muß, ja oder nein? Glaubst du, daß Zwingli's und Calvin's Lehren aus gutem Grunde verdammt werden, und alle Christen sie zu verdammen schuldig sind, ja oder nein?

Um den Triumph gekommen dem Ketzer in wenigen Tagen den Mund zu stopfen, griff Heßhusius zu dem Mittel, das in diesen Zeiten immer wieder angewandt wird, so oft man auch seine Wirkungslosigkeit erprobt. Der fast socratische Glaube an die Macht mündlicher Unterredung läßt Colloquium auf Colloquium halten. In voller Senatssitzung bot Heßhusius dem Domprediger ein solches an, um die Sachen ordentlich, wie sichs gebühre, zu erkennen. Zu Richtern lade er den Rath, das Kapitel, Verständige aus der Bürgerschaft, der Gegner möge auf seine Seite so viele Doctoren der Christenheit nehmen, wie er wolle, der Rath habe den Tag des Kampfes zu bestimmen. Als ein Vorspiel dessen, was Hardenberg zu erwarten hatte, diente die Predigt, in der Heßhusius zeigte, „wie der Pastor mit dem Hirtenstabe dem Wolfe den Kopf dreschen müsse.“ Zweimal sprach er in der Liebfrauenkirche über das Osterevangelium gegen den verfluchten Dom, der eine geistliche Mördergrube geworden sei, darin viel tausend Seelen gemordet würden, daraus man das allerschändlichste, seelenverbrennende Feuer täglich unter die Bürger werfe. Es war eine thatsächliche Auslegung des letzten Textverses: Christus ist nicht hie. Der Redner wurde in öffentliche Kirchengebete eingeschlossen als ein Mann, an dem die Wohlfahrt von ganz Niedersachsen liege.

Nach herkömmlicher Sitte konnte Hardenberg die Herausforderung zum theologischen Turnier nicht ablehnen. Melanchthon wollte, falls der Senat die wahnsinnige Disputation zum Elend des niedersächsischen Volkes verlange, seinem Freunde secundiren. Sein Tod verhinderte das tragische Zusammentreffen des großen Mannes mit seinen abgefallenen, haßerfüllten Jüngern.

(Schluß folgt.)

Blätter im Winde.

Von P. J. Willatzen.

VIII.
Versuch' es nur!

Herz, mein Herz, in diesen Tagen,
Ach, wie könntest du verzagen?
Alles Glanz und Licht!
Sieh, wie strahlt der Himmel nieder!
Und der Frühling kehret wieder.
Und beglückte dich nur nicht?

Bei der linden Lüfte Kosen,
Bei dem Duft der jungen Rosen,
Bei der Nachtigallen Lied —
Wie nur kannst du dessen denken,
Was dich vormals mochte kränken,
Was sich treulos von dir schied?

Wie nach grimmen Winters Wüthen
Lieblicher als je in Blüthen
Sich verjünget die Natur,
Laß ein Wunder du auch sehen:
Neu zur Freude zu erstehen,
Herz, mein Herz, versuch' es nur!

IX.
Mittagsruhe im Walde.

Schlummerstille rings im Wald!
Nur der Grille Zirpen hallt;
Sonst kein Rauschen, sonst kein Klang,
Mag ich lauschen noch so lang.

Keiner frommen Nachtigall
Gottwillkommen bringt der Schall;
Keine Taube, die hier schwirrt
Und im Laube kosend girrt.

Schweift, Gedanken, denn, ein Strom,
Durch den schlanken, grünen Dom!
Führt als Sage mir zurück
Ferner Tage süßes Glück!

Alte Träume zaubert jung
Dieser Räume Dämmerung.
Tiefstes Sehnen, höchste Lust,
Selig dehnen sie die Brust. — —

Schlummerstille rings im Wald!
Nur der Grille Zirpen hallt;
Sonst kein Rauschen, sonst kein Klang,
Mag ich lauschen noch so lang.

X.
Schlaf' ein!

Schlaf' ein, mein Herz, schlaf' endlich ein,
Laß dich in Schlummer singen!
Ein Lied aus alter Zeit allein
Mag dir noch Ruhe bringen.

Dies Lied, das einst die Mutter sang,
Hallt wieder heimlicherweise
Mit ihrer lieben Stimme Klang
Mir durch die Seele leise:

„Der Wind verrauscht, mein liebes Kind,
Die Sterne, sie verblassen;
Wenn treulos dir einst Menschen sind,
Gott wird dich nicht verlassen!“

XI.
Wenn du willst weinen.

Wenn du willst weinen, flieh hinaus
Nicht in des Waldes grünes Haus,
Wo Vögel singen, Quellen rauschen
Und deinen Thränen heimlich lauschen.

Wenn du willst weinen, fliehe nicht
In's Feld, wo Blumen sprießen dicht;
Zur Freude nur sind die ersehen,
Wie könnten Thränen sie verstehen?

Wenn du willst weinen, armes Herz,
Trag in die Einsamkeit den Schmerz;
Dich hinzugeben deinem Leide
Flieh in die stumme, braune Haide.

Hier braust der Sturm wohl ungehemmt;
Des Lebens Laute sind hier fremd,
Und drüben — roth im Abendstrahle —
Stehn moosbewachsne Hünenmale.

Hier schwatzt kein Bächlein, rauscht kein Baum,
Die Lerch' in Lüften hörst du kaum —:
Im Haidekraut, bei Gräbersteinen
Magst du verlornes Glück beweinen.

XII.

Grabesrose.

Blume, die der Lenz mir gab,
Rose, laß dich pflücken,
Hab' ich nichts auch als ein Grab
Auf der Welt zu schmücken.

Stumm inmitten lauter Lust,
Starr im Weltgetriebe —
Ach, dies Grab ist meine Brust
Mit der todten Liebe.

Karl Bädeker.

Bei einer Besprechung von neuen Ausgaben der bekannten rothen Reisehandbücher von Bädeker sagen die „Grenzboten“: Der tüchtige Mann, welcher diese Bücher den Deutschen zusammenstellte, ist nicht mehr. Bald wird es ein Jahr werden, daß er von dieser Erde schied, auf welcher er, so weit die deutsche Zunge reicht, und noch ein wenig darüber hinaus, mit aller Oertlichkeit: Städten und Landschaften, Kirchen und Schlössern, Merkwürdigkeiten und Kunstsammlungen, Gastwirthen und Fremdenführern besser bekannt war, als irgend ein anderer Mensch. Viele Tausende beschäftigen sich auf ihren Reisen mit seinen Werken, wie mit treuen Gefährten, sein besonnenes Urtheil geht alljährlich in die Ansichten unzähliger Leser über, zahllos sind die kleinen Freuden und Belehrungen, und wie wir hoffen, nicht minder bedeutend die Gelderspanisse, welche die wandernden Deutschen ihm verdanken. Er war der Schrecken unbilliger Hotelbesitzer, und die wirksamste Rache jedes irgendwo übertheuerten Touristen war ein Klagebrief, der mit den Beweisen des erlittenen Unrechts an ihn gesandt wurde. Mit tiefem Groll sah der tyrannische Pferdeverleiher auf die vergoldeten Bände, welche den zugelaufenen Fremden so unerträglich klug machten, wie kaum ein vielgeschnellter Mitbürger war. Ein privilegirter Lohnkutscher von Basel bewegte sich einst finster auf die Polizei und zeigte an, er sei entschlossen, sein Gewerbe aufzugeben. Der Beamte redete dem alten stadtbekannten Mann freundlich zu, aber grimmig versetzte der Alte: Nein, man wird seines Lebens nicht mehr froh, seit die verfl— rothen Bücher da sind. Die Person des Mannes, der solche Bücher schrieb, war schon, während er lebte, fast sagenhaft geworden. Zahlreich waren die Anekdoten, welche auf Dampfbooten und Bergpfaden von ihm erzählt wurden, von seinen heimlichen Wanderungen, seinem Aufenthall im Incognito, seinem plötzlichen Demaskiren. Wie einst der Berggeist Rübezahl im schlesischen Gebirge, war er ein unversiegbarer Redestoff für Führer und Touristen. Bald sollte er hier eine neuentdeckte Aussicht aufgeschrieben, bald die Uhr in der Hand einen Fußweg ausgemessen haben; da hatte er einem groben Portier Verweise geben lassen, weil dieser bescheidene Fußreisende mit eingeklemmtem Lorgnon ansah, dort hatte er über ein neues Gatter vor einer Bergmatte den Kopf geschüttelt. Viel wußte man zu erzählen von Cigarrenkisten und Körben Champagner, die er solchen, welche seine Empfehlung suchten, mit der kalten Ruhe eines Ehrenmannes zurückgesandt hatte, und von dem Kummer, den Manche empfanden, welche ihn in ein niederträchtiges Bette gelegt hatten und zu spät erfuhren, daß er ihr Gast gewesen war, den sie gern sorgfältiger behandelt hätten als einen Prinzen. Dafür begegnete ihm auch wohl, daß verstohlen sein Name an seinen Reisekoffer geschrieben wurde, so daß er signalisirt war, ohne es zu wissen, und auch das mußte er erleben, daß fremde Betrüger seinen Namen mißbrauchten, sich billige Rechnungen und ehrerbietige Kellner zu verschaffen. Ja, man sagte von ihm das Unerhörte, daß er durch seine Landesregierung besonders autorisirt sei, mit einem Paß zu reisen, der auf fremden Namen lautete. So war er der bescheidene, unsichtbare Beschützer jedes unerfahrenen Pilgers auf den Irrwegen der Natur, eine anspruchslose Sittenpolizei der Eingebornen zum Besten der rechtlosen Fremden.

Ueberall wo Vergnügungsreisende zusammenströmen, hat die Industrie hilfreiche Reisebücher hervorgebracht, aber die Bücher Bädekers haben vor vielen außer den Vorzügen der größern Mannichfaltigkeit und der möglichst großen Genauigkeit, die sie z. B. vor den rothen Murrays der Engländer auszeichnet, auch noch den, daß sie von einem redlichen, auch in Kleinigkeiten gewissenhaften Mann mit bewundernswürdigem Takt für das Unentbehrliche verfaßt sind. Aus zahllosen Einzelheiten sind sie zusammen gesetzt. Sehr ungenügend und unzuverlässig war, was der Verfasser in früheren Unternehmungen z. B. in den ältern Auflagen des Reichardt vorfand, die meisten dieser Einzelheiten sind einem beständigen Wechsel unterworfen, eine Reise-Topographie großer Landstriche mußte erst geschaffen werden; und jedes Jahr bringt neue Reiserouten, macht neue Aussichten populär, ändert an der Einwohnerzahl, an Gebäuden und Sehenswürdigkeiten jeder Stadt, jedes Jahr bringt neue Preise, Gasthöfe, Speculationen. So ist eine unausgesetzte liebevolle Aufmerksamkeit auf das Kleinste nothwendig. Alljährlich zog er selbst in der Sommerzeit durch das Land, emsig revidirte er Jahr für Jahr die gedruckten Notizen, jede neue Ausgabe wurde gründlich revidirt, vermehrt, besser ausgestattet. Aber bei dem Umfang des Unternehmens konnte doch die eigene Arbeit allein nicht ausreichen, und er wußte wohl, daß er, den Sohn ausgenommen, keinen Stellvertreter schicken durfte. Da kam dem Unternehmen allmälig eine kleine Hilfe, die beste, freundlichste, das reisende Publikum selbst wurde Mitarbeiter. Immer höher wuchs die Zahl der zuverlässigen Männer, welche bei gelegentlichen Erholungsreisen ein Vergnügen darin fanden, zur Verbesserung der bewährten Bücher mitzuwirken. Wenn im Herbst die Reisezeit zu Ende ging, brachte jeder Tag einen Haufen von Briefen, sorgfältig wurden alle brauchbaren Notizen verarbeitet, jedem Briefschreiber der Dank des Empfängers ausgedrückt. Erst durch solchen lebendigen Verkehr mit den Reisenden erwuchsen die Werke nach und nach zu so großer Tüchtigkeit. Das heißt, sie wurden so gut, als irgend möglich; denn eine tadelfreie Vollendung ist bei Werken, welche das unaufhörlich Wechselnde zu fixiren haben, natürlich nicht zu erreichen.

Wir meinen, es wird Manchem, der seine Bücher benutzt hat, lieb sein zu erfahren, daß der Verstorbene auch ein guter Mann, das Musterbild eines treuen Hausherrn, Bürgers und Patrioten war. Wer ihn auf seinen zahlreichen Reisen kennen gelernt hat, die untersetzte wohlbehäbige Gestalt: den Regenschirm am Knopfloch, ein mannhaftes Antlitz, die Züge fast hart, aber freundliche, treuherzige Augen, ein wohlthuendes, anspruchloses, sicheres Benehmen, der wunderte sich vielleicht in der ersten Stunde, daß der große Reisende so wenig tyrannisches Wesen verrieth und alles Unvermeidliche mit guter Laune und innerer Freiheit zu ertragen wußte. Bald sah man, daß der Grundzug seines Wesens ein warmes Herz war, offen für alles Große und Schöne, theilnehmend für jede Kreatur, auch für unartige Bettelkinder, vielgeplagte Saumthiere und arme kleine Hündlein. Und wer ihn ein wenig näher kennen lernte, der ehrte in ihm schnell noch mehr, die rührige Manneskraft, das kluge Urtheil, eine tüchtige Bildung. Er war streng gegen sich selbst, eisenfest in seinen Grundsätzen, und doch sehr mild und nachsichtig gegen Andre, ein Mann von wahrer tiefer Frömmigkeit, von dem bürgerlichen Gemeinsinn, der das Wohl Vieler immer höher schätzt, als das eigene Behagen. Als Preuße war er einst Soldat gewesen, mit heißer Liebe hing er an seinem Vaterlande.

Als der Sarg des Schriftstellers und Buchhändlers Karl Bädeker aus dem Thor von Koblenz herausgetragen wurde, folgte ein Leichenzug, wie die Stadt noch nicht gesehen hatte; neben den höchsten Würdenträgern von Civil und Militär, und den Armen und Hilfsbedürftigen der Stadt fehlte auch ein fremder Tourist nicht, der, das

rothe Buch in der Hand, zu den Erinnerungen seiner Reisen zählen wollte, dem Mann, der ihm so oft treue Dienste geleistet hatte, wieder den letzten Liebesdienst zu erweisen.

Möge der Segen, welcher seinem pflichtgetreuen Leben geworden ist, auch dem Sohn und Nachfolger bleiben. Schon als der Vater lebte, war der Sohn sein bewährter Gehilfe, die neuen Auflagen zeigen an vielen Stellen, wie ernst er es nimmt, das nützliche Unternehmen weiter auszubilden. In der letzten Ausgabe „der Schweiz“ hat jetzt auch das Geologische gute Berücksichtigung gefunden. Ueberall sind die kleinen Karten und orientirenden Ansichten vermehrt, die Berichte über Architekturen und andere Kunstwerke wurden mit Hilfe des Handbuchs von Kugler und einiger neuern kunsthistorischen Werke corrigirt. Und wir hoffen, auch der Sohn Karl Bädekers versteht das Geheimniß, welchem die Reisehandbücher ihren großen Erfolg verdanken, unermüdlich selbst zu sehen und zu prüfen, unter der unendlichen Masse des Stoffs immer das allgemein Interessante auszuwählen und möglichst Vieles und Richtiges in größter Kürze zu sagen.

Feuilleton.

— * Die neue Ausgabe englischer Werke bei Brockhaus, library of british poets, hat ihren Fortgang. Band 4 und 5 enthalten die poetischen Werke von Walter Scott.

— * Der treffliche Atlas der alten Welt von Theodor Menke ist in dritter Auflage erschienen.

— * Der noch in Nürnberg bestehende Pegnitzorden, 1644 von Harsdörfer und Klay gegründet und jetzt literarischer Verein genannt, hat die Dichter Geibel, Heyse, Scheffel, Rückert und Wolfgang Müller zu Ehrenmitgliedern ernannt.

— * Der jetzt in Leipzig lebende Lustspieldichter Roderich Benedix hat sich mit der Schauspielerin Fräulein Leontine Paulmann verlobt.

— * Die durch den Tod von Franz Messer erledigte Stelle eines Musikdirectors in Frankfurt ist dem Musikdirector Karl Müller in Münster übertragen worden.

— * Das mittelrheinische Musikfest, welches am 22. und 23. Juli in Mainz begangen wird, hat folgendes Programm: Erster Tag. Ouverture in C von Beethoven, Op. 124. Israel in Egypten, Oratorium von Händel. — Zweiter Tag. Ausgewählte Nummern aus „Alceste“ von Gluck. Symphonie in C moll von Beethoven. Kyrie von Palestrina und Ave verum von Mozart. Die erste Walpurgisnacht von Mendelssohn. Die musikalische Leitung hat der Kapellmeister Friedrich Marpurg in Mainz, die Soli werden ausgeführt von den Damen Dustmann-Meyer und Schreck, den Herren Schnorr von Carolsfeld und Kindermann. Einen dritten Tag mit einem Künstlerconcerte hat das Musikfest nicht, was demselben jedenfalls zum Vortheil gereichen wird.

— * Ein Theil der sogenannten Belvedere-Sammlung in London wurde am 30. Juni öffentlich versteigert. Es waren im Ganzen 21 Gemälde alter Meister, mehrere darunter von seltener Schönheit. Auch wurden gewaltig hohe Preise gezahlt. Eine Madonna Murillo's, ähnlich der berühmten Soult'schen im Louvre, wenn auch im Arrangement verschieden, ging für 9000 Guineen ab. Ein schöner Rubens (Porträt-Gruppe) wurde mit 7500, ein Van Dyck (Porträt-Gruppe des berühmten Thiermalers Snyders mit Frau und Kind) mit 1000, ein Jean Baptiste Weenix mit 740, ein Claude mit 460, 2 David Teniers der Jüngere mit 400 und 440 Guineen u. s. w. bezahlt. In kaum mehr denn einer Stunde waren 21 Gemälde für 22,575 Guineen losgeschlagen. Außerdem wurden zwei schöne Rembrandt's für 1850 und zwei Boucher's für 1250 Guineen erstanden.

— * Die „Allgemeine Zeitung“ berichtet über ein soeben vollendete Gemälde von Friedrich Pecht in München, das schon als Genrebild aus dem 18. Jahrhundert sehr ansprechend wäre, das aber durch die geschichtlichen Charaktere, die es porträtwahr darstellt, sich in das Historische erhebt. Wir wissen aus Goethes Leben, daß er auf der Reise nach der Schweiz, die er mit den Brüdern Stolberg machte, in Karlsruhe am Hofe des Markgrafen Karl Friedrich seine neuesten Dichtungen, die Faustfragmente, vortrug, daß nicht bloß Klopstock zugegen war, sondern auch der jugendliche Herzog Karl August von Weimar, der damals des Dichters Bekanntschaft machte. Pecht hat diese und andere Gestalten an sonnigem Sommertag in einem Gartensaal versammelt; in der Mitte des Bildes, umflossen vom Licht das durch die hohe geöffnete Pforte eindringt, steht Goethe, mit begeistertem Ausdruck die Dichtung wie von neuem schaffend; er wendet sich nach seiner Rechten, wo, links vom Beschauer, die beiden Fürsten an einem Marmortischchen sitzen, und der Herzog von Weimar, ergriffen von der ganzen Erscheinung des herrlichen jungen Sängers, zum Markgrafen zu sagen scheint, daß dies sein Mann sei; dem Herzog gegenüber, mehr mit ihm als mit Goethe beschäftigt, sitzt die Prinzessin, die er als Braut heimführt; die Markgräfin, der Erbprinz schließen die Gruppe. Auf der andern Seite sitzt Klopstock, aufmerksam zuhörend; der Verfasser des Messias scheint etwas bedenklich zu werden über die Flüge der Phantasie des Faustdichters; hinter ihm erheben sich, lebhaft hingerissen von dem Vortrag, die beiden Grafen Stolberg; ein Hofmann aber, ein Oberjägermeister, birgt sein Gähnen in der Hand, und auch sonst sieht man im Hintergrund einzelne Figuren oder Pärchen, die sich mehr mit sich als mit der Poesie beschäftigen. Anders ist es mit zwei schönen Frauengestalten rechts und links im Vordergrund: die eine fühlt eine Saite ihres Herzens durch die Dichtung berührt, und versinkt darüber in ein stillvergnügtes Sinnen, die andere folgt mit gespannter Aufmerksamkeit, mit eindringendem Verständniß dem wunderbaren Werk das sie vernimmt. Jede Gestalt des Bildes hat ein individuelles Leben, einen persönlichen Charakter; zugleich aber sind sie alle wohl gegen einander abgestuft und abgewogen und dadurch zu einem sinnvollen Ganzen verbunden: es ist die Wirkung der Poesie in den höheren Kreisen der Gesellschaft, und diesem Gegenstand gemäß ist das Gemälde sorgfältig durchgebildet und übt einen großen Reiz durch Glanz, Reichthum und Harmonie der Farben.

— * Die Bestattung des vor Kurzem verstorbenen bekannten Schriftstellers Gotthilf Heinrich von Schubert hat in München am 4. Juli unter großer Theilnahme der Bevölkerung stattgefunden. Die „Allgemeine Zeitung“ sagt von dem Verstorbenen: Seine sprüchwörtlich gewordene Herzensgüte, und die Milde mit welcher er auch anders Meinende stets beurtheilte, werden ihn als leuchtendes Muster und Vorbild vielen unvergeßlich machen, und die Kunde von seinem Dahinscheiden wird nicht bloß in Bayern und Deutschland, sondern in Europa und weit darüber hinaus, überall wohin der Ruf seines Namens gedrungen, die lebhafteste Theilnahme erregen. Sein Name wird fortleben so lange noch Tugend, fleckenlose Reinheit des Charakters, Edelmuth der Gesinnung, eine mit der umfassendsten Fülle des Wissens gepaarte wahrhaft kindliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit des Charakters, und ein dem reinsten Forschen und Streben nach Wahrheit gewidmetes ganzes Leben in der Welt Geltung haben. Schubert war geboren am 26. April 1780 zu Hohenstein im Schönburgischen als Sohn des dortigen Pfarrers, studierte Medicin, war praktischer Arzt in Freiberg, dann in Altenburg, seit 1806 in Dresden, 1809 Director des Realinstituts in Nürnberg, 1816 Erzieher der fürstlichen Kinder von Mecklenburg-Schwerin, seit 1819 ordentlicher Professor der Naturgeschichte in Erlangen, und seit 1827 in gleicher Eigenschaft nach München versetzt, wo er zum geheimen Rath und Mitglied der Akademie ernannt wurde. Seine wissenschaftliche Richtung wurde zunächst durch die Schelling'sche Naturphilosophie bestimmt; seine philosophischen Forschungen aber führten ihn tief in das religiöse Gebiet, wo er sich einem genialen Mysticismus zuwandte. Seine zahlreichen Schriften sind allbekannt.

— * Von der alten berühmten Meersburg am Bodensee haben wir neulich gesprochen und berichtet, daß dies merkwürdige und schöne Baudenkmal wahrscheinlich demnächst auf den Abbruch werde verkauft werden. Ein süddeutsches Blatt giebt die folgende kurze Geschichte der Burg. Das alte Schloß ist kühn auf einem von der Stadt getrennten Felsen aufgebaut, und durch eine Zugbrücke von der obern Stadt geschieden. Die ältesten Theile desselben sind der viereckige 40 Fuß dicke Thurm, und eine, wie der Thurm aus großen Findlingen aufgeführte, sich gegen die Zugbrücke ziehende Mauer; beide sind von fränkischer Bauart, der Sage nach von dem Frankenkönig Dagobert I. um das Jahr 630 bis 638 als Leuchtthurm in den Hafen des Sees erbaut. An dem Thurm, der jetzt noch Dagobertsthurm genannt wird, sah man in früheren Jahren die Buchstaben C. M. und

einen Hammer, was auf den Frankenherzog Karl Martell (geb. 691, gest. 741) gedeutet wird, der in diesem Schloß residirt haben soll. Um das Jahr 1262 und 1267 war dasselbe auch der Sitz des unglücklichen Konradin von Schwaben, des letzten Sprößlings des schwäbischen Kaiserhauses der Hohenstaufen. Jetzt noch wird das Fenster gezeigt wo Konradin vor seinem Wegzug nach Italien zum letzten Mal die Gegend betrachtete. Nach dem Erlöschen des Hohenstaufen'schen Geschlechts kam das Schloß Meersburg in den Besitz der Bischöfe von Konstanz. Um das Jahr 1334 ließ Bischof Nikolaus I., Freiherr von Kenzingen, 400 Bergknappen kommen, und den Fels zwischen dem alten Schloß und der jetzigen obern Stadt bis auf die gegenwärtige Tiefe aushauen, um seiner Burg mehr Festigkeit zu geben, und dadurch entstand die Kluft zwischen dem alten Schloß und der obern Stadt. Im Jahr 1508 ließ Bischof Hugo von Landenberg zu dem Dagobertsthurm die noch stehenden vier andern schönen Thürme errichten. Seit 1527 war diese Burg mit kurzen Unterbrechungen Residenz der Fürstbischöfe von Konstanz, bis Bischof Casimir Anton Freiherr von Sickingen-Hohenburg 1743—1750 das neue Schloß erbaute, die alte Burg verließ, welche von nun an als Lokal der fürstlichen Regierung und Hofkammer, der Pagerie und zur Aufnahme von Gästen benützt wurde. In dem sehr schönen Archivsaal waren die Akten des schwäbischen Kreises aufbewahrt, weil der Bischof von Konstanz keeisausschreibender Füest des schwäbischen Kreises war. Nach dem Uebergang der hochfürstlichen Lande des Bisthums Konstanz an das Großherzogthum Baden wurde im Jahr 1814 in Meersburg das Hofgericht der Seeprovinz errichtet, welches seinen Sitz im alten Schloß hatte. Als das Hofgericht im Jahr 1836 nach Konstanz wanderte, stand das über 1000 Jahre alte Bauwerk verlassen und verachtet da, und wäre am Ende wohl auf den Abbruch versteigert worden. Da rettete es vom Beederben der ehrwürdige Freiherr Josef von Laßberg, indem er es durch Kauf an sich brachte. Einen würdigern Besitzer als diesen hätte es nicht finden können; herrlichere Schätze waren vielleicht früher nie in dieser Burg aufbewahrt. Es eilten aus allen Gegenden Deutschlands und der Schweiz bekannte Freunde und fremde Gäste freudig der alten Burg wieder zu, um den Gruß und Handschlag des ritterlichen Burgheren zu empfangen, und sich an der kostbaren Sammlung classischer und altdeutscher Handschriften, an den schönen Gemälden und Antiken zu ergötzen. In den Räumen des schon genannten bischöflichen Archivs hatte von Laßberg seine reiche Sammlung von Handschriften und seltenen Druckwerken aufbewahrt, wovon nur folgende hervorgehoben werden: das Lindauer Evangelienbuch, eine auf feines Pergament geschriebene Bibel aus dem 13. Jahehundert, die berühmte Handschrift des Nibelungenliedes, welche von Laßberg mit mehreren altdeutschen Gedichten in seinem „Liedersaal" herausgab; ferner meheere Handschriften des Schwabenspiegels u. s. w. Alle diese Schätze und Kostbarkeiten sind noch zu Lebzeiten von Laßbergs Eigenthum des Fürsten von Fürstenberg geworden, und nach von Laßbeegs Tod nach Donaueschingen gewandert. Jetzt steht die alte ehrwürdige Dagobeetsbueg wieder verwaist, verlassen da, und sieht ihrem Verfall entgegen, wenn sie nicht alsbald wieder einen würdigen Besitzer findet. Noch ist auf die Lage und Aussicht aufmerksam zu machen. Die romantisch-schöne Lage der Stadt Meersburg überhaupt, den ganzen Bodensee von Lindau längs dem Thurgau abwärts bis in die Gegend von Bodmann vor sich, das gesegnete herrlich angebaute Thurgau mit seinen steigenden fruchtbaren Hügeln, Städten und Dörfern ausgeschmückt, durch die mit ewigem Schnee bedeckten Schweizeralpen im Hintergrund eingeengt — alles dieses gewährt einen Anblick wie man ihn in Deutschland nirgends schöner findet. Möge das alte Schloß in Meersburg in Bälde einen wüedigen Besitzer finden. Das neueste Londoner Athenäum hat einen Artikel über das Schloß. Vielleicht findet sich ein reicher englischer Kaufliebhaber, der keine Fabrik aus demselben macht.

— * Das jetzige Athen. Dem „Ausland" entlehnen wir die folgende Mittheilung: Im vergangenen Jahre 1859 waren es 25 Jahre, daß Athen als Residenzstadt des neugeschaffenen Königreichs Griechenland von der Regierung bestimmt und bezogen wurde. Das alte Athen, das seit dem Alterthum niemals ganz verödet gewesen, sondern immer ein verhältnißmäßig bedeutender Ort geblieben war, hatte jedoch während des griechischen Aufstandes vom Jahr 1821 bis 1828 durch mehrfache Belagerungen und in Folge der Eroberung bald von diesem, bald von jenem Theil so sehr gelitten, daß im Jahre 1834 nur noch 300 Häuser gestanden haben sollen. Die türkische Ringmauer, welche ganz verfallen war, wurde entfernt, und der Neubau nach einem ziemlich regelmäßigen Plane mit geraden Straßen von ansehnlicher Breite unternommen. Es wurde viel und schnell gebaut, und das neue Athen hatte an Bevölkerung so zugenommen, daß es gegenwärtig mehr als 30,000 (nach andern Angaben gegen 40,000) Einwohner zählt. Die beiden Hauptstraßen, nach denen man sich ziemlich leicht zurecht finden kann, sind die des Hermes und des Aeolos, von denen die erstere die neue Stadt von Westen nach Osten in ihrer ganzen Länge durchschneidet, und von der Piräeusstraße bis zum Schloßplatz hinaufführt, während die Aeolosstraße jene im rechten Winkel durchschneidet. Daneben läuft die Straße der Athene. Das neue Athen liegt zum größeren Theil auf dem Boden der alten Stadt, nördlich von der Akropolis (der alten Burg, mit den bekannten, theilweise noch gut erhaltenen Trümmern alter Tempel) auf einer sanft nach Osten ansteigenden Ebene; der ältere Stadttheil befindet sich in der Nähe der Akeopolis. Die neueren Gebäude der Stadt sind im ganzen hübsche Häuser, aber meist ohne entschiedenen architektonischen Charakter. Das Material derselben ist in der Regel ein guter Kalkstein, der in der Nähe Athens gebrochen wird, wo reichliche Steinbrüche in lebhaftem Betrieb sind; aber man sieht auch vielfach den schönen weißen Marmor des Pentelikon angewandt. Den ersten Platz unter den neueren Gebäuden nimmt das königliche Schloß ein, das am östlichen Ende der Stadt ziemlich hoch, mit herrlicher Aussicht auf die Akeopolis, das Meer und die peloponnesischen Gebirge, gelegen ist. Es ist ein schönes Gebäude mit einfachen Verhältnissen, das König Ludwig von Bayern aus seinem Privatvermögen für seinen Sohn, den König Otto, hat bauen lassen. Hinter dem Schloß nach dem Fluß Ilissos hin zieht sich der eben so geschmackvoll angelegte als vorteefflich unterhaltene königliche Garten, der jeden Abend dem Publikum offen steht. Er liegt besonders der Königin sehr am Herzen, und sie läßt sich namentlich die Pflege der Bäume, besonders fremder sehr angelegen sein, wie sie überhaupt für die Baumkultur in Griechenland sich lebhaft inteeessirt. Vor dem königlichen Schloß, nach der Stadt zu, liegt ein anderer öffentlicher Garten. Außer diesem Palast hat Athen noch mehrere andere ansehnliche öffentliche Gebäude, z. B. die aus Beiträgen griechischer Pateioten errichtete Universität im nördlichen Theil, mit den nöthigen Hörsälen und einer bereits zahlreichen Bibliothek, ebenfalls etwas hoch gelegen, und mit einem prächtigen Blick nach dem Meer; die Sternwarte auf dem sogenannten Nymphenhügel, südwestlich von der Stadt, von dem veestorbenen Bankier Sina in Wien gestiftet und mit den nöthigen Instrumenten versehen; einige Kasernen, Spitäler, Regierungs- und Schulgebäude, z. B. das ansehnliche Gebäude der Mädchenschule, die auf Kosten des reichen Griechen Arsakis erbaut worden ist. Von den Kirchen ist die alte Metropolitankirche klein, aber duech viele daran befindliche architektonische Reste des Alterthums und des Mittelalters besonders merkwürdig. Die größte der übrigen Kirchen ist die der heiligen Irene. Zu den bisherigen öffentlichen Gebäuden in Athen kam neuerdings das Waisenhaus für Mädchen, das unter dem Schutz der Königin Amalie steht und auch ihren Namen führt. Noch im vorigen Jahr fand die Einweihung der dazu gehörigen neuerbauten Kieche des Erzengels Michael statt. Das Waisenhaus selbst ist ein interessantes Beispiel der patriotischen Aufopferungsfähigkeit, womit die Griechen aus allen Theilen der Eede ihr Vermögen für gemeinnützige Zwecke, vorzugsweise der Erziehung und Bildung, auf dem Altar des Vaterlandes niederlegen. Den ersten Anstoß zur Errichtung eines solchen Waisenhauses gab im Jahre 1854 die Cholera, welche damals in Athen und in Griechenland überhaupt sehr bösartig aufgetreten war, und besonders in den untersten Klassen des Volks viele Kinder zu Waisen gemacht hatte. Die Füestin Maria Ypsilantis brachte zuerst den Gedanken an ein Waisenhaus für Mädchen zur Ausführung, und es kamen damals durch Vermächtnisse und sonstige Schenkungen bald 59,000 Drachmen (eine Drachme = 8 Silbergroschen) zusammen — eine Summe die inzwischen durch die Beiträge reicher Griechen im In- und Ausland, vornehmlich die auswärtiger, bis zu mehr als 700,000 Drchm. angestiegen ist. Das Gebäude dieses Waisenhauses liegt hinter dem königlichen Garten, und ist nicht nur durch die Angemessenheit und Zweckmäßigkeit seiner innern Eintheilung und Einrichtung, sondern auch in architektonischer Hinsicht durch Schönheit und Solidität ausgezeichnet. Es gewährt den nöthigen Raum für 150 Mädchen mit dem erforderlichen Personal, und das ganze dazu gehörige Areal beträgt mehr als 11,000 Quadratellen. Die in Athen erscheinende Zeitschrift Aeon ist der Meinung, daß es selbst im westlichen Europa wenige solche Gebäude und ähnliche Anstalten von gleichem Umfang und innerer Einrichtung geben möchte. Die nächsten Umgebungen von Athen, mit Ausnahme des westlich zwischen der Stadt und dem Piräeus sich hinziehenden sehr lichten Oelwaldes, sind kahl und weniger anmuthig, wiewohl man darauf bedacht ist durch Anpflanzungen daselbst, so wie in der Stadt, wo es an Gärten nicht fehlt, der Unfruchtbarkeit und Dürftigkeit des Bodens abzuhelfen. In der Nähe des königlichen Schlosses hat man vor einigen Jahren Dattelpalmen angepflanzt, und auch an den um einen Theil der Stadt laufenden Boulevaeds trifft man Bäume. Anziehende Punkte sind, außer dem Hymettos und Pentelikon, der Ebene von Marathon u. s. w., der nahe Hügel von Kolonos mit dem Denkmal Otfried Müllers, und die Dorfschaften Patissia und (drei Stunden von Athen) Kephissia, in welchem letzteren Orte noch jetzt die wohlhabenden Bewohner Athens Landsitze haben, und wo sie, wie in der römischen Zeit bis Herodes Atticus, einen Theil der heißen Jahreszeit zuzubringen pflegen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 30. Bremen, 22. Juli. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Zur Geschichte des deutschen Gaunerthums.

Von Karl Seifart.

In früheren Jahrgängen dieser Blätter habe ich durch statistische Nachweise wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß sich in der „guten alten Zeit“, trotz der Grausamkeit und Barbarei der damaligen Leibes- und Lebensstrafen, die Kapitalverbrechen keineswegs verminderten, sondern daß vielmehr die Unmenschlichkeit der Verbrechen mit der Unmenschlichkeit der Richter und der Gesetze gleichen Schritt hielt und in dem Maße an Furchtbarkeit zunahm, in welchem man die von barbarischem Rachegefühl dictirten und häufig von dem Grundsatz einer rohen **Wiedervergeltung** geleiteten Strafen vor den Augen einer blutgewohnten und blutgierigen Menge vollziehen ließ. Die häufigen blutigen Schauspiele und die aus der unsittlichen Nichtachtung des Menschenwerths und der Menschenwürde entsprungenen, durch drakonische Gesetze bestimmten Mißhandlungen erhielten die Gemüther in einer Verhärtung und Stumpfheit, aus welchen sich zum größten Theil die häufigen, oft mit der unmenschlichsten Grausamkeit begangenen Mord- und Gewaltthaten begreifen lassen, welche uns die Chroniken und Criminalakten des 16. und 17. Jahrhunderts sowie auch noch eine umfangreiche Mordgeschichtenliteratur aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erzählen.

Eine Folge jener Stumpfheit und Verhärtung war auch die auffallende Gleichgültigkeit, ja Frivolität, mit welcher derzeitige Verbrecher nicht selten den schimpflichsten und qualvollsten Tod durch Henkers Hand erlitten. So fehlt es nicht an Beispielen, daß Begnadigte die Gnade verschmäheten und lieber „zur Gesellschaft mithängen wollten“, daß Verbrecher, welchen der Strang zuerkannt war, lieber mit andern schwerer gravirten Spießgesellen die Strafe des Rades erduldeten, „weil gleiche Brüder gleiche Kappen tragen müßten“, daß ferner andere auf der Folterbank noch „Possen und Chosen“ trieben und die grausamen Künste des Henkers verhöhnten.

Solche Menschen gab es noch unter uns bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und sehr umfangreich ist die Literatur über das Leben und Treiben verhärteter Räuber und Gauner vor hundert und hundertfünfzig Jahren. Dieselbe ist ziemlich vollständig in dem vortrefflichen und die deutsche Kulturgeschichte wesentlich bereichernden Werke von **Avé-Lallemant** (das deutsche Gaunerthum Th. I., Leipzig, Brockhaus, 1858) aufgezählt und enthält auch einen Hinweis auf ein mir vorliegendes Werk, das unter einem Convolut von Mordberichten und peinlichen Executionsschilderungen zwei sehr merkwürdige Kapitel zur Geschichte des deutschen Gaunerwesens mittheilt, aus welchen wir hier einige Gebräuche und Thatsachen hervorheben wollen, die unserm heutigen Kulturleben gänzlich fremd geworden sind.

Der Titel des mit vielen schlechten Kupferstichen ausgestatteten Werkes lautet: „Gründliche Nachricht von Entsetzlichen und Erbärmlichen Mordthaten, Schändlichem Kirchenraub Und vielen Gefährlichen Dieb-Stählen. Nebst beigefügtem Verzeichniß der Namen vieler Spitzbuben, Ihre Gesetze u. s. w. (1715), und giebt außer dem merkwürdigen Namensverzeichniß von 140 Spitzbuben und einem Verzeichniß der zahlreichen und mannichfaltigen Raub-Utensilien im elften Kapitel auch eine Beschreibung der Ceremonien, unter welchen ein Aspirant in die Bande aufgenommen wurde. — Eine wesentliche Aufnahmebedingung war unter andern auch die, daß sich der Aspirant einer **vierstündigen Tortur** unterwarf, um die Spießgesellen durch seine Standhaftigkeit zu vergewissern, daß er im Fall einer Verhaftung und peinlichen Befragung nicht leicht zu einem Geständniß zu bringen sein würde. Solche Uebungen im Ertragen der Folterschmerzen wurden dann ab und an von der Bande in Wäldern und an abgelegenen Orten wiederholt, und schon der große Criminalist **Damhouder** (1507 † 1581) erwähnt (Rerum criminalium praxes et tractatus etc. Cap. 33, 19), daß nach den eigenen Aussagen gefangener Räuber und Mörder die Sitte unter ihnen üblich sei, sich durch wechselseitiges Martern gegen mögliche gerichtliche Folterqualen abzuhärten. — Das sind sehr wunderliche Dinge! Hören wir aber unser altes Buch, es wird uns noch mehr des Neuem aus alter Zeit erzählen: „Die Spitzbuben haben viele vornehme Herren unter sich, auf deren Feldgütern sie zusammenkommen und auf gemeinschaftliche Kosten zehren. Da geht alles herrlich zu; und wird dann der Bande vorgetragen, daß sich einige zur Aufnahme gemeldet haben, so hält man darüber ein Kapitel, deliberirt deßwegen und läßt einen nach dem andern vorkommen und befragt ihn absonderlich auf nachfolgende Punkte: Woher er sei? Wie sein Name und Alter? Ob er bereits einige Proben im Morden und Stehlen gethan? Ob er schon auf der Tortur gewesen und solche gedächte auszustehen?

Darauf giebt er zur Antwort etwa: Er sei des Schenken Sohn von Holtzendorf, sein Name sei Hans Heinrich Kehraus und 23 Jahr alt, der und der Ordensbruder könne ihm Zeugniß geben, daß er den Edelmann zu W. bestehlen und den Müller zu T. ermorden helfen. Die Tortur habe er noch niemals ausgestanden, dieweil es aber bei diesem hochlöblichen Orden so Manier, wolle er solche zur Probe ausstehen. — Weil nun in der Bande sich sehr viele Scharfrichter mitbefinden, auch die Bande ihr eigen Marterzeug hat, so muß der Angemeldete daran und wird zum wenigsten **vier Stunden scharf mit ihm verfahren**; nach geschehener Tortur muß er nachgesetzten Eid abschwören: „Ich H. H. K. schwöre und gelobe zu Gott dem Allmächtigen, daß ich unsern Herrn Obristen über die ganze Bande, auch denen andern Ober- und Unteroffizieren, ja dem ganzen Kapitul und Gemeine, will Zeit meines Lebens treu und hold sein. Ihrer allerseits Bestes helfen suchen, befördern und vermehren, Alles was nur befohlen wird, fleißig und getreulich aus-

richten. Alle Sachen geheim halten, auch sogar Vater, Mutter, Geschwister, noch weniger meiner Frauen nichts offenbaren. Von der Rüst-Kammer oder andern heimlichen Niederlagen und Wohnungen, will ich bis in den Tod niemand nichts offenbaren. Allen Ordern so ich empfange, sofort getreulich folgen, wenn es auch gleich die Ermordung des Vaters, der Mutter oder anderer nächsten Freunde beträfe. Auch wenn ich sollte gefangen, gemartert, ja gerädert werden, will ich niemand nicht verrathen, sondern lieber den Tod leiden, als etwas bekennen. Gelobe also dem ganzen Convent getreu und hold zu bleiben bis in den Todt, so wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum seinen Sohn! —

Wenn solches nun geschehen, so geht es etliche Tage an ein Wohlleben, Fressen, Saufen, Tanzen; Buhlen und Buben ist eine freye Kunst. Nachdem werden die Ordern im Convent beschlossen, daß 24 Mann in 4 Parteien ausgehen, jede Partei 6 Mann stark sammt 2 Weibern und einem Juden, welche die 6 Mann selbst erwählen sollen u. s. w.

Ein anderes Kapitel berichtet über die erstaunlichen Mittel, welche eine sogenannte Rüstkammer der Räuber enthielt, es fanden sich dort unter anderm: Acht Fässer mit Pulver in doppeltem Holze, 6 eiserne Mordkeulen, 30 Säbel, 40 Flinten, 16 Paar Pistolen, 25 Paar Pufferte, 50 starke Brecheisen, 43 Paar Wandschrauben, 40 Pfund sonderbare Lichte, 30 Blendlaternen, 200 gemachte Bärte, 60 Wachsstöcke, 20 eiserne Zangen, 25 Stück Leitern, 50 ledige Kornsäcke, 60 hölzerne Mundbirnen (d. h. Knebel), 100 und mehr Klafter starke Schnüre, 25 Aexte, 400 Dietriche und Schlüssel, 22 Paar Filzschuhe, 30 Pfund groben Hagelschrot, 3 Schock Brandkugeln, 100 Masken von allerhand Farben, 30 scharfe Messer, 40 Handbeile, 40 große Pechkuchen, 50 Pfund Lunte, 30 Taschenfeuerzeuge, 2 Schock Flinten- und Pistolensteine, 40 Pfund gedämpft Pulver u. s. w.

Gewiß ein ganz anständiges Arsenal, womit sich etwas ausrichten ließ! Auch unser alter Berichterstatter meint: „Nun könne man leicht denken, daß die Spitzbuben leicht capabel seien unter Bürger und Bauern einen allgemeinen Aufstand und Rebellion zu erwecken, so daß die hohe Landesobrigkeit ein höchst wachsames Auge haben und auf Abschaffung solcher Bosheiten stets bedacht sein müsse.“ — Unter Rebellion und Aufstand ist hier nichts anderes zu verstehen, als der Schrecken und die Unruhe, durch welche die derzeitigen Räuberbanden die Leute beständig in Athem erhielten und die allerdings dann auch wohl leicht zur Selbsthülfe und andern Ungesetzlichkeiten führen mochten. Allgemeine Jagden ganzer Dorfgemeinden auf Räuberbanden geschahen mit oder ohne obrigkeitliche Aufsicht, und andererseits fehlt es nicht an Nachrichten, welchen zufolge noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts ganze Gemeinden eine Räuberbande bildeten oder mit andern Raubgenossenschaften verbunden waren.

Von dem uns kaum mehr begreiflichen Grade der Unsicherheit des Lebens und des Eigenthums noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts kann man sich eine annähernde Vorstellung machen, wenn man das in dem oben berührten Werke von Avé-Lallemant angeführte Quellenverzeichniß der Raub- und Mordgeschichten überblickt; geht man aber auf diese Quellen selbst zurück, durchmustert man diese alten, mit Galgen, Rad und Staubsäulen überreich verzierten Quartanten, die meist unbeachtet in den Bibliotheken stehen, so kann man sich nur mit Staunen und Verwunderung fragen, wie es möglich gewesen ist, in dem kurzen Zeitraum, welcher die Gegenwart und jüngste Vergangenheit von einem Zustande halber Barbarei trennt, so bedeutende Vorschritte zu einem menschlicheren und sittlicheren Zusammenleben gemacht zu haben. Wohl giebts noch heute verstockte Bösewichter und Zuchthauscandidaten in Menge, aber sie sind wahre Kinder an Macht und Bosheit, wenn wir sie mit ihren in dichten Massen über ganz Deutschland verbreiteten und complottmäßig verbundenen Vorfahren vergleichen, vor deren Raub- und Mordwuth nicht einmal die Mauern und die ausgebildete Polizei großer und volkreicher Städte schützten, während man sich in Dörfern, auf vereinzelten Gehöften und Mühlen niemals ohne die Besorgniß zu Bett legen konnte, daß über Nacht durch Einbruch, Mißhandlung oder Brandstiftung Leben und Besitzthum gefährdet werden möchte. Folter und grausame Hinrichtungen konnten, wie wir sahen, dem Uebel nicht steuern, vielmehr verlor erst mit dem Durchbruch der humanen und philanthropischen Anschauungen des vorigen Jahrhunderts und mit der im Gefolge dieser Ideen gehenden Milderung des Strafverfahrens und der zunehmenden Achtung vor der Menschenwürde das alte Gaunerwesen an Umfang und Furchtbarkeit. Grausame und unmenschliche Thaten sind eben nur unter grausamen und unbarmherzigen Menschen möglich. Ist erst einmal die gänzliche Abschaffung der Todesstrafe dem allgemeinen Rechtsgefühl entsprechend, so daß man das Gesetz, welches die Todesstrafe beseitigt, als den Ausdruck des allgemeinen Willens ansehen kann, so wird eine Mord- und Raubthat mehr und mehr zu den äußersten Seltenheiten gehören, weil dann die Achtung vor der Unverletzlichkeit selbst des verbrecherischen Individuums durch die anerkannte und gewollte Autorität des Rechtes und Gesetzes geheiligt erscheint. Selbst rohe und verwahrloste Gemüther werden dann vor einer That zurückschaudern, die nie furchtbarer und unmenschlicher erscheinen kann als in einem Staate oder Gemeinwesen, in welchem das Leben des Menschen so hoch steht, daß man dasselbe auch dem gemeinsten Verbrecher zu nehmen nicht mehr für Recht hält. Die Humanität des Gesetzes muß eben die Menschen zur Humanität erziehen.

---

* Lutherthum und evangelischer Protestantismus.

Ein Fragment aus der Bremischen Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts.

Von C. A. Wilkens.

(Schluß.)

Inzwischen war Heßhusius abgesetzt. Er erschien in Bremen und schrieb sogleich dem Kapitel, es möge seinen Prediger zur Unterredung zwingen. Schon aus Eifersucht auf die Unabhängigkeit vom Rathe verboten Erzbischof und Kanoniker die verlangte Betheiligung. Christof von Oldenburg und seine Schwester Anna von Ostfriesland baten durch Gesandte um Schonung für Hardenberg und Verweisung der Sache an Facultäten. Heßhusius hatte zu schwitzen, damit der Senat bei der frühern Ansicht bleibe. Zur rechten Zeit traf ein Schreiben Ulrichs von Mecklenburg ein, das zu den strengsten Maßregeln rieth. „Dies erquickende Zeugniß stärkte mächtig den Senat und seinen theologischen Führer und richtete die durch der Gegner Schmähungen und Tücke fast verwirrten Gemüther auf.“ Man beschloß alle profanen Urtheile verachtend vorwärts zu gehen.

Heßhusius hatte sich gleichgesinnte Helfer gesucht. Mörlin, „groß im Anschreien der Ketzer, sah seinen Stolz darin in Luthers Lehre ganz und gar versoffen zu sein, auch nicht ein Jota des inspirirten Katechismus wollte er sich vom Satan entreißen lassen.“ Bedenke, predigte er, wo du einen Bürger bei dir wohnen hast, der ein Sacramentirer ist, was haben da deine Frau und Kinder, ja die ganze Bürgerschaft für eine Pestilenz in der Seele sitzen. — Büren hatte ihn von der Disputation auszuschließen versucht, „kein ander Kunststück habe der Teufel mehr gewußt.“

Der Superintendent Becker von Stade, schon als Nachfolger Probsts beglückwünscht, freute sich sein Ingeniolum regen zu können. Eitzen von Hamburg gab ihnen im „Ausmachen“ der Wölfe nichts nach, später freilich brachte ihn eine Anwandlung von Mäßigung „in den Geruch eines mercurialischen Wetterhahnes.“

Die Sache erfüllte das allgemeine Interesse. „Wenn man nur davon zu reden anfing, war's, als schlüge einer dem andern ins Angesicht. Solch' Getümmel erhob sich, daß unter den Parten deßhalb

keine Verwandniß, Freundschaft, Schwiegerschaft angesehen ward. „Et is een ruch Volk worden voll Haders, Kives un Modwillens.“

Am 10. Mai versammelten sich Rath und Bürgerschaftsdeputirte in der großen Rathhaushalle. In der Mitte war eine lange Tafel aufgestellt, an deren einer Seite die Disputatoren saßen, die andere für Hardenberg bestimmte war leer. Dreimal lud ihn der Rathssecretär, er berief sich auf das erzbischöfliche Verbot. Büren hätte als Präsident die Verhandlungen leiten müssen, durch Willkür der Majorität war er daran gehindert. Aber er wollte nicht schweigen in einer Sache, die nicht allein Gefahr „Lives un Ghudes dan ok Ehren un Gelimpes bringd un der Sehlen Heiles un Seligkeit, welket ok na dem Dode odder dussem Levend blyft un duret.“ Als Bürgermeister Esich Hardenbergs Verurtheilung in Contumaz beantragte, da er das Licht scheue und an dieser freundlichen „Bykunft“ keinen Theil nehmen wolle, trat Büren als Defensor auf. Wider ein von Timann der bremischen Kirche aufgedrungenes Dogma habe Hardenberg gekämpft, „mit Recht sik von Nemand up een anner Book binden laten dan alleen up de Bibel, darup he ok in syner Promotion geswaren.“ Nur die Externa der Kirche habe der Senat zu beaufsichtigen, Lehrentscheidungen gebe allein die ganze Kirche. Niemand könne dem Angeklagten zu einer Disputation rathen, bei der die Richter Partei seien, man kenne ihr Verhältniß zu Melanchthon.

Mörlin fragte, um den Redner von diesen peinlichen Reminiscenzen hinweg in den Streit zu ziehen, nach seiner eigenen Ansicht. Büren versetzte: Das Gespräch ist nicht meinetwegen angesetzt, aber ohne Scheu werde ich meine Meinung sagen, wie ich's mehrmals vor dem ganzen Rathe gethan. Ich habe von Luther gehört, daß man den wahren, wesentlichen Leib empfängt, „hold dy man vast an dat Word, he ward dy nich bedrögen, wo dat averst to gah hörd nich up de Predigstol sondern in de Schole.“ Was empfängt der Mund? fragte Eitzen, der darauf hielt, daß man sein Heil essen müsse; der äußere Mensch, ward geantwortet, empfängt das Zeichen, der innere die Gnade, und so der ganze Mensch das Sacrament. „Wo das stehe?“ Büren nahm „Verloff dat Bookeschen to halen, ik was datsulve so syner leven Husfroven, seligen — der Gott gnade — von eeren Broder indegebunden.“ Er verlas die Stellen, Eitzen zog den Katechismus hervor, so stand Luther gegen Luther. Heßhusius griff ein und examinirte über die Art der Gegenwart Christi, die tiefern Fragen über das Verhältniß von Theologie und Philosophie, Schrift und Auslegung, göttlicher und menschlicher Natur, traten hervor. Was für eine Gegenwart glaubt ihr denn, riefen zürnend die Theologen? „Die Luthers in der Auslegung des Galater-Briefes: so muß es sein, daß Christus und der Glaube nicht allein mit Gedanken, sondern wahrhaftig beisammen sein, daß wir stets bei ihm sein, daß er sei, lebe und wirke in uns. Nun geschieht es nicht durch unser Denken und Speculation, daß er in uns sei, lebe und wirke, sondern wesentlich, gegenwärtig und aufs kräftigste.“

Diese tiefen Worte, so geeignet das Mysterium anzudeuten, entrissen Mörlin den Ruf: „Herr Borgermeister, wenn Eure Ehrbarkeit glaubt wie sie bekennt, so sage ich euch unter die Augen und will es noch sagen, ihr seid ein Sacramentirer, denn wie Zwinglius, Carolostadius und Calvinus geschrieben, also habt ihr bekannt.“ Büren, durch die Ungerechtigkeit der Anklage gereizt und in der Kraft der Wahrheit über die Schrecken des Ketzernamens erhoben, entgegnete: „dat sy nich Zwinglii dann Lutheri und wo Zwinglius so gelerd, so holde ick, he hebbe recht gelerd.“ Mörlin, außer sich über die Kühnheit, mit der ein Laie dem Urtheile der Theologen sein „so holde ick“ entgegenwerfe, erhob sich: „es wisse der Senat, daß er in seiner Stadt eine Sekte der Sacramentirer hat.“ Sie würden keine Ketzer dulden, erscholl es im Saale. Ihr und eures Gleichen, schloß Büren, seid Schuld an dem Blute der Märtyrer, das in Frankreich und Spanien vergossen wird. So endete die Disputation, andern Tages ward Hardenberg für einen Zwinglianer erklärt. Heßhusius klagte: Büren habe die Schamlosigkeit seine zwinglische Meinung aus Lutheri Büchern zu beweisen. Da man ihm aber den ganzen Text vorlegte, und er mit seinem Schwerte geschlagen war, bestand er wie die Pfeiffer, die den Reigen verderbt haben. In der öffentlichen Meinung galt Büren als der Sieger, der designirte Superintendent ging nach Magdeburg, wie er selbst gesteht, mit gräßlichem Hasse der Bürger beladen, ohne Hoffnung rasch die Entscheidung herbeiführen zu können.

Die strenge Partei im Senate tröstete das Versprechen: hätten die Bremer seine Hülfe gegen Sacramentirer drinnen oder draußen nöthig, so wolle er sich gern willig finden lassen. Durch stetes Anblasen des Feuers erfüllte er die Zusage. Von Hamburg, Braunschweig, Lübeck, Lüneburg liefen Mahnungen an den Rath ein, sich nicht in des Reiches Unfrieden zu setzen. Gefälschte Citate aus Hardenbergs Predigten sollten ihn als Wiedertäufer stürzen. Büren ward mit vier Rathsherren in diesen Sachen nicht ferner zu Rathe gefordert, die Majorität getraue sich zu verantworten, was sie thue. Der Erzbischof wollte nicht gegen Urtheil und Recht entscheiden. Heßhusius' Gewissen war weiter als das des katholischen Prälaten. „Mit Gewalt, bei Nacht, müsse der Rath den Ketzer fortschaffen; nicht sich gekehrt an der geistlosen Dummpfaffen Jurisdiction. Rathsunterthanen hat er vergiftet, reinigt die Mördergrube, schafft den Lästerer ab. Sonst wird Gottes volle Strafe wider Bremen ausgeschüttet, der ganzen Nation zum Exempel. Doctor Nachteul, die ketzerische Zweizüngigkeit selbst, hat öffentlich vor Tausenden gepredigt, Christi Leib empfange der Mund nicht; daran den Lotterbuben gehalten, und kriecht er noch so tief in die Fuchslöcher. Wenn man des Teufels Kleid hat kennen gelernt, zieht er einen neuen Rock an, hinweg mit ihm zu seinem kanonisirten Roltgesellen.“

Um zu erfahren, auf wie viele der Bürger man für die Ausführung dieses Rathes rechnen könne, ward auf Heßhusius' Anlaß ein Glaubensverhör mit allen Bürgern gehalten. „Herr Omnes stellte sich dabei freilich so losgelassen an, daß kein Haus mit ihm zu halten war.“ Freie Meinungsäußerung war zugestanden, aber keine Sicherheit gegen schlimme Folgen. Verdächtige verloren ihre Aemter. Die Pastoren versagten die Sacramente, denn sie dürften die Perlen den Säuen nicht vorstreuen. Gelegentlich wurden denn dafür mit „een Swinspöt“ deutsche Hiebe ausgetheilt; bis an den Kaiser gelangten die Processe; ein Rathsherr zog sich die Abweisung vom Altare so zu Gemüthe, daß er darüber starb. Nur Büren hielt den Ausbruch der Erbitterung zurück. Endlich gestand der Erzbischof zu, die Stände des niedersächsischen Kreises sollten auf dem Tage zu Braunschweig die Sache verhandeln. Heßhusius eilte hin, obwohl er in amtlichem Charakter nicht wirken konnte, froh, daß nun das Sphinxräthseln ende und die Synagoge vom Genfersee offenbar werde. Alle Wasser von Rhein und Elbe könnten dem Ketzer den Schandflecken nicht abwaschen. Er verfaßte die Schriftstücke für die bremischen Abgeordneten seiner Partei. Der Rath verlangte aus vielen Gründen Abschaffung seines gefährlichen Feindes vermöge der Ordnungen des Reichs, und protestirte im voraus gegen jede Verweisung der Sache an Universitäten. Hardenberg erschien mit Büren, mündliche Verhöre wurden gehalten, Bekenntnisse und Thesen verlesen, als Doctor der Theologie wollte er sich nicht wie ein Schuljunge behandeln lassen und gegen erklärte Feinde disputiren. Die Sache war vor der Verhandlung entschieden; die Majorität der Theologen riß die Gesandten zu dem Schlußurtheile hin, Hardenbergs Lehre sei in einigen Punkten dunkel und zweifelhaft und der Augsburgischen Confession einigermaßen zuwider. Es sei nicht zu vermuthen, wenn er in Bremen bliebe und ferner predigte, daß Spaltung und Verbitterung gehoben werden könne. Daher sei dem Domcapitel befohlen ihn in vierzehn Tagen abzuschaffen ohne Verletzung der Ehre.

Gegen die Richter, den Proceßgang, das Forum ließen sich Bedenken genug erheben, die die Rechtsgültigkeit des Spruches in Frage stellten. In ausführlicher Protestation faßte der Verurtheilte sie zusammen, unterwarf sich aber um der Ruhe willen, in der Zuversicht,

die Gegner würden sich nun zufrieden geben und die gute Stadt Bremen nicht mit fernerer Unruhe beschweren. Seine Zuhörer entließen ihren Liebling mit einem glänzenden „Getüchnisse der Gemeene, so im Dom to Bremen predigen hören. Keen sinnig Minsche kann uns darin verdenken, dat wy dissen Mann achten, erkennen, leven un ehren, as he billig to achtende, to erkennende, to levende, to ehrende is, as een getroven Deener, ja een dür Werktüg Godes. Un bedenk Jeder von godseligen Harten, wat een grausam Sund un Undankbarkeid dat syn worde, so wy sulken düren Doctor nich alleen wolden nich hören, sunnern verhöhnen, lästern, verfloken, verdomen.“ Den Stadtpastoren wird vorgehalten: „gy use werdige un gelerden Predigers in usen Karspelkarken, worum willt gy doch dissen godgelerden, hocherluchteden Mann mit so bittern, prumigen Thorne und Hate verfolgen? Wat het he doch böses gedahn? Syne Leere lutet herrlich un gewaltig, keene leddige lose Teeken, dat lievliche un geestliche Ertent hett he tosamen verfatet.“ — Der Rath möge bedenken, was es heißt: der König ward zornig, schickle seine Heere aus, brachte die Mörder um und zündete die Stadt an.

So war durch ein Urtheil, von dem der Erzbischof gestand, er würde es für ungerecht halten, und hätte es sein Bruder gefällt, Heßhusius Wille vollzogen: „Der Baum sei gefällt, aber die Wurzeln müßten ausgereutet, Prediger- und Rathsstühle gereinigt werden.“ Für diesen Zweck berief er Musäus nach Bremen, „dem alle Nichtlutheraner auf dem Katheder der Pestilenz saßen.“ Seine Aufgabe sprach der so aus: „er sei berufen um im Schafstall Christi Lückenbüßer zu sein, und die Ritzen und Löcher zuzuflicken, die der Teufel mache, wenn er durch falsche Propheten zum Dache eingestiegen sei. Dazu sei kein Fuchs und kein fuchsschwänzischer Lehrer zu gebrauchen, das koste Kampf mit des Argen Braut Frau Hulda, die des Satans Tücken so wohl leiden möge.“ Den fast zu wiederläuferischen Teufeln gewordenen Bremern trug er eifrig Gegengift aus der lutherischen Apotheke zu; wie Arion mit der Cither, rühmte man, beuge er die steinernen Herzen. Die Kirchenzucht sollte sie brechen. Der Superintendent erließ eine Kirchenordnung mit strengster Symbolverpflichtung auf alle Werke Luthers. Die Prediger würden nach ihrem göttlichen Rechte alle der Laster und Ketzerei Verdächtigen vorfordern, ermahnen, wo dies erfolglos sei, von den Kanzeln herab namentlich dem Satan übergeben. Nur diese Arzenei kann die Seelen retten. Wir Lehrer haben von Gott den Befehl seine Kirche zu regieren, nicht durch menschliche, sondern durch seine Ordnung, nicht durch ein zerstümmeltes, sondern durch ein ganzes Prediglamt, daß wir nicht erst warten und fragen sollen, was und wie viel die weltliche Obrigkeit nachgeben will. Uns liegt ob ohne Nachfrage das zu lehren und zu ordnen, was wir von Gott empfangen haben, und alle als Aufrührer in Gottes Regiment zu strafen, wären es auch Engel vom Himmel, die sich wider unser Amt setzen. Wir sind die gottgesetzten Hirten, die von ihren Schafen, seien es Obrigkeiten oder Unterthanen, bei Verlust der ewigen Seligkeit gehört werden müssen. Dünkt das Jemand zu viel, der mache es mit Gott aus, der uns so privilegirt hat. Wir üben den Bann gegen alle, die auch nur in einem Glaubensartikel irren. Der Rath muß nach menschlichem und göttlichem Rechte ohne weitere Untersuchung die Gebannten ihrer Aemter entsetzen. Sterben sie im Banne, so sollen sie ohne Gesang und Geläute, ohne Begleitung, auf offenem Felde wie ein Vieh verscharrt werden.“

Diese Forderungen erschienen doch auch dem Rathe als maßlos, nie sei dergleichen in Bremen gewesen, wie könne man die gefährlichen Folgen vor dem Reiche verantworten? Mit allem Fleiße, christlich, freundlich, dienstlich bat er die lieben Pastoren doch die Strenge des Bannes bis auf bessere Gelegenheit einzustellen. Musäus antwortete stolz: „der Senat fürchte, man müsse zu viele bannen, nein, je größer die Zahl der Bösen, je nöthiger sei der Bann, Jonas habe ganz Ninive excommunicirt und die Sache habe einen guten Ausgang gehabt. Uebrigens brauche man in Bremen gar nicht den ganzen Haufen zu bannen, der meist nicht wisse, was er thue, sondern man fasse nur etliche Häupter und Fähnriche, die den armen Haufen verhetzen, so werde man bald sehen, ob die andern gebessert und still werden. Unruhen fürchtet der Rath? die kommen nicht, wenn man Gottes Ordnung hält, sondern wenn man sie verachtet. Aber sie sind ein Vorwand, man will nur Freunde und Verwandte bei Glimpf und Ehre halten, und damit sie nicht zu Schanden werden, hindert man die Excommunication. Hiedurch schadet man ihnen, durch den Bann hätten sie noch bekehrt werden können, jetzt läßt man sie in ihrem Verderben stecken und verkauft sie auf ewig dem Teufel. Wegen des Bannes wolle man sich dem Spruche von Mörlin und Heßhusius fügen.“

Die volle Last des theologischen Hasses lag auf von Büren. Treu stand er zur geschmähten Sache und Person. Die Zeit seines Präsidiums nahte. Musäus predigte wiederholt: heißt es in der Schrift, wehe dem Volke, deß König ein Kind ist, wie groß ist dann die Gefahr, wenn das Oberhaupt ein Gotteslästerer ist; ein Sacramentirer dürfe nicht zur Regierung. — Um die tobenden Pastoren etwas zu befriedigen, erließ der Rath ohne die Bürgerschaft zu fragen ein Mandat gegen die Domläufer, wesentlich dasjenige, was 1534 gegen die Wiedertäufer gerichtet war, wir kennen seine draconischen Bestimmungen.

Damit war das Maß hierarchischer Willkürlichkeiten erfüllt. Büren verlangte die Zurücknahme des Edictes, das ihm Landesverweisung androhte. Vergebens; die Rathsglieder erklärten offen, sie würden nicht mit ihm und seinen Genossen auf den Rathsstühlen sitzen.

Bei dem Trotze der Collegen konnte er für sein Recht nur auf den Willen der Bürger hoffen, daß sie dem Statute gehorsam sein würden: wo Jemand ins Stadtrecht einbrechen und dem Bürgermeister die Regierung, die an ihn gelangt, sperren wird, soll solches wahren Reich und Arm mit Leib und Gut.

Am 19. Januar war ein Gerichtstag, an dem jedem Bürger frei stand vor den Rath zu gehen, der statt der ausgestoßenen Ketzer drei neue Mitglieder wählen wollte. „Nun hielt auf den Tag ein ehrlicher Bürger Hochzeit, da waren die Bürgermeister alle und der mehrste Theil des Rathes gefordert. Die Bürgermeister Belmer und Kenkel hatten ihre Feierkleider angethan, saßen vor dem Rathhause und erwarteten ihre Collegen, so wollten sie Braut und Bräutigam zur Kirche geleiten nach der gewöhnlichen Ordnung. Eine große Volksmenge drängte sich umher. Rasch eilte Büren die Stiege des Rathhauses hinauf, ließ die kleinen Thüren aufreißen, gebot den Dienern, sie möchten öffnen, die Bürger wollten heraufkommen. Belmer und Kenkel die vor der großen Flügelthür auf- und abgingen, wurde zugerufen, es sei Rumor auf dem Rathhause, ein großes Parlament komme, die Bürger dräuten Esich aus dem Fenster zu werfen. In großer Eile liefen beide Bürgermeister hinauf, da stand auf der Stiege ein Rädleinsführer, der die Bürger anrief nicht zu säumen, sondern eilends heraufzukommen. Nun war auf dem Rathhause ein Stellagier gemacht, um etliche Gemälde zu renoviren, die wurde unter solchem Geschrei mit Schmiedehämmern und Bicken niedergerissen, daß man nicht hören konnte. Die große Rathhausthür ward auch geöffnet; herauf, herauf, erscholl es aus den Fenstern, bald war die ganze Halle gefüllt. Es begann nun gewissermaßen der zweite Theil der Disputation. Büren trat vor den Rathsstuhl, ließ die Wittheit berufen, klagte über die Rechtsverletzungen, das Religionsmandat, und bat um Gottes Willen, sie bei dem was belobt und beschworen zu belassen und Alles dem zuwider Aufgerichtete abzuschaffen. „Ihr Herren, rief er den Bürgern zu, geht dem Rechte und den Statuten der Stadt nach nicht auseinander, bis die Sache entschieden ist; wen das geliebt, der hebe die Hand auf.“ Als Esich die verhaßten Maßregeln vertheidigen wollte, schrie und drängte Herr Omnes mit solcher Gewalt, daß eine Bank, auf der sechs Rathspersonen saßen, bis an die Feuerpfanne geschoben

wurde. Es waren Drohungen gehört, man wolle den Pfaffen die Platten scheeren, zu viele seien ihrer in Bremen, die einen Bürger und einen Hund gleichhielten. Darnach hätten sie gerungen und gepredigt, bis im Stadtregimente Alles verwirrt und verworren wäre; dafür solle man sie den Pferden an den Schwanz binden und hinausschleifen. Einige Rathsherren klagten, es werde finster; man wolle ihnen Talglichter genug holen, hieß es, aber des Pfaffenkriegs solle ein Ende sein, und fahre auch ein Kiel durch den andern. Während man berieth, brachte ein Diener geheim die Nachricht, ein Pastor von Liebfrauen sei jämmerlich zerschlagen. Die Rathsherrn ließen sich allerlei Gedanken einfallen, die Prädikanten wären unter dem Schwerte. Dazu kamen Drohworte: des Handels werde kein Ende, wo nicht Einigen vom Rathe die Köpfe abgerissen würden; wollten die Alten nicht fort, so solle man ihnen so auf die Füße treten, daß ihnen das Blut aus dem Nacken ginge. Die Forderungen wurden in handgebender Treue bewilligt; die drei Rathsglieder, da sie keine Schelme und Bösewichter seien, sollten ihre Kisten bekleiden; das neue Mandat sei aufgehoben, das von 1534 gelte nicht für Hardenbergianer. Ohne den Willen der Bürgerschaft werde der Rath in Religionssachen nichts ordnen. Musäus habe die Stadt zu verlassen, die übrigen Pastoren ihr Schmähen einzustellen. — Unter Thränen bezeugte Kenkel: aus Grund meines Herzens ist mir das Alles entgegen, aber ich muß geschehen lassen, Gott erbarme sich. Später hat er bekannt lieber der Bremer Sauhirt als ihr Bürgermeister sein zu wollen. Der patrizische und kirchliche Stolz der Senatoren war unversöhnlich gekränkt, der Teufel möge Büren danken, daß er Herrn Omnes toll gemacht. Den Pastoren schien es als solle „nun aus Gottes und des Teufels Reich ein Kuchen gebacken werden, der weiche Pelz der Amnestien werde hervorgesucht, damit die faulen Hühnerfresser in den Löchern blieben und zusähen, wie man den armen Eseln die Haut über die Ohren ziehe."

Heßhusius sah in diesen Ereignissen den Anfang des Endes. Wenn ich, schrieb er, einen treuen Rath im Herzen hätte, der euch allesammt trösten und retten könnte, so käme ich zu euch; aber mehr weiß ich nicht, mehr sage ich nicht, mehr verstehe ich nicht, als, wer da kann, fliehe aus Bremen und bringe aus Bremen was sein ist, und arbeite was er vermag, daß der sächsische Kreis sich Bremens annehme. Man muß den neuen König Daniel citiren, und ich hoffe, der Schüler soll dem Präceptor nachfolgen. Den Predigern habe ich gerathen alle zu weichen, da ist kein Weg noch Mittel. Den Superintendenten in Wismar haben die Wiedertäufer vergiftet mit Frau und Kind, das sind gräßliche Zeichen. Wollte Gott, die Bürgermeister zögen auch aus Bremen, ehe der Kaiser sich der Sache annimmt. Da jetzt Daniel tobt, wird er dann anfahen zu wüthen und zu rasen. Hiemit Gott befohlen, ich muß zur Kirche.

Dem Rathe folgend verließen dreiundzwanzig Senatoren, fast alle Pastoren, hundertfunfzig Bürger das neue Münster zu einem langen Martyrium für ihr Lutherthum. Heßhusius pflegte nun seinen Gemeinden Bremen als Beispiel einer Stadt zu nennen, über die Gott, nachdem sie das Wort vierzig Jahre gehabt, doch seinen Zorn habe gehen lassen.

Er hatte in einer Beziehung Recht. Seinem Lutherthum ist Bremen allerdings verloren gegangen. Man hatte nicht die schweren Wehen der Reformation durchgerungen und den Frieden im Schooße einer unfehlbaren Priesterkirche aufgegeben, um eine Pastorenherrschaft dafür einzutauschen, deren Träger mit dem Stolze römischer Kleriker forderten: „gebet uns Hirten die erste Stelle, weil wir statt der Götter auf Erden sind." Luthers Geist und Thaten waren dagegen zu gewaltige Mächte. Der freie, klare, fromme Sinn stieß den in Luthers Talar gehüllten hierarchischen Zelotismus vollständig aus. Hardenbergs mildere, unionistische Richtung behielt die Herrschaft. Der Uebergang von ihr zum Calvinismus war später ein unmerklicher. Bei aller kirchlichen Innigkeit und allem dogmatischen Ernste sind niemals Episoden wie die geschilderte, wiedergekehrt, ihr unheimlicher, beschränkter Kirchengeist ist vor dem hohen evangelischen Geiste wohl auf immer gewichen.

Deutsche Lieder in englischer Uebertragung.

I.

As the stars, which ever brightly
In the cloudless night are seen,
As the lambs, which gambol sprightly
O'er the meadows soft and green,
As the light birds, ever sporting
In the sunlight, countless be,
So my thoughts, love! they are countless,
And these thoughts are all of thee.

At thy shrine my spirit kneeling
Worships thee, when all is still,
Prays for thee, when night comes stealing
All the sunlight from the hill,
Dreams of thee, when day is breaking
O'er the woodland and the lea,
And my thoughts too when awaking,
Are of thee, love, all of thee!

No, I never will forget thee,
Till this fleeting life be past,
And my faltering lips will bless thee,
Ere I lay me down at last;
In the churchyard dark and dreary
As a babe's my rest shall be;
And in death too lay thee weary
Near to me, love, near to me.

I.

So viel Sternlein als da stehen
An dem blauen Himmelszelt,
So viel Schäflein als da gehen
In dem grünen, grünen Feld,
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So viel mal seist du gegrüßt,
So viel mal seist du gegrüßt.

Mit Geduld will ich's ertragen,
Denk' ich immer nur zu dir;
Alle Morgen will ich sagen:
O mein Lieb, wann kommst zu mir?
Alle Abend will ich sprechen,
Wenn mir meine Aeuglein brechen:
O mein Lieb, gedenk an mich.

Ja, ich will dich nicht vergessen,
Enden nie die Liebe mein,
Wenn ich sollte unterdessen
Auf dem Todbett schlafen ein,
Auf dem Kirchhof will ich liegen,
Wie das Kindlein in der Wiegen,
Das die Lieb' thut wiegen ein.

II.

When the swallows homeward hie,
When the roses fade and die,
When the nightingales sweet lay
Renders gloom no longer gay,
Then my breast, with fear oppressed,
Asks: shall I see thee e'er again?
Parting, ah, parting! ah, what pain!

When the wild swans southward go,
Where the orange-flowers blow,
When the evening-sun's last sheen
Glimmers through the forest green,
Then my breast, with fear oppressed,
Asks: shall I see thee e'er again?
Parting, ah, parting! ah, what pain!

Why lament, poor aching breast?
Thou wilt someday too find rest;
Sun and flowers leave our sight,
Only to return more bright:
But my breast, with fear oppressed,
Asks: shall I see thee e'er again?
Parting, ah, parting! ah, what pain!

II.

Wenn die Schwalben heimwärts ziehn,
Wenn die Rosen nicht mehr blühn,
Wenn der Nachtigall Gesang
Mit der Nachtigall verklang,
Fragt das Herz in bangem Schmerz:
Ob ich dich auch wiederseh?
Scheiden, ach, Scheiden thut weh!

Wenn die Schwäne südlich ziehn,
Dorthin, wo Citronen blühn,
Wenn das Abendroth versinkt,
Durch die grünen Wälder blinkt,
Fragt das Herz in bangem Schmerz:
Ob ich dich auch wiederseh?
Scheiden, ach, Scheiden thut weh!

Armes Herz, was klagest du?
Ob auch du gehst ein zur Ruh?
Was auf Erden muß vergehn,
Giebt es wohl ein Wiedersehn?
Fragt das Herz in bangem Schmerz:
Glaub', daß ich dich wiederseh,
Thut auch heute das Scheiden so weh!

III.

Ah, can it ever be,
That I should part from thee?
Truly, I love thee dear
And none beside.
Thou hast my heart and soul,
So in thy sweet controul,
That I no love can own
But thee alone.

Blue is the floweret,
Which we call „ne'er forget";
On thy heart lay it, love,
And think on me.
Though hope and floweret wane,
Our love fresh strength will gain,
For in my memory clear
I'll hold thee dear.

Would, I a bird could be,
Soon, soon I'd be with thee,
Sportsman nor bird of prey
Should fright me away.
If perchance doomed to die,
I to thy breast could fly,
Happy my fate would be,
Mourned for by thee.

III.

Ach, wie ist es möglich dann,
Daß ich dich lassen kann?
Hab' dich von Herzen lieb,
Das glaube mir!
Du hast das Herze mein
So ganz genommen ein,
Daß ich kein' andre lieb',
Als dich allein!

Blau ist ein Blümelein,
Das heißt Vergißnichtmein;
Dies Blümlein leg' ans Herz
Und denk' an mich!
Stirbt Blum' und Hoffnung gleich,
Sind wir an Liebe reich;
Daß die stirbt nie bei mir,
Das glaube mir!

Wär' ich ein Vögelein,
Wollt' ich bald bei dir sein,
Scheut' Falk und Habicht nicht,
Flög' schnell zu dir!
Schöss' mich ein Jäger todt,
Fiel' ich in deinen Schooß;
Sähst du mich traurig an,
Gern stürb' ich dann!

Bernard A. Hewitt.

Zur neuplattdeutschen Literatur.

Von H. Eschenhagen.

Eine neue Aera ist plötzlich für die plattdeutsche Sprache und Literatur aufgebrochen; was vor zwanzig bis dreißig Jahren noch kaum geahnt, ja verlacht worden wäre, ist eine Thatsache, ein unbestreitbares Factum geworden. Die plattdeutsche Sprache nimmt in der Literatur einen Platz ein; nicht allein, daß die Gedichte von Klaus Groth, Fritz Reuter, W. Bornemann eine Druck-Auflage nach der andern erleben und überall sich Bahn brechen, selbst bei den Gebildetsten des norddeutschen Volkes sich freudige Theilnahme erwerben, nicht allein daß der hochverdiente Historiker und Orientalist Kosegarten zu Greifswald ein eigenes allgemeines plattdeutsches Wörterbuch mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit begonnen hat, erschien sogar vor Kurzem zu Berlin (bei Schotte und Comp.) ein eigenes Album für die plattdeutsche poetische Literatur, welches uns das nach Form und Inhalt Vollendetste derselben in reicher Mannichfaltigkeit vorführt; gewiß der größte, bündigste und klarste Beweis, daß die plattdeutsche Sprache endlich die verdiente Beachtung und Werthschätzung gefunden hat. Es ist wohl zu bedauern, daß dieselbe in ihrer Entwickelung stecken geblieben war wie eine schöne Blume, der es an dauernder, rationeller Pflege, Behandlung und Schonung fehlte, während die Schwesterblume in Folge besserer Kultur über sie emporwuchs, durch ihre reiche Blätterentfaltung sie in Schatten stellte, durch ihre üppige Wurzelentwickelung ihr Raum und Erdreich benahm und dadurch zu ihrer Verkümmerung beitrug. So erfreulich nun das wieder erwachte

Streben auf dem Felde der plattdeutschen Sprache für jeden Norddeutschen sein muß, so sehr halte ich es als ein Plattdeutscher und warmer Verehrer desselben auch für eine Pflicht, in Norddeutschland selbst alles Mögliche dazu beizutragen, den Tempel der plattdeutschen Muse auf eine würdige Weise erbauen zu helfen und die plattdeutsche Literatur zu verbreiten. Von diesem Grundsatze ausgehend, erlaube ich mir auf einige in jüngster Zeit hervorgetretene Dichtungen, welche nicht die verdiente Beachtung gefunden zu haben scheinen, in dieser norddeutschen Zeitschrift aufmerksam zu machen.

Längst, d. h. seit einigen Jahren, nachdem die Dichtungen von W. Bornemann, Klaus Groth und F. Reuter Aufsehen gemacht, ist man davon überzeugt, daß die plattdeutsche Sprache nicht bloß zur Kurzweil, zum bloßen Amüsement für die gebildeten Stände da sei, daß sie bloß für gemüthliche Satire, für versificirte Anekdoten und sogenannte „Schnurren“ sich eigne, daß sie nicht allein einen höheren, sondern für ganz Norddeutschland den einzig richtigen (?), echten Volkston anzuschlagen im Stande ist, und daß sie sich auch vorzugsweise zu Balladen und Romanzen, zu echten Volksromanen mit günstigstem Erfolge verwenden läßt. Die Wahrheit dieser Behauptung dürfen uns in erster Linie die rühmlichst allbekannten Klaus Groth'schen Gedichte, nicht weniger aber die Sammlung ditmarscher Gedichte von Johann Meyer (bei Hoffmann und Campe in Hamburg), die unter dem Titel „Vagel Grip“ von J. Brinckmann (bei Opitz und Comp. in Güstrow), ferner die (bei Koch in Greifswald) erschienenen Dichtungen „En poa Blomen ut Anmariek Schulten ehren Goahrn“ der A. W. und das (bei Dietze in Anclam) von Dr. Berling herausgegebene erste Heft seiner Gedichte „Lustig un Trurig“ hinlänglich erhärten. Der Name Johann Meyer's, der wie Klaus Groth von Geburt ein Ditmarsche ist, mag bis jetzt von Wenigen, wenn von Verdiensten um die neuplattdeutsche Literatur die Rede war, genannt worden sein, aber dennoch ist nicht zu leugnen, daß in dem Genannten ein Talent uns entgegenreifte, das alles Dasjenige in hinreichendem Maße in sich vereinigt, was den eigentlichen Dichter macht. Wir haben nicht Bedenken zu tragen, Meyer als talentvollen Dichter Groth an die Seite, und ihn neben Groth, Fooke Hoyssen Müller (einem Ostfriesen), Reuter und Bornemann, die bisher das Bedeutendste in der neugeschaffenen plattdeutschen Literatur producirt haben, als ebenbürtig zu stellen. Wir finden in den beiden Bänden seines Werkes eine reiche Auswahl der verschiedenartigsten Poesien, welche, soweit dieselben erzählenden Genres sind, den Stoff in gelungener Wahl einzelnen Denkwürdigkeiten der älteren Geschichte des ditmarschen Landes entlehnen, aber als idyllische Gemälde manche Natur- und Lebensbilder, denen der Dichter vor Allem in den Kreisen seiner engeren Heimath so vertraut geworden, wahr und treffend copiren. Die hier verarbeiteten Geschichtsbilder sind zusammengefaßt unter dem Titel „Ut oln Tiden.“ Die zahlreichen Lieder durchzieht ein kerniger, gesunder, lebensfrischer Hauch, und jedes derselben verräth den eigentlichen Herzschlag des Volkslebens. Durchaus originell und aus dem Herzen geflossen, nirgends Erkünsteltes, Verschrobenes zeigend, sondern alles tief, aber immer ohne Sentimentalität Empfundene klar und schön zu Tage fördernd, können diese Gaben der Meyer'schen Muse eine befriedigende, entschieden wohlthuende Wirkung nicht verfehlen. Ganz vorzüglich gelingt dem Dichter das einfache Lied, in den Proben desselben bemerken wir all das Harmlos-Neckende, das Derb-Anschauliche, den naturwüchsigen Humor und Witz, welche das Leben und die Sprache des Plattdeutschen charakterisiren. Daß einzelne seiner Lieder selbst in den Volksgesang übergegangen und den Text zu musikalischen in Hamburg veröffentlichten Compositionen geliefert haben, ließ sich leicht erwarten.

Gehen wir zur Besprechung einer anderen trefflichen Novität über und begrüßen in dem Verfasser des „Doenkenboks“ Vagel Grip ein nicht unbedeutendes Dichtertalent, das uns bereits durch früher unter dem Titel „Aus dem Volk für das Volk“ veröffentlichte plattdeutsche Stadt- und Dorfgeschichten, höchst ansprechende Erzählungen für das Volk, wohl bekannt geworden ist. Auch dieser Sammlung müssen wir das Lob spenden, welches wir der Meyerschen ertheilt haben. Besonders anzuerkennen haben wir, daß die Gedichte von J. Brinckmann einen tiefer greifenden Inhalt haben, als diejenigen seines Landsmannes F. Reuter; sie führen uns nicht nur in das Gebiet des Heitern, des Schwankes, der Anekdote, sondern sie schildern auch des Lebens Ernst im Volke, und insofern möchten wir sie über Reuters Gedichte stellen; denn von einem Dialectdichter darf man verlangen, daß er nicht nur in die Sprache, sondern auch ins Herz des Volkes schauen lasse. Man fühlt es aus den Liedern, daß der Verfasser für die Freuden und Leiden seiner engeren Heimath, Mecklenburg, ein warmes Herz hat. Einige Lieder, wie „Bim-bambei, Pöppedeiken, Doenken und dat Led vun dat Pack“, sind aus dem Munde des Volkes unmittelbar und unverändert aufgenommen worden. Den Namen „Vagel Grip“ führt das Buch von dem Eingangsgedichte, das die Empfindungen des Dichters in der Fremde beim Anblick des „Rostocker Greifen“ auf einem Schiffe ausdrückt. Der Verfasser wünscht dieses Lied nicht so mißverstanden zu sehen, als sei, was er in der Fremde suchen ging und dort nicht fand, nachträglich von ihm in seiner Vaterstadt gefunden worden oder überhaupt dort zu finden. Er ist nicht so blind, über das wirklich Solide, Gute und Liebenswürdige, welches es in letzterer wie überall, ohne Zweifel geben wird, die „gekiehmten“ Hinterwände, wo solche sich ihm zeigten, zu übersehen, — noch so eitel, ihre unterwühlte Brockfälligkeit aus affenmäßiger Vorliebe wegläugnen zu wollen. Bei Alledem sind die beregten Strophen nicht einer gemachten Stimmung geflossen. Seine Freunde wissen, daß sie dem Autor wirklich von Herzen kommen. — In Bezug auf die Handhabung der Sprache hätte der Verfasser seinen Versen noch mehr Feile geben sollen; uns sind unangenehm manche Wortverstellungen aufgefallen, die in Gedichten, welche in der Volkssprache geschrieben sind, am wenigsten vorkommen dürften.

Als ein nicht minder beachtenswerther Zuwachs der plattdeutschen Literatur tritt uns das Werkchen „En poa Blomen ut Anmariek Schulten ehren Goahrn“ entgegen, welches, gewissermaßen als Bouquet gewickelt, von zarter Frauenhand uns durch Fritz Reuter überreicht wurde. Die Verfasserin ist unstreitig ein hervorragendes Talent, dem Groth seine Anerkennung ausgesprochen hat. Die Gedichte sind einfach, herzlich und naiv, ohne gerade gedankenreich zu sein. Aber das will auch die Dichterin nicht; anspruchslos giebt sie sich, wie sie ist, wie sie denkt und empfindet, wenn die schreckliche Krankheit, welche schon seit Jahren ihren Geist so sehr zerrüttet hat, „die sie fern hält von ihrem an häuslichem Segen reichen Kreise und sie außer Stand setzt, den Pflichten als Gattin und als Mutter zu genügen“, einmal nachläßt und qualfreie, lichte Momente ihr ein klares Denken gestatten. Die Gedichte haben durchaus nichts Krankhaftes, wenngleich sie aus unglücklichem Herzen geflossen sind, aber freie Ergebung in den Willen des Himmels, und ruhiges Dulden treten uns überall aus den eigentlichen Empfindungsliedern entgegen. Ein edles, zartbesaitetes Frauenherz begegnet uns auf jeder Seite des Buches. Zu den schönsten Gedichten der Sammlung zählen wir „Still! keine dörft dat weiten“, „dat gode Hart“, „dei arme Burdirn“, „lütt Hans“ ꝛc.

Durch Naivetät, Gemüth und kindliches Hingeben in die scheinbar strengen Beschlüsse des Schöpfers werden sich diese Gedichte einen Platz in dem Herzen des Lesers erobern und uns in ihrer Frische Zeugniß ablegen für die ursprüngliche Innigkeit und Kraft eines Geistes, der selbst unter so unsäglichem Leid den erheiternden Blick in das Verständniß der Natur und des Menschenlebens sich offen zu halten wußte. Aus dem ersten Gedichte der Sammlung geht hervor, welchen anregenden Einfluß die Gesundheit athmenden, das niederdeutsche Volksleben tief durchdringenden Gedichte Kl. Groth's auf die Verfasserin geübt haben; wer jedoch in ihren Gedichten bloße

Abklatsche jener naturkräftigen Bilder suchte, dürfte sich getäuscht finden. Klaus Groth, dem das Buch gewidmet ist, spricht sein Urtheil darüber in seinen „Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch" folgendermaßen aus: „Der Geist dieses Buches, in dem es geschrieben, wie die Form, in die er sich gekleidet, sind ansprechend, sind anmuthig. Die Frau schreibt einfach, wie ihr ums Herz ist, und schreibt das so treuherzig, wie man es nur im heimlichen Stübchen der Mutter, dem Liebsten, dem Kindchen oder dem Vater dort oben aussprechen kann; es ist immer wie Kosen oder Gebet, oft auch das herzliche Lachen oder Weinen, wie es das vertraute Ohr gewohnt ist. Sie künstelt sich nirgends erst einen Geist oder ein Gefühl oder eine Stimmung an, weder eine hohe noch eine rohe, um dann dafür mühsam Worte und Reime zu suchen, aber sie hat Geist und Gefühl und spricht sie aus, oft tief erschütternd."

Es bleibt uns nun noch eins der oben erwähnten plattdeutschen Bücher zu besprechen übrig, das wir um so weniger übergehen dürfen, als es bei seinem Erscheinen mit vielem Beifall aufgenommen wurde, ich meine die dem preußischen Minister Grafen Schwerin gewidmeten Dichtungen eines in Anclam in Pommern wohnenden plattdeutschen Dichters, „Lustig un Trurig" von Dr. Berling.

„Wird doch dem Dorier, hoff' ich, die dorische Sprache erlaubt sein! sprach so treffend schon Johann Heinrich Voß als Motto zu seinen plattdeutschen Gedichten aus, und der Dorier hat, Dank sei es den rüstigen, genialen Vorkämpfern, namentlich auch dem wackern, jovialen, hochbegabten Mecklenburger Fritz Reuter, dies Motto als siegreiches Panier ergriffen und die Trophäen in ganz Norddeutschland aufgepflanzt, wobei es denkwürdig bleibt, daß wie schon einmal, als die hochdeutsche Poesie gänzlich daniederlag, der zu Rostock geborne plattdeutsche Dichter Laurenberg (geb. 1595) als Satiriker durch seine „veer olde beröhmede Scherzgedichte" die Ehre der deutschen poetischen Literatur ganz allein rettete, wie schon früher Reineke de Voß eine Berühmtheit sondergleichen erlangte, so noch jetzt wieder die so oft verachtete Schwester für die Ehre der gesammten deutschen Poesie in die Schranken tritt. Da die plattdeutsche Sprache nun einmal zu launigen, scherzhaften und satirischen Gedichten sich vorzüglich eignet, so hat der Verfasser auch hiervon einige und zwar sehr gelungene Proben gegeben; hierhin gehören namentlich: „Begriep di nich", „Stäwelwichs is keen Bartwichs" und „de Kronprinz in Klewnow." Das bedeutendste aber in der Sammlung bilden „de Waternix", „de letzte Reck von Rügen", zwei herrliche Romanzen, in Form und Gehalt zwei gleich treffliche geniale Dichtungen, würdig den besten Erzeugnissen dieser Art an die Seite gestellt zu werden, sowie das elegisch schöne „denkst du ok an mi?", „de Ritter un de Nonn" und „de dode Ritter" ein eigenthümlich schauerlich-phantastisches Kolorit haben, während die moralischen Gedichte „dat beste Huus" und „de Kirchenschwöälk" gar lieblich ernste Erzeugnisse bilden, und das Schlußgedicht von der Pfeife uns wieder in den Humor, in welchem diese Gedichtsammlung beginnt, lächelnd zurückversetzt.

Kunst und Literatur.

X. Erzählungen bei Licht. Novellen von M. Solitaire. Leipzig, Verlag von Heinrich Hübner. Wir hatten schon früher Gelegenheit, der schriftstellerischen Wirksamkeit des Herrn Solitaire zu erwähnen. Als ein Gegenstück der seiner Zeit besprochenen „Erzählungen bei Nacht" liegen uns jetzt oben genannte Novellen zur Besprechung vor. Ein gewisser burschikoser Ton, welcher uns in die ältern Nachtbilder nicht zu passen schien, findet sich in den „Erzählungen bei Licht" wieder und ist hier weit mehr am rechten Orte, allein es will uns vorkommen, als thue der Verfasser auch jetzt noch des Guten hierin etwas zu viel. Für gewisse Naturmalereien und für die Schilderung barocker Situationen zeigt Solitaire großes Talent, und besonders zwei der vier Novellen in den „Erzählungen bei Licht" enthalten in Bezug hierauf glänzende Parthien, nämlich „Mijnheer Hannepoot" und „der Küraß der Jungfrau von Orleans." Diese beiden Stücke sind von treffender Wahrheit im Colorit, und wenn auch „Mijnheer Hannepoot" in Anlage und Durchführung weit mehr Anspruch auf den Namen eines Kunstwerks machen kann, so eignet sich der im „Küraß der Jungfrau" entwickelte Galgenhumor ganz vortrefflich für Zustände der hier geschilderten Art. „Das Fest im Walde, oder das Schwert des Damokles" scheint uns etwas breit gerathen und hätte sicher, etwas knapper gehalten, drastischere Wirkung geübt.

Δ Schweizerkunde. Land und Volk, geographisch-statistisch, übersichtlich-vergleichend dargestellt von H. A. Berlepsch. Braunschweig, Schwetschke. — Von diesem Werke, dessen erstes Erscheinen wir bereits in Nr. 51 des Sonntagsblattes vom Jahre 1858 besprachen, sind leider seit diesem Zeitraum erst wieder zwei Lieferungen erschienen. Dieselben entsprechen vollkommen dem früher vorgelegten, etwas weitläuftigen Plane und sind auch gewiß mit möglichster Gründlichkeit durchgearbeitet; wir müssen es indessen im Interesse des Herrn Verlegers und noch mehr des sich dafür interessirenden Publikums aufrichtig beklagen, daß die Lieferungen dieses schätzbaren Werkes in so großen Zwischenräumen erscheinen. Wie aus den Vorreden hervorgeht, ist hieran die Verlagshandlung nicht Schuld, sondern der durch andere Arbeiten abgehaltene Herr Verfasser, dessen in der zweiten Lieferung vorgestellte Entschuldigungen uns keineswegs stichhaltig erscheinen. Das kaufende und lesende Publikum verliert die Geduld, wenn ein Band, der auf sechs Lieferungen angelegt ist und welchem umfangreiche und schätzbare Werke als Vorbereitung zu Gebote stehen, binnen drei Jahren nicht zu Ende geführt wird.

∴ Das Schillerfest in Hamburg. Von B. Endrulat. Hamburg, Verlag von Otto Meißner. — „Ein Buch von vierundzwanzig Bogen, die Arbeit fast eines halben Jahres der Beschreibung eines Festes gewidmet, wie es sich in einer einzigen Stadt vollzog, das ist sicherlich eine ungewöhnliche Erscheinung", meint selbst der Herausgeber. Es erschien ihm als eine Pflicht das im übrigen deutschen Vaterlande oft verkannte, kurzweg als die Stadt des Materialismus verschrieene Hamburg vor den Augen Deutschlands im wahren besseren Lichte hinzustellen. Endrulat wollte eine Geschichte des Hamburgischen Schillerfestes, keinen Panegyrikus auf dasselbe schreiben, dazu gehört aber mehr Unparteilichkeit und Takt wie der Verfasser zu besitzen scheint. Die Erzählung der Vorbereitungen zu dem Feste macht einen peinlichen Eindruck. Werthvoller ist jedoch der Anhang, welcher die Reden und Trinksprüche enthält, unter denen Riessers Rede wohl die bedeutendste ist. Die dem Buche beigegebenen Illustrationen von Otto Speckter entsprechen leider den darauf verwendeten Kosten nicht, bei einigen hat der Holzschneider die Zeichnungen ganz verdorben, bei keinem Bilde aber der Drucker seine Schuldigkeit gethan.

* Im Münster zu Aachen schreitet die Restauration des Chors vorwärts. Der Bilderschmuck der Fenster geht seiner Vollendung entgegen; er stellt die bedeutsamsten Momente aus dem Leben der Maria dar. Kürzlich wurde ein neues Fenster eingesetzt, ein Geschenk des Königs von Preußen. Die Widmung der großartigen Pallastkirche durch den mächtigen Kaiser ist der Gegenstand der neuen Composition, die aber zugleich eine Verherrlichung der Größe des alten Reiches ist, dessen Krone durch Karl auf den Westen Europas übertragen, durch Otto von Sachsen mit der deutschen Königswürde bis zum Erlöschen beider vereinigt ward. Auf Wolken kniet der Kaiser vor der von Engeln umgebenen Jungfrau, ihr den schönen Bau weihend, dessen Form und Elemente gleich seiner Krone dem Süden angehören; unten stehen, der heiligen Handlung jeder auf seine Weise gedenk, seine Nachfolger auf dem Thron, von seinem Sohn bis zum letzten der Hohenstaufenkaiser die bedeutendsten, fast alle in dieser Münsterkirche gekrönt, die so manche Denkmale von ihnen bewahrt — Ludwig der Fromme und Lothar, die großen Sachsen von Heinrich dem Finkler bis auf Heinrich den Heiligen, von den Saliern Heinrich III. und IV., und Friedrich der Rothbart, Heinrich VI., Friedrich II. Es ist die große Zeit, die „Kaiserzeit", die repräsentirt ist — zu welchen Betrachtungen fordert diese Namenreihe, fordern diese Gestaltengruppen uns auf — welche Contraste treten uns entgegen, blicken wir nur auf den ersten und letzten dieser Reihe, auf Ludwig und auf den zweiten Friedrich, in welchem, so glänzend und hochherzig er immer sein mochte, die Grundidee des erneuten Reiches, das einheitliche Wirken der beiden Gewalten, schon untergegangen war, und der im Kampf mit der Kirche unterlag. Friedrich hatte die Gebeine des auf seines Großvaters Veranstaltung kanonisirten Karl in die prachtvolle Lade legen lassen, welche dieselben noch heute umschließt, und die mit den Kaiserstatuetten geziert ist: so ist in ihm in doppelter Beziehung der Abschluß gefunden. Die Composition, von A. Teschner in Berlin, ist äußerst glücklich, und in jenem monumentalen Stil gehalten, dessen Harmonie und Ruhe bei Darstellungen für einen solchen Zweck eines der wesentlichsten Erfordernisse bildet; die Charakteristik der von einander großentheils so sehr verschiedenen Männer ist so wahr wie fein. Die Farbenausführung verdient das größte Lob wegen ihrer Kraft, Tiefe und Reinheit.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 31. Bremen, 29. Juli. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Aus dem Leben.

Von Karl Seifart.

Ein seltener Geldmann.

„Auf der Welt ist mir nichts lieber
Als das Stübchen, wo ich bin,
Denn es wohnt mir gegenüber
Eine schöne Nachbarin.“

Ich saß in dem Comptoir eines meiner Freunde, bei welchem ich häufig einige bedeutendere Zeitungen einsehe, die sich derselbe seiner Handels- und Wechselgeschäfte wegen kommen läßt. Mein Freund, ein wohlhabender und äußerst betriebsamer Geschäftsmann, ist es schon gewohnt, mich wöchentlich einigemale zu einer bestimmten Morgenstunde eintreten und die Sophaecke vor dem mit Zeitungen bedeckten Tischchen einnehmen zu sehen, während er ruhig über seinen Büchern weiter arbeitet, Wechsel ausfüllt oder mit aufmerksamem Auge Courszettel durchläuft. — „Honneur et profit ne marchent pas toujours ensemble“ las ich eben in dem Leitartikel einer französischen Zeitung, welcher sich mit ergötzlicher Naivetät über die Annexionen ausließ, und lächelnd über die Phrase, verfiel ich in Nachsinnen, blickte über die Zeitung hinweg und schaute auf meinen emsigen Freund, indem mir einfiel, daß bei ihm wenigstens Ehre und Profitmachen stets auf das Verträglichste Hand in Hand gegangen waren. Denn mein Freund und Geldmann ist ein Mann von Herz und Gemüth (sonst würde ich ihn gar nicht besuchen, es sei denn, daß ich von ihm zu borgen hätte), welchem das blanke kalte Metall, das ihm täglich neben einer trüben Fluth mehr oder weniger schmutziger Tresorscheine durch die Finger läuft, die Seele nicht erstarren ließ, so daß sie ihm kalt und eisig wie bei den zahlreichen Croupier-Naturen und Geiergesichtern der Wechselbureaus zu den Augen hinausschauete; vielmehr spricht aus diesen klaren, dunkelbraunen Augen, die mir eben zuwinken und freundlich auf den vor mir stehenden wohlgefüllten, silbernen Cigarrenbehälter hindeuten, ebensoviel Verstand als Gemüth, und zwar ein Gemüth, das sich nicht allein beim blinkenden Glase in trautem Freundeskreise angenehm und gewinnend fühlbar macht, sondern welches sich auch mancher fremden Lebensnoth und manchem Bedrängten gegenüber in der Weise erschloß, wie jene persische Wunderblume, deren Duft, wenn man so glücklich ist, sie im Moment des Aufblühens zu erreichen, dem Kranken Gesundheit, dem Schwachen Stärke, dem bis in den Tod Betrübten neue Hoffnung und Lebenslust giebt. — — Kurz, Freund **Eduard** ist ein reicher, rechtschaffener, gefühlvoller und humaner Mann. Lobenswerthe Eigenschaften, die sich freilich selten in einem und demselben Individuo zusammenfinden! Indeß sie finden sich doch ab und an, und Jeder, der Gelegenheit hat sich aufmerksam unter Personen umzusehen, welchen das „make money“ der eigentliche Lebensberuf ist, wird sich auf diese oder jene Persönlichkeit besinnen, welche ihm eine tiefer liegende und wahrere Achtung abzwingt als jene, welche die Welt scheinbar und äußerlich jedem Hunderttausendthaler-Mann eben um des Geldes willen zollt.

Unter solchen oder ähnlichen Gedanken hatte ich mir, der stummen Einladung meines beschäftigten Freundes folgend, eine der feinen Upmann angezündet und mich ermüdet vom Lesen in die Sophaecke zurückgelegt, als mein durch die hellen Fensterscheiben fallender Blick von einem reizenden Bilde angezogen wurde. Die Straße, auf welcher mein Freund wohnt, ist ziemlich eng, und weit in die enge Straße hinein schiebt das gegenüberliegende alte Haus seinen Erker vor, so daß jeder Zug des überraschenden Bildes, welches sich am Fenster eben jenes Erkers zeigte, klar vor meinen guten Augen stand. Das Bild war sehr einfach, es war das Brustbild eines schönen, blonden Mädchens, auch war es ein lebendes Bild, das bewiesen die fleißig gerührten weißen Hände, welche emsig mit einer Stickerei beschäftigt waren; Epheu und Monatsrosen verwoben sich zum Rahmen und zur leichten Verschleierung der schönen Büste. — „Das ist Alles?“ wirst du sagen, mein Leser, „was ist daran so Ueberraschendes? Solche Bilder kann ich nach den Toilette-Stunden jeden Augenblick sehen, wenn ich die Straßen durchwandle oder zum Fenster hinausschaue!“ — — Gewiß! hübsche Mädchenköpfe, blonde, braune, schwarze, ja, selbst allerliebste röthliche, halb versteckt hinter Blumen am hellen Fenster, sind keine großen Seltenheiten, wenn auch seltener Anmuth und Liebreiz in so reicher Fülle darüber ausgegossen sein mag wie über dem zarten Madonnengesichtchen meiner fleißigen Nachbarin.

Es thut der Anmuth dieser feinen, edlen Gesichtsformen keinen Eintrag, daß sich ungewöhnlich viel Verstand und Ernst darin ausspricht, und daß der kleine, rothe Mund nicht von jenen reizenden Grübchen flankirt wird, aus welchen die Dichter den schalkhaften Sohn der schönsten Göttin lächeln lassen. Vielleicht wohl zu ernst und verständig blicken die sinnigen, blauen Augen jetzt die Straße entlang, aber Ernst und Verstand kommt freilich mit den Jahren, und meine Schöne zählt mindestens ihre achtundzwanzig bis dreißig. — Erleichtert athmest du auf, schöne, jugendliche Leserin! „Dreißig Jahre“, denkst du, „nun mit diesem schier dreißigjährigen Wunderbilde wollte ich den Vergleich schon wagen.“ — Das mag sein Recht haben. Aber jedenfalls gebe ich zu bedenken, daß man mit dreißig Jahren noch recht hübsch sein kann. Auch kann man meiner interessanten Nachbarin die Jahre sicherlich nicht aus dem klaren, von sanfter Röthe angehauchten Gesichtchen lesen, und ich würde sie auf zwanzig schätzen, wenn ich nicht schon vor mehr als zwanzig Jahren die kleine A d e l e B. hätte zur Schule gehen sehen. — Ich sah dann das auffallend hübsche Kind, dem man mit Bewunderung nachschauete, wenn es mit seiner Schultasche dahinging, zur schönsten Jungfrau erblühen, ich sah sie als die achtzehnjährige Braut eines lieben,

unglücklichen Freundes, der im fernen Westen umherirrt, wenn nicht sein kummervolles Haupt bereits unter amerikanischer Erde ruht.

Nicht die noch immer ergreifende Schönheit des Mädchens, nicht das reizende Spiel dieser feinen, schlanken Hände, welche gleich leicht und anmuthig bewegten Lilien durch die am Fenster stehenden Rosen schimmerten, hatten für mich so viel Reiz und Ueberraschung, es war vielmehr die durch Adelens unerwartete Erscheinung wach gerufene Erinnerung an längst entschwundene, schöne Tage, die mich das Bild unverwandt anschauen ließ, an Tage, deren Glück keiner tiefer empfand als der arme Ausgewanderte und drüben das schöne damals achtzehnjährige Mädchen.

Vor zwölf oder dreizehn Jahren war's, an einem herrlichen Sommertage, als ich im kühlen Schatten des Waldes mit einer fröhlichen Gesellschaft von Universitätsfreunden unter flüsternden Buchen beim goldenen Weine saß. Die meisten hatten bereits ihr Triennium beendigt und bereiteten sich als Candidaten für ihre verschiedenen Lebensstellungen vor. Bald, wußten wir, würde der gewählte Beruf den einen hierhin, den andern dorthin führen, und dieser Gedanke gab dem behaglichen Gefühl frohen Zusammenseins einen Anstrich wehmüthiger Freude, so daß allzulaute Lust unserm Kreise fern blieb und manches leuchtende Auge in stillem Sinnen vor sich hinstarrte. — Da plötzlich rief uns die überraschende Mittheilung eines Freundes zu lautem Jubel wach, im hellen Glockenton erklangen die gefüllten Gläser, und herzliche Glückwünsche, untermischt mit mehr oder weniger guten Scherzen, regneten auf Wilhelm Hallert herab, den Candidaten der Theologie, der uns soeben mit zaghafter Einleitung, dann aber im begeisterten Redeflusse eines glücklichen Herzens seine Verlobung mit Adele B. verkündet hatte; „Mutter und Onkel seien mit Allem zufrieden, und eine Patronatspfarre stehe gleich nach dem zweiten Examen in sicherer Aussicht.“ — Wir ließen unsern freudeglühenden Hallert nebst Braut hochleben; nun erst war er ein Candidat der Theologie, wie er sein muß; eine Hauslehrerstelle hatte er bereits, und jetzt auch die Braut dazu. Was fehlte ihm nun noch! Er hatte den Begriff eines Candidaten der Theologie vollständig erfüllt. — Und welch eine Braut hatte sich der brave Junge zu erwerben gewußt! — Wer von uns sie noch nicht gesehen hatte, als wir mit dem Glücklichen zu dem am Waldrande ausgebreiteten Gärtchen des Wirthschaftsgebäudes hinabgegangen waren, wo Adele mit ihrer Mutter und andern Damen in Blüthenübergossener Laube saß, stand bei dem Anblick des wunderschönen Mädchens überrascht und vergaß, sich dem Glückwunsch anzuschließen, den wir darzubringen die Laube betraten. — Bewundernd, aber neidlos wie die Götter des Plato, sahen wir auf das schöne, glückliche Paar, denn der Hallert war uns stets ein lieber und braver Gesell gewesen, so daß wir uns seines Glückes aufrichtig freueten.

Das war ein Tag für den guten Hallert! So überreich an Glück sollte ihm kein zweiter werden. Ein Tag, der mit den wonnigsten Gefühlen der Liebe und Freundschaft, der mit allen Seligkeiten des Himmels seine Brust durchglühete, ein Tag, wie er nur äußerst selten unter der Mühsal des Lebens beschieden wird und dem kein Mangel anhaftet als der, daß sich sein beseligender Hauch nicht am Abend in den herzerkältenden Hauch des Todes verwandelt und dem Glücklichen sanft das freudestrahlende Auge zudrückt, damit es keinen andern Tag mehr schaue. — Nemo ante mortem beatus. —

Hinweg! Ich halte mich nicht gern lange dabei auf, von bittern Schmerzen und markzehrendem Unglück der Menschen zu reden. Also kurz, der Verbindung der glücklichen Verlobten stellten sich Schwierigkeiten in den Weg, die bald zu unübersteiglichen Hindernissen aufwachsen sollten. — Adelens Vater, ein unbemittelter und verschuldeter Beamter, hatte bei seinem schon mehrere Jahre vor jener Verlobung erfolgtem Hinscheiden, der Witwe und dem einzigen Kinde nichts hinterlassen können, so daß Mutter und Tochter nur auf eine dürftige, durch Schuldabtragung geschmälerte Pension angewiesen waren; die nothwendigen Bedingungen zur Begründung einer Familienexistenz mußten mithin allein durch Hallert beschafft worden. Indeß dazu konnte sich der junge, begabte Mann hinlängliche Kraft zutrauen. Er hatte sein Vorexamen mit Auszeichnung bestanden, fungirte beglückt von Liebe und Hoffnung einige Jahre als Hauslehrer und bereitete sich eben zum zweiten Examen vor, als ein unvorsichtiger Schritt, den er im Wahrheitsdrange seines männlichen Gemüths nicht zurückhalten konnte, ihm ein für allemal die begonnene theologische Laufbahn verschloß.

Die Studien des jungen Theologen waren einige Semester hindurch in Tübingen geleitet, und sein von Haus aus philosophischer und kritischer Kopf war durch die dortige lichtvolle und strengwissenschaftliche Schule für alle jene brutalen Dunkelmänner-Bestrebungen unzugänglich gemacht, welche nach den Revolutionsjahren und mit dem Erstarken der politischen Rückschrittsbewegungen immer unverschämter und fanatischer ihr Haupt erhoben. Eine Predigt, welche Wilhelm Hallert gegen den persisch-jüdischen Aberglauben von der Persönlichkeit und persönlichen Einwirkung des bösen Prinzips gehalten hatte, verwickelte ihn in eine heftige Polemik mit einem der sogenannten modernen Richtung zugewandten Superintendenten; es kam zu heftigen Reden und Gegenreden in den Lokalblättern des Orts, und das Ende des Streits war für Hallert kein anderes, als daß ihm von betreffender hoher Behörde angedeutet wurde, er habe nicht nöthig, sich für das zweite Examen zu melden, seine Predigten und Schriften hätten bereits hinlänglich seine „Unfähigkeit zum Amte“ dargethan. — So war's also mit der theologischen Laufbahn und mit der gehofften Patronatspfarre rein aus, denn zum heuchlerischen und feigen Nachgeben war der mannhafte Charakter des jungen Gelehrten nicht geschaffen. Was aber nun beginnen? — Wir riethen ihm damals, sich als Privatlehrer unter uns niederzulassen, unsere Bemühungen und die Beliebtheit, die er sich durch seine Predigten und durch seinen Streit in der verständigen, allem Obscurantismus abgeneigten Bürgerschaft erworben hatte, konnten ihm eine hinlängliche Anzahl von Schülern zuführen; allein auf's tiefste aufgeregt und empört über die ungerechte Behandlung, die er erfahren, wies er solch eine bescheidene Existenz von sich und kam, durch die Vorspiegelungen eines Glücksritters verleitet, auf die abenteuerliche Idee, sich in Californien große Reichthümer zu erwerben. Mit diesen wollte er dann zurückkehren, seine geliebte Braut, auf deren Treue er unter allen Schicksalsschlägen rechnen konnte, heimführen und dann als unabhängiger Gelehrter leben, um ohne Nahrungssorgen und mit allem Nachdruck die kopfhängerischen Feinde des Lichts und der Wahrheit bekämpfen zu können. — Zu seinem Unglück mußte derzeit noch ein Nachbarkind, welches als armer Schustergesell nach Amerika abgegangen war, mit einigen tausend Dollars heimkehren. — Nun hielten ihn weder die Thränen der Braut noch die Vorstellungen der Freunde länger von der Ausführung des abenteuerlichen Plans zurück; er trug, nachdem er sich gewaltsam aus den Armen der Liebe und Freundschaft losgerissen, sein wundes Herz über das Meer, und vor Verzweiflung bewahrte ihn nur der fixe Gedanke, über kurz oder lang die Mittel zu erwerben, um unabhängig und sorglos für Wahrheit und Freiheit, für die höchsten Güter der Menschen wirken zu können.

Wie vorauszusehen war, gelang es dem unpraktischen deutschen Gelehrten nicht nach Wunsch in Amerika. Jahr auf Jahr verging, Brief auf Brief kam an die treue Adele und an diesen oder jenen Freund, aber jeder Brief brachte nur größere Klagen und geringere Hoffnungen.

Eine mehrjährige Abwesenheit vom Orte sowie eine Fülle eigener Erlebnisse und neuer Verbindungen hatten mich dann seltener an den unglücklichen Abenteurer und seine Braut denken lassen. Letztere war mit ihrer Mutter, wie ich gelegentlich nach meiner Rückkehr erfuhr, in ein benachbartes Landstädtchen gezogen, um dort billiger zu leben. Drum überraschte es mich umsomehr, als ich von dem

Zimmer meines geldwechselnden Freundes aus die schöne, treue Braut drüben am Erkerfenster wiedersah; das Andenken an ihr und ihres und meines Freundes Schicksal trat mir aufs lebhafteste vor die Seele, und Erinnerungen und Gedanken jagten und kräuselten sich in mir wie die blauen Wölkchen, welche von der echten Upmann vor meinen sinnenden und nach dem Fenster starrenden Augen aufstiegen.

Das Sinnen und Erinnern drängte lange meine Neugier zurück, endlich aber konnte ich nicht mehr an mich halten, meinem beschäftigten Freund Eduard mit der Frage die rührige Feder zu hemmen: „Mein Gott, ist das nicht Adele B. da drüben am Fenster, ich meinte, die wohne mit ihrer Mutter in N.?“

Der Bankier legte seine Feder nieder, sah flüchtig und mit etwas erröthendem Gesicht nach dem Erkerfenster und starrte mich dann mit seltsamen Blick an. Jetzt erst fiel mir's auf, daß das Gesicht meines Freundes eine ungewöhnliche Blässe zeigte, und auf meine Frage, ob ihm unwohl sei, erwiederte er trocken: „O nein, durchaus nicht, das Fräulein B. da drüben am Fenster, wohnt dort seit der letzten Umzugszeit mit der Mutter, vor etwa vier Wochen sind sie wieder hier in die Stadt gezogen.“ — Bei den letzten Worten hatte Eduard sein Gesicht bereits wieder auf den Schreibtisch geneigt und begann einen Geldbrief mit den vorschriftsmäßigen fünf Siegeln zu verlacken. Darauf klingelte er einem jungen Mann im Nebenzimmer, übergab ihm den Brief mit noch andern Aufträgen und Baarschaften und schickte ihn zur Post.

Wir waren allein. Eduard seufzte auf, wie man es wohl nach mehrstündiger Arbeit zu thun pflegt, verschloß seinen Geldschrank und nahm die andere Ecke des Sophas ein. Ich begann sogleich das Gespräch wieder auf Adele zu lenken, denn mein wach gerufenes Interesse für sie und Wilhelm Hallert war zu lebhaft, als daß ich mich hätte mit meinem bloßen Sehen und Vermuthen begnügen können.

„Wissen Sie, Eduard“, hob ich an, „daß jenes Mädchen die Braut des Candidaten Hallert ist, der vor vielen Jahren nach Amerika ging?“

„Ich weiß es“, antwortete der Wechsler vor sich hinstarrend, „der Hallert ist der glücklichste Mann von der Welt, er hat an jenem Mädchen drüben einen Schatz, den ich mit Allem, was ich habe, nicht bezahlen kann.“

„Wie so, Hallert der glücklichste Mensch!“ rief ich verwundert aufspringend. „Was hilft dem armen Teufel der Schatz da drüben, er kann ihn ja nicht heben und hat, wie ich neulich höre, nicht einmal so viel Geld erworben, um wieder nach Europa rückkehren zu können!“

„Er ist jetzt zurückgekehrt!“ erwiederte die Arme verschränkend und das blasse Gesicht gradaus dem Spiegel zuwendend, mein reicher Freund, und als ich nun mit der Hast der höchsten Verwunderung ihn mit Frage auf Frage bestürmte, drückte er mich sanft in die Sophaecke zurück und bat, ihn ruhig anzuhören. — Es lag etwas seltsames, etwas feierliches in seiner Stimme, so daß ich auf's Höchste gespannt, ihn ohne Unterbrechung reden ließ.

„Ich kenne“, begann Eduard, „Ihre freundschaftliche Theilnahme für mich, drum sollen Sie der erste sein, gegen den ich meinem Herzen Luft mache. Ein trübes Geschick erträgt sich leichter, wenn ein theilnehmender Freund darum weiß, es ist, als ob man einen Theil der drückenden Last auf die helfenden und stützenden Schultern des Andern geworfen hätte. Nun denn, ohne viel zimperliche Worte, kaum hatte ich die neue Nachbarin drüben erblickt, so war in mir das lebhafteste Interesse für sie erweckt, und das Interesse steigerte sich zu einer heftigen, unseligen Neigung, als ich durch Dritte das Nähere über Adelens Gemüth und über ihre treue Liebe, die sie manchen vortheilhaften Antrag hatte zurückweisen lassen, erfuhr. Meine Neigung faßte mich mit einer Gewalt und Macht, wie ich Aehnliches noch nie empfunden. — Schon war ich, weil mir kund wurde, Hallert habe seit Jahresfrist nichts von sich hören lassen, entschlossen, mich Adelen und ihrer Mutter zu erklären; vielleicht, so hoffte ich, sehen sie den Hallert nun endlich als verschollen an, und du gehst als der glücklichste Mensch mit Adelen durch's Leben. Da, etwa vor vierzehn Tagen, wie ich so brütend an meinem Pulte stehe, höre ich von drüben her einen lauten Freudenschrei, — Hallert war zurückgekehrt, Adele lag in seinen Armen.“

Eduard verstummte und athmete tief auf; ich saß da mit sehr gemischten und peinlichen Gefühlen, denn einerseits überwältigte mich ein tiefes Mitgefühl für den wackern Mann, der mit gebrochenem Herzen mir zur Seite saß, und andererseits konnte ich kaum einen Ausbruch der Freude zurückhalten über Hallerts Rückkehr und sein Glück, welches er in Adelens unwandelbarer Treue und Liebe finden mußte. Da unter solchen Empfindungen ein schaler Trostversuch nur kläglich ausgefallen sein würde, so fragte ich rasch: „Aber warum ist denn der Mensch noch nicht bei mir gewesen, und was soll nun werden? Hat er sich Vermögen erworben, kann er sich und dem edlen Mädchen eine anständige Existenz begründen?“

„Er kann es“, erwiederte Eduard ruhig und gefaßt, „sie werden so glücklich sein, wie sie's verdienen. Vermögen hat Hallert zwar nicht erworben, vielmehr kaum so viel zusammengebracht, daß er die Ueberfahrt bestreiten konnte. Aber er ist jetzt versorgt. Die Kunde von dem Sturz des pietistisch-feudalen Regierungssystems und von dem neuen Geist, der die Regierungshandlungen leitet, hatte auch im fernen Amerika Hallert und andere Gemaßregelte zu neuem Hoffen und Streben angefrischt. Sie sind zurückgekehrt, Hallert nur mit Hülfe der Unterstützung seines früheren Mäcens, des jetzt so einflußreichen Herrn von S. Derselbe hat auch mit dem besten Erfolg die erledigte, einträgliche Rentmeisterstelle auf den Klostergütern in M. für Hallert nachgesucht, und während der vierzehn Tage, die Hallert nun hier ist, haben diesen wahrscheinlich die nöthigen Besuche, die wiederholten Reisen in die Residenz und besonders das schwierige Werk, die bedeutende Caution zu beschaffen, so sehr in Athem erhalten, daß er Sie und seine andern Freunde noch nicht hat aufsuchen können. Herr von S., nur auf seine Besoldung angewiesen, konnte die nöthige Caution von 4000 Thalern für Hallert nicht hinterlegen, andere Freunde ließen sich schwierig finden, konnten das Geld ihren Geschäften nicht entziehen, und was der Ausreden mehr sind. „Bürgen ist so gut wie bezahlen“, sagt das Sprichwort. Versicherungen des Wohlwollens und der Freundschaft erhielt Hallert von vielen Seiten auch in der Residenz, aber das war Alles, in Geldsachen wissen Sie, hört die Gemüthlichkeit auf. Schon drohete die ganze Bewerbung an der Cautionsbedingung zu scheitern, denn die Concurrenten konnten für sich das nöthige Geld beibringen, als sich Hallert, ich weiß nicht von wem veranlaßt, vorgestern an mich wandte.“ . . . . Und, Eduard?! unterbrach ich überrascht und in höchster Spannung.

„Nun“, erwiederte der Geldmann und leuchtete mich aus den großen, klaren Augen an, „ich habe die Caution für ihn hinterlegt. Habe ihm auch tausend Thaler zu seiner Einrichtung vorgeliehen, die er mir wiedererstatten kann, wenn's ihm die Umstände erlauben.“

Von Hochachtung und Rührung übermannt, war ich keines Wortes mächtig, aber unsere Blicke verstanden sich. Ich drückte dem Freunde warm die Hand und verließ ihn mit dem Bewußtsein, daß das Hochgefühl der uneigennützigen, edlen That, das seine Brust schwellen mußte, der beste Balsam für die tiefe Wunde seines Herzens sei.

* Gedichte von Byron in deutscher Uebertragung.

Von Otto Gildemeister.

Fare thee well.

Lebewohl! — es sei, auf immer!
    Lebewohl für alle Zeit!
Fluchen soll dies Herz dir nimmer,
    Ob auch deines nie verzeiht.
O daß diese Brust doch offen
    Vor dir läg', an welcher du
Oft gesucht, was nun zu hoffen
    Du verwirkt hast, süße Ruh'!
Daß doch deine Augen sähen
    Was in ihren Tiefen ruht;
Dann wohl sprächst du: sie verschmähen,
    So verschmähen, war nicht gut.
Mag die Welt dir Beifall schenken,
    Lächeln, weil dein Schlag gelang,
Selbst ihr Lob, es muß dich kränken,
    Das aus meinem Schmerz entsprang.
Wenn auch Schuld mein Antlitz schwärzte,
    Fand kein andrer Arm sich nun,
Als der Arm der einst mich herzte,
    Um mir tödtlich weh zu thun?
Täusch', o täusch' dich selbst nicht, — wisse,
    Langsam wohl welkt Lieb' und bricht,
Doch man reißt mit jähem Risse
    Herzen auseinander nicht.
Nach wie vor muß deines schlagen;
    Meins wird blutend weitergehn;
Beide wird das Wort zernagen,
    Daß wir nie uns wiedersehn!
Worte voll von tiefrem Leide
    Als die Wehklag' um den Tod, —
Ein verwitwet Bett für beide,
    Wenn uns weckt das Morgenrot!
Wenn du dann, um Trost zu sammeln,
    Unser Kindlein lallen lehrst,
Wirst du's lehren „Vater" stammeln,
    Dessen Schutz du von ihm kehrst?
Wenn ihr Mündchen Küsse regnet,
    Wenn ihr Händchen deine drückt,
Denk an ihn deß Flehn dich segnet,
    Denk an ihn den du beglückt!
Gleichen ihre Züge denen
    Die dein Auge nie mehr schaut,
Dann wird durch dein Herz ein Sehnen
    Rieseln wie durchs Herz der Braut.
Meine Schuld vielleicht liegt offen,
    Meine Qual verhüllt in mir;
Wo du gehn magst, all mein Hoffen
    Ist verwelkt, doch geht mit dir.
Kraft, Gefühl und Mut verblassen,
    Selbst mein Stolz erliegt der Last;
Meine Seel' hat mich verlassen,
    Seit du mich verlassen hast.
Doch es ist geschehn, — was sollen
    Worte noch? — sie sind ein Wahn;
Aber die Gedanken rollen
    Ungezügelt ihre Bahn.
Lebewohl! — verbannt, entblättert
    Jeder Zweig am Lebensbaum,
Herzenswund, einsam, zerschmettert,
    Bittrer sterben kann ich kaum.

When all around grew drear and dark.

Als Alles schwarz und finster ward,
    Als fast Vernunft ihr Licht erstickte,
Als Hoffnung meiner öden Fahrt
    Kaum noch ein sterbend Irrlicht schickte;

In meiner Seele Mitternacht,
    Im Herzenskampf, dem fürchterlichen,
Als furchtsam vor dem Spruch der Acht
    Die Schwachen flohn, die Klugen wichen;

Als Glück und Liebe schwanden fern,
    Als dicht des Hasses Pfeile flogen,
Warst du der einz'ge helle Stern,
    Der nicht versank, am Himmelsbogen.

Gesegnet sei sein treues Licht,
    Sein immer tröstendes Gefunkel,
Das wie ein Seraphs-Angesicht
    Stand zwischen mir und jenem Dunkel!

Und als die Wolke kam und dann
    Dein Stern beinah verschwinden wollte,
Da schwoll sein Leuchten heller an,
    Bis alle Nacht von dannen rollte.

O sei mir ferner nah und lehr'
    Mich tapfer trotzen und ertragen!
In einem Wort von dir ist mehr
    Als in der Menschen Schmähn und Klagen.

Du standest, wie ein holder Baum
    Gesenkt doch ungebrochen stehet
Und auf des Leichenhügels Saum
    Zärtlich sein Laub hernieder wehet.

Der Himmel goß, der Sturm zerriß, —
    Dir war und ward es nie zuwider;
Du senktest in der Finsterniß
    Dein weinend Laub auf mich hernieder.

Dich und die Deinen aber schont
    Des Schicksals Grimm, dem ich verfallen,
Der Sonnenschein des Himmels lohnt
    Den Freundlichen, — und dir vor Allen.

Das Band betrogner Liebe bricht;
    Es sei, — dein Band ist unzerbrechlich;
Dein Busen fühlt, doch wechselt nicht,
    Dein Herz ist weich, doch unbestechlich.

So fand ich dich in Not und Schmerz,
    Als Trost und Hoffnung nirgend grüßte;
Und trägt die Welt ein solches Herz,
    Ist sie für mich selbst keine Wüste.

Though the day of my destiny's over.

Ob die Sterne des Glückes erblinden,
    Dein freundliches Herz hat verschmäht
Die verborgenen Fehler zu finden,
    Die Andre so gierig erspäht.
Ob hoch mich die Brandung umschäumte,
    Du theiltest den Jammer mit mir,
Und Liebe, wie ich sie mir träumte,
    Nie fand ich sie außer in dir.

Kein Lächeln mehr soll ich erschauen
    Als Lächeln der Flur und des Hains;
Ihm aber, ihm darf ich vertrauen, —
    Es mahnt mich so lieblich an deins.
Wenn der Sturm im Kampf mit dem Meer ist,
    Wie sie die ich liebte mit mir,
Dann fühl' ich nur Eines was schwer ist,
    Daß der Sturm mich hinwegtrug von dir.

Ob der Felsen der Hoffnung zersprengt ist
    Und die Trümmer versanken im See,
Ob Jammer der Seele verhängt ist,
    Nie sklavisch erliegt sie dem Weh.
Sie mögen zu Boden mich schlagen,
    Zu verachten vermögen sie nie;
Sie foltern, — ich kann es ertragen;
    Ich denke an dich — nicht an sie.

Du warest ein Mensch und betrogst nicht;
    Du warest ein Weib, doch gerecht;
Du wurdest geliebt, und du logst nicht;
    Du wurdest geschmäht, und bliebst ächt.
Du bliebest so heute wie gestern;
    Du schiedest, doch flohest du nicht;
Du wachtest, doch nicht um zu lästern;
    Du schwiegst, doch nicht mir zum Gericht.

Doch schmäh' und veracht' ich die Welt nicht,
Noch den Kampf, der so ungleich erschien;
Genügte mein Herz für dies Feld nicht,
War's Thorheit nicht eher zu fliehn.
Wie schwer ich den Irrthum auch büßte,
Viel schwerer als je ich geglaubt,
Ich fand — was der Kampf auch verwüste —
Dich hat' er mir nimmer geraubt.

Als Alles im Schiffbruch verstiebte,
Blieb diese Erkenntniß doch mein:
Sie die ich am innigsten liebte,
War würdig die liebste zu sein.
Ein Quell noch im Sande mich grüßte,
Ein Baum in dem öden Revier;
Ein Vogel noch singt in der Wüste
Und erzählt meiner Seele von dir.

Plastische Kunstwerke.

Es ist und bleibt durchaus unpassend, mit unsern Gemäldeausstellungen zugleich, wie es gewöhnlich geschieht, auch das Ausstellen farbloser Werke der Plastik zu verbinden, und besonders die Bildhauer selber sollten zu ihrem Vortheile aufs Kräftigste dieser Sitte entgegen zu wirken suchen. Auf den ersten Blick muß es Jedem klar werden, daß das große Publikum unserer Gegenwart ungleich mehr Sinn für Farben als für Formen zeigt, ungleich stärker daher zu den Werken der Malerei als zu denen der ernsten keuschen Skulptur sich hingezogen fühlt. Es liegt diese Erscheinung einmal tief in unsrer Zeit begründet, und so wäre es eine höchst vergebliche Mühe, irgendwie dagegen eifern und streben zu wollen. Wenn die Räume des Ausstellungsgebäudes sich nach längerem Zeitraum wieder aufthun, sieht man jedesmal die Menge zuerst aufs eifrigste zu den Bildern eilen. In deren Sälen drängt es sich und wimmelt bunt durch einander, während es nach wie vor in den Gemächern der stillen weißen Bildsäulen auch still und einsam bleibt oder nur wenige Beschauer leise ab und zu gehen; oder wenn auch ein größerer Theil der Menge später von den Bildersälen in die Räume der Plastik tritt, so geschieht es fast immer mit schon ermüdetem, abgestumpftem Auge, und man hat über die geschaute reiche Farbenpracht allen feinen Sinn und alle Frische der Empfänglichkeit für die tiefere und ruhige Schönheit des Marmors verloren. Ja man pflegt sogar diesen auch meistens nur so viel Minuten zu widmen, als man den Bildern Stunden zuwandte, und gerade umgekehrt sollte es sein. Schwer und allmälig nur öffnet sich dem Laien das Verständniß für die Skulptur. Die Gesetze und Bedingungen, unter welchen sie das Schöne hervorbringt, sind so vielfältig und liegen zum Theil so versteckt, daß es sehr viel Zeit, Uebung und selbst Verkehr mit Bildhauern bedarf, um sich auch nur in den Vorhallen dieser wunderbaren Kunst zurecht zu finden. — Dieses sind die eigenen Worte eines trefflichen Kunstschriftstellers unserer Zeit, Jakob Burckharts.

Und so kommt es denn leider nur zu häufig, daß manches schöne und tiefe Werk des Meißels unverkauft, unverstanden, wenn nicht gar völlig unbeachtet von einer Stadt wieder fortwandern mußte, aus dem einzigen Grunde weil einmal Bilder zu gleicher Zeit alle Theilnahme des Publikums von Anfang bis zu Ende der Kunstausstellung an sich gezogen hatten.

Tritt endlich noch zu Obigem der Umstand hinzu, daß die bei der Gelegenheit ausgestellten plastischen Werke gering an Zahl wie an räumlichem Umfang sind, so haben sie erst doppelt unter der Wucht und Fülle der Gemälde zu leiden. Dieses war leider auch das Schicksal der beiden vom jungen Bremer Künstler Kropp aus Rom zur letzten großen Kunstausstellung eingesandten Werke; der einzigen, die dabei das Gebiet der Skulptur vertraten.

Während die Arbeiten dieses talentvollen und eifrig strebenden Bildhauers in Rom schon bei ihrem Entstehen die Aufmerksamkeit und Anerkennung von vielen Künstlern wie Kunstkennern fanden, wovon ich selber Zeuge war, standen sie in der Vaterstadt des Künstlers, zu meinem wahren Schmerze nur von sehr Wenigen genauer beachtet, grade dem Fenster gegenüber im allerungünstigsten Lichte, welches jede Schattenwirkung, jeden feineren Ausdruck derselben vernichten mußte, die ganze Dauer der Ausstellung einsam und verlassen da. Ein Schicksal, das sie wahrlich nicht verdienten.

Es scheint mir darum die Pflicht zu gebieten, hier durch einige eingehende Worte die Aufmerksamkeit des Publikums auf diese Werke seines vielversprechenden jungen Landsmannes zurückzulenken.

Zuerst das Relief mit der Darstellung der Nacht. Es hat die Form eines Rundbildes, die sich vortrefflich für solchen rein idealen Gegenstand eignet. Wir sehen die Nacht als sitzendes und grandioses Weib gebildet, wie sie den mächtigen Mantel, der fast die ganze Grundfläche des Runds einnimmt, mit beiden Händen weit auseinander breitet, um aus seiner Hülle ihre beiden Kinder und Begleiter, die Genien des Schlafes und Traumes, auf die Welt hernieder zu lassen. Die Gestalt ist dem Beschauer fast gerade entgegen gewendet und nackt bis hinab zu den Hüften; dabei neigt sie sich zugleich leise vorüber und der rechten Seite zu. Von einem tiefen, aber milden Ernste und zugleich eigenthümlich geheimnißvoll ist der Ausdruck des niederschauenden und vorgebeugten Antlitzes, welcher noch bedeutend durch den tiefschattenden Mantel, der das ganze Hinterhaupt verhüllt, vermehrt wird. Indeß nur bei gutem Oberlicht oder allenfalls scharfer Seitenbeleuchtung kommt diese Wirkung, in der ich die Gestalt in Rom sah, recht heraus, während sie bei der Aufstellung in der Bremer Kunsthalle, wo das Licht ihr grade von vorn ins Gesicht fiel, leider gänzlich aufgehoben wurde.

Die fast übermenschliche Länge der Gestalt ist von verschiedenen Seiten am Werke getadelt worden. Grade das lag zum Theil in der Absicht des Künstlers. Seine Nacht sollte in ihren Verhältnissen über das gewöhnlich Menschliche hinausgehen, und wie die großen Alten hundertmal über die Natur hinausgingen und dem Zeus eine Kopfbildung gaben, wie kein Erdgeborner sie besitzt, oder wie ein Michel Angelo seinen Moses darstellte oder seine mächtigen Prophetengestalten oder die Riesenleiber seiner Sibyllen, ebenso hat der andre Künstler das Recht, bei echten Idealbildungen ruhig das Maß und Verhältniß irdischen Lebens zu überschreiten, das heißt wenn die Schönheit nicht darunter leidet und der Ausdruck der Idee dadurch gefördert wird. Und dieses eben ist bei Kropps Werk der Fall. Wäre die Gestalt der Nacht nur um etwas kürzer, so würde damit sofort die Erscheinung des Ernsten, Hohen und Ueberirdischen derselben um ein Bedeutendes verlieren. Daß Alles und Jedes an einem Kunstwerk sein soll wie im alltäglichen Leben, ist ein niedriger philisterhafter Gedanke. Ich finde sogar am Körper einige Theile, die mir nicht ideal genug, sondern vielmehr zu naturalistisch gebildet sind; ich meine unter Andern die Bildung der Brüste und der etwas tief liegenden Biegungsfalte, welche Brust und Leib von einander trennt. Einfach, klar und von einem wahrhaft großartigen Schwunge ist der Faltenwurf des Mantels; nur die etwas gehäufte Faltenpartie in der Nähe des linken Fußes so wie die unvortheilhafte Verhüllung der rechten Hand möchte man allenfalls anders wünschen. Ganz außerordentlich edel ist dagegen wieder die Linienführung der Falten von dem einen aufgestützten bis zum andern niedrigern Schenkel.

Jedenfalls der schwächere Theil des Reliefs sind die beiden Knaben. So lieblich immerhin ihre Körperchen gebildet sein mögen, so muß man doch bekennen, daß Haltung wie geistige Auffassung derselben nicht ganz befriedigen können.

Der Genius zur Rechten der Nachtgestalt, welcher mit seiner umgekehrten Fackel den Tod vorstellt, macht bei mir wenigstens nicht den Eindruck des Fortschwebens oder Schreitens, sondern vielmehr den des Fallens, und an dem andern Genius, welchen Mohnköpfe

in der Hand als Morpheus bekunden, ist die Bewegung der erhobenen linken Hand unklar; so wie die des linken Beines nicht sehr schön.

Endlich wäre noch ein kurzes Wort über die Flügel der Nachtgöttin zu sagen, deren oberen Theil man über ihrem Mantelrande emporragen sieht. Ich glaube, es wäre in jeder Beziehung besser gewesen, der Künstler hätte sie fortgelassen. Die Darstellung beider Attribute zugleich, Mantel der Nacht und Flügel der Nacht, ist jedenfalls in dichterischer wie in künstlerischer Hinsicht ein Pleonasmus, und dieser wirkt immer unvortheilhaft. Ueberdies scheint mir die Anbringung der Flügel auch nicht einmal günstig für die Composition zu sein. Denkt man sie sich hinweg, so tritt erst die Wirkung der großen Wölbung, die der Mantel über dem Haupte der Göttin bildet, doppelt schön und imposant hervor. Doch offen und gern sei es hier gestanden, das Wenige und Unwesentliche, was allenfalls an diesem Kunstwerke anders zu wünschen wäre, tritt gänzlich in den Hintergrund vor der wahren Schönheit des Ganzen, die es ruhig den besten und edelsten Erscheinungen dieser Gattung, die unsre Gegenwart hervorgebracht hat, anreihen darf.

Hatte Kropp in diesem Rundbilde die „ernste, milde, träumerische" Nacht darzustellen gesucht, so sollte ein andres und gleich großes Medaillon in ähnlicher Weise die klare aufleuchtende Heiterkeit des jungen Tags vor die Seele führen; er arbeitete im vorigen Winter am Modell dazu, doch kann ich nicht sagen, wie weit sein Werk gediehen ist.

Das andere eingesandte Werk unseres Künstlers ist die Büste des göttlichen Jünglings von Urbino. Zu dieser Arbeit hat Kropp schon an dem herrlichen jugendlichen Selbstporträt Rafaels in der Künstlergallerie der Uffizien zu Florenz die ernstesten Studien gemacht. Mit echter Begeisterung begann er sie in Rom, und selbst der Neid muß es zugeben, in diesem herrlichen Antlitze mit seiner himmelsklaren, glückseligen und schuldlosen Heiterkeit haben wir ein Werk vor uns, dem wir uns mit ganzer Freude und Befriedigung zuwenden können, denn es ist in der Behandlung ebenso einfach und klar, wie in der Auffassung edel und geistvoll, daß es überflüssig wäre, hier noch ein Wort mehr zu dessen Würdigung zu sagen.

Im Herbste des vorigen Jahrs sah ich sodann in Kropps Atelier, das am Corso gelegen ist, die Statuette des sinnenden Michel Angelo in wahrhaft großartiger Darstellung, und endlich modellirte derselbe zur Schillerfeier in Rom die Kolossalbüste des Dichters, ein Werk, welches, so flüchtig es auch nur der Kürze der Zeit halber geschaffen werden konnte, doch ebenfalls durch seine hohe geistige Schönheit allgemeine Anerkennung sich erwarb und es neben den beiden vorgenannten Werken aufs klarste an den Tag legte, daß vor allem Anderen im historischen Porträt unseres jungen Künstlers erste Stärke liegt.

Nach einem Briefe desselben sind seine letzten Arbeiten ein Christuskopf, eine Madonna mit dem Kinde in Relief, ein Knabe, der beim Fischen eingeschlummert ist, und endlich die Skizze zu einer Kassandra. In Marmor ist indeß noch Nichts davon ausgeführt.

So viel ist gewiß, in Kropp hat Bremen einen Künstler, der seiner Vaterstadt, die schon in Steinhäuser einen schönen Stern am deutschen Kunsthimmel besitzt, sicherlich ebenfalls zur Ehre und Freude gereicht. Keiner braucht deßhalb einmal durch den Andern verdunkelt zu werden, denn Beider Wege, Richtung und Grundcharakter sind durchaus von einander verschieden. Steinhäusers herrliche Werke feiern durch praxiteleische Anmuth und Lieblichkeit ihre Triumpfe, Kropp strebt durch Ernst und Großartigkeit seiner Gestalten den Lorbeer zu erringen.

Dem Anfangsthema dieser kleinen Kritik möge sich ihr Schlußwort anreihen. Ich kann es nicht unterlassen hier noch einmal zu wiederholen, wie dringend nöthig es ist, die Ausstellung plastischer Werke von der der Bilder zu trennen. Das Allerbeste wäre, eine eigene Ausstellung für Bildhauerwerke zu veranstalten, vielleicht in einem Jahre, wo keine Gemäldeausstellung stattfindet. Kann man aber dieses nicht, so bestimme man für die Besichtigung der plastischen Arbeiten wenigstens eigne Stunden oder Tage, an denen dann die Räume der Bilder geschlossen sein müßten, und stelle dann vor Allem jedes Werk vor einem schönen, ruhigen und farbigen Hintergrund in das beste Licht. Man ist dieses sowohl den Künstlern als der Kunst selber schuldig und wird mit Freude sehen, welchen Erfolg das herbeiführt.

Hermann Allmers.

Aus dem Rheingau.

(An die Redaction).

Wer wollte leugnen, daß die Bahnhöfe zu Trebnitz und Jüterbogk, zu Nienburg und Verden reizend gelegen sind? Aber — bei allem Respect vor diesen respectabeln Lokalitäten — wird nicht selbst ein königlich hannoverscher Beamtenstolz einräumen müssen, daß Süddeutschland und die Mittelstaaten an schön gelegenen Bahnhöfen mindestens ebenso reich sind als an Gedanken über die Ausbildung des deutschen Staatenbundes? Lassen Sie uns gleich den Boden der Wirklichkeit betreten und den Beweis der Wahrheit liefern. Wir sind auf dem Bahnhofe von Eltville, jener kleinen Stadt im Rheingau, deren uralte Erinnerungen und Thürme stolz in das junge und frische Leben hineinragen, das sich um sie regt und tummelt. Der moderne Bau am Halteplatze ist sehr einfach und unscheinbar, aber von wundervoller Mannichfaltigkeit und leuchtender Schönheit ist die Umgebung, die wir von der hölzernen Bank am Hause in Muße betrachten können. Vom gesegneten Rheingau haben Sie bei Bädeker und in vielen anderen Büchern gelesen; hier erleben Sie es jenes reizende Stück Land, das sich am prachtvollen Rheinstrome so malerisch hinzieht, und Ihr Auge verweilt mit Entzücken auf den schönen Linien des Taunus. Da drüben der größeste der Berge, dessen bewaldeter Rücken so stolz sich wölbt, ist die hohe Wurzel, jedem Besucher Wiesbadens erinnerlich durch das Chausseehaus auf halbem Wege nach Schwalbach. Grade vor uns in größerer Nähe haben wir das Thor, welches die Verbindung zwischen dem Rheingau und Taunus bildet, und an dessen Eingange Neudorf so lieblich liegt. Gleich darüber aber thront, keck und anmuthig zugleich, Rauenthal, dessen köstlicher Wein an dem Berge, welcher die Strahlen der Sonne vom Morgen bis zum Abend auffängt, so herrlich gedeiht. Weiter links Thalgründe mit tief dunkler Waldung; in einem derselben das durch seine Kirchen berühmte Kiederich mit dem Scharfenstein, den der Geschichtskundige vom Rudolf von Habsburg her so genau kennt.

Wie reich und köstlich ist schon diese Gruppe, und doch ist sie nur ein Theil der Herrlichkeit, die uns umgiebt. Einige Schritte weiter, und unser Auge gleitet dahin über das reiche Land; im Spiegel des Stroms beschauen sich Erbach, Hattenheim, Oestrich. Bleibt auch das ehrwürdige Eberbach dem Blick entzogen, so zeigt sich dagegen im Hintergrunde der Johannisberg, ihm zu Füßen Geisenheim und als letzter Abschluß zu beiden Seiten des Flusses die Rochuskapelle über Bingen und die Kuppe des Niederwaldes. Doch lassen wir das heute; die ganze Pracht des Rheins werden wir genießen, seine Herrlichkeit schlürfen in vollen Zügen, aber nicht dort, wo der Scharlachberger und Rüdesheimer sein Lob verkünden, sondern dort, wo er den Main aufnimmt und eine lange Geschichte von zweitausend Jahren erzählt von den Zeiten der stolzen Römerveste bis zur deutschen Bundesfestung herab. Auf nach dem goldenen Mainz!

Der nächste Zug führt uns in wenigen Minuten nach Niederwalluf, einem der anmuthigsten Punkte am Rheinufer. Manche ziehen ihn sogar dem gepriesenen Biebrich vor, und zwar sowohl Freunde der Natur, welchen Walluf in seiner Einfachheit und mit seinen reizenden Gartenwirthschaften am Rhein besser gefällt als die von der Gasthofskultur belebte Sommerresidenz des Herzogs von Nassau, wie auch Freunde des Weines. Der Rheingauer ist stets ein praktischer Mann, gleich stolz auf den Boden wie auf die Produkte, fleißig in der Bebauung der Scholle, die ihm gehört, und außerordentlich bewandert in der Kenntniß und Verwerthung dessen, was die Scholle erzeugt. Vollends jetzt ist's eine Lust unter dem prächtigen Volke zu leben, jetzt seitdem es wieder heiter und glücklich sein »döß iß ä Weinche« rufen kann, was bekanntlich von 46 bis 57 kaum möglich war. Immer noch steht mir der behagliche dicke Wirth vor den Augen, der uns im vorigen Jahre in seinem Keller eine Probe halten ließ und beim Schlürfen sagte: »Gift habe mer trunke elf Jahre, und nun wächst uns solch ä Wein.« Es ist wahr, Gift jener Art in Menge bietet jeder ehrenwerthe Weinhändler im Norden aus, aber hier trinkt man seit 57 kein Gift mehr, auch in der Krone und im rheinischen Hofe zu Biebrich nicht.

Fast so rasch wie Sie diese kaum zur Sache gehörende und doch so sachgemäße Notiz über Rheinweine lesen können, bringt uns die Lokomotive an den Eingang des Biebricher Parks, unter dessen prachtvollen Bäumen wir den anmuthigsten Spaziergang bis zum Rhein haben. Einer der kleinen Lokaldampfer nimmt uns auf und führt uns dem linken Ufer zu, an dessen Rande Mainz sich hinerstreckt. Die Stadt gehört, wie Sie wissen, zu jenen Schönen, die bei jedem weiteren Schritt der Annäherung an Reiz verlieren und in der Nähe nicht halten, was sie in der Ferne versprachen. Nicht so heute, denn heute ist auch Mainz selbst schön. Zum mittelrheinischen Musikfeste hat es einen köstlichen Schmuck von Flaggen, Kränzen, Guirlanden angelegt, die engen und finsteren Gassen sehen fast lieblich aus, und man denkt beim Anblick aller der weißen und rothen Fahnen, die von den Häusern herabflattern, gar nicht mehr an die schwarzen und grauen Mauern und Thürme. Wären die Kraniche des Ibykus nicht gar zu bekannt und Schiller erst kürzlich zum gerechten Aerger jedes Gerechten vor dem Herrn sündhaft gefeiert, ich würde jene berühmten Verse von den Wagen und Gesängen auf das Musikfest und die Rheinstraße anwenden; denn gewaltig ist das Gedränge von Fuhrwerken und Menschen vom Vierspänner bis herab zur Kofferkarre und von der Kaiserin Mutter von Rußland bis herab zum k. k. österreichischen Trainknechte. Darum hinaus durch das Gewirr und das unsäglich lange Neuthor nach den neuen Anlagen. Dort lassen wir noch einige Minuten das Auge schweifen über die Ströme, die sich halb wider Willen, wie es scheint, vereinigen, da sie sich erst spät wirklich vermischen, über die reichen Ufer und die schönen Berge. Nun aber ist es Zeit, heimzukehren in die Stadt, denn der Beginn des ersten großen Concertes ist ganz nahe.

Die Einrichtung der mittelrheinischen Musikfeste besteht erst seit 1856 und ist dem bekannten Institute der niederrheinischen Feste, deren schon fast vierzig begangen worden sind, nachgebildet. Die böse Welt erzählt, daß die Herren von Köln und Düsseldorf nicht ganz frei seien von Verstimmung über die junge Schöpfung am Taunus und am Odenwalde, und daß man da unten, stolz auf die Vergangenheit hinblickend, mit vornehmer Geringschätzung die Achseln zucke über das vermessene Beginnen der Herren von Mannheim, Darmstadt, Wiesbaden und Mainz. Man habe am Fuße des Siebengebirges und der Eiffel bessere Orchester, bessere Dirigenten, bessere Gesangskräfte und ganz besonders eine bessere Richtung, da Mendelssohn den niederrheinischen Festen Charakter und Haltung verliehen, das von Liszt vor einigen Jahren in Aachen gehaltene mißlungen sei. Daran ist etwas Wahres; wahr ist auch, daß man in Nassau und Darmstadt mehr italiänische Musik hört als deutsche. Allein die Schöpfer der Feste am Mittelrhein haben gewiß Recht, wenn sie behaupten, segensreiche Folgen ihrer Bemühungen seien nicht bloß mit Bestimmtheit zu erwarten, sondern ganz entschieden zu Tage getreten. Haben die Besten ihre herzliche Freude am Zusammenwirken zu großen Zwecken, so werden sicher die Mittelmäßigen gehoben und veredelt durch den Genuß der erhabenen Tonschöpfungen; und wenn die ernste Haltung der Feste die Schlechten fernhält, so ist das ein Gewinn. Ob freilich im Großen und Ganzen viel erreicht wird durch die für wenige Concerte und Tage vereinigten Massen, das ist eine Frage, über die hin und her gestritten wird, und ich selbst habe bisher zu denen gehört, welche zweifelten. Ich bin aber seit dem ersten Tage des Mainzer Festes zur Bekehrung geneigt. Mag man immerhin von der Gesammtsumme große Posten subtrahiren müssen, da es gewiß viele giebt, die nicht mitsingen oder mit dem Bogen sich zu schaffen machen bei schwierigen Stellen, so ist auf alle Fälle am Rhein so viel musikalischer Sinn und richtiger Instinct, daß die Wirkung in günstigen Lokalitäten imposant ist. Das Programm bewies, daß man die Sache mit Ernst und Würde auffaßt, und die Weglassung eines besonderen Künstlerconcertes ist gewiß zu loben; denn es wird dabei selten ohne eine unedle Beimischung abgehen, und der Hang der Zuhörer, die Person auf Kosten der Sache zu bevorzugen, wird durch eine solche Einrichtung begünstigt.

Doch wir wollen nicht über Principien streiten, sondern so rasch, als es bei dem Gedränge möglich ist, in die Fruchthalle eintreten, wo wir Beethovens große Festouverture in C dur (Op. 124) und das Oratorium »Israel in Aegypten« von Händel hören sollen. Die für musikalische Aufführungen, wie es scheint, recht günstige Halle ist trefflich und mit Geschmack hergerichtet, und auf unserem Sperrsitze überrascht uns sofort ein wirklich schöner Anblick. Vom erhöheten und geschmückten Directionspult, neben dem ein reizender kleiner Springbrunnen angebracht ist, zieht sich amphitheatralisch bis zur Rückwand der kolossale Raum für die Mitwirkenden hinauf. Die Mitte nimmt ein Orchester von 180 Herren ein, gebildet von den Kapellen der vier vereinigten Städte. Zu beiden Seiten ein Gesangschor, der auf nahe an 1000 Personen angegeben wird. Auf dem schwarzen Hintergrunde der Herren hebt sich der Vordergrund der weißgekleideten Damen wirklich reizend ab, und der Anblick ist so schön, daß wir gern ein Auge zudrücken möchten zu Gunsten derer, welche gar nicht oder falsch mitsingen, müßten wir nicht beide Augen und noch ein Glas dazu gebrauchen, um das Schauspiel, welches sich darbietet, ganz zu genießen.

Auf der Dirigententribüne erscheint Herr Kapellmeister Friedrich Marpurg von Mainz, und bei seinem Zeichen braust die Beethovensche Ouverture daher; sicher und kraftvoll wird des Meisters klares und schönes Werk ausgeführt, und das Bedenken, ob die Zusammenstellung einer solchen Composition mit einem mächtigen Oratorium richtig sei, wird von den Trompeten niedergeschmettert. Eine glücklichere Wahl als die von Händels »Israel« ist kaum denkbar. Die gewaltige Schöpfung bedarf wie keine andere großer und sicherer Chöre, die auch nicht zu befürchten haben, vom Orchester gedeckt zu werden, da die verjüngende und verjüngte Instrumentation von Lindpaintner eben nicht weiter geht, als wünschenswerth oder nothwendig ist. Sodann aber hat in diesem Falle der »Israel« den großen Vorzug vor den meisten anderen Oratorien Händels, daß die Chöre überwiegen, der Sologesang zurücktritt. Die vorhandenen oder stehen gebliebenen Arien und Duette nehmen einen geringen Raum ein, es sind unter ihnen sehr wenige, welche von den Herren Kritikern mit dem »überwundenen Standpunkt« abgefertigt werden könnten, dagegen Perlen wie die reizende Altarie »Bringe sie hinein« oder pikante Nummern wie das berühmte Baßduett »Der Herr ist der starke Held.« Vereinigen sich nun zur Ausführung derselben solche Kräfte wie hier, — Frau Dustmann-Meyer von Wien,

Fräulein Schreck von Bonn, die Herren Schnorr von Carolsfeld aus Dresden, Kindermann von München und Becker von Mannheim —, so steigert sich die Theilnahme der Zuhörer und kommt nicht in Gefahr zu erlahmen. Das Hauptgewicht aber fällt auf die Chöre, und in seiner Herrlichkeit steigt das glänzende Gestirn Händels wunderbar großartig empor. Wie eine Kette von echten Steinen, von denen dieser durch Anmuth, jener durch prachtvollen Glanz Auge und Herz entzückt, zieht sich der Chor durch dies Oratorium; es hätte allein den Schöpfer unsterblich gemacht und dringt in die Tiefe der Seele. Da ist kein innerer und äußerer Vorgang, der nicht mit gleicher Allgewalt, mit gleich erschöpfender Wahrheit geschildert würde; Freud und Leid, Jubel und Jammer, Siegesgesänge und Klagelieder kommen zum ergreifendsten Ausdruck, und das alles so maßvoll und schön, so mächtig und doch so einfach, daß man denkt, für jedes bestehe ein unwandelbares und unabänderliches Gesetz, das für alle da sei; und doch haben es außer ihm so wenige gefunden und befolgt. Die wunderbarsten Gegensätze hart neben einander oder durch ein kurzes Recitativ getrennt. Kaum hat der Chor „Er sandte dicke Finsterniß über das Land, daß Niemand sah“ sich unheimlich auf uns niedergesenkt, so versetzt uns der folgende „Er schlug alle Erstgeburt“ mitten in das Strafgericht des zürnenden Jehova. Wie herrlich ist in der Färbung seiner beiden Theile das „Er zog dahin gleichwie ein Hirt“; wie ergreifend das Austrocknen des Meeres und dann das Hereinbrechen der Fluth über die Schaaren der Feinde. Unter den gewaltigen Klängen des gefeierten Chors „Das Roß und den Reiter hat er in das Meer gestürzt“ denkt man unwillkürlich, es könne darnach nichts Erhabenes und Bewältigendes mehr geben, und doch folgt noch Bild auf Bild; die Fluthen steigen empor, jäher Schreck ergreift die Völker und schüttelt sie bis ins innerste Mark; dazwischen ertönen Lieder des Dankes und Jubels, bis sich im Schlußchor die beiden Hauptmotive vom Herrn dem König und vom Roß und dem Reiter so großartig vereinigen.

Wozu soll ich das schwache Bild, das ich Ihnen zu entwerfen suchte, weiter ausführen. Ist doch jeder Versuch, den gigantischen Händel zu schildern, zwergenhaft. Mischen wir uns dann wieder unter die Leute, die sich von dem Gewaltigen, das sie soeben gehört, dem Alltäglichen zuwenden. Die Räume, in denen es mittlerweile sehr heiß geworden, entleeren sich; nur um den Springbrunnen bleibt noch ein Kreis zusammen, gebildet zumeist von den Männern, die zum Bau gehören. Da finden wir oder denken uns zum Theil Lachner von Mannheim, Mangold und Schindelmeißer von Darmstadt, Hagen von Wiesbaden, den Sänger Stockhausen und viele andere Musiker. Alle aber treibt es hinaus ins Freie und dann an die Tafeln der Gasthöfe oder in die neuen Anlagen. Wir wollen bei Zeiten aus den staubigen und lärmvollen Gassen von Mainz nach Biebrich fahren, denn keine schönere Stelle ist denkbar für den Genuß des Schauspiels, welches diesen Tag beschließen soll. In der Nähe der Brücke rüstet sich ein halbes Dutzend von Dampfschiffen zur Aufnahme der Gäste, welche um 5 Uhr eine Spazierfahrt nach dem Rheingau machen sollen. Wir in der Krone lassen die Damen an den Uferrand treten und blicken selbst über ihre Köpfe gen Mainz. Da kommen sie daher, fünf prächtige Dampfer mit köstlichem Flaggenschmucke, der von der Sonne prächtig vergoldet wird. Auf dem Verdeck Kopf an Kopf, hoch oben österreichische Musikbanden, deren Klänge nicht bloß die kleine Böhmin neben uns entzücken, weiße Tücher wehen hüben und drüben, ein lautes Hoch hallt von Berg zu Berg, und stromab gleiten die stolzen Schiffe.

D C.

Literatur.

* Walter Kühne. Roman von Julie Burow. Bromberg, Levit. — Wir haben wiederholt bemerkt und bedauert, daß die Verfasserin dieses Romans ihr Talent durch unmäßige Vielschreiberei mißbrauche und verderbe. Abgesehen von der Nachlässigkeit der Form, welche dadurch veranlaßt wird, raubt die Hast des Producirens ihr auch jede ruhige Ueberlegung bei dem Entwerfen ihrer Erzählungen. In der neuesten, welche etwas kokett Roman genannt wird, ist sie in das Widerwärtige gerathen und hat sich kaum die Mühe gegeben, ihre Sache wenigstens durch sorgfältige Arbeit im Einzelnen zu retten. Der Stoff des Romans ist dieser: Vater und Sohn lieben beide, jener realistisch, dieser idealistisch, eine Verworfene; sie treffen auf einander in der Wohnung dieses ehrenwerthen Geschöpfes, der Vater will den Sohn züchtigen, wird aber von diesem getödtet. Der Sohn ist einige Jahre Zuchthäusling und wandert dann nach Australien aus, während Aline sich in Hamburg einen reichen Kaufmann erobert. — Ein wenig besser steht es um die Erfindung in der Novelle „Künstlerliebe“, die zum Koberschen „Album“ gehört. Hier ist der Gegenstand interessant, freilich mit einer Sorglosigkeit durchgeführt, welche alles Maß des Erlaubten überschreitet. — Ueber eine historische Novelle „Die Emigranten“ von Grabowski (Album, 1859, 8) mag hier noch ein Wort gesagt werden. Die Erzählung bewegt sich auf dem so oft geschilderten, aber immer noch anziehenden Hintergrunde der Revolutionskämpfe in der Vendee und Bretagne zu Anfang der Neunzigerjahre des vorigen Jahrhunderts. Der Verfasser erzählt sorgfältig und gut.

L. Jahreszeiten. Zeitschrift für Literatur, Kunst und gesellschaftliche Unterhaltung. 1859. Erster und zweiter Band. Hamburg, Verlag von Robert Kittler. Dieses Journal stand früher unter der umsichtigen Redaction Feodor Wehls; im Laufe des vorigen Jahres ging dieselbe jedoch über auf Dr. Rud. Mettler. Es freut uns die Wahrnehmung, daß dieser im Geiste seines Vorgängers fortzuwirken bemüht ist, und so bietet der bezeichnete Jahrgang in seinen zwei statlichen Bänden eine reiche und unterhaltende Lectüre und berechtigt zu der Erwartung, daß die „Jahreszeiten“ unter der neuen Redaction den ehrenvollen Platz behaupten werden, den sie seit einer Reihe von Jahren unter den Zeitschriften ihrer Art einnehmen. Wie bekannt, bringt dies Journal von einer großen Anzahl rüstiger Mitarbeiter Novellen, Reiseberichte, Charakteristiken und Gedichte und enthält außer einem reichhaltigen Feuilleton eine Bücherschau, in welcher die hervorragendsten Erscheinungen auf dem Büchermarkte in unbefangener Weise besprochen werden. Unter den Gedichten haben uns die Beiträge von Heinrich Zeise ganz besonders erfreut, und wir ergreifen die Gelegenheit, einige Mittheilungen über diesen liebenswürdigen Dichter zu machen. Schon im Jahre 1847 ließ derselbe in seiner Vaterstadt Altona einen Band Gedichte erscheinen, der es wohl verdient hätte in weitesten Kreisen Beachtung zu finden, allein bei den bewegten Zeitläuften nicht die ihm entsprechende lyrische Stimmung im Publikum fand und in Folge dessen nicht gehörig zur Geltung kam. Da brachen die Wetter des Krieges los und Zeises Poesie nahm einen neuen Aufschwung. Unter den „Neueren Gedichten“, die gesammelt 1850 in Kiel erschienen, ist gar manches kräftige, wuchtige Lied, und namentlich eines ist rührend und tief ergreifend, in welchem er den Heldentod seines Bruders singt, der im schleswig-holsteinischen Kampfe fiel. Noch einer andern Seite der schriftstellerischen Wirksamkeit Zeises sei erwähnt. Als Uebersetzer aus dem Dänischen hat er sich einen wohlverdienten Ruf erworben; so übertrug er außer manchem Andern die berühmten Novellen von Steen Steensen Blicher. Seit einer Reihe von Jahren liefert Zeise fleißig Beiträge für eine Anzahl hervorragender Zeitschriften, welche Zeugniß geben von seiner reichen lyrischen Begabung, und sicher wird er uns noch mit mancher Blüthe erfreuen.

+ Die vorige Nummer brachte einen Aufsatz zur „Geschichte des Gaunerthums“ von Karl Seifart, in welchem erwähnt wird, daß sich Räuber und Gauner durch Selbstpeinigungen gegen die Folterschmerzen abzuhärten pflegten, und daß manche mit einer erstaunlichen Frivolität dem furchtbaren Akte entgegengingen oder wohl gar den Henker während der Tortur verhöhnten. Ein Beleg dafür findet sich auch in dem „großen Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichten“ (Hamburg 1656), es heißt dort S. 618 von einem gewissen Morta in Genf: „Er wurde mehrmals in Band und Eisen geschlagen, auch auf der Marterbank peinlich gefragt, daß er seine Bubenstücke bekennen sollte, es mochte aber die Wahrheit nicht aus ihm gezwungen werden. Aller Marter spottete und lachte er, wohl wissend, daß man ihm ohne Bekänntniß, das Leben nicht würde nehmen können. — Wann man ihn also in der Frage, mit dem großen Stein aufgezogen, hat er geschrien und gesagt: noch einmal wegen aller schönen Weiber und noch einmal wegen aller reifen Jungfrauen! Hat also sein Gespött getrieben und keine Schmerzen empfunden, sodaß man ihn wieder laufen lassen und die Strafe dem höchsten Gott als Rächer aller Sünden anbefehlen müssen.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Bremer Sonntagsblatt.

Achter Jahrgang.

№ 32. Bremen, 5. August. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Im Fichtelgebirge*).

Von Ludwig Rosen.

1. Bergfahrten.

Bernhard Korn hatte sich eine gar anmuthige Stelle zum Ruheplatze ausgesucht. Den moosbewachsenen Boden bedeckte unordentlich umhergestreutes Granitgestein, überschattet von hochstämmigem Nadelholz, mit welchem sich die frischgrünen jungen Tannenbäumchen vermischten. Dazwischen befand sich auffallender Weise eine einzelne Buche, oder es waren vielmehr zwei Buchen, die aber, aus engverschlungenen Wurzeln emporgewachsen, ihren Doppelstamm wunderlich zu einem Baume vereinigten; das zartgrüne Laub, welches alle Zweige bedeckte, verkündigte ebensosehr die holde Frühlingszeit, wie das Girren wilder Tauben, der Gesang der Drosseln, das Schnarren und Picken der Spechte es thaten. Am Fuße der Doppelbuche war ein reicher Quell des klarsten und kältesten Wassers sorgsam durch eine steinerne Einfassung umgeben; und ein darauf gesetzter Stein trug die Aufschrift „Mainquelle." Ja, es war die Quelle des weißen Maines, fast dreitausend Fuß über dem Meere hoch, an dem östlichen Abhang des Ochsenkopfes, eines der höchsten Berge vom Fichtelgebirg, gelegen.

Der junge Mann hatte sich an der Quelle niedergelassen; neben ihm lag sein leichtes Reisegepäck und sein Wanderstab. Das nicht lebhaft geröthete, aber doch jugendfrische Gesicht war von den leicht geringelten Locken eines weichen braunen Haares ein wenig phantastisch umgeben, die Stirn war hoch und schien der Sitz ernster Gedanken zu sein, die hellen, aber träumerischen Augen wurden von auffallend langen Wimpern beschattet, um den schwellenden Mund schwebte etwas wie ein Lächeln der Güte und Menschenfreundlichkeit; im Gegensatz damit sprach das starke und ausdrucksvolle Kinn einen hohen Grad von Willenskraft und Entschlossenheit aus. War der Jüngling dazu berufen, sich in dem Reiche der Phantasie zu verlieren und von da Schätze für die weniger ideale Menschheit zu holen, oder war ihm ein thatkräftiges und entscheidendes Handeln vorgezeichnet? — — man konnte es nicht sagen, und wenn man ihn auch eben so lang und sinnend betrachtet hätte, wie er jetzt in die sprudelnde Quelle schaute, und — er wußte es wohl selbst nicht, denn er war noch recht jung, vielleicht drei- bis vierundzwanzig Jahre alt, und mit diesem Alter beginnt in der Regel erst bei unserm langsamen und zähen Volke der eigentliche Kern des Krystalles aus der abgeschliffenen Hülle hervorzutreten. Die Kleidung war einfach und bescheiden, wie ein junger Mann aus den besseren bürgerlichen Ständen sie auf einer Fußwanderung zu tragen pflegt, sie erinnerte noch ein wenig an die Studententracht, doch fehlten alle gewöhnlichen Attribute der Musensöhne, und nur dieser leichte Strohhut, der neben dem grünen Ränzel ruhte, dieses Ränzel selbst und der braune knotige Stock, der daneben lag: sie mochten wohl noch aus der Universitätsstadt herrühren, die vielleicht erst vor kurzem verlassen war.

Und worüber sann wohl der einsame Reisende, als er so gedankenvoll in die Quelle blickte? Es kam ihm vor, als sitze er an der Wiege eines neugebornen Kindes und denke an die mannichfachen Schicksale, die den jungen Weltbürger erwarten, an künftige Blüthen und Dornen, an kühne Wagnisse und vereitelte Hoffnungen, an das einzige Sichre, was ihm bevorstand, ein stilles Grab. Während Bernhard den kleinen Wellen zuschaute, die sich aus ihrer heimlichen Wiege hervordrängten, um gleich darauf murmelnd und plätschernd den steilen Abhang hinunter zu rauschen, dachte er daran, wie diese Wellen bald, das Vaterhaus des Gebirges verlassend, die gesegneten Fluren Frankens durcheilen, wie sie altersstolze erinnerungsreiche Städte aus dem Mittelalter und blühende reiche Märkte des modernen Lebens bespülen, wie sie dann den mächtigen Fluthen des größeren Stromes sich verbinden, und wie sie endlich in den salzigen Wogen des Ozeans spurlos verschwinden würden. Eine Empfindung, die fast an Wehmuth gränzte, niederkämpfend, erhob sich der Jüngling, schöpfte mit der hohlen Hand etwas von dem kühlen Naß und schlürfte es daraus, dann machte er sich reisefertig und begann rasch den steinigen Pfad hinunter zu schreiten.

Endlich nach ermüdender Wanderung war die Thalsohle erreicht, die sich zwischen dem Ochsenkopf und Schneeberg einsenkt, wo ein starker Bach, der aus den Torflagern der „Seelohe" kommt, sich mit dem rauschenden Wasser aus der Mainquelle oder dem „Fürstenbrunnen" vereinigt; eine ansehnliche Waldlichtung öffnete sich, an deren Rande ein ärmliches Gehöfte lag, „Karges" genannt: seit mehreren Stunden, wo der Wanderer sein dörfliches Nachtquartier an der andern Seite des Ochsenkopfes verlassen hatte, die erste Menschenwohnung, die er antraf. Dennoch trat er nicht sogleich hinein, sondern blieb stehen, gefesselt durch die Majestät des sich darbietenden Anblicks. Der mächtige Schneeberg, der König des Fichtelgebirges, lag mit der ihn fortsetzenden Bergreihe in seiner ganzen Ausbreitung da, eingehüllt in den tückenlosen Mantel des Waldes, der eben hier durch die Untermischung von stattlichem Laubholz einen besondern Reiz hat, und als feine zierende Agraffen an den Mantel befestigt, so traten aus dem Walde die phantastischen Felsenformen des „Nußhart" und der „Haberfelsen" hervor; eine einzige kleine Waldblöße zeigte sich an der entfernteren Fortsetzung der „Farnleiten", und da leuchtete ein kleines weißes Haus hervor, das „Seehaus."

Gesättigt von der herrlichen Berg- und Waldansicht, trat Bernhard in das einsame Haus ein, aber als er die Stubenthüre geöffnet

*) Diese Novelle bildet die Exposition eines umfangreichen Romans: „Vier Freunde."

hatte, schreckte er zurück vor dem betäubenden Dunst, den die Hitze eines gewaltigen Ofens hervorbrachte. Doch trat er ein, fand aber in der Stube nur ein etwa zwölfjähriges Mädchen, welches neben dem geräumigen zweischläfrigen Bette saß und strickte. Aber bei näherer Betrachtung ergab sich, daß das Mädchen keineswegs die einzige Bewohnerin des Zimmers war, denn über dem Bette schwebte eine Art von Hängematte, die mit ihren beiden Enden vermittelst einiger Stricke an eigens dazu in die Decke eingetriebenen Krampen befestigt war, und in diesem luftigen und lustigen Bettlein schlummerte ein kleines Kind; das strickende Mädchen gab der schwebenden Wiege zuweilen einen Anstoß und arbeitete dann ruhig fort, bis die Schwingungen der Hängematte allmählich langsamer wurden und endlich aufhörten.

„Bist du ganz allein im Hause, Kind?“ fragte Bernhard.

Ohne sonderliche Ueberraschung antwortete das Mädchen: „Ich bin mit dem Schwesterchen allein; die Mutter ist nach Bischoffsgrün, und der Vater ist im Wald an der Weißmannsleiten.“

„Kannst du mir denn vielleicht sagen, ob ich von hier wohl über den Schneeberg nach Wunsiedel gehen kann.“

„Nein, Herr, da kenn' ich mich nicht aus; wenn der Vater da wär', der könnt's sagen, und der könnt' auch mitgehen, aber er ist eben nicht da.“

„Kannst du mir denn wohl ein Glas Milch und ein Stück Brot geben?“

„Ja, das kann ich schon, auch Butter.“ Der Hängewiege einen stärkeren Schwung gebend wie gewöhnlich, ging sie hinaus und holte das Gewünschte herbei, indem sie beim Ab- und Zugehen immer zwischendurch die Wiege anstieß.

Das körperliche Bedürfniß würzte Bernhard's einfaches Mahl, und indem er es, auf einem hölzernen Stuhle sitzend und nunmehr an die hohe Temperatur der Stube gewöhnt, mit leidlicher Behaglichkeit verzehrte, schaute ihn das Mädchen, strickend und die Wiege anstoßend, still und unverwandt an, vielleicht eine innerliche Freude empfindend an dem hübschen jungen Mann, der so gut aussah. Bernhard's Gedanken beschäftigten sich unterdessen mit der einsamen Abgeschiedenheit dieser Wohnung, in der aber doch auch, wie in der menschenvollsten Stadt, alle Hauptereignisse des Lebens sich abspielten: Geburt und Tod, Hochzeit und Krankheit, Friede und Streit, sowie auch über der Lüneburger Haide die erhabensten Naturschauspiele: Sonne und Mond, Abendröthe und Gewitter, Wolken und Sturm, ebensowohl sich entfalten wie über dem romantischesten Gebirgsland. Als er gesättigt war und das Mädchen kaum hatte beschwichtigen können, das auf die überreichte Silbermünze mit aller Gewalt einige Kreuzer herausgeben wollte, machte er sich zum Aufbruch fertig.

„Wohin geht denn — fragte er — der Weg am Wasser abwärts?“

„Nach Bischoffsgrün.“

„Und der andre aufwärts?“

„Nach Fichtelberg.“

„So lebe wohl, mein Kind, und bleibe brav und gut.“

Er ging nun den aufwärts führenden Weg, in der Absicht, ihn so lange zu verfolgen, bis er ungefähr unter dem Seehause sich befinden müsse, in der Voraussetzung, daß nach diesem irgend ein Fußpfad hinauf führen würde; dort konnte er dann weitere Erkundigungen einziehen, vielleicht auch einen Führer erhalten. Aber das Seehaus hatte sich nun seinen Augen entzogen, der Pfad an der linken Seite des Thales, den er einschlagen zu müssen mit Recht geglaubt hatte, wurde immer unscheinbarer, wie es die Berg- und Waldwege so oft an sich haben, und es dauerte nicht lange, so mußte er sich überzeugen, daß er eigentlich gar keinen Weg mehr unter seinen Füßen habe. Nach rechts hin konnte er sich nicht mehr wenden, denn hier hatte bereits der sumpfige Boden der Seelohe begonnen, der ehemaligen Bodenfläche des Fichtelsee's. Man hatte damals noch nicht angefangen, auf diesem öden und unheimlichen Raum Torfstiche anzulegen, wodurch er später einigermaßen entwässert worden ist, außerdem hatten die reichlichen Frühlingswasser den Boden noch mehr durchfeuchtet, und halbwüchsige Erlenbäume machten jeden Umblick und damit jede Orientirung unmöglich. Schon einige Male war Bernhard durch Einsinken in den bruchigen schwammigen Boden auf eine unangenehme Weise daran erinnert worden, daß er sich auf einem nicht bloß beschwerlichen, sondern selbst ziemlich gefährlichen Terrain befinde, und er begann alles Ernstes, sich durch das Gebüsch nach links hin durchzuschlagen, um festen Boden am Fuß der Berge zu gewinnen und dann auf's Gerathewohl bergan zu steigen.

Beinah schien diese Absicht, sich aus dem tückischen Raume los zu machen, erreicht, da erscholl aus einiger Entfernung ein lauter Ruf: „Halloh!“ mehrmals hinter einander, und zwar dem Anscheln nach mitten aus dem Torfsumpfe. Bernhard wandte sich um: war vielleicht ein Reisender zu tief in den Sumpf gerathen? war ein Mensch in Gefahr? Er erwiderte den Ruf, worauf ein mehr hastiges als ängstliches: „Hier! hier!“ erfolgte. Obgleich die Möglichkeit vorhanden war, daß sich Leute der Umgegend, für die hier wohl keine Gefahr vorhanden war, bei irgend einer Beschäftigung im Gehölze befanden und durch Zurufen einander nicht verlieren wollten, und obgleich man hätte erwarten sollen, daß jemand, der sich in wirklicher Gefahr befand, in entschiedenerer Weise um Hilfe gerufen haben würde, so konnte sich Bernhard doch nicht bei diesem Gedanken beruhigen, sondern fing an, vorsichtig einen Weg nach der Richtung der Stimme hin zu suchen, von Zeit zu Zeit rufend, worauf jedesmal mit „Hier!“ geantwortet wurde. Die Unternehmung wurde immer schwieriger und bedenklicher, aber es kam Bernhard zu gute, daß er früher auf botanischen Wanderungen schon öfter in Torfmoore eingedrungen war, also die drohenden Gefahren, jedoch zugleich auch die Vorsichtsmaßregeln und Erleichterungsmittel aus Erfahrung kannte. Endlich erreichte er den Ort, von wo die Stimme kam. Ein Raum von ziemlichem Umfang bot sich den Blicken dar, frei von Bäumen und Gebüschen, bedeckt mit einem unebenen Rasen aus Moos, Gras und Schilfgewächsen; fast in der Mitte dieses Raumes stand ein Mann, durchgebrochen durch die trügerische Rasendecke und fast bis zur Hälfte der Körperlänge eingesunken in den zähen Schlamm, so daß seine Versuche, die Beine zum Ausschreiten frei zu machen, nicht mehr gelingen, sondern ihn im Gegentheil immer tiefer hineinbringen zu wollen schienen. Bernhard erkannte augenblicklich das Gefährliche in der Lage des Fremden, sowie das Mißliche eines Rettungsversuches. Rasch warf er sein Gepäck ab, riß einige belaubte Zweige des nächsten Erlengebüsches herunter und begann, vorsichtig auftretend, den Sumpf zu beschreiten; sobald er merkte, daß auch er tiefer einzusinken anfing, warf er einen Zweig auf den Boden und legte sich der Länge nach darauf, um auf solche Weise weiter voran zu rutschen. So näherte er sich dem Verunglückten, und als er vom letzten der nachgeschleiften Zweige Gebrauch gemacht hatte, war er so nahe gekommen, daß er dem Fremden eine Hand reichen konnte, welche dieser sogleich erfaßte.

Bernhard bemerkte, daß die Reisetasche, welche der Fremde zu seiner Erleichterung abgeworfen haben mochte, in der Nähe lag, er sagte daher: „Wollen Sie Ihre Tasche nicht ergreifen?“

„Lassen Sie die Tasche zum Kukuk gehen!“ erwiderte der Fremde mit einer klangvollen aber jetzt offenbar erschöpften Stimme. „Ziehen Sie nur so stark, als Sie können.“

Dies that Bernhard, indem er zugleich rückwärts rutschte, und es gelang durch die vereinten Anstrengungen Beider, den Verunglückten so weit herauszuarbeiten, daß er ebenfalls in wagerechter Lage auf den moosigen Rasenboden zu liegen kam. Jetzt entwickelte der Fremde mehr Thatkraft, als sich von seiner Ermattung hätte erwarten lassen, und es dauerte nicht allzu lange, so konnten Beide bei dem ersten Erlengebüsch sich aufrichten und festen Fuß fassen. Bernhard warf einen eiligen prüfenden Blick auf den Fremden: es

war auch ein junger Mann, wohl nicht älter als sein Retter, das Gesicht war fast tadellos schön mit einem Ausdruck hoher Kühnheit, und wenn es statt der jetzigen Erschöpfung von seiner ganzen natürlichen Spannkraft belebt war, so mochte es wohl ein trotziges Selbstvertrauen verkünden, wozu der dunkelfarbige Bart auf der Oberlippe gut stimmte; die Kleidung war fein und elegant, aber freilich jetzt — zumal in den untern Partieen — überzogen von einer klebrigen Kruste des mißfarbigsten Schlammes. Auch Bernhard war naß und beschmutzt, obwohl in viel minderem Grade.

Der Fremde, der gleichfalls einen flüchtigen Blick über seinen Helfer hatte gleiten lassen, schien von dem Ergebniß desselben aus irgend einem Grunde nicht sonderlich befriedigt; er sagte mit einer nicht eben freundlichen, sondern rasch und unmuthig die Worte hervorstoßenden Stimme: „Ich bin Ihnen Dank schuldig für Ihren Beistand. Aber Sie sind hier nicht einheimisch, Sie sind auch ein Fremder?“

Bernhard glaubte aus dem Ton der Worte heraushören zu können, daß sich sein neuer Bekannter lieber von einem Holzhauer oder sonstigen Bewohner der Umgegend habe beistehen lassen, mit dem die Sache durch ein Geldgeschenk leicht abgemacht war, aber er erwiderte, ohne sich dadurch reizen zu lassen, indem er das abgelegte Ränzlein wieder umschnallte: „Ich bin auf einer Fußwanderung begriffen und hatte mich selbst verirrt, als ich Ihr Rufen vernahm.“

Der Andre sagte in seiner früheren verdrossenen Weise: „Ja, ja, ich bin Ihnen Dank schuldig.“

Mit einiger Ungeduld entgegnete Bernhard: „Davon braucht weiter keine Rede zu sein. Uebrigens befinden wir uns noch immer nicht ganz in einer wünschenswerthen und gesicherten Lage. Vor allen Dingen müssen wir diese morastige Gegend ganz verlassen und festeren Boden zu gewinnen trachten, und dann wollen wir versuchen, ein einzelnes Haus zu erreichen, welches nicht allzufern von hier oben am Berge liegen muß.“

Ohne auf die Einwilligung des Gefährten zu warten, trat er den Rückweg nach dem Berge hin an, und der Fremde folgte ihm. Man mußte noch immer so sehr auf den beschwerlichen und verrätherischen Boden achten, daß jede Unterhaltung von selbst unterblieb. Selbst als man den Fuß des Berges und somit einen guten festen Waldboden erreicht hatte, war das Bergansteigen ohne Weg und Steg zu mühsam, um zu der Führung eines Gespräches aufzufordern, auch schienen beide Wanderer nicht dafür gestimmt zu sein. Bernhard bot alle seine Aufmerksamkeit auf, um eine zweckmäßige Richtung inne zu halten und möglicher Weise die Spur eines Weges aufzufinden, und sein Begleiter ging mürrisch hinter ihm her, als wenn er sich nur ungern in dies Verhältniß der Unterordnung füge, das durch die Umstände herbeigeführt worden war. Endlich stieß man auf ein Bächlein, dessen Lauf künstlich durch Menschenhand geregelt schien, denn sein Bette war offenbar ausgegraben und zog sich in einer genau berechneten Senkung an der Berghalde herunter, auf dem kleinen Damm aber, welcher nach der Seite des Abhanges zu aufgeworfen war, zeigten sich die zwar schwachen doch unverkennbaren Spuren eines Fußpfades. Da derselbe die Höhe aufwärts führte, so folgte ihm Bernhard unbedenklich, aber er hatte sich sehr getäuscht, wenn er auf diese Art bald das einsame Seehaus zu erreichen gedachte, denn der Pfad zog sich nur sehr schräg und allmählich hinauf, immer von dem murmelnden Bächlein begleitet, die Wanderung dauerte bereits wohl eine Stunde, und noch zeigte sich keine Spur vom Seehause. Zuletzt sprang der Pfad rechts vom Bächlein ab und verwandelte sich in einen rohangelegten Knüppeldamm, um über die feuchten Stellen des quellenreichen Bodens hinüber zu führen, dann ging es über in einen steinigen Weg, welcher stärker betreten schien, und plötzlich öffnete sich eine Stelle, wo der Wald ausgehauen war und ein Wohnhaus mit einem Nebengebäude freundlich den Blicken sich darstellte. Der Uebergang war höchst überraschend. Man mußte sich hier sehr hoch und fast in der Nähe des Gebirgskammes befinden, denn während im Westen der Ochsenkopf mit seinen Wäldern in voller Ausdehnung sich ausbreitete, schweifte das Auge nach Süden hin über niedrigere Berge weg in ungemeßne Ferne, während die letzten Gipfel des Fichtelgebirgs nach dieser Seite hin — der seltsam gewölbte krause Kulm, der felsige Anzenberg und der mit Gebäuden gekrönte Armannsberg — ihre auffallenden Formen scharf und bestimmt abzeichneten. Der freie Raum mitten in den unübersehbaren Wäldern war sonnig und traulich: Tisch und Bänke unter einigen freistehenden Laubbäumen sowie ein kleiner Garten zeugten von dem Verschönerungssinn der Bewohner, eine Gruppe halbnackter Kinder balgte sich spielend vor dem Hause, erhob sich aber in stummer Neugierde, als die Fremden aus dem Walde traten.

„Ist dies das Seehaus?“ fragte Bernhard.

Ein prächtiger Junge mit klugem Gesichtsausdruck trat unbefangen vor und erwiderte: „Nein, Herr, dies ist das Silberhaus. Das Seehaus liegt mehr wie eine Stunde von hier nach dem Schneeberg zu.“

Bernhard erinnerte sich, daß ihm in seinem letzten Nachtlager auch das „Silberhaus“ bezeichnet worden war, und zwar als derjenige Punkt, den er vom Seehaus zunächst zu erreichen suchen müsse, weil von da ein gangbarer und schöner Weg nach Wunsiedel führe. Er zeigte also auf den starkbetretenen Pfad, der sich nach der andern Seite in den Wald zog, und fragte: „Der Weg da geht wohl nach Wunsiedel?“

„Ja, er geht erst nach Tröstau und dann nach Wunsiedel. Aber Sie sind ja naß und schmutzig: wollen Sie nicht erst in die Stube kommen, daß Sie sich etwas trocknen und ausruhen?“

Ohne weitere Berathschlagung folgten die Reisenden dem Rathe des Knaben und traten in die Wohnstube, wo die starkdurchheizte Luft ihnen diesmal gar nicht unangenehm war. Eine noch ziemlich junge und hübsche Frau legte schnell einen Säugling in eine eben solche Hängewiege, wie sie Bernhard schon kennen gelernt hatte, und der Knabe übernahm sogleich ohne Aufforderung das Amt, den Schlaf des Kindes durch die gehörigen Schwingungen seines Bettchens zu befördern, während die Mutter Stühle zurecht stellte und freundlich zum Sitzen einlud. Auf die etwas barsche Frage des schnurrbärtigen Fremden, ob man etwas zu essen und zu trinken haben könne, brachte sie Butter und Brot, und setzte dann eine Flasche Bier mit zwei Gläsern auf den Tisch; die beiden Reisenden griffen alsbald zu und ließen es sich schmecken.

„Ist dies ein Wirthshaus?“ fragte der Fremde.

„Nein, mein Mann ist Holzwärter, aber weil im Sommer manchmal Reisende hier vorsprechen, um sich auszuruhen oder um meinen Mann zum Führer zu miethen, so haben wir uns so eingerichtet, daß wir Brot und Bier vorsetzen können, aber freilich müssen die Herrschaften vorlieb nehmen. Weil wir beide, mein Mann und ich, früher in vornehmen Häusern gedient haben, so wissen wir so ziemlich mit den Herrschaften umzugehen, und da kommen denn manchmal aus Alexandersbad, wenn grade die Badezeit ist, ganze Gesellschaften herüber und verweilen ganze Stunden bei uns.“

Der Fremde sagte: „Die Badegäste werden nicht euertwegen, sondern um der schönen Lage des Hauses willen hierher kommen.“

Mit einiger Verwirrung sprach die Frau: „Nun, das versteht sich von selbst.“

„Wie weit ist denn bis Alexandersbad?“

„Drittehalb Stunden.“

„Wie kommen denn aber die Leute hierher? Zu Fuß ist es zu weit, und Wagen können doch nicht fahren.“

Nicht ohne stolzes Selbstgefühl erwiderte sie: „O doch, sie kommen zu Wagen. Im vorigen Sommer ist noch der Herr geheime Rath von Berlin, der jedes Jahr in Alexandersbad einkehrt, mit zwölf Personen hier gewesen. Aber freilich geht's nur zu Leiterwagen mit Ochsen bespannt.“

Mit einem höhnischen Lächeln hörte der Fremde dies an. Bernhard, dem überhaupt der hochfahrende Ton, mit welchem sein Gefährte sprach, nicht recht zusagte, bemächtigte sich nun der Unterhaltung, indem er sich von der Frau und ihrem Sohne über ihre Wohnung und Lebensart, über den Besuch von Kirche und Schule, und dergleichen mehr belehren ließ. Der Hausvater, der nun auch von einer Arbeit im Freien zurückkehrend in die Stube trat, mischte sich mit offenem aber bescheidenem Freimuth in das Gespräch, das Bernhard mit jener natürlichen Leutseligkeit führte, die sich so leicht die Herzen einfacher Landleute gewinnt. Uebrigens lenkte das äußere schmutzige Ansehen der Reisenden bald auf ihr Abenteuer in der Seelohe, und der gutmüthige Holzwärter ließ es nicht beim bloßen Bedauern bewenden, sondern er bemühte sich nebst seiner Frau nach besten Kräften, die nun theilweise trocken gewordene Torfkruste durch Abreiben und Bürsten zu entfernen, welche Dienstleistungen der Schnurrbärtige mit vornehmer und befehlerischer Manier annahm.

Bernhard erkundigte sich nun bei dem Hauswirth nach dem Weg, den er auf Wunsiedel hin einzuschlagen habe, und jetzt erst wandte sich sein Gefährte, der bisher ein unmittelbares Gespräch mit ihm vermieden zu haben schien, zu ihm mit der Frage: „Haben Sie in Wunsiedel Geschäfte?“

„Das eigentlich nicht, ich reise nur zu meinem Vergnügen.“

„So will ich Ihnen einen Vorschlag machen: begleiten Sie mich nach Alexandersbad, wo ich mich für einige Tage niedergelassen habe und wo wir noch einige andere junge Reisende treffen. Sie können dann morgen, oder wann sie wollen, nach Wunsiedel gehen, das nur eine halbe Stunde vom Bade entfernt ist, und Sie würden ja ohnedem von Wunsiedel aus Alexandersbad besucht haben, das wirklich interessante Natureigenthümlichkeiten darbietet. Wir müssen uns näher kennen lernen. Sie haben mich so außerordentlich tief verpflichtet, daß ich es nie mir verzeihen könnte, wenn ich Ihnen nicht persönlich näher getreten wäre. Hätten Sie unaufschiebliche Geschäfte in Wunsiedel, so würde ich Sie dorthin begleiten; da das aber nicht der Fall ist, so haben wir in Alexandersbad bessere Gelegenheit zu ungestörtem Zusammensein. Also Sie erfüllen meine Bitte und gehen mit nach Alexandersbad: abgemacht?“

Diese Worte wurden mit einem solchen Ausdruck hochherziger Offenheit gesprochen, daß Bernhard erwiderte: „Nun gut, ich werde mit Ihnen gehen. Ich hätte außerdem, wie Sie richtig voraussetzen, einen Abstecher nach Alexandersbad gemacht, um die vielgerühmten Wunder der Luisenburg zu beschauen, ich kann also um so eher jetzt gleich meine Schritte dahin wenden.“

Der Fremde, durch diese Bereitwilligkeit offenbar sehr zufriedengestellt, fragte nun den Holzwärter, ob er als Führer sie auf dem nächsten Wege nach Alexandersbad bringen wolle, was der Mann sehr gern übernahm. Als man das Silberhaus verließ, schenkte der Fremde dem Knaben bei der Wiege ein großes Geldstück, nichtsdestoweniger war der Abschied des Knaben sowohl wie seiner Mutter gegen den ärmeren Reisenden herzlicher als gegen den reicheren, der sie so großmüthig beschenkte.

2. Die Gesellschaft in Alexandersbad.

Alexandersbad gehört ohne Zweifel zu den kleinsten Bädern Deutschlands, aber eben so wenig unterliegt es einem Zweifel, daß Alexandersbad einer der interessantesten Badeorte Deutschlands ist. Zur Zeit, wo unsere Geschichte spielt, bestand die ganze Anstalt nur aus einem einzigen schloßähnlichen doch einfachen Logirhause mit zwei Nebengebäuden, und aus einem besonderen Gebäude für die Bäder; die große Wasserheilanstalt, die sich von außen wie von innen etwas frostig anläßt und keinen Vergleich mit dem gemüthlichen Mineralbad zuläßt, war damals noch nicht erbaut. Zwar ist die eigentliche Lage und nächste Umgebung von Alexandersbad durchaus nicht romantisch oder schön, sondern eher etwas unbedeutend, aber die Physiognomie des Ganzen ist freundlich und anheimelnd, das Gebäude des Mineralbades liegt gar traulich unter großen Bäumen versteckt, Luft und Wasser sind von unübertrefflicher Reinheit und Güte, vor allem aber stößt der Wald, der vom Gebirge herunterkommt, bis fast unmittelbar an die Anstalt, und dieser Wald birgt Spaziergänge voll der überraschendsten Wunder, so daß Leute, die mehr einen Aufenthalt zur Erholung des Geistes und Körpers als einen eigentlichen medizinischen Kurort suchen, nirgends besser aufgehoben sein werden als hier. Daher pflegt denn auch allsommerlich das Mineralbad ganz besetzt von Fremden zu sein, die nur zum Theil und gewissermaßen nebenbei von der Heilquelle Gebrauch zum Trinken und Baden machen, in der Hauptsache aber sich an dem ländlichen Aufenthalt erquicken, welcher doch zugleich alle mäßigen Ansprüche an materiellen Lebensgenuß wie an harmlose Geselligkeit befriedigt. Auch Touristen lassen sich hier wohl auf einige Tage nieder, um Ausflüge in das nahe Gebirge zu machen.

In der frühen Jahreszeit, in welche die von uns zu erzählenden Ereignisse fallen, gab es noch keine Badegäste, doch hatten sich einige junge Männer hier zusammen gefunden, von denen wir einen bereits kennen gelernt haben, und zwar in einer hinreichend mißlichen Lage, als er im Torfsumpf der Seelohe steckte.

Am Abend desselben Tages finden wir die zwei andern Gäste des Bades in dem großen Speisesaale ganz allein an einem Tische sitzend, auf welchen ein Kellner eben zwei Gläser voll eines braungelben dampfenden Getränkes stellte. Die beiden Gesellen waren sich zwar an Alter ziemlich gleich — sie mochten kaum die Hälfte der Zwanziger erreicht haben — sonst aber in allen Stücken ungleich. Der eine war von kurzer gedrungener Gestalt, wohlbeleibt und behäbig, mit einem in Weiß und Roth lebhaft gefärbten Gesicht, dunkelblonden Haaren, die sorgfältig gescheitelt und gekämmt waren, kurzen weißen fleischigen Händen; die feine Kleidung war nach der neuesten Mode gefertigt und wurde gehoben durch eine kostbare Brillantnadel vor der Brust, durch eine schwere goldene Uhrkette, durch reiche und kostbare Ringe; wenn der junge Mann aus einem eitlen Stutzer und einem reichen Lebemann zusammengesetzt schien, so mischte sich doch, wenn man ihm genauer in das heitere Gesicht sah, auch als drittes Element schlaue Lebensklugheit mit ein, und dieselben kleinen blauen Augen, die so wohlgefällig auf den Edelsteinen der Ringe an der schönen Hand hafteten, und die so genußsüchtig auf einer vorzüglichen Speise oder einem Glase trefflichen Weines verweilten, dieselben Augen konnten auch recht gedankenvoll ausschauen oder sich gar scharf und prüfend auf einen Gegenstand richten. Der andere junge Mann war ziemlich groß und sehr hager; das Gesicht war auffallend blaß, so daß selbst die Lippen mehr grau als roth zu sein schienen; die dunklen Augen waren unverhältnißmäßig groß, oder schienen wenigstens so wegen der Magerkeit des Gesichtes, und es lag in ihnen ein gewisser unstäter wechselnder Ausdruck, an dem irgend etwas Unerklärliches haftete; Stirn, Nase, Mund und Kinn waren in Umriß und Schnitt fein und zierlich; das schwarze lockige Haar umgab unordentlich und phantastisch das Haupt; die Kleidung war nicht eben schlecht aber sehr vernachlässigt, und namentlich stach die unreine Leibwäsche sehr unvortheilhaft gegen die tadellose Feinheit und Sauberkeit ab, wodurch sich dieser Theil des Anzuges bei dem Gefährten auszeichnete.

„Was stellt dies vor, Herr Adams?“ fragte der Wohlbeleibte, als sich der Kellner wieder entfernt hatte.

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Schwanhöfer. Ich habe bei Herrn Lang, unsrem trefflichen Gastwirth, eine tüchtige Bowle guten Punsches bestellt, auf daß wir damit unsern werthen Ritter Don Quixote, will sagen unsern trefflichen Gefährten, den Herrn Vanhulsten, würdig empfangen, wenn er glücklich von seiner abenteuerlichen Fahrt zurückgekehrt sein wird. Um nun eines Theils die Güte des Getränkes zu prüfen, andern Theils die Ungeduld der Erwartung einigermaßen zu bekämpfen, hab' ich die Anordnung getroffen, daß diese Gläser zu uns gebracht werden, die wir je nach

Belieben und Bedürfniß erneuern lassen können. Sie haben doch nichts gegen diese Anordnung einzuwenden, Herr Schwanhöfer?"

"Durchaus nicht!" sagte Schwanhöfer.

"Auf Ihr Wohlsein!"

"Auf das Ihrige!"

Beide kosteten die Mischung des Herrn Lang und schienen ihr ganz ihren Beifall zu schenken. Schwanhöfer zog eine Cigarrentasche hervor und bot sie höflich mit den Worten dar: "Eine Cigarre gefällig?"

"Ich danke. Sie wissen ja, daß ich zu dieser Art von Brandstiftern nicht gehöre."

Schwanhöfer setzte eine Cigarre in Brand und begann gemüthlich zu rauchen, indem er sagte: "Es soll mich doch wundern, wie die Unternehmung des Herrn Vanhulsten ausgefallen ist."

"Wie sollte sie anders als gut ausgefallen sein? Das Fichtelgebirge ist ein sehr zahmes Gebirge. Der letzte Bär ist, wie ich aus meinen gründlichen Studien weiß, 1769 geschossen, der letzte Wolf 1803, der letzte Räuber ist vor etwa zwanzig Jahren eingefangen, und man hat ihn, glaub' ich, in Wunsiedel und Weißenstadt für Geld gezeigt. Was für Gefahren können also dem fahrenden Ritter bevorstehen?"

"Er kann sich verirrt haben."

"Ach was! Frau Lang hat seine Reisetasche so reichlich mit Butterbrot, Kalbsbraten und Wein versehen, daß er es gut hat aushalten können, bis er irgendwo zu Menschen kommt. Die Berge hängen hier ja gar nicht zusammen, sondern liegen so einzeln wie die Würfel, die aus einem Becher geschüttelt sind, da kann man sich nie auf lange Zeit verirren."

"Und doch riethen Sie selbst gestern Abend am meisten ab, mein Bester, die Tour zu unternehmen."

"Weil ich mich ärgerte, daß Vanhulsten bloß seiner Eitelkeit nachgab, als er so eigensinnig auf seinem Willen bestand."

"Wie? seiner Eitelkeit?"

"Das versteht sich. Weil die Leute hier im Hause behaupteten, er könne ohne Führer unmöglich den Ort besuchen, wo die Flüsse entspringen, so wollte er nun grade zeigen, daß er's möglich machen könne."

"Er hat sich von den höchsten Punkten hier den Schneeberg und Ochsenkopf angesehen; er weiß, daß zwischen beiden Bergen der Main und die Nab entspringen, da bildete er sich nun ein, sich ohne Führer zurecht finden zu können. Aber ich besorge, daß ihm irgend etwas Unangenehmes zugestoßen ist, sonst müßte er schon wieder da sein."

"Freilich, er bleibt lange aus, wir wollen uns darum die Gläser noch einmal füllen lassen. Oder haben Sie etwas dagegen?"

"Das eben nicht."

Die Schelle wurde daher angezogen und die Erneuerung der Probegläser angeordnet.

Nach einer beschaulichen Pause begann Schwanhöfer: "Sagen Sie mir einmal, Herr Adams, wofür halten Sie eigentlich diesen Herrn Vanhulsten?"

"Wofür ich ihn halte? Für einen prächtigen Kerl, nur etwas stolz, etwas sehr stolz."

"Ich meine, von welchen Lebensverhältnissen er sein mag?"

"Nun, von sehr wohlhabenden; man dürfte ihn sogar nach manchen Anzeichen für reich halten."

"Das versteht sich; solche Cigarren, wie er führt, kann man unter sechzig bis siebzig Thalern die Kiste gar nicht haben, im engros Preis. Ich meine aber, welchem Stande er wohl angehört?"

"Er wird ein Gutsbesitzer sein."

"Ei bewahre! Er wollte ja gestern nicht einmal zur Preisthierschau des landwirthschaftlichen Vereins nach Wunsiedel gehen."

"So ist's vielleicht ein Offizier, der auf Urlaub in Civil reist."

"So säh' er eher aus, aber ich habe ein Briefcouvert gefunden, das ganz einfach auf einen "Herrn Vanhulsten" lautet, ohne "Hochwohlgeboren" und alles Andere, was auf einen Offizier schließen ließe."

"So ist's wohl ein Prinz Incognito?"

"Auch nicht, denn ein solcher ist nie ohne einen vertrauten Kammerdiener oder etwas der Art."

"Na, im Ganzen ist mir's völlig gleichgiltig, welchem Stand er angehört."

"Ich will's Ihnen aber doch sagen, Herr Adams, wofür ich ihn halte: für einen Kaufmann."

Einigermaßen überrascht fuhr Adams auf: "Für einen Kaufmann? Aber Sie sind ja ein Kaufmann."

Lächelnd haftete Schwanhöfer die klugen Augen auf den Genossen, dessen Ideenverbindung er richtig gefolgt war, und sagte: "Sie meinen, Herr Vanhulsten sei gegen mich und den Kaufmannsstand überhaupt zu vornehm, zu nobel? Ich glaube aber doch, er ist ein Kaufmann. Nur ist noch manches Unklare in der Sache. Er hat uns gelegentlich erzählt, daß er, obgleich deutschen Ursprungs, in Amsterdam wohne. Nun hat unser Haus zufällig sehr intime Verbindungen mit Amsterdam, aber eine Firma "Vanhulsten" ist mir nie zu Gesicht gekommen."

"Was thut das, Herr Schwanhöfer? Ein angenehmer Gesellschafter in dieser Einsamkeit ist er jedenfalls."

"Was will er aber hier?"

"Was er hier will? Was wollen Sie hier, Herr Schwanhöfer?"

"Ich habe es Ihnen, mein' ich, schon gesagt, daß mir körperliche Bewegung anempfohlen ist, um der Gefahr einer zu großen Körperfülle zu entgehen. Ob es ein flüchtiger Einfall meines Arztes war — oder was er sich für eine sonderbare Idee vom Fichtelgebirge machen mag — was weiß ich's? — genug er rieth mir, als ich fragte, wohin ich denn gehen solle: gehen Sie etwa ins Fichtelgebirge, nehmen Sie Ihr Hauptquartier in Wunsiedel, was ja in der Mitte des Gebirgs liegt, und machen sie von da aus jeden Tag Spaziergänge ins Gebirge. Gerechter Himmel: von Wunsiedel aus Spaziergänge ins Gebirge machen! Das Ding liegt ja fast in der Ebene, und die Berge sind weit davon."

"Wenn's auch am Ende eine Art Hochebene ist, so haben Sie doch in der Hauptsache recht, Herr Schwanhöfer. Ich denke noch mit Vergnügen daran, in welchem hohen Grad der Verzweiflung ich Sie im Gasthof zu Wunsiedel fand: die Berge waren zu weit, um einen Spaziergang zu machen, und das Mittagsessen war verfehlt gewesen — —"

"Eingemachte Bohnen und Speck das Hauptgericht!" murmelte Schwanhöfer für sich in neuerwachter Entrüstung.

"So daß es mir leicht wurde — fuhr Adams fort — Sie hierher nach Alexandersbad zu verpflanzen, wo ich mich meiner Kunst zu Liebe aufhalte."

Mit spöttischem Lächeln sagte Schwanhöfer: "Das heißt, Sie wollen die Felspartieen in der Luisenburg studiren, haben aber, wenigstens in den drei Tagen, die wir hier zusammen sind, die Luisenburg noch gar nicht besucht. Es ist merkwürdig, daß Sie die Thierschau in Wunsiedel und den Jahrmarkt in Redwitz und alles Mögliche sonst aufsuchen, aber meines Wissens noch keinen Fuß nach der Luisenburg gesetzt haben."

"Gut Ding will Weile haben, Herr Schwanhöfer. Ich fürchte mich vor meiner Wuth zu malen, wenn ich erst einmal die berühmten Felsen sah. Außerdem hat mir ja Vanhulsten den Auftrag gegeben, ihm einige Partieen der Luisenburg in Oel auszuführen, und mir großmüthig die Feststellung jedes beliebigen Preises überlassen."

"Um so eher, sollte man denken — —"

"Nein, um so langsamer. Es ruft mich jetzt eine Art Pflicht zur Luisenburg, und nun wird mir der Weg dahin in der That schwer."

"Sie sind ein sonderlicher Mensch."

„Das mag wohl sein. Aber auch Vanhulsten mag sein, was er will: er ist jedenfalls ein nobler Charakter. Was meinen Sie, wenn wir uns von neuem ein Erwartungsglas füllen ließen?“

„Ich habe nichts dagegen.“

Die Gläser wurden also abermals dem Kellner übergeben, der aber als er sie zurückbrachte, verkündigte, daß Herr Vanhulsten schon seit einiger Zeit mit noch einem fremden Herrn eingetroffen sei, daß die beiden Herren sich nur umkleideten und sogleich im Saale erscheinen würden.

„So bringen Sie nur gleich die ganze Bowle mit zwei frischen Gläsern herein!“ rief Adams dem Kellner nach.

Nachdenklich sagte Schwanhöfer: „Was mag das für ein Herr sein, den er mitgebracht hat? Vielleicht ein Geschäftsfreund?“

„Ach warum nicht gar! Es wird doch zwischen dem Ochsenkopf und Schneeberg keine Geschäftsfreunde aufzulesen geben!“

„Nun, nun, man kann nicht wissen. Vielleicht war die ganze Geschichte mit der Entdeckungsfahrt nach den Flußquellen nur ein Vorwand, um ein geschäftliches Zusammentreffen zu verdecken.“

Lachend rief Adams: „Bravo, gut gebrüllt — Kaufmann! Vielleicht geben Sie auch nur vor, von Ihrem Arzt ins Fichtelgebirge geschickt zu sein, um einer zu reichen Körperfülle zu steuern, und in Wahrheit wollen sie die Handelsschätze der Gegend in irgend einer geschäftlichen Beziehung ausbeuten.“

Mit ernstem Eifer sagte Schwanhöfer: „Ich kann Ihnen die Versicherung geben, Herr Adams — —“

Aber Adams unterbrach ihn: „Genug, genug, Herr Schwanhöfer, ich glaube Ihnen ohnehin schon, daß Sie bloß aus körperfüllheitlichen Angelegenheiten hier verweilen. Aber da kommt Vanhulsten und der Fremde und die Bowle!“

„Und der Fremde hat wahrhaftig Vanhulsten's Hausrock an!“ flüsterte Schwanhöfer. „Was hat das zu bedeuten?“

So war es in der That: da Bernhard wohl Beinkleider aber keinen Rock in seinem Ränzel führte, so hatte Vanhulsten ihn genöthigt, sich aus seiner Garderobe einen Rock zu entnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

* Poetische Kleinigkeiten.

Nach dem Englischen von F. Rupertl.

James Montgomery.

Zum Ruhen ist die Nacht!
Wie nach dem Lärm der Welt
Nun um die wunde Brust so sacht
Des Friedens Vorhang fällt
Und aller Sorge ganz beraubt
Sanft in die Kissen sinkt das Haupt!

Zum Träumen ist die Nacht!
Des Lebens Schauspiel schwebt
Vor uns, aus Finsterniß und Pracht,
Wahrheit und Trug gewebt, —
Gebilde, schön und wunderbar,
Wie nimmer sie der Tag gebar.

Zum Wirken ist die Nacht!
Da sucht der ernste Geist
Mit Eifer in des Wissens Schacht,
Was keiner ihm entreißt;
Des Weisen Spruch, des Dichters Sang
Begegnen seinem Forschergang.

Zum Weinen ist die Nacht!
In unsrer tiefsten Brust
Ist leis' Erinnerung erwacht
An längst gestorbne Lust;
An ihrem Grabe klagt sie still,
Daß nichts auf Erden dauern will.

Zum Sorgen ist die Nacht!
Entschwundner Tage Bild,
Leichtsinnig, frevelhaft verbracht,
Hebt sich verzweiflungswild
Und dräut, wie Cäsars Schatten that,
Als er im Zelt vor Brutus trat.

Zum Beten ist die Nacht!
Der Heiland oftmals stieg
Empor, von Andachtsgluth entfacht,
Zum Berg, wo alles schwieg;
So flüchtet gern, wer Gott sich weiht,
Betrachtend in die Einsamkeit.

Zum Sterben ist die Nacht!
Wenn all' im Schlummer ruhn
Und bei uns nur die Liebe wacht,
Die letzten Hauche thun
Und schon des Paradieses froh
Den Freunden winken! — Stürb' ich so!

H. Kirke White.

Du, eines finstern Vaters mildes Kind,
O Primel, deren zarte, schöne Form
Im Wirbelwind genährt,
Gewiegt vom Sturme ward, —

Als mit des alten Winters Grimm zuerst
Der Lenz in kühnem Muth den Streit begann,
Warf er dich auf die Flur
Als Zeichen seines Siegs.

Im stillen, niedern Thal erschließest du,
Des Jahres Hoffnung, ob auch rauh der Wind
Noch wehn mag, unbemerkt
Und einsam deinen Kelch.

So blühet, unter Sturm des Mißgeschicks
Geboren, auf entlegner Erdenflur
Die Tugend still für sich,
Von wenigen erkannt;

Und jeder scharfe Hauch, der über sie
Hinfährt, erhöht die Reinheit ihrer Brust
Und leiht, des Lebens Weh
Zu tragen, heitern Muth.

Coleridge.

Ihr Wolken, nun enteilend und nun säumend,
Die keiner hält auf ihrer luft'gen Bahn!
Ihr Meereswogen, wilderregt und schäumend,
Nur ewigen Gesetzen unterthan!
Ihr Wälder an der Berge sanftem Hang,
Die jetzt ihr auf der Vögel Stimmen lauschet
Und selber dann erhabenen Gesang
Mit windbewegten, mächt'gen Zweigen rauschet,
Durch deren Düsterheit ich oft und gern
Wie ein Erkorener des Herrn
Auf Wegen, die kein Jäger je betrat,
Im Mondenschimmer bahnte meinen Pfad,
Wo, was ich sah, und was zum Ohre klang,
Mir schauernd in die Seele drang!
Ihr stolzen Forste und ihr wilden Wogen,
Ihr Wolken, die ob meinem Haupte zogen,
Du blauer Himmel, du, o goldne Sonne,
Ihr Wesen, die ihr frei seid auf der Welt, —
Ein Zeugniß sei von euch mir ausgestellt,
Wie meinen Busen stets in hoher Wonne
Begeistrung für die Freiheit hat geschwellt.

* Von Pantoffeln.

Eine Vorlesung. Aus dem Dänischen von P. J. Willatzen.

Meine geehrten Zuhörer!

Es ist genugsam bekannt, daß die größten Gelehrten des Mittelalters Jahrhunderte zur Untersuchung der Schuhe und Stiefel der Griechen und Römer verwandt haben, und ich hoffe deßhalb, daß Sie es nicht unbescheiden finden werden, wenn ich mir hiemit zehn Minuten Aufmerksamkeit für die Pantoffeln ausbitte, deren welthistorische Bedeutung zu documentiren durchaus überflüssig ist.

Daß Niemand sie verachte auf Grund ihrer untergeordneten Stellung! — Kein Hut, keine Sturmhaube, ja keine Krone ragt so hoch empor, daß nicht ein kleiner capriciöser Pantoffel in einzelnen Augenblicken darüber geschwebt hätte; und während die Mode, diese Alles umwälzende Zauberin, Sandalen, Kothurne, Ritterstiefel, Schnabelschuhe, Suwaroffe und Wellingtone wegescamotirte — nicht zu reden von zwei oder drei Generationen Galochen, die in einigen wenigen Jahren grade vor unsern Augen verschwunden sind — hat der Pantoffel Jahr aus, Jahr ein seinen Platz in der ganzen civilisirten Welt behauptet. Von ihm kann man singen, was der Dichter von der Liebe singt:

Wie bunt es im wechselnden Treiben
Der Sitten und Bräuche hier geht,
Sie wird in der Mode doch bleiben,
So lange die Welt noch besteht.

Ueber das Alter und die Entstehung des Pantoffels hat man verschiedene Sagen. Laut einer der glaubwürdigsten soll Adam, der erste Ehemann, die ersten Pantoffeln getragen haben. Er war bekanntlich nicht lange im Paradiese, und als er daraus fortwanderte, ging der Weg durch „Dornen und Disteln", wie es heißt, so daß es wahrscheinlich genug ist, daß man die ersten Pantoffelspuren an der Grenze des verlorenen Edens sucht. Soviel ist jedenfalls gewiß, daß die Pantoffeln älter als unsre Geschichte sind, denn wir können ihre Spuren rückwärts bis zu den allerersten Sagen verfolgen, sowohl den heiligen von Abraham und Sara als den profanen von Ninus und Semiramis — ja, gehen wir noch weiter, werden sie uns ganz hinauf auf den Olymp führen, wo der Göttervater Zeus selbst das Dasein des Pantoffels bezeugen kann. Wir wollen uns deßwegen nicht in Hypothesen über die Entstehung des Pantoffelwesens vertiefen, sondern bis auf Weiteres dasselbe als ein Naturphänomen von gleichem Alter wie die Liebe und der Magnetismus betrachten, und folglich gilt die Frage nicht der Erfindung sondern der Entdeckung; sie lautet etwa wie folgt: Wann brauchte man zum ersten Male den Ausdruck „unterm Pantoffel zu stehen"?

Die Antwort hierauf finden wir in verschiedenen Traditionen, aber die wahrscheinlichste von diesen ist unzweifelhaft diejenige, welche von dem schwäbischen Augustinermönche Benedictus Anselmus aufgezeichnet ist, und da ich zufälliger Weise das einzige noch existirende Exemplar der Manuscripte dieses gelehrten Mannes besitze, sehe ich mich in den Stand gesetzt, Ihnen eine Uebersetzung seiner interessanten Aufzeichnung mitzutheilen. Sie lautet folgendermaßen:

„Vor undenklichen Zeiten lebte ein gewaltiger Rittersmann, welcher Polyphem mit der eisernen Stirn genannt ward. Nie war er in einem Kampfe überwunden worden und hatte nie das Knie gebeugt, weder vor Heiligen noch vor Menschen. — Der Papst und der Kaiser hatten damals eine langwierige Fehde geführt, und als sie darauf Frieden schlossen, wurden große Feste und Turniere gegeben, zu welchen die berühmten Ritter der weiten Welt eingeladen wurden. Bei diesen Ritterspielen war befohlen, daß die Kämpfer entweder des Kaisers oder des Papstes Farben tragen sollten, aber Polyphem schwur, daß er nie die Kennzeichen der Knechtschaft tragen wolle, weder die des Einen noch die des Andern. Da sprach der Erzbischof: „Befestige das rothe Kreuzband an deinen Helm, oder ich spreche den Bannfluch der Kirche über dich aus." „Ich trotze dem Bannstrahle", antwortete Polyphem. Und der Kanzler sagte: „Hefte die schwarzgeränderte goldne Schleife an deinen Helm, oder ich thue dich in die Reichsacht." Aber der Ritter antwortete: „Ich fürchte Keinen im Reiche." Nun kam seine junge Gemahlin herbei und bat ihn inständigst, entweder das eine oder das andere Kennzeichen zu tragen, ihretwegen es zu tragen, aber er gab zur Antwort: „Nie!" Da brach sie in einen Strom von Thränen aus und sagte: „Soweit also ist es gekommen, daß du mich nicht mehr liebst!" Aber Frau Beatrix war bezaubernd schön und der Ritter hatte sie noch nie weinen sehen; er ward heftig bewegt und schwur, daß er sie mehr als sein Leben liebe, das wolle er im Kampfe gegen zwölf Ritter mit blanken Waffen beweisen. Die schöne Frau wollte jedoch nichts davon hören, sondern schluchzte: „Weh, wehe mir Unglückseligen! Wenn du nur noch einen Funken von Liebe zu mir hast, dann beweise dies dadurch, daß du eines der Zeichen an deinen Helm heftest", und damit lief sie hinein in ihr Betzimmer und schlug die Thür hinter sich zu. Da stand Polyphem eine Weile schweigend und starrte auf die verschlossene Thür, allein in demselben Augenblick schmetterten die Trompeten; er ergriff den kleinen goldgestickten Schuh, welchen Beatrix in der Eile verloren hatte, den befestigte er an seinen Helm und eilte in die Schranken. Hier hielten die Ritter des Kaisers an der einen Seite und die der Kirche an der andern, und der Herold fragte ihn: Stellst du dich unter das Scepter oder unter den Krummstab? „Unter den Pantoffel", rief Polyphem, und nun begann ein Ritterspiel, deßgleichen man noch nie gesehen. Er hob zweiundzwanzig Ritter aus dem Sattel, und fünf von diesen mußten vom Platze getragen werden. Als der Kampf beendigt war, reichte die Schwester des Kaisers ihm den Preis, aber indem sie die goldgewirkte Schärpe ihm über die Schulter band, flüsterte sie ihm in's Ohr: „Ritter Polyphem! Es ist kein Mann in der ganzen Welt, der euch überwinden könnte, aber — unterm Pantoffel steht ihr doch." Und was die Fürstin raunte, sagte das ganze Land laut, und es zeigte sich bald, daß unterm Pantoffel mehr Helden stünden, als unterm Scepter und Krummstabe zusammen.

Seit dieser Zeit war es bekannt, daß ein Pantoffelregiment existirt, aber wie viele Bataillone von Ehemännern es zähle, darüber ist man doch nie recht einig geworden. Bald hört man die Behauptung, daß es „fast alle" Männer umfasse, bald wird es auf „fast keine" reducirt. Der ersten Meinung neigt sich die Mehrzahl der unversorgten Herren zu, und speciell der Theil von ihnen, welcher über 38 Jahre zählt; aber das Votum der Herren Junggesellen schmeckt gar zu sehr nach Vogelbeeren, als daß man sie zu Richtern in Ehestandssachen annehmen dürfte — der andern Ansicht neigen sich die meisten verheiratheten Damen zu, aber auch sie darf man nicht unbedingt als Zeugen der Wahrheit ansehen, denn bis auf den heutigen Tag hat noch keine Frau eingeräumt, daß ihr Mann unterm Pantoffel stehe. Das Zeugniß der Ehemänner ist ebensowenig zuverlässig, denn die Mehrzahl der Enrollirten hat nie den Pantoffel gemerkt und schwört deßhalb in gutem Glauben, daß er nicht über ihre Schwelle gekommen sei. Einen Einzelnen hört man wohl einmal ein offenes Bekenntniß des Entgegengesetzten ablegen, aber insgemein ist es falsch, denn darf ein Mann sagen: „Ich stehe unterm Pantoffel", dann ist es nicht wahr. Stünde er wirklich unterm Pantoffel, dürfte er es ja um seiner Frau willen nicht gestehen. Unbegreiflich ist es übrigens, daß man von beiden Seiten so sorgfältig bemüht ist, das Dasein des Pantoffels zu läugnen, obgleich die gesunde Vernunft sagt, daß es allezeit gerechtfertigt sei, wo es sich finde. Es ist ja durchaus natürlich, daß der stärkste Wille sich geltend macht; wenn er sich nun nicht auf Seiten des Schwertes zeigt, dann ist es in der Ordnung, daß die Regierung auf die Seite des Spinnrockens übergeht. Es ist keine Schande für einen Mann, wenn sein Wille nur eine gewöhnliche Stärke besitzt, ebensowenig wie eine Frau sich dessen zu schämen braucht, wenn ihr Wille eine außergewöhnliche besitzt; folglich wird weder der Mann noch die Frau lächerlich, weil ihr Wille der stärkste ist; aber beide werden sie es, sobald sie zu verbergen suchen, was in der Ordnung. Ich kannte einen sehr talentvollen Schneider, welcher so vollständig in seiner Kunst aufgegangen war, daß es ihm durchaus unmöglich ward, zugleich Hausherr zu sein. Deßhalb besetzte seine junge, energische Gemahlin den leeren Thron, und dies war, wie gesagt, in der Ordnung; aber sie mißbrauchte fortwährend ihre Herrschaft dazu, dem Manne einen Schein der Macht aufzuzwingen, die sie ausübte — dies war nicht in der Ordnung. Einmal als sie vor Freunden und Nachbarn sich über die Willkür des ehrlichen Mannes beklagte, entschlüpfte ihm ein Seufzer, der nicht leicht mißverstanden werden konnte. „Was sagst du?" herrschte die Frau mit einem Blicke, der ebenfalls nicht mißverstanden werden konnte. „Wagst du zu läugnen, daß du ein rechter Despot bist?" — „Nein, beim Himmel, ich wage es nicht!" antwortete der Gemahl — „ich versichere hoch und heilig, daß ich ein completer Haustyrann bin!" — — Sehen Sie, das nennt man das Regiment compromittiren! — Man darf übrigens nicht glauben, daß alle Pantoffeln gleich sehr drücken, oder daß sie alle über Einen Leisten genäht sind. Im Gegentheil: man hat sie in allen möglichen Dimensionen und von den verschiedensten Qualitäten. Gewöhnlich theilen die Systematiker sie in drei Hauptklassen ein, und diese sind:

a. hölzerne Pantoffeln,
b. lederne Pantoffeln und
c. seidene Pantoffeln.

Die hölzernen Pantoffeln finden sich nur in den Häusern, in welchen die Frau sagt: „Du sollst", und der Mann antwortet: „Wie du willst!" Ungeachtet sie zweifellos die seltensten sind, ist ihre Popularität ohne Vergleich die größte. Die Sache ist die, daß sie die

am meisten in die Augen fallenden sind, und der gemeine Mann kennt deßhalb auch nur diese eine Gattung von Pantoffeln. Kenner unterscheiden zwei Arten von ihnen: die ordinären, unter welchen sich verschiedene ordinäre Ehemänner, oder besser gesagt Ehemannsleute befinden, und die extraordinären oder die „hölzernen Pantoffeln mit Beschlag." Ueber diese letztern wird man genauere Nachricht einziehen können bei Molieres Georges Dandin und Holbergs Jeppe vom Berge. Sie sollen dem Verlauten nach im höchsten Grade genirend sein.

Die ledernen Pantoffeln sind weit mehr verbreitet. Sie zeichnen sich weniger durch Steifheit als durch Zähigkeit aus und sind unglaublich dauerhaft. Wenn man eine Frau zu ihrem Manne sagen hört: „Gott bewahre! Du bist Herr und ich Sklavin, deßhalb gehorche ich ....—" und dann ein halbausgesprochenes „Aber" .... nachfolgt, dann kann man sich darauf verlassen, daß der lederne Pantoffel, falls er nicht bereits seinen Einzug ins Haus gehalten hat, im Anmarsch ist. Fast alle hitzigen Ehemänner machen nach und nach seine Bekanntschaft, und man behauptet, daß er in militärischen Ehen sehr häufig sein solle. Speculanten, welche ein Vermögen heirathen und eine Frau als Mitgift erhalten, entgehen ihm selten oder nie, und wenn ein alter Junggeselle seiner Haushälterin die Hand reicht, steht er in der Regel unter seinem unmittelbaren Einflusse. Folgendes ist die Theorie des ledernen Pantoffels: „Laß dem Manne seinen eigenen Willen, aber so, daß es ihn nicht gelüstet einen solchen zu haben." Zum Arsenal desselben gehören: „Jeremiaden, Gardinenpredigten, graues Wetter, einsilbige Antworten und Essigbrauerei. Zählt die Frau zu den frommen Schwestern, zieht sie natürlich die Predigten vor — ist sie nervös, hält sie sich an die Jeremiaden, und ist sie eine von den sogenannten klugen Frauen, „dann schweigt sie, aber . . . ." Ich muß mir erlauben ein kleines Beispiel davon anzuführen, wie der lederne Pantoffel sich geltend macht. Es war einmal ein Mann, der eine Frau hatte, und diese Frau hatte einen Geschmack, während der Mann einen andern hatte. Der Mann fand unter Anderm ein sonderlich Behagen an Lammfleisch, und einst in einer schönen Morgenstunde bekam er den despotischen Einfall, Lammfleisch für den Mittagstisch zu decretiren. Die Frau gehorchte — denn „Gott bewahre! Er war ja Herr in seinem Hause, aber . . . ." aber sie gehorchte auf ihre Weise. Mittags erhielt der Herr Gemahl ganz richtig gekochtes Lammfleisch — aber es ward mit Sauerkohl servirt. Am Tage darauf bekam er gebratenes Lammfleisch — ebenfalls mit Sauerkohl, am dritten Tage aufgewärmtes Lammfleisch, gleicherweise mit Sauerkohl, dann grillirtes, dann fricassirtes, dann ragoutirtes und varirtes Lammfleisch, den einen Tag nach dem andern, doch immer und ewig mit Sauerkohl. — Da haben Sie das Princip, meine Damen und Herren! Auf diese Weise kann der festeste männliche Wille nach und nach dahin gebracht werden, jedes Recht aufzugeben, denn — wie das schwedische Sprichwort sagt: Männermuth überwindet Alles — nur keinen Sauerkohl.

Wir kommen jetzt zum seidenen Pantoffel. Er ist meist den Betreffenden unbemerkbar und den Beobachtern unsichtbar und deßhalb zum Theil unwiderstehlich, unvermeidlich und unbeschreiblich. Alles, was ich Ihnen von ihm erzählen kann, beschränkt sich darauf, daß er mit Rosen und Vergißmeinnicht gestickt und aus Liebe, Küssen, Koketterie, Scherz, Launen und Listen gewirkt ist. Wenn der Weltbeherrscher die engen lackirten Schuhe des Junggesellenstandes ausgetreten und die schweren dickbesohlten Stiefel des Hagestolzenthums abgetragen hat, dann befinden sich seine Hühneraugen so unschreiblich wohl in den weichen seidenen Pantoffeln des Ehestandes, daß er es gar nicht bemerkt, wie sie seinen Fuß lenken. Während der Unterthan des hölzernen Pantoffels zitternd gehorcht, „weil er nicht anders kann", und derjenige des ledernen Pantoffels seufzend sich in Alles findet „um des lieben Hausfriedens willen", ergiebt der Mann mit dem seidenen Pantoffel sich lächelnd auf Gnade und Ungnade, „weil es ihm unmöglich ist, seinem Frauchen Nein zu sagen" — und je kindlicher, kindischer und unerfahrener die Frau ist, je gewisser der Mann seiner Ueberlegenheit in jeglicher Hinsicht zu sein meint, desto dünner ist auch der Damoklesfaden, an welchem der Pantoffel über seinem Throne hängt.

Es ist ein unbegreifliches Versehen der alten Künstler, welche den Herkules hinterm Spinnrocken dargestellt haben, daß sie seine Besiegerin als ein gewaltiges, kräftig gebauetes Weib abbildeten — im Gegentheil: Omphale ist sicherlich ein kleines kindliches Wesen von fünfzehn, sechszehn Jahren gewesen, sonst hätte sie nie den Helden dazu vermocht, mit dem Werg zu spielen. Es hieß natürlich: „Kleiner Herkules! Du begreifst es nicht, wie göttlich du dich am Spinnrocken ausnimmst! Spinne doch ein Bischen!" — und dann spann er, bis Omphale allen Ernstes sich der Keule und der Löwenhaut bemächtigt hatte. Gerade so erging es dem Könige Salomo. Seine kleinen heidnischen Odalisken schmückten sein weißes Haupt mit so vielen Blumenkränzen, daß er zuletzt nicht aus den Augen sehen konnte, und dann umschlangen sie ihn mit Rosenguirlanden und zogen ihn im Triumph hin an ihren Altar. Es half zu nichts, daß der weise König auf einmal schalt und lachte: er mußte an ihren Kindereien Theil nehmen und Narrenstreiche vor einem Götzenbilde machen. Es war ja nur Tollheit! Allein bevor er sich dessen versah, hatte er geopfert — der Astarte geopfert, und wissen Sie, meine Herren, wer Astarte war? Es war eine entsetzliche phönizische Göttin, deren Sandalen auf ein Haar aussahen wie — Pantoffeln! — Seht Euch in den Spiegel, Ihr Ehemänner! Ihr seid sehr weise, das wissen wir sehr wohl, aber Ihr seid nicht weiser als König Salomo, Herkules und Marlborough! Es ist kein Einziger unter Euch, der an Astarte glaubte — Salomo that das auch nicht — aber dessenungeachtet habt Ihr doch Alle ihr geopfert — Alle ohne Ausnahme! — Es sind zwei Worte, die Ihr vielleicht vergessen habt, und also lautet die Zauberformel: „Um meinetwillen!" — gedenket dieser und dessen, was sie ausgerichtet haben, und Ihr werdet Eure Schwäche eingestehen! — Es nützt zu nichts, daß der Mann Alleinherrscher über den Geldschrank, Freiherr über seine Tabackspfeife und Disponent über den Hausthürschlüssel ist: deßhalb kann er doch ebenso gut unter dem seidnen Pantoffel stehen. Die Frau kann ihn sehr gut davon überzeugen, daß Tabacksdampf das Wohnzimmer ungemüthlich macht, daß Kartenspiel ein Mord der Geselligkeit, daß der Klub ein passendes Asyl ist für obdachlose Hagestolze, doch nicht für Familienväter, daß ein ordentlicher Gatte auf den Glockenschlag sowohl Mittags wie Abends zu Hause sein müsse u. s. w. — und alles dieses, ohne daß vom Pantoffelwesen die Rede wäre; denn sieht der Mann ein, daß alle die Behauptungen richtig sind, dann handelt er ja nach der eigenen Ueberzeugung, indem er sie respectirt. Kann die Frau ihn aber dazu bringen, gegen seine Ueberzeugung „um ihretwillen" nur zwei Strohhalme über Kreuz zu legen, dann ist es aus mit ihm, wie mit König Salomo: er hat der Pantoffelgöttin geopfert, ihr seine Ueberzeugung geopfert und folglich sich der Abgötterei schuldig gemacht. — Und man thut das so leicht! — War da z. B. der Republikaner Bernard: er war rother Freiheitsheld, sang die Marseillaise vom Morgen bis an den Abend und duldete kein Joch auf seinen Schultern — nicht einmal ein Paar Hosenträger. Seine Braut, die kleine Nini, hatte trotzdem ihm ein Paar gestickt, und das schenkte sie ihm zu seinem Namenstage. Er fand sie natürlicher Weise reizend und versprach sie gut aufzubewahren. Nein, das war nicht die Meinung: er sollte sie tragen. Schönen Dank, aber er brauche nie Hosenträger. Süßer Bernard, warum nicht? — Weil sie mich geniren! — Der Undankbare! Diese Hosenträger sollten ihn geniren, diese Hosenträger, auf welche die arme Nini so manche Mitternachtstunde bei der Lampe verwandt hatte — diese Hosenträger, an welchen jeder Stich ein Liebeshieroglyph war. Es traten zwei große Thränen in ihre schönen schwarzen Augen — es ward ihr weich um's Herz. „Bernard! Um meinetwegen könntest du gern . . . ." „Nini, um deinetwillen gehe ich in den Tod" — und so ging er in die Hosenträger! Aber es war ein wenig Seide übrig geblieben, und die mußte verwendet werden, deßhalb stickte die Kleine ihm später ein Paar allerliebsten Pantoffeleinchen und zu alleraller letzt eine — kleine, schelmische Nachtmütze. Armer Bernard! Er trug es Alles, denn Nini hatte den Zauber entdeckt, der in den Worten „um meinetwillen" liegt, und sie vergaß nie diese Entdeckung.

Ja, meine Herren Verliebten! Hüten Sie sich vor diesen Worten. Sie waren es, die dem Simson die Tonsur gaben und den Alexander dazu brachten, Persepolis in Brand zu stecken. Hüten Sie sich! — Nun sind Sie gewarnt. — Ihnen, meine Herren Ehemänner — wahrscheinlich auch Ihnen, meine Herren Verlobten — kömmt meine Warnung vielleicht zu spät. Nun wohl! Lassen Sie mich denn versuchen, Sie mit dem auszusöhnen, welches nun einmal nicht anders sein kann. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß der seidene Pantoffel eigentlich im Grunde nur ein anderes Emblem für die zaubrische Macht ist, welche die Dichter sonst mit Amors Scepter und Hymens Rosenketten bezeichnen — er ist nur das Symbol des süßen Abhängigkeitsverhältnisses, an welches der Freiheitstroubadour Theodor Körner dachte, als er sang:

„Werde frei, wer elend werden mag!"

Sollte inzwischen dieser Trost nicht ausreichen, und sollten diese Wahrheiten, welche ich hier ausgesprochen habe, gegen ihre Absicht den einen oder andern Dorn in den Rosenketten entblößt haben, dann bitte ich die verwundeten Eheleute, dieses Mißgeschick zu verzeihen — und da ich weiß, daß die Zauberformel stark genug ist, um ihre Wirkung auszuüben, selbst wenn sie nicht von den rechten Lippen ertönt, so bin ich dessen gewiß, daß Sie alle mit einander verzeihen — denn ich bitte Sie es zu thun „um meinetwillen!"

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 33. Bremen, 12. August. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Im Fichtelgebirge.

Von Ludwig Rosen.

(Fortsetzung.)

Vanhulsten stellte mit einiger Förmlichkeit vor: „Herr Kaufmann Schwanhöfer aus Zippelstedt in Norddeutschland, Herr Maler Adams, auf einer Kunstreise begriffen — —, Herr Dr. Korn, Kandidat des höhern Schulamts, aus Thüringen.“

Während sich die beiden Andern stumm gegen einander verneigten, sagte Adams: „Ich bin erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Kommen Sie her, Herr Doctor, und trinken Sie ein Glas warmen Punsches, das wird Ihnen nach der Fußpartie gut schmecken und noch besser bekommen. Dies ist Ihr Glas Vanhulsten; ich habe die Bowle eigens zur feierlichen Begehung Ihrer Rückkehr anfertigen lassen. Ich trinke auf Ihr Wohl!“

„Sehr verbunden, Herr Adams. Nehmen wir Platz um den so vorsorglich und passend bereiteten Stärkungstrank.“

„Eine Cigarre gefällig?“ fragte Schwanhöfer den neuen Ankömmling, und da dieser wirklich eine Cigarre nahm, so war ein geselliges Zusammensein auf ganz genügende Art eingeleitet.

„Wie ist's Ihnen denn auf Ihrer Spazierfahrt ergangen, Herr Vanhulsten?“ fragte Schwanhöfer.

„Im Anfang ganz gut. Ich umging die Berge und erreichte das Thal, wo der Main und die Nab entspringen, allein hier verirrte ich mich, und wenn mir nicht ein günstiger Zufall diesen Herrn zugeführt hätte — —“

„Entschuldigen Sie — fiel Bernhard ein — ich war ebenfalls verirrt, es war also gleich sehr in meinem Interesse, daß wir zusammentrafen und gemeinschaftlich den Rückweg aufsuchen konnten.“

Indem Vanhulsten diese der Wahrheit nicht ganz getreue Darstellung mit Stillschweigen passiren ließ, warf er einen kurzen raschen Blick auf Bernhard, womit er für die bewiesene Mäßigung und Zurückhaltung zu danken schien.

Adams sagte: „Das war ja eine wahre Komödie der Irrungen, die schließlich eine für alle Theile zusagende Lösung gefunden hat.“

„Ist hier nichts Neues vorgefallen?“ fragte Vanhulsten.

„Im Fichtelgebirge — antwortete Adams — giebt's bekanntlich nichts Neues außer den neuen Städtchen und Dörfern.“

„Wie verstehen Sie das?“ fragte Bernhard.

„So wie anderswo die Braugerechtigkeit wechselnd von dem einen Haus zum andern übergeht, so ist im Fichtelgebirge ein Turnus eingeführt, daß jedes Jahr eine andere Ortschaft abbrennt und neu aufgebaut wird. Wie oft schon die Reihe herumgegangen ist, weiß ich zwar nicht, aber so viel hab' ich gehört, daß manche Stadt schon zum zweiten Male an die Reihe gekommen ist.“

Mit ernster Mißbilligung fiel Schwanhöfer ein: „Pfui, Herr Adams, wer wird über eine solche Sache spotten!“

„So viel ist richtig — sagte Vanhulsten — daß keine Gegend Deutschlands so häufig von Feuersbrünsten heimgesucht wird wie das Fichtelgebirg, aber lassen wir das auf sich beruhen.“

„Sie reisen wohl zum Vergnügen?“ fragte Schwanhöfer, sich zu Bernhard wendend.

„Allerdings.“

„Was für eine Tour machen Sie denn, wenn ich fragen darf?“

„Ich bin vom Rheine her aufwärts durch die Maingegenden bis Würzburg gereist, und dort kam es mir den Sinn, die Orte aufzusuchen, die durch unsern Jean Paul merkwürdig geworden sind, ich ging also zunächst nach Baireuth, von da war ich auf dem Wege nach Wunsiedel, als mich das Zusammentreffen mit diesem Herrn zum vorläufigen Abstecher nach Alexandersbad bewog, und von Wunsiedel gedachte ich Jodiz und Schwarzenbach aufzusuchen, zuletzt aber in Hof meine Jean-Paul-Fahrt zu schließen.“

„Eine höchst merkwürdige Idee!“ rief Schwanhöfer in sich vergessendem Erstaunen.

„Wie so?“

Adams ergriff schnell das Wort: „Herr Schwanhöfer ist Kaufmann und begreift nicht gleich, warum man so in die Kreuz und Quer reisen sollte, wenn man nicht einen reellen und praktischen Zweck dabei hat.“

Mit aufrichtigem Eifer rief Schwanhöfer: „O nein, ich begreife das ganz wohl, aber ich bewundre — ja ich darf wohl sagen: ich beneide den Herrn Doctor um seinen Enthusiasmus für einen Dichter, ich bedaure es in gewissem Grade, daß man mich zu früh in geschäftliche Kreise eingeführt hat, um mich für die schöne Literatur zu begeistern, und ich hätte fast Lust, mich dem Herrn Doctor als Begleiter nach — nach — den verschiedenen Jean-Paul'schen Orten anzubieten.“

„Sie denken dabei zunächst an das Fußwandern, nicht wahr?“ fragte Adams spöttelnd.

„Nun, nun, nebenbei ist das angenehm und gesund. Wann reisen Sie ab, Herr Doctor?“

Bevor Bernhard antworten konnte, ergriff Vanhulsten das Wort: „Ich denke, das hat keine Eile. Da wir vier uns hier so hübsch zusammengefunden haben, so bleiben wir, denk' ich, noch einige Tage hier zusammen. Mich selber drängt nichts zur Abreise, denn ich beabsichtige eine größere Reise ins Ausland erst in einigen Wochen anzutreten, wollte aber gern die mir bis dahin vergönnte Zeit verwenden, um diese mir noch völlig unbekannten Gegenden näher kennen zu lernen. Herr Doctor Korn hat ebenfalls keine Veranlassung, seine Abreise zu beschleunigen, und wird neben dem Besuch Jean-Paul'scher Erinnerungsstätten einen schätzbaren Vorrath eigner Erinnerungen sammeln, wenn er mit uns die interessantesten Punkte der Umgegend besucht. Wir machen von hier aus jeden Tag einen

neuen Ausflug, bis wir die gesammte Umgebung kennen gelernt haben. Dies wird den Zweck des Herrn Schwanhöfer erfüllen, der vom Fußwandern in der gesunden Bergluft gute Folgen für seine Gesundheit erwartet, dies wird auch förderlich für Herrn Adams sein, der seine Phantasie und sein Skizzenbuch mit pittoresken Felsansichten bereichern kann, und somit findet jeder seinen Vortheil. Abgemacht?«

Es hatte niemand etwas gegen diesen Vorschlag einzuwenden, und somit ward er zum Beschluß erhoben.

Man verbrachte nun den Rest des Abends sehr vergnüglich. Bernhard besaß einen elastischen Geist, der sich leicht in neue Umgebungen fand und gern an allem Interesse nahm, was Andere beschäftigte, er erwies sich demnach als eine sehr annehmbare Vergrößerung des gesellschaftlichen Kreises. Vanhulsten war nicht sehr mittheilsam, aber er ging doch auf die meisten Gesprächsgegenstände ein, und wo er sich einmischte, bewies er einen unterrichteten und selbstdenkenden Geist. Der Maler war bald der munterste und lebhafteste unter den Anwesenden, denn das geistige Getränke, dem er fleißig zusprach ohne jedoch eine gewisse Gränze zu überschreiten, und die heitere Geselligkeit rissen ihn zu allen möglichen Scherzen und Aeußerungen hin, die zwar meist wie leichte Schaumblasen an der Luft zerplatzten, manchmal aber auch Zeugniß von einer unverkennbaren Genialität gaben. Selbst Schwanhöfer, obwohl der trockenste und prosaischeste unter den Anwesenden, war doch einer von den Menschen, die nie eine Gesellschaft verderben, ja die sogar darum beliebte Gesellschafter sind, weil sie produktiveren Geistern zugleich zum Publikum und zum Relief dienen. So war man allseitig mit einander zufrieden und wünschte sich beim Auseinandergehen mit einer größern Herzlichkeit gute Nacht, als sich eigentlich bei so kürzlich und so zufällig zusammengewürfelten Bekannten hätte erwarten lassen.

Vanhulsten hatte für Bernhard ein Zimmer neben dem seinigen anweisen lassen. Als sie sich trennten, sagte Vanhulsten mit seinem eigenthümlich befehlenden Tone, dem man doch nicht zürnen konnte, ja gegen den es schwer war sich aufzulehnen: »Es versteht sich von selbst, daß Sie mein Gast sind, so lange wir in Alexandersbad verweilen, da Sie nur meiner Einladung hierher folgten.«

Bernhard wollte ablehnend erwidern, aber Vanhulsten unterbrach ihn: »Es versteht sich dies, wie gesagt, von selbst und ist abgemacht. Gute Nacht!«

Damit trat er in sein Zimmer, und Bernhard blieb nichts übrig, als sich auch in sein Zimmer zu begeben und das Bett aufzusuchen.

3. Die Luisenburg.

Ein schöner Frühlingsmorgen trieb des andern Tages Bernhard früh aus Bett und Zimmer; er wandelte auf und ab in der Allee, welche zur Heilquelle und zum Badehause führt. Bald gesellte sich hier Schwanhöfer zu ihm, welcher nach Austausch der üblichen Morgenbegrüßungen sagte: »Ich konnte wohl denken, daß ich Sie schon auf den Beinen finden würde, denn die Herren Gelehrten haben ja wohl das Sprichwort erfunden: »Morgenstunde hat Gold im Munde.« Unsre beiden Gefährten liegen gewiß noch in guter Ruh, denn der Maler schläft wie alle Künstler tief in den Tag hinein, und Herr Vanhulsten scheint wie alle vornehmen Leute an frühes Aufstehen nicht gewohnt. Er ist doch — hm, hm — ohne alle Zweifel von vornehmem Stande, nicht wahr?«

»Ich weiß durchaus nicht, welchem Stande er angehört.«

»So — so — ich dachte, er hätte Ihnen auf der gestrigen Partie sich mitgetheilt. Aber halten Sie's nicht andrerseits auch für möglich, daß er ein Kaufmann ist?«

»So sieht er wohl eigentlich nicht aus.«

»Ich meine nicht ein Kaufmann wie ich, sondern ein großer, dem unser einer die Schuhriemen nicht auflöst. Aber was ich eigentlich sagen wollte: aus Ihren gefälligen Mittheilungen vom gestrigen Abend habe ich entnommen, daß Sie Sprachwissenschaften studirten und jetzt um eine passende Lehrerstelle sich zu bewerben gedenken. Ist dem so?«

»Allerdings. Ich habe mein kleines Vermögen fast beim Studiren aufgezehrt, muß mich daher baldmöglichst nach einem passenden Unterkommen umblicken. Die angestrengten Arbeiten des letzten Winters vor dem Examen ließen es mir jedoch räthlich erscheinen, mich durch eine längere Fußreise zu erfrischen, bevor ich mich in meine Heimath begab und nach einer Anstellung umsah.«

»Ganz recht. Sie bemerkten ferner, wenn ich mich recht entsinne, daß Sie nicht eben durch besonders starke Bande an Ihre Heimath gefesselt wären.«

»Nein, denn ich habe dort keine nahen Verwandten.«

»Ganz recht. Nun sehen Sie: ich könnte Ihnen vielleicht einen annehmbaren Vorschlag machen. Ich lasse mir die Zeitungen meines Herzogthums — denn mein Wohnort Zippelstedt liegt im Herzogthum X. — nachsenden, weil man doch immer gern erfährt, was es zu Hause giebt, und da ist mir die Ankündigung aufgestoßen, daß das Curatorium des Zippelstedter Gymnasiums für den Herbst dieses Jahres einen jungen Lehrer sucht. Die Stelle ist nicht eben brillant, aber für den Anfang gut genug, und Zippelstedt ist in seiner Art ein sehr angenehmer Ort, weit und breit bekannt durch seine Woll-Manufakturen, und es läßt sich da recht gut leben. Wenn Sie nun Lust hätten, um die ausgebotene Stelle als Bewerber aufzutreten, so könnte ich, falls sie noch nicht besetzt ist, mit einiger Sicherheit einen günstigen Erfolg um so mehr versprechen, als mein Vater Mitglied des Curatoriums ist, und zwar, was ich wohl sagen darf, ein einflußreiches Mitglied, da der Bürgermeister gemeiniglich viel auf seine Meinung hält. Was meinen Sie dazu?«

»Sie sind außerordentlich gütig, Herr Schwanhöfer und verbinden mich sehr durch Ihr Anerbieten — —«

»O, ich bitte recht sehr. Aber nehmen Sie es an?«

»Eine günstigere Aussicht kann sich mir nicht darbieten, darum nehme ich das so freundliche Anerbieten Ihrer Vermittlung an.«

»Gut. Um aber keine Zeit zu verlieren, würden Sie am besten thun, gleich heute eine Meldung aufzusetzen. Haben Sie anderweitige sachdienliche Papiere bei sich, so legen Sie dieselben bei, wo nicht: so erklären Sie, daß Sie dieselben nachliefern würden.«

»Ich führe die nöthigsten Zeugnisse und Dokumente bei mir.«

»Um so besser. Ihr Schreiben und die begleitenden Papiere vertrauen Sie mir nur an, ich sende alles noch heute mit einem Begleitschreiben an meinen Vater, und in etwa acht Tagen werden wir mit ziemlicher Sicherheit wissen, woran wir sind, vorausgesetzt, daß wir so lange zusammen hier verweilen.«

»Ich werde sogleich auf mein Zimmer gehen und die Meldung abfassen.«

»Recht so. Auf die rechte Weise rasch zu handeln, hat noch keinen betrogen. Da ist der Maler Adams, dessen Hauptfehler besteht darin, nicht dahinter zu greifen, wenn die Gelegenheit sich bietet. Herr Vanhulsten hat ihm wahrhaft genereuse Aufträge gegeben, für ihn hiesige Felspartieen aus der Luisenburg zu malen, aber der unbegreifliche Mensch hat in den drei Tagen seiner hiesigen Anwesenheit noch keinen Fuß in die Luisenburg gesetzt. Da lob' ich mir Ihre Manier! Ich werde auch gleich auf mein Zimmer gehen, um an meinen Vater zu schreiben. Wenn die Langschläfer aufstehen, haben wir Beide schon ein nützliches Thun hinter uns, und das Frühstück wird uns um so besser schmecken.«

Sie trennten sich, indem Schwanhöfer den jungen Gelehrten mit einer solchen Gönnermiene entließ, daß Bernhard gelächelt haben würde, wenn nicht die uneigennützige Dienstfertigkeit des jungen Kaufmanns seine Dankbarkeit, und dessen praktisches Angreifen der Sache seine volle Anerkennung herausgefordert hätte. —

Das Frühstück wurde unter den schönen Bäumen servirt, die

hinter dem Gebäude stehen, und hier fanden sich nach etwa einer Stunde die vier Bekannten zusammen. Bald wandte sich die Unterhaltung auf das Ziel, nach welchem der Ausflug des heutigen Morgens gerichtet sein solle. Adams sagte: „Was meinen Sie, meine Herren, wenn wir nach Schönbrunn gingen? Das Dorf hat bei Gott eine passabel hübsche Lage.“

Mit einer ernsten Rüge im Blick sagte Vanhulsten: „Es wäre wohl im höchsten Grade seltsam, wenn wir diesen Vormittag nicht zum Besuch der Luisenburg anwendeten. Zwar bin ich schon in Begleitung des Herrn Schwanhöfer dort gewesen; aber man kann zehnmal dort gewesen sein, bevor man diese wunderbare Partie in allen Theilen kennt, und wenn man sie kennt, so kann man sie immer wieder mit neuem Genusse besuchen. Es wäre ein Verrath an Herrn Doctor Korn, wenn wir nicht die nöthigen Honneurs von Alexandersbad machten, ihn in die Luisenburg zu führen.“

Adams gab sich noch nicht gefangen, sondern warf ein: „Aber in Beziehung auf den Herrn Doctor müßten wir zunächst nach Wunsiedel gehen, damit er das Geburtshaus und, wenn er will, die Geburtsstube von Jean Paul besehen kann.“

Mit verstärktem Unwillen sprach Vanhulsten: „Ich denke eben so sehr an Sie, Herr Adams, wie an den Herrn Doctor, wenn ich zum nächsten Ausflug die Luisenburg vorschlage, denn ich glaube voraussetzen zu müssen, daß Sie ein großes künstlerisches Interesse daran haben müßten, dorthin zu gehen.“

Geschmeidig nachgebend sagte Adams: „Sie haben vollkommen Recht, und es ist Unsinn von mir, Schönbrunn oder irgend einen andern Ort in Vorschlag zu bringen. Wir gehen also zur Luisenburg.“

„Und für heut' Nachmittag — sprach Schwanhöfer — schlage ich die Wanderung nach Wunsiedel vor, theils um dem Interesse des Herrn Doctors zu genügen, theils weil ich ohnehin nach Wunsiedel muß, um einen wichtigen Brief selbst zur Post zu besorgen.“ Er warf hierbei einen lächelnden Blick des Einverständnisses auf Bernhard, den dieser mit einem Kopfnicken erwiderte.

Mit Lebhaftigkeit fiel Adams ein: „Und dann lassen Sie uns über den Katharinenberg nach Wunsiedel gehen!“

„Was ist das?“ fragte Bernhard.

„Eine Art Thurm oder Ruine von einer Kapelle, welche die Wunsiedler, glaub' ich, zum Andenken an die Hussiten von Naumburg errichtet haben. Es ist dies eine höchst sehenswerthe und wahrhaft instruktive Ruine, denn sie führt einen negativen Beweis, den Beweis nämlich, wie eine höchst günstig gelegene Ruine doch sehr abgeschmackt sein kann, weil man einen kindischen und läppischen Park von jungen Birken, Fliedersträuchen, Ligustern und dergleichen Gartenverunzierungen dabei angelegt hat.“

Vanhulsten sagte: „Es ist wahr, die Anlage ist nicht geschmackvoll, aber der Herabblick auf die Stadt ist hübsch.“

Die Nase rümpfend, sprach Adams: „Hm, eine Stadt ohne Waldumgebung im sogenannten Fichtelgebirge?“

Mit beistimmender Mißbilligung fügte Schwanhöfer hinzu: „Ja, die zu Wunsiedel gehörigen Waldberge liegen weit genug davon, um die Spaziergänge mühsam zu machen. Aber dennoch ist der Katharinenberg ganz nett, und von hieraus leicht zu ersteigen.“

So wurde denn also die vorgeschlagene Tagesordnung genehmigt. —

Als man die Wanderung zur Luisenburg antrat, fand Adams fortwährend etwas zu mäkeln. Gleich beim Eintritt in den Wald gefiel ihm die Pyramide nicht, die zur Erinnerung der Anwesenheit Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise im Jahre 1805 gesetzt ist, weil der Granitblock, auf dem sie steht, zu lang und schmal, sowie zu schräg geneigt sei; man hätte wenigstens, meinte er, die unnütze und entstellende Verlängerung wegsprengen müssen. Bernhard dagegen fühlte sich bewegt bei dem Gedanken, daß dem Königspaar hier noch ein schöner Sommer geschenkt war, während schon im Jahre darauf die harten Schicksalsstürme begannen, daß die hehre Königin, der zu Ehren man damals die bisherige Luxburg in eine „Luisenburg“ umtaufte, sich hier noch von einer treuen Bevölkerung angebetet sah, welche sie nie wieder begrüßen und welche bald für immer dem preußischen Zepter entfremdet werden sollte. Der darauf folgende hölzerne Pavillon, der wohl zu einem Ruheplatz bestimmt gewesen sein mochte, erregte den hämischen Spott des Malers, und die einzelnen Felsbrocken, an denen der Fußweg vorbeiführte, fanden durchaus keine Gnade vor seinen Augen. Vanhulsten und Schwanhöfer hörten diese Heruntersetzungen schweigend mit an, ja sie mochten sich in dem Gedanken gefallen, daß Adams sich der Annahme hingebe, der ganze Berg biete eben weiter nichts dar als einen Wald von nur sehr mittelmäßiger Schönheit und einige vereinzelte Granitblöcke. Bernhard fiel auch mehr oder weniger in diese Annahme, besonders da man von unten nichts wahrnimmt als einen gewöhnlichen waldbedeckten Berg, an dem durchaus keine ausgezeichnete Felspartie hervortritt; je weniger er von der Luisenburg zu erwarten anfing, um so mehr fühlte sich ein gewisses gutmüthiges Mitleid mit der gerühmten Partie durch die Spöttereien des Malers verletzt, ohne daß er doch denselben einen entschiedenen Widerspruch entgegensetzen konnte.

Aber als man beim Eingang zu den eigentlichen Anlagen ankam, wo die Felsen in kühner und unerwarteter Gruppirung durcheinander geworfen sind, wo eine malerische Quelle am Fuß einer hohen Steinwand hervorkommt, wo die Höhlungen und Schluchten beginnen, die so viel Geheimnißreiches enthalten und noch mehr errathen lassen: da wurde Adams plötzlich still, Vanhulsten und Schwanhöfer tauschten mit einander triumphirende Blicke aus, Bernhard aber fühlte eine Last sich von seinem Herzen wälzen, indem er zu ahnen anfing, daß er mit vollem Recht in die Lobsprüche, womit man so freigebig gegen die Luisenburg ist, würde einstimmen können. Kein guter Mensch findet Gefallen daran, wenn eine Größe unter ihrem Ruhme bleibt, sei es auch nur ein Bauwerk oder eine Landschaft.

Man trat die Stufen zum sogenannten „Gesellschaftsplatz“ hinauf; Adams schaute sich gedankenvoll um, war weit entfernt, die sich dort findenden hölzernen oder steinernen Gebäude, die an sich nicht schön und noch dazu einigermaßen im Verfall waren, zu bekritteln, sondern ging mit ungewöhnlicher Energie weiter hinauf zu der wunderbaren „Klingershöhle“, wo unter einem wagerecht liegenden Felsblock von ungeheurer Ausdehnung ein Raum geebnet ist, der eine bedeutende Gesellschaft fassen würde und ihr zum Ballsaal dienen könnte. Rasch aber fest ließ er seine Blicke auf diesem Raume ruhen, dann schritt er in immer wachsender Schnelligkeit weiter vor, wandte sich rechts und vertiefte sich in das Felsenlabyrinth, das so einzig in seiner Art ist; verwundert folgten die Uebrigen nach, und nur Bernhard glaubte den Maler zu verstehen, denn auch seiner Seele bemächtigte sich immer mehr jene Trunkenheit, die von der Uebersättigung eines gewaltigen Eindrucks herrührt.

Adams hatte sich völlig an die Spitze des kleinen Zuges gesetzt und ging mit einer solchen Schnelligkeit voran, daß auch für die Andern, wenn sie folgen wollten, an eine Unterhaltung nicht zu denken war. Zwar führten gut unterhaltne Parkwege in den mannichfachsten Verschlingungen durch das Gewirre von Wald und Felsen, aber die letzteren sperrten oft den Weg, dann fand sich irgendwo unerwartet ein Schlupfwinkel, durch den man unter den Steinen weg, die jeden Augenblick dem Einsturz zu drohen schienen, auf gewundene Treppen von Stein oder Holz kam, und diese führten auf Plätze von neuer und unerwarteter Schönheit, oder zu Ruhebänken und Pavillons, die höchst gelungen an den geeignetsten Stellen angebracht waren. Und die Granitfelsen selbst nahmen immer seltsamere Formen an, waren in immer kühnerer Weise über einander geschoben, geworfen, gethürmt, so daß man bald zu der Ueberzeugung gelangte, man würde Tage lang in diesem Labyrinth umherirren können, ohne daß man doch alle sehenswerthen Punkte erschöpft hätte.

Nachdem man fast zwei Stunden auf dieser mühsamen aber höchst belohnenden Irrfahrt zugebracht hatte und sich eben auf einem der wundervollsten Plätze befand, wo früher die Inschrift: „Bis hierher und nicht weiter!“ eine Wahrheit gewesen war, bis ein Forscher dennoch einen neuen Ausweg, freilich von einer fast unwahrscheinlichen Seltsamkeit eröffnet hatte: da erklärte Vanhulsten, daß er wenigstens das Bedürfniß des Ausruhens fühle, und der ganz ermattete Schwanhöfer warf sich sogleich auf die erste sich darbietende Bank. Als alle sich niedergelassen hatten, wandte Vanhulsten an Adams und Bernhard die Frage: „Ist dies nun nicht wirklich einzig in seiner Art?“

Begeistert erwiderte Bernhard: „Ich hätte so etwas nie für möglich gehalten! Und die ganze wundervolle Felspartie ist um so schöner, weil sie so völlig mit Wald durchmischt und überwachsen ist, daß man von außen gar nicht ahnen kann, welche Wunder dieser Wald birgt. Wir haben die schönsten Durchblicke und Aussichten von einigen Felsplatten gehabt, und doch sahen wir von unten kaum einen einzigen Felsen hervorragen.“

„Ja es ist über alle Worte seltsam und außerordentlich!“ stöhnte Adams mühsam und seufzend. „Aber es ist noch etwas Anderes dabei — —“

Da er stockte, so fragte Vanhulsten: „Sind nicht viele von den Felsen mit dem sie umgebenden oder bedeckenden Baumschlag würdige Gegenstände der darstellenden Kunst, oder wenigstens unvergleichliche Studien für freie landschaftliche Composition?“

Abermals mit eigenthümlichem Stöhnen, als wenn er die Worte nur mit Anstrengung hervorbrächte, sagte Adams: „Unvergleichlich, in der That. Sehen Sie nur dort den senkrechten Felsen, von einem andern gewölbten überdeckt, und dahinter die schrägen Abhänge, und alles von einer Moosdecke überzogen, so voll und grün, und dazwischen die herrlichen Tannen: die Natur vermag nichts Vollkommneres in dieser Art hervorzubringen. Und doch ist noch etwas Anderes dabei, das ich nicht auszudrücken vermag.“

Während Vanhulsten und Bernhard den plötzlich ganz verwandelten Maler anschauten, sagte Schwanhöfer, der nach einiger körperlicher Ruhe wieder aufzuthauen begann: „Was meinen Sie nur, meine Herren, wie diese Felsmassen in so unbegreiflicher Weise auf einander gerathen sind?“

Adams schien keine Geduld für ein geologisches Gespräch zu haben, denn er schoß plötzlich wie ein Pfeil von seinem Platze weg und war gleich darauf zwischen den Felsen verschwunden.

Vanhulsten antwortete auf Schwanhöfers Frage: „Ich denke mir die Sache etwa so, wie ich die Felsblöcke, welche dem Blocksberg den Namen gegeben haben, erklären hörte, daß nämlich dieser Berg wie viele andere mit einer ungeheuren Granitfelsmasse gekrönt war, daß aber durch den zersetzenden Einfluß von Jahrhunderttausenden oder durch den augenblicklichen Stoß einer Erdbewegung die Felsenmasse zerbrach und die einzelnen Felsbrocken bergabwärts stürzten. Was meinen Sie, Herr Doctor, hierzu?“

„Es will mir nicht recht so vorkommen. Abgesehen davon, daß in diesem Falle hier, wie beim Blocksberg wirklich der Fall ist und wie es auch im Fichtelgebirg mehrfach stattfinden mag, die Felstrümmer gleichmäßiger nach allen Seiten zerstreut sein würden, so haben diese Luisenburger Blöcke etwas eigenthümlich Abgerundetes, was ich mir nur durch ein gegenseitiges Abschleifen unter Mitwirkung des Wassers zu erklären vermag. Ich denke daher eher, daß große Massen unterirdischen Wassers, welches durch einen tiefen Feuerheerd erhitzt und theilweise in Dämpfe verwandelt wurde, die Erdrinde hoben, brachen, herausströmten, und die Felsblöcke, die einer so ungeheuren Kraft gegenüber sich wie die Rollkiesel eines Flusses verhielten, mit hervorsprudelten. Natürlich nahm das Wasser seinen Weg nach der Tiefe hinunter, wo der jetzige Thalkessel der Rösla vielleicht in demselben Augenblick entstand oder auch durch die Hervorhebungen anderer Berge schon gebildet war; das hinabströmende Wasser ließ die schwersten Blöcke gleich hier oben liegen, während es die leichteren mit bis zur Tiefe schwemmte, wie wir uns denn gestern ja bei unserer Wanderung von Tröstau her zwischen unzähligen solcher Steine bewegten, die aber alle viel kleiner sind als die Felsen, zwischen denen wir uns jetzt befinden. Das Wasser mag dann in der Tiefe unten einen See gebildet haben, welcher durch die verschiedenen Gebirgsquellen gespeist wurde, bis sein Abfluß sich eine Thalrinne freispülte, die zuletzt alles stehende Wasser entführte und das Wunsiedler Thal bloßlegte. Unsere Felsen hier scheinen mir deutlich den Vorgang zu vergegenwärtigen, wo sie, vom Wasser gehoben und eine kurze Strecke fortgeschoben, sich polternd übereinander stürzten, sich gegenseitig hemmten und stauten, und so ein Chaos bildeten, das alle möglichen Combinationen erschöpft, die in Beziehung auf die Lage der einzelnen Massen nur irgend denkbar sind. Dann nahm sich im Lauf der Jahrhunderte oder Jahrtausende die Natur liebend des öden Trümmerhaufens an, indem sie ihn mit Moos und Bäumen verhüllte, so daß er aus der nächsten Entfernung noch nicht geahnt wird, denjenigen Betrachter aber, der in ihn hineindringt, mit Staunen und Bewunderung erfüllt.“

Nachdenklich sagte Vanhulsten: „Eine solche Erklärung habe ich noch nicht vernommen.“

Das Gespräch wurde plötzlich unterbrochen, indem aus einiger Entfernung der laute Ruf erscholl: „Ich hab' es! Ich hab' es! Ich hab' es!“

Es war unverkennbar die Stimme von Adams, doch ließ sich nicht entnehmen, ob bloßes Erstaunen oder Freude oder Schreck den Ausruf veranlaßte. Alle Drei sprangen auf und eilten, sich durch die Felsen windend, nach der Stelle hin, von wo die Stimme ertönt war. Sie fanden Adams vor einer kleinen Höhlung stehend, die ein schräg darüber gelehnter Felsblock bildete; jetzt, nachdem er jenen Ausruf ausgestoßen hatte, lehnte er sich vorüber und starrte in den hohlen Raum mit angehaltenem Athem, als bewache er einen Schatz, der jeden Augenblick verschwinden könnte.

„Was haben Sie, Herr Adams?“ fragte Vanhulsten.

„Sehen Sie nur einmal hinein! Sehen Sie hinein, meine Herren!“ sagte Adams mit hastiger und vor Aufregung zitternder Stimme.

Indem er etwas Platz machte, ohne jedoch seine Augen von demjenigen abzuwenden, was sie so magisch anzog, traten die Uebrigen heran und schauten, sich einander über die Schultern blickend, in den hohlen Raum, und in der That: der seltsamste Anblick überraschte sie! Der innere Boden der kleinen Höhle war mit einer sammtartigen Decke überzogen, über deren eigentliche Bestandtheile man sich keine Rechenschaft geben konnte, diese Decke aber glänzte von einem so wunderschönen feurigen Goldgrün, daß die glänzendste Phosphorescenz des Glühwurms oder Juwelenkäfers matt dagegen erschienen sein würde, und dieser so entzückend herrliche Sammt bedeckte einen großen Theil der Höhle, zog sich an ihren aufsteigenden Wänden empor, verlor sich in den hintersten Windungen.

Als die drei Herbeigerufenen wortlos das schöne Wunder anstaunten, erhob Adams seine Augen und ließ sie mit sichtlicher Genugthuung auf den Gesichtern der Gefährten weilen. Während Bernhard fortwährend sich seiner stummen Betrachtung überließ, Vanhulsten aber die raschen Worte: „Was in aller Welt ist dies?“ hervorstieß, kniete Schwanhöfer, ohne diesmal im mindesten seine Kleidung zu berücksichtigen, auf den Boden, rutschte in die Höhlung hinein und schabte mit den Fingern einen Theil der flimmernden Sammtdecke los. Als er sich wieder aufrichtete, um seinen Raub zu betrachten, sahen Vanhulsten und Bernhard neugierig zu, während Adams kichernd bei Seite stand. Verblüfft staunte Schwanhöfer die unscheinbare sandige Erdmasse an, die er in den Händen hielt und die auch keine Spur mehr von ihrem vorherigen Zauberglanz zeigte; auch die beiden Andern ließen enttäuscht ihre Blicke von dieser bräun-

lichen Erde auf das grüne Glanzgold in der Höhle und wieder zurück auf die Hand Schwanhöfers gleiten.

Mit kurzem Lachen sagte Adams: „Ich wußt' es wohl, man darf das Vexirgold nicht an's Tageslicht bringen, es leuchtet nur dort in seinem dunklen Versteck.“

„Was mag dies sein?“ wiederholte Vanhulsten seine Frage. „Wissen Sie es denn, Herr Adams?“

„Was soll ich davon wissen? Es ist eben eine Mährchenphantasterei des Gebirges.“

Bernhard hatte, nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, einige Augenblicke besonnen nachgedacht und sagte nun in seiner bescheidenen Weise: „Ich glaube, daß ich das Räthsel wenigstens zum Theil lösen kann. Bevor ich das Fichtelgebirge betrat, las ich zur Vorbereitung ein über dasselbe handelndes Werkchen nach, und ich erinnere mich nun der Notiz, daß in den Felsklüften der Luisenburg ein seltenes Moos angetroffen würde, welches das Volk wegen seines Glanzes „Goldmoos“ oder „Leuchtmoos“ nenne; ich könnte Ihnen auch sogar den botanischen Namen angeben, aber ich will Sie damit verschonen. Es ist mir nun kein Zweifel, daß wir in der Höhle da dies Goldmoos vor uns haben, dem auch die feinen Pflanzenfädchen angehören, welche man bei schärferer Beobachtung zwischen diesem verwitterten Granitsand wahrnimmt. Woher jedoch dieser phosphorescirende Glanz rührt, war in dem Buche nicht angegeben, und ich weiß es nicht zu erklären.“

Vanhulsten meinte: „So wird sich's allerdings verhalten. Wir sind aber in Wahrheit unsrem Herrn Adams großen Dank schuldig, da seine scharfe Spürkraft uns mit diesem Wunder des Gebirgs bekannt machte, das uns sonst vielleicht ganz entgangen wäre.“

„Wir votiren dem Herrn Adams unsern gemeinschaftlichen Dank!“ sagte Schwanhöfer.

„Nicht nöthig, nicht nöthig, meine Herren! Das Goldmoos, wie es der gelehrte Herr Doctor ohne Zweifel mit Recht nennt, hat durch sich selbst meine Spürkraft bezahlt gemacht, und wenn Sie mir jetzt wieder zu dem Ruhesitz folgen wollen, so werde ich Ihnen erzählen, was mir das Goldmoos verrathen hat. Ist meine Erzählung auch nicht so interessant als die Betrachtung über die Art und Weise, wie die Felsen in kurioser Laune so ungewöhnliche Situationen eingenommen haben, so hat sie doch den Vortheil der Zuverlässigkeit für sich voraus.“

Alle folgten bereitwillig dem Maler, der jetzt die unerklärliche Hast und Aufregung, in welche er vorher gefallen gewesen war, ganz wieder verloren und seine gewöhnliche leichte Manier angenommen hatte. Man ging zu dem Ruheplatz und ließ sich daselbst nieder.

(Fortsetzung folgt.)

* Beiträge zur Nordlandsharfe.

Von P. J. Willatzen.

I.

Dreizehn bei Tische.

Dänisch von Henrik Hertz.

Still war's im Eckhaus drüben
Wohl mehr als einen Mond,
Mit den verhängten Fenstern
Stand es wie unbewohnt.
Nur aus der Kranken Zimmer
Schien nächtlich Lampenlicht,
Dort ging der alte Hausherr
Oft mit verweintem Gesicht.

Auf sind nun die Gardinen,
Der Himmel schaut hinein.
Die klaren Scheiben blinken
Mit munterm, hellem Schein.
Des alten Grafen Gattin
Verließ das Krankengemach,
Bei Tische wieder erscheinend,
Wenn auch noch matt und schwach.

Ein kleiner Kreis von Freunden
Saß um den Mittagstisch
Und that sich scherzend gütlich
Bei Braten, Wein und Fisch.
Die kranke Frau schloß zärtlich
Den Säugling an die Brust
Und sah auf die Geschäft'gen
Mit stillvergnügter Lust.

Doch schaut an's andre Ende
Des Tisches Jeder bald,
Da zankt sich mit dem Bruder
Ihr Söhnlein, daß es schallt.
„Papa“, begann der Kleine,
„Hab' ich nicht Recht, daß hier
Wir zwölf bei Tische sitzen
Mit dem Bruder Cadet und mir?“

Und zählend des Alten Auge
Die Reihen abwärts glitt.
Er sprach: „Nein, dreizehn; muß nicht
Dein jüngstes Brüderchen mit?“
„Wie? sind wir dreizehn?“ fragte
Bestürzt die leidende Frau —
„Wohl ahnt mir, daß bald ich sterbe;
Ach nein, ich weiß es genau.“

Seltsam ward sie ergriffen
Von räthselhaftem Graus
Und Geisterblässe goß sich
Ihr über's Antlitz aus.
„Mir ist so weh im Herzen,
Mir ist so trüb zu Sinn“,
So sprach sie matt und schwankte
Zum Krankenzimmer hin.

Da hatte schnell am Tische
Das Scherzen aufgehört,
Die Stirn des alten Hausherrn
War düster und verstört.
Unheimlich ward's den Gästen,
Es kam ein Fröstein leis,
Der alte Aberglaube
Durchschlich den ganzen Kreis.

Die älteste Tochter aber,
Die, hold erblüht, kein Jahr,
Kein volles, ihrem Gatten
Noch anvermählet war,
Erhob sich tief erröthend,
Schritt mit verschämtem Blick
Und zögernd hin zur Mutter
Und hielt sie sanft zurück.

Sie flüsterte: „Sei ruhig,
Mein liebes Mütterlein,
Hier wird der Aberglaube
Kein Friedensstörer sein.
Am Tische saßen vierzehn,
Es war ein Gast noch hier,
Unsichtbar allen Andern,
O Mutter, so wie dir.

„Der Vierzehnte, der setzte
Bei Tisch sich neben dich,
Den hast du eingeladen,
Als du geladen mich;
Und als du mich gespeiset,
Da hast du ihn gespeis't,
Der alle deine Güte
Nun leise schlummernd preis't.

„Du wiegtest deinen Jüngsten
Auf deinem Schooß beim Mahl,
Das machte unsrer dreizehn,
Der Tod haßt diese Zahl;
Doch unser waren vierzehn,
Denn Gott erhörte mich schon:
Unter dem eignen Herzen
Trag' ich den ältesten Sohn.“

Bekenntnisse.

Dänisch von Bernhard Severin Ingemann.

> La bienséance est la moindre de toutes les loix et la plus suivie.
>
> Rochefoucauld.

Oft bin ich froh und möchte dennoch weinen,
Weil nicht Ein Herz die Freude theilt des meinen.
Mit Lächeln berg' ich oft mein tiefes Weh,
Daß Niemand meine bange Thräne seh'.

Oft lieb' ich, wo ich möcht' in Schmerz zerfließen,
Weil stumm und streng das Herz ich muß verschließen;
Oft zürn' ich und muß lachen doch darob,
Weil's Thoren, gegen die mein Zorn sich hob.

Oft werd' ich Gluth und fröstle beim Erwarmen,
Weil mich die Welt umfängt mit eis'gen Armen;
Oft bin ich kalt und glühe doch zugleich,
Denn meine Liebe löscht kein Wellenreich.

Oft sprech' ich, wo ich schwiege gern — an Orten,
Wo man Gedanken nicht sucht in den Worten.
Oft bin ich stumm und möchte Donner sein,
Zu schildern, was die Brust mir enget ein.

O du, in der sich meine Wonnen einen,
An deren Busen frei ich dürfte weinen,
O Mädchen, gäbst du deine Liebe mir,
Ich könnte sein dann, wie ich bin — bei dir.

Herbstlied. An Sie.

Schwedisch von Bernhard Elis Malmström.

Wie sind nun alle Haine kahl,
Die Fluren farblos, traurig,
Und grau die Tage allzumal,
Die Nächte kalt und schaurig!
Doch, ach, bei dir, Geliebte, lacht
Ein Frühling noch in Blüthenpracht!

Wo sind die Rosen all jetzund?
Hat sie der Sturm zernichtet?
Auf deine Wangen, deinen Mund,
Zu dir sind sie geflüchtet.
Denn nur bei dir, Geliebte, lacht
Ein Frühling noch in Blüthenpracht.

Rauscht jach der Regen auf dein Dach
Im Aufruhr heulender Lüfte,
In deinem traulichen Gemach
Kost' ich dann Lenzesdüfte;
Denn, ach, bei dir, Geliebte, lacht
Ein Frühling noch in Blüthenpracht.

Wenn ringsum wirbelnd Flocken ziehn,
Manch Herz in Eis erstarret,
Deß holde Traumgestalten fliehn,
Deß Hoffen liegt verscharret:
Frühling, der meiner Seele lacht,
Dann übst du deine Zaubermacht.

Und wenn der Lenz nun wieder hier
Bereitet Blumenfeste,
Dann streuet er zu Füßen dir
Schüchtern der Gaben beste,
Denn du bist's, die so schön ihn macht,
Du, aller Lenzpracht höchste Pracht!

---

* Aus dem Schauspielerleben.

D'Alembert erzählt von dem berühmten französischen Schauspieler **Baron**, daß er oft die Bemerkung im Munde geführt habe: un comédieu devroit avoir été nourri sur les genoux des reines. So hochtrabend auch dies klingen mag, so richtig ist die Bemerkung, wenn sie auf den allgemeinen Satz zurückgeführt wird: der Schauspieler muß sich in den feinsten Zirkeln gebildet haben. Auch Garrick besuchte die Courtage zu St. James so gut wie die Garküchen von St. Giles. Die Winke, die wir in Wilhelm Meisters Lehrjahren finden, verdienen um so mehr Beherzigung, als die Scheidewand, die selbst unsere begünstigten Schauspieler und Schauspielerinnen von den erlesenen Kreisen unserer Gesellschaften ausschließt, meist noch mit ziemlicher Strenge vorgezogen bleibt. Iffland z. B. wußte sich früh schon Ansehen und Ausnahme von jener Regel zu ververschaffen. Daher auch sein Anstand und jene feine Ungezwungenheit, die Anmuth und Zuversicht, die nur allein in der großen Welt erlangt wird, und die kein Studium, keine Anstrengung ersetzen kann. Darum sah man ihn gern auftreten, und der bekannte Böttiger hat, wenn er so neben den anderen Schauspielern dastand und mit einer erquickenden Festigkeit und Selbständigkeit sprach und handelte, mit aller bescheidenen Einschränkung auf Iffland die Worte der Odyssee vom Tiresias angewendet:

> — — Ihm gewährte die Göttin,
> Daß er allein wahrnehme, die andern sind flatternde Schatten.

Baron hatte die größte Schönheit seiner Zeit zur Mutter. Man erzählt, daß, wenn sie an der Toilette der Königin Mutter erschien, diese zu den anwesenden Damen zu sagen pflegte: Hier kommt die Baron! — und sogleich machten sich alle davon. Michel Baron wurde zu Paris 1653 geboren und verrieth schon in seiner Jugend viele gute Anlagen zur Declamation. Sein Familienname war Boyron, weil aber der König, als er zum ersten Mal vor ihm spielte, ihn zwei bis drei Mal „Baron“ nannte, so behielt er diesen Namen in der Folge bei. Als Fräulein Raisin unter dem Namen der Comödianten des Dauphin eine Gesellschaft junger Schauspieler zusammengebracht hatte, ging der kleine Baron „darunter“ und zog die Bewunderung von ganz Paris auf sich. Moliere erfuhr es und wußte es so einzurichten, daß er den blühenden Jüngling, an welchem er so viele treffliche Eigenschaften entdeckte, zu seiner Bühne zog. Baron blieb einige Zeit bei ihm, aber die Liebe zur Freiheit und sein Jugendfeuer erregten in ihm eine brennende Begierde Frankreich zu durchstreifen, und so ging er unter eine Truppe von Land-Comödianten (Wandertruppen). Seine Freundschaft für Moliere und die Achtung, die er für ihn hegte, brachten ihn bald wieder zu ihm zurück. Eine seiner ersten und vorzüglichsten Rollen, und die ihm den meisten Ruhm erworben, war Amor in der Tragödie „Psyche.“ 1673 begab er sich zu der Truppe des hôtel de Bourgogne, wo er beständig die Hauptrollen und mit allgemeinem Beifall darstellte. Als Racine seine Andromache einstudiren ließ und die Schauspieler in ihren Rollen und in ihrer äußeren Darstellung unterrichtete, sagte er zu Baron, der den Pyrrhus spielte: „Ihnen habe ich nichts zu sagen, denn Ihr Herz wird es besser thun als meine Lehren es vermögen.“ — Die französischen Schauspieler verlangten einst, daß die des italiänischen Theaters in ihren Stücken nicht französisch sprechen sollten. Baron führte das Wort über diese Angelegenheit; als er geendigt, gab der König dem Dominique von der italiänischen Gesellschaft ein Zeichen, seine Angelegenheiten vorzubringen. Dieser fragte nach verschiedenen Possen, die seinem Charakter als Harlekin angemessen waren, den König: in welcher Sprache er reden sollte? — In welcher du willst, antwortete der König. — Ich brauche nichts weiter, lächelte Dominique, meine Sache ist gewonnen. Der Monarch, überlistet, sagte schmeichelnd zu Baron: Das Wort ist heraus, ich kann es nicht wieder zurücknehmen.

Als Baron den Mithridates spielte, betrat er die Bühne in Begleitung des Xiphares und fing erst nach einem stummen Spiel zu reden an, als wenn er über das nachsänne, was ihm seine beiden Söhne gesagt haben konnten. Wieder in die Coulisse kommend, fragte er einen von seinen Collegen, was er von seinem Eintritt halte. — Ihr Eintritt ist falsch, antwortete der Schauspieler; wer wird hier über die Entschuldigungen zweier jungen Prinzen nachdenken, man muß gleich sobald man auftritt, mit ihnen zu reden anfangen, denn ein großer Mann wie Mithridates sieht mit dem ersten Blick die wichtigsten Angelegenheiten ein. — Baron fühlte die Stärke und Richtigkeit des Einwurfs und verbesserte seinen Auftritt. Seine Geistesgegenwart, die Leichtigkeit und Anständigkeit seines Spiels erwarben ihm gerechte Bewunderung. Er verlor einmal einen seiner Kniegürtel auf der Bühne. Wäre ihm das in der vorigen Scene mit der Königin und Herzogin begegnet, so hätte er, ohne wider Anstand und Ehrerbietung zu fehlen, den Flüchtling in solcher Gegenwart nicht wieder befestigen können. Da er aber nur mit dem Verräther Cecil zusammen war, so band er ihn, ohne viele Umstände zu machen, vor seinen Augen fest, indem er den Fuß auf einen Stuhl setzte und in seiner Rede, ihn kaum ansehend und ihm den Rücken zukehrend, fortfuhr; so wußte er diesen kleinen Unfall gut und passend zu einer neuen Stellung und der Lage des Augenblicks gemäß zu nützen. 1691 verließ Baron das Theater. Nach einem dreißigjährigen Privatleben erschien er dann wieder auf den Brettern und gab in der Tragödie Cinna die Titelrolle. Die Bühne war damals mit brüllenden, aufgeblasenen Schauspielern bevölkert, und Baron's einfacher, aber edler und majestätischer Anfang mißfiel dem verwöhnten Publikum; als er jedoch in dem Gemälde von der Verschwörung auf die schönen Worte kam:

> Vous eussiez vu leurs yeux s'enflammer de fureur,
> Et dans le même instant, par un effet contraire,
> Leur front pâlir d'horreur et rougir de colère . . .

sah man ihn nach einander bleich und roth werden. Dieser so schnelle Uebergang der abwechselnden Gefühle wurde von allen Zuschauern gleichzeitig empfunden. Die Kabale zitterte und — schwieg. Bryère erklärt Baron für den Roscius des Jahrhunderts und fügt hinzu, man habe nichts an ihm auszusetzen gefunden, als daß er nicht mit einem reinen Brusttone gesprochen; denn der zu häufige Gebrauch des Schnupftabacks in seiner Jugend ließ ihn ziemlich stark durch die Nase sprechen. Seine zweite theatralische Laufbahn beschloß er 1729 und starb im siebenundsiebenzigsten Lebensjahre.

Baron hat verschiedene, gern gesehene Schauspiele geschrieben: l'homme à bonnes fortunes, la coquette et la fausse prude, l'andrienne (nach Terenz) u. a. m. Man beschuldigt ihn, daß er zu den sechs oder sieben unter seinem Namen herausgekommenen Stücken nichts weiter als den Namen hergegeben. Die Andrienne z. B. erschien unter Baron's Autorschaft, obgleich der Jesuit de la Rue der Verfasser war. — Von edler, aber empfindlicher Natur, wollte er den jährlichen Gehalt, den ihm der König schicken ließ, ausschlagen, weil im Auszahlungsbefehl die Worte standen: „Dem Vorzeiger dieses, Michel Boyron, genannt Baron, werde die Summe bezahlt von“ u. s. w. Wie stolz Baron über sich dachte, möchte wohl am besten sein Ausspruch beweisen: „Alle hundert Jahre kann ein Cäsar kommen, aber es vergehen zweitausend, ehe ein Baron geboren wird.“ — Sein Vater, ebenfalls Schauspieler, war einige sechszig Jahre vorher an einer Wunde gestorben, die er sich am Fuß durch das Wegschnellen des Degens zugezogen, den im Cid der Graf von Gormas dem Don Diego aus der Hand schlägt. Der Brand trat hinzu, und man rieth ihm, sich das Bein abnehmen zu lassen; allein er sträubte sich hartnäckig. „Das würde schön aussehen“, rief er, „ein Theaterheld mit einem Stelzfuß!“ — und so starb er daran.

Aus dem Obigen fühlt man gewiß so recht das echte Künstler- und Schauspielerblut heraus, von dem heutigen Tags äußerst selten etwas zu verzeichnen ist. Unsere theatralischen Darstellungen beweisen es durchschnittlich nur zu deutlich, wie wenig der Kunstjünger ein Bewußtsein darüber hat, was der Beruf zur Schauspielkunst erfordert. Man geht im Allgemeinen jetzt zur Bühne, um große Gagen spielend zu erschwingen. Wir sind weit entfernt, in der Vergangenheit nur das Gute aufzusuchen und zu finden, aber es ist gewiß, daß früher die Begriffe von der Ehre und dem Schauspielerstand feinerer Natur waren als die jetzt landläufigen. Das mögen zwei Briefe, der eine von Lekain an einen jungen Mann in Paris, der andere von Iffland an den Schriftsteller Wunder in Dorpat beweisen, die beide Schauspieler werden wollten und von jenen großen Künstlern Rath und Belehrung erwarteten. Es ist gleichzeitig die Bemerkung nicht uninteressant, wie übereinstimmend Lekain 1777 und Iffland 24 Jahre später über ihren Stand urtheilten.

Paris, den 29. November 1777.

Ich habe hundert Ursachen, mein Herr, die es mir unmöglich machen, Ihnen bei der Wahl Ihres künftigen Standes zu rathen. Die erste und stärkste ist wohl die Zurückgezogenheit, in der ich jetzt lebe, und die mich außer Stand setzen würde, Sie in Ihrer Laufbahn zu leiten, oder Ihnen den nöthigen Unterricht zu ertheilen. Die zweite, daß ich noch nie einem Jüngling gerathen habe, irgend einen Stand zu verlassen, um Schauspieler zu werden. Wer für diesen geboren wurde, folgt dem Antriebe seines Geistes, und fragt Niemand um Rath. Wer aber nur Geschmack für diese schwere, seltene und so sehr herabgewürdigte Kunst hat, der bedenke einen Schritt wohl, von dem das Glück oder Unglück seines Lebens abhängt. — Ich, mein Herr, kann diese Ueberlegung Ihnen nicht aufdringen, denn ich bin kein Mentor der Jugend. Ihre vertrauten Freunde, Ihre erfahrenen Verwandte müssen das thun. Sie scheinen mir zu brav und zu interessant, als daß ich nicht ganz freimüthig mit Ihnen reden sollte. Ich bitte Sie, lassen Sie noch einige Zeit verfließen, ehe Sie Ihr Vorhaben ausführen. Sie sehen jetzt nur die Blumen dieses reizenden Standes; aber Sie kennen dessen Dornen nicht. Wer ist stärker als ich von ihnen verwundet worden! und doch gesteht man mir einiges Verdienst zu. Was hat nun nicht erst der zu erwarten, der nach Ruhm läuft und ihn vielleicht nie erreicht? — Zwar giebt es ein Mittel, ihn zu erlangen: Arroganz und Unverschämtheit; aber Sie scheinen mir unfähig, sich eines solchen Mittels zu bedienen. — Dies, mein Herr, hat meine Achtung für Sie mir eingegeben. Ich sprach zu Ihnen wie zu meinem Sohne, und ich überlasse Sie jetzt Ihren eigenen Betrachtungen.

Lekain.

Berlin, den 30. October 1801.

Nicht leicht habe ich mich in so großer Verlegenheit befunden, als jetzt, da vielleicht mein Rath die Entscheidung vollenden kann, ob Sie die Bühne wählen und betreten, oder ob Sie ihr entsagen sollen.

Ihr Talent für die Schauspielkunst ist entschieden. Darüber findet kein Zweifel bei mir Statt. Aber in diesem Fache, wie in jedem, kommt es auf das glückliche Zusammentreffen einer unendlichen Menge von Nebenumständen an, um vorhersagen zu können, ob Ihr Talent so gestellt sein werde, daß Sie nie Ursache finden, Ihre Wahl zu bereuen.

Sie haben Empfindung, richtiges Gefühl und Reizbarkeit, Gefühl des Schicklichen; aber Sie bedürfen der Leitung eines sehr sorgfältigen Directors, der Ihr Talent liebt, und dafür sorgt, daß Ihre Vortheile in's Licht gesetzt, Ihre Nachtheile vermieden werden. Wer kann Ihnen bürgen, daß Sie gerade den finden? Was kann Sie sichern, daß das Schicksal Sie nicht gerade dem Gegentheil zuführt und so Sie vernichtet? Wer kann mir sagen, ob nicht so Ihre Anlagen, durch Ermüdung und Unmuth vermindert, erstickt werden?

Das sind aber die Umstände, welche Ihre Wahl bestimmen müssen. Unter ähnlichen Nachtheilen fing ich an. Tausend Hindernisse warfen mich zurück. Bloß meiner glühenden Kunstliebe verdanke ich — zugleich meiner fast eigensinnigen Beharrlichkeit — daß ich nicht sitzen geblieben bin. Ich ahnete alle Nachtheile, die jedem Rathgeber billig entscheiden müssen, mich von der Bühne zu weisen. Aber eben deswegen war ich sorgfältig bemüht, Niemand um Rath zu fragen. Das Feuer in mir stürmte zu seinem Zweck. Aus mir selbst nahm ich die Kraft, die abloderude Flamme zu nähren, anzufachen.

Ein Zufall hat diese Unvorsichtigkeit begünstigt, mein unermüdeter Fleiß hat sie gut gemacht. — Bin ich aber deshalb berechtigt, Ihnen das im Mannesalter anzurathen, was mir als wildem Knaben geglückt ist? Oder bin ich berechtigt, zu Ihrem entschiedenen Talente zu sagen: Sie möchten es nicht benutzen?

Diese Unentschiedenheit liegt theils in meinen zunehmenden Jahren, theils in der Besorgniß, einen Rath geben zu können, der vielleicht Ihre Familie bekümmern möchte, und endlich in der Natur und Art des Schauspielerstandes, der nicht, wie andere Stände, vom Fleiß allein abhängt, sondern der Zustimmung des Publikums bedarf.

Sehen Sie in diesen Aeußerungen Liebe für Ihr Glück, Achtung für Ihr Talent und Ihre Familie.

Iffland.

Literatur.

* Die Verlagshandlung von Duncker und Humblot veranstaltet eine billige Volksausgabe von Beitzke's Geschichte der deutschen Freiheitskriege. Von dem ausgezeichneten Werke, welches so auch der größeren Lesewelt zugänglich gemacht wird, haben wir so oft gesprochen, daß es eines weiteren Wortes nicht bedarf außer dem der Freude über das Unternehmen der Verleger. Der Verfasser, welcher überall die vollste Anerkennung gefunden hat, vertheidigt sich im Vorworte gegen österreichische Vorwürfe wegen seines Urtheils über den Fürsten Schwarzenberg folgendermaßen: Niemand leugnet, daß erst durch das Hinzutreten Oesterreichs die Uebermacht gegen den Imperator so groß wurde, daß er besiegt werden konnte, aber es ist gewiß, daß Oesterreich bis 1814 nicht beabsichtigte ihn vom Thron zu stoßen. Der Oberbefehlshaber aller verbündeten Heere, Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, ein durch und durch edler Charakter, nicht ohne Verdienst und für die bestehenden Verhältnisse einer vielgliedrigen Coalition wegen seiner Uneigennützigkeit, Gewandtheit und Nachgiebigkeit, vielleicht der passendste Mann, hat die große Kriegsarbeit nicht allein ausgeführt. Er ist nicht der Sieger in so vielen Schlachten. Die Hauptsache thaten die Preußen allein oder im Verein mit den Russen bei vorherrschend preußischer Führung. Die Schlachten bei Großbeeren, Hagelberg, Dennewitz, an der Katzbach, bei Wartenburg wurden ohne seine Mitwirkung geschlagen. Bei Dresden erlitt er eine große Niederlage, und bei Kulm trat er den Befehl an Barclay ab. Bei Leipzig erlitt er an der Stelle, wo er selbst befehligte, Nachtheile, und bei La Rothiere trat er wieder den Befehl an Blücher ab. Die einzigen Schlachten, wo er allein und verhältnißmäßig unabhängig befehligte, bei Bar sur Aube und Arcis sur Aube stempeln ihn nicht zu einem großen Feldherrn. Er war von mäßigen kriegerischen Gaben und diente im Feldzug von 1814 meist der Diplomatie seines Hofes, zum großen Nachtheil seines kriegerischen Ruhmes. Er hat Verdienste indirecter Art: eine Selbstverleugnung, wie sie selten gefunden wird in Lagen, wo ein stärkerer und talentvollerer Charakter alle Geduld verloren hätte.

X. Compaß auf dem Meere des Lebens. Herausgegeben von Karl Stelter. Elberfeld, Bädeker'sche Buch- und Kunsthandlung (A. Martini und Grüttefien). Vorliegendes Buch soll ein Seitenstück, eine Ergänzung des Pharus von Karl Coutelle sein, welchem der Herausgeber sein Werk gewidmet hat. Die Zahl derartiger Sammlungen ist bereits eine sehr große, welches dafür zu sprechen scheint, daß sie ihr Publikum finden, und es läßt sich auch nicht läugnen: Mit Umsicht geordnet, mit feinem Tact ausgewählt, haben sie ihr Gutes. Der Sammler kann sich außerdem das Verdienst erwerben, manche Perle, welche anders in der Fluth begraben und unbeachtet bliebe, zu heben und an's Tageslicht zu fördern. Was nun den Compaß speciell betrifft, so zeugt derselbe für den Ernst, mit welchem Stelter an seine Aufgabe gegangen ist. Das Buch bringt 1260 Sprüche und Gedichte von mehr als 230 Dichtern, meistens der Neuzeit angehörig, so daß man dem Herausgeber große Belesenheit nicht wird absprechen können, und wenn auch, wie dies ja nicht anders möglich ist, die angezogenen Stellen von ungleichem Werthe sind, so darf die Auswahl doch eine recht gediegene genannt werden. Da nun die thätige Verlagshandlung außerdem für Goldschnitt und eleganten Einband gesorgt hat, was will da liebes Publikum noch mehr?

* Das Leben des Freiherrn vom Stein. Nach Pertz erzählt von Wilhelm Baur. Der Reinertrag ist für das Stein-Denkmal bestimmt. Gotha, Rud. Besser. 20 Bogen in 8. mit dem Porträt Stein's. Preis 12 Sgr. — Stein's Leben ist seit Jahren von Meisterhand geschrieben. Aber es fehlte bis heute ein Buch, das nach Umfang und Preis sich eignet, in weitere Kreise des deutschen Volkes die Kunde von seinem Befreier zu tragen, ein Buch, nach welchem gerade jetzt ein Bedürfniß sich regt, da es die Erinnerung an Stein, den Kämpfer gegen den ersten Napoleon, gilt. Diesem Bedürfniß hoffen die gegenwärtigen Mittheilungen aus „Stein's Leben von Pertz" (6 Bde., 25 ₰) abzuhelfen, die, zuerst in Gelzer's protestantischen Monatsblättern abgedruckt, jetzt als eigenes Buch erscheinen. Es ist hier für wenig Geld viel gegeben, wir hätten aber gewünscht, daß der Verfasser bei dem neuen Abdruck sein Werk stilistisch überarbeitet hätte. Die kurzen aphoristischen Sätze ermüden sehr, zu einer behaglichen Lectüre kommt man selten.

X. Johannes. Ein Gedicht in sechs Gesängen. Bromberg, Louis Levit, königlicher Hof-Buchhändler. 1860. — Der Verfasser des vorstehend verzeichneten Opus hat sich nicht genannt, und wir finden es gut, daß er es nicht für gut fand, denn wie er selbst in der Einleitung sagt, es ist eine böse Zeit, in der wir leben. Sehr, sehr tief ist die Welt gesunken! Die Nachkommen Adams und Evas wandeln in Nacht, und sothanen Kindern der Finsterniß zu Nutz und Frommen fühlte der erleuchtete, gottselige Verfasser sich gedrungen den Pegasus zu besteigen. Er riskirte sein Leben bei einem Ritt für die Verirrten (die Gelehrten sind sich nämlich nicht so ganz durchaus darüber einig, ob **er** den edlen Renner maltractirte, oder ob dieser **ihn** so schlecht behandelte), und wenn die Welt jetzt nicht in sich geht, dann ist es nicht des namenlosen Verfassers Schuld; er hat das Seine gethan. Poetischer Schwung ist bei solcher Gesinnung natürlich nicht vonnöthen; über die Interpunction und Orthographie wird höchstens ein nicht durch das Licht der Gnade erleuchtetes Individuum stolpern. Wir unsererseits können uns nicht entbrechen, einige Verse des Vorworts mit Noten zum Besten zu geben. Also hebt sich das Opus an:

Man [1] dichtet manche Lieder [2],
Manch liebessiechen Sang [3]
Läßt in die Welt erklingen
Des Dichters Minnedrang.

Es sollen Alle lesen,
Wie er gefühlt, gedacht,
Wenn er mit seiner holden [4]
Geweinet und gelacht.

Man [5] singt auch manchmal Lieder
Von kühner freier That,
Oft aus dem Herzen kommend,
Doch oft — — auch Fabrikat [6].

Doch selten tönt die Leier
Von wahrer Frömmigkeit,
Als ob sie wär' gestorben
In dieser bösen Zeit [7]

Drum will ich heute singen
Dem frommen Sinn ein Lied,
Wie er vor Menschen Augen [8]
Oft im Verborgnen blüht. — —

[1] Mann, wie schön! — [2] Manches kann das manchmal nicht läugnen. — [3] Der Verfasser will damit nicht angedeutet haben, daß sein Sang nicht möglicherweise an andern Gebrechen leiden könnte. — [4] Durch diese Orthographie will der Herr Verfasser gewiß andeuten, daß die Holde gewöhnlich klein ist neben dem Holden. — [5] Mann! Ausgezeichnet gut gesagt! — [6] Leider zu wahr. — [7] Indem der Verfasser hier den Punkt wegläßt, hat er sicher die Absicht darauf hinzuweisen, daß »böse« noch lange nicht genug sagt, daß etwa sogar Einem übel werden könnte. — [8] Jakob Grimm würde »Menschenaugen« schreiben; aber der zählt hier nicht mit.

Ein Weiteres erlassen die Leser uns wohl. Dieser Johannes sei allen Tractat-Gesellschaften dringend empfohlen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ⅌ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ⅌ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 34. Bremen, 19. August. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Die deutsche Publicistik und Macaulay.

Von G. Becker.

In den letzten Wochen machte es einiges Aufsehen, als man in den Zeitungen von Heinrich Leo die Erklärung las, daß er sich von seiner publicistischen Thätigkeit zurückziehen, an dem Volksblatt für Stadt und Land nicht mehr Mitarbeiter sein werde; man fragte sich, ob in der That nur persönliche Rücksichten diesen Entschluß herbeigeführt oder ob Erwägungen von größerer Tragweite dabei mitgewirkt haben könnten. Für uns ist es außer Zweifel, daß Leo keine andere Gründe gehabt als die, welche er angiebt; Leo ist nicht der Mann diplomatischer Verhüllungen, er pflegt das, was er meint, in deutlichen, vielleicht nur zu verständlichen Ausdrücken an Freund und Feind gelangen zu lassen, und wenn er so den etwas zweifelhaften Ruf eines Cynikers der Wahrhaftigkeit in gewisser Weise verdient hat, so steht doch eben seine offene Aufrichtigkeit nicht zu bezweifeln.

Trotzdem ist die Lage der Dinge gegenwärtig so, daß auf einen Andern leicht noch Erwägungen unpersönlicher, allgemeinerer Art mitgewirkt haben würden. Die sogenannte conservative Presse hat beträchtliche Einbußen erlitten; zwar hält sie ein eigenes und eifriges Publikum noch fest an ihrer Fahne, aber die ungewissen und schwankenden Leser, auf die sie gerade in den vergangenen Jahren so wirksamen Einfluß geübt hat, sind abtrünnig geworden, die Mehrzahl ist sogar in das feindliche Lager übergegangen. Und dies nicht nur, weil die Kreuzzeitung übermüthig, weil ihr Ton unerträglich geworden war; mehr noch weil sich die öffentlichen Verhältnisse geändert haben. Es ist ein schlimmes Lied von den Wetterfahnen, aber die Sache wird kaum jemals anders sein.

Wir sind weit entfernt zu bestreiten, daß die ultraconservative Presse ihre Verdienste habe. Wenn es nichts Anderes wäre, so müßte ihr schon dies hoch angerechnet werden, daß sie die Situation klar gemacht hat; sie darf aber auch — und zwar außer der Kreuzzeitung auch Leo im Volksblatt, und dies ungeachtet des Vorwurfes der unsittlichen Polemik, der oft genug laut geworden ist — den Ruhm freien Muthes für sich in Anspruch nehmen. Man braucht den grimmen Hagen, der stets zur Sache redet und handelt, nicht gerade zu lieben, aber der interessanteste und tüchtigste von den Helden ist er doch; er weiß, was er will, und macht sich absolut keine Illusionen, weder über die Art seiner Mittel noch über ihre Wirksamkeit.

Gegenwärtig hat sich nun die Theilnahme der Leser einem andern Unternehmen zugewandt, das vor etwa zwei Jahren entstand, wir meinen die Preußischen Jahrbücher. Mit der Kreuzzeitung haben die Jahrbücher im Uebrigen nichts, Eins aber gewiß gemein, den günstigen Zeitpunkt der Gründung. Es war möglich um die Existenz zu ringen und die Berechtigung und Nothwendigkeit des Erscheinens durch den Kampf mit äußerlichen Schwierigkeiten nachzuweisen. Seitdem haben sie immer mehr an Terrain gewonnen und sind heute ohne Frage das beste und bedeutendste publicistische Parteiorgan Deutschlands.

Es ist der Beachtung werth, wie sehr sie sich von den Blättern rechts und links in ihrem ganzen Auftreten unterscheiden. Wenn ihr Programm, in politischer Beziehung das des Liberalismus und der nationalen Stärke und Einheit, in wissenschaftlicher das der ruhigen, auf ernster Arbeit beruhenden Entwickelung, von dem größten Theile des gebildeten deutschen Publikums getheilt wird, weil es ein wahrhaft patriotisches ist, so ist ihre Form nicht im eigentlichen Sinne populär. Sie wenden sich — ein Vorwurf, der den Gotbaern immer gemacht ist, oder ein Ruhm, den sie immer in Anspruch genommen haben — nicht an die Masse des Volkes, sondern setzen einen bestimmten Grad der politischen wie allgemeinen Kultur voraus, sie rufen nicht Leidenschaften wach und unbestimmbare Sentiments, sondern suchen zu überzeugen; sie speculiren nicht auf die Unterhaltung für den Augenblick, sondern wollen unterweisen, sie haben, wie die Gegner sagen, einen etwas schulmeisterlichen Ton, der selbst die eigentliche Kritik kaum zuläßt, wodurch sie sich denn auch von den Grenzboten, mit denen sie sonst eine Straße ziehen, unterscheiden.

Daß die Hefte monatweise erscheinen, macht es nöthig, daß sie längere, ernstere und gediegenere Aufsätze bringen, daß sie mit schwerem Geschütz vorrücken. Gleichviel ob die Handelskrisis oder die Rechte der Juden oder das Baden'sche Concordat oder die Grundsteuerfrage oder auch die Leibeigenschaft in Rußland besprochen werden, ob uns die historischen Darstellungen nach England oder Spanien oder Polen und Italien, ob sie uns in die entlegene Vergangenheit oder in die letzten Jahrzehnte zurückführen; einerlei auch ob über zeitgenössische Dichter oder alte Musiker ein Urtheil gegeben, oder ob endlich ein Lebensbild jüngst Verstorbener gezeichnet wird: — immer entheben sich alle diese Besprechungen dem Tone vulgärer Popularität; sie fordern für das, was sie bieten, ein ernstes und denkendes Interesse. Offenbar haben bei dieser Anlage die englischen Reviews vorgeschwebt. Diese Form ist neu und gewiß zweckmäßig, aber sie erschwert dem verdienten Redacteur seine Aufgabe. Der Deutsche ist nicht gewohnt in periodischen Blättern mehr als eine Anregung oder gelegentliche Aufklärung zu suchen; er ist zu einem Theile zu solide, als daß er nicht den eigenen Weg gründlicher Studien und die Befragung dickleibiger Bücher vorziehen sollte, zum andern Theile findet er es nicht bequem in der Lectüre nach Tisch schwere Kost zu verdauen. Dazu kommt, daß die Politik erst seit jüngster Zeit ein Gegenstand der Beschäftigung der Gebildeten ist, daß die Zeitungen bisher ausreichend für das laufende Bedürfniß sorgten, daß raisonnirende Uebersichten oder gründlich aufklärende Darlegungen kaum nöthig erschienen. Anders bei den Engländern. Hier ist es seit dem Spectator immer unerläßlich gewesen den Blick in die Weite

zu lenken, statt nur die Oberfläche der Dinge anzufassen, auch die in der Tiefe ruhenden Ursachen aufzudecken; und andrerseits sind wieder die Praktiker drüben dem gelehrten Studiren, wenn es nicht zugleich eine Lieblingsneigung befriedigt, abhold. Daher die Nothwendigkeit und zugleich das Ansehen der Reviews, daher für dieses Genre so glänzende Talente wie Macaulay.

Von dem Letzteren ist vor einiger Zeit in diesen Blättern eine vorzügliche Charakteristik gegeben; wir haben nicht nöthig auf seine Vorzüge noch einmal hinzuweisen. Ob er freilich sein Ansehen als historischer Musterschriftsteller, dem sich auch in Deutschland viele Nachahmer gebeugt haben, noch sehr lange behaupten wird, ist uns zweifelhaft. Es liegt wohl an der Athmosphäre der Zeit, daß seine Geschichte Englands so viele Leser gefunden hat. Im tieferen Grunde entspricht er der deutschen Art nicht ganz; sein Standpunkt ist mehr oder weniger ein formaler, formal in der Weise, daß er die völlige und ganze Vertiefung in den Gegenstand, wie wir sie gern haben, nicht kennt und diesen Mangel durch eine überaus genaue Erfassung des Details deckt; daß er den Gedanken der principiellen Fortbewegung in der Geschichte nur äußerlich faßt und den einzelnen Menschen, die Thatsache den geistigen Faktoren voranstellt. Was ihm aber für die Geschichtschreibung im großen Stile fehlt, das macht zum Theil ihn zum Virtuosen als Essayisten. Sein Wissen ist ein so umfassendes, sein Urtheil ein so gesundes, die Durchsichtigkeit, der Glanz und der Zauber seiner Darstellung so gewinnend und fast überwältigend, daß es kein Tadel für die Jahrbücher sein kann, wenn wir sagen, sein Muster sei nicht ganz erreicht. Einige Artikel reichen indeß sehr nahe heran, wie der über Spittler und ein neuerer über Thiers; beide sicher aus Federn geflossen, welche weitaus über mehr gebieten, als sie geben, welche von tiefen und erschöpfenden Studien nur bei Gelegenheit einen Abfall abwerfen.

Einen Abfall, und einen eleganten Abfall — sagen wir. Nicht daß wir diese Eleganz allein oder zum Haupttheil nur in die Form setzten. Wir meinen das anmuthige, leichte, fast unabsichtliche und wie zufällige Hinwerfen des Inhaltes. Wie oft weiß Macaulay in unnachahmlicher Grazie, im Tone der geistreichsten Conversation von dem seitab zu führen, was sein eigentliches Thema ist; er wirft rasch ein helles Licht auf einen Punkt, auf welchen er nebenher abgleitet, und kehrt eben so sicher wieder zum Ausgange zurück, souverän allerdings Stoff und Form zugleich beherrschend. Es gehört zu dieser Meisterschaft eine Art genialer Begabung, die nicht durch die einseitige Rhetorik der Form, wie wir sie ab und zu in den Jahrbüchern finden, ersetzt wird.

Von der größten Bedeutung für ein Parteiorgan ist die einheitliche Leitung. Der Redacteur weiß dieser Aufgabe in der Weise zu genügen, wie sie dem deutschen Sinne allein recht ist, mit voller Objectivität nämlich, indem er der Individualität des Mitarbeiters Raum läßt. Bringt uns ein Aufsatz eine ernste Mahnung an die obersten Kirchenbehörden in Preußen, so finden wir in einem andern, den wir überhaupt zu den gelungensten rechnen, ein anmuthiges Lebensbild des Geographen Ritter und in diesem eine so positive, religiöse Anschauung, daß zwischen beiden Verfassern sichtbar eine große Kluft gezogen ist. Wir meinen, es könne sich Beides vertragen, eine liberale Kirchenverfassung und ein ernster religiöser Sinn.

Was Manche wundern wird, daß die Naturwissenschaften nur sehr sparsam vertreten sind, dies erscheint uns angemessen und tactvoll. Es giebt auf diesem Felde kaum in der Art leitende Principien, daß sie mit einem bestimmten Programm eng zusammengehörten.

Endlich aber — wir kennen kein Blatt, das den literarischen Anstand so rein bewahrte als die Jahrbücher. Dabei geht den Lesern vielleicht der Reiz der belebten persönlichen Polemik verloren, desto mehr gewinnt die Sache, und es wäre wohl zu wünschen, daß dieser Ton allmälig der gewöhnliche würde.

---

* Der Gebrauch von Spitznamen.

Von Ed. Winter.

Gervinus hat in den kleinen historischen Schriften eine hübsche Abhandlung über historische Größe, in der er auseinandersetzt, daß die Geschichte den Beinamen des Großen nicht jedem hervorragenden Menschen, sondern nur Einzelnen und auch diesen nur unter bestimmten Bedingungen und in bestimmten Fällen beilegt. Es wäre wohl der Untersuchung werth, wie die Geschichte und Sage ihre Beinamen überhaupt ertheilt, nicht nur den des „Großen.“ Schwerlich wird sich ein so sicheres Gesetz, wie es Gervinus bei dem einzelnen Falle nachgewiesen zu haben glaubt, im Allgemeinen aufstellen lassen. Vom Dulder Odysseus und dem frommen Aeneas an bis auf Lord Feuerbrand oder den biedern Gagern herunter finden wir Beinamen der seltsamsten Art, manche bezeichnend für das Wesen der Menschen, und wäre es auch nur das äußere Wesen, andere nur an eine Zufälligkeit oder an ein vorübergehendes Merkmal anknüpfend, diese von den Mitlebenden, jene von der Nachwelt gebraucht. Wenn Karl, der Majordomus, Martell genannt wird, wenn sein Sohn der Kurze, sein Urenkel der Fromme heißt, und seine späteren Nachfahren der Stammler, der Einfältige, so findet man sich bei diesen Benennungen zurecht. Aber schon in dem sächsischen Geschlecht waltet die Willkür; ist doch Heinrich der Vogler historisch nicht zu begründen und bezeichnet doch Heinrich Huffeholz, wie der letzte des Stammes wohl genannt wird, nichts Charakteristisches. Warum haftet eine Unart der frühesten Jugend an dem Byzantiner Kopronymos bis in die spätesten Jahrhunderte? Und haben die Engländer keine andere Auszeichnung für einen ihrer normannischen Fürsten, als daß sie ihn nach den Hosen benennen müssen? Ein ander Mal ist für uns sogar das Verständniß der Benennung schwer. Was heißt Heinrich Tutta von Meißen, und was Margarethe Maultasch? Wogegen freilich einer der Nachfolger von dieser Dame, Friedrich mit der leeren Tasche, nur zu leicht zu verstehen ist. Einzelne Fürstengeschlechter Deutschlands, wie die Wirtemberger, ziehen durch die Geschichte, ohne daß sie auch nur einem ihrer Angehörigen einen Beinamen erließen, Eberhard der Milde und Ulrich der Vielgeliebte, Ulrich mit dem Daumen und Eberhard der Greiner stehen dicht neben einander. Dann wieder ist es eine Eigenthümlichkeit gewisser Perioden Beinamen bestimmter Art zu geben; in der Reformationszeit, als die klassischen Studien wieder aufblühen und die ehrlichen deutschen Namen Oelmann in Olearius, Neumann in Neander, Meusel in Musculus sich wandeln müssen, da erscheinen auch Bezeichnungen wie Albrecht Achilles und Alcibiades, Joachim Nestor und Hector.

Doch dies sind Fürsten, sind Leute, die durch ihre Stellung hervorragen, auf welche die Menge sieht, bei denen sich also das Bemerkenswerthe leicht in einen Namen faßt. Die Geschichte nimmt solche Namen, gleichviel ob sie von der Mit- oder Nachwelt herrühren, in den Kauf wie andere Ueberlieferungen, ohne sich gerade ängstlich durch ihre Hinweisungen auf charakteristische Eigenthümlichkeiten in ihrem Urtheil bestimmen zu lassen; sie behauptet nicht ohne Grund, daß die spätere Kritik gerechter sei als die zeitgenössische.

Anders, wenn auch nicht gänzlich verschieden, geht es den gewöhnlichen Staubgeborenen. Auch sie heißen nicht bloß Hinz oder Kunz, sondern da sie ab und zu so kühn sind ihre Besonderheiten zu haben, durch die sie noch etwas mehr sind als was Mensch im Allgemeinen heißt, so pflegen sie für diese Ueberhebung — nicht gerade geehrt, wohl aber gestraft zu werden. Sie erhalten Spitznamen. Solche Spitznamen hat es von Alters her gegeben; die Römer hatten sie so gut als die modernen Völker. Je bedeutungsloser aber bei den prosaischen Gebietern des Erdkreises die Vornamen waren — Quintus, Sextus, Decimus, Tiberius — und je geringer an Zahl, desto wichtiger mußten die entscheidenden Anhängsel werden;

bleibt doch auch heute noch der Geschlechtsname immer derselbe und wird doch der Vorname schon dem Kinde gegeben, ehe es sich entwickelt und seine Natur ausbildet. So kommt es, daß bei den Römern diese Spitznamen zu Beinamen geworden sind, ja seltsamer Weise nennen wir die alten Herren nur mit diesen Bezeichnungen, Cicero, Cäsar, Sulla, Scipio, Brutus. Eine sonderbare Art der Vertraulichkeit, über die Kluft von Jahrhunderten hinweg, und eine Vertrautheit, die keineswegs voraussetzt, daß wir die Leute genau kennten. Haben die Gelehrten übrigens Recht, so war der Anlaß der Namengebung nicht immer besonders geistreich, meist hielt man sich an die äußerlichsten Aeußerlichkeiten.

Inhaltsreicher und bedeutungsvoller sind die deutschen Vornamen. Bald indeß reichten auch sie für die Unterscheidung der Menschen nicht aus; es traten die Zunamen hinzu. Für den Adel wurden diese von den Wohnsitzen entnommen, für den Städter vom Handwerk, von der Heimath (Franke, Böhme, Friese), und natürlich auch von Allem, was übrigens charakteristisch erschien. Am längsten sind die Bauern mit dem Vornamen zufrieden gewesen, in Norddeutschland haben sie auch den zweiten Namen sehr einfach, von dem des Vaters gebildet. Die Juden endlich sind erst ganz neuerdings auf gleiche Stufe mit den Uebrigen erhoben; sie haben denn, von der Noth gedrängt, wenig Umstände mit dem Zunamen gemacht und ihn kurzer Hand von dem Geburtsorte entnommen (Friedländer, Zwickauer).

Ist nun auch hiemit den Anforderungen der Kirche und der Justiz in unserer acten- und schreibseligen Zeit Genüge gethan, so geschieht doch auch noch ein Uebriges; es ist Gewohnheit geworden, bei einem Vornamen nicht stehen zu bleiben, die meisten Menschen haben deren drei, der Gothaische Kalender weist sogar Viele auf, die es bis zu zehn oder zwölf bringen. Aber damit ist noch nicht Alles erreicht. Wir haben ungeachtet aller Kultur und Verfeinerung Gottlob immer noch eine gewisse Freude daran die Dinge beim rechten Namen zu nennen, also auch die Menschen so zu bezeichnen, wie sie uns erscheinen. Was will es sagen, wenn Jemand Karl Schultze heißt? Namen sind wie Kleider geworden, die nicht wesentlich mehr zu dem Menschen gehören. Ueberall daher, wo die Menschen in natürlichen Verhältnissen zu einander stehen, wo sie in engeren und vertrauteren Kreisen mit einander leben, wo sie sich unverhüllter in ihrem Wesen zeigen, ihre Tugenden und Schwächen deutlicher hervortreten, da tritt die Neigung, ja die Nothwendigkeit ein, die Eindrücke von solchen Wahrnehmungen in die Anrede und den Namen zu legen, da erwachsen die Spitznamen, die nichts sind als ein Wiederhall dessen, was der Mensch ist.

Die Familie, die Schule und Universität, die Kaserne und das Lagerleben sind der Boden, auf dem sie wachsen. Unter den Kindern des Hauses ist meist immer eins, das nicht mit seinem Taufnamen gerufen wird, und hätte es auch nur die Bezeichnung „Dicker"; auch das Dienstpersonal, die Kindermuhme, ein alter Diener oder Kutscher fallen dieser Neigung wohl zum Opfer, die ab und zu von den Eltern unterdrückt wird, der sie sich jedoch schließlich selbst fügen. Aber noch viel mehr macht sie sich geltend auf der Schule, besonders da, wo Pensionsanstalten die Kinder auch außer den Unterrichtsstunden auf einander anweisen, wo sie neben einander schlafen, wohnen, mit einander spielen. Die Spitznamen der Schüler sind bei weitem die treffendsten von allen; ein Beweis, daß das unverbildete Auge am schärfsten sieht. Und so fest setzen sie sich, daß sie über die Schule hinaus, bis ins weite Leben fortreichen; gab es doch auf einer Anstalt zwei Brüder, die durch charakteristische Namen unterschieden, diese nicht nur als Familienväter behielten, sondern sie sogar, freilich unwillkürlich genug, auch auf ihre Frauen übertrugen.

Am schlimmsten ergeht es dabei natürlich den Lehrern. Auf sie ist der Blick der Schüler fortwährend gerichtet, für ihre Schwächen ist das Auge schärfer als für die eines Andern, an ihnen wird keine Gnade geübt, vielmehr werden sie mit jener Feindseligkeit, die auch der beste Schüler gegen Alles hat, was Lehrer heißt, nicht bloß kurz charakterisirt, sondern lieber noch an den Pranger gestellt. Wehe dem Herrn Conrector, der seine sittlichen Schwächen nicht sehr klug verbirgt; aber auch dann noch weiß der Instinct seiner Jungen sie herauszuspüren, und um sie kurz zu formuliren und in ein plastisches Bild zu formen, sind selbst die nicht zu dumm, die sonst nichts lernen.

Auf der Universität tritt zu den erwähnten Ursachen noch eine andere, das Bewußtsein, einem besondern, exclusiven Kreise anzugehören, der sich gegen jeden Fremden, den Philister zumal, vornehm abschließt. Daher ist die Fuchstaufe trotz ihrer Travestie kein bloßer Scherz; ein ächter Student wird sehr ernsthaft die Nothwendigkeit eines Kneipnamens vertheidigen. Es ist gar nicht selten, daß dieser den rechten gänzlich verdrängt, daß ein wohlbekannter Mann mit dem eigentlichen fast nur vom Universitätsgerichte gekannt wird. Wie oft erzählen alte Herren von seltsamen und interessanten Figuren, denen sie in ihrer Studienzeit begegnet sind; sie wissen recht gut, wie sie genannt wurden, erinnern sich aber nicht, wie sie hießen.

Der Soldat pflegt weniger den Kameraden als den Vorgesetzten zu taufen, diesen aber oft schonungslos und mit jener drastischen Derbheit der Laune, die im Lager groß wächst. Es ist hier wie bei dem Schüler der Spitzname eine Art Entgelt für den strengen Gehorsam, den Jeder zu leisten hat; man kommt dadurch wieder zu seinem Rechte und findet sich in diesem subjectiven Behagen für die Selbstentäußerung ab, mit der man sich unter das Abstractum der Disciplin beugt. Und ist ein Officier verständig, so läßt er's sich gefallen, daß der Untergebene für die Opfer, die er dem Dienste bringt, an seiner Person Rache nimmt. Der alte Fritz vertrug dies sehr gut, wenn er rein menschlich mit seinen Grenadieren verkehren wollte; er wußte wohl, daß ab und zu Jeder auch mit Königen darauf einen Anspruch hat.

Endlich hat die neue Zeit noch eine Art öffentlicher Spitznamen gebracht, die parlamentarischen. Wie viele und treffende gab es zur Zeit der Frankfurter Nationalversammlung; ganz Deutschland wußte vom Reichscanarienvogel und vom Reichspinsel. In den Staatenkammern mögen dergleichen noch heute im Gebrauch sein, aber man kennt sie nicht, schon deßhalb weil man weniger Interesse dafür hat.

Eine Ableitung des Wortes selbst wird nicht zu geben sein. Wie wir es zu schreiben pflegen, mag es von spitz abstammen; doch ist auch eine Erklärung aus Spott und Spützen möglich.

---

* Im Fichtelgebirge.

Von Ludwig Rosen.

4. Die Jugend eines Verwaisten.

Erzählung des Malers.

„Ich habe mich niemals — begann der Maler — auf die frühere Zeit meiner Kindheit besinnen können, und das hat mir mehr Schmerz gemacht, als daß ich von meinen Eltern nichts weiß. Denn mein Leben gehört mir, die Erinnerung an seinen Verlauf ist mein einziges Besitzthum, meine Eltern aber — denn Eltern muß ich freilich gehabt haben wie jeder Mensch — sind mir völlig gleichgiltig, weil ich ihnen nichts zu verdanken habe; es war mir daher immer empfindlich, von dem Schatz meiner Lebensgeschichte einen so wesentlichen Theil entbehren zu müssen. Hätte ich mit deutlichem Bewußtsein in meine eigentliche Kindheit zurückblicken können, so wäre mein Gemüth ohne Zweifel poetischer geworden. Meine Erinnerung erstreckte sich bisher nicht weiter als bis zu dem Augenblick, wo ich als fünf- oder sechsjähriger Knabe eines Morgens vor der Hinterpforte einer großen Benediktiner-Abtei im Rheingau, Kloster Eberbach genannt, durch einen Mönch aus dem Schlafe gerüttelt wurde. Sei es, daß die Bilder meines vorhergegangenen

Lebens gar zu bunt und wechselnd gewesen sind, um einen festen dauernden Eindruck zu machen, oder sei es, daß meine frommen Erzieher aus meiner Vergangenheit zu viel Unheiliges herauswitterten, demnach mit Strenge und Güte jede Erinnerung daran wie böses Unkraut auszureißen sich bemühten: kurz, als ich genug herangewachsen war, um den Werth eines Einblicks in meine erste Kindheit zu würdigen, da war mir derselbe, wie es schien, für immer verloren.

Nun werden Sie, meine Herren, sich eine Vorstellung machen können von meiner Ueberraschung, als ich vorher eine für mich sehr wichtige Entdeckung machte. Als wir unten am Eingang zur Luisenburg bei den ersten schönen Felsen ankamen, wo die Quelle ist und wo von oben her kommende Wasserstreifen herunter fallen, da hatte ich auf einmal die Empfindung, als habe ich das schon einmal gesehen und erlebt, aber so, als sei dies vielleicht im Traume oder in einem frühern Leben geschehen. Und als wir die Stufen herauf den freien Waldplatz betraten, da war es meinem Geiste schon vorgezeichnet, als müsse ich nur ein wenig weiter gehen, um eine Art Grotte oder Höhle zu finden, über der ein ungeheurer Steinblock liege: die Felsengrotte fand sich wirklich vor. Weil ich weder wie ein Pythagoräer an die Seelenwanderung glaube, noch wie ein nordamerikanischer spiritualistischer Dummkopf höhere Schauungen und Wahrnehmungen annehme, noch auch wie ein Schwabe, der sein vierzigstes Jahr noch nicht erreicht hat, am Hereinragen einer Geisterwelt in das wirkliche Leben leide: so machte mich die Sache in der That höchst verwirrt. Das weitere Eindringen in dieses Felsenlabyrinth verstärkte nur den ersten Eindruck: es kam mir immer mehr vor, als habe ich alles dies schon gesehen, ohne doch im mindesten irgend eine klare Vorstellung daran knüpfen zu können.

Da trieb mich die Unruhe, die sich meiner bemächtigt hatte, plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt zwischen die Felsen dort hinten; es mußte wohl ein etwas stärkerer Strahl der Erinnerung in mein dunkles Bewußtsein fallen. Ich schaute in die Höhlung, vor der Sie mich vorher fanden, und siehe da: es strahlte mir der geheimnißvolle grüne Goldglanz entgegen, und dieser Goldglanz half mir auf einmal zu den fehlenden Erinnerungen, er warf ein Licht auf meine Kindheit, welches die bis dahin in tiefem Dunkel liegenden Beziehungen immer deutlicher erhellte! Ich hatte als Kind dieses „Goldmoos“, wie es unser Doctor nennt, gesehen, ich war in die Höhlungen gekrochen und hatte etwas von deren Schätzen herausgeholt, um sie dann enttäuscht fort zu werfen wie unser verehrter Freund Schwanhöfer. Aber ich hatte auch einsam gespielt in der großen Felsengrotte unten, ich hatte versucht, das Bächlein vor seinem Sturze einzudämmen, damit ein stärkerer Wasserfall entstände, ich war unzählige Male die geheimnißvollen Treppen hinauf- und hinuntergeklettert: alles das stand mir nun klar vor der Seele, nachdem ich erst einmal in dem leuchtenden Moose einen sichern Anhaltspunkt gefunden hatte. Aber auch mit Menschengestalten bevölkerte sich nun dieser Schauplatz meiner Kindheit. Braune Männer in zerlumpten Kleidern tauchten vor mir auf, wie sie mit Karren, die von Hunden gezogen wurden, auszogen und wiederkehrten; wunderbar häßliche alte Weiber kochten wieder an offenen Feuerstellen neben einer Felswand, hübschere junge Frauenspersonen tändelten wieder mit mir und brachten mir von ihren Ausflügen weißes Brot oder andere Köstlichkeiten mit; auch andere Kinder waren da, aber zänkisch und boshaft, die mich neckten und schlugen, so daß ich mich gern von ihnen absonderte und für mich allein meinen Vergnügungen nachhing. So reihte sich mit Blitzesschnelle ein Bild an das andere, bis das ganze Gemälde fertig war, und ich kann gar nicht sagen, mit wie hoher Freude mich das Wiedergewinnen des verlorenen Paradieses meiner Kindheit erfüllt.“

Adams hielt hier inne, sich anscheinend wieder dem Rückblick in die eben geschilderte Zeit überlassend.

Mehr für sich selbst als für die Andern sagte Bernhard: „Wie wunderbar ist das alles!“

Vanhulsten sprach nach einer Pause stillen Nachsinnens: „Sie werden sich wohl schon selbst gesagt haben, Herr Adams, daß Ihre Beschreibung ganz auf ein Zigeunerlager paßt.“

„Gewiß, es waren ohne allen Zweifel Zigeuner. Wie lange wir unser Wesen hier trieben, ob mit Bewilligung der Gewaltigen des Landes oder unter der Vergünstigung unruhiger und kriegerischer Zeitumstände: das kann ich freilich nicht sagen. Es schwebt mir eine Vorstellung, obwohl viel dunkler und unbestimmter, vor dem Geiste, als hätte ein Gewirre von Soldaten jene friedlichen Scenen abgelöst, aber von da an schwindet der Faden meiner Erinnerung gänzlich. Es kann sein, daß die nach dem Rhein hin sich wälzenden Truppenmassen uns vor sich her schoben, oder es kann sein, daß wir hinter den Heeren nachzogen wie Geier hinter einer Karawane, um uns etwaige Ueberbleibsel und abfallende Brocken des Kriegs zu Nutze zu machen — genug, meine nächste Erinnerung führt mich vor die Hinterpforte des Klosters Eberbach, wo mich meine Leute wahrscheinlich schlafend zurückgelassen hatten, vielleicht um eine lästige Bürde los zu werden, vielleicht auch nur aus irgend einem Zufall.“

Schwanhöfer sagte: „Ich begreife nicht, wie Sie von den Zigeunern als Ihren Angehörigen reden können.“

„Aber warum denn nicht? Ich war ja offenbar ein echter rechter Zigeunerbube.“

„Sagen Sie doch das nicht!“ rief Schwanhöfer mit einiger Heftigkeit. „Jeder vernünftige Mensch kann Ihnen ja auf den ersten Blick ansehen, daß Sie kein Zigeuner sind.“

„Es sollte mir leid thun, wenn ich's nicht wäre. Die Zigeuner sind ein höchst interessanter Volksstamm, und wenn ich auch eben keinen besondern Grad von Respektabilität für sie in Anspruch nehmen will, so schmeichelt es meinem Ehrgeiz doch mehr, von ihnen abzustammen, als etwa von dem Fabrikpöbel einer Vorstadt oder aus dem liederlichen Liebesverhältniß eines vornehmen Taugenichts.“

Vanhulsten sagte: „Die Wahrheit zu sagen, so sähe ich an Ihrer Stelle auch nichts Unangenehmes darin, Zigeuner zu meinen Eltern zu haben, indessen gebe ich Herrn Schwanhöfer vollkommen Recht, daß Sie von den charakteristischen negerartigen Zügen dieser Menschenart nichts an sich tragen.“

„Aber — fragte Bernhard — was wurde aus Ihnen, als Sie an der Pforte des Klosters ausgesetzt oder vergessen waren?“

Mit neuerweckter Wißbegierde fragte auch Schwanhöfer: „Ja, was wurde aus Ihnen, als der Mönch Sie des Morgens aus dem Schlafe weckte?“

In munterer Behaglichkeit erwiderte Adams: „Wenn Sie noch etwas mehr von meiner Jugendgeschichte zu hören wünschen, so stehe ich gern zu Diensten. Der gute Vater Eusebius war im Begriff, einen geschäftlichen Gang zu einem Vorwerk zu machen, oder eigentlich zu einem Hinterwerk, denn der „Geißgarten“ liegt einige hundert Schritte hinter dem Kloster in einer gar lieblichen Abgeschiedenheit, von Wiese und Wald umgeben; er war später mein liebster Aufenthalt und ich habe aus dem dabei befindlichen Garten mir manchen guten Apfel auf erlaubtem und unerlaubtem Wege zugeeignet. Eusebius hat mir oft erzählt, daß er in der ersten Ueberraschung, als er einen zerlumpten Buben vor der Pforte schlafend sah, ein Kreuz geschlagen und Lust verspürt habe, die Pforte wieder zuzuschlagen; bei besserer Ueberlegung aber führte er mich ins Kloster zum Küchenmeister und ließ mir etwas Warmes verabreichen, dessen ich wohl sehr bedürftig sein mochte. Man wartete den ganzen Tag, ob Nachfrage nach mir geschähe, da das aber nicht der Fall war, so meldete Eusebius die Sache des andern Tags dem Prior, und dieser trug sie dem Prälaten vor, worauf denn von dieser höchsten Stelle der Bescheid kam, man solle mich, wenn ich nicht mittlerweile abverlangt würde, im Kloster behalten, mit Kleidung und Nahrung hinreichend versehen und mich zu einem christlichen

Menschen bestens erziehen. Eusebius, welcher den Geißgarten und die dazu gehörigen Ländereien unter seiner Pflege hatte, blieb nun mein besonderer Gönner und Erzieher, durch dessen Vermittelung ich alle diejenigen Kenntnisse mir aneignete, die zum Fortkommen in dieser Welt und zum Anspruch auf jenes Leben für nothwendig erachtet werden. Ich bin, wie ich glaube, eben kein ungelehriger Schüler gewesen, aber zu den Geschäften des Landbaues, wozu mich mein Pflegevater allmählich anleiten wollte, besaß ich möglichst wenig Geschick und noch weniger Lust, so daß Eusebius gewiß oft die Geduld verlor. So wuchs ich bis ungefähr zu meinem zwölften Jahre heran, denn genau kann ich natürlich bei gänzlichem Mangel eines Taufscheines nicht wissen, wie alt ich eigentlich bin. Man hatte mich Ambrosius Kieselbach genannt — —«

»Aber warum gerade Kieselbach?« fragte Schwanhöfer.

»Vielleicht weil man Anstand nahm, mich Hinterpförtner oder Geißgärtner zu nennen. Meines Wissens heißt das Bächlein, daß durch die weitläuftigen Gehöfte des Klosters nach Erbach zu fließt, der Kieselbach, und dieses sonst durch nichts ausgezeichnete Gewässer scheint man zu meinem Taufpathen erkoren zu haben.«

»Aber Sie nennen sich doch nicht mehr Kieselbach?«

»Ich muß gestehen, daß ich dem Namen »Ambrosius Kieselbach« nie sonderlichen Geschmack abgewonnen habe, als ich daher mein eigener Herr war, nahm ich mir die Freiheit, ihn abzulegen und mit meinem jetzigen zu vertauschen.«

»Aber warum denn grade Adams?« fragte Schwanhöfer wieder.

»Weil ich von meinem Vater und meiner Mutter, also auch von ihrem Familiennamen nichts wußte, und weil ich es verschmähte, den Namen eines winzigen Baches zu tragen, so führte ich stolz meinen Stammbaum bis zu Adam hinauf, dem Stammvater aller Menschen, und nannte mich Adam Adams d. i. Adam Sohn des Adam. Und ist das nicht ein schöner Name?«

»Hm, hm, es geht wohl an.«

»Fahren Sie doch in Ihrer Erzählung fort!« sagte Vanhulsten.

»Also ich wuchs bis etwa zu meinem zwölften Jahre heran. Ich muß diese Gelegenheit benutzen, um Zeugniß abzulegen für das Kloster Eberbach und seine Mönche. Das Kloster war sehr reich geworden, aber größtentheils durch eigne Anstrengungen und Verdienste; nie hat es bessere Einsicht und größeren Fleiß gegeben, als womit die Eberbacher Mönche öde Landesstriche in die köstlichsten Weinberge und die einträglichsten Ländereien verwandelten, Wasserleitungen und industrielle Unternehmungen anlegten, Klosterhöfe in immer weiterer Ausdehnung gründeten und bewirthschafteten. Aber nie hat es auch ein Kloster gegeben, das seinen Reichthum großmüthiger verwendete zur Unterstützung der Nothleidenden, zur Ausübung der ausgedehntesten Gastfreundschaft, zur Hebung des Wohlstandes und der Bildung seiner Umgegend. Meine Herren, verzeihen Sie mir diese pathetische Lobrede, ich würde mich selbst derselben schämen, wenn ich damit nicht meine Dankbarkeit ausspräche für die Pflege meiner verwaisten Jugend, welche Pflege ich in der Wirklichkeit schlecht genug vergolten habe.«

Vanhulsten sagte: »Die Anerkennung der Verdienste des Klosters macht Ihnen nur Ehre.«

»Es versteht sich von selbst — fuhr Adams fort — daß ich damals keine Empfänglichkeit und keinen Sinn für die hohe Stellung besaß, die das Kloster Eberbach in der Sitten- und Bildungsgeschichte der Rheingegend eingenommen hat, sondern daß ich erst später, wo ich mir immer die Theilnahme für diesen Ort bewahrte, durch Lektüre die nähere Einsicht gewann. Plötzlich änderte sich meine Stellung im Kloster durch den Tod des guten Vaters Eusebius. Da man hinreichenden Grund hatte, an meinem Berufe für die Landwirthschaft zu verzweifeln, auch den Versuch, mich für gelehrte Studien zu gewinnen, bald aufgab, so benutzte man die Wahrnehmung, daß ich mit jedem abfärbenden Stoff auf jeder mir zur Verfügung stehenden Fläche Figuren entwarf, um mich dem Vater Bonifaz, welcher sich der Malerei befleißigte, als Gehilfen und gleichsam als Lehrjungen beizugeben. So wie Bonifaz die zahllosen Bilder im Bereich des Klosters auffrischte und von Zeit zu Zeit mit neuem vermehrte, so mochte man auch mich zu diesem Berufe erziehen zu können meinen, auf daß ich später vielleicht als Laienbruder die Stelle des Klostermalers vertreten könne. Das gefiel mir gar wohl, und ich lernte schnell bei dem gar nicht ungeschickten Mönche die Handgriffe seiner Kunst. Aber er war im Grunde ein gar lockerer Vogel und hatte in einem andern Mönche, Namens Antonius, einen passenden Kumpan gefunden. Obwohl die Mönche im Wein nicht zu kurz gehalten wurden, da das Kloster selbst sehr viele Weinberge besaß, ja sogar den Steinberger, einen der alleredelsten Rheinweine, auf seinen eigenen Gründen erzog, so mochte dennoch den beiden Herren wohl weder die Quantität noch die Qualität des ihnen gelieferten Weines genügen, und sie suchten sich daher auf allerlei Schleifwegen besser zu versorgen. Weil ich fast immer in der Nähe des Bonifacius mich aufhielt, würde dies ein störendes Hinderniß gewesen sein, wenn man mich nicht ins Geheimniß zog und durch gelegentlichen Mitgenuß erkaufte, was denn also mit leichter Mühe ausgeführt wurde. Indeß trat mit dem Kellermeister, der sich bis dahin sehr willfährig bewiesen hatte, ein ernstes Zerwürfniß ein, und die ebenso ergiebige wie angenehme Quelle begann zu versiegen. Da steckten denn die beiden Herren, die sich so auf's Trockne gesetzt sahen, die Köpfe zusammen und heckten einen Plan aus. In einem Seitenflügel des Klosters befindet sich das alte Refectorium, ein wahrer Wunderbau, der aber schon seit längerer Zeit zum Behuf der Weinangelegenheiten verwandt wurde. Nahe dabei liegen die gewöhnlichen Weinkeller, unmittelbar daran aber stößt jener besondere Keller, »Kabinett« genannt, worin der herrliche Steinberger verwahrt wird. Nun diente das Refectorium zum Theil dazu, Fässer des Weins von gewöhnlichen Lagen zu beherbergen, die für den täglichen Gebrauch in Betracht kamen, aber der Kellermeister verwahrte auch darin auf Flaschen gezogenen Wein, zum Theil von der edelsten Art, der für die besondere Tafel des Prälaten, oder für vornehme Gäste oder für andere Gelegenheiten bestimmt war und dazu in Bereitschaft gehalten wurde. Oben im gewölbten Dache des Refectoriums befand sich zu einem mir unbekannten Zweck eine runde Oeffnung, die mit einem hölzernen Deckel geschlossen wurde, und wozu man auf dem Bodenraum gelangen konnte. Die beiden Herrn Geistlichen waren also auf den sinnreichen Einfall gerathen, mich an einem geeigneten Strick durch die runde Oeffnung hinunter zu lassen, auf daß ich so viele Flaschen zusammenraffte, wie ich unter den Armen beherbergen konnte, und mich dann mit meinem edlen Raub wieder herauf zu ziehen.«

»Das ist doch zu schrecklich von geistlichen Herren in einem Kloster!« rief Schwanhöfer entrüstet aus.

»Aber wahr!« bemerkte Adams trocken. »Ich war leicht für den Plan gewonnen. Wir schlichen uns zu der Stunde, wo sich der Kellermeister bekanntermaßen seiner Siesta widmete, auf den Bodenraum, wo schon ein hinlänglich langer und starker Strick vorsorglich in Bereitschaft gesetzt war. Sie knoteten mir den Strick zweckmäßig um Schultern und Arme, hoben den Deckel ab und ließen mich langsam in die Tiefe hinunter. Obwohl mir bei der Luftfahrt wie überhaupt bei der ganzen Sache nicht allzuwohl zu Muthe war, so gelangte ich doch wohlbehalten unten an, wo ich mich so weit, als es die Länge des Strickes erlaubte, herumbewegen konnte, und die Patres hatten dafür gesorgt, daß sie ziemlich viel vom Stricke nachrutschen ließen. Zu meiner Ehre muß ich bemerken, daß ich den eigentlichen Zweck meiner Sendung von oben herab in Betrachtung des herrlichen Raumes, den ich noch nie betreten hatte, eine Zeitlang vergaß. Zwei Reihen schlanker Säulen trugen das

hohe Gewölbe, und jede Säule war in ihrer Structur und Verzierung von den übrigen verschieden. Obgleich der Boden durch Fässer und andre Wein-Utensilien entstellt war, so stiegen doch die Säulen in untadeliger Schönheit empor und machten auf mich einen gewaltigen Eindruck. Aber ein bedeutsames Rütteln mit dem Strick erinnerte mich daran, daß ich mich hier nicht wegen künstlerischer sondern wegen materiellerer Interessen befand, ich belud mich also mit Weinflaschen, so gut es ging, und gab das verabredete Zeichen, daß man mich wieder hinauf ziehen möge. Die Fahrt zum Himmel war nun freilich bedeutend schwieriger als die Herabfahrt zur Erde, sie ging sogar nicht ohne Schmerzen ab, zumal da die beiden Maschinisten mich unter der Oeffnung, jeder den Strick nur mit einer Hand haltend, so lange schweben ließen, bis sie mir die Weinflaschen abgenommen hatten, damit nicht etwa bei der Beförderung durch den engen Kanal ein Zerbrechen stattfände, was eines theils Schade um den edlen Wein, andern theils aber auch bedenklich und gefahrdrohend hinsichtlich der Entdeckung gewesen wäre. Ich habe später das Märchen von Aladdin und der Zauberlampe gelesen, und fand ihn in einer sehr ähnlichen Situation, als er dem Pseudo-Oheim die Lampe aus der Höhle reichen sollte. So treulos, wie es der Zauberer mit Aladdin im Sinne hatte, hatten es nun freilich die geistlichen Herren mit mir nicht vor, sondern sie halfen, sobald der Wein geborgen war, mir getreulich auf den sichern Bodenraum, und wir schafften den Raub glücklich nach der Zelle des Bonifacius, wo mir denn ein bescheidener Beuteantheil zur Belohnung verabreicht wurde. Aber ich ermüde Sie am Ende mit meiner langen Geschichte, meine Herren?«

»Durchaus nicht!« sagte Bernhard.

»Kam's heraus?« fragte Schwanhöfer.

»Nicht so sehr bald, aber da wir das Kunststück mehrfach wiederholten, so mußte der Kellermeister endlich das Verschwinden der Weinflaschen bemerken; er mochte zuletzt die vorhandene Anzahl gezählt haben, und da diese in unbegreiflicher Weise sich zu vermindern fortfuhr, so wurde er am Ende ganz tiefsinnig und schlich, zur großen Belustigung von Bonifacius und Antonius, umher wie ein Hahn, der den Pips hat. Aber am Ende kam er auf den eigentlich sehr nahliegenden Gedanken, sich einen ganzen Tag lang im Refectorium zu verstecken, oder er mochte es auch schon mehrere Tage hinter einander gethan haben. Kurz als ich wieder einmal eines unglücklichen Tages hinunterfuhr in das Reich des Weines und der Sünde, und kaum festen Fuß auf dem Boden gefaßt hatte, da prasselte urplötzlich ein solcher Regen bestgemeinter und höchstempfindlicher Hiebe auf meinen Rücken, daß ich einen lauten Schrei ausstieß. Die Maschinisten zogen auf dieses bedenkliche Zeichen rasch den Strick in die Höhe, und ich entschwebte so der Züchtigung des Kellermeisters, den ich jetzt erst aus der Vogelperspective als meinen unerwarteten Feind erkannte, und der mit ziemlich dummem Gesicht mir zur Höhe nachschaute, denn er mochte bis dahin den sinnreichen Mechanismus kaum hinlänglich durchschaut und begriffen haben. Die Maschinisten zogen mich durch die Oeffnung, indem sie sich möglichst wenig an derselben zeigten, und rissen mich dann, ohne mir mein Ikarus-Flugwerk abzunehmen, fort nach der Zelle. Meine Denunciation des Kellermeisters als des Uebelthäters, der mich zum Schreien veranlaßt hatte, wurde nur mit stummem Kopfnicken angenommen, rasch knüpften sie die Stricke los, und Bonifacius sagte zu mir: »Deines Bleibens ist hier keinen Augenblick länger, mein Sohn, darum verlaß augenblicklich das Kloster, ehe der Kellermeister bei dem Prior Anzeige gemacht hat und weitere Maßregeln getroffen sind. Du kannst jetzt noch ungehindert aus dem Thore kommen. Versteck' dich auf dem Boß, bis ich dorthin komme, was hoffentlich bis gegen Abend geschehen wird. Und nimm lieber die Stricke gleich mit; du kannst dem Pförtner sagen, du solltest sie zum Neuhof tragen, und vor dem Kloster magst du sie wegwerfen.« Obgleich ich später recht gut einsah, daß Bonifacius bei meiner glücklichen Rettung mehr an sich selbst wie an mein Bestes dachte, so legte ich ihm doch damals alles als Besorgniß für meine Wohlfahrt aus und befolgte schleunigst seine Anweisungen. Glücklich kam ich durch das Thor, glücklich langte ich auf dem Boß an, welches ein Berg ist, der nahe vor dem Kloster liegt, da wo das Thälchen von Eberbach in das große Thal des Rheingaues mündet. Und wieder muß ich einen Beweis anführen, daß etwas wie eine Künstlernatur in mir steckt. Oben auf der Spitze des Boß war eine Art von Pavillon angelegt, von wo man die Doppelaussicht einerseits nach dem Rheingau andrerseits nach Eberbach hatte. Ungeachtet nun die drohende Gefahr anrieth, die Anweisung des Mönches zu befolgen und mich zu verstecken, konnte ich doch dem Zauber dieser wundervollen Aussicht, vielleicht der schönsten, die ich je sah, nicht widerstehen. Vor mir hatte ich die sonnigen goldnen Fluren des Rheingaus mit den dicht an einander gereihten Städten und Dörfern, mit dem malerischen Hallgarten und dem prunkenden Johannisberg, mit der herrlichen seeartigen Fläche des Stromes, worin die Bäume der gleichsam schwimmenden Inseln sich widerspiegeln, mit den Weinbergen und Fruchtbaumgeländen — eine Ansicht, wie die Natur mit Aufbietung all ihres Segens sie nur selten in dieser Vollkommenheit darzubieten vermag: nach der andern Seite füllten die stattlichen und großartigen Gebäude des Klosters die ganze Breite des Wiesenthales, zur Seite eingefaßt von bewaldeten Höhen, dahinter sich aufbäumend die gleichfalls bewaldete Hauptkette des Taunus — ein Anblick, der für sich allein eine Reise werth wäre.«

Begeistert rief Bernhard: »Das muß herrlich sein! Und Sie schildern wie ein Dichter.«

»Die Schilderung ist treu — sagte Vanhulsten — ich war auf dieser Berghöhe mit der Doppelaussicht und kann die Wahrheit jedes Wortes bestätigen. Aber fahren Sie fort.«

»Ich war — sprach Adams weiter — schon öfter da oben gewesen, aber ich hatte mir nichts Besonderes dabei gedacht, erst jetzt war mir der Sinn für diese hohe Naturschönheit aufgeschlossen. Vielleicht hatten die Hiebe des Kellermeisters mein Anschauungsvermögen geschärft. Kurz, ich trieb mich einige Stunden auf dem Boß umher, ohne sonderlich an die Gefahr des Ertapptwerdens zu denken. Man suchte mich wohl am wenigsten so nahe, und am Ende wurde ich gar nicht verfolgt. Am Abend kam Bonifacius und brachte mir einen Brief an einen Freund, den Maler Kunhart in Köln, trieb mich an, das Weite zu suchen, und gab mir in Ermangelung des Geldes, welches er nicht besaß, seinen Segen. Der Segen muß übrigens gut gewesen sein, denn ich kam wirklich, ohne aufgegriffen zu werden und ohne zu verhungern, nach Köln, wurde von dem Maler gut aufgenommen und bildete mich unter seiner Leitung zu einem der traurigsten Subjekte aus, nämlich zum mittelmäßigen Künstler, zu gut, um ein Stümper zu heißen, und nicht gut genug, um ein tüchtiger Künstler zu sein. Das ist meine Geschichte, ihr Herren, denn was ich seitdem an Aeußerlichkeiten erlebte, ist nicht der Mühe werth zu berichten.«

Schwanhöfer sagte: »Ihre Erzählung war recht interessant, und die Zeit ist beim Anhören wie im Fluge hingegangen. Ich sehe eben auf meiner Uhr, daß es die höchste Zeit zum Mittagsessen ist.«

Man mußte dieser Bemerkung Recht geben und trat den Rückweg nach Alexandersbad an. Nach fröhlich verbrachter Mahlzeit und einer Pause, wo jeder die Einsamkeit aufsuchte, um nach Wahl etwas zu ruhen, oder zu lesen, oder Briefe zu schreiben, brach man nach Wunsiedel auf, wo die Abgabe des Briefes nach seiner Vaterstadt von Schwanhöfer nicht vergessen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

* Petrarca und Laura.

Karl Frenzel hat eine zweite Sammlung seiner Studien unter dem Titel „Dichter und Frauen“ erscheinen lassen. (Hannover, Rümpler.) Unsere Leser kennen den Verfasser seit Jahren aus mancher vortrefflichen Arbeit, durch welche er unser Blatt geziert hat. Auch von den hier vorliegenden Studien wurden mehrere, z. B. Firdusi und Aissé, zuerst im Sonntagsblatt mitgetheilt, andere wie die Porträts von Cervantes und Moliere fanden wir in den „Unterhaltungen.“ Da die Weise des Verfassers, seine elegante, farbenreiche Darstellung, unsern Lesern genugsam bekannt sind, so bedarf es einer genaueren Besprechung dieser Studien nicht, wir lassen aber einen Theil der zweiten, „Madonna Laura“, hier folgen. Dieselbe behandelt das allbekannte Verhältniß des Franzesco Petrarca zu seiner gepriesenen Laura.

Zu Avignon, damals einer kleinen, dunkeln und engen Stadt der Provence, fand am 6. April 1327, am Montag vor Ostern, die zufällige Begegnung zweier Menschen statt — es war in der Frühmesse, in der Kirche der heiligen Clara, und die eben aufgegangene Sonne noch von Nebeln und Wolkenschatten trüb verhüllt, wie in Uebereinstimmung mit dem Tage, der nach jüdischer Zeitrechnung (und es gab eine Synagoge zu Avignon) Christi Todestag war.

Ein Charfreitag, für die Liebe und die Dichtkunst von entscheidender, bis zu uns und weit über uns noch fortwirkender Bedeutung, an dem sich eine jener gottgeweihten Flammen entzündete, die über unsere Hinfälligkeit den verklärenden Schimmer der Ewigkeit, das Licht vom Berge Thabor, werfen. Denn die beiden Menschen, die sich dort zum ersten Male vor den Stufen des Hochaltars knieend sahen, waren Laura und Petrarca.

Dieser Anblick sollte ihnen und Allen, welche die Dichtkunst lieben, fortan unvergeßlich bleiben. Das grüne, mit Veilchen geschmückte Gewand, das Laura an jenem Tage trug, sollte gleichsam die Bedeutung des Frühlings, der Jugend und der ersten Liebe gewinnen — „allüberall“, heißt es in einer Canzone des Dichters, „seh' ich die Veilchen und das grüne Kleid!“

Eine Liebe, die so beginnend, und nicht, wie es ihrem Wesen gemäß wäre, von einem jähen und tragischen Ausgang beschlossen wird, sondern einundzwanzig Jahre in leidlicher Ruhe und Beständigkeit fortdauert, obgleich sie — verheirathet, eine Mutter von elf Kindern, in rasch erbleichender Schönheit — er ein Priester ist, voll heißer, sinnlicher Leidenschaften, die er umsonst durch Studien und in Nachtwachen über die Bekenntnisse des heiligen Augustinus zu besänftigen sucht, in der ewigen Unruhe seines Herzens und seiner Eitelkeit aus dem Lärm und den Festen der Höfe in die stillste Einsamkeit und aus ihr wieder zurück in den rauschenden Triumph einer Krönung auf dem römischen Capitol eilend — solche Liebe scheint mehr eine Einbildung und ein Spiel der Phantasie als Wahrheit zu sein, ein Gefühl, das sich in Mußestunden in tadellosen Sonetten „zu seinem und der Herrin Ruhme“ der Nachwelt bis in die feinsten Regungen darlegen ließ, das aber zugleich in dem willigen Anschmiegen an diese enge, geschraubte, eintönige Form seine Leere und Schwäche beweis't. Indeß jener erste Blick Laura's war etwas Wirkliches, mehr als nur phantastisch Erregendes; wenn man die Erscheinungen des Lebens nicht nach ihrer Form, sondern nach ihrer Wirkung beurtheilt, einer der merkwürdigsten Blicke, die je aus einer Sterblichen Auge in die Seele eines andern gedrungen. Dieser Blick hat Petrarca zu dem gemacht, was er ist, er beherrscht bis heute die ganze lyrische Liebespoesie der Italiäner.

Bis zu jenem verhängnißvollen 6. April war Franzesco Petrarca ein junger, leidlich müßiger Geistlicher gewesen. Im Gefolge des Cardinals Giovanni Colonna, theilte er seine Zeit zwischen seinem Putz, dem Kräuseln seiner früh grau werdenden Haare und dem Lesen des Virgil, ein dreiundzwanzigjähriger Mensch, den seine Schönheit wie sein Witz Männern und Frauen gleich empfehlen. Und bei seinem geringen Vermögen, seiner Unlust zu den juristischen und theologischen Wissenschaften ist er wesentlich auf dies Gefallen, auf das Werben um die Gunst Anderer angewiesen — auch ein Handwerk, in dem er sich als ein vollendeter Meister bewähren wird. Seinen Vater Petracco, einen Notar aus Florenz, hat die Bewegung, welche die Schwarzen, die guelfische Partei, in der Stadt zu Herren machte, auf immer aus dem Vaterlande verstoßen; in den Unruhen eines Bürgerkriegs zwischen den Schwarzen und verbannten Weißen ward Franzesco zu Arezzo am 20. Juli 1304 geboren. Später, als er längst zum Dichter auf dem Capitol gekrönt, sein Leben den Nachkommen erzählte, gefiel er sich darin, in den Gefahren, die er in seiner Kindheit glücklich überstanden, Vorzeichen seines Schicksals, der großen Dinge zu sehen, zu denen er sich einmal in maßloser Eitelkeit bestimmt glaubte. Er verlebte eine unstäte Jugend; bald ist er mit der Mutter Eletta Canigiani zu Ancisa, einem Flecken in der Nähe von Florenz, bald in Pisa, zuletzt auf der Schule zu Carpentras in der Provence, wo der alte Convennole ihn das erste lateinische Wissen lehrt. Denn der römische Hof, der sich zu Avignon niedergelassen, zieht, wie ein Kriegsheer die Geier, so die Schaaren italiänischer Abenteurer und Verbannter, sich nach, Alle in der Hoffnung eines leichten und reichen Erwerbs. Diesem Zuge folgt auch der Notar Petracco und muß es zu einigem Reichthum gebracht haben, der ihm gestattet, seinen ältesten Sohn auf die Universitäten von Montpellier und Bologna zu senden. Wie so oft, sind auch hier bald der väterliche Wille und die eigene Neigung im Widerspruch; statt der Bücher des bürgerlichen und kanonischen Rechts befinden sich nur Virgil und Cicero in den Händen Franzesco's. Gleich im Beginn seiner Entwickelung tritt in Petrarca die Abneigung gegen jede bestimmte, positive Wissenschaft, die Vorliebe für die Kunst und die nichtige, oberflächliche, aber in klangvolle Worte eingekleidete Gelehrsamkeit des römischen Redners hervor. Als nun nach des Vaters Tode sein Erbe von ungetreuen Vormündern fast ganz zerrüttet ward, blieb ihm wie seinem Bruder Gherardo als einziges Mittel eines sichern, unabhängigen und vielleicht genußreichen Lebens der geistliche Stand, damals der gerade Weg zur Macht und zum Ansehen. Das Papstthum hat zu Avignon selbst den Schein der Heiligkeit abgeworfen; ein prächtiger, verschwenderischer Hof, zu dem alles adelige und nichtadelige Gesindel von Languedoc und Gascogne zusammenströmt, bei dessen Festen die Geliebte des Papstes die Diamanten der Tiare als Halsband trägt — ein vollkommenes Babylon, an dessen Wassern freilich nicht die Töchter Israel's saßen und weinten, sondern nur bei Bällen und Reigentänzen Troubadourlieder sangen. Für den regen leichtfertigen Sinn Petrarca's war diese Gesellschaft die willkommenste. In ihr glänzten seine Gaben, befriedigte sich seine Selbstgefälligkeit. Damals ließ es sein Blut lauter wallen, wenn ihm die Frauen auf den Straßen nachsahen oder einen Ruf der Bewunderung seiner Schönheit nicht zurückhielten — Freuden, auf die er später, scheinbar bereuend, mit einem Blick pharisäischer Gerechtigkeit schauen wird. Bald gewann er Freunde, entzückte die vornehmen Kreise Avignons und bezauberte mit seiner Gabe der feinsten Schmeichelei, seiner theils wahren, theils gemachten Begeisterung für das alte Rom vor allen die Familie der Colonna's. Es ist für das ganze zweideutige Wesen Petrarca's bezeichnend, daß er seine Schwärmerei für die Freiheit Italiens, die Ueberreste einer ruhmreichen Vergangenheit trefflich mit seinem Lobe und seiner Hingabe an das Geschlecht zu vereinigen weiß, das unter den Bedrängern Rom's und den Zerstörern seiner Denkmale den ersten Platz einnimmt. In jener sittenlosen Gesellschaft hat er, wie in ähnlichen Umgebungen an den Höfen sicilischer Tyrannen die griechischen Sophisten, das Maß des Rechten und Guten, jede Würde des Charakters ver-

loren und dafür nur die unbezwingliche Begierde eingetauscht, überall mitzureden und genannt zu werden, die Wahrheit für den glänzenden Schein hinzugeben. Ja, er selbst beredet sich wohl endlich, denn das ist die Kraft der Dinge und die Schwäche des Geistes, daß sein unruhiges Werben um den eiteln Ruhm der Welt und die trügerische Freundschaft der Fürsten etwas Heiliges gewesen, daß zwischen seinen Liedern zur Befreiung der italiänischen Erde und den Schmeicheleien der Correggio's und Visconti's kein Widerspruch sei, oder glaubt, alle Irrthümer durch die Erkenntniß gebüßt zu haben, daß die Erdenlust wie ein kurzer Traum entfliehe. Daß aus diesem wilden und wüsten Treiben des Genusses, den Spielen einer unbeschäftigten Phantasie, doch etwas Ewiges, eine, wenn auch duftlose, doch unvergängliche Blüthe aufkeimte, ist dem Zauber zuzuschreiben, den jener erste Blick Laura's auf Petrarca ausübte.

Madonna Laura zählte damals 18 Jahre; seit dem 16. Januar 1325 mit dem angesehenen und begüterten Patricier Hugo de Sade vermählt, selbst aus einem altadeligen Geschlechte derer von Noves entsprossen, eine Tochter Messire Audibert's und der Dame Ermessende, mochte sie wenig ahnen, daß »ihr Ruhm und die Gluth, die sie auf seine Wangen gezaubert, einst noch Tausende nach ihr entzünden würden.«

Die Wirklichkeit, in der sie lebte und die Verklärung, die Petrarca darüber zu breiten verstand, ihre Erscheinung auf Erden, behaftet mit allen Sorgen und Mühseligkeiten, dem Erbtheil des Daseins, daran sie so schwer, wie eine ihrer Schwestern getragen — und dagegen ihr stolzes Hinwandeln in Canzonen und Sonetten, wie ein ehrfurchtgebietendes, auf Wolken dahinschreitendes Götterbild in Schönheit und Hoheit, dessen »eigentlichen Namen«, sagt ein alter Erklärer des Dichters, »man so wenig auszusprechen wagt, wie die Juden den ihres Jehovah« — welch ein Gegensatz! In ihrem Heirathscontract mit Hugo de Sade erhält sie außer einer Mitgift von 6000 tournesischer Münzen zwei »vollständige Gewänder« — jenes grüne mit den Veilchen, das ich schon oben in seinem symbolischen Werthe hervorhob, und ein anderes von purpurnem Stoff, in dem sie »wie der Phönix, in nie gesehener Schönheit«, inmitten des Festkranzes der Frauen von Avignon steht. Selbst das Gleichgültigste und scheinbar Nichtigste wird dieser mehr geistreichen als aus der tiefsten Seele quellenden Poesie zum Sinnbild, zum bereiten Stoff für ihre kunstvollen Allegorieen. So verwandelt sich denn auch der kleine Flecken, wo sie geboren, zu einem neuen Bethlehem, über dem ein anderer Stern der Verheißung aufgegangen . . . es ist die Vorstadt der Franziscaner bei Avignon, am Fuße des Hügels, auf dem die eigentliche Stadt gebaut war, in lieblicher, gartenreicher Gegend, welcher die Sorgue, »meine Sorga«, nennt sie der Dichter — mit sanftem Gemurmel der Rhone zuströmend, noch mehr Reiz und Duft verleiht. Hier zeigte man noch dem Könige Franz I. neben dem Wirthshaus zum »Weißen Roß« ein kleines, verfallenes Haus von alterthümlicher Bauart, roth übertüncht — das Haus von Madonna Laura. Die Fenster, die sie einst geöffnet — »meine Sonne«, die Steinbank, »wo sie oft sinnend in langen Tagen mit sich selbst Gespräch geführt«, waren längst zerfallen und zerbrochen, nur ihr Gedächtniß lebte noch, freilich in durchaus idealistischer Form, in Petrarca's Versen fort.

Eine junge, sich im Schmuck gefallende Frau, die ihre langen, blonden Locken gern mit Rosen oder Perlen durchflocht, um ihren weißen Hals eine kostbare Kette schlang, goldbefranzte Handschuhe trug, mit wunderbar schönen Augen und weichgeformten Lippen, die noch beredter, selbst wenn sie schwiegen, sprachen, als ihre Worte, einen wunderbaren Glanz im Gesicht: so trat Laura Petrarca entgegen. Und diesen einen kurzen Augenblick ausgenommen — wo sie dasteht, den Schleier zurückgeschlagen, die Locken wallend auf und über die Schultern, im grünen Kleid, veilchenüberstreut und in diesem Duft und Frühlingsschimmer selbst die blühendste Rose — ist die ganze, einundzwanzigjährige Liebe eine beständige Dämmerung, in der das Auge nur durch die grüne Wildniß von Vaucluse, an den Rosengebüschen der Sorgue vorüber, einen Schleier flattern sieht, der schließlich auch der nach ihm ausgestreckten Hand entflattert und immer mehr mit den Nebeln und Schatten des Abends verschmilzt — nichts als ein Schwanken und Schweben. Allein eben in diesem Bilde offenbart die Liebe Petrarca's wie er sie in seinen Sonetten darstellt, sich am glücklichsten und im Kerne ihres Wesens. Sie verlangt nicht nach dem Genuß, das einzige Sonett, in dem sie solche Bitte wagt, umschreibt diesen Wunsch noch dazu durch ein Gleichniß von Pygmalion und der an seinem Herzen erwarmenden Statue. Jedes echten, leidenschaftlichen Naturlauts unfähig, wie die meisten Troubadourpoesieen, hat sie im Grunde nur eine, die feinste und zarteste Empfindung, die Sehnsucht; diese Saite weiß sie am tiefsten und unvergleichlichsten zu rühren. Vielleicht vereinigten sich die Umstände, die Stimmung der Zeit und die eigene Natur in keinem Dichter zu einem so vollkommenen harmonischen Gleichklang als in Petrarca. Auferzogen im Lande der Troubadours, deren Spuren trotz des Albigenserkriegs auf jedem Pfade, jeder Burg der Provence noch lebendig waren, zu Bologna im Umgang mit italiänischen Dichtern, von denen er die eben geborene, italische Sprache in ihrer Reinheit und Süße lernt, durchaus mit seiner bestechenden Erscheinung und der Gabe des Worts zu einem leichten fröhlichen Sängerleben hingewiesen, von einer brennenden Eitelkeit und der Begierde nach dem Dichterkranze verzehrt, dawider in seiner Stellung als Priester, als Freund von Bischöfen und Cardinälen, wie äußerlich er diesen Stand auch immer angenommen haben mag, doch auf den Ernst des Lebens und die »letzten Dinge« gerichtet, konnte Niemand besser als er die Verbindung der Liebe und Mystik, welche die Troubadours und Dante in ihren Liedern angestrebt, in der Poesie vollziehen, das Gefühl feiern, in dem sie beide zu einer gewissen Einheit gelangen und Himmlisches und Irdisches zu einem Hauche, einem Seufzer wird — eben die unbestimmte, unbefriedigte Sehnsucht. Auf das sorgsamste hat er darum alles Bestimmte, jene »Spuren der alten Flamme«, welche er so glühend, wie Virgil's Dido bei dem Anblick des Aeneas, empfand, aus seinen Gedichten getilgt . . . nicht nur aus Besorgniß vor Laura's eifersüchtigem Gemahl, nicht nur um mit eiteln Worten sich selbst und die Nachwelt mit einer platonischen Neigung zu belügen, denk' ich, sondern in der bewußten Absicht seines Dichtens, seine Leidenschaft als Stoff zu verwenden. Darüber mag ihm freilich wie jenem Jean Jacques Rousseau in seiner Liebe zur Gräfin d'Houdetot Phantasie und Selbstgefälligkeit mehr als eine goldene Lüge vorgespiegelt, mehr als einmal die Hand geschrieben haben, was das Herz nie empfunden. Ich weiß wohl, daß man aus Petrarca's Sonetten einen weitläufigen Roman seiner wirklichen Liebe herausersunden hat, einer Liebe, deren Hauptereignisse danach ein Blick Laura's, ein Gruß, ein freundliches Wort, das Aufheben eines ihr entfallenen Handschuh's, das Geschenk zweier Rosen gewesen wären, die ein Freund ihr und ihm, als sie in seinem Garten lustwandelten, beim Abschied gegeben — Dinge, wie Jeder sieht, von der nichtigsten Bedeutung, das abgezogen, was Petrarca darüber dichtete, deren Wahrheit oder Erfindung für das Wesen dieser Gedichte gleich wenig austrägt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 Thlr. 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ Thlr. Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 35. Bremen, 26. August. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Guizot und seine Memoiren.

Von G. Wendt.

Guizot, Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Tome III. Paris et Leipzig. 1860.

Oft täuscht die Erinnerung des Alters über den Werth dessen, was wir im Leben zu Stande gebracht haben. Man kann nicht sagen, daß der dritte Band der Guizot'schen Memoiren an diesem Fehler litte. Nicht in die hohe Politik führt er uns, noch in das Getreibe der Parteien; er verweilt mit Vorliebe auf einem stilleren und ruhigeren Punkte seiner Wirksamkeit, er berichtet über das, was er als Minister des öffentlichen Unterrichts in den Jahren 1832 bis 1837 geleistet hat. Auf diesem Felde hat er für Frankreich große Dinge gethan, wenn es auch dem deutschen Leser, der daheim an die Blüthe der Schulen gewöhnt ist, nicht so erscheinen mag.

Es handelte sich für Guizot zuerst um die Hebung der allgemeinen Volksbildung. Er hat die Sorge für diesen hochwichtigen Gegenstand zum ersten Male in ganzer Ausdehnung dem Staate, der politischen Administration zugewiesen. Noch heute ist das Volksschulwesen in Frankreich im Vergleich zu Deutschland keineswegs glänzend gestellt; kümmerlich geradezu war es, ehe Guizot und nach ihm Cousin helfend und bessernd eingriffen. Die Julimonarchie hat überhaupt ihre Thätigkeit auf Gebiete gerichtet, die sonst in Frankreich nicht eben zu den angebaueten gehören, wohl weil sie nicht genug für die gloire de la grande nation bieten, weil sie zu viel stille, verborgene Hingebung und Consequenz verlangen. Es bleibe dahin gestellt, ob der ganze Charakter der Regierung dahin drängte, ob man sich anderen Aufgaben, die der wärmeren Sympathien der Nation sicher gewesen wären, nicht gewachsen fühlte, oder ob man sich dieser Resignation beim Handeln selbst vollkommen bewußt war und dennoch von dem absah, was mehr Lohn und Eclat versprochen hätte. Genug, man verfuhr so, und für die sittliche Entwickelung hat man in dieser Beziehung manches geleistet, was Dank verdient.

Guizot's Thätigkeit ist, wie gesagt, für die Ausdehnung und Hebung des Elementarunterrichts geradezu epochemachend gewesen. Er hat eine Menge Volksschulen gegründet, hat alle Factoren der Gesellschaft zur Theilnahme und Mithülfe herangezogen, hat für Ausbildung tüchtiger Lehrer Sorge getragen, hat Kirche und Schule in ein richtiges Verhältniß gebracht, hat vornehmlich in den unteren Klassen selbst ein reges Verlangen nach Bildung geweckt. Und das in einem katholischen Lande, und er, der Protestant! Wir constatiren diese Thatsache mit herzlicher Freude. Nicht nur, daß das Geschick zu bewundern ist, mit welchem er unter so schwierigen Verhältnissen seinen Posten ausfüllte, daß er also weder seine Persönlichkeit zum Opfer brachte noch das Mißtrauen der herrschenden, ihm feindlichen Kirche wach rief. Viel wichtiger ist es für den deutschen Leser sich hiebei mit Selbstgefühl dessen bewußt zu werden, daß es eben echt protestantisch und nur protestantisch ist, aller der Wärme und Freudigkeit fähig zu sein, die Guizot für die Bildung der Nation durch die Schule bekundet hat. Wir wiederholen es, nur der Protestantismus enthält die Elemente, die den wahren Eifer für den Volksunterricht erzeugen. Hat er doch seinem Ursprunge nach die innigsten Beziehungen zum Humanismus, drängt doch sein eigentliches Wesen von selbst auf eine tiefe und ernste Betheiligung an der Hebung der Schule hin. Ja man kann noch weiter gehen und behaupten, daß er nicht denkbar ist ohne die Blüthe der Schulen. Es ist gewiß keine Verirrung gewesen, wenn man im letztvergangenen Jahrhundert den Blick um so mehr auf die Schule richtete, je mehr die Kirche selbst an Leben einbüßte; hier war der einzige Ersatz zu finden für das, was man auf jenem Felde verlor. Herr Eilers ist in seinem Lebensberichte, der in vieler Beziehung ein schwächliches Gegenbild zu unserem Buche bildet, nicht dieser Meinung. Wir freuen uns, wenn ein frischer Zug durch die Kirche zu gehen beginnt, wie falsch man es auch anfängt dieses Leben zu erregen; aber es wird immerdar ein vergebliches Bemühen sein, die Kirche geradezu auf Unkosten der Schule zu heben. Man kann für ein richtig abgewogenes Verhältniß Sorge tragen; aber man vergesse nicht, daß die Reformatoren selbst, indem sie die bestehende Kirche zertrümmerten, ihren Eifer der Schule zuwandten, daß es protestantische Schulen gab, ehe eine Kirche dieses Bekenntnisses, ehe eine protestantische Kirche vorhanden war. Hat man dies im Auge, so wird man nie beabsichtigen die Schule von der Kirche zu trennen, mit der sie wirklich eng zusammengehört, andrerseits aber auch nicht nach Mitteln suchen, um das Interesse für die Schule zurückzudrängen. Ob es demnach in Preußen wohlgethan ist bei dem Kampfe, der gegenwärtig um die Regulative geführt wird, von der Bildung der Volksschullehrer selbst etwas abzuschneiden, erscheint uns mehr als fraglich. Uns dünkt, daß der Lehrer, auch wenn er nur einer Dorfschule vorsteht, nicht zu viel Bildung haben kann. Geradezu verwerflich aber ist es, wenn einzelne Ausschreitungen auf politischem Gebiete zum Vorwande genommen werden, um diese Verkürzung der Lehrerbildung zu rechtfertigen, wie man das vor einigen Jahren gethan. Guizot hat ein beherzigenswerthes Wort über diesen Punkt. Er spricht über die Betheiligung der Elementarlehrer an den Revolutionen von 1848 und 1849 und sagt, daß unmöglich einem einzelnen Stande zum Vorwurf gemacht werden könne, was der ganzen Nation zur Last falle; quand la révolution éclata, l'état lui-même, les pouvoirs publics du jour provoquèrent les instituteurs primaires à devenir les associés de tous les rêves, les complices de tous les désordres révolutionnaires. (Beim Ausbruch der Revolution waren es die Staatsgewalten selbst, welche die Elementarlehrer dazu ver-

anlaßten, sich an allen politischen Träumereien und Unordnungen zu betheiligen).

Ueberhaupt beweist Guizot bei Erörterung dieser Fragen an richtiger Einsicht und verständiger Behandlung der einschlagenden Dinge mehr, als man von seinem Bildungsgange erwarten sollte. Die Sache selbst, die er erst schafft, ist bei uns fest begründet; die leitenden Ideen, über die bei uns viel und ohne Nutzen hin und her gestritten wird, stehen bei ihm sicher. Umgekehrt verhält es sich, sobald er auf die allgemeine Politik zu reden kommt. In dieser Beziehung will bei uns Jeder vorwärts, sogar die Conservativen. Guizot setzt das Programm seines Ministeriums in die politique de résistance; — gouvernement légal et libre, aber doch zähester Widerstand. Er erklärt das, wenn er sagt, das Kabinet habe gesucht im Kampfe gegen die Unordnung obzusiegen durch Gesetze, die im Sinne der Freiheit gedacht gewesen seien (il entreprit de vaincre le désordre uniquement par des lois appliquées en présence de la liberté). Aber liegt nicht gerade in diesem verfehlten Bestreben der Grund für den Sturz der Julimonarchie? Man kann Unordnungen mit Gewalt dämpfen, dann ist man Dank dem Schwerte faktisch Herr der Situation. Man darf sich aber nicht einbilden, eine gährende Generation durch Belehrung erziehen zu können. Von diesem Standpunkte aus erklärt sich die eifrige Verfolgung der gebildeten Interessen Seitens der Doctrinärs, die wir oben erwähnten. In Frankreich ist dies ein gewagtes Spiel. Der Kaiser, ihr Erbe, hat es besser verstanden; er ist mit Hülfe der Kräfte, die ihn selbst gestürzt haben würden, wenn er ihnen nicht zur Action verholfen hätte, nahezu der Herr Europas geworden.

Es ist dies die schwache Seite des Buches, und es steht zu vermuthen, daß die folgenden Bände, die von der Gesandtschaft in England und der Leitung des Ministeriums wie von der Revolution handeln werden, noch schwächer ausfallen. Was helfen alle Betheuerungen, daß man es brav und gut gemeint hat? Jener alte Karthager bei Livius hat Recht: eventus est judex, der Erfolg bestimmt das Urtheil.

Wenigstens wäre zu wünschen, daß Guizot alsdann mit der Sprache gerade herausginge. Aber das ist fast gefährlich. Schon in diesem Bande hält er an sich. Auf Thiers, den er an eine kleine, liebenswürdige Perfidie erinnert, fallen nur ein paar Streiflichter, die nur für den Kundigen verrathen, was der Verfasser eigentlich sagen will.

---

* Im Fichtelgebirge.

Von Ludwig Rosen.

5. Die Kösseine.

Von dem schönsten Wetter begünstigt, setzten in den folgenden Tagen die Gefährten ihre Ausflüge fort. Sie bestiegen zunächst die Kösseine, dann den Steinwald, darauf besuchten sie das so schön gelegene Silberhaus, von wo sie der Bewohner desselben über das Seehaus nach dem Schneeberge und auf dessen höchsten Felsen, das „Backöfle“, führte; diesen Felsen, der nur auf einer schwanken Leiter zu ersteigen ist und auf seiner Oberfläche einen gar winzigen und schier schwindligen Raum darbietet, fand zwar Adams eben so närrisch wie seinen Namen, indeß mußte er mit den Uebrigen darin übereinstimmen, daß derselbe die weiteste und vollständigste Rundsicht im Fichtelgebirge — und überhaupt wohl im mittleren Deutschland — gewähre. Dann nahm man einen Wagen nach Weißenstadt, um von da aus den Rudolfstein zu besuchen, die wundersamste der Felsgruppen, welche die ganze Gegend kennzeichnet, als sei sie das Landschafts-Wahrzeichen, und den Waldstein zu besteigen, die nach ihrer eigentlichen Oertlichkeit interessanteste Partie des Gebirges, sowie auch die unfern gelegene Saalquelle zu betrachten. So verflossen die Tage, und bei diesem beständigen Zusammenleben, ohne ein einziges fremdes Element in sich aufzunehmen, bei dem gemeinschaftlichen Genuß einer reichen Natur, bei der heiteren Geselligkeit der Mahlzeiten und Abendstunden: bei allem dem war es nicht zu verwundern, daß sich eine immer größere Vertraulichkeit in dem Kreise geltend machte, ja daß man seine Mitglieder wohl Freunde nennen konnte, nachdem etwa eine Woche auf solche Art verflossen war.

Man war darin einverstanden, daß, wenn man alles zusammen nehme, der Kösseine der erste Platz unter allen Punkten des Gebirgs zugestanden werden müsse, und man verständigte sich also um so leichter, daß man diesen Berggipfel, zu dessen früherem Besuch man einen Vormittag verwandt hatte, nochmals an einem Nachmittage besteigen wolle, um sich an der Verschiedenheit der Beleuchtung zu erfreuen.

Die Kösseine ist von Alexandersbad in etwa anderthalbstündigem, zwar unausgesetztem aber verhältnißmäßig nicht anstrengendem Steigen zu erreichen. Sie ist zwar um einige hundert Fuß niedriger als der Schneeberg und Ochsenkopf, gewährt darum kein eigentliches Panorama der Aussicht, aber ihre ganz freie Lage in der Mitte des Fichtelgebirgs giebt ihr den großen Vorzug, daß man alle die vereinzelten Bergmassen, die aus dem Hochland emporsteigen und als Gebirge unter jenem Namen zusammengefaßt werden, von hier aus am vollständigsten und günstigsten erblickt, und daß man in dieser Rundschau fast keinen namhaften Punkt, der eines besondern Besuches werth ist, vermißt. Im Nordwesten stellt sich als höchster Gebirgsstock die Gruppe des Schneebergs und Ochsenkopfs dar mit ihren Zubehörigkeiten, worunter der Rudolfstein besonders hervorsticht; im Südwesten unterbrechen die Basaltkuppen des rauhen Kulms und seiner Brüder die sonst unermeßliche Fernsicht; im Südosten begränzt die lange Kette des Steinwalds den Horizont; im Norden erstreckt sich bis nach Nordosten hin der Zug des Waldsteins und Kornbergs; gegen Osten ist die Aussicht ganz frei und bringt zwischen den deutlichen Ketten des Böhmerwaldes und Erzgebirgs bis nach Böhmen hinein zum Kaiserwald. Die Centralgruppe selbst, als deren Beherrscher die Kösseine in unbestrittener Majestät auftritt, und die auch die Luisenburg mit ihrem höchsten Gipfel, dem Burgstein umfaßt, ist in ihren Formen herrlich entwickelt, von einem einzigen ununterbrochenen Walde übergossen, mit mannichfachen Granitfelsen geziert und fällt in die offne freundliche Gegend von Wunsiedel ab, die einen so scharfen Contrast mit diesem Waldgebirg macht. Dabei ist die Felsgruppe, welche den Gipfel der Kösseine einnimmt, schön und großartig, nach allen Seiten einen freien Umblick gewährend, durch bequeme Stiegen und Treppen überall zugänglich und auf ihrer Spitze mit einem einfachen aber zweckmäßigen Pavillon gekrönt, während an den Seiten geebnete Plätze mit Tischen und Bänken anmuthige Ruheplätze haben, und sogar ein überdachter hölzerner Schuppen die Gelegenheit darbietet, unter Benuzung der Feuerstelle ein ländliches selbstbereitetes Mahl, wenn auch nur aus einem belebenden Kaffee bestehend, behaglich zu verzehren.

Die Freunde erreichten frühzeitig am Nachmittag den Gipfel, und nachdem sie sich in dem Schuppen hinlänglich abgekühlt, stiegen sie zum Pavillon hinauf und erfreuten sich des hohen Genusses, wie ihn Schwanhöfer, dem das Bergsteigen unter den Vieren am schwersten wurde, doppelsinnig bezeichnete.

Nach längerer Betrachtung der Aussicht sagte Bernhard: „Der zweite Besuch der Kösseine, nachdem wir die andern Punkte besucht haben, bestärkt mich nur in der Ueberzeugung, daß der Kösseine unter allen Gipfeln des Fichtelgebirgs der erste Preis gebührt.“

„Und was halten Sie davon, Adams?“ fragte Vanhulsten. „Sie haben immer einen gewissen skeptischen Standpunkt dem Fichtel-

gebirge gegenüber eingenommen; müssen Sie doch aber am Ende nicht zugeben, daß es seine großen Reize und Vorzüge hat?«

Adams antwortete: »Vor allen Dingen muß ich auf meiner Behauptung beharren, daß beim Fichtelgebirg im eigentlichen Sinne des Wortes von einem Gebirge nicht die Rede sein kann, denn das Ganze besteht nur aus einer willkürlich und planlos zerstreuten Anzahl einzelner Berggruppen. Außerdem mache ich keine Opposition gegen das Fichtelgebirge, habe es lieb gewonnen, seitdem ich weiß, daß an seinen moosigen Felsen die Wiege meiner Kindheit stand, empfinde mit Freund Schwanhöfer einen hohen Genuß auf seinen Gipfeln, und fühle mit Uhland's Recensenten »ein wenig Wonne« bei den Aussichten, die in guter Beleuchtung wirklich ganz passabel sind.«

Schwanhöfer sagte: »Ich bemerke nur gegen andere Gebirge, namentlich in Norddeutschland, darin einen großen Uebelstand des Fichtelgebirgs, daß die Gipfel, welche die schönsten Aussichten darbieten, nicht mit zweckmäßigen Wirthschaften versehen sind; nur auf dem Waldstein konnten wir etwas bekommen, und das war wenig genug, während auf dem Schneeberg, dem Rudolfstein, dem Burgberg, der Kösseine u. s. w. gar nichts zu bekommen ist. Man wird sehr natürlich nach dem Bergsteigen der Ruhe und eines körperlichen Genusses bedürftig und würde, falls man dessen theilhaftig werden könnte, sich dem Naturgenuß noch vollständiger hingeben, man würde auch viel länger oben bleiben, wenn man sich nicht durch Hunger und Durst bald wieder hinunter getrieben fühlte. Das ist anderswo viel besser; auf dem Brocken, auf dem Inselsberg, auf der Schneekoppe, überall, wo man eine ähnliche Aussicht hat, kann man einkehren und sogar ein Nachtlager haben, um den Auf- und Untergang der Sonne zu genießen.«

»Ich glaube sogar — sagte Adams — daß z. B. der Brocken gleich mit dem Brockenhaus geschaffen worden ist.«

»Sie sind ein Phantast!« erwiderte Schwanhöfer verdrießlich.

»Sagen Sie das nicht, Schwanhöfer. Wenn man das dicksteinwändige altersgraue Brockenhaus sinnig betrachtet, so kann man wohl zu der Ansicht kommen, daß es ein uranfängliches unveräußerliches Inventariumstück des alten Hexenbergs sei. Uebrigens tret' ich Ihrer Klage vollkommen bei; es ist unverantwortlich, daß man auf dem Schneeberg nur ein »Backöfle«, aber nichts Gebackenes oder Gebrautes antrifft, und daß man hier auf der Kösseine zwar Tische und Bänke, aber nichts daraufzusetzen hat als sich selbst.«

»Ich sollte glauben — meinte Bernhard — daß namentlich die wohlgepflegte und so hübsch angeordnete Spitze der Kösseine einen wohlthuenderen Eindruck macht, als wenn hier eine Bergwirthschaft läge, deren Gebäude den Eindruck störten und deren Besitzer die Fremden mit gewinnsüchtigen Blicken empfinge.«

»Nun, nun — sagte Schwanhöfer — ich bin doch überzeugt, es wäre Ihnen schon ganz recht, wenn Sie sich hier für den gehabten und noch zu erwartenden Naturgenuß mit einem Glase Rheinweins und einem kalten Geflügel oder dergleichen stärken könnten. Was meinen Sie?«

Lächelnd erwiderte Bernhard: »Das will ich freilich nicht ganz in Abrede stellen.«

Vanhulsten sagte: »Meine werthen Freunde, es fehlt Ihnen nur an der gläubigen Phantasie, welche interessante Gebirgspunkte mit Geistern bevölkert. Warum sollte nicht auch die Kösseine ihre Geister haben, und warum sollten diese nicht zu der freundlichen Art gehören, die mitunter gutgelaunt und den Menschen gefällig ist? Hätten Sie nur den rechten Glauben und riefen Sie die dienstbaren Geister an: wer weiß, was geschähe?«

Alle schauten verwundert den Sprecher an, bei dem man so wenig an Scherzreden gewöhnt war. Mit sauersüßem Lächeln entgegnete Adams: »Daß die Luisenburger Felsen einmal zeitweise von fremdartigen Wesen bevölkert gewesen sind, weiß ich aus eigener zigeunerlicher Erinnerung, aber in höhere Kreise versteigt sich die Bewohnerschaft der Fichtelgebirgs-Felsen wohl nicht.«

»Wer weiß das?« sagte Vanhulsten und rief, indem er sich über die Brüstung des Pavillons beugte, mit lauter Stimme hinunter: »Giebt's da zu essen und zu trinken?«

Von unten erscholl vernehmlich und deutlich die Antwort: »Ja, es ist alles in Ordnung.«

Die Freunde sahen sich einen Augenblick erstaunt an, brachen dann in ein herzliches Gelächter aus und eilten die Treppe hinunter nach dem hölzernen Schuppen, von welchem aus die unerwartete Stimme gekommen war. Und sieh': da war der Tisch mit Weinflaschen und Gläsern, mit einem kalten Imbiß und dazu gehörigen Geräthschaften reichlich besetzt; der Bauer, welcher alles dieses von Alexandersbad heraufgeschafft und ausgepackt hatte, stand selbstzufrieden neben seiner leeren Kiepe.

»Du hast deine Sache gut gemacht, Anton!« sagte Vanhulsten. »Nimm dieses Brot und diese Flasche und suche dir weiter unten irgendwo ein Plätzchen; erst wenn du uns fortgehen siehst, brauchst du wieder herauf zu kommen, um die Sachen einzupacken und zurück zu bringen. — Und nun, meine Herren, bitte ich sich nieder zu lassen und zuzugreifen.«

Er entkorkte eine Flasche und füllte die Gläser. Die Freunde waren recht angenehm überrascht, und namentlich Adams und Schwanhöfer bemerkten mit froher Genugthuung, daß sich einige dickbauchige weißköpfige Flaschen unter den schlankeren hellfarbigen Gefährtinnen befanden, daß also auch der Schaumwein der Champagne nicht fehle. Man ließ sich nieder und that der unerwarteten Bewirthung alle Ehre an, so daß sich bald ein munterer Geist des kleinen Kreises bemächtigte.

Als der erste Kork des Champagners knallte, sagte Adams, der ganz besonders aufgeräumt war: »Wir nehmen hier in der That eine eben so angenehme als interessante Position ein; angenehm ist sie in höchstem Grade durch die rücksichtsvolle Gastwirthlichkeit unsres verehrten Freundes sowie durch die majestätische Trinkhalle, in der wir sitzen, interessant aber ist sie, weil sie in Beziehung auf den — selbst extremsten — Patriotismus nichts zu wünschen übrig läßt.«

»Das versteh' ich nicht — sagte Schwanhöfer — was der französische Wein mit deutschem Patriotismus zu thun hat.«

»Sie verstehen das nicht, weil der deutsche Wein Ihren Gedanken noch nicht die rechten Flügel angesetzt hat; nach einer Viertelstunde würden Sie mir schon eher gefolgt sein. Alle Welt sagt, daß das Fichtelgebirge genau in der Mitte Deutschlands liege, und weil es alle Welt sagt, muß es ja wohl wahr sein. Daß aber die Kösseine genau in der Mitte des Fichtelgebirges liegt, davon können wir uns in jedem Augenblick überzeugen, oder davon haben wir uns vielmehr schon sattsam überzeugt und es mit hinlänglich lobenden Worten anerkannt. Folglich befinden wir uns genau auf dem Mittelpunkte Deutschlands, und wenn das kein patriotischer Standpunkt ist, so weiß ich nicht mehr Champagner von Rheinwein zu unterscheiden!«

»In so fern ist die Sache ganz richtig.«

Von den Umgebungen und dem Wein gleich aufgeregt, sagte Bernhard: »Und es kommt noch ein Umstand hinzu, der unsrer augenblicklichen Lage höheres Interesse verleiht. In diesem Gebirge entspringen vier Flüsse so nahe, daß wir fast mit den Augen die Stellen ihres Ursprungs erreichen können, daß man an einem Tage bequem alle ihre Quellen zu erreichen vermag. Dann aber strömen sie nach allen Weltrichtungen auseinander, wie kaum ein ähnliches Beispiel sich irgendwo wiederholt. So sind auch wir Vier auf dieser herrlichen Berghöhe vereint, die wir uns während der Dauer unseres Zusammenseins als Freunde nah gestanden haben: noch

wenige Tage, und wir zerstreuen uns ebenso nach allen Weltgegenden wie jene Flüsse, vielleicht um uns nie wieder zu sehen. Aber darin freilich sind wir verschieden, daß wir einer unbekannten Zukunft entgegen gehen. Jene Gewässer ziehen nach der Nordsee oder dem schwarzen Meer, sie vereinigen sich mit dem Rhein oder der Donau oder der Elbe: aber wohin wird unser Lebensgang uns führen, wo wird er enden?«

Vanhulsten ergriff das Wort: »Der Vergleich ist richtig und treffend. Und es mag sein, daß unsre Lebensschicksale eben so verschieden unter sich sein werden wie die Bahnen der hier entspringenden Flüsse, daß wir, wenn wir uns einst am Abend wieder sähen, die Aehnlichkeit eines jeden unserer Lebenswege mit dem Lauf eines dieser Flüsse herauszufinden vermöchten. Aber nicht bloß das rückwärts gerichtete Gesicht des Janus beschäftigt unsern Geist, sondern auch das in die Zukunft gewandte. Wir können wenigstens wählen, welchem Lauf unter den vier Flüssen wir unsern Lebensgang am ähnlichsten wünschen. Was mich betrifft, so entscheide ich mich unbedingt für den Main. Mit scharfbestimmter Absicht strebt er dem Westen zu, nach den sonnigen gesegneten Fluren des Rheines; mit aller Macht zieht es ihn nach der Vereinigung mit dem stolzesten der deutschen Ströme. Dreimal werfen ihm Gebirge ihre gewaltigen Mauern als unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen: er umfließt sie mit der Beharrlichkeit eines nicht zu brechenden Willens, um am Ende siegreich seine Absicht durchzusetzen und dennoch, in der unterbrochenen Richtung fortströmend, das ferne Ziel, die Vermählung mit dem Rheine, zu erreichen. Ja, der Main ist mir das Gleichniß eines bewußten Willens, einer unzerstörbaren Kraft, die das kann, was sie will; der Main ist mir das Sinnbild eines Lebensweges, wie ich den meinigen wünschen möchte, ihn wähl' ich mir darum aus mit dem Wahlspruch: ich will!«

Indem der junge Mann diese Worte mit feurigem Nachdruck sprach, sah er so stolz und schön dabei aus, daß die Andern ihn mit froher Bewunderung anblickten und nicht daran zweifelten, er werde auch das Außerordentlichste und Schwierigste leisten können.

Adams sagte nach einer Pause: »Was mich betrifft, so würde ich dem Flüßlein Nab den Vorzug geben, weil es mit meinem vergangenen und muthmaßlichen ferneren Leben die größte Aehnlichkeit hat. Die eigentliche Quelle der Nab ist zwar nicht so unbekannt wie diejenige des Nil, aber doch verhältnißmäßig sehr obskur. Der Lauf geht in ununterbrochener Richtung nach Süden, denn kein Bergzug achtet es der Mühe werth, dem unscheinbaren Gewässer etwas in den Weg zu legen; dieses bleibt unbeachtet, unbekannt und ungenannt bis zu seinem Ende. Keine Stadt mochte sich dazu bequemen, sich mit einem solchen Proletarier unter den Flüssen abzugeben, nur höchstens altersschwache Burgflecken stammen aus der Zeit, wo man vielleicht dem Fluß noch eine Zukunft zutraute, und sind nun mit ihm verkümmert. Von Handel und Schifffahrt, von großartiger Industrie und dergleichen ist keine Rede; ich glaube, der schläfrige Fluß wird nie durch eine Dampfmaschine, so wenig in einem Schiff als in einem Wagen, aus seiner trägen Ruhe heraus beunruhigt werden. Selbst sein Ende ist ruhmlos und unbeachtet; es kommt da ein viel unbedeutenderer Geselle in die Donau, heißt Regen, und gleich verewigt ihn der stolze Name Regensburg; es kommt von der anderen Seite ein ähnlicher Geselle, heißt Altmühl, und schon die Jungen in der Schule sprechen davon, daß die Donau mit dem Rhein durch die Altmühl verbunden sei; die Nab ist völlig vergessen. Doch lassen die guten Bayern, welche die Ufer des ungerühmten Flusses bewohnen, es sich recht gut schmecken und haben — was eine Hauptsache ist — leidlich zu essen und zu trinken. Ebenso unbekannt in seinem Beginn, ebenso frei von Ehrgeiz und von dessen Erfolgen ist auch mein Leben, ebenso unbeachtet wird mein Ende sein. So viel wird's wohl meistens für mich geben, daß ich nicht zu hungern und zu dürsten brauche — denn solches ist am Ende gar zu gemein — und somit bin ich mit meiner Nab-Aehnlichkeit und meinem Geschicke ganz zufrieden, indem ich zu meinem Wahlspruch erhebe: 's ist mir alles einerlei!«

Nach diesen Worten ergriff er sein Glas, stieß an dasjenige des neben ihm sitzenden Bernhard, indem er sagte: „Vivat sequens!“ und trank gleichmüthig den Wein aus. Die Freunde waren mehr oder weniger betreten über die Aeußerungen des Malers, doch war jetzt Stimmung und Zeit nicht darnach, sich einem mißliebigen Eindruck länger zu überlassen.

Bernhard sprach nun: »Meine Wahl unter den Flüssen des Fichtelgebirgs trifft die Saale. An ihren Lauf knüpfen sich tausend Erinnerungen, ihr Gebiet umfaßt den Boden, aus welchem die wichtigsten Keime des deutschen Lebens und der deutschen Geschichte sich entwickelt haben. Schon darin, daß sie sich nicht den lockenderen Weltgegenden, sondern dem gefürchteten und geschmähten Norden zuwendet, zeigt sie ihre Verwandtschaft mit höhern und geistigen Dingen. Der Norden Deutschlands ist die Wiege der wahren deutschen Kultur, er hat sich das übrige Vaterland nicht mit physischer Gewalt, nicht mit scharfen Waffen unterworfen, sondern mit den siegreichen Kräften der Intelligenz, der Wissenschaft und Literatur. Und wenn auch die Meteore des Genies mitunter ihre unmeßbaren Bahnen in anderen Gegenden des Vaterlandes begannen, so wurden sie doch von der Sonne der Bildung, die im Norden strahlte, dorthin gezogen und umkreisten dieselbe in geregelterem Laufe. Die Pflanzstätten des Wissens aber, von denen das Licht ausging, um das Dunkel der Barbarei, des Aberglaubens, der Beschränktheit zu zerstreuen: liegen sie nicht meistens im Gebiete der Saale, theils von ihren Fluthen bespült, theils in ihrer Nähe verstreut? Die Pflegeorte des Genius, wo man das edelste Kleinod der Menschheit, die Dichtkunst, schätzte und bewahrte: ziehen sie nicht noch jetzt den Fuß des dankbaren Fremdlings nach den heiligen Gräbern der Geistesfürsten hin? Und wo sind die größten und blutigsten Schlachten geschlagen, sei es für die Abwehrung äußerer Gefahren, sei es für die Rettung der bedrohten Gewissensfreiheit, sei es für die Befreiung von unerträglicher Fremdherrschaft: wo sind sie anders geschlagen als auf den Fluren, welche die Saale durchströmt? Das Meiste und Höchste, was im Geist wie in der Politik der Geschichte unserer abendländischen Kulturvölker bestimmend und maßgebend sein sollte, wurde auf diesem eben so erinnerungsreichen wie blutgetränkten Boden ausgefochten. So düster und trübe auch manche der Erinnerungen sein mögen, so sehr noch viele der Interessen, für die dort gekämpft wurde, unerledigt sind oder sogar für den Augenblick in Frage gestellt scheinen, so giebt uns doch der Blick auf das, was gewonnen wurde, die zuverlässige Hoffnung, daß alle Kämpfe zum wahren Heil der Menschheit zuletzt redlich und siegreich werden ausgekämpft werden. So knüpft sich an das Gebiet der Saale der Gedanke an die schwersten Kämpfe und an die höchsten Hoffnungen, und so möchte ich wünschen, daß mein Lebensgang dem Laufe dieses Flusses in Beziehung auf die daran haftenden Erinnerungen ähnlich sei. Immerhin mag ich nur im Kleinsten versuchen, was dort im Größten geschah, immerhin mag ich nicht siegreich aus den Kämpfen des Lebens hervorgehen, ja vielleicht mag ich ihnen erliegen: aber unzerstörbar lebt in mir die Gewißheit, daß nur das Streben für die hohen geistigen Interessen der Menschheit das wahre Manneszeil sei, unvertilgbar durchglüht mein Inneres die Hoffnung, daß aus jedem Kampf um das Erhabene und Ewige endlich und zuletzt ein Sieg hervorgehe. Wenn ich darum auch einen Wahlspruch sagen soll, so lautet er: ich hoffe!«

Es trat eine längere Pause ein. Vanhulsten hatte sein großes Auge fest auf das von Aufregung geröthete Gesicht Bernhard's gerichtet, Adams zeichnete gedankenvoll und gesenkten Hauptes mit seinem Stöckchen Figuren in den Boden, Schwanhöfer war ganz in sich versenkt und schien in die leere Luft wie in eine Zukunft zu schauen; auf ihn machten wohl die Worte Bernhard's, als unver-

kennbar schwärmerisch, insofern den tiefsten Eindruck, daß er überlegte, wie wohl ein solcher junger Mann in Zippelstedt werde angesehen werden, und ob er selbst durch dessen Einführung Ehre einlege, doch war das Endergebniß seiner Betrachtungen muthmaßlich ein günstiges.

Endlich schaute Adams auf und sagte: „Aber, Schwanhöfer, Sie sitzen ja da wie ein alter Rheinsalm, über dessen bemoostem Haupte das erste Dampfschiff wegrauscht. Bedenken Sie denn gar nicht, daß Sie nach dem hier eingeführten Ritus sich auch einen Fluß als Sinnbild Ihrer Lebensbestrebungen auswählen müssen? Wir Beide halten es zwar vorzugsweise mit dem Flüssigen, wenn es der Traube ausgepreßt ist, aber diesmal handelt es sich um einen Fluß, also lassen Sie uns Ihren Fluß hören.“

Schwanhöfer erwiderte, sich aus seinem Nachdenken reißend: „Es bleibt mir ja gar keine Wahl, da die werthen Herren und Freunde alle Flüsse bis auf einen vorweg genommen haben.“

„Das darf Sie nicht beschränken — sagte Vanhulsten — Sie haben vielmehr die volle Freiheit, Ihre Wahl auf einen der bereits genannten Flüsse fallen zu lassen.“

Nach kurzem Räuspern sprach Schwanhöfer: „Das macht weiter nichts aus, denn im Grunde bin ich sehr wohl mit der Eger zufrieden, die allein noch übrig ist. Dieselbe macht nicht viel von sich reden, hat keine großen Schwierigkeiten zu überwinden, erweckt keine sonderlich erhabenen Erinnerungen und Hoffnungen, aber sie ist ein Flüßchen, das mir ganz recht ist. Sie weiß, was sie will, nämlich irgendwo in der Gegend von Teplitz in die Elbe fallen, und sie verfolgt diesen Weg sinnig und einfach. Sie hat zu Anwohnern einen behaglichen gutmütbigen und verständigen Menschenschlag, der gern so gut lebt, wie er kann, und Andere leben läßt, wie sie wollen. Sie schenkt dem Menschen nicht bloß die Gaben des Feldes und Waldes in den Fluren, die sie berührt, sondern ihre Berge enthalten oder enthielten doch einst edle Metalle und andere kostbare Stoffe, oder sie lassen Mineralquellen hervorspringen, die sich noch leichter in ordentliches Geld umsetzen und verwerthen als Silbererze. Kurz die Eger ist mir das Sinnbild einer guten bürgerlichen Existenz, gerade so, wie ich mir eine solche wünsche, und darum entscheide ich mich gern für die Eger.“

Da Schwanhöfer schwieg, so rief Adams: „Aber der Wahlspruch? Wir müssen auch einen Wahlspruch haben!“

Nach kurzem Besinnen antwortete Schwanhöfer: „Mein Wahlspruch lautet: ich spekulire!“

Die Uebrigen brachen in ein herzliches, aber nicht beleidigendes Gelächter aus.

Mit gutmüthigem Tone fuhr Schwanhöfer fort: „Lassen Sie das gut sein, meine Herren und Freunde. Um mir und denen, die von mir abhangen, das Leben möglichst behaglich machen zu können, muß ich erwerben, und um erwerben zu können, muß ich spekuliren. Werther Doctor, ist Ihnen vielleicht eine Cigarre für den Rückweg gefällig? Denn ich glaube unmaßgeblich, daß wir bald an den Rückweg denken müssen.“

Bernhard bat, nicht früher aufzubrechen, als bis die Sonne untergehe, was nicht mehr lange dauerte, und Vanhulsten entschied sich gleichfalls dafür, den Sonnenuntergang vom Pavillon aus anzusehen. Dies geschah denn also, und ziemlich spät langten die Freunde von dem genußreichen Ausflug im Alexandersbade an.

(Schluß folgt.)

* Reliquien von Alfred de Musset.

Von Adolf Laun.

Auf Alfred de Musset, neben Lamartine und Victor Hugo den größten Dichter des neueren Frankreichs, setzte das geistig verarmte Land seine letzte Hoffnung; denn er war fast noch der einzige, der frei von Tendenz und praktischem Ehrgeiz in poesieloser Zeit und unter einer Regierung, die jeden Freiheitskeim erstickt, die Rechte der Subjectivität, der Phantasie und des individuellen Gestaltungstriebes vertrat. — Er ist in der Blüthe seines seltenen Talentes, das der Lyrik seines Landes neue Bahnen eröffnet hat, krank an Leib und Seele und verzehrt von zum Theil selbstverschuldeten Leiden, früh dahingegangen, und die Pietät seiner Freunde bemüht sich, die vereinzelten Produkte seiner letzten Jahre, die er selber nicht mehr veröffentlichen konnte, zu sammeln.

Das Magasin de librairie theilt mehrere seiner letzten lyrischen Ergüsse mit. — Es sind theils gelegentliche Improvisationen, theils sorgfältiger gefeilte Gedichte, aber fast alle tragen den Stempel jener Originalität, die Gefühlstiefe mit natürlicher Anmuth, Phantasie mit esprit und bon sens zu verschmelzen wußte, und durch welche seine Poesie als einzig in der französischen Literatur fortleben wird.

Als Probe dessen, was von einem noch zu vervollständigenden Nachlasse des Dichters erwartet werden kann, übersetze ich neben dem, wie es scheint, zur Composition bestimmten Monolog der Johanne d'Arc, der an Schillers Jungfrau, aber nicht an Voltaires Pucelle erinnert, und dem letzten Schmerzensschrei des Dichters einen Aphorismus desselben in Prosa. Letztere Mittheilung wird schon deßhalb dem deutschen Leser Interesse gewähren, weil sie zeigt, wie auch ein französischer Dichter denkend den Geheimnissen seiner Kunst nachzuforschen strebt, und weil sie zu dem Wenigen gehört, was Alfred de Musset in ungebundener Sprache über die Poesie gesagt hat.

Johanna d'Arc.

Nachgelassene Stanzen von Alfred de Musset.

Recitativ.

Ich such' umsonst die Ruhe, die mich flieht,
Mein Herz ist voll von Frankreichs schweren Zeiten,
Mir folgt bis hier in diese Einsamkeiten
Die Trauer, die mein Vaterland umzieht. —

Gesang.

Verborg'ner Zufluchtsort am Waldesrande,
Du stummer Zeuge meiner stillen Pein,
O hülle meinem Blick in Dunkel ein
Des armen Landes Mißgeschick und Schande.
Ihr Zweige, soll es neue Schmach bestehn,
Schlingt um mein Vaterhaus die schatt'gen Bande,
Vielleicht, ach, werd' ich nie es wieder sehn!

Recitativ.

Ringsum alle Thäler schweigen,
Lieb' und Wehmuth in den Zweigen
Singt der Nachtigallen Schlag;
An des Ostens hellem Thore
Schimmert über's Grün Aurore,
Kündend einen schönen Tag. —
Was bedeuten die Töne, die fernher schallen,
Am Fuß uns'rer Wälle Trompetenklang?
Ich sehe am Saum des Berges entlang
Des Feindes Standarten vorüberwallen! —

Gesang.

So laßt, ihr Engel, uns vergehn,
Die einst ihr Hülf' und Trost gespendet,
Weint, wenn sich Gott von uns gewendet,
Sonst kommt und eilt uns beizustehn. —
Des Himmels Antwort traf mein Ohr,
Mir war's, als ob die Erde bebte,

Ein Ruf an mich ging aus dem Wald hervor,
Den tönend Kriegsgesang umschwebte;
Nicht irdisch war, was ich vernahm,
Der Himmel war's, woher die Stimme kam,
O Christi Mutter, war's die deine?
Ist's Mitleid mit den Thränen, die ich weine? —
Vom heil'gen Geist entzündet
Fühl' ich des Gottes Macht,
Der Kraft und Zorn verbündet
In meiner Brust entfacht.

Die letzten Verse Alfred de Musset's.

Seit achtzehn Monden schlägt die Todesstunde
Von allen Seiten mahnend an mein Ohr,
Seit achtzehn Monden brennet meine Wunde,
Taucht schlaflos überall die Qual hervor.

Je mehr ich mit der Macht des Siechthums ringe,
Je mehr beherrschet mein Gefühl der Schmerz;
Versuch' ich's, ob ein Schritt mir noch gelinge,
Dann ist's, als stünde plötzlich still mein Herz.

Die Kraft erlahmet, wie ich sie gebrauche,
Die Ruhe selbst ist Kampf und Fiebergluth;
Und wie ein müdes Roß mit letztem Hauche
Strauchelt und stürzt erloschen hin mein Muth.

Der Dichter und der Prosaiker.

Der Dichter schreibt fast nie Reflexionen, der Prosaiker ist nur durch sie tief und trifft nur in ihnen das Rechte. Der Dichter muß sie jedoch empfinden, und zwar noch tiefer als der Prosaiker, aus dem einfachen Grunde weil, um seinen Gedanken auszudrücken, welcher Art derselbe auch sei, er lange zu arbeiten hat, wäre es auch nur, damit er den Reim finde. Während dieser unerläßlichen Arbeit treten ihm eine Menge von Nebenbezügen, von Modificationen und verschiedenen Auffassungen mit Nothwendigkeit entgegen, man müßte denn annehmen, daß er ein Schwachkopf sei, der erborgte Reminiscenzen reimt. Diese Nebenbezüge sind mehr oder weniger gut, glänzend, richtig, verführerisch. Für den Prosaiker sind sie Erzgänge und Adern; für den Dichter sind sie die Reflexe eines Prismas. Der Dichter hat den ersten geistigen Wurf, die Mutteridee. An ihr hält er fest, aber er kann sich doch nicht entschließen, die Frucht um der Reflexion willen zu opfern. Wenn er auch nur vier Linien zu schreiben hat, so muß doch Alles hinein; daraus entsteht das, was man Poesie nennt, was denken macht. In jedem bedeutenden Vers eines Dichters liegt zwei oder drei Mal mehr, als ausgedrückt ist; es ist des Lesers Sache, das Uebrige zu ergänzen nach seinen Ideen, seinem Vermögen und seinem Geschmack.

Doch sprechen wir von der Melodie. Jeder empfindet sie, vom Theater der Scala, wo die Frauen sich unter den Girandolen hin und her neigen, bis zu den Hecken der Beauce, wo die Ochsen stehen bleiben, wenn ein Hirte pfeift. Sie ist vor Allem die Leidenschaft des Dichters. Die Poesie ist so wesentlich musikalisch, daß es keinen noch so schönen Gedanken giebt, vor dem ein Dichter nicht zurückweicht, wenn keine Melodie darin ist, und jemehr er sich so übt, gelangt er nicht bloß zu melodischen Worten, sondern auch zu melodischen Gedanken.

Für den, der in Prosa schreibt, giebt es allerdings einen gewissen musikalischen Sinn, der den Mißklang vermeidet, und ein gewisses Streben nach Anmuth, das ihn die Worte so passend wie möglich zusammenstellen läßt, aber sobald dies Bestreben den Schreibenden zu augenscheinlich beherrscht, wird eine Spielerei daraus, die dem Gewicht seiner Gedanken schadet. Dies läßt sich mit einem Worte beweisen. Die Prosa hat keinen ausgesprochenen Rhythmus, und ohne Rhythmus giebt es keine Melodie; sobald aber ein Mittel, das man anwendet, keine nothwendige Bedingung ist, um zum Ziele zu gelangen, das man sich vorgesetzt hat, wozu gebraucht man es denn? Was würde man von einem Manne sagen, der bei einem dringenden Geschäfte sich die Verpflichtung auferlegte, durch die Straßen nur rück- und vorwärts schreitend wie ein Tänzer zu gehen. So aber gebehrdet sich ein Prosaiker, der die Worte nach dem Takt ordnet; denn er hat auch ein dringendes Geschäft, nämlich das, was er denkt, zu sagen und nichts anderes. Dem Dichter dagegen ist es zur ersten Pflicht, zur unerläßlichen Bedingung geworden, den Rhythmus und das Maß inne zu halten. Sein Talent besteht gar nicht außerhalb dieser Bedingungen, sondern nur durch dieselben; der Rhythmus schwebt auf seinen Lippen, die Melodie steckt ihm in der Kehle, ohne sie ist er stumm.

Doch weiter. Ich habe keineswegs die Absicht, bloß zu sagen, daß der Prosaiker ein Fußgänger, der Dichter ein Reiter ist. Ich behaupte, daß sie zwei ganz verschiedene, fast entgegengesetzte antipathische Naturen sind. So wahr ist dies, daß es unter den Lesern, selbst wenn sie Leute von Bildung, Geist und Einsicht sind, welche giebt, die in Bezug auf Prosawerke einen vorzüglichen Geschmack besitzen und dabei nichts von der Poesie verstehen. Andere dagegen, die fast unwissend und der Literatur fremd sind, lassen sich vom bloßen Klang eines Reimes dermaßen hinreißen, daß sie gar nicht mehr darnach fragen, was ein Gedanke werth ist, sobald er sich im Verse darstellt. Was soll man dazu sagen? Man muß anerkennen, daß ein bloßer Unterschied im Verfahren nicht genügt, um auch nur theilweise eine so große Abneigung auf Seiten des einen, eine solche Vorliebe auf Seiten des anderen zu erklären.

Der Romanschreiber, der Dramatiker, der Moralist, der Geschichtsschreiber, der Philosoph sehen die Bezüge der Dinge auf einander, der Poet aber erfaßt die innere Natur derselben. Sein Gedanke springt wie die Quelle aus der Erde; verlangt von ihm nicht, er solle sich mit der Politik abgeben und über Dinge räsonniren, die zwei Schritte von ihm vor sich gehen. Er kennt das alles nicht, er weiß nichts von den Variationen des menschlichen Geschlechtes, er kennt nur einen Menschen, den aller Jahrhunderte. Der Dichter hat nie daran gedacht, daß die Erde sich um sich selber dreht; er ist gleichgültig gegen die öffentlichen Angelegenheiten und vernachlässigt seine eigenen. Er hat genug an den Dingen der Natur. Das kleinste Wesen, die unbedeutendste Kreatur erregen seine Aufmerksamkeit schon bloß deßhalb, weil sie existiren; selbst die unbelebten Dinge scheinen ihm stumme Gedanken zu sein, denn er weiß, daß in Allem etwas vom Geheimniß der Götter enthalten ist. Während bloße Träumer, die mit ihren Gedanken umherschweifen, ihrer Exaltation durch schwülstige Declamationen, durch Wortgeklingel zu genügen suchen, betrachtet er mit glühendem Auge die Form des Stoffes und bestrebt sich, in's Wesen der Dinge einzudringen. Sehen, fühlen, ausdrücken, das ist sein Leben; Alles spricht zu ihm, er plaudert mit einem Grashalm, aus allen Umrissen, die sein Auge treffen, selbst aus den mißgestaltetsten, schöpft und nährt er seine Liebe für die höchste Schönheit, in allen Empfindungen, die ihm zu Theil werden, in allen Handlungen, deren Zeuge er ist, sucht er die ewige Wahrheit. So ist er geboren, so stirbt er in seiner ursprünglichen Einfachheit. Angekommen auf dem Gipfel seines Ruhmes ist der letzte Blick, den er scheidend auf die Welt wirft, noch der eines Kindes.

Literatur.

L. Poetische Fragmente von Dranmor. Leipzig, Brockhaus. 1860. — Eine interessante Erscheinung auf alle Fälle, die Bekanntschaft, die wir hier machen. Der Name ist offenbar fingirt, das thut aber nichts zur Sache oder erhöht vielmehr das Interesse; übt das Geheimnißvolle doch nach wie vor einen gewissen Zauber aus, trotzdem unsre Welt, wie Manche behaupten wollen, etwas nüchtern geworden sein soll. Aus dem letzten Gedichte des Büchleins, welches der Verfasser „seinem verehrten Freunde, dem Forscher und Weltreisenden Dr. J. J. von Tschudi“ gewidmet, geht hervor, daß der Dichter aus der Schweiz stammt. Die Verse sind „Heimweh“ überschrieben, und obgleich sie nicht zu dem Bedeutendsten gehören, was uns hier geboten wird, so rühren sie doch ganz wunderbar. Der Dichter ist früh aus der Heimath fortgezogen, die Brust von wildem Wanderdrang und unruhvoller Lust nach Abenteuern erfüllt, wie das erste Gedicht „Trelawney“ schwungvoll schildert. Auf seinen Irrfahrten ward er dann nach Süd-Amerika verschlagen, wo in den Laplatastaaten und Peru das Schicksal ihm arg mitgespielt und manche bittere Täuschung bereitet hat. Er kehrt einmal zurück, als das schmerzliche Gefühl, in der weiten Welt allein zu stehen, ihn ergreift; allein daheim begrüßten ihn „die morschen Mauern des öden Vaterhauses“ und er eilt wiederum in die Ferne. Das Glück fand er dort aber nicht und singt von sich, dem Reisemüden:

> Er giebt ihn hin, den sonnetrunknen Süden,
> Für eine einz'ge schneebehangne Tanne.

Und wenn er schließt:

> Ich bin bezwungen! Und von dieser Stelle
> Möcht' ich den Fuß auf alte Trümmer setzen,
> Nur um des Vaterhauses heil'ge Schwelle
> Mit meinen letzten Thränen zu benetzen,

so kann man ein tiefes Mitgefühl ihm nicht versagen. Dichterische Durchbildung darf man nun freilich bei Einem, den des Lebens Stürme so hetzten, nicht erwarten; aber manches kleine Gedicht enthält so körnige Gedanken, ist von so überraschend tiefem Gehalt und ächt lyrischer Tonfärbung, daß man schmerzlich bedauert, daß diesem Talent nicht die nöthige Ruhe zu seiner Entwicklung vergönnt war. Außer den genannten Gedichten „Trelawney“ und „Heimweh“ bezeichnen wir als hervorragend schön: „An Helena“, „Perdita“, „Waldleben“ und „Strophen“. Die erzählenden Gedichte sind die schwächsten; das verhältnißmäßig gelungenste möchte „Januario Garcia“ sein, doch enthält auch dieses manche matte und prosaische Wendung. Der Stoff aber ist prachtvollschaurig, fast zu grausig, um nicht zu verletzen. Das Stück spielt in Brasilien. Unweit von Sorocaba wohnte als Fazendeiro (Landbesitzer) Januario Garcia mit seiner Frau und zwei Kindern, einem Sohne und einer Tochter. Bittere Feindschaft entspinnt sich zwischen ihm und seinen Nachbarn, den sieben Brüdern Silva, und als Garcia seinen jungen Sohn einst nicht von der Jagd heimkehren sieht und ihn suchen geht, und er den Knaben im Walde an einen Baum festgebunden und von sieben Messerstichen durchbohrt findet, bleibt kein Zweifel: die Silvas haben sein Kind umgebracht. Er schwört ihnen Rache und verläßt mit Waffen versehen Frau und Tochter. Die Silvas aber, ob der eigenen That entsetzt, sind wie Spreu in alle Winde zerstoben. Nun durchsucht der Rächer Jahr aus, Jahr ein Süd-Amerika von einem Ende zum andern, ihre Spuren verfolgend. Sein Haar ist gebleicht von Jahren, Kummer und gränzenlosen Entbehrungen, aber endlich trägt er als Zeugniß sechsfacher Rache sechs Ohren mit sich; nur den siebenten, den jüngsten der Silvas, kann er nirgends auffinden. Auf seiner rast- und ruhelosen Wanderung kömmt Januario Garcia einst zum Tode erschöpft an die Gränze Brasiliens, in die Nähe von Cuyaba. Vor einem Hause sitzt ein junges Weib mit ihrem lieblichen Knaben. Während sie hineingeht, um dem erschöpften Wanderer Speise zu bereiten, plaudert der mit dem Kinde, und der Kleine verräth ihm, daß sein Großvater Januario Garcia geheißen habe, und sein Vater sei — Bento da Silva! Im selben Augenblicke erscheint dieser und erzählt, daß er einst, von seinen Brüdern der jüngste, durch diese gezwungen worden sei, auch sein Messer in die Brust des von ihnen ermordeten jungen Garcia zu stoßen, und wie sie aus Furcht die Flucht ergriffen habe. Während Januario nun auf seinem Jahre langen Rachezuge in weiter Ferne schweifte, seien die zurückgelassene Frau und Tochter dem bittersten Mangel preisgegeben gewesen; da habe er, Bento, um sein Verbrechen zu sühnen, sich ihrer angenommen, Januarios Tochter geheirathet und sei mit ihr und der Mutter hierher gezogen. Einen Augenblick schwankt Garcia, dann aber erwacht die alte Wildheit in ihm, er reißt eine Pistole aus dem Gürtel und zerschmettert dem vor ihm Knieenden den Kopf.

> Und Frauenstimmen hört er schrein,
> Weib, Tochter stürzen rasch herein;
> Doch er, von Pulverdampf umflossen,
> In voller Mannesmajestät
> Ruft ihnen zu: „Ihr kommt zu spät!
> Es war in Jenes Rath beschlossen,
> Der mich zum Rächer eingesetzt; —
> Laß deine Donner niederbrausen,
> O Herr, ich bin gerächt! — —

Die Ausmalung der Scenerie verräth, daß der Dichter in solcher Umgebung gelebt hat. Die Uebersetzungen aus dem Portugiesischen, Englischen und Französischen, welche das Buch noch enthält, sind ganz besonders gelungen.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Die Gräfin von Albany. Von Alfred von Reumont. 2 Bde. — Neue Novellen von Elise Polko. 2 Bde. — Typen der Gesellschaft. Von Bogumil Goltz. — Ueber Theater und Musik. Historisch-kritische Studien von A. von Wolzogen. — Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Von F. Bülau. Zwölfter Band. — Karl Wilhelm Kortüm. Ein Lebensbild. — König Herodes. Trauerspiel in fünf Akten von B. von Lepel. — Desiderius. Trauerspiel von F. Rhode. — Otto von Wittelsbach. Trauerspiel von O. F. Gruppe. — Palm, ein deutscher Bürger. Trauerspiel von L. Eckardt. — Kaiser Ludwig der Bayer. Historisches Schauspiel von H. Rustige.

* Die Verlagshandlung von Brockhaus in Leipzig stellt mehrere große Romane in Aussicht; einen vierbändigen von Franz Carion: „Der letzte deutsche Kaiser und seine Zeitgenossen“ und einen dreibändigen von Ernst Willkomm: „Verirrte Seelen.“

* Die Kölnische Zeitung schreibt: Von dem großartig angelegten „Leben Michelangelo's“ von Hermann Grimm ist so eben bei Karl Rümpler in Hannover der erste, dreißig Bogen starke Band erschienen, welcher mit dem Tode Rafael's (1520) abschließt. Die vortreffliche Arbeit beschränkt sich keineswegs auf ein im engeren Sinne kunstgeschichtliches Augenmerk, sondern zeigt den gewaltigen Mann, von dem sie handelt, inmitten der Dinge und Menschen seines bewegten Zeitalters, so daß wir über den unmittelbaren Bereich seines künstlerischen Schaffens hinaus in die vollständigste Anschauung des umgebenden sittlich-politischen Horizonts versetzt werden. Eine Art von Darstellung des Lebens großer Männer, für die unsere so reiche historische Literatur nicht eben viele Muster besitzt. — Zu unserer Freude bringen wir in Erfahrung, daß das Erscheinen eines Gegenbildes von ähnlichem Charakter aus der deutschen Kunstgeschichte in der Biographie Albrecht Dürer's, mit welcher Professor Anton Springer in Bonn während der letzten Jahre beschäftigt war, nahe bevorsteht.

* Soeben erscheint ein neues Buch von Edmund Hoefer, betitelt „Deutsche Herzen; Skizzen, Studien und Geschichten.“

* In der ersten Hälfte dieses Jahres sind in Deutschland 3860 Druckwerke erschienen; darunter 651 Zeitschriften und 650 neue Auflagen. Man hat berechnet, daß der Ladenpreis aller dieser Werke 4210 Thaler beträgt, und daß dazu etwa 190 Millionen Bogen oder 38,000 Ballen Papier verbraucht worden sind.

* Der Sprachforscher Professor Kosegarten in Greifswald ist am 18. August im Alter von 67 Jahren gestorben.

---

* Amalie Sieveking. In einem süddeutschen Blatte finden wir eine Besprechung der Biographie von Amalie Sieveking, jener bekannten Hamburgerin, in welcher alle die mannichfaltigen Arten von Bethätigung christlicher Liebe, wie dieselben in unserer Zeit sich ausgeprägt haben, gleichsam vereinigt und personificirt erscheinen; ein Gegenstück zur Heiligen des 13. Jahrhunderts, Elisabeth von Ungarn, wobei sich in der Neuzeit im Gegensatz zur mystischen Tiefe und Innigkeit des Mittelalters die geistig klare lebendige Thatkraft, die zu denselben Zielen führt, bemerkbar macht. Sie war geboren im Jahre 1794 und einer der angesehensten Familien Hamburgs entsprossen, wuchs übrigens nicht im Reichthum auf; ihre Verhältnisse waren nur der Art, daß sie vor eigentlicher Armuth geschützt war, dagegen bot ihr der Umgang mit Verwandten und Freunden reichliche Gelegenheit zur Ausbildung des Geistes und zur Entwicklung jenes edlen thätigen Bürgersinnes, welcher mit Recht der Stolz der Hanseaten und ein Gegenstand des Neides und der Bewunderung für uns übrige Deutsche ist. Schon in früher Kindheit verlor sie ihre Mutter und wuchs als das einzige Mädchen zwischen mehreren Brüdern heran. Im Alter von fünfzehn Jahren verlor sie auch ihren Vater und lebte von jetzt an mit verschiedenen weiblichen Verwandten, die längste Zeit mit einer in ihren späteren Jahren erblindeten Tante zusammen, deren treue sorgfältige Pflegerin sie wurde. In der männlichen Umgebung, in der sie Anfangs aufgewachsen war, herrschte in jener Periode vorwiegende rationalistische Richtung, Begeisterung für die Tugend, Energie und Nachhaltigkeit in der Ausübung der erkannten Pflichten; es war die Zeit der Campe, der Salzmann, in ihr wurzelte, in ihr entfaltete sich Amalie Sieveking, und das Beste daraus, einen unermüdlichen

Drang thätig, nützlich, hülfreich zu sein, trug sie in ihr folgendes Leben, in welchem die religiöse Gesinnung immer mehr siegreich hervortrat, über. Sie war in ihrer Jugend nicht ohne Empfänglichkeit für heiteren Lebensgenuß, hatte Freude am Tanzen und ähnlichen Zerstreuungen, aber fühlte bald, daß ihr die Grazie versagt war und suchte, durch einen richtigen Instinct getrieben, ihren Genuß in ernsterer Arbeit. Für Mädchen von ihrem Wesen, ob sie nun arm oder reich seien, giebt es keine zweckmäßigere Beschäftigung, als Erziehung und Unterricht; es mangelt nie an Gelegenheit dazu, und wer nicht durch seine Verhältnisse dazu genöthigt ist, der sollte freiwillig solche Thätigkeit aufsuchen, welche neben der Arbeit die heilsame Unterordnung des eigenen Ich unter höhere Zwecke und fremde Persönlichkeiten lehrt. Einen solchen Wirkungskreis schuf sich A. S. mit großem Eifer, indem sie, ohne sich dafür bezahlen zu lassen, eine Anzahl Mädchen, deren Zahl auf 6 bis 10 beschränkt war (eine Zahl, welche die Mitte hält zwischen Privatstunde und Schulunterricht und, die übrigen Verhältnisse als günstig vorausgesetzt, die beste Gewähr für glückliche Resultate sein möchte) in allen für das zartere Alter passenden Fächern unterrichtete. Dreimal die Woche kam sie während des Sommers eine Stunde weit vom Lande hereingegangen, um dem selbstgeschaffenen Beruf zu genügen; so begann sie im Jahre 1814 die folgenreiche Wirksamkeit, in deren Ausübung sie bei ihren Schülerinnen vor Allem auf dreierlei Dingen bestand, die zwar einfach, aber immer der Wiederholung werth sind: Wahrheit, Thätigkeit, Gehorsam. Was ihr an System und Strenge abging, ersetzte sie durch den lebendigen freien Eifer, der so oft der Lehrthätigkeit des Laien einen größeren Erfolg sichert, als den schulgerechten Bemühungen des Fachmannes. Ihr ganzes Leben hindurch, das bald zu einer reichen Vielseitigkeit sich erweitern sollte, blieb sie dieser Beschäftigung treu, indem sie allemal aus einer Anzahl Kinder einen kleinen Cursus bildete, den sie bis zur Confirmationszeit unterrichtete, um nach seiner Entlassung wieder einen neuen zu beginnen. Der Religionsunterricht, den sie gab, wurde Veranlassung, tiefer auf die positiven Religionswahrheiten einzugehen, dazu gesellte sich der briefliche Umgang mit einem talentvollen Bruder, der Theologie studirte, aber noch vor Vollendung seiner Studien starb, verschiedene Umstände begünstigten diese Richtung; einmal entstand im Nebenhause ein Brand, durch welchen fünf Menschen umkamen, dieses erschütternde Ereigniß blieb nicht ohne tiefe Nachwirkung; der Verkehr mit der Familie eines in England etablirten Bruders, den A. S. mehrmals besuchte, gab Gelegenheit zum Austausch religiöser Gedanken und führte auf nähere Bekanntschaft mit Thomas von Kempis; unter solchen Einflüssen dringt sie nach und nach zur Annahme der orthodoxen Versöhnungslehre durch. Die Tagebücher, die sie bisher geführt hatte, hören nun auf, denn ein thätiges Berufsleben nimmt sie immer mehr in Anspruch, ein Kreis von bedeutenden Bekanntschaften auf dem Gebiete des christlichen Lebens thut sich ihr auf; so wird sie befreundet mit Merle d'Aubigne, dem bekannten Verfasser der Reformationsgeschichte, der damals als reformirter Prediger in Hamburg lebte, mit dem Pastor Geibel in Lübeck, dem Vater des Dichters Emanuel Geibel. Seit dieser Zeit wiederholte sie beinahe jährlich die Reise zu ihren Lübecker Freunden. Dazwischen beginnt sie auch eine literarische Thätigkeit durch Herausgabe von „Betrachtungen über einzelne Abschnitte der heiligen Schrift“; was sie aber ganz besonders bewegt, das sind Pläne für Gründung eines Instituts, das der Gemeinschaft der barmherzigen Schwestern gliche. Auf allen Seiten sieht sie sich nach Belehrung auf diesem Gebiete um, sie studirt das Leben des Carolus Borromäus, des Vincenz von St. Paula, zeigt überhaupt in Beziehung auf den Unterschied zwischen Protestantismus und Katholicismus eine, nicht auf Indifferenz, sondern auf höchsten Liebeseifer gegründete weitherzige Liberalität, sie verkehrt mit dem frommen Goßner, der ihre nach Thaten drängende Ungeduld mäßigt, mit dem, trotz seiner weitgehenden Wirksamkeit in der Welt doch dem kindlichen Glauben zugethanen Freiherrn vom Stein, mit dem gelehrten Neander. „Es übernimmt mich, ruft sie einmal aus, trunken weilt mein Blick auf dem unübersehbaren Felde, das da weiß ist zur Ernte und so überschwänglichen Erntesegen darbietet, wo aber sind die Schnitter und Schnitterinnen? Ich falle weinend auf die Knie und bitte: Herr, mache mich zu deiner Schnitterin!“ Sie entwirft eine Verfassung für protestantische barmherzige Schwestern, gegründet auf ihre Ansichten über die Bestimmung des weiblichen Geschlechts, von dessen Fähigkeit zu ausgedehnter Thätigkeit sie eine große Meinung hat; aber ihr Drang nach solcher Beschäftigung sollte bald in anderer Weise, als sie es bisher beabsichtigt hatte, Befriedigung finden. Im Jahre 1831 brach in Hamburg die Cholera aus, es wurde ein eigenes Hospital für die von dieser Krankheit Ergriffenen eingerichtet, aber bei der allgemeinen Angst war es sehr schwierig, Krankenwärterinnen zu finden; da bot sich A. S. freiwillig als solche an, zog in das Spital ein, ging dem durch sie herbeigezogenen und ermuthigten Personal mit dem Beispiel der Furchtlosigkeit und des angestrengtesten Eifers voran und wurde zur obersten Aufseherin über die ökonomischen Verhältnisse der Anstalt bestellt. Indessen bald ging diese furchtbare Geißel vorüber, und das Spital wurde aufgehoben. Jetzt stiftete sie (im Mai 1832) einen Armen- und Krankenverein, an dem sich gleich zu Anfang Viele mit Begeisterung betheiligten, und über dessen Fortgang sie in der Folge regelmäßige Berichte für die Oeffentlichkeit lieferte. Nebenher ging ihre Arbeit an der Schule, und so sehr beschränkte sie die Ansprüche, welche durch das eigene Bedürfniß erzeugt werden, ein, daß sie vier Tage ohne warmes Essen blieb und, mit Ausnahme des belebenden Gesprächs, auf alle Vergnügungen verzichtete. So oft sie durch die Knappheit der Mittel auch mit ihrem Verein ins Gedränge kam, nie verlor sie den Muth und das Gottvertrauen, sie scheute sogar das Anhäufen von Kapitalien für wohlthätige Zwecke, weil sie fürchtete, daß dabei der rechte Geist und die rechte Thätigkeit verschwinde, sie fand Lotterien und Bazars verwerflich, weil unökonomisch, indem dabei viel mehr Geld ausgegeben als eingenommen werde. Sie hatte in ihrer jetzigen Lage ein Gefühl von Glück, das aus dem Bewußtsein hervorging, daß sie das höchste Ziel ihrer Bestimmung erreicht habe, und sie scheut sich dabei nicht, auch einen Vergleich mit Verheiratheten ihres Geschlechts zu ziehen: bei diesen, meint sie, kommen mehr besonders glückliche Momente vor, bei ihr sei mehr Glück im Ganzen. Es folgt nun die Erbauung von Armenwohnungen in Verbindung mit einem Kinderhospital, die Gründung eines Vereins für entlassene Strafgefangene. Dazwischen aber werden auch von solchen, die sich für Organisirung des Armenwesens interessiren, Ansprüche an A. S. gemacht. Im Jahre 1841 reist sie nach Bremen und hält vor 300 Damen einen Vortrag über die Geschichte ihres Vereins; so wenig imponirend dort ihr äußeres Auftreten erschien, so tief und anregend war die Wirkung, welche die innerliche Kraft ihrer Worte hervorbrachte. Schon früher hatte die damalige Kronprinzessin, nachmalige Königin von Dänemark, einen lebhaften Verkehr mit A. S. angeknüpft; diesem Verhältniß verdanken wir eine ausführliche briefliche Beschreibung des furchtbaren Hamburger Brandes im Jahre 1842. An einem Sonnabend hatte es zu brennen angefangen, Niemand kümmerte sich in der großen Stadt darum, A. S. ging noch am Sonntag sorglos zur Kirche, erst nach der Kirche, da sie hört, daß der Nikolaithurm brenne, geht sie in das Haus eines mit ihr bekannten Vorgesetzten des Spritzenwesens: der Mann ist zu Hause, aber er muß ganz ruhig in einem dunkeln Zimmer mit kalten Umschlägen um den Kopf liegen, denn es droht ihm eine gefährliche Augenentzündung, weil er vierundzwanzig Stunden lang beständig in das glühende Feuer gesehen hat. Sein Bruder, der, um Auskunft zu geben, zum Vorschein kommt, erklärt: „wenn sich der Wind nicht drehe, so könne man nicht sagen, wie viel in vierundzwanzig Stunden von Hamburg noch übrig sein werde.“ Immer weiter greift der Brand, die Noth, die Verwirrung, aber mit dem Schrecken wächst auch der Muth, die Kraft, der Eifer sie zu bekämpfen, und Leute, deren Häuser schon ein Raub der Flammen geworden sind, stehen zusammen, legen ihre Einsicht, ihren Credit in die Wagschale und stiften einen Verein, der den schlimmsten Folgen eines solchen ungeheuren Unglücks zuvorkommt, indem er Lebensmittel im Ueberfluß herbeischafft und für Unterbringung der Obdachlosgewordenen sorgt. Auch die Wohnung von A. S. wird bedroht, ihr wird das Flüchten erleichtert theils durch die Vorsorge ihrer Verwandten, theils durch die thätige Theilnahme, die ihr viele der Armen, die durch ihre Hand Unterstützungen genossen haben, beweisen. Indessen wird endlich die Flamme, ehe die ganze Stadt zum Schutthaufen geworden ist, bemeistert, der Wind hat sich gedreht und große Häusermassen sind in die Luft gesprengt worden, so wird die äußerste Gefahr abgewendet und auch die Wohnung von A. S. gerettet; welche reiche Arbeit diese aber unter solchen Umständen gefunden hat, das läßt sich leicht denken. — Im Jahre 1843 wurde sie durch die Ankunft eines Neffen aus England, der sich längere Zeit in Hamburg aufhielt, erfreut, mit dem sich ein herzlicher Umgang entspann und in dessen Gesellschaft sie sich mit englischer Lektüre zu beschäftigen pflegte. Im selben Jahre erhielt sie die Aufforderung, Vorsteherin des Krankenhauses Bethanien in Berlin zu werden. Sie lehnte es ab, machte aber später im Jahre 1849 einen Besuch in Berlin, wo sie der Königin von Preußen vorgestellt wurde, auch einen öffentlichen Vortrag über ihren Verein hielt. Im Jahre 1855 gab sie ein neues Buch „Unterhaltungen über einzelne Abschnitte der heiligen Schrift“ heraus; dasselbe zeichnet sich ebenso sehr durch den Ton der innigsten Frömmigkeit, als durch die von aller Einseitigkeit und Kopfhängerei entfernte Natürlichkeit und Lebenswärme aus. Ueberhaupt erhält sie sich, wo es sich nicht ums Wesentliche und Nothwendige handelt, eine gewisse Freiheit auch gegenüber von kirchlichen Einrichtungen und Lehren, sie gesteht, daß ihr der englische Sonntag nicht gefällt, daß es ihr nur schwer gelingt, eine Predigt streng bis zum Ende zu verfolgen. — Ihr Körper war im Ganzen gesund und kräftig, doch sollte er den großen Anstrengungen, denen sie sich fast ohne Unterbrechung unterzog, nicht in die Länge widerstehen; ein Brustleiden kam zur Entwicklung, das im Jahre 1856 durch einen Aufenthalt in dem eben damals aufkommenden und übermäßig gerühmten Bad Lippspringe bei Paderborn vergeblich bekämpft wurde. Im Jahre 1857 feierte sie das fünfundzwanzigjährige Jubiläum ihres Vereins und besuchte noch, übrigens ohne Erfolg, das Bad Soden bei Frankfurt; in den commerciellen Stürmen dieses Jahres ging das geachtete Haus ihres Bruders in London unter, jedoch sollte sie die Wiederherstellung desselben noch vor ihrem Ende erleben. Dieses erfolgte im Jahre 1859.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Bremer Sonntagsblatt.

Achter Jahrgang.

№ 36. Bremen, 2. September. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Konrad Ekhof.

Von E. Gerber.

Die Wiegenperiode der griechischen Schauspielkunst erinnert weit weniger an des Thespis ärmlichen Karren als die deutsche. Dieser durfte sich von Ort zu Ort frei bewegen und fand überall ein lebensfrohes, schaulustiges Publikum; nicht so in unserm vorurtheilsvollen Vaterlande, wo Priesterwahn, abergläubisch-religiöse Begriffe, ja selbst namhafte Reichsdekrete über die Zunft der Histrionen den Stab gebrochen, für eine Gaukelei des Teufels alles Geberdenspiel und jede Menschennachahmung erklärt und es sogar eine lange Zeit bezweifelt haben, ob die Jünger Thalia's der ewigen Seligkeit theilhaftig werden könnten und ein ehrliches Grab verdienten. Die drückendste aller Fesseln aber war die unter dem Schutze französirender Fürsten gepflegte, alle deutsche Kraft und deutsche Kunst lähmende Vorliebe für französische Sitte, Sprache und Kunst. Man hielt es gegen Ton und Geschmack, deutsch zu lesen, zu sprechen oder zu schreiben. Mit Sentenzen aus Corneille'schen und Racine'schen Trauerspielen suchte die „höhere“ Welt zu prunken; die gedankenlose Menge mit den Brosamen, die von der Herren Tische fielen. An deutschen Höfen kein Namensfest, keine Feierlichkeit, ohne ein französisches Trauer- oder Schauspiel. Von hier drang das Verderben in die Städte: allerwärts französische Akteurs und Tanzmeister; im Großen und Ganzen zehrte dieser französische Geist an deutscher Nationalität. Allzulange duldete man auf der Bühne die langweilige, pedantisch steife Vorführung der uralten Paradepferde, bis endlich gegen diese schmähliche Mißhandlung Männer von deutschem Sinn in den Kampf traten, überdrüssig, auf ihr Vergnügen den knechtenden Alp einer fremden Sprache und unerträglichen Eigensinns gelegt zu sehen. Die „Spectacles“ wurden leer, mit Freude und Begierde suchte man das deutsche Schauspiel auf, für das patriotische Dichter bereits achtungswerthe Arbeiten zu schaffen begannen, und hie und da dramatische Künstler. Mit der Dichtkunst reifte die Schauspielkunst, und der Erste, welcher dieser Kunst die ersten festen sichern Ecksteine legte und ihr Werth, Ansehen und Namen erworben; der Erste, der durch seine glänzenden Eigenschaften, seine Kunstleistungen, sein Streben und seine Ausdauer das erreichte, was vor ihm niemandem gelungen: Aufmerksamkeit der Großen auf vaterländische Kunst, Glauben daran und Sinn dafür zu handeln; der Erste, ohne dessen leuchtendes Vorbild weder Schröder in Hamburg, noch Iffland, Beil, Beck u. A. aus der Mannheimer Schule ihre Künstlerhöhe erstiegen, der als „deutscher Roscius“, „deutscher Garrick“ gefeiert, den Lessing als den „einzigen Mann in seiner Art“ hinstellte, den man, um ihn ganz zu würdigen, „den Vater der deutschen Schauspielkunst“ nennen muß, war: Konrad Ekhof.

Ekhof's *) Persönlichkeit eignete sich wenig für die Bühne. Er war klein, hatte hohe Schultern, überdies an den Beinen dicke hervorstechende Knöchel; doch wußte er diese, für einen Schauspieler nicht unbedeutenden Schwächen zwar nicht immer, doch oft und in der Mehrzahl seiner Rollen durchaus vor dem Publikum zu verbergen. Die Natur hatte ihm dagegen das herrlichste Organ und ein seelenvolles Auge verliehen. Ein englischer Kritiker sagt von Garrick's Lear: Sehen wir das kleine, alte grauköpfige Männchen hereintreten mit seinen Spindelschenkeln, schwankendem Tritt und großen Schuhen an seinen kleinen Füßen, so denken wir, es kommt da ein Mr. Fondlewife getrippelt; fängt es aber an zu sprechen und in seine Rolle hineinzustürmen, da finden wir in jedem Zoll einen König. Wenn er den Fluch auf Regan herabdonnert, denkt kein Mensch mehr an den körperlichen Umfang dieser gekränkten Majestät u. s. w. Auch Lekain war für seine Helden dem Anschein nach viel zu klein und kaum über fünf Fuß hoch. Man glaubte oft, ihm etwas verbindliches sagen zu müssen, daß er auf dem Theater über sechs Fuß zu sein schien, worauf er gewöhnlich erwiderte: Ce n'est point par notre corps que nous sommes grands, c'est par notre ame. Dasselbe kann von Ekhof in seinen schönsten Heldenrollen gelten. Auch mangelte ihm ein völlig treues Gedächtniß; dies so wesentliche Erforderniß eines Schauspielers, gut zu memoriren, suchte er durch unermüdete Anstrengung sich mehr und mehr eigen zu machen. Er lernte schwer, nicht nachlässig, wie viele unserer ältern und jüngern Künstler. Das absichtliche Versprechen oder Wiederholen einiger leicht abgestoßenen Anfangssylben z. B. im Iffland'schen Spiele zeugte von großer Virtuosität der Rede und brachte an gewissen Stellen eine ausgezeichnete Täuschung hervor; zweifelsohne hatte man es hier mit einem ganz andern Stocken oder Versprechen zu thun, als jenem Nothbehelfe der Schauspieler, die ihre Rolle nicht gelernt haben, und es bedurfte gewiß der ganzen Kunst eines Ekhof, um die Lücken des Gedächtnisses allenfalls auch durch solche Hilfsmittel zu verdecken, denn die Wahrheit seines Spiels und Ausdrucks selbst in kleinen Rollen (zu Lessings Zeiten spielte er mitunter in Hamburg Nebenrollen) machte jenen Fehler minder bemerklich.

Allgemein war die hohe Achtung, die Ekhof im bürgerlichen Leben genoß. Sein Umgang zeichnete sich durch Ernst und würdiges Betragen aus. Entfernt von jenem so widerlich eitlen Künstlerstolz lebte er anspruchslos, offen, frei und zutraulich. Sein Wandel,

*) Ekhof wird öfter „Eckhof“, „Ekhoff“, auch „Eckhoff“ geschrieben. In dem Gotha'schen Theaterkalender (1775), der unter seinen Augen herauskam, schreibt er selbst seinen Namen „Ekhof.“ — Sein von Schleunen gestochenes Bildniß findet man vor dem 22. Bde. der allg. teutschen Bibliothek; das von Geyser gestochene vor dem Gotha'schen Theaterkalender auf 1775, vor dem 6. Bde. des englischen Theaters; in dem 7. Bde. des teutschen Ehrentempels und vor dem zu Leipzig 1828 erschienenen 2. Bändch. der Denkmäler verdienstvoller Teutschen des 18. und 19. Jahrh.

seine Bescheidenheit, Lernbegier und Zuvorkommenheit machten ihn auch als Mensch denen, die sich ihm näherten, schätzbar, und er ward besonders — damals etwas ganz ungewöhnliches für einen Komödianten — in verschiedenen Hamburgischen Kaufmannshäusern mit beachtungswerther Unterscheidung und Verehrung aufgenommen. Ein fleißiger Kirchengänger, unterhielt er sich gern über das Gehörte, und wenn er aus der Hauptpredigt zu einem der angesehensten Banquiers gewöhnlich zum Frühstück ging und die Einladung zum Mittagsbrot annahm, richtete man eine Schüssel mehr an. In Hamburg wirkten Carpser, Wilkens, Lipstorp, Liscow, Brockes, Zink, Bohn, Zimmermann u. A., besonders Hagedorn, mit ihrer bekannten „patriotischen Gesellschaft“ und fachten überall für Kunst und Werke des Geschmacks freudige Begeisterung an. Ekhof besiegte alle Bedenklichkeiten, die seiner angeborenen Neigung entgegenstehen mochten. Viele Gelehrte schlossen sich ihm an und er an sie, selbst der berühmte S. Reimarus unterhielt sich mit ihm als Freund. Solche kleine Züge und Vorfälle in dem Leben eines großen Mannes, die zur Charakteristik desselben und zur Kenntniß des Verhältnisses beitragen, in welchem er zu seinen Zeitgenossen stand, sind immerhin wichtig.

Ekhof war der erste Schauspieler (er hatte weder vor noch neben sich ein Muster, nach welchem er sich bildete, sondern ward alles durch und aus sich selbst), der in seinen Darstellungen das richtige Maß der Nachahmung auf der Bühne traf und sie den Regeln der Wahrheit unterwarf, der Natur durchaus getreu — ein Darsteller des Lebens — im Tragischen wie im Komischen, immer ein Anderer, und stets ganz das vorstellte, was er sein sollte. Ein Bauer sah ihn in dem Lustspiele „Die Erbschaft“ und fragte am Ende der Vorstellung: wo die Leute nur den Bauer herbekommen hätten? Dieser Ausruf und Ausdruck gereicht seiner Leistung eben so zur Ehre als Lessing's seine Kritik in dessen Dramaturgie: Dieser Mann mag eine Rolle spielen, welche er will: man erkennt ihn auch in der kleinsten noch immer als den ersten Akteur und bedauert, nicht auch zugleich alle übrigen Rollen von ihm sehen zu können. Ein ihm ganz eigenes Talent ist dieses, daß er Sittensprüche und allgemeine Betrachtungen, diese langweiligen Ausbeugungen eines verlegenen Dichters, mit einem Anstande, einer Innigkeit zu sagen weiß, daß das Trivialste von dieser Art in seinem Munde Neuheit und Würde, das Frostigste Feuer und Leben erhält. — Sein wahres Spiel erzwang selbst den verhärtetsten Verehrern unnatürlicher Künstelei Würdigung für Kunst und Künstler ab. Ekhof verstand sich auf Analyse und Theorie, ohne jedoch von beiden ein großer Freund zu sein. Durch die Praxis gebildet, gab er sich von jeder besonderen Einzelnheit keine lange Rechenschaft; er hielt Probiren über Studiren, und auf diese Weise ganz und völlig vorbereitet, spielte er nun — spielte wie aus einem Gusse in vollendeter Einheit und Charaktertreue, so daß die erste Bewegung, die er machte, sein erstes Auftreten wie der Auftakt in der Musik schon ahnen ließ, in welchem Geiste er das Ganze halten und fortführen werde; und diese Kunst, sich vom ersten bis zum letzten Augenblick gleich zu bleiben, vervollkommnete die Täuschung. Trat er z. B. als Odoardo auf, so ging er anspruchslos und natürlich, wie jeder Hausvater, auf seinem Zimmer auf und ab, und doch kündigte die Hastigkeit in seinem Wesen den Mann von leidenschaftlicher Heftigkeit an. So trug er in seinen heroischen Partieen bis zum letzten Blicke, der ihm in die Coulisse folgen konnte, seinen steifen unbiegsamen Nacken, so sauer ihm auch dies, besonders in den späteren Jahren, werden mochte. Von dem Wesen und der Bauart der Shakspere'schen großen Dramen glaubte er nachtheilige Folgen für die deutsche Bühne fürchten zu müssen. „Das ist nicht“, sagte er zum jungen Iffland, „weil ich nichts dafür empfände, oder nicht Lust hätte, die kräftigen Menschen darzustellen, die darin aufgestellt sind; sondern weil diese Stücke unser Publikum an die starke Kost verwöhnen und unsere Schauspieler gänzlich verderben würden. Jeder, der die herrlichen Kraftsprüche sagt, hat dabei auch gerade nichts zu thun, als daß er sie sage. Das Entzücken, das Shakspere anregt, erleichtert dem Schauspieler alles; er wird sich alles erlauben und ganz vernachlässigen. Wie oft ist Geschrei für starken Ausdruck, Grobheit für Kraft, Rohheit für Natur, und Uebertreibung all und jeden Wohlstandes für Eigenheit gebraucht worden!“

Bei der künstlich geregelten und schön cadenzirten Prachtdeclamation der französischen Bühne ist es begreiflich, wie man lange über die theatralische Streitfrage lachen konnte, ob ein vortrefflicher Tragöde auch im Komischen groß sein könne. Den Franzosen erschien das eine Unmöglichkeit; wir erinnern nur an Talma, der im Lustspiel den hohen Cothurn nie verleugnete und es endlich ganz aufgab. Die Deutschen aber haben mit den Engländern durch berühmte Namen bewiesen, daß sich der komische und tragische Schauspieler gar wohl in Einer Person vereinigen lasse, wenn er bei entschiedener Anlage Muth genug hat, dem Schimmer der Repräsentation nie die unverfälschten Eingebungen der Natur aufzuopfern. Namentlich Ekhof gehört zu den Meistern, die in beiden Fächern der dramatischen Kunst einen ausgezeichneten Gipfel errangen, von deren erobernder jeden Hörer mächtig ergreifender Redegewalt Iffland sagt: „Sie war von einem Organ emporgetragen, das an donnernder Macht, Zartheit und Wohllaut seines gleichen auf der deutschen Bühne noch nicht gefunden hat.“ — Was die Franzosen einst an ihrem Lekain so sehr bewunderten (ein Kritiker sagt von ihm: Le Kain produisait des effets terribles par des sons brisés en éclat, qui partaient de l'ame et semblaient y rester), der besonders im höhern Affekt des Tragischen den Zuhörer tief ergreifende und erschütternde, verbissene Ton mit der gebrochenen Stimme und dem aus der Tiefe herausschallenden und doch kaum laut werdenden Anklange — Iffland ahmte das sehr glücklich z. B. als Franz Moor in dem Monolog: „Pöbelweisheit, Pöbelfurcht!“ nach — war eine Eigenheit des Ekhof'schen Spiels. So entwirft Lessing (Dramaturgie Nr. XVI.) eine Skizze von ihm als Orosmane in Voltaire's Zaire: „Erst zeigt sich Orosmane (in der letzten Scene) willig und bereit, Zairen zu vergeben, wenn ihr Herz bereits eingenommen sein sollte, falls sie nur aufrichtig ist, ihm länger kein Geheimniß daraus zu machen. Indem erwacht seine Leidenschaft auf's Neue, und er fordert die Aufopferung seines Nebenbuhlers. Er wird zärtlich genug, sie unter dieser Bedingung aller seiner Huld zu versichern. Doch da Zaire auf ihrer Unschuld besteht, wider die er so offenbare Beweise zu haben glaubte, bemeisterte sich seiner nach und nach der äußerste Unwille. Und so geht es von dem Stolze zur Zärtlichkeit, zur Erbitterung über. Alles, was Remond de St. Alboine in seinem „Schauspieler“ (II., 10. 209) hierbei beobachtet wissen will, leistet Herr Ekhof auf eine so vollkommene Art, daß man glauben sollte, er allein könne das Vorbild des Kunstrichters gewesen sein.“

Ekhof's Vortrag der Verse war Darstellung des erhöhten Seelenzustandes, aber stets blieb dabei der Charakter fest bestehen, und durch leise Andeutungen wurde oft der Mensch vorgeführt, so daß ein leerer Pomp des Redners den Hörer erkältete. Dem prosaischen Dialog gab er den Ton der guten Gesellschaft mit ihren belebenden Eigenheiten. Gefühle und Sentenzen predigte er nicht, er führte sie als Resultate des Nachdenkens, der Erfahrung, Liebe und Sorge vor. Er weinte den Kummer nicht heraus, er klagte die Vaterleiden nicht vor. Er gab den Seelenzustand selbst, er ging von Herzen zu Herzen, und wie er stets die Ueberzeugung traf, einigte er alle Menschen von allen Ständen zu Einem Gefühle. Nicolai giebt über die Rolle des Odoardo, die Kotzebue für einen Triumph der Schauspielkunst erklärt, einen ganz kleinen Zug: In der vortrefflichen Scene, vierter Akt siebenter Auftritt, zwischen Orsina und Odoardo, wo dieser, nachdem er von der Gräfin den Dolch empfangen hat, erst nach und nach erfährt, wer sie ist, fing Ekhof während dieser Entdeckung an, mehre Male an seinem in der linken Hand vor sich habenden Federhute zu zupfen, indem er die Gräfin von Zeit zu

Zeit bedeutungsvoll von der Seite ansah. Man verstand sehr klar aus seinem stummen Spiel, daß der Gedanke, den er in einer folgenden Scene ausspricht: „Was hat die gekränkte Tugend mit der Rache des Lasters zu schaffen?“ ihn innerlich ergriff, und immer desto mehr, je wüthender Orsina ihre Rache ausdrückt. In der Folge, da Marinelli ihn merken läßt, Emilia solle wider seinen Willen dennoch nach der Stadt gebracht werden, wird er darüber indignirt, gebeut sich aber Ruhe und sucht auch in der folgenden Scene mit dem Prinzen und Marinelli, so viel als möglich, in äußerlicher Ruhe sich zu halten. Odoardo erkennt dann das schreckliche Geheimniß, und da Marinelli endlich die Stirn hat zu sagen: „Er habe Verdacht, daß ein Nebenbuhler des Grafen Appiani ihn habe aus dem Wege räumen lassen“, so verliert Odoardo alle Fassung, sträubt sich aber doch, nicht bemerkbar zu werden, so daß er halb im Hinbrüten ist. Hier fing Ekhof abermals das gleichsam bewußtlose Zupfen am Federhute an, und als Odoardo's innerer Unwille, den er doch verbergen muß, auf's Höchste stieg, nachdem der Prinz in der Folge von einer „besonderen Verwahrung“ spricht, pflückte Ekhof convulsivisch eine einzelne Feder aus der Hutbesetzung. Alles war in seinem Spiele so zusammenstimmend, seine inneren Empfindungen entwickelten sich durch kleine äußerliche Bewegungen so unvermerkt und doch so schrecklich deutlich, daß beim Herausreißen dieses Federchens den Zuschauer ein kalter Schauder überlief. Der sonst gute Schauspieler Borchers, welcher bald nach Ekhof die Rolle des Odoardo spielte, unterließ nicht, in dieser Scene auch fleißig am Hute zu zupfen, aber das Federchen flog weg, ohne daß es ein Mensch bemerkte!

Selbst in jenen Momenten gab er ein sprechendes, volles und treues Spiel, wo er nichts zu reden und nur als stumme Person zu figuriren hatte. Gewöhnliche Schauspieler sind da oft in Verlegenheit, wie sie die Lücken ausfüllen sollen. Ekhof war keinen Augenblick ganz ohne Bewegung und Theilnahme, und schweigend war er oft der beredteste Redner. Seine Geberden, seine Augen sprachen, die Stellung, die Bewegung, jeder Blick auf die Mitunterredner empfing charakteristische Bedeutsamkeit; doch weit entfernt, durch Uebertreibung sich nur bemerkbar machen zu wollen, vermied er auf's Sorgfältigste die Störung der Illusion; durch die tausenderlei Feinheiten und Schattirungen des ihm eigenthümlichen Spiels vollendete er erst recht die Täuschung und ein richtig gehaltenes Ensemble. Man konnte auf ihn, was Noverre in seinen Lettres sur la danse von Garrick sagte, anwenden: er hatte für jede Rolle ein eigenes Gesicht. In einem Stücke, wo Ekhof neben einer Schauspielerin stand, die ebenso wenig wie er in diesem Auftritt etwas zu sprechen hatte, beklagte sich diese bitterlich gegen ihn: „Kein Wörtchen hab' ich zu sagen, gar nichts zu thun, den ganzen Auftritt hindurch.“ Wie, Mademoiselle, erwiderte Ekhof, sind Sie nicht in diesem Augenblicke Tochter im Hause? Und ist es Ihnen gleichgültig, ob Ihr Vater eine Magd heirathet? — Denn darüber wurde eben jetzt im Stücke selbst verhandelt.

Auch außerhalb der Bühne brachte Ekhof die größte Wirkung hervor. Nicolai forderte ihn in Weimar auf, eine sentenzreiche, eine affektvolle und eine lustige Scene zu geben. Er fand ihn in Schlafrock und Nachtmütze; demgemäß nicht durch äußere Gestalt zu wirken geeignet. Die Brille auf der Nase las Ekhof nun den Monolog Medon's (vierter Akt siebenter Auftritt in Cronegk's Codrus) und den berühmten Auftritt Lusignan's (zweiter Akt dritte Scene in Voltaire's Zaire). In beiden Scenen vergaßen Nicolai, Mylius und Musäus, die dabei waren, Schlafrock, Brille, Nachtmütze u. dergl., so daß ihnen Thränen über die Wangen liefen. Kaum hatte Ekhof als Lusignan geendet, als er aus seinem Großvaterstuhle, in dem er bisher gesessen, aufsprang und aus dem früher erwähnten „Bauer mit der Erbschaft“ eine Scene so drollig vorführte, daß von der vorigen Würde und den innigen Empfindungen kaum noch eine Spur übrig. „Bis auf die ausgebogenen Kniee“, erzählt Nicolai, „bis auf die heraufgezogenen Schultern, bis auf jeden Muskel des Gesichts war der Bauer da; bis auf die geringste Bewegung der Hand war Alles komisch. Ich erinnere mich noch, daß er die beiden mittlern Finger der rechten Hand hinuntersenkte und den Zeigefinger und kleinen Finger emporhob; die ganze possirliche Bewegung des Handgelenks und des Arms kann ich nicht beschreiben.“ — In den Jahren 1767 bis 1769 spielte er noch den Tellheim in Minna von Barnhelm und Mellefont in Miß Sara Sampson. Alter und Gestalt konnten diesen Rollen damals nicht mehr entsprechen. Aber wie leicht vergaß man es über die Treue, Lebendigkeit, Bestimmtheit und Feinheit, womit er gerade hier als Seelenmaler sich bekundete. Im Schauspiel waren: Diderot's Hausvater, Gresset's Schwermüthiger, der Vater im Galeerensclaven, Orosmane, Codrus, der alte Barnevell, Richard III., Odoardo, Herzog Michel u. a., im Lustspiel: Der Advokat Patelin, der Bauer mit der Erbschaft, der taube Apotheker, seine vorzüglichsten Rollen; gleicherweise die in den Moliere'schen und Goldoni'schen Stücken.

Glänzend sind Ekhof's Verhältnisse nie gewesen. Um Gewinn konnte zu seiner Zeit kein Künstler die Bretter betreten. Er erwarb nie mehr, als er brauchte. In den letzten Lebensjahren hatte er daran gearbeitet, für alte Schauspieler einen Fond auszumitteln. Wenig Lust und viel Leid, mühsam errungene Erfolge, dann wieder herbe Entsagungen, das war, wie bei so vielen Andern, auch sein Künstlerloos. Reines Glück empfand er nur in Ausübung seines Talents, ohne Anspruch auf irgend eine Belohnung.

Konrad Ekhof ist am 12. August 1720 in Hamburg geboren. Sein Vater, der als Handwerker noch das Amt eines Hamburgischen Stadtsoldaten versah, wurde später bei Schönemann's Bühne zur Würde eines Lichtputzers erhoben. Konrad, kaum den Knabenjahren entwachsen, trat bei einem schwedischen Postcommissär in Dienst. Fleiß und Ordnung zeichneten ihn aus, denn als sein Herr mit seinem ersten Assistenten nach Stockholm reisen mußte, besorgte er Beider Geschäfte zur völligen Zufriedenheit. Nach der Rückkehr des „Gestrengen“ muthete derselbe seinem Konrad zu: Sonntags seine Gemahlin mit der Kutsche, als Lakai hintenauf, in die Kirche zu begleiten. Er kam zwar diesem Befehle nach, verließ aber noch am selben Abend Haus und Dienst. In Schwerin ward er bald darauf Schreiber bei einem Advokaten, der, ein Freund der Musen und der schönen Literatur, eine ansehnliche Bibliothek neuer, vorzüglich theatralischer Schriften hielt. Ekhof las Geschichte, philosophische Bücher, Romane, Theaterstücke, und so elend letztere meist waren, sein Geschmack fand viel Anregung darin. Hier, nachdem er mit dem Schauspieler Schönemann bekannt geworden, entstand der Gedanke, zur Bühne zu gehen; und ohne einen fast unwiderstehlichen Drang hätte er kaum zu einer Kunst hingelenkt werden können, die damals noch den Feinfühlenden eher zurückstoßen als anziehen mochte, die in der Tragödie im unnatürlichsten Pathos einherstolzirte, im sogenannten Lustspiel Ekel erregte. So lange die französischen Schauspieler geduldet wurden, hatten die deutschen einen unsichern Stand. Truppenweise zogen sie unter irgend einem Meister, der die Direction des Ganzen besorgte, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, da verweilend, wo sie Publikum fanden, und so lange, als sie es fanden. Künstlerenthusiasmus, gemeinsamer Vortheil und eine zur Unterordnung und Verbannung der Willkür zwingende, gewisse Innungsförmlichkeit, die aus Ueberzeugung und Nothwendigkeit gewählt und beibehalten wurde, hielt das Völkchen in Vereinigung. Von den niedern Truppen — „Schweinchen“ — einer Kreuzer, eines Scheller, Lorenz, Reibehand *), von Eckenberg, der starke Mann benamset, hebt sich die Gesellschaft der Caroline Neuber vortheilhaft ab, berühmt durch die von Gottsched angeregte und zu Leipzig 1737 von ihr vollzogene

*) Reibehand, von Profession ein Schneider, war unter den stümperhaften Schauspielern, was Ekhof unter den guten war. Als R. einmal sich als Orosmane erstochen und ein lustiger Kopf ancora rief, stand er auf und erdolchte sich nochmals.

öffentliche Verbannung des Hanswurst von der Bühne. Alle ihre Schauspieler, größtentheils durch Haupt- und Staatsaktionen, Stücke aus dem Stegreif und Burlesken, die Lieblingsspeisen des damaligen Publikums, verbildet, litten mehr oder weniger an Unnatur und Uebertriebenheit im Spiel, und nur wenigen (z. B. Kohlhardt, Koch, Fabricius, Schönemann; der Neuber, Gründler, Klefelder und Büchner) gelang es mit Erfolg, sich bei den regelmäßigen Stücken von den eingewurzelten Fehlern der steifen Gesticulation und gezierten Rede zu befreien.

Im Jahre 1740 errichtete der gebildete Schönemann, der besonders als Lusignan im Trauerspiel und als Bedienter in den Destouches'schen Stücken glänzte, seine Gesellschaft, und in demselben Jahre trat Ekhof bei ihm in Lüneburg am 15. Januar zum Erstenmale auf. Sein Gehalt war wöchentlich 1 Thaler 16 Gr. Damals schon rühmte man an ihm den unermüdlichen Fleiß, das beständige Lesen, das Genie und die große Aufmerksamkeit selbst auf die kleinsten Stücke. 1742 spielte Ekhof in Berlin *) die Liebhaberrollen. 1746 heirathete er die jüngste Tochter des ehemaligen Principals Johann Spiegelberg, die, seit 1765 blödsinnig in Weimar, ihm eine stete Quelle des Kummers und der Sorge blieb. Von 1750 an wurden nur regelmäßige und gute Schauspiele des In- und Auslandes gegeben, und das erste deutsche von Schönemann auf die Bühne gebrachte Schäferspiel „Die gelernte Liebe“, von J. C. Rost, Secretär des berüchtigten Ministers Grafen Brühl in Dresden, erlangte durch die Darstellung der in „unschuldigen“ Rollen als unvergleichlich gepriesenen Rudolphi und Ekhof's eine solche Zugkraft, daß es zweiundzwanzig Mal in kurzer Zeit aufgeführt wurde und alle Schriftsteller zum Schäferspiel-Schreiben anreizte. Auch die erste komische Oper — die Arien wurden ohne Begleitung gesungen — verdankt man Schönemann. In genanntem Jahre ward er von dem kunstliebenden Herzog Christian Ludwig nach Mecklenburg berufen und zum Hofkomödianten gemacht. 1756 am 19. März spielte man in Schwerin die von Ekhof bearbeitete „Mutterschule“ **) von de La Chaussée.

Siebenzehn Jahre blieb Ekhof bei Schönemann, und als 1757 dessen Gesellschaft in Hamburg sich auflöste, kam Ekhof, der auf wenige Monate bei Schuch in Danzig nur für „memorirte“ Stücke engagirt gewesen, dahin, ging mit den entlassenen Mitgliedern nach Kiel und führte sie nach Lübeck zu Koch, bei dem er sich sechs Jahre in Hamburg und eins in Leipzig aufhielt. 1764 siedelte er zu Ackermann über, der seine Bühne zu Ostern 1767 der sogenannten Hamburger Entreprise (unter Seiler, Tilemann und Bubbers) abtrat. Löwen erhielt die Polizei der Bühne, die Direction der Stücke und die Ausbildung der Schauspieler; Lessing wurde Dramaturg (hier entstanden seine dramaturgischen Abhandlungen); und den Schauspielern stellte man eine Altersversorgung in Aussicht. — Am 22. April 1767 wurde das Theater mit „Olint und Sophronia“ eröffnet. Das goldne Zeitalter des deutschen Schauspiels brach an, denn nie sah man mehr gute Künstler beisammen. Die schönsten Hoffnungen tauchten auf. Man täuschte sich. „Wir sind“, sagte Lessing, „das Volk nicht, das auf seinen Ruhm eifersüchtig ist, das von dem Werthe eines Dichters und von dem Einfluß des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu seinen unnützen Gliedern rechnet, dieses nicht zu den Gegenständen zählt, um die sich nur geschäftige Müßiggänger bekümmern.“ 1769 endete die Entreprise. Seiler ging mit den geretteten Trümmern (darunter die Seiler, Hensel, Ekhof, Böck, Brandes, Koch u. A.) nach Hannover mit dem Titel eines königlichen Hofschauspielers. Vornehmlich die Seiler und Ekhof hoben diese Bühne zu Ansehen und Ruf in Deutschland. 1771 berief die kunstsinnige Herzogin Amalie Ekhof nach Weimar, woselbst im October mit „Eugenie“ die Vorstellungen begannen.

Kotzebue, den als Knaben Ekhof's Spiel in Weimar entzückte, erzählt in den jüngsten „Kindern seiner Laune“: „Oft wenn ich ihn des Vormittags um 10 Uhr in einem schlichten Rocke, einer ungekämmten Perücke und mit einem gebückten, höchst anspruchslosen Gange nach den Proben wandern sah, bewunderte ich im Stillen den unbegreiflichen Mann, der Abends, wenn er als König oder Minister auf die Bühne trat, zum Herrscher geboren schien. Dort waren seine lebendigen Darstellungen für mich eine Schule der Weisheit.“ — 1773 sahen ihn Nicolai und Engel als Odoardo. Engel, in einer Gesellschaft von Gelehrten, die sich nach der Vorstellung der Emilia Galotti zusammengefunden, sprach zu Nicolai: „Um die Emilia Galotti ganz zu fassen, muß man Ekhof den Odoardo spielen sehen. Das ist ein Teufelskerl! Er hat mein ganzes Blut in Aufruhr gebracht; die Adern sind mir geschwollen.“ Nicolai bemerkte, Ekhof stehe neben ihm. Nun maß Engel ihn von Kopf bis zur Sohle und rief erstaunt: „Das Männchen da ist nimmermehr Odoardo; der war acht Zoll größer, stark und stämmig.“ Bei näherem Eingehen sagte Ekhof: „Die meisten Autoren schwimmen auf der Oberfläche des dramatischen Meers, weil sie Luft schöpfen müssen; aber Lessing taucht tief unter, also muß ihm schon der Schauspieler nach, wenn er ihn einigermaßen erreichen will.“ „Sie nur können das“, entgegnete Engel, „wenn Andere es Ihnen nachmachen wollten, würden sie ertrinken!“

Am 6. Mai 1774 brannte in Weimar das Schloß ab, und Seiler mußte die Freistätte der Musen verlassen. Durch die Vermittelung der Herzogin wurde Ekhof mit seinen Genossen vom Herzog Ernst von Gotha wahrhaft fürstlich empfangen. Auf dem Schloßtheater im Juni d. J. war die erste Vorstellung: Richard III. — Eine feste Anstellung, wie sie Ekhof's hervorragendes Genie wohl schon früher verdient hätte, fand er erst 1775 als Director des Gotha'schen Hoftheaters.

Dem „ernsten“ Ekhof gebührt auch das Verdienst, Iffland dem Theater zugeführt zu haben, der zuerst als Jude im Diamant, einem kleinen Nachspiele, am 15. Januar 1777 in Gotha auftrat. Iffland schreibt: „Von Ekhof sah ich nur noch schöne Reste, dennoch einige Momente mit seiner ganzen Kraft ausgestattet, allmächtige Wahrheiten in edlem Gewande, die tiefste Wirkung durch die einfachsten Hilfsmittel. Ob überhaupt seine Kunst wirkte, oder mehr noch sein reges Gefühl, will ich nicht entscheiden. Allein das weiß ich, er konnte meine Thränen fließen machen, wenn er wollte. Wie liebenswürdig entwarf er im „Ehescheuen“ (von Gotter, Leipzig 1777) das Gemälde vom Gatten. Er saß neben ihm und redete alles, was

*) Die Bewerbung Schönemann's, um in Berlin spielen zu dürfen, an Friedrich II. lautet: „Ich erkühne mich, Ew. königliche Majestät mit der tiefsten Unterthänigkeit um die Erlaubniß zu bitten, mich einige Zeit mit denen regelmäßigen Schau-Spielen, welche unter meiner Aufsicht aufgeführet werden, in Dero-selben Residenzstadt Berlin zeigen zu dürfen. Da ich so glücklich bin, in Ew. königlichen Majestät gesegneten Landen gebohren zu sein, und mich folglich unter der glücklichen Zahl von Ew. königlichen Majestät gehorsamsten Unterthanen zu befinden, so hoffe ich um so viel mehr, eine allergnädigste Erhörung meiner dehmüthigsten Bitte zu erhalten. Nachdem die starke Feuersbrunst zu Crossen mich veranlaßt, nach Berlin zu gehen, so habe ich den Vorzug genossen, in dieser berühmten Stadt erzogen zu werden. Meine Neigung zu den schönen Wissenschaften trieb mich an, seit einigen Jahren die eifrigste Mühe anzuwenden, eine deutsche Schaubühne zu Stande zu bringen, welche der Französischen in allen Stücken ähnlich wäre. Vor allen Dingen suche ich durch meine und meiner Gesellschaft Aufführung das Vorurtheil aus dem Wege zu räumen, nach welchem man sich bisher in Deutschland von den Comödianten sehr schlechte Begriffe gemacht hat. Nichts würde mir angenehmer sein, als wenn ich in meinem Vaterlande erfahren könnte, ob meine redlichen Bemühungen den Beifall der Vernünftigen verdienen. Berlin, 7. Juli 1742. Johann Friedrich Schönemann.

**) Ohne Druckort sind von Ekhof die nach dem Französischen bearbeiteten Lustspiele „Die Mutterschule“ (1753) und „Die wüste Insel“ (1762) erschienen. Auch hatte er Antheil an den zu Hamburg gedruckten Uebersetzungen des verlorenen Sohnes und des verheiratheten Philosophen des Destouches. Außerdem verfaßte er viele Aufsätze über Theater und Kunst, die häufig nur mit einem E. unterzeichnet sind.

den Egoisten treffen sollte, so wohlwollend und liebevoll in ihn hinein. Endlich wird der alte Mann bewegter, dringender. Er schildert das Glück seiner Ehe, redet von denen, die der Tod genommen hat. Hier hielt Ekhof inne. Es war, als schwamm sein Auge in Thränen; die Lippen schienen zu beben; der Ton versagte. Auf einmal erhob er sich, faßte mit beiden Händen des Andern Arme, lehnte sich mit Brust und Angesicht über ihn hin, und so sprach er mit der ganzen Gewalt der Liebe und des Schmerzes, in einem unnennbaren, zermalmenden Tone die Worte: „Unglücklicher, der du nicht weißt, daß auch der Schmerz der Natur seine Wollust hat!“ Selten sind bei einem Trauerspiel die Thränen in so herzlicher Zustimmung geflossen, als bei diesem Auftritte. Bei diesem Ausrufe fühlte sich die Versammlung elektrisch ergriffen. — Desgleichen viele Stellen des Fürsten in Leisewitz' Julius von Tarent. Auch für komische Rollen bestätigte sich noch im Alter sein Talent, wie er denn dies unter andern als Capitän Stunz und in dem Stephani'schen Lustspiele „Die bestrafte Neugierde“ in der Rolle des falschen Spielers bewies. Wenige Monate vor seinem Tode gab er noch die sehr starke, lebhafte, heftige Rolle des Hieronymus Billerbeck in „Geschwind, ehe es Jemand erfährt.“ Das war sein Schwanengesang! Er hatte sie durchaus treu memorirt, verjüngte sich selbst in dieser Erscheinung und war so liebenswürdig, so gutlaunig, ein so lieblich gutherzig polternder edelmüthiger Bürger der alten Zeit, daß das wallende Vergnügen der Zuhörer ihn oft laut und überlaut unterbrach. Den Wechsel von Vaterzorn und Wehmuth im letzten Akte gab er so kraftvoll und ward davon so ergriffen, daß die Brustschmerzen, die er den ganzen Abend mit Jünglingsmacht unterdrückt hatte — endlich hör- und sichtbar ihn zu überwältigen drohten. Die Vorstellung konnte nur noch einmal und unvollkommen wiederholt werden. Nach einer seine Kräfte erschöpfenden Brustkrankheit, die mit Geistesabwesenheiten begleitet war, trat er zum letzten Mal als Geist in Hamlet auf. Seine letzten Worte auf der Bühne waren: „Gedenke meiner!“

Ekhof starb am 16. Juni 1778 zwischen 7 und 8 Uhr Morgens. Eine auf dem Theater veranstaltete Todtenfeier ehrte sein Gedächtniß. Kein Denkmal ehrt ihn, obgleich dazu, wiewohl vergebens, aufgefordert wurde. Des großen Lehrers größter Schüler, Iffland, der Ekhof's Lorenzodose, seinen Stock (den Liebhabern aus zwei Gedichten von Gotter und Wagenseil, Gotha'scher Theaterkalender 1779, S. XXXVIII, und XLI. bekannt) und manche andere bewunderte Eigenschaften der Ekhof'schen Darstellungsart erbte, hat über die Vergänglichkeit seiner Gebilde den Klageruf erhoben: „Welche Meisterwerke schuf Ekhof oft mit Verschwendung aller Seelenkräfte! Keine Leinewand hat sie uns aufbewahrt. Kaum erinnert man sich noch der unschätzbaren Augenblicke, wo er in dem Zeitraume zweier Stunden eine Kraft, die Andere verdrängen, ein Feuer, das Andere verzehren muß, entwickelte und selbst in den Ruhepunkten der Natur es uns verbarg, daß die Maschine die Gewalt der Seele nicht ausdauern konnte. Er ist nun nicht mehr und alles, was denen, die seine Werke zurückrufen möchten, langsam traurig über die Disteln seines Grabes auf dem Gotha'schen Gottesacker entgegenschallt, ist — Er war da!“ —

Schon vor längerer Zeit konnte man einem Reisenden auf dem Kirchhofe kaum noch den Ort zeigen, wo die Gebeine dieses Proteus ruhen. Möchten unsere Zeilen die Kraft in sich tragen, zu einem anspruchslosen Erinnerungszeichen auf das Grab des ersten deutschen Schauspielers anzuregen, der die hohe Achtung, die ihm als Künstler gebührt, in gleichem Grade als Mensch verdiente — **Konrad Ekhofs.**

* Das Marienbild *).

Von **Hermann Allmers.**

Tief im stillen Walde, wo zu einem
Lichten Platze sich der Pfad erweitert,
Zeigen alte, graubemooste Ulmen
Ihre hohlen Stämme, und der eine
Oeffnet sich und bildet eine Nische.
Drinnen aber ist ein wunderschönes
Muttergottesbildniß eingefüget,
Und davor hat man ein kleines Lämpchen
Aufgehangen; doch des Bildes Rahmen
Schmücken frische Waldesblumenkränze.

Ueberall ist Ruh' und Himmelsfrieden;
Nur die kleinen Waldesvöglein singen,
Und es zieht geheimes dumpfes Rauschen
Durch die hohen Wipfel, daß es klinget,
Als ob ferne Orgeltöne wogten,
Und es flüstern alle Blätter leise,
Als ob sie Gebete lispeln wollten,
Und die Blumen all', die unten stehen,
Blicken mit den schönen, frommen Augen
Auf zum heil'gen Muttergottesbilde.
Sah man jemals einen schön'ren Tempel,
Solche Säulen, solche Riesenbogen?
Sah man aber je ein schön'res Bild auch,
Solch ein Bild voll Majestät und Milde?

Von dem Haupte strahlt die goldne Krone,
Von der Schulter wallt der Purpurmantel,
Auf den Lippen selig Mutterlächeln,
Auf der Stirne leise Ahnungswolken;
Und so blickt die Hohe voller Demuth
Auf den schönen Gottesknaben, welcher
Menschlich süß am Mutterbusen schlummert.

Alle Wandrer, die vorüberziehen,
Neigen sich mit stillem, frommem Gruße
Oder knieen leise betend nieder,
Daß sie an dem glorienumflossnen
Himmelsantlitz ihre Seele laben. —

Täglich aber sieht man vor dem Bilde
Einen armen Klausner, der in einer
Nahen Hütte im Gebüsche wohnet.
Jeden Morgen bringt er frische Kränze,
Die er um des Bildes Rahmen schlinget,
Jeden Abend zündet er das Lämpchen,
Daß es freundlich durch die Büsche leuchte
Wie ein schöner Stern durch dunkle Wolken.

Aber auch zu andern Tageszeiten
Steht er oft vor seinem lieben Bilde,
Still das bleiche Antlitz drauf gerichtet,
Still das dunkle Auge drauf geheftet,
Stundenlang verloren in Gedanken.

Und er seufzet tief und schwer, ja, Manche
Sahen bitterlich sogar ihn weinen;
Doch wenn Wanderer des Weges ziehen
Und sich vor dem schönen Bilde neigen,
Dann erheitert sich sein bleiches Antlitz,
Und er grüßet sie mit mildem Lächeln.

Jahre kommen so, und Jahre schwinden,
Grau schon wird des Klausners dunkle Locke,
Doch unwandelbar bleibt er in seinem
Priesteramt und stillen Waldesleben.
Jeden Morgen bringt er frische Kränze,
Jeden Abend zündet er das Lämpchen,
Und er wünscht, daß man ihn einst begrabe
Unter'm Baum vor seinem lieben Bilde,
Daß ihr Lächeln noch sein Grab umstrahle. —

*) Eine Probe aus der nächstens erscheinenden Sammlung der Gedichte von **Hermann Allmers**, der die Freunde des Verfassers schon lange voller Erwartung entgegen gesehen haben.

Wer mag wissen, was des Armen Seele
So bewegt, und was so zaubermächtig
Ihn an's Bild gefesselt; wer mag wissen,
Was die Seufzer deuten und die Thränen,
Die so bitterlich er leise weinet.

Ist's das Ewig-Weibliche und Reine,
Was ihn so mit Zaubermacht hinanzieht?
Ist's der Schönheit unerforschlich Räthsel,
Was den Alten wie mit Ketten bindet?
Oder sollt' er solch ein Himmelsantlitz
Selbst gekannt in alten Zeiten haben?
Oder hätt' er jenen schönen Knaben
Selber gar auf seinem Arm geschaukelt?

Rings im Volke geht umher die Sage,
Daß der Arme unter vielen Thränen
Selber jenes Bild gemalet habe,
Daß er einmal hab' in seinem Leben
Tief geliebt und glücklich sei gewesen;
Doch wer mag es wissen und verstehen?
Jeden Morgen bringt er frische Kränze,
Jeden Abend zündet er das Lämpchen,
Und er wünscht, daß man ihn einst begrabe
Unter'm Baum vor seinem lieben Bilde,
Daß ihr Lächeln noch sein Grab umstrahle.

* Im Fichtelgebirge.

Von Ludwig Rosen.

(Schluß)

6. Die Trennung.

Am andern Tage liefen Briefe für Vanhulsten und Schwanhöfer ein. Der letztere wartete einen Augenblick ab, wo der ganze Kreis versammelt war, um Bernhard mitzutheilen, daß derselbe zum Lehrer am Gymnasium in Zippelstedt ernannt sei und seine neue Stelle mit dem ersten October des laufenden Jahres anzutreten habe. Schwanhöfer wünschte in wohlgesetzten Worten dem Freunde alles mögliche Glück zu „diesem ersten Schritt auf einer gewiß ebenso segensreichen als ehrenvollen Laufbahn“, nächstdem aber wußte er es seinem eignen guten Glücke Dank, daß es ihm Gelegenheit gegeben habe, „seiner theuren Vaterstadt einen so trefflichen Mitbürger zuzuführen, der ihm selbst gewiß ein treuer und höchst schätzbarer Freund sein werde.“

Bernhard dankte in herzlichen aber einfachen Worten, und nahm ebenso die Aeußerungen der Theilnahme von Adams und Vanhulsten in schlichter anerkennender Weise auf. Vanhulsten schien sehr zerstreut und entfernte sich bald auf sein Zimmer, um Briefe zu schreiben, forderte aber nach dem Mittagsessen Bernhard auf, ihn auf einem Spaziergange zu begleiten.

So tranken denn also Schwanhöfer und Adams ihren Kaffee allein unter den Bäumen neben dem Hause.

„Was mag wohl Vanhulsten mit dem Doctor vorhaben?“ sagte Schwanhöfer. „Er wird ihm doch nicht anderweitige Anerbietungen machen?“

„Ei, welche Anerbietungen wird ein Kaufmann einem jungen Schulmeister zu machen haben? Einen Hauslehrer für seine Kinder hat er hoffentlich noch nicht nöthig, und auf seinem Comptoir kann er einen Gelehrten sicher nicht brauchen.“

„Hm, Sie glauben also zu wissen oder wissen vielleicht wirklich, daß Vanhulsten ein Kaufmann ist?“

„Ich weiß es weiter nicht, als daß Sie es mir gesagt haben.“

„Allerdings würde ich ihn noch immer für einen Kaufmann halten, wenn ich ihn nun nicht für etwas noch Größeres hielte.“

„Was in aller Welt kann es Größeres geben?“

Schwanhöfer näherte sich dem Freunde und flüsterte ihm leise aber nachdrücklich zu: „Ich halte ihn für einen — Millionär!“ Da das große Wort heraus war, seufzte er tief auf und fügte lauter hinzu: „Ich weiß nicht, ob Sie ganz das Gewicht dieses Wortes ermessen, aber das Herz wird einem ordentlich süß-beklommen, wenn man von einem Millionär reden kann.“

„So brauchen Sie ja nur den ganzen Tag von Rothschild zu reden.“

„Nicht von einem Fremden, ich meine von einem Bekannten, einem Freund, der ein Millionär ist. Sagen Sie, Adams, können Sie sich einen rechten Begriff von einem Millionär machen?“

„Nein, das kann ich nicht, habe mir auch immer eingebildet, man könne gar nicht bis zu einer Million zählen, weil einem Zeit und Weile dabei lang würde. Uebrigens ist das ganz gleichgiltig, ob Vanhulsten ein Millionär ist oder nicht, jedenfalls ist er ein sehr nobler Patron, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn er dem Doctor Korn einen Theil seiner Million abgäbe.“

Kopfschüttelnd sagte Schwanhöfer: „Das pflegen die Millionäre eben nicht zu thun, aber er könnte immerhin durch seinen Einfluß dem jungen Mann einen andern Wirkungskreis verschaffen, und das wäre doch Schade dafür.“

„Wofür wäre es Schade?“

„Nun, für den Doctor.“

„Ich dachte: für Zippelstedt.“

„Wohl für Beide. Ich kann Ihnen sagen: Zippelstedt ist eine sehr gute Stadt, und es läßt sich da recht angenehm wohnen.“

„Ich will wünschen, daß der Doctor das auch nach einigen Jahren sagt.“

„Es würde seine eigene Schuld sein, wenn er anders spräche. Unter uns gesagt: der junge Mann ist ganz allerliebst, und ich hab' ihm ja selbst zu der Stelle verholfen, aber für jetzt ist er noch etwas zu schwärmerisch.“

„Für Zippelstedt?“

„Nun überhaupt, insbesondere aber auch für Zippelstedt, wo im Allgemeinen ein solider, ein sehr solider Ton herrscht. Doch wird sich das bald abschleifen, wenn er erst einige Zeit unter uns gelebt hat. Für das erste Auftreten ist am Ende so ein idealer Schwung nicht übel, er imponirt sogar, er empfiehlt und macht interessant, aber auf die Dauer sieht man sich nach dem Realen um. Besonders bei manchen Frauenzimmern macht ein solches geistreiches Wesen Glück, und wenn der Doctor es richtig anfängt und den ersten Eindruck gehörig benutzt, so kann er wohl ein Mädchen von zehn- bis zwölftausend Thalern heimführen, und dann ist er ein gemachter Mann.“

Mit verstellter Ernsthaftigkeit fragte Adams: „Wie hoch würden Sie denn Ihre Ansprüche stellen zu dürfen glauben, Freund Schwanhöfer?“

„Bei sonstigen genügenden Qualitäten darf ich immerhin zwanzig- bis dreißigtausend Thaler erwarten.“

Adams schlug ein lautes Gelächter auf, so daß ihn Schwanhöfer verwundert ansah. Nachdem er sich einigermaßen beruhigt hatte, sagte der Maler: „Hören Sie, Freund Schwanhöfer, es beginnt mir nachgerade bei der ganzen Geschichte bange zu werden.“

„Bange? wofür?“

„Für den Doctor und für Zippelstedt! Ich fange an zu begreifen, daß Zippelstedt zu einer gewissen Philisterhaftigkeit hinneigt, und ich glaube annehmen zu müssen, daß Doctor Korn — kein Philister ist, so würde denn also der Doctor eben so wenig für Zippelstedt passen wie Zippelstedt für den Doctor. Was meinen Sie?“

Schwanhöfer fühlte sich beleidigt und brach schmollend die Unterhaltung ab. —

Vanhulsten und Bernhard wandelten in den unteren ebneren Wegen der Luisenburg auf und ab.

„Ich muß Ihnen offen bekennen — sagte Vanhulsten — daß mir die ganze Anstellung nicht recht gefallen will.“

Bescheiden erwiderte Bernhard: „Und doch läßt der von mir

gewählte Beruf und meine sonstige äußere Lage es mich für ein Glück halten, daß ich so bald ein sicheres Unterkommen finde.«

„Leute Ihrer Art binden sich gar zu leicht und bleiben dann oft für ihr Leben gebunden. Nach meiner Ansicht sollten Sie, lieber Freund, sich die Sache erst ruhig ansehen, sich die verschiedensten Verhältnisse gehörig betrachten und nicht früher in eins derselben eintreten, bis Sie es genau kennen gelernt und geprüft haben, anstatt sich so Hals über Kopf in das erste beste hinein zu stürzen.«

„Zu einem solchen ruhigen Abwarten gehören Mittel, die mir nicht zu Gebote stehen.«

„Sie ständen Ihnen zu Gebote, wenn Sie nur ernstlich wollten. Ich an Ihrer Stelle würde mir einige große Städte ansehen und in derjenigen, die mir am besten gefiele, mich vorläufig niederlassen; ich würde meine besten Kräfte zu einer literarischen Thätigkeit verwenden, die zugleich einen Namen und die nöthigen Existenzmittel verschaffte, und wäre der Weg zum Ruhme gebahnt, so würde eine ehrenvolle und einträgliche Anstellung nicht fehlen.«

„Sie denken sich das wohl leichter, als es in der Wirklichkeit ist. Ich spüre durchaus kein so hervorstechendes Talent in mir, daß ich es wagen dürfte, eine so unsichere Bahn einzuschlagen.«

„Vielleicht kennen Sie sich selbst nicht hinreichend. Nach meiner Ueberzeugung ist Ihr Geist von ungewöhnlicher Wärme durchglüht, ist Ihr Trachten nur zum Erhabenen gerichtet, solche Menschen aber, die Phantasie und Charakter in höherem Grade besitzen, sind dazu berufen, durch Schriften auf die Menschheit zu wirken. Und was die Unsicherheit der Existenz betrifft, so würde ich zwar an Ihrer Stelle dieselbe nicht scheuen, aber für Sie zeigt sich ein Ausweg, der auch diese Schwierigkeit vermeidet. Mit dem größten Vergnügen stelle ich Ihnen für jedes Jahr, das Sie bis zu einer ganz zusagenden Anstellung in freier geistiger Thätigkeit verleben, tausend Thaler zur Verfügung.«

Bernhard schaute im höchsten Erstaunen auf und sagte: „Aber das würde ich ja nie annehmen!«

„Nehmen Sie es unbedingt an, Sie können um so sorgloser leben, was Ihren Studien wie Ihren Leistungen zu gut kommen wird. Haben Sie sich einen geistig bedeutenden Ort ausgewählt, so können Sie da die mannichfachsten und wünschenswerthesten Verbindungen anknüpfen. Der Verkehr mit geistreichen Leuten macht selbst den weniger Begabten geistreich, das Abgeschnittensein von solchem Verkehr stumpft auch das geistvollste Genie ab; der Geist verlangt nun einmal den Geist. Verschließen Sie sich gleich in einer kleinen Stadt, die ich zwar nicht aus eigener Anschauung kenne, von deren geistigem Standpunkt ich aber keinen hohen Begriff habe — auch Freund Schwanhöfer keinen höheren beibringen kann: dann ist der Genius gelähmt und das ganze Leben leicht verfehlt. Also Sie gehen auf meinen Vorschlag ein: abgemacht?«

„In dankbar treuem Herzen werde ich nie vergessen, daß Sie mir den Vorschlag gemacht, aber ich muß ihn durchaus ablehnen. Abgesehen von allen Gründen, die mein Inneres gegen die Annahme hätte, hält mich schon der äußere ab, daß ich mich für gebunden erachte. Ich habe mich meiner Seits aus freien Stücken um die Stelle beworben, darin liegt für mich die Verpflichtung der Annahme, wenn die Stelle mir zugesprochen wird. Außerdem wiederhole ich, daß Sie mir eine weit höhere Befähigung zutrauen, als ich besitze. Ich kann nicht hoffen, in irgend einem literarischen Gebiet mit Erfolg aufzutreten, aber ich habe ein warmes Herz für die Jugend, eine wirkliche Begeisterung für Unterricht und Erziehung, also auch eine wahre Sehnsucht, diesen schönen Beruf anzutreten. Aber nochmals meinen aufrichtigsten Dank für Ihr großmüthiges Anerbieten!«

Verdrießlich schweigend ging Vanhulsten einige Zeit neben Bernhard her, dann sprach er in jenem rauhen kurzen Tone, mit welchem er zum ersten Male gegen seinen jetzigen Freund aufgetreten war: „Also nichts damit? Sie handeln unrecht, Sie werden es zu bereuen haben, vielleicht bitter. Es ist Ihre eigene Schuld, klagen Sie ja nicht das Verhängniß an.«

Bernhard sagte mit einer Stimme, die recht aus dem Herzen kam: „Zürnen Sie mir nur nicht, ich kann wirklich nicht anders.«

Nach abermaligem Schweigen sagte Vanhulsten mit etwas mehr versöhntem Tone: „Sie behalten wenigstens die Zeit bis zum Herbst, um einen Vorrath großartiger Eindrücke zu sammeln, ehe Sie sich in dem kleinen Krähwinkel begraben; benutzen Sie diese Zeit, indem Sie mich nach Italien begleiten.«

Da Bernhard dies für eine Art grausamen Spottes halten mußte, so blickte er vorwurfsvoll fragend auf.

Vanhulsten fuhr fort: „Sie denken gleich wieder mit Ihrer verdammten Kleinbürgerlichkeit an das lumpige Geld. Wenn ich Ihnen sage, daß ich von dem Zeug genug habe, um eben so unbedenklich die Kosten Ihrer Mitreise zu bestreiten, wie ich das Trinkgeld, das ich einem Kellner gebe, nicht empfinde, daß ich leichter jene Kosten tragen kann, als Sie den Gulden, den Sie vielleicht gelegentlich einmal zu einem guten Zwecke verwenden: werden Sie dann Ihre nicht unehrenhaften aber doch tadelnswerthen Bedenklichkeiten fahren lassen? Wenn ich Ihnen sage, daß ich mich ohnedies mit einem Begleiter versehen wollte, dessen Gelehrsamkeit meiner mangelhaften Kenntniß des Alterthums nachhelfen muß, damit ich die Reise mit wirklichem Nutzen mache, daß ich aber einem solchen Gelehrten außer den Reisekosten noch eine bedeutende Vergütung zukommen lassen müßte: werden Sie dann die Stellung eines nur kostenfreien, sonst aber unbezahlten Reisebegleiters annehmen?«

„Wenn ich vielleicht auch eigentlich nicht sollte, so wäre ich doch bereit, einen Vorschlag anzunehmen, der auf eine so edle Weise gemacht wird, wenn ich Ihnen nicht statt dessen den Gegenvorschlag machen müßte, daß Sie doch lieber den Maler Adams mitnehmen, der Ihnen in Beziehung auf die moderne Kunst nützlicher sein kann, als ich in Hinsicht meiner geringen gelehrten Kenntnisse Ihnen werden zu können hoffen darf.«

Die Stirn leicht runzelnd sagte Vanhulsten: „Allgemeine Bildung habe ich so viel erlangt, als ich zum Verständniß neuerer Kunstwerke bedarf, und ich glaube kam, daß Adams mir in dieser Hinsicht von einigem Vortheil sein würde, zumal da ihm selbst eine vollständige theoretische Ausbildung fehlt.«

„Aber — warf Bernhard schüchtern ein — die italiänische Reise wäre für Adams zu seiner eigenen Ausbildung von unberechenbarem Vortheile.«

Rauh und streng stieß Vanhulsten die Worte hervor: „Adams hätte keinen reellen Nutzen davon, Adams ist überhaupt eine Art von Lump.«

Auffahrend rief Bernhard: „Herr Vanhulsten — —«

Aber Vanhulsten legte beschwichtigend seine Hand auf Bernhard's Arm und sagte mit milderem Tone: „Verstehen Sie mich nicht unrecht, lieber Freund. Ich meine nicht, daß Adams irgend von schlechtem Charakter sei. Auch ich halte viel von ihm, ich schätze sein künstlerisches Talent, obwohl dasselbe viel gründlicher und fleißiger hätte ausgebildet werden müssen, ich erfreue mich seines heiteren Wesens, hinter welchem dennoch ein scharfes Urtheil und eine theilweis tiefe Einsicht verborgen liegt, aber ich erkenne klar, daß er es nie zu etwas Tüchtigem bringen wird, weil er nie seinen Willen ernsthaft auf irgend ein Ziel richtet, weil er nicht gelernt hat, an sich selbst ordentliche Anforderungen zu stellen, und weil er es nie über sich gewinnen kann, etwas Begonnenes consequent zu Ende zu führen. Er malt schön, aber er wird wenig Gemälde vollenden. Er hat auch Phantasie, aber sie ist nicht geschult genug, um tief erwogene und künstlerisch bedeutende Compositionen hervorzubringen. Ein kürzerer Aufenthalt in Italien würde ihm nichts nützen, sondern ihn nur noch zerstreuter und launenhafter machen, ein längerer Aufenthalt aber würde ihn demoralisiren.«

Bernhard ließ den Kopf hängen, weil er nichts Erhebliches hierauf zu erwidern wußte.

Vanhulsten fuhr fort: „Es ist keineswegs meine Absicht, Adams aus den Augen zu verlieren. Ich habe Gemälde, die ich bei ihm bestellte, im voraus so honorirt, daß er bei seinen geringen Bedürfnissen lange Zeit von diesem Gelde existiren kann. Komme ich aus Italien zurück, so werde ich schon fernere Arrangements zu seinen Gunsten zu treffen suchen. Nun aber wieder zu unserer Angelegenheit: Sie reisen mit nach Italien — abgemacht?“

Er hielt die Hand hin, und Bernhard schlug ein.

Mit zufriedenen Blicken sagte Vanhulsten: „Da Sie doch nun einmal sich in das Zippelstedter Joch spannen wollen, so haben wir wenigstens den ganzen Sommer vor uns. Im Herbste werden Sie dann freilich allein zurückreisen müssen, denn ich denke auch den Winter in Italien zuzubringen. Morgen reise ich nach Frankfurt ab, wo ich alles erledigen werde, was vor der Reise erledigt werden muß. Sie können dann gleich oder in einigen Tagen nach Nürnberg abgehen, kehren dort im Gasthof zum „Baierschen Hofe“ ein und verbringen einige Tage damit, Ihre Vorbereitungen und Einkäufe zu besorgen, zugleich sich die Merkwürdigkeiten der alten Reichsstadt anzusehen, bis ich eintreffe. Und dann geht's zunächst nach Venedig. Verstehen Sie Italiänisch?“

„Ich habe einige Schriftsteller gelesen, doch im Sprechen noch keine Uebung gehabt.“

„Das genügt. Für den Anfang kann ich aushelfen. Jetzt lassen Sie uns zum Bade zurückkehren.“

Adams und Schwanhöfer vernahmen die italiänische Reise mit Erstaunen, ersterer freute sich aufrichtig über Bernhard's gutes Glück, letzterer machte ein sauer-süßes Lächeln dazu, weil er seiner Seits schon Vorschläge für Bernhard hatte und auf diesen eine Art von Anrecht zu besitzen glaubte; er hatte ihn bald mit nach seiner Vaterstadt nehmen wollen, damit derselbe sich in die dortigen Verhältnisse einlebe, bevor er sein Amt antrete. Allein gegen die unerwartet getroffene Anordnung ließ sich freilich nichts weiter anwenden.

Den Abend verlebte man noch traulich zusammen, am andern Tage reiste Vanhulsten ab, und am darauf folgenden Tage nahm Bernhard Abschied von Schwanhöfer und Adams, die einstweilen noch in Alexandersbad zurückblieben.

Kunst und Literatur.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Berenize. Tragödie in fünf Aufzügen und in Jamben. Von F. Kempner. — Rudolf von der Pfalz. Eine Trilogie. I. Otto Krondorfer. Drama in drei Akten. Von G. Flammberg. — Cato von Crafftheim und seine Freunde. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. Von J. F. A. Gillet. — Eine Osterreise ins heilige Land in Briefen an seine Freunde. Von H. Scherer. — Ein leidenschaftliches Herz. Roman in 2 Bänden. Von St. Grabowski.

* Von dem großen Werke des Historikers Gfrörer „Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter“ sind wieder zwei Bände, der fünfte und sechste, erschienen.

* Zu Königsberg in Preußen starb am 25. August der bekannte Philolog Professor Lobeck im Alter von achtzig Jahren.

* Von Friedrich Gerstäcker, der sich wieder in Amerika befindet, schreibt die „Gartenlaube“: Nach sehr glücklicher Fahrt ist Gerstäcker am 16. Juni in Esmeralda in Ecuador gelandet und von dort aus gleich in das Innere des Landes den Paylon hinaufgegangen (woselbst er eine äußerst interessante Nacht zugebracht hat, die er für die Gartenlaube bearbeiten wird), um dort eine neue Ansiedelung gründen zu helfen. Der überwältigende Eindruck der großartigen Natur sowohl, wie die verschiedenen lebenden Sprachen, in denen er fortwährend Rede und Antwort geben muß, beschäftigen ihn augenblicklich noch so angestrengt, daß er nur kurze Mittheilungen an seine Familie zu schreiben vermag. Er sammelt aber reichlich und führt ein sehr interessantes Leben. Gesund war er vollkommen, trotzdem daß das kalte Fieber dort herrscht und es „sehr heiß“ ist. Vor Monat October dürften schwerlich ausführliche Nachrichten in Deutschland eintreffen. Von Ecuador aus wird Gerstäcker nach Lima gehen, und von da durch die La Platastaaten.

* Der bekannte Musikdirector Friedrich Silcher in Tübingen, dessen Thätigkeit für Volkslieder, Choräle und Männergesang eine so ausgedehnte war, ist am 26. August im Alter von 71 Jahren gestorben. Seine Stellung als Musikdirector an der Universität mußte er um Ostern seiner Gesundheit halber aufgeben.

* Das Passionsspiel im Oberammergau wird unter unverminderten Zudrang von Fremden und mit dem bedeutendsten Eindruck fortgesetzt. Die bisherige Einnahme beläuft sich auf 37,000 Gulden, die Kosten auf die Hälfte.

* Ein neues Bild von Feodor Dietz in München erregt dort Interesse; es ist die Völkerschlacht bei Leipzig. Ein Berichterstatter der „Allgemeinen Zeitung“ sagt: Obwohl uns Dietz auf das Schlachtfeld von Leipzig führt, ist sein Bild doch kein Schlachtengemälde im gewöhnlichen Sinne des Wortes: es ist der Ausdruck der großen Idee, welche in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zum Durchbruch kam, der Idee der Befreiung des lange schmachvoll geknechteten Vaterlands vom französischen Joch durch die Einigkeit der deutschen Fürsten und Völker. Der letzte Tag der Völkerschlacht neigt sich zu Ende, von Leipzig her, das wir im Hintergrunde sehen, wogen französische Heeresmassen durch die Pirna'sche Allee. Endlich hat das Verhängniß den Kaiser erreicht, er sieht die Schlacht verloren und flieht einem Meteor gleich über das Schlachtfeld, einen Schweif von Marschällen und Generalen hinter sich nachziehend. Auf einem mit Schutt und Waffentrümmern bedeckten Hügel baut sich nun die Hauptgruppe auf. Zunächst ist ein weißhaariger Greis, ein Arndt im Bauernkittel, der verkörperte Gedanke des durch Unterjochung von außen und Uneinigkeit im Innern Jahrzehnte hindurch bis zur Verzweiflung gequälten deutschen Volks, der unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, wie er im höchsten Affect der Leidenschaft seine Arme gegen den fliehenden Kaiser ausstreckt und ihm seine Verwünschungen nachsendet. Ein Mann im schwarzen Kirchengewand neben ihm, voll Gottvertrauen und Dankesthränen im Auge zum Himmel emporschauend, der gnädig geholfen, kennzeichnet die religiöse Erhebung jener Tage, welche mit der politischen Begeisterung Hand in Hand ging. Zu seinen Füßen haucht ein junger Landwehrmann seinen letzten Athem aus. Es zieht ein seliges Lächeln um den bleichen Mund; Mutter und Braut oder Schwester, in deren Armen er liegt, haben ihm noch die frohe Siegesbotschaft zugeflüstert. Weiter unten kriechen ein paar Kinder aus einem halbverschütteten Keller, in dem sie vor dem Toben der Schlacht Schutz gesucht. Durch das Dorf rechts eilen Preußen und Oesterreicher im Sturmschritt heran, den Feind verfolgend. Links sehen wir verwundete Feinde. Unter ihnen ein polnischer Officier, ein Opfer des schmählich mißbrauchten Nationalitätsprincips, das damals wie jetzt nur selbstsüchtigen Zwecken eines Einzelnen dienen mußte. Möge der wackere Künstler für eine gute Vervielfältigung seines ohne Auftrag begonnenen Werkes Sorge tragen, auf daß es Gemeingut des Volkes werden könne!

* Das Museum des Louvre in Paris hat seit zwei Monaten eine Reihe neuer Säle eröffnet, welche nichts enthalten als Abgüsse aller bekannten antiken plastischen Kunstwerke. Ein vollständiges Museum alles dessen, was uns das Alterthum des Schönsten an plastischen Kunstwerken hinterlassen hat, ist hier zum Studium, zur Vergleichung aufgestellt.

* Bremen, 1. September. Mit dem heutigen Tage geht die Leitung des hiesigen Stadttheaters in andere Hände über. Herr A. Wohlbrück tritt zurück, und die Direction wird von den Herren K. A. Ritter und Heinrich Behr übernommen. Die Eröffnung der Bühne wird wahrscheinlich am 9. September mit dem neuen Drama von Redwitz „Der Zunftmeister von Nürnberg“ erfolgen, welchem dann die „Elisabeth Charlotte“ von Paul Heyse sich bald anschließen soll. Von den beiden Männern, welche an der Spitze des Unternehmens stehen, darf das Publikum sich Gutes versprechen. Herr Ritter hat sich in der Zeit seiner früheren Thätigkeit als Leiter der hiesigen Bühne, Herr Behr als Opernregisseur in Leipzig und als Director in Rostock bewährt; es ist nicht zu bezweifeln, daß ein echtes und aufrichtiges Streben für die Kunst und ihre Aufgaben dem Institute Halt und Würde geben wird. Unser Blatt darf daher künftig häufiger, als es bisher geschehen konnte, vom Theater und seinen Leistungen berichten. Die Freunde der Musik haben eine Reorganisation des Orchesters, für welches in der Person des Herrn Musikdirectors Hentschel von Leipzig ein tüchtiger Kapellmeister und neben ihm mehrere neue Mitglieder für einige der Hauptinstrumente gewonnen sind, mit Freuden zu begrüßen; eine Verbesserung, welche auch den Privatconcerten und Symphoniesoireen zu gute kommen wird.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Achter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 37. Bremen, 9. September. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Mozart und das Werk von Jahn.

Von L. Saalfeld.

Die Biographie Mozarts von Otto Jahn, welche nun in vier starken Bänden vollständig erschienen ist und von der soeben eine neue Ausgabe in monatlichen Lieferungen angekündigt wird, giebt mancherlei zu denken. Da hier nicht der Ort ist, näher auf das unendlich reiche Material einzugehen, das darin verarbeitet ist, in dieser Beziehung vielmehr auf das Werk selbst verwiesen werden muß, so mögen hier einige der Betrachtungen Platz finden, welche sich uns bei der Lectüre aufgedrängt haben und welche in ihrer Weise vielleicht auch dazu dienen können, die Bedeutung dieser vortrefflichen Arbeit klar zu machen.

Die Geschichte der Musik ist in der bisher üblich gewesenen Behandlungsweise wenig mehr als eine Anhäufung von Namen und Jahreszahlen, von unverbürgten Anekdoten und höchst zweifelhaften Ueberlieferungen. Von den Werken, über welche darin geredet wird, sind den Geschichtschreibern die meisten kaum zu Gesichte, geschweige zu Gehör gekommen, und nichts ist gewisser, als daß sie den Lesern bis auf einen geringen Bruchtheil immer fremd bleiben müssen. Diese Lage der Sache, die immer verfängliche Beschäftigung mit unbekannten Größen, mag dahin geführt haben, daß ein literarischer Apparat, der für Niemand rechte lebendige Bedeutung hatte und höchstens dem Autor selbst den Schein einiger Gelehrsamkeit geben konnte, von einem Buche in's andere überging, ein eisernes Inventarium in der Literatur der Musik wurde. Man hielt daran fest, weil es scheinen mochte, es sei immer noch besser, wenig, als nichts zu geben, und dachte nie daran, einmal zu prüfen, ob dieses Wenige, wenn es etwa nur Schiefes und Unrichtiges brächte, nicht schlimmer wäre, als ein einfaches und unzweideutiges Nichts. Im Ganzen hat man sich bis auf die neuere Zeit in naiven Illusionen gewiegt, man habe an jenem gelehrten Ballaste wirklich einen werthvollen Besitz, und sicher ist mancher musikalische Geschichtschreiber aus Freude an diesen überlieferten Stoffmassen, aus Respekt vor der herkömmlichen Methode und im stolzen Bewußtsein, noch mehr als seine Vorgänger aus anderen Büchern ab- und zusammengeschrieben zu haben, nie zu der einfachen Frage gekommen, ob und wie er das vertreten könne, was er geschrieben hatte.

Es ist nun sehr zweifelhaft, ob je eine vollständige Geschichte der Musik zu Stande zu bringen sein wird, der nicht ähnliche Vorwürfe zu machen wären, und man darf nicht vergessen, daß hier Schwierigkeiten ganz eigenthümlicher Art zu überwinden sind. Niemand ist nämlich in der Lage, das Wunder zu thun, die verschollene Kunst vergangener Zeiten wieder in's Leben zu rufen, sie in ihrer vollen sinnlichen Schönheit kennen zu lernen. Der Forscher ist also auf das Lesen von Partituren angewiesen, auf den schwierigen Versuch, allein, mit eigenen Kräften und ganz auf eigene Hand die verschiedensten Richtungen in sich zu reproduciren, und er hätte in dieser Weise ein unendliches, in aller Welt zerstreutes Material zu bewältigen. Er müßte sich überall die Situation klar zu machen wissen, in der die studirten Werke geschaffen, die Verhältnisse, unter denen sie zur Aufführung gebracht wurden; er müßte vor der Gefahr, sich in die sinnreichen Constructionen vielstimmiger Werke bewundernd zu verlieren und darüber zu vergessen, daß in der Kunst nur das ein Recht hat, was auch unmittelbar zu fassen vermag, durch das einfachste, lebendigste Kunstgefühl bewahrt sein, das sich so selten mit einer weitgreifenden Gelehrsamkeit vereinigt zeigt. Kurz der Forschung auf diesem Gebiete gehen alle die Vortheile ab, welche die bildenden Künste denen gewähren, die sich mit ihnen befassen: die volle, sinnliche Gegenwart des Kunstwerkes, der Genuß seiner Schönheit, der frische, unmittelbare Eindruck, der dem Studium eine natürliche und gesunde Grundlage giebt und die Reflexion vor den Abwegen bewahren kann, auf die sie, sich selbst überlassen, nur zu leicht geräth. Gegen die Literatur aber ist die Musik darin im Nachtheil, daß einfache, schlagende kritische Gesichtspunkte dem beweglichen Elemente der Empfindung gegenüber, worauf alle musikalische Production im Wesentlichen beschränkt ist, schwer zur Geltung zu bringen sind. Es ist hier viel schwerer, das Mittelmäßige vom Guten zu sondern, Ursprüngliches und bloße Nachahmung zu scheiden, den Faden der Entwicklung festzuhalten.

Wie nun auch die Zukunft sich mit diesen Schwierigkeiten abfinden möge — für jetzt ist es mit Bestimmtheit auszusprechen, daß die alte illusorische Methode aufzugeben und zunächst das geschichtliche Detail zu bewältigen ist. Die thörichte Prätention universaler Gelehrsamkeit kann nur noch schaden und das Streben hemmen, das wirklich fördern könnte. Die ganze musikalische Literatur wird einen anderen Charakter annehmen, wenn Niemand sich mehr über musikalische Autoren vernehmen läßt, deren Hauptwerke er sich nicht vollständig angeeignet hat. Er muß diese oder mindestens bedeutende gleichzeitige Werke verwandter Art gehört und die so gewonnenen Eindrücke durch eingehendes Studium abgeschlossen haben: dann mag er sprechen und, was er sagt, belegen. Hieraus und aus dem Vorausgeschickten ergiebt sich, daß der Schwerpunkt der musikalischen Literatur mindestens auf geraume Zeit hinaus in die Monographieen fallen wird, in denen ein mäßiges Material zu verarbeiten ist, das der Einzelne mit eigenen Augen wirklich übersehen kann. Aber auch für die Gesammtgeschichte wird es sich immer empfehlen, das Gewicht der Darstellung nur auf die Schilderung des Lebens und der Production der bedeutendsten Meister zu legen, alles Uebrige in kurzen Andeutungen nur um diese herum zu gruppiren, weil sich in der Musik, viel mehr als etwa in der Literatur, das schöpferische Leben der einzelnen Epochen in wenige große Männer zusammengefaßt und hier die Thätigkeit der Leute zweiten Ranges entschiedener,

als auf anderen Gebieten, sich darauf beschränkt hat, das Gold, das die Werke jener enthalten, in kleine Münze umzusetzen und so weiter zu vertreiben. Die Geschichte der deutschen Musik der neueren Zeit erschöpft sich wesentlich in der Händels, Bachs, Glucks, Haydns, Mozarts und Beethovens.

Dies lag so klar vor, daß man sich hierüber nie völlig getäuscht hat; der innere Fortschritt in der Kunst wurde in seinen Grundzügen richtig erkannt oder mindestens gefühlt. Die alte unkritische Methode nahm es mit ihren Pflichten auch diesen Größen gegenüber nur ebenso leicht, wie in jeder anderen Beziehung, und begnügte sich, die überlieferten Nachrichten über das Leben jener Männer ohne nähere Prüfung von Buch zu Buch zu schleppen und dem Publikum immer wieder, nur mit anderen ästhetisirenden Phrasen der Bewunderung verbrämt, aufzutragen. So sind selbst jene Vertreter der ganzen Kunstentwicklung, in denen sich der geschichtliche Fortschritt verkörpert hatte, trotz allen Weihrauchs, trotz des sich überstürzenden Wortenthusiasmus aller Darstellungen, nach vielen Seiten hin unbekannte Größen verblieben, von denen man sich sehr überschwängliche, aber nicht deutliche und klare und am wenigsten richtige, thatsächlich wirklich begründete Vorstellungen machte.

Dieser Fahrlässigkeit oder Unfähigkeit der musikalischen Geschichtschreiber ist es zuzuschreiben, daß die wahre und ganze Bedeutung dieser Männer in weiteren Kreisen bei Weitem noch nicht richtig gewürdigt worden ist. Das Publikum legte mit Recht ebenso wenig Gewicht auf jene dürftigen Notizensammlungen, denen man den Namen einer Geschichte der Musik gab, als auf die Stilübungen, welche zur größeren Ehre jener Heroen von Enthusiasten für Enthusiasten geschrieben wurden. Es mußte es endlich wohl als eine Wahrheit hinnehmen, was ihm immer und immer wieder in die Ohren gerufen wurde, daß jene Männer wirklich und in der That große Männer seien; diese Wahrheit konnte aber unmöglich eine lebendige sein, wenn man keine Anschauung von ihrer ganzen Art, ihrer persönlichen Physiognomie hatte, also nirgends für seine Begeisterung rechten Anhalt fand. Die großartigen Eindrücke aus den Aufführungen ihrer Meisterwerke konnten hierin wenig ändern: das Publikum zerbricht sich mit Recht nicht allzusehr den Kopf über solch mystische Wirkungen. Im Ganzen half man sich damit, Alles auf eine staunenswerthe Kunstfertigkeit, außerordentliche Combinationsgabe, kurz auf technische Virtuosität, also auf Etwas zurückzuführen, worüber die Menge kein Urtheil hat. Man hielt an der Vorstellung einseitiger Künstlergröße, also an einer ziemlich leeren Vorstellung, fest und, wie jene Eindrücke unerklärt blieben, so blieben ihre Urheber, die großen Musiker, der Masse mystische Größen. Ganz wird sich dieß natürlich nie beseitigen lassen, doch üben aber die neuesten historischen Forschungen schon einige Wirkung, und es fängt einige Klarheit an darüber aufzudämmern, daß hinter jener Künstlergröße auch menschliche Größe steckt, daß die Musiker den Heroen der Literatur auch an Bildung, an richtiger Erkenntniß des Wesentlichen in der Kunst nicht allein ebenbürtig sind, daß sie sogar hie und da der Literatur vorgegriffen haben und gelegentlich an der Spitze der fortschreitenden Bewegung gegangen sind.

Mozart war vielleicht der populärste von allen geworden. Seine Opern mit dem vielseitigen, beweglichen, fortreißenden dramatischen Leben, hatten ihn zugänglicher gemacht; man nahm aber auch seine Gaben lange Zeit auf das Unbefangenste in jener Weise hin. Ein Ausländer, der Russe Oulibicheff, war es, der ihm zuerst in einer ausführlichen Biographie besseres Recht auch in weiteren Kreisen zu verschaffen wußte. Er gab die dankenswertheste Anregung, sein Werk konnte aber kein die Aufgabe erschöpfendes und abschließendes werden, weil auch er häufig genug den Fehlern der älteren Methode unterlag und weil er eine gar zu einseitige Richtung, die einer absoluten Verherrlichung Mozarts, verfolgte.

Die rein musikalische Literatur Deutschlands hatte sich unterdeß mit vorwiegendem Interesse mehr und mehr einer spätern Zeit, der Beethoven's, zugewendet. Mit der Phraseologie, die sie den Eindrücken und den Werken dieses Meisters verdankte, überschwemmte sie die Welt, und Mozart's maßvolle und viel bescheidenere Erscheinung wurde dadurch in den Hintergrund gedrängt. Es bemächtigte sich der musikalischen Enthusiasten ganz und gar das Bedürfniß, immer mehr in die Tiefe zu gehen, sie überboten sich in dieser löblichen Anstrengung oft auf die komischeste Weise: die Parteistellung bemaß sich nach diesem Kriterium, und bald gehörte es in vielen und vor Allem in den lautesten Kreisen zum guten Tone, bis auf Beethoven und Bach, in dessen Werken man ein erwünschtes Terrain für diese unterirdischen Forschungen gefunden hatte, alles Uebrige für überwundene und untergeordnete Standpunkte zu erklären. Es kam ein eigenthümlich prätentiöses und suffisantes Wesen zur Herrschaft, und es gehörte viel Muth und Selbstgewißheit dazu, die Ebenbürtigkeit Mozarts oder Händels vor aller Welt zu vertreten.

Wir constatiren nur die Thatsache, ohne die tiefsinnigen Enthusiasten allzuhart zu verdammen. Zu allen Zeiten haben die Parteiungen auf musikalischem Gebiete fanatischen Charakter angenommen. Es handelt sich hier um Gefühlsdifferenzen, also um in der immer unsicheren und unklaren Empfindung wurzelnde Gegensätze. Die Erfahrung, die bei allen religiösen und politischen Kämpfen gemacht wird, wiederholt sich hier, man sucht den Sympathien, für die man keinen rechten Grund angeben kann, in der Antipathie gegen eine andere Richtung festeren Halt zu geben. Es wird immer musikalische Legitimisten geben, die darauf sterben würden, daß der Mann ihrer Wahl der allein bedeutende sei, die unermüdlich für diesen alleinseligmachenden Glauben Proselyten zu machen suchen —; wir haben nichts gegen solche leidenschaftliche Bethätigung der eigenen Anschauungen und Empfindungen, welcher oft eine gesunde Entschiedenheit und wirkliche Wärme des Gefühls zu Grunde liegt, wir sind nur nicht im Stande, Gewicht auf ihre sich ewig wiederholenden Gefühlsergüsse zu legen, wenn ernsthaft über bestimmt begrenzte Fragen gestritten wird, und bekennen nur offen unsere eigene Abneigung gegen jene Mystiker mit dem gespreizten, vornehm absprechenden Wesen.

Mehr als alles Räsonnement vermöchte, hat sicher die Erfahrung der neuesten Zeit dafür gewirkt, die Blicke auf die ältere Zeit wieder zurückzulenken. Das Streben der Mehrzahl der modernen Musiker, Beethoven zu überbieten, in immer schauderhaftere Tiefen hinabzusteigen, hat sie schon jetzt das Grundwasser erreichen lassen, auf das man in dieser Richtung früher oder später stoßen mußte, und es werden sich wohl nur Wenige finden, die den fruchtlosen Versuchen mit Theilnahme folgen sollten, sich in diesem Elemente zu bewegen, welches künstlerisch nicht zu bewältigen ist und in dem jede neue Anstrengung nur tiefer in den Morast führt. Man wird wieder geneigter sein, die Kunst nicht mit einer in ihr enthaltenen, immerhin vollberechtigten Richtung zu identificiren, ihre wahre Bedeutung vielmehr in ihrer ganzen Entwicklung zu suchen, welche in ihrer Weise alle großen Musiker zu fördern wußten. Man wird sich also von der phrasenhaften Musik der Zukunftsmusiker zu den Meisterwerken der classischen Zeit, von der phrasenhaften musikalischen Literatur zur wahren und wirklichen Geschichte zurückwenden, welcher allein die Mittel gegeben sind, über alles Einzelne und darum auch über den Verlauf des Ganzen volle Aufklärung zu geben.

Abgesehen von der noch nicht vollendeten Biographie Händels von Chrysander und einigen werthvollen älteren Monographieen, existirt aber kaum etwas, wo sich solches Bedürfniß befriedigen könnte. Jahn's Mozart füllt nun für eine der wichtigsten Perioden die Lücke auf das Glänzendste aus: das Werk ist aber zugleich eine Musterarbeit, aus der man den Maßstab für alle ähnlichen Leistungen entnehmen wird. Er führt zum ersten Male mit voller Consequenz die historisch-kritische Methode in die verwahrloste Musikliteratur ein.

Diese Methode ist unendlich einfach, so einfach, daß es schwer begreiflich ist, wie sie so lange übersehen werden konnte.

Jahn trennt zunächst nie das Künstlerische vom Menschlichen — war doch beides in Mozart, wie in jedem anderen Künstler, zu einer lebendigen Einheit verbunden! Es kommt also zunächst darauf an, eine klare Uebersicht über den Verlauf des Lebens eines solchen Mannes zu gewinnen. Nichts einfacher als das — man folgt den Spuren, die er hinterlassen hat, spürt überall an Ort und Stelle nach, geht überall auf die letzten erreichbaren Quellen zurück. Die älteren Geschichtschreiber waren so in ihre Bücher verrannt, hatten so guten Glauben für Alles, was sie irgendwo schwarz auf weiß auf einem Papiere fanden, daß sie auf diesen natürlichen Ausweg kaum je verfielen. Man schrieb die alten Berichte ab. Danach hatte Mozart z. B. 30,000 Gulden Schulden hinterlassen: offenbar hatte er diese Summe verschleudert, mithin erwiesener Maßen ein dissolutes Leben geführt. Gewiß that es manchem Berichterstatter wehe, so arge Dinge zu melden, und doch hielt er es für seine Pflicht, wieder zu erzählen, was er gelesen hatte. Der kritische Historiker wendet sich einfach an die einzig richtige Stelle: er sieht in den amtlichen Verlassenschaftsacten nach, und mit einem Schlage ist das lügenhafte Gerede mit allen daran hängenden Consequenzen beseitigt — die Schulden haben nicht den zehnten Theil jener Summe betragen. Will er sich das innere Leben seines Helden anschaulich machen, so liest er Alles, was von seiner Correspondenz erhalten ist, aber nicht in entstellten, unvollständigen Abdrücken, sondern in den Originalen, aus denen der besser Unterrichtete ganz andere Dinge herauslesen kann, als jemand, der nur beiläufige Kenntniß davon nimmt. In ähnlich gewissenhafter Weise macht er sich Ort und Zeit, in welcher das Leben verläuft, anschaulich und sucht sich ganz und gar in die Zustände hineinzuleben, mit denen die Bildung Mozarts verwachsen ist. Er macht sich sowohl mit dem unscheinbaren Treiben im Familienkreise, als mit dem Tone vertraut, der damals in den glänzendsten Cirkeln von Wien und Paris herrschte. So gewinnt die ganze Darstellung festen und sicheren Halt, es wird möglich, das Zweifelhafte und das Gewisse zu sondern, das Leben des großen Mannes tritt aus dem Nebel widerspruchsvoller Traditionen in seinen Hauptumrissen deutlich und bestimmt hervor, das unklare Bild, das man sich von ihm machen konnte, gewinnt persönliches Leben.

Die unverbesserlichen Enthusiasten, die nur für die Gebilde ihrer eigenen Phantasie zu schwärmen vermögen, werden sich von dieser Methode abgestoßen fühlen, von indiscretem Eindringen in reine private Verhältnisse und Beziehungen, von Aufrühren des Staubes des irdischen Lebens sprechen — der Unbefangenere wird aber vor Allem die menschlich liebenswürdige Seite jener scheinbar trockenen Methode schätzen lernen. Welche ganze und volle Hingebung gehört dazu, nie auf jenem schwierigen Wege zu erlahmen, keine Mühe auch betreffs untergeordneter Fragen zu scheuen, das Material Stein für Stein zusammenzutragen. Es ist die glänzendste Huldigung an den Genius, ihm mit diesem Streben nach einfacher, schlichter Wahrheit nachzugehen.

Andererseits gilt es, die künstlerische Entwicklung in ihrem ganzen Umfange von den ersten Anfängen bis zu ihrem Höhepunkte in ihrem geheimnißvollen Fortgange zu belauschen. Ist es ein sicherer Weg, nur dem eigenen künstlerischen Eindrucke zu folgen, den gutgemeinten, aber nie vollständig gelingenden Versuch immer wieder zu erneuern, jene Schwingungen des eigenen Seelenlebens in geschraubte Worte übertragen und in dieser Sprache Dinge sagen zu wollen, für die der große Musiker die seiner Töne gewählt hatte? Liegt es nicht wiederum viel näher, sich zu beschränken und vor Allem an das zu halten, was sichere Ausgangspunkte wenigstens darbietet? Es ist z. B. zweifelhaft, ob der Titus und das Requiem von Mozart vollständig geschaffen wurden und welcher Antheil daran anderen Personen zustehen könnte. Die Prüfung der Originalpartituren giebt hierüber vollständigen Aufschluß oder führt wenigstens den Streit auf sichere Unterlagen zurück. Behält man zunächst immer nur die technische Structur der Werke im Auge, die Mittel, welche für künstlerische Intentionen in Bewegung gesetzt werden, studirt man vor Allem die Kunstformen, in denen sich ein Meister bewegt hat, vergegenwärtigt man sich alle die Zustände der Theater-, der Kirchen- und der Instrumentalmusik, welche ein Componist jener Epoche zu berücksichtigen hatte, geht man auf die ästhetischen Anschauungen seiner Zeit ein, so wird dieß Alles mehr Aufklärung über den Gang seiner Entwicklung zu geben, volles Verständniß mehr zu fördern vermögen, als irgend ein allgemein gehaltenes ästhetisches Räsonnement, welches erst auf jenen Grundlagen wahre Bedeutung und volles Recht erlangen kann. Nebenbei bleibt man bei dieser Methode wenigstens davor bewahrt, für Druckfehler und die ärgsten Entstellungen, die sich irgendwie in die Praxis eingeschlichen hatten, zu schwärmen, wovor die Enthusiasten sich nie sicher fühlen können.

Freilich kann in dieser Weise nur jemand zu Werke gehen, der über bedeutende äußere Mittel gebietet, freilich kann mit dieser Methode nur der Erfolge erreichen, der durch wahrhaft wissenschaftliche Bedeutung mit ihr vertraut, für sie geschult ist, der bei aller Vertiefung in Einzelheiten doch nie das große Ziel des Ganzen aus den Augen zu verlieren versteht; freilich fällt die Musikschriftstellerei der herkömmlichen Art daneben in nichts zusammen und wird sich darüber beklagen, daß sie nicht mehr existiren könne — wird ihr aber eine andere Antwort zu geben sein, als die bekannte: man sehe dafür auch gar keine Nothwendigkeit ein?

Mit jenen Mitteln hat Jahn nicht nur die alten schiefen Traditionen ohne Mühe über den Haufen geworfen, sondern erst jetzt der Nation den wahren und ächten Mozart wiedergegeben. Er hat nicht nur erwiesen, er hat es anschaulich gemacht, welcher Ernst, welche Energie und welche Bildung sich unter dem leichtlebigen, legeren Wesen verbarg, das Mozart dem oberflächlichen Blicke nach außen hin zeigte, wie nahe er verwachsen war mit seiner großen Zeit und allen ihren Bestrebungen, wie sehr er ihr aber auch vorauseilte und wie er gerade dadurch, daß er ganz und gar seinem künstlerischen Drange folgte, der äußeren Erfolge verlustig wurde, die ihm sonst seine glänzenden Fähigkeiten hätten sichern können. Kurz erst Jahn hat Mozart, der gleichmäßig von den leichtfertigen musikalischen Historikern und den prätentiösen Phrasenmachern mißhandelt worden war, wieder in sein volles Recht eingesetzt.

Doch haben wir schon im Eingange das Bemühen für vergeblich erklärt, in Kürze den Inhalt jener vier Bände oder auch nur den Gang der Darstellung andeuten zu wollen, und wenden uns daher nur noch zu einigen Bemerkungen praktischer Natur.

Wir haben soeben eine verfängliche Seite der Arbeit berührt, ihre „vier Bände“; es sind sogar vier starke Bände! Bedurfte es wirklich, wird man vielleicht fragen, so vieler Worte, um das kurze Leben Mozarts zu erzählen? Abgesehen von mancherlei Wiederholungen, die vielleicht durch eine theilweise andere Anordnung zu vermeiden gewesen wären, abgesehen von einer gewissen Breite der Darstellung, die man zugeben kann, die aber mit der durchweg festgehaltenen Eleganz der Form und mit dem Streben zusammenhängt, für Alle verständlich zu werden, wird man sagen müssen, daß Jahn für seine Zwecke keine wesentlich kürzere Form finden konnte. Wollte er nicht nur für Literarhistoriker schreiben, sondern zugleich für das große Publikum, so mußte er alle die Erläuterungen beifügen, deren dieses bedarf. Er mußte die musikalische Geschichte der ganzen Epoche in allen wesentlichen Punkten geben und die für alle kunstgeschichtlichen Erörterungen unerläßlichen ästhetischen Vorfragen berühren. Was dieß bedeuten will, wird jeder ermessen können, der von der auf beiden Gebieten herrschenden Verwirrung eine Vorstellung hat —; der große Umfang des Werkes wird, wenn man dieß vorausschickt, schon weniger befremdlich erscheinen.

Jeder nun, der über Musik mitsprechen, selbständig urtheilen will, wird nicht umhin können, von dem wesentlichen Inhalte des Ganzen Kenntniß zu nehmen, wie etwa jeder, der ein literarisches Urtheil fällen will, sich nothwendig über die Geschichte unserer großen

Literaturepoche unterrichtet haben muß. Man kann der zahlreichen Klasse der Gesellschaft, welche sich gern über Musik sprechen hört, nur die Alternative stellen, 'sich jener Mühe zu unterziehen oder fernerhin zu schweigen. Unter allen Umständen wird damit viel gewonnen sein: es wird viel gelernt, jedenfalls aber das seichte Kunstgeschwätz auf ein erträgliches Maß zurückgeführt werden. Wir empfehlen, jede musikalische Discussion mit der Erörterung jener Vorfrage zu beginnen und damit von vorne herein manchen unberufenen Mund zum Schweigen zu bringen.

Für alle Musiker muß es eine Ehrensache sein, classische Werke über ihre Kunst sich zu eigen zu machen — das Buch Jahn's wird aber hier immer eine der ersten Stellen einnehmen. Junge Künstler mögen zwar nicht hoffen, darin eine Schablone für die eigene Bildung zu finden — die Schwierigkeiten liegen hier für jede Zeit auf einem anderen Punkte — die unsere weist sie aber auf selbstbewußte Bildung an, und für diese werden sie das Werk Jahn's ungemein fruchtbar machen können.

Wer ein ernstes Interesse an der Kunst nimmt, aber nicht in der Lage ist, ihr eingehendere Studien zu widmen, muß nur die seinen Bedürfnissen zusagende Methode finden, sich zu orientiren wissen, um ebenfalls von der Lectüre Genuß und Belehrung in reichlichem Maße erwarten zu dürfen. Wir fügen einige Winke in dieser Richtung bei.

Man halte den praktischen Gesichtspunkt fest, daß alles Reden über die Kunst keinen Sinn hat ohne Kenntniß der Kunst, der Kunstwerke selbst. Auch Jahn kann nicht das Unmögliche möglich machen, und man glaube nicht, daß seine Schilderungen einem Laien jene mangelnde Kenntniß ersetzen können. Man lese daher nur die Analysen der Werke, mit denen man einigermaßen vertraut ist, und wären es nur wenige, z. B. die Opern. Auf die Details anderer Werke einzugehen, ist deßhalb unnöthig, weil das Wesentliche in den anschaulichen Uebersichten enthalten ist, mit denen Jahn die Besprechung derselben einleitet und schließt und durch die er auch den nicht näher Unterrichteten fesseln und zugleich richtig orientiren wird. Nach dem Maße seines Interesses wird sich jeder leicht das aussondern können, was ihm dienen kann.

Vorher verfolge man aber im Zusammenhange die persönliche Entwicklung Mozarts mit Beiseitelassung aller ästhetischen Einzelnheiten, und die Schilderung der Kulturzustände der Zeit, welche damit verbunden ist, um erst so einen sicheren Boden für die ästhetischen Erörterungen zu gewinnen. Bei diesen wird auch der speciell Interessirte wohl thun, sich zunächst auf die beiden Ausgangspunkte der Entwicklung Mozarts zu beschränken, auf sein Jugendleben, das anschaulich macht, in welche geschichtlichen Voraussetzungen er eintrat, und auf die Zeit seiner Meisterschaft, in der er seine ganze Kraft entwickelt. Der dazwischen liegende Proceß des Keimens und allmäligen Wachsens ist so schwer zu verfolgen, daß er nur einem Sachkundigen einigermaßen deutlich und anschaulich werden kann. Da es sich hier fast nur um unbekannte Werke handelt, so fällt dieser Wink mit dem schon früher gegebenen zusammen.

Etwa in dieser Weise gehandhabt, wird das Buch auch trotz seines Umfanges ohne allzugroße und doch fruchtlose Zeitopfer für jeden eine Quelle der mannichfachsten Anregung und zugleich die Grundlage wahrer musikalischer Bildung werden können, die er dann nach Kräften vervollständigen mag. Die Mühe der Orientirung wird sich in jedem Falle reichlich belohnen — das Buch befriedigt schließlich **alle** Ansprüche, und wir übernehmen mit vollster Ruhe die Vertretung dafür, daß jeder, der nur suchen will, das, was er irgend erwarten konnte, und mehr als das, finden wird.

* Gedichte von Byron in deutscher Uebertragung.

Von Otto Gildemeister.

Thou art not false.

Du bist nicht falsch, nur unbeständig,
Auch wo du selbst so zärtlich liebst,
Und deßhalb ist zwiefach lebendig
Der Schmerz der Wunden die du giebst.
Dies bricht die Herzen die du pressest,
Daß du so liebst — und so verlässest.

Wer gänzlich falsch ist, wird verachtet,
Gehaßt wer sich mit Trug umgiebt;
Doch sie die nicht zu heucheln trachtet,
Sie die so wahr wie reizend liebt, —
Wenn sie die Lieb' umkehrt in Kühle,
Dann fühlt das Herz was ich nun fühle.

Erträumtes Glück und wache Sorgen
Kennt jeder wohl, der lebt und liebt,
Und wenn ernüchtert oft am Morgen
Die Seele kaum dem Traum vergiebt,
Der nur im Schlaf sie glücklich machte
Und einsam ließ als sie erwachte,

Wie fühlt erst der, den nicht erfundne
Rein, wahre tiefste Lieb' erwärmt,
Aufricht'ge, aber schnell entschwundne,
Als hab' ein Traum das Hirn umschwärmt?
O, solch ein Gram muß Trug und Schaum sein!
Dein Wankelmuth kann nur ein Traum sein.

The chain I gave.

(Aus dem Türkischen.)

Schön war die Kette die ich gab,
Süß klang die Laute die ich schenkte,
Treu war mein Herz, treu bis zum Grab,
Der Falschheit unwerth, die es kränkte.

Ein Zauber war in dem Geschenk,
Zu prüfen deines Herzens Reine;
Es war der Pflicht wohl eingedenk,
Dich aber lehrt' es nicht die deine.

Die Kette hielt, wenn du sie nie
Um eines Andern Finger wandest,
Süß klang die Laute, bis du sie
Süß in der Hand des Andern fandest.

Laß ihn vor dessen Griff zersprungen
Die Kette dir vom Halse fiel,
Vor dem der Laute Schall verklungen,
Herstellen Schnur und Saitenspiel.

Sie falsch wie du, der ich vertraute!
Die Töne stumm, gesprengt das Erz —
Fahrt hin, fahrt hin, verstimmte Laute,
Zerbrochne Kette, falsches Herz!

When we two parted.

Als wir uns trennten
In Schweigen und Leid,
Mit blutendem Herzen,
Auf lange, lange Zeit,
Kalt war dein Mund und blaß,
Kälter dein Kuß;
Da ahnt' ich Alles was
Dulden ich muß.

Die Stirne bethaute
Der Morgen so kühl;
Ahnungsvoll graute
Ein bitteres Vorgefühl.

Dein Schwur ist gebrochen,
Dein' Ehre zerbrach;
Die Welt hat gesprochen,
Mir graut vor der Schmach.

Ich hör's wie sie plaudern;
Das Herz wird mir schwer;
Es packt mich ein Schaudern, —
Was liebt' ich dich so sehr?
Daß wir zwei uns kennen
Sieht keiner mir an;
O Schmerz, den ich nennen
Nimmermehr kann!

Geheim unser Nahn war
Geheim ist mein Schmerz,
Daß dein Leben ein Wahn war
Und voller Trug dein Herz.
Säh' ich dich wieder
Nach langer Zeit,
Wie sollt' ich dich grüßen?
In Schweigen und Leid!

Trinklied.

Füllt neu den Pokal! nie fühlt' ich wie heut
Die Glut die das innerste Herz mir erfreut:
Wir trinken — wer nicht? denn der Becher allein
Auf Erden ist frei von Täuschung und Schein.

Ich schmeckte die Gaben des guten Geschicks;
Ich schwelgt' in dem Glanze des schmachtenden Blicks;
Ich liebte — wer nicht? wer aber erklärt
Daß Vergnügen besteht, wo die Leidenschaft währt?

In den Tagen des Mai, wann die Herzen erblühn,
Und sich Wonnen erträumen, die nimmer verglühn,
Hatt' ich Freunde — wer nicht? wer aber räumt ein,
Daß Freunde so treu sind wie rosiger Wein?

Ein Knabe verführt wohl mein Mädchen mit List;
Freundschaft braucht Sonne; Wein bleibt was er ist.
Er altert — wer nicht? wem aber gedeiht
Tugend und Schönheit wie ihm durch die Zeit?

Auf den Gipfel des Glücks hebt Lied' uns wohl, —
Kaum beugt ein Rival sich vor unserm Idol,
So erbebt man — wer nicht? Wein ist frei von Verdruß,
Je mehr ihn genießen, je mehr der Genuß.

Wenn die Jugend entflieht und der Freuden Gewühl,
Dann beut uns der Becher ein letztes Asyl,
Und wir finden — wer nicht? daß die Wahrheit allein
Wie vor Alters auch heut noch wohnet im Wein.

Als die Büchse Pandora's ihr Unheil begann,
Als die Freude verlor und die Sorge gewann,
Blieb die Hoffnung — nicht wahr? ich küsse den Wein:
Was kümmert mich Hoffnung? das Glück ist ja mein.

Hoch lebe die Traub'! und wenn Winter uns dräun,
Soll das Alter des Nektars mein Alter erfreun.
Ich muß sterben — wer nicht? Gott mag mir verzeihn,
Und Hebe soll nie ohn' Arbeit sein!

'T is time this heart should be unmoved.

Verstumm' o Herz, wohl ziemt es dir,
Seit dir kein Herz mehr Antwort giebt;
Und doch — zu lieben gönnet mir,
Auch ungeliebt.

Des Lebens gelber Herbst beginnt;
Der Liebe Blum' und Frucht verblich;
Der Wurm, der Krebs, die Trauer sind
Allein für mich.

Das Feuer das mein Herz zerfrißt
Gleicht dem Vulkan in öder Flut;
Nicht Fackelglanz, sein Leuchten ist
Bestattungsglut.

Die stolzre Hälfte irdischer Pein,
Ehrgeiz und Hoffnung, Sorg' und Sucht,
Sie theil' ich nicht; — ich trag' allein
Der Kette Wucht.

Nicht aber jetzt, nicht hier erdrückt
Von solchem Gram sei mein Gehirn,
Nicht hier wo Ruhm dem Helden schmückt
Sarg oder Stirn!

Banner und Schwert und Schlachtgefild
Und Hellas schaut mir ins Gesicht;
Der Sparter todt auf seinem Schild
War freier nicht.

Wach auf! (nicht Hellas — sie ist wach,)
Wach auf, mein Geist! jetzt folge du
Dem Mahnruf meines Herzbluts nach,
Und dann schlag zu!

Zertritt die auferstehnde Glut,
Unwürd'ge Mannheit! Eitler Schein
Muß dir die Huld, muß dir die Wut
Der Schönheit sein.

Was Jugendglück? — es ward zu Rauch:
Hier ist ein edler Tod Gewinn;
Auf, in den Kampf und gieb den Hauch
Des Lebens hin!

Such dir, was oft zu finden schwer,
Ein kriegrisch Grab, wie dir es paßt;
Schau denn umher, nimm deine Wehr
Und deine Rast!

Missolunghi, 22. Januar 1824.

Aus den hebräischen Melodieen.

The harp the monarch minstrel swept.

Die Harfe die der Dichterkönig schlug,
Der Fürst der Menschen und Jehovas Sänger,
In deren Tönen weinend oft im Flug
Musik ihr volles Herz gen Himmel trug,
O weint um sie, — ihr Gold ertönt nicht länger!
Es schmolz vor ihr des Trotzes Erz,
Zur Andacht rührte sie den Hohn;
Kein Ohr so stumpf, so kalt kein Herz,
Das nicht erglomm bei ihrem Ton,
Und mächt'ger war die Harf' als Davids Thron.

Wenn sie von unsres Königs Siegen sang,
Wenn sie ertönte, unsern Gott zu loben,
Dann jauchzte rings das Thal vor ihrem Klang,
Die Cedern nickten, das Gebirge sprang,
Ihr Schall flog himmelan und blieb dort oben.
Auf Erden ist ihr Lied verstummt,
Noch aber oft im tiefen Traum
Der Andacht und der Liebe summt
Ein Schall wie hoch vom Himmelsraum,
Und selbst der Lärm des Tags verscheucht ihn kaum.

If that high world.

Wenn es ein selig Jenseits giebt,
Wenn Lieb' und Freundschaft dort noch währen,
Die Herzen die wir hier geliebt,
Dieselben Augen ohne Zähren,
Willkommen dann, ihr dunklen Sphären,
Willkommen Tod, der uns befreit!
Zur Wonne wird sich Angst verklären
In deinen Strahlen, Ewigkeit!

So muß es sein! dies ist der Grund
Daß wir am Rande so erbeben,
Und überflögen gern den Schlund
Und doch so zäh am Dasein kleben,

Ja, eine Zukunft muß es geben,
Wo Herz dem Herzen zugesellt,
Wo Seel' in Seel' ein ewig Leben
Trinkt an den Wassern jener Welt.

Oh, weep for those.

O weint mit uns an Babels Flutensaum,
Zion ist öde, Juda ist ein Traum:
Zerbrochen ist die Harfe, und es wohnt
Gottlosigkeit wo unser Gott gethront.

Wo waschen wir die blut'gen Füße rein?
Wann wird ein Lied von Zion lieblich sein?
Wann wieder tröstet Juda's Psalmensang
Die Herzen die gehüpft bei seinem Klang?

O Volk mit flücht'gem Fuß, was suchest du?
Volk müder Herzen, wo ist deine Ruh'?
Die Taube hat ihr Nest, der Fuchs die Kluft,
Der Mensch sein Land, — Juda hat nur die Gruft.

Jephta's daughter.

Wenn dein Volk und Jehova den Tod
Deiner Tochter, mein Vater, gebot,
Wenn dein Schwur uns vom Feinde erlöst,
Schlag zu, — mein Herz ist entblößt!

Ich habe zu Ende geklagt,
Lebewohl dem Gebirge gesagt:
Wie leicht sich die Wunde erträgt,
Wenn die Hand die ich liebe sie schlägt.

Ein Glaub', o mein Vater, sei dein:
Das Blut deines Kindes ist rein,
Wie der Segen um welchen es fleht,
Wie auf Erden mein letztes Gebet.

Ob die Jungfraun klagen im Feld,
Stark bleibe der Richter und Held!
Ich habe gewonnen den Streit
Und mein Volk und den Vater befreit!

Wenn das Blut das du gabest verraucht,
Wenn der Ton den du liebtest verhaucht,
Dann stolz sei mein Name für dich,
Dann gedenk daß ich lächelnd verblich!

By the rivers of Babylon we sat down and wept.

An den Wassern von Babel gedachten
Wir weinend zurück an die Zeit,
Wo der Feind in der Farbe der Schlachten
Salem plündernd entweiht,
Wie sie euch, o Jungfraun, brachten
In der Knechtschaft bitteres Leid!

Wir schauten ins Wellengeflimmer,
Das frei hinströmte durchs Land:
Und sie heischten ein Lied — o nimmer
Sei solcher Triumph euch bekannt!
Die Hand soll verdorren auf immer
Die für Feinde die Harfe bespannt!

Nun hänget die Harf' an der Weiden,
O Salem! schweigend und bang;
Sie mahnt in der Stunde der Leiden
An dich, eh' der Feind dich bezwang,
Und nie zu der Stimme des Heiden
Soll tönen ihr lieblicher Klang.

* Die Pferdeköpfe auf den Bauerhäusern.

Von C. A. Wilkens.

Diesem Gegenstande hat Professor Dr. Petersen, der gelehrte Bibliothekar von Hamburg, im vorigen Winter eine Reihe von Vorträgen gewidmet. Einen Abriß derselben ließ er vor Kurzem für Freunde dieser Studien drucken als Vorläufer einer größern Arbeit, mit der Bitte ihm mitzutheilen, was sich von Volkssagen, Aberglauben auf diese Sage bezüglich noch irgend wo finde. Man erkennt daraus, wie weit diese geschnitzten Hieroglyphen verbreitet sind in Thüringen, Böhmen, Tyrol, Bayern, Schweiz, Holland, England, Rußland, Westfalen, Hannover, Lauenburg, Holstein, Mecklenburg. Die Stellung der Pferdeköpfe wechselt in den verschiedenen Ländern. Bald sind sie auswärts oder von einander abgekehrt wie in Westfalen, Holstein, Mecklenburg, bald einwärts gegen einander gerichtet, so im Lauenburgischen, auf den Elbinseln, in den Strichen zwischen Weser und Elbe; bald erscheint ein Pflanzenornament, ein radienförmiges Geflecht oder Rad unterhalb des Pferdekopfes, bald ist er in den sogenannten Hängeklauen der Häuser ausgeschnitzt. Welchem Völkerstamme dieser Gebrauch ursprünglich angehöre, ist noch unaufgehellt. So gewiß die Pferdeköpfe keine geringere Verbreitung haben als die Niedersachsen, so gewiß gehen sie über deren Grenzen hinaus. An manchen Orten läßt sich das Vorkommen aus sächsischen Colonien erklären; nicht in Bayern, Tyrol, Schweiz. Dieser Richtung entspricht der Wanderzug der Markomannen, Quaden und Varisker. Die Erwägung, daß der Schmuck der Schwäne sich in Belgien wiederfindet, wohin Thüringer und Angeln eingewandert sind, läßt den Zusammenhang ahnen, den vielleicht eine Nachweisung der Schwäne in andern Theilen Deutschlands und in England aufklären wird.

Die Erklärungsversuche bilden drei Gruppen. Man faßt die Pferdeköpfe als Zeichen und Symbol eines Volks, aber sichere Nachweisungen dafür sucht man vergebens; erst 1361 hat im Braunschweig-Lüneburgischen Wappen das Pferd den Löwen verdrängt. Durch die Forschungen Lappenbergs ist die Annahme des Pferdes als Wappen von Engern widerlegt. — Die zweite Deutung sieht den Ursprung der Sitte in der Neidstange, d. h. einer mit einem Roß- oder Stierschädel gekrönten Stange zur Abwehr des Unheils und der Feinde. Allein dem widerspricht die immer abwärts gekehrte Stellung dieser Schädel. So sieht man sich auf die Verbindung des Symbols mit dem Heiligen geführt. Wie Jakob Grimm nachgewiesen hat, ist der Schlüssel in der nordischen und germanischen Mythologie zu suchen. An Donnar läßt sich so wenig denken als an das Pferd der Todesgöttin Hel. Die Zweiheit der Köpfe deutet auf ein Gespann, die mit dem Schmucke zusammenhängende Sage auf einen andern Gott als Wodan, oder die Sonnenrosse. Im Norden ist das weissagende Pferd dem Freyr heilig, der mit seinem Zweigespann eine Umfahrt am Frühlingsfeste hält. Der in Deutschland ihm entsprechende Gott ist Zio, in Norddeutschland Tiu und Diu genannt, abgekürzt in Dies, wie viele Ortsnamen und die Bezeichnung unseres Dienstages zeigen. Er ist derselbe Gott, der in der Abschwörungsformel des Heidenthums Sarnot, bei den Annalisten aus der Zeit Karls des Großen Irmensul heißt. In ihm sind die Eigenthümlichkeiten der im Norden getrennten Götter Tyr und Freyr vereinigt; er ist das Urbild der ritterlichen Heiligen Rochus und Vitus. Mit seinen heiligen Rossen hält er Umzug zur Frühlingsweihe. Diese Pferde wie die Schwäne bedeuten ursprünglich die von der Sonne beleuchteten, weißen, hochschwebenden Frühlingswolken. Sie erinnern an die durch Regen und Sonnenschein im Frühling wieder erwachende Fruchtbarkeit der Erde. Daher zwischen den geschnitzten Köpfen das Sonnensymbol, das Rad, und das Erdsymbol, die Blume, häufig noch der Hahn, das Zeichen des Lichtes. So ist denn die Zierde auf den Giebeln unsrer Bauerhäuser ein Sinnbild, das die Anerkennung und Verehrung des Himmelsgottes, von dem aller Segen kommt, aussprechen sollte, und wir dürfen, nachdem uns die Bedeutung auf's Neue klar und erklärt worden, auch bei reinerm Glauben dieses alte Symbol unbedenklich beibehalten als ein Zeugniß von der sinnigen Frömmigkeit unserer heidnischen Vorfahren. Nicht ein Fragezeichen sind diese einfachen Holzformen mehr, sondern vom Gedanken durchdrungen, zu Stimmen geworden, die nicht bloß von den Seglern der Lüfte zeugen, sondern höher und höher hinauf von dem, welchem das Menschenherz entgegenzuschlagen in all seinem Irren nie aufgehört hat.

Kunst und Literatur.

• **Neue literarische Erscheinungen.** Das bayrische Hochland. Von Ludwig Steub. — Handwerk und Industrie. Roman in zwei Bänden von Paul Stein. — Die Insel der Heiligen. Eine Pilgerfahrt durch Irland. 2 Bände. Von Julius Rodenberg. — Gesammelte dramatische Werke von Roderich Benedix. Zwölfter Band. — Böhmische Granaten. Czechische Volkslieder, übertragen von A. Waldau. — Hohenastenberg. Roman aus dem Eheleben. 2 Bde. Von K. Robert. — Moderne Sünden. Roman in drei Bänden. Von Ernst Willkomm.

• Die Shakspere-Ausgabe von Nicolaus Delius ist wieder um einen Band, den sechsten, weiter vorgerückt. Derselbe enthält sieben der „comedies“, nämlich: Viel Lärm um nichts, die lustigen Weiber von Windsor, was ihr wollt, wie es euch gefällt, Maß für Maß, Wintermärchen und Sturm. Zur Vollendung des Werkes, dessen Vortrefflichkeit immer größere Anerkennung findet, fehlt jetzt nur noch der siebente Band, während mittlerweile eine zweite Ausgabe schon zu erscheinen begonnen hat. Der Schlußband wird den Pericles, die lyrisch-epischen Gedichte und eine Biographie des Dichters enthalten. Bei dieser letzten will sich Delius auf das Nothwendigste beschränken. Ein zweibändiges Werk über Shakspere und seine Zeit wird von Palleske vorbereitet und soll im Verlage von Friderichs in Elberfeld herauskommen. Aus den Bemerkungen, mit denen Delius die „lustigen Weiber von Windsor“ einleitet, mag hier Einiges mitgetheilt werden. Dies Lustspiel erschien, nachdem es kurz vorher in die Register der Buchhändler eingetragen war, zuerst im Jahre 1602 in einer Quartausgabe mit folgendem Titelblatt: A Most pleasaunt and excellent conceited Comedie, of Syr Iohn Falstaffe, and the merrie Wiues of Windsor. Entermixed with sundrie variable and pleasing humors, of Syr Hugh the Welch Knight, Iustice Shallow, and his wise Cousin M. Slender. With the swaggering vaine of Auncient Pistoll, and Corporall Nym. By William Shakespeare. As it hath bene diuers times Acted by the right Honorable my Lord Chamberlaines seruants. Both before her Maiestie, and else-where. London Printed by T. C. for Arthur Iohnson, and are to be sold at his shop in Powles Church-yard, at the signe of the Flower de Leuse and the Crowne 1602. Bekannt ist die Anekdote, daß Königin Elisabeth, entzückt vom Sir John Falstaff, den Dichter gebeten oder beauftragt habe, ein Stück zu schreiben, in welchem er als Verliebter auftrete. In Bezug auf diese Anekdote sagt Delius: Welche Beglaubigung diese erst um ein volles Jahrhundert nach der Entstehung des Lustspiels gelegentlich bei Dennis als Tradition auftauchende Sage für sich in Anspruch nehmen kann, ob ihr wirklich etwas Thatsächliches zu Grunde liegt, ob nicht vielmehr die auf dem Titelblatt der ersten Ausgabe von 1602 erhaltene Notiz, daß das Lustspiel von der Shakspere'schen Schauspielergesellschaft vor der Königin aufgeführt sei, in Verbindung mit dem Umstande, daß die Scene in Windsor, der zeitweiligen Residenz der Königin, liegt, so wie mit der zum Schlusse eingeflochtenen Verherrlichung des Hosenbandordens, dem die Schloßkapelle in Windsor gewidmet ist, — ob nicht das Alles Veranlassung gewesen sein mag, auf einen ausdrücklichen Befehl der Königin anekdotisch zurückzuführen, was entweder Wunsch des Publikums oder Idee des Dichters selber war — darüber wird sich eine endgültige Entscheidung heutzutage schwerlich mehr, in Ermangelung jeder früheren und zuverläßigeren Ueberlieferung, ermitteln lassen. Ganz undenkbar aber muß es jedenfalls erscheinen, obwohl manche Kritiker diese Ansicht hegen, daß die unvollkommene Skizze des Lustspiels, wie sie in der Quartausgabe von 1602 vorliegt, von dem Dichter als die Frucht seiner muthmaßlichen vierzehntägigen Arbeit auf das Theater gebracht und laut des Titelblattes „vor der Königin wie anderswo“ hat aufgeführt sein können. Daß die Merry Wives of Windsor in dieser unfertigen Gestalt so wenig wie Hamlet, Romeo and Juliet und King Henry V. in der Fassung ihrer ersten Ausgaben jemals vom Dichter geschrieben und zur Darstellung befördert sein konnten, wird sich am deutlichsten, wie bei den genannten drei Dramen, aus einigen Auszügen aus diesem ältesten in jeder Beziehung mangelhaften Texte ergeben.

• Der Biograph Luthers, Karl Jürgens, einst Redacteur der „Hannoverschen Zeitung“, bemüht sich noch immer einen Platz unter den politischen Stimmführern zu behaupten. Er hat ein Buch erscheinen lassen, welches betitelt ist: Deutschland im französisch-sardinischen Kriege vom Pariser Congreß bis zum Frieden von Villafranca 1859.

• In Hildesheim soll vom October an eine Zeitung erscheinen, welche betitelt ist „Neuer Kurier“ und von Karl Seifart herausgegeben und redigirt wird. Von dem Eifer und Fleiß des unseren Lesern wohlbekannten Herausgebers läßt sich Gutes erwarten, und wir wünschen dem Blatte, das in seinen Kreisen trefflich wirken kann, den besten Erfolg. Angesehene Schriftsteller haben ihre Unterstützung zugesagt. Im Programm einer uns zugegangenen Probenummer heißt es: Neben populär und gemeinfaßlich gehaltenen Leitartikeln zur Erläuterung der wichtigsten, politischen und socialen Zeitfragen, wird die Zeitung ein Feuilleton von vorwiegend kulturgeschichtlichem Inhalt geben und, da dasselbe mit dem Geist und der Haltung des Hauptblatts im Einklang stehen muß, so ist damit genugsam die Richtung und das Streben des neuen Unternehmens angedeutet. Ist doch die seit den letzten Jahren so fleißig angebaute Wissenschaft der Kulturgeschichte wesentlich die Wissenschaft von der Entwicklung des Menschengeschlechts zur Humanität und Freiheit, die Wissenschaft, welche uns überzeugt, daß unser Geschlecht nicht jener Verkümmerung anheimfiel, von welcher die Liebhaber des Abgestorbenen und des Rückschritts faseln, sondern daß dasselbe vielmehr im Großen und Ganzen während eines Jahrtausende und Jahrhunderte langen harten und stählenden Kampfes zu der Manneskraft und Besonnenheit herangereift ist, welche ihm eine stetige, dem Begriffe der Menschlichkeit und Menschenwürde mehr und mehr entsprechende Zukunft verbürgt. — Die Fabel sagt: Das goldene Zeitalter liegt hinter euch! Die richtig betrachtete Geschichte aber ruft uns zu: Das goldene Zeitalter liegt vor euch! — Diesem Zurufe folgen wir mit dem festen Vertrauen, welches die Ueberzeugung von der Wahrheit desselben einflößt, und wir müssen von der Wahrheit desselben überzeugt sein, wenn wir aus der kulturgeschichtlichen Betrachtung des Denkens und Glaubens, des Lebens und Treibens, des Handels und Wandels, überhaupt des ganzen, geistigen und materiellen Strebens der Vorzeit die ermuthigende Anschauung gewinnen, daß die historische Bewegung des Geistes ein, wenn auch vielfach gehemmter, doch unaufhaltsamer Fortschritt zur Vermenschlichung und zu einem freiern und vernünftigern Zusammenleben in Staat und Gesellschaft ist.

• Herr Karl Reinecke ist in Leipzig angekommen, um sich auf seine im October anzutretende Stelle als Director der Gewandhausconcerte vorzubereiten. Der durch seinen Abgang aus Breslau erledigte Platz wird von Julius Schäffer aus Schwerin eingenommen.

• Man schreibt den „Signalen für die musikalische Welt“ aus Königsberg in Preußen: Ein Studentencorps hat zu seinem Commerce eine sehr komische und geschickte Travestie des Lohengrin aufgeführt; es geschah solches im Ostseestrand-Dorfe Rauschen, im Grünen; das Clavier stand auf dem Rasen unter Bäumen und hatte einen Bruder Studio zum Spieler, der Genie genug besaß, um den merklich angeheiterten Commilitonen in der Intonation durch alle Tonarten geschickt zu folgen. Mehrere Scenen waren erschütternd. Die Handlung spielt natürlich in einer Kneipe, Elsa und Ortrud waren Studenten in Kellnerinnen-Costums, (die oder „der“ Elsa verstand es, eine wahrhaft nichtswürdig-sittsame Miene zu machen!) Der Lohengrin war ein hübscher Studiosus, sein Schwan ein Karren mit einem Kärrner davor; unter jubelndem Gelächter fuhr er heran und gab seinem Schwan ein Trinkgeld und ein Glas Bier. Der Kampf geschah, wie sich von selbst versteht, mit vollen Biergläsern, wobei „Tellermund“ den kürzeren zog. Es wurde eine bezügliche Handlung abgespielt, die sich auf Corps-Ereignisse gründete; zuletzt, wo sich Lohengrin zu erkennen giebt, nimmt er einfach seine Studentenkappe ab, wendet das Innere nach außen und entdeckt durch ihre andere Farbe, daß er einer fremden Corpsverbindung entstammt. Text und Gesänge waren von tollem Inhalt, und das Ganze machte einen sehr erheiternden Eindruck auf das Zuschauercorps von Studenten, deren Philistern und besonders auf das zahlreiche Badepublikum.

Die Krypten des Bremer Doms.

• Eine Geschichte und Beschreibung des Doms zu Bremen, der bisher noch keine dem jetzigen Standpunkte kunsthistorischer Forschung entsprechende Geschichte und Beschreibung gefunden hat, wird von Dr. H. A. Müller in Bremen vorbereitet. In den „Dioskuren“ giebt der Verfasser eine Probe seiner Arbeit, eine Skizze nämlich von den bisher wenig beachteten beiden Krypten der Kirche. Die Einzigen, welche wissenschaftlich brauchbare Notizen über dieselbe bringen, sind Fiorillo und Kugler, doch erwähnt Jener gar keine Krypta, Dieser nur die östliche, nicht die westliche. Wir wollen der Darstellung des Verfassers Einiges entlehnen: Fassen wir in der Kürze das, was zur Baugeschichte beider Krypten irgendwie in Beziehung steht, zusammen, so ist zunächst klar, daß sie nicht von dem durch Willehadus (788 — 789) aufgeführten Bau herrühren können, denn dieser bestand nur aus Holz; ebenso wenig von dem steinernen Bau seines Nachfolgers, des Bischofs Willerich, der „den ersten Dom des heiligen Petrus aus einem hölzernen zu einem steinernen machte“ (Adam von Bremen I, Kap. 12), denn dieser steinerne Bau war nur unbedeutend. Der Bau beider Krypten versetzt uns vielmehr in die Mitte des 11. Jahrhunderts, und zwar zunächst in die Zeit des Erzbischofs Bezelin (genannt Alebrand), von dem Adam von Bremen (II, 61) sagt, daß im „vorletzten

Jahre seiner erzbischöflichen Regierung gegen den Herbst, am 11. September, der Dom des heiligen Petrus sammt dem ganzen Kirchenschatze und allem Schmuck der Priester abgebrannt sei, und daß darauf Bezelin schon im folgenden Sommer den Grund zu einem neuen, nach der Gestalt der Kölnischen Kirche auszuführenden Dome legte, dessen Säulen nebst ihren Bogen sammt den Seitenschiffen er aufgerichtet sah. Da starb er um Ostern des folgenden Jahres.« — Es ergiebt sich also, daß die beiden noch vorhandenen Krypten des Bremer Domes mit der Angabe, daß auch der damalige Kölner eben zwei Krypten hatte, übereinstimmen. Daraus folgt aber auch unbedingt, daß unser Dom, wie der Kölner, auch zwei Chöre hatte, denn eine westliche Krypta ohne westlichen, zwischen den beiden projektirten Thürmen liegenden Chor wäre ein Unsinn gewesen. In Köln war der östliche, höhere Chor dem heiligen Petrus, dem Schutzheiligen der Kirche, der westliche, der sich ebenfalls zwischen den beiden Glockenthürmen befand, der Jungfrau Maria gewidmet. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß wir in unsern beiden Krypten den Bau des Bezelin erblicken.

Nun folgt gleich darauf der Bau Adalbert's, von dem Adam von Bremen sagt, daß er im ersten Jahre nach seiner Ordination das ungeheure Werk fortsetzte, aber bekanntlich so, daß er den Kölnischen Dom als Vorbild aufgab und an dessen Stelle den Dom zu Benevent setzte. »Im siebenten Jahre des (von Bezelin oder des von Adalbert?) angefangenen Werkes wurde die Facade des gewaltigen Baues fertig und der Hauptaltar des Chores (also des Ostchores) der heiligen Maria gewidmet; denn einen zweiten Altar ordnete er in der westlichen Apsis zu Ehren des heiligen Petrus an. So blieb das Werk bis zum 24. Jahre seiner erzbischöflichen Regierung (also bis 1069) unvollendet. Dann erst wurde die westliche Krypta dem heiligen Andreas geweiht.« Wann jener zweite Altar in der westlichen Apsis aufgestellt ist, wird zwar nicht erwähnt, aber vermuthlich doch wohl um die Zeit der Einweihung der westlichen Krypta, die also 1069 oder gleich nachher erfolgte, während aus obigen Worten offenbar hervorgeht, daß die östliche Krypta doch schon in seinem siebenten Jahre, also 1051 oder 1053 fertig geworden oder gewesen sein muß. Man sieht also, daß beide Krypten uns in die Mitte des 11. Jahrhunderts versetzen; beide mögen gleichzeitig in Angriff genommen, die westliche aber später vollendet worden sein als die östliche, da bekanntlich gewöhnlich die Kirchenbauten von Osten nach Westen allmählich fortschritten.

Es heißt zwar bei Albert von Stade und nach ihm auch in Renner's Chronik und manchem der folgenden Geschichtschreiber, daß der Erzbischof Liemar 1089 den Dom, der incendio parumper maculatus erat, von Grund aus zerstört und neu aufgebaut habe; doch ist diese Nachricht aus mehrfachen Gründen mindestens für sehr übertrieben, wahrscheinlich für ganz irrig zu halten. Es wäre zu thöricht von Liemar gewesen, das erst 45 Jahre zuvor begonnene, kaum ganz vollendete Werk wieder niederzureißen, bloß weil es durch Brand ein wenig geschwärzt war. Auch berichtet kein Geschichtschreiber irgend ein Wort über den Stil und die Gestalt dieses angeblichen Neubaues aus dem Jahre 1089. Selbst wenn man aber auch die Nachricht gelten ließe, so würde sie sich doch nicht, wie mir scheint, auf den Neubau der Krypten erstrecken.

Wollen wir nunmehr zusehen, ob und wie mit dieser Erbauungszeit der Krypten, der Mitte des 11. Jahrhunderts, ihr Stil übereinstimmt, so stoßen wir zunächst auf eine die Betrachtung mancher Einzelheiten verbietende Eigenthümlichkeit, die Kugler, der die westliche Krypta nicht gekannt zu haben scheint, nur von der östlichen im Jahre 1851 aussagte. Sie besteht darin, daß »die so ehrwürdigen, in ihrer Art eigenthümlichen Baudenkmäler zum gemeinen Frohndienst herabgewürdigt sind. Sie dienen als Weinlager; die Säulen (der östlichen) sind mit Brettern verschlagen, das Ganze ist wenig zugänglich und noch weniger übersichtlich.« Also eine Eigenthümlichkeit, die mehr des praktischen Strebens nach möglichst hoher Verwerthung der Räumlichkeiten, als des jetzt über fast alle gebildeten Länder Europas verbreiteten Strebens nach Erforschung und Erhaltung der Kunstdenkmäler der Vergangenheit würdig ist, und sich schwerlich in irgend einer andern der größeren Krypten Deutschlands und Frankreichs — und zu den größeren gehört die östliche unseres Domes — wiederfindet. Was also namentlich das Aussehen des Innern der Umfassungsmauern betrifft, so haben wir Aufschlüsse darüber erst von einer weniger auf pekuniären Nutzen Rücksicht nehmenden Zeit zu erwarten. Da an der Ost- und Nordseite des Chores das Terrain jetzt um 1,20 M. höher ist, als es früher war, und da an dieser und an der Rückseite des Chores sich spätere Anbauten befinden, so ist die eine Folge davon, daß man jetzt um so tiefer in die Krypta hinabsteigt, und die andere, daß sie nur an der Ostseite bis auf das außen liegende Terrain drei den Schiffen entsprechende Fensteröffnungen hat oder vielmehr haben könnte. Zwei derselben sind nämlich leicht vermauert, die dritte ist in den erwähnten Eingang verwandelt worden. Durch diesen dringt also nur bei geöffneter Thür das einzige Tageslicht in die Krypta.

Diese östliche Krypta nimmt die Breite und Länge des jetzt nur neun Stufen über den Boden des Langhauses erhöhten Chores und der Vierung ein. Sie ist, wie gewöhnlich, ein oblonger, dreischiffiger Raum, bedeckt mit hohen, durch Längen- und Quergurte geschiedenen Kreuzgewölben, deren vier Kappen nur in scharfen Kanten aneinanderstoßen. Die Gewölbe werden einerseits getragen durch zwei Reihen von je fünf starken Stützen, von denen die sechs östlichen Rundsäulen, die vier westlichen viereckige Pfeiler sind, anderseits an den Umfassungsmauern durch Halbsäulen. Die Länge der Krypta beträgt im Lichten 23,20, die Breite 10,75, die noch in ihrer Ursprünglichkeit vorhandene Höhe bis zum Gewölbscheitel 4,45 Meter; sie kann mithin durch die Dimensionen den bedeutendsten Krypten Deutschlands, denen der Dome zu Gurk, Speyer, Bamberg, Naumburg, des Münsters zu Bonn, der Schloßkirche in Quedlinburg, der Kirchen Maria auf dem Kapitol und St. Gereon in Köln an die Seite gestellt werden. Was ihre Gestalt anlangte, so ist es sehr auffallend, daß sie im Osten keine Apsis hat, sondern einen völlig platten Abschluß, der ihr gewiß nicht ursprünglich eigen war, sondern ihr gegeben wurde, als auch der darüber liegende Chor denselben erhielt. Die Halbsäulen der Umfassungsmauern haben wie die freistehenden Rundsäulen eine attische Basis, meistens mit dem bekannten Eckblatt, einem glatten Schaft, über dem sich auf einem Ringe das gewöhnliche Würfelkapitäl mit seinen vier Wangen erhebt. Darüber das ausladende Deckgesims, das bei den vier östlichsten Säulen aus einer Platte und einem darunter befindlichen Würfelfries, bei den übrigen aus einer Platte und darunter aus hübsch profilirten Gliedern besteht. Aehnlich sind die Kämpfer der vier westlichen, an den Ecken abgefaßten Pfeiler. An einigen Stellen der wegen der Weinfässer besonders schwer zugänglichen Umfassungsmauern springen aus denselben spätere eckige Mauerverstärkungen hervor.

Das Vorhandensein der westlichen Krypta führt mich auf die oft erörterte Frage nach dem Zwecke zweier Krypten und der damit zusammenhangenden zwei Chöre; eine Eigenthümlichkeit, die sich bekanntlich in Deutschland ziemlich häufig, in Frankreich höchst selten, in anderen Ländern meines Wissens gar nicht findet. In Deutschland sind Ost- und Westchor sogar den meisten der größeren romanischen Dome eigen, wie denen zu Mainz, Worms, Speyer (hier freilich nur westlich im unmittelbaren Anschluß an den Hauptchor), Augsburg, Bamberg, Naumburg und gewiß auch ehemals dem Bremer Dome; die meisten derselben haben oder hatten auch zwei Krypten. Es leidet meines Erachtens keinen Zweifel, daß die Einrichtung eines westlichen Chores zunächst aus dem Bedürfniß hervorging, außer dem Hauptheiligen der Kirche dem Dompatron einen besonderen Chor mit einem Altar zu erbauen. Darauf weist uns der Bauriß des Klosters St. Gallen hin, eben so die alte Benediktinerkirche in Fulda, wo der östliche Altar dem Salvator, der westliche dem Bonifacius gewidmet war; eben so der alte Kölner Dom. Aehnlich seinem Kölner Vorbilde, aber in umgekehrter Richtung, war es, wie wir oben anführten, mit dem Bremer Dome, wo der östliche Chor der Maria, der westliche dem Petrus geweiht war. Wie von unseren beiden Krypten die westliche die des Andreas war, so die östliche gewiß die des Petrus. Und wenn Kreuser (Kirchenbau, 2. Aufl. I. S. 88) über diesen Gegenstand die Behauptung aufstellt, daß der östliche Chor vorzugsweise für den Dienst der Mönche, der westliche für den Pfarrdienst der Laiengemeinde bestimmt war, so mag das auch in unserem Bremer Dome so lange der Fall gewesen sein, bis die Stadt die dem Dome nahe liegende Hauptpfarrkirche der Jungfrau Maria erhielt.

Zur Beschreibung der kleineren, westlichen Krypta, die der größeren östlichen sehr ähnlich ist, reichen wenige Worte hin. Ihre wegen theilweiser Einmauerung der östlichen Joche schwer zu bestimmende Länge beträgt bis dahin 12,13, ihre Breite 9,09 Meter; auch die Höhe ist nicht genau anzugeben, da der Fußboden nicht mehr der ursprüngliche, sondern um etwa 40 — 45 Centimeter erhöht ist. Die sechs runden, glatten Säulen, welche die durch Gurte von einander geschiedenen, rippenlosen Kreuzgewölbe tragen, sowie die Halbsäulen an den Wänden ragen allzu kurz und ohne Basis aus dem Fußboden hervor. Nur an der nördlichen Mauer finden sich neben einer eckigen Nische zwei höhere, mit ihrer Basis auf dem Fußboden stehende Dreiviertelsäulen, deren Kapitäle durch ihre Kelchform eine etwas jüngere Zeit verrathen. Die übrigen Säulenkapitäle sind zwar noch würfelförmig, aber durchweg skulpirt, mit verschlungenem Bandwerk, Palmetten u. dgl. versehen; Ornamente, über deren Arbeit und genaue Form sich indessen wegen der häufigen Uebertünchungen und des jetzt daran klebenden, oft fingerdicken Schmutzes nicht urtheilen läßt. Auch in dieser Krypta ist im Westen ein gradliniger Abschluß, dessen Entstehung wahrscheinlich mit dem Wegfall des darüber liegenden Chores zusammenhängt. Der ehemalige Westchor, der jetzt als Orgelempore dient, ist noch etwas mehr als der östliche Chor über den Fußboden erhöht. Wenn sich bei der östlichen Krypta wohl annehmen läßt, daß sie früher auch von der Nord- und Südseite (wenigstens an der östlichen Hälfte derselben) Licht empfing, so ist das natürlich bei der westlichen keineswegs der Fall. Sie grenzt nördlich und südlich an die Thurmfundamente, bekam also nur von der Westseite ihr Licht, das jetzt aber durch keine Fenster-, sondern nur durch zwei Thüröffnungen hereinfallen kann. Räthselhaft ist es mir bis jetzt, von welchem Punkte des Innern der Kirche beide Krypten ursprünglich ihren Zugang hatten.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 38. Bremen, 16. September. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Johann Friedrich Ferdinand Fleck.

Von E. Gerber.

Wirkten Ekhof, Garrick, Edmund Kean, Lekain nicht als schöne Gestalten auf der Bühne, und genügten sie dem Ausspruche Talma's: „Schickliche Züge und eine biegsame Stimme sind unerläßliche Erfordernisse für den Schauspieler“ nur theilweise, so deckten diesen Mangel ihr Beruf, ihr Genie und die Vollkommenheit ihrer Darstellungen. Schönheit allein, moralische Kraft, Unterricht reichen nicht aus, wenn die Grundeigenschaft fehlt, das Gefühl. Und beim Schauspieler ist dieses nothwendig objektiv und subjektiv zugleich: er soll fühlen und seine Gefühle wiedergeben. Höchst schwierig bleibt nun die Regelung dieses Gefühls, damit es ohne Uebertreibung zur Erscheinung komme; denn auf dem Theater ist und soll Alles sichtbar sein, nichts kann und darf sich verstecken. Wer das vermag, wird immer etwas Ungewöhnliches bringen. Wie wichtig aber auch das Fühlen, noch wichtiger ist die Beherrschung der Gefühle, und in diesem Beherrschen glänzte Fleck als erster Meister, wie das Schiller nach der Vorstellung von „Wallenstein's Tod“ bekräftigte, indem er schrieb: „Ich habe Wallenstein geschrieben, Fleck war Wallenstein.“

Fleck gab sich im Leben sorglos, lebhaft*), heftig, leidenschaftlich; dann wieder sehr gutmüthig, wohlthätig und anständig. Vielseitig gebildet, liebte er wissenschaftliche, hauptsächlich theologische Schriften, war vertraut mit den besten Kanzelreden seiner Zeit. Dogmatische Spitzfindigkeiten und exegetische Grübeleien berührten ihn wenig; meist beschäftigte ihn das System der christlichen Moral und der Gedanke, sich eine Ueberzeugung von denjenigen Schätzen unserer Religion, die sein wahres Glück befördern mochten, zu verschaffen. In vertrautem Freundeskreise unterhielt er sich häufig von dem Glauben an eine Vorsehung und an eine Fortdauer nach dem Tode; Gespräche, die den Ernst des innern Menschen darthun und für die Grundstimmung eines Tragöden eigenthümlich und bezeichnend sind.

Er war ein Liebling der Natur, seine Körperformen bildeten in allen ihren Theilen ein harmonisches Ganze. Sein Bildniß von Berger und Rosenberg steht vor dem dritten Theil der Literatur- und Theaterzeitung von 1783 und vor dem ersten Stücke des neuen Leipziger Theaterjournals. Auch hat 1792 Fr. Bolt ihn in Kupfer gestochen, so wie Abramson zu Fleck's Ehre eine Denkmünze prägte.

*) Fleck mußte einst im Vorzimmer des Königs warten. Er ging eine Weile auf und nieder, ohne mit den anwesenden Hofherren zu sprechen. Einer derselben flüsterte ihm in's Ohr: „Hier sind Sie kein Minister, Herr Fleck!“ Sie haben Recht, entgegnete er, hier spielen Sie.

Sein Kopf, in der Jugend dem des Apollo ähnlich, war mehr lang als rund; die Stirn zart gewölbt, sein Auge, begrenzt durch fein gezogene Brauen, groß, flammend und voll Bedeutung in jedem Blick, und wie sein ohne alle Kunst das Haupt anmuthig umspielendes Haar, schwarz; von reinstem Ebenmaß Nase, Mund und Kinn. Wandte sich sein Hals, stark und von elastischer Schönheit, sanft oder heftig, so malte jede Bewegung Liebe, Zorn, Eifersucht oder Stolz mit antiker Schönheit. Der fast immer auf seinem Gesicht ruhende Ernst glich einem milden Nachklang der frommen Erziehung und der vielfachen Unterhaltungen über religiöse Dinge. Seine Stimme, ein sonorer Bariton, hatte Kraft, Fülle und Melodie; sie floß feierlich, ohne Gesangsrednerei; sie rührte und erschütterte, sie folgte allen Situationen, des Ausdrucks einer jeden Leidenschaft mächtig. Bei tiefer edler Schwärmerei besaß sein Ton so etwas unbeschreiblich Inniges, Herzergreifendes, Theilnahme Erregendes, daß auch der Männer Augen sich oft mit Thränen füllten. Die Reinheit und Deutlichkeit seiner Sprache, selbst bei höchster Gefühlsaufwallung, zeugte von der Vortrefflichkeit der Rede, und jeder dumpf ausgestoßene oder in Schmerz verhaltene Laut trat so charakteristisch hervor wie das klangvoll gesprochene Wort. In Haltung und Schritt, sehr verschieden von seiner gewöhnlichen Gangart, herrschte Natur, nur daß er, nach Maßgabe der darzustellenden Rolle, die ihm angeborne Würde mehr oder minder zu heben suchte. Von schwungvoller Phantasie getragen, entwickelte und gipfelte sich sein Genie vorzugsweise in erhabenen furchtbaren Scenen des Schreckens und Entsetzens. Der ihn leitende Schönheitssinn wußte mühelos das Individuelle eines jeden Kunstvorwurfs herauszufühlen, das weniger Markirte dem Hauptkern desselben so viel als möglich nahe zu bringen und dann die Darstellung, wenn ihn nicht der Dämon der Hypochondrie quälte, auszuführen. Er lernte überaus leicht, und auf sein Gedächtniß bauend, konnte er sich jedesmal seinem Spiel mit ganzer Seele hingeben.

Fleck's Größe und Talent bestand darin, daß er sich nur immer selbst geben durfte mit der ihm einwohnenden poetischen Begeisterung, um das dichterische Charaktergebild wie eine vollendete Schöpfung aus sich emporsteigen zu lassen. „Der Tragiker, für den Shakspere dichtete, muß, nach meiner Einsicht, viel von Fleck's Vortrag und Darstellung gehabt haben“, sagt sein Zeitgenosse Tieck, „denn diese wunderbaren Uebergänge, diese Interjektionen, dieses Anhalten, und dann der stürzende Strom der Rede, sowie jene zwischengeworfenen naiven, ja an das Komische grenzenden Naturlaute und Nebengedanken gab er so natürlich wahr, daß wir gerade diese Sonderbarkeit des Pathos zuerst verstanden. Sah man ihn in einer unserer großen Dichtungen auftreten, so umleuchtete ihn etwas Ueberirdisches, ein unsichtbares Grauen ging mit ihm, und jeder Ton seines Lear ging durch unser Herz. In der Rolle des Lear zog ich ihn dem großen Schröder vor, denn er nahm ihn poetischer, indem er nicht so sichtbar auf das Entstehen des Wahnsinns hinarbeitete, obgleich er diesen in seiner ganzen furchtbaren Erhabenheit erscheinen ließ. Wer damals seinen Othello sah, hat auch etwas Großes erlebt. Im

Macbeth mag ihn Schröder übertroffen haben, denn den ersten Akt gab er nicht bedeutend genug, und den zweiten schwach, selbst ungewiß, aber vom dritten an war er unvergleichlich und groß im fünften. Sein Shylock war grauenhaft und gespenstisch, aber nie gemein, sondern durchaus edel. Viele der Schiller'schen Charaktere waren ganz für ihn gedichtet.“ — Eine seiner glänzendsten Rollen war Wallenstein. Die Tiefe und Größe dieses Helden, seine tragische Würde und die klangvoll rhythmische Diktion entsprachen völlig dem Ideal, das sich Fleck schon längst in seinem Geiste von einer Rolle gebildet, die ihm die höchste Anstrengung kostete. Er lebte für diesen Charakter, konnte stundenlang von diesem Drama sich unterhalten, ohne zu ermüden, und pries es als das erhabenste Kunstwerk und das schönste Denkmal deutscher Poesie. Es war kein Zug im Wallenstein, der nicht durchaus seinem Genie und seinen persönlichen Eigenschaften genügte; er war für ihn geschrieben, ist mit ihm vielleicht gestorben. „Wenn man des Schiller'schen „Wallenstein“ gedenkt“, schreibt Tieck, „und sich seiner Herrlichkeit freut, sollte man auch zuweilen an den trefflichen Fleck in Berlin erinnern, der sein reifes Mannesalter durch das Studium dieser Rolle verherrlichte. Gewiß, wer ihn damals, als das Gedicht zuerst erschienen war, diesen Helden darstellen sah, hat etwas Großes gesehen *). Ich habe fast in allen deutschen Theatern auch der Aufführung dieses Gedichtes zu verschiedenen Zeiten beigewohnt. Vieles war zu loben, Dies und Jenes gelang, aber nirgend ward mir etwas sichtbar, das diesem wahren Heldenspieler nur von ferne wäre ähnlich gewesen. Wenn Fleck sagte:

„Von welcher Zeit ist denn die Rede, Max? —
— Ueber der Beschreibung da vergess' ich
Den ganzen Krieg“ —
„Tod und Teufel!
Ich hatte, was ihm Freiheit schaffen konnte“ —

so sah und fühlte man die tiefste Absicht des Dichters. Wo ist je der große Monolog und dann die Scene mit Wrangel wieder so gespielt und gesprochen worden! Welche Würde, welche sichtbare Vision, als er den Traum erzählt; die Worte:

„Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Roß und Reiter sah ich niemals wieder!“

eröffneten einen Blick in eine wundervolle Weite. Wenn er in der höchsten Seelenbedrängniß sagte:

„Max, bleibe bei mir! — Geh' nicht von mir, Max!“

so war in diesem milden, fast gebrochenen Ton so viel Geschichte der ganzen innern Seele, so viel Poesie in den wenigen Worten, daß hier wirklich kein Dichter, auch der große nicht, den großen Schauspieler erreichen kann. Als der Held ohne Erfolg sein Angesicht den wüthenden Truppen gezeigt hat, er nun wiederkehrt und bloß „Terzky!“ im Zurückkommen ruft, — wer malt oder erzählt wieder, was in diesem einzigen Worte lag? Schiller selbst sagt uns weder, daß er erschüttert oder vernichtet oder blaß, und so weiter, erscheinen soll, er hatte aber damals in Fleck's Person für einen so schöpferischen Genius gearbeitet, daß er ihm in dieser Scene gerne die ganze Poesie überlassen durfte, die er ja hier mit Worten niemals schaffen konnte. Glückliche Zeiten, wenn Genien sich so begegnen! — Wenn man gegen das Andenken eines Künstlers gerecht sein will, so muß man gestehen, daß Er es verstand, dem Gedicht eine Einheit und Vollendung zu geben, die durchaus nichts mehr entbehren ließ. Sein großartiges Ahnungsvermögen erklärte manche Stelle und setzte sie in so helles Licht, in welchem sie dem Dichter vielleicht selbst nicht so deutlich vorgeschwebt hatte. Und doch ist das nur ein wahres Theaterspiel, wenn selbst die schöpferische Phantasie des Zuschauers, der mit dem Gedicht innig vertraut zu sein wähnt, durch neue Entdeckungen überrascht wird, wenn das Ganze dem Kenner in ein neues, überraschendes Verhältniß tritt, wenn bei Wiederholung auch das Alte, vorher Unbeachtete in frischer Bedeutung sich erhebt, mit einem Worte, wenn das Spiel zu einem wahren, für sich lebenden Kunstwerk gehoben wird. — Im ersten Monolog schon war es, wo Fleck tief erschütterte, indem er uns die wahrhaft tragische Situation, das Gespenstische in Wallensteins Gemüth deutlich machen konnte; um so schlagender ergriffen uns die Wahrheiten, die dieser Geist in seiner hohen Spannung auszusagen gezwungen ist. Fleck verstand es, das Wunderbare mit dem Gewöhnlichen *), den Astrologen mit dem Feldherrn, den Fühlenden, sich Mittheilenden mit dem einsamen zurückstoßenden Grübler zu vereinigen. Am schwersten wird es immer, den Astrologen mit seinem Wunderglauben, mit der Lehre, die er bei jeder, zuweilen unpassenden Gelegenheit leidenschaftlich predigt, zu einer wahrhaften und überzeugenden Anschauung zu bringen. Diese Sonderbarkeit war es gerade, welche Fleck aufgriff, um sie zum Vorherrschenden im Charakter des Helden zu machen. So wie dieser auftrat, war es dem Zuschauer, als gehe eine unsichtbare schützende Macht mit diesem; in jedem Worte berief sich der stolze, tiefsinnige Mann auf eine überirdische Herrlichkeit, die ihm nur allein zu Theil geworden war; so sprach er ernsthaft und wahr nur zu sich selbst, zu jedem Andern ließ er sich herab und schaute auch während des Gesprächs mit Jenem in seine Träume hinein. So fühlte man, daß der so mannichfach, so wunderlich verstrickte Feldherr wie in einem großen, schauerlichen Wahnsinn lebe, und so oft er die Stimme erhob, um wirklich über Sterne und ihre Wirkungen zu sprechen, erfaßte uns ein geheimnißvolles Grauen; denn grade diese scheinbare Weisheit stand mit der Wirklichkeit und ihren Forderungen in einem zu grellen Kontrast. Dadurch erhielt Alles Wahrheit und tragische Tiefe, selbst Manches, wo es dem Leser dünken möchte, als habe der Dichter seinem poetischen Gelüst zu sehr nachgegeben. In der Scene des zweiten Akts, in welcher Wallenstein sein Vertrauen zu Octavio rechtfertigen will, ist es eine erhabene Ironie des Dichters, die uns Fleck so fühlbar machte, daß der Zuschauer erblaßte, wenn er nur die Worte hörte:

„Seid Ihr nicht wie die Weiber, die beständig
Zurück nur kommen auf ihr erstes Wort,
Wenn man Vernunft gesprochen stundenlang.“

Diesen Wahnsinn, der seine erzählte Traum-Vision „Vernunftsprechen“ nennt, sprach Fleck mit höhnendem Uebermuth und im ganzen Gefühl der höhern Weisheit, wodurch uns eben die tiefe Verwirrung des unglücklichen Wahnsinnigen recht fühlbar wurde. Wenn Fleck's Wallenstein nun zu Zeiten von dieser Traumhöhe einbrechend herab-

---

*) Der zeitige Darsteller (Nachfolger Fleck's, Lemm's und Rott's) des Wallenstein in Berlin, Herr Kaiser, ist vielleicht der spießbürgerlichste, hölzernste und poesieloseste Wallenstein, den das deutsche Theater augenblicklich aufzuweisen hat, der — es erscheint fast als eine zu boshafte Ironie — trotzdem glänzender als alle seine Vorgänger (er steht sich mit Spielgeld auf mehr als 4000 Thaler jährlich) besoldet wird. Seine jedesmalige Vorführung des Schiller'schen Wallenstein ist in Wirklichkeit Wallenstein's Tod. Im Allgemeinen gehört diese Vorstellung nicht zu den besten der königlichen Bühne, und es sind nur die Terzky der freilich stark alternden Crelinger und Grua's Octavio vom Schiller'schen Geiste beseelt. Die Worte des Letzteren (Akt II, Scene 7): „Ist es denn wahr? Ich habe keinen Sohn mehr?“ dürfen in ihrer tieferschütternden Gewalt, in Ton und Geberde, als Glanzpunkt der Aufführung gelten.

*) Eßlair, der Fleck'schen Tradition folgend, kehrte gar zu sprunghaft die Wandelungen im Wallenstein'schen Charakter heraus. So z. B. Akt V, Scene 3 sprach Eßlair die Worte:

„Mir muß fortan ein neues Glück beginnen,
Denn dieses Bannes Kraft ist aus“ —

gleichsam noch wie in eine höhere unsichtbare Welt versunken, und plötzlich ging er mit:

„Wie doch die alte Zeit mir näher kommt“ —

zu einem übermäßig leichten Conversationston über. Die Absicht, Wirkung zu erzielen, zerstörte oft seine vorzüglichsten Darstellungen, besonders durch die von der Kritik angeregten verfehlten Verstandesgrübeleien in der letzten Zeit. Sein Dallner in Iffland's „Dienstpflicht“ war unvergleichlich. — Eßlair war geboren am 2. Februar 1772 zu Essek in Slavonien; er starb am 10. November 1840 im Dorfe Mühlau, bei Innsbruck.

sank, um ganz Mensch zu werden, wie in den Scenen mit Max, in seinen Klagen gegen Octavio, und nachdem er ohne Wirkung die Armee angeredet hat, so war die Erschütterung in der That so stark und angreifend, daß es schwer ist, Worte dafür zu finden.“

Als Krone von Fleck's Künstlerschaft stellt Tieck den Räuber Moor hin: dieses titanische Geschöpf einer jugendlichen und kühnen Imagination erhielt durch ihn solche furchtbare Wahrheit, die Wildheit war mit so rührender Zärtlichkeit gemischt, daß ohne Zweifel der Dichter bei diesem Anblick selbst über seine Schöpfung hätte erstaunen müssen. Hier konnte der Künstler alle seine Töne, alle Furien, alle Verzweiflung geltend machen; und entsetzte sich der Zuhörer über dies ungeheure Gefühl, das im Ton und Körper dieses Jünglings die ganze volle Kraft antraf, so erstarrte er, wenn in der furchtbaren Anrede an die Räuber, nach Erkennung seines Vaters, noch gewaltiger derselbe Mensch raset, ihn aber nun das Gefühl des Ungeheuersten niederwirft, er die Stimme verliert, schluchzt, in Lachen ausbricht über seine Schwäche, sich knirschend aufrafft und nur noch Donnertöne ausstößt, wie sie vorher noch nie gehört waren *). Alles was Hamlet von der Gewalt sagt, die ein Schauspieler, der selbst das Entsetzlichste erlebt hätte, über die Gemüther haben müßte, alle jene dort geschilderten Wirkungen traten in dieser Scene wirklich ein.

Im Ganzen kümmerte es den genialen Fleck wenig, eine Stelle, und hätte sie auch der Dichter mit tiefster Bedeutung dem Charakter eingefügt, mehr oder minder fallen zu lassen, klang sie seiner augenblicklichen Stimmung nicht an. Bei seiner Genialität durfte er Vieles wagen, denn der Erfolg, das stete Gelingen machte ihn so kühn. Zu bemerken ist, daß die Vortrefflichkeit seines Spiels — bei Fleck's Eigenthümlichkeit leicht erklärlich — besonders in den späteren Jahren, die Zahl der Zuschauer bestimmen konnte; es sank bei mäßig gefülltem oder gar leerem Hause zuweilen fast zur Unbedeutendheit herab, selbst seine glühendsten Verehrer in Mißmuth setzend. Mitten in der Rolle verlor er plötzlich die Laune, und nachdem ein Auftritt unübertrefflich gegeben war, verhüllte sich sein Genius, um nicht das übrige Stück hindurch über die Grillenhaftigkeit einer so großartigen Künstlernatur zu erröthen. Solche ungleiche Leistungen erzeugte das leider vor Anfang des Theaters zu viel genossene Traubenblut; auch stellte das Publikum öfter an ihn maßlose Forderungen, und er erlag endlich der Ermüdung.

Süßliche und verwahrloste Charaktere beachtete Fleck nicht; so war der damals beliebte große Bandit „Abällino“ eine für ihn unerquickliche Aufgabe. Kotzebue durfte sich glücklich schätzen, daß er von ihm in Berlin zuerst eingeführt wurde. Außer den genannten Rollen Fleck's sind noch zu nennen: Essex, Tankred (nach der alten Uebersetzung), Ethelwolf (nach Fletcher), Infant Pedro (Ines de Castro), Otto von Wittelsbach, Fiesko u. a. m. Auch die sogenannten Charakterrollen im bürgerlichen Drama spielte er tüchtig und mischte ihnen einen Humor bei, der sie höchst liebenswürdig machte. Der Oberförster in den Jägern galt für eine seiner launigsten und tiefsten Darstellungen. Iffland hat ihn nie darin erreicht, der, so urtheilt Tieck über ihn, in der Jugend in heitern und übertriebenen Rollen des Lustspiels vorzüglich war; sein Talent bildete sich später für das Feinkomische aus, so wie für die höhere Komödie. Er war in vielen seiner Rollen gewiß unnachahmlich, und wenn man von manchen Darstellungen, die auch gefielen, behaupten konnte, daß sie sich auf eine andere, sehr verschiedene Art ebenfalls wahr darstellen ließen, so blieben doch auch diese erfreulich und lehrreich. Alles, was er gab, war aus Beobachtung geschöpft, und was sein Humor und seine Phantasie von diesem Einzelnen zu einem Ganzen verbinden konnte, zeigte den Meister. Aber seine Phantasie war nicht schöpferisch, sein Humor war nicht poetisch. Sein Spiel war fein und verständlich und empfahl sich den Gutmeinenden, die gern alles mit dem Verstande auffassen und erklären wollen, weil er von jeder Geberde, jedem Uebergange Rechenschaft zu geben wußte, und alles mithin Bedeutung und Vernunft zu haben schien. Als Iffland sich nun mit seinem Talent an das Große und die Tragödie wagte, bewunderten ihn jene halb Philosophirenden auch hier, welche immer das scheinbare Verständniß der Kunst und Poesie höher achten, als Kunst und Poesie selbst, dagegen derjenige, der mit Sinn für diese hohen Dinge begabt ist, weiter sieht und tiefer eindringt, als jene, die mehr Freude am Räsonniren haben, weil sie der Begeisterung und Entzückung nicht fähig sind. Diese von der Kunst Begeisterten ließen sich von Iffland niemals täuschen, wie sie denn auch von den zu künstlichen Erklärungen und Entwickelungen dieses Meisters nicht hintergangen werden konnten, da sie das Bessere und Echte gesehen hatten. — Fleck konnte als Schauspieler, was er wollte, sein College Iffland wollte, wenn er auftrat, immer, was er konnte; und Voltaire sagt wohl mit Recht: „Ich habe mich immer gewundert, daß eine so natürliche Kunst so schwer sein sollte. Es giebt in Paris weit mehr junge Leute, die im Stande sind, eine Tragödie zu machen, die gespielt zu werden verdiente, als Schauspieler, die im Stande sind, sie zu spielen.“

Eine neckische Laune hat den ersten Hanswurst, Stranitzky *), und einen der ersten Tragöden der Bühne zu Landsleuten gemacht. Ersterer war in Schweidnitz, Fleck, Sohn eines Rathmannes, den ein früher Tod hinraffte, ist am 12. Januar 1757 in Breslau ge-

*) Als der 1789 in Hamburg geborene und am 17. November 1859 kümmerlich in Wien verstorbene Heldenspieler, Wilhelm Kunst, in Dresden 1837 den Karl Moor gab, sagte Tieck zu mir, seinem Schüler: „Sehen Sie, diesem Manne schenkte die Natur fast so viel als unserm Fleck, aber ich fürchte — ich fürchte, er wird das Geschenk eben nur eingesteckt haben und leider nichts damit anzufangen wissen.“ — 1857 sprach ich Kunst zum letzten Male bei seinem traurigen Gastspiele in Berlin; ich fand ihn — den einst so gefeierten „letzten irrenden Ritter“ — in Verzweiflung und innerlich gebrochen. Nur an seine früheren „Theatersiege“ anknüpfend, vermochte er es nicht mehr dahin zu bringen, bei „Mutter Gräbert“ im vorstädtischen Theater aufzutreten. Genügte er im Laufe des Sommers 1859 doch nicht einmal in Ried, einem Städtchen in Ober-Oesterreich, wo er Gastrollen zu geben versuchte. Den Wiener Director Carl hat Kunst reich gemacht; er selbst, früher wie ein Fürst lebend, starb armselig im Krankenhause zu Wien. Sein ganzes Besitzthum war ein Exemplar der ersten Auflage von Schiller's „Räubern“, das ihm von dem Sohne des Dichters verehrt war.

*) Die Geschmacksreinigung, durch Vertreibung des Hanswursts vom Theater, hielt bekanntlich Lessing für die „größte Hans-Wurstiade“, und da er selbst „Nachspiele mit Hanswurst“ zu schreiben beabsichtigte, so mag hier aus seinem nachgelassenen Manuscript der § 1 „vom Charakter des Hanswursts“ eine Stelle finden: „Es ist falsch, daß dieser Charakter die Erfindung eines Wiener Schauspielers, Namens Stranitzky, gewesen; wie Löwe(n) in seiner Geschichte des deutschen Theaters versichert. Es ist falsch, wie eben derselbe uns bereden will, daß die lustige Person, welche die Stelle des Hanswurst vor Stranitzky auf unsrer vaterländischen Bühne vertreten, Wurst-Hanns geheißen.

Der ehrliche Hanswurst ist eines weit höhern Alters: denn Luther hat ihn schon recht gut gekannt. Luther hat sich dieses Namens verschiedentlich bedient; und der Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolffenbüttel beschuldigte Luthern, daß er unter andern seinen eigenen Herrn, den Kurfürsten von Sachsen, so genannt habe: „Welchen Martinus seinen lieben andächtigen Hanswurst nennet.“ In der Replique gegen den Kurfürsten von Sachsen vom 2. November 1540 beym Hortleder Tom. I. Lib. IV. cap. 16.

Diese Beschuldigung verdroß Luthern gewaltig, und da er in der Replique des Herzogs Heinrich noch so manches andre fand, was er nicht verdauen konnte, so nahm er daher Gelegenheit dem Herzog Heinrich diesen Ehrentitel zu geben, und ihm in einer eigenen Schrift zu antworten, deren Titel ist: Wider Hanswurst. D. Mart. Luther. Gedr. zu Wittenberg. 1541. Durch Hanns Lufft in 4to 16 Bogen.

Ich sage aber, Luther hat nicht des Hanswursts allein erwähnt, sondern auch seinen eigentlichen Charakter gekannt, und in wenig Worten so genau beschrieben, daß man nicht allein deutlich siehet, was der Hanswurst damals gewesen, sondern was er noch sein muß, wenn er als ein ursprünglich deutscher Charakter auf unserer deutschen Bühne wieder erscheinen soll. So schreibt Luther: „Du zorniges Geistlein (den Teufel meynend) weissest wol, dein besessener Heintz auch sampt ewren Tichtern und Schreibern, daß dis Wort, Hannswurst, nicht mein ist, noch von mir erfunden, sondern von andern Leuten gebraucht wider die groben Tölpel, so klug seyn wollen, doch ungereimbt und ungeschickt zur Sache reden und thun. Also hab ichs auch oft gebraucht, sonderlich und allermeist in der Predigt. Und

*

boren. Auf dem Magdalenen-Gymnasium bereitete er sich zur Universität vor, und schon hier, bei einem lieblichen modulationsfähigen Organ, zeigte sich seine entschiedene Begabung, mit Würde, Natur und Anmuth zu sprechen. Bei Privatvorstellungen befähigten ihn vorzüglich sein hübsches Gesicht wie seine Jugendlichkeit zu Mädchenrollen. Nach einer mit mehren Freunden unternommenen Gebirgsreise bezog er im neunzehnten Jahre, Ostern 1776, Halle, um nach dem Wunsche seiner sehr religiösen Eltern Theologie zu studiren. Und er wollte einen guten Theologen „herausbeißen“, wie denn diesem festen Vorsatz Bekannte und Verwandte die Mittel zu gewähren sich beeilten; glich doch sein väterliches Erbe einer versiechten Quelle. So ernst nun auch der Wille sein mochte, die Kanzel in kürzester Frist zu besteigen, der Weg zu ihr verlor bald allen Reiz für ihn. Die Vorlesungen wurden „geschwänzt“, und es dauerte nicht lange, so schwamm er mit seinen Commilitonen in dem Meer der Zerstreuung und der „Spritzfahrten.“ Allzu schnell schmolz seine kleine Baarschaft durch die Uneigennützigkeit gegen seine Kameraden. Seinem für Freundschaft und Mittheilung geneigten Charakter behagten die damals noch häufig gebräuchlichen Commerce, und wollte man bei dergleichen Sitzungen etwas überlegen oder beschließen, so warf sich Fleck zum Sprecher auf. Die gewöhnlich mit starkem Pathos gewürzte Rede verfehlte niemals auf seine ihn achtenden und liebenden Freunde Eindruck hervorzubringen, fruchteten aber seine Tiraden und Gründe nicht, so lohete er auf im Eifer, und sein jugendliches Feuer riß ihn dann zu wenig diplomatischen Aeußerungen hin, die einmal ein Duell nach sich zogen. In dieser Zeit erwachte mit verstärkter Glut seine Liebe zur Bühne. Als er kaum ein und ein viertel Jahr in Halle war, wanderte er plötzlich zu dem sich in Leipzig aufhaltenden dramatischen Dichter und Director der Dresdener Hofschauspielergesellschaft, Brandes (geboren in Stettin 1735, gestorben 1799 in Berlin), der ihn jedoch mit seinen Wünschen zurückwies. Mittellos, höchst bescheiden gekleidet, überlegte er auf einem Spaziergange seine mißliche Lage, und die Rückkehr nach Halle — weiter blieb ihm nichts übrig — stieg wie ein unheimliches Gespenst vor seinen Blicken empor. Da näherte sich ihm ein Mann mit der Frage: „Ein Schlesier?“ Fleck bejahte es. „Sind Sie aus Breslau?“ — Ja. — „Heißen Sie nicht Fleck?“ — Ja. — „Um Gottes willen, Ferdinand, wie kommen Sie hieher?“ — Es war seines verstorbenen Vaters ehemaliger Schreiber, der später die Handlung erlernt und jetzt durch die Heirath mit einer jungen Witwe sich zum Gasthofbesitzer heraufgeschwungen hatte. Fleck entdeckte offen seine Verhältnisse und Zwecke, und Jener, ein gutmüthiges Herz, nahm den Halle'schen Studenten in Kost und Wohnung.

Fleck hatte sich bei seiner längeren Anwesenheit in Leipzig die Gewogenheit der Frau Brandes, einer sehr geschätzten Schauspielerin, zu erwerben gewußt, und ihrer Bitte, wenigstens Fleck's Fähigkeiten für die Bühne zu prüfen, folgend, ließ Director Brandes sich von ihm aus einem Buche etwas vorsprechen. Von dem ungewöhnlichen Zauber seiner Stimme überrascht, engagirte er ihn mit zwei Thalern wöchentlich. 1777 trat Fleck zum erstenmale als Baron Kreuzen in den „abgedankten Offizieren“ auf und entzückte durch sein Spiel namentlich seine Gönnerin, die deßhalb auch den öfter mit Mangel Kämpfenden thätig unterstützte. — In Leipzig und Dresden zeichnete sich Fleck in Liebhaberrollen aus. Sein Vorbild wurde der berühmte Heldenspieler Reinecke (in Helmstädt um 1745 geboren, gestorben 1787 in Dresden), und sich in das seinen Naturanlagen am meisten zusagende Heldenfach hineinzuarbeiten, danach strebte er mit allen Kräften. Schröder's Ruf und das von diesem seltenen Mann geleitete erste deutsche Theater zogen den für Vervollkommnung seiner Kunst glühenden Fleck mächtig an. Im Mai 1779 ging er nach Hamburg. Schröder bewies die beste Meinung von seinem Talent dadurch, daß er ihm Rollen, worin er selbst geglänzt, übertrug, und die Aufnahme beim Publikum entsprach seinen künstlerischen Verdiensten. 1781 ernannte ihn Schröder zum Regisseur. Das Studium Schröder'scher Darstellungsart hob Fleck höher und höher; sein Lear zumeist errang sich ungetheilten und lauten Beifall. An Ruf und Kenntnissen bereichert, verließ er 1783 Hamburg, da er unter vortheilhaften Bedingungen von Döbbelin, auf den nach Koch's Tode das Privilegium zu einem stehenden Theater (1775) übergegangen und der das von Schuch erbaute Komödienhaus in der Behrensstraße (Nro. 55) an sich gekauft hatte, nach Berlin gezogen wurde. Am 12. Mai 1783 fand daselbst sein erstes Debüt als Graf Horazio Capacelli statt und erweckte lebhafte Bewunderung. Die zerrütteten Finanzen Döbbelin's brachten Fleck zwei recht traurige Jahre. Körperliche Leiden und Umdüsterung seines Gemüths nöthigten ihn etwa ein halbes Jahr bei einigen Freunden auf dem Lande, in der Gegend von Freienwalde, fern von der Bühne zuzubringen. Sorglosigkeit, Bewegung, regelmäßige Lebensart und der ihn stets beglückende Genuß der schönen Natur führten ihn gekräftigt mit Energie seinem Berufe wieder zu.

Fleck, durch seine dramaturgische Bildung Döbbelin unentbehrlich, unentbehrlicher durch die mit immer wachsendem Enthusiasmus aufgenommenen Darstellungen der ersten und wichtigsten Partien, wurde, nachdem Friedrich Wilhelm II. die Berliner Bühne vom 1. October 1786 an zum Nationaltheater erhoben, bei demselben angestellt. Am 3. December jenes Jahres wurden die bis dahin in der Behrensstraße gegebenen Vorstellungen mit dem Großmann'schen Lustspiele „Henriette, oder: Sie ist schon verheirathet“ geschlossen; Döbbelin sprach eine Abschiedsrede. Am 5. December begann das königliche Nationaltheater mit dem Lustspiel „Verstand und Leichtsinn“ und einem allegorischen Ballet von Lanz: „das Fest der Schauspielkunst.“ Der König ernannte in der Person des Geh. Ober-Finanzraths von Beyer, der Professoren Ramler und Engel eine General-Direction, und mit dem 1. August 1787 trat die neue Verwaltung, bei der Döbbelin als Regisseur fungirte, in Kraft. 1790 berief der König Fleck zum Regisseur und, da Professor Engel fast beständig kränkelte und 1794 ganz ausschied, so übertrug man ihm einen Theil der Directionsgeschäfte, die er mit Ehre und Umsicht verwaltete. Für Pflege und Hebung der Schauspielkunst in Berlin war er unermüdet thätig. Außer einem Gehalte von 36 Thalern wöchentlich und einer Summe von 300 Thalern jährlich für die Regie erhielt er eine Benefizvorstellung, die ihm leicht doppelt so viel eintragen mochte. Mit der beginnenden Ordnung seiner Finanzen wählte er am 9. August 1793 eine junge Schauspielerin, Sophie Luise Mühl, zur Gattin. Dieselbe war am 5. Juni 1777 in Berlin geboren, betrat ebendaselbst am 26. Juli 1792 in „der Mondkaiser“, einer Posse in 3 Akten, nach dem Französischen, zum erstenmale die Bühne. Die Besetzung dieser Posse, welche am 26. Juli 1790 zum ersten und am 27. August 1796 zum achtundzwanzigsten und letzten Male gegeben wurde, war an jenem Tage folgende: Azema, Kaiserin — Fräulein Döbbelin; Bramurgos, Oberpriester — Herr Böheim; Fatime, Gespielin der Kaiserin — Frau Böheim; ein Luftschiffer — Herr Unzelmann; Peter, sein Bedienter — Herr Reinwald; ein Rathsherr — Herr Greibe; der Secretär des Kaisers — Herr Czechtitzky; der Haushof-

weiß mich nicht zu erinnern in meinem Gewissen, daß ich jemals eine Person insonderheit gemeinet hätte, weder Feind noch Freund. Sondern wie die Sachen sich zugetragen, so hab ichs gebraucht.“

Aus einer andern Stelle ist „zu schlüßen, daß man ihn, den Hanswurst, gern stark, fett und völliges Leibes gewählt habe. Bey seiner Tölpeley also auch noch ein Fresser; und zwar ein Fresser, dem es bekömmt. Harlequin ist auch ein Fresser; aber dem es nicht so ansetzt, damit er schlank, leicht und geschmeidig bleibt, welches sich zu seinem Charakter eben so wohl schickt, als der fette Wannst zum Charakter des Hanswursts.“

Fügen wir kurz hinzu, daß es sich hier um Erfindung oder Benennung des Hanswursts nicht handelte, sondern um die erste Bühneneinführung desselben durch Stranitzky. Die lustige Person hat in vier Epochen vier Benennungen auf dem deutschen Theater gehabt: Courtisan, Pickelhäring, Hanswurst, Harlekin; letzteren führte der jüngere Denner ein, wie er auf der italiänischen Bühne in Paris gebräuchlich war.

meister — Herr Berger; der Kammerdiener — Herr Franz; der Leibarzt — Herr Fleck; der Hofpoet — Herr Mattausch; ein Tänzer — Herr Bessel; ein Finanzier — Herr Herdt u. s. w. Debüt: ein junges Landmädchen — Fräulein Mühl. Als Fleck's Frau erschien sie zuerst am 12. August 1793 als Sophie Warren in dem Schauspiele „Der Weg zum Verderben.“ Ihre beliebtesten Rollen waren: Margarethe in Iffland's „Hagestolzen“, Friederike in den „Jägern“, Sophie (die Aussteuer), Afanasja (Benjowsky), Josephine (Armuth und Edelsinn), aber auch die Thekla in Schiller's „Wallenstein“, die Emilia Galotti und Orsina reihten sich diesen gepriesenen Darstellungen ebenbürtig an. Ein 1800 bei C. G. Schöne in Berlin erschienenes Theater-Taschenbuch sagt von ihr unter Anderem: „Sie besitzt eine sanfte, anspruchslose Bildung, eine sehr angenehme natürliche Sprache und eine ansprechende Schüchternheit, die sie zu gewissen Rollen vorzüglich geschickt macht. Sie hat sich unter der Leitung ihres Gatten in kurzer Zeit zu den ersten unschuldigen, naiven und zärtlichen Rollen emporgearbeitet und führt sie auch mit vieler Wahrheit und dem ihr dafür gebührenden allgemeinen Beifall aus; namentlich rührt und entzückt sie durch ihre naive Unschuld bis zur höchsten Täuschung.“ — Nach dem Tode Fleck's vermählte sie sich wieder mit dem Kammermusikus Schröck und spielte als dessen Gattin am 12. März 1807 zuerst die Sabine in „Die deutschen Kleinstädter.“ Am 21. Juni 1842 feierte sie ihr fünfzigjähriges Jubiläum, und am 25. October jenes Jahres erhielt die Jubilarin das ihr bewilligte Benefiz „Die Jäger“ im Opernhause. Die Besetzung dieses Stückes war folgende: Oberförster Warberger — Herr Stawinsky; Oberförsterin — Frau Schröck; Anton — Herr Grua; Friederike — Fräulein Charlotte von Hagn; Amtmann von Zeck — Herr Weiß; Kordelchen von Zeck — Frau Wolff; Pastor Seebach — Herr Seydelmann; der Schulz — Herr Wauer; Matthes, Rudolf, Jäger — Herr Schneider, Herr Crüsemann; Barth, Gerichtsschreiber — Herr Gern; die Wirthin zu Leuthal — Frau Crelinger; Bärbel, ihre Tochter — Fräulein Werner; Kappe, Romann, Reinhard, Bauern zu Leuthal — Herr Franz, Herr Rott, Herr Devrient; ein Jägerbursche — Herr Rüthling u. s. w. Mit dieser Glanzvorstellung trat sie in die Ruhe ihres Familienlebens — vom Könige mit der goldnen Medaille für Kunst und Wissenschaft belohnt — gänzlich zurück und starb am 16. October 1846. Von den beiden Töchtern Fleck's war die verheirathete Unzer (gest. den 7. April 1824) ein Liebling des Hamburger Publikums; Henriette, in Berlin sehr geschätzt im naiven Fache des Schauspiels und Gesangs (besonders als Aescherling), heirathete den Professor der Holzschneidekunst F. W. Gubitz und entsagte dem Theater.

Bereits unterm 16. November 1796 wurde das Engagement Iffland's, der bis dahin in Mannheim spielte, als Director des Nationaltheaters mit 3000 Thalern Gehalt und einer Benefizvorstellung genehmigt. Eine Cabinetsordre Friedrich Wilhelm II. vom 16. December 1791, die mit „Besonders lieber Getreuer!“ beginnt, weist demselben sein genaues Verhalten bei Leitung der königlichen Bühne wie im weiteren Verlauf auch in Bezug auf Fleck an: „Da Ihr (Iffland) zugleich Verfasser und Künstler seyd, und ununterbrochene Geschäfte Euch fernere Arbeiten unmöglich machen würden, so gestatte Ich Euch gnädigst die Tage Eures Auftretens in Berlin auf dem Repertoir selbst zu bestimmen. Nur in der Wahl der Rollen werdet Ihr zweifelsohne diejenige Rücksicht brauchen, welche Ihr einem neben Euch stehenden Verdienst (Fleck) sicher nie versagen möchtet“*). Dem Künstler Iffland war ein großer Ruf vorausgeeilt, und die Zuschauer erstickten beinahe im Gedränge, wenn er auftrat. Fleck's Scharfsinn berechnete die Wirkung, die Iffland's Spiel hervorbringen mochte; und die Talente dieses Mannes, die erschüttern konnten, rühren, in Bewunderung setzen, zum Lachen bewegen, wie es die jedesmalige Rolle verlangte, machten ihm eben sowohl sein Fach wie seine Kunst werther, als sie ihm Besorgniß für seinen eigenen Namen zu erregen im Stande waren. Das waren Beweggründe für seinen edlen Stolz, den rühmlichsten Wetteifer zur Befeuerung aller Kräfte einzusetzen. Welch ein Kampf mußte das bei solchen Nebenbuhlern werden! — Das Publikum vergaß jedesmal den Abtretenden über den Erscheinenden, und standen Beide einander gegenüber, so fürchtete es den Augenblick, wo der Vorhang vor ihnen herabfiel. Beide Künstler gingen eigene, ganz verschiedene Bahnen, und man mochte sich nur in dem einen Punkt, wo sie zusammentrafen, vereinigen, daß sie Beide große Künstler waren.

1798 im Herbste erschienen bei Fleck Vorboten des Todes. Er klagte über Spannung im Unterleibe und heftige Kreuzschmerzen, die in ihrer täglichen Zunahme endlich die Ausübung seiner Kunst verhinderten. 1799 hielt er mit Heldenmuth eine fürchterliche Operation aus. Das ganz gefüllte Haus empfing ihn nach seiner Genesung mit jubelnder Freude. Diese Freude sollte kurz sein. Noch einmal strahlte Fleck's Genius in vollstem Glanze als Wallenstein, von Allen bewundert und gefeiert, um leider allzu früh aus dem Reich des Schönen an der zwingenden Hand des Todes in das „nie umsegelte Land“ zu wallen. Fleck verschied am 20. December 1801. Sein Grab auf dem Friedhofe vor dem Halle'schen Thore schmückt ein einfaches von Schadow ausgeführtes Denkmal, bestehend aus einer mit der tragischen und komischen Muse verzierten Urne. Auf den vier Seiten des Piedestals befinden sich die Inschriften: „Johann Friedrich Ferdinand Fleck erwachte zum Leben den 12. Januar 1757 zu Breslau und ging schlafen den langen Schlaf den 20. December 1801 zu Berlin.“ — „Der Leidenschaften Flamme, des Hochsinns Adel, der Tugend Göttergestalt prägte er mit des Genius Schwunge staunenden Hörern in's Herz, und das Laster bebte.“ — „Dem bartsinnigen Alter, dem bespotteten Sonderling, dem höfischen Schmeichlervolk hielt er treu den Spiegel vor, und die Thoren errötheten.“ — „Wahr, edel, groß auf der Bühne und im Leben, biederherziger Freund, zärtlicher Gatte und Vater, ging er droben Großes zu schauen, was hienieden er ahnend empfand.“

Iffland schrieb bei der ersten Anzeige von Fleck's Hinscheiden: „Die innere Kraft, welche ihm beiwohnte, hat es für ihn unnöthig gemacht, sein Talent durch geringe Hilfsmittel, welche sie auch sein mögen, geltend zu machen. Er war der Vertraute der Natur und wandelte in ihrem Geleite seine Künstlerbahn mit steter und stiller Gewalt. Der Ton der Gutmüthigkeit, womit er innig rührte, war nicht das Werk der Kunst; er kam aus seiner redlichen Seele! Neidlos war sein Herz, sein Sinn mittheilend, und ein hohes reges Ehrgefühl war die Richtschnur seines Thuns. Seinen Freunden treu bis zur gänzlichen Aufopferung, kann er Undankbare gemacht haben, niemals aber hat er Unglückliche gemacht.“

*) Daß Fleck eine recht behutsame Behandlung erforderte, zeigt eine kleine Stelle aus einem Briefe Iffland's vom 20. August 1798 an den Inspector Karl Lanz, worin demselben auseinander gesetzt wird, wie er sich den Schauspielern gegenüber, die ihn selbst um „Kleinigkeiten“ ansprächen, „höflich“ benehmen solle: „Die äußerste Höflichkeit ist nicht nöthig (Herren Fleck abgerechnet).“

---

* Nach einer wahren Begebenheit.

An dem offenen Fenster eines von Weinlaub umrankten Häuschens steht ein junger Mann. Seine dunkle Gesichtsfarbe, sein krauses, schwarzes Haar, vor Allem aber seine wunderbaren, brennenden Augen mit den seidenen Wimpern zeigen genugsam, daß er ein Fremdling ist in dem kleinen süddeutschen Städtchen, wo er sich jetzt befindet. In der linken Hand hält er eine Violine, während die rechte mit dem Bogen eine traurige Weise darauf spielt; sein Blick gleitet dabei träumerisch schwermüthig über die schöne Landschaft hin, und ein tiefer Seufzer entschlüpft seinen Lippen. Ist er nicht glücklich? O, ja! Francisco ist glücklich; aber er ist zu weich, zu sanft, ein Moll-Accord, der nicht hinein paßt in die Dur-Tonleiter des Lebens; er leidet an der krankhaften Schwärmerei, die gerade so oft das Genie

befällt und es wieder in sich selbst versinken läßt. — Und der Mulatte, wie man ihn im Städtchen nennt, ist ein Genie, das wird Niemand bezweifeln, der Francisco spielen hörte; hatte doch selbst sein Lehrer, der alte Kapellmeister, zu seinem Pflegevater, der die seltsame Blume aus den Tropen mitgebracht, gesagt: „Ich kann dem jungen Manne nichts mehr lehren, schicken Sie ihn nach Paris." —

Ja, nach Paris, da sollte er geheilt werden von seiner Sehnsucht, die ihn so verzehrte, da sollte er das Ideal seiner Träume, die herrliche Musika, noch immer mehr sich zu eigen machen, da sollte er ein großer Mann werden, wie Mozart und Beethoven; Emmy hatte es ihm prophezeit, und weil sie es sagte, glaubte er auch daran.

Der junge Mann spielte, während er so am Fenster stand, noch immer traurige Melodieen, die gar nicht paßten zu der schönen Sonne, dem frischen Grün, den bewaldeten Bergen in der Ferne und sicher auch nicht zu den Empfindungen jener Kinder, die jubelnd im Garten spielten.

Plötzlich fühlte er sich umfaßt, und Bogen und Violine waren seinen Händen entrissen. „Nicht so spielen, davon wird man krank, es thut so weh", flüsterte eine Stimme, und ein liebliches Mädchengesicht schaute zu ihm empor. „Emmy, wildes Kind, wie konntest du mich so erschrecken und stören; weißt du nicht, daß Papa gesagt hat, ich sollte noch recht fleißig sein, ehe ich nach Paris ginge?" „O", lachte sie und schüttelte ihre Locken, „wenn das Pariser Musik ist, die du eben gemacht hast, so spare sie auch auf, bis du von uns fort gehst, hier mußt du lustig spielen." Und ehe Francisco sich dessen versah, war Emmy mit der Violine aus dem niedrigen Fenster gesprungen und lief frohlockend zu ihren Gespielinnen; was half's, er mußte nach, wollte er seine geliebte Amati, und eine echte war's, retten.

„Emmy, Emmy, gieb mir die Violine wieder", schalt er, und Thränen traten ihm in's Auge. Schon bereute sie, was sie gethan; „caro mio", schmeichelte sie, „sei nicht böse, aber bitte, spiele einen Walzer hier im Freien, wir möchten gern tanzen"; die andern Kinder baten ebenfalls, und Francisco gab ihren Wünschen nach. Das war ein Bild; der Mulatte stand an einen Baumstamm gelehnt und spielte lächelnd alle Walzer, Galopps und Polkas, die ihm nur in den Sinn kamen, und die Mädchen schwenkten sich jauchzend und singend im Kreise herum, und als sie endlich müde geworden waren, da eilte Emmy auf den jungen Mann zu, nahm ihren Kranz von Orangenblüthen und Myrten, drückte ihn auf sein krauses Haar, und im Triumph zogen die Kinder mit ihm in's Haus zurück.

Warum willst du nun noch nach Paris, sei zufrieden mit dem frischen Kranze, was frommt dir der Lorbeer?

Drei Jahre waren verflossen; bei Hofe fand heute eine glänzende, musikalische Soirée statt, alle berühmten Größen des Hofes und Notabilitäten in der Geschichte der Kunst waren dazu eingeladen; es hieß, daß ein junger Violin-Virtuos, den die schöne Gräfin H. ausfindig gemacht hatte, spielen würde, und die Musikkenner waren gespannt und harrten mit Ungeduld auf den Genuß, der ihnen zu Theil werden sollte. Eben neigte sich ein junger Mann zu der Gräfin: „Sie werden mich nicht für unbescheiden halten, meine Gnädige, wenn ich Sie frage, wie Sie den jetzt so viel besprochenen Künstler kennen lernten, da man doch in hohen Kreisen noch nichts von ihm gesehen hat, und unendlich verbinden würden Sie mich, wenn Sie mir die Einzelnheiten dieses Zusammentreffens erzählten. Sollte jedoch ein Geheimniß." . . . „Durchaus nicht, Herzog, unterbrach sie ihn, im Gegentheil, ich möchte gern, daß Alle meinen Schützling kennen lernten, der sicher einst ein großer Meister wird, und wenn er heute Abend gefällt, so hoffe ich auch, daß er eine Stellung erlangt, die seinem Talente angemessen ist; ich habe die Zusage, daß Seine Majestät ihn begünstigen will. Doch hören Sie: Vor einigen Wochen befand ich mich in der Rue . . ., um mir für meinen neuen Salon noch einige Möbeln auszusuchen. Da sehr viel Besuch war, so setze ich mich einstweilen an's offne Fenster; plötzlich schallt mir aus dem gegenüberliegenden Hause eine wundersame Musik entgegen, eine Melodie, so zart, so wonnig, daß ich begeistert auffahre und nach Beendigung des Stückes mit großer Erregung nach dem Künstler frage, der solche Töne hervorzuzaubern vermag. „Ah, das ist der Mulatte", höre ich von allen Seiten, und seines Lobes war kein Ende. Ich erkundige mich genauer, schreibe dann unter meine Karte, daß ich ihn bitte mich am andern Morgen zu besuchen, und schicke sie zum Violinisten, der mir einen so himmlischen Genuß bereitet hatte. — Er kam, was soll ich mehr sagen! Sein bescheidenes Wesen, sein entzückendes Spiel, Alles nahm mich für ihn ein, ich drang in ihn, bis er mir gestattete, eine Audienz beim Hofe für ihn auszuwirken, und heute Abend wird er spielen, alle Künstler werden vor ihm in den Staub sinken müssen, die ganze Welt wird seinen Ruhm predigen, und Niemand wird sich mehr darüber freuen als ich, denn ich liebe ihn wie einen Sohn."

Der Herzog lächelte spöttisch bei den letzten Worten der jungen Gräfin. „Nun wir werden sehen, mag er es mit Allen aufnehmen, Suvarini wird ihn demüthigen."

Wer war Suvarini? Eben jetzt befand er sich bei dem, der am Hofe das Gespräch des Abends bildete. War er des Mulatten Freund? Unser Francisco, denn das war der gepriesene Künstler, redete ihn wenigstens so an. „O, rief er, wie viel des Glückes stürmt jetzt auf mich ein; werde ich nicht unterliegen? In wenigen Wochen kommen Emmy und mein Vater, und dann kann ich ihnen freudig und froh entgegentreten, denn mein Streben ist nicht umsonst gewesen. Doch, mein theurer Freund, was wäre ich ohne dich, würde ich es jemals wagen bei Hofe zu erscheinen, wenn ich dich nicht zur Seite hätte? Womit verdiene ich deine Freundschaft, die du mir seit einiger Zeit so aufrichtig erweisest? Aber rechne auch auf meine ewige Dankbarkeit."

Suvarini lächelte; „du bist so aufgeregt, trinke ein Glas Wasser, ich" — er griff in die Tasche.

„Nöthige mich nicht mehr dazu, der Wagen wartet, laß uns gehen."

Und grade da die Gräfin, wie um die Namen in freundschaftlichen Einklang zu bringen, wiederholte: „Suvarini und Francisco", traten die Genannten ein.

Man gab das Zeichen zum Anfang, und der Mulatte spielte. Mit dem Tonstücke eines berühmten Meisters hatte er begonnen, aber bald lös'ten sich die Läufe, Triller und Accorde in eine klagende Melodie auf; wir kennen sie schon, er hatte sie auch einst gespielt, als er noch in dem von Weinlaub umrankten Häuschen wohnte, aber jetzt klang sie noch trauriger, und ein schneidendes Weh zitterte durch die Saiten. So phantasirte Francisco, immer leiser wurden die Töne, plötzlich, — was war das! — Die Musik verstummte — die Violine entsank den Händen des jungen Mannes, und er selbst wäre zu Boden gefallen, hätte ihn nicht Suvarini, den Zustand seines Freundes erkennend, in seinen Armen aufgefangen.

Die Begeisterung, die auf jeder Lippe geschwebt hatte, wich dem Mitleid, man bemühte sich den Ohnmächtigen in's Leben zurückzurufen, und als es gelungen, gab der Monarch mit eignem Munde den Befehl, eine Equipage vorfahren zu lassen. Suvarini stieg als Begleiter und Pfleger des Kranken mit ein, nachdem ihm der Herzog noch zugeflüstert: „Der Zufall ist günstig", und der Italiener nickend bejaht hatte.

Am andern Morgen verbreitete sich die Nachricht, daß der Mulatte in der verwichenen Nacht am Schlagfluß gestorben, der wahrscheinlich herbeigeführt sei durch die Aufregung und Freude, in die ihn der gestrige Abend versetzt hatte.

Nach dreien Tagen wurde er begraben, still und unbeachtet senkte man in einem Winkel des Kirchhofs ihn in die kühle Erde, und als Emmy und ihr Vater kamen, um ihren geliebten Francisco zu sehen, da fanden sie nichts von ihm, ja kaum sein Grab. Der Einzige, der Aufschluß hätte geben können, Suvarini, war verschwunden. „Armer Francisco, seufzte der Vater, hat dir der Neid den Lorbeerkranz entrissen, ehe er noch dein Haupt zierte, oder fühltest du, daß er dir zu schwer werden würde und hat der Gedanke dich getödtet? Schwaches Herz, du wärest auch erdrückt worden von seiner Last, dir genügten" . . . Emmy lispelte: Orangenblüthen und Myrten.

Für Dr. Eduard Vogel.

Seit dem 1. Januar 1856, wo Dr. Eduard Vogel Kuka verließ, um über Wadai, Darfur und Kordofan in östlicher Richtung den Nil zu erreichen, sind keine Originalberichte von dem verdienstvollen Reisenden nach Europa gelangt, und nur gerüchtweise hat man erfahren, daß er in Wara, der Hauptstadt Wadai's, von dem dortigen Sultan ergriffen, und entweder hingerichtet worden sei oder noch in Fesseln gehalten werde. Etwas sicheres über seinen Tod ist bis jetzt noch nicht ermittelt worden, die Hoffnung den halb Verschollenen noch zu retten, wenn auch gering, besteht daher noch heutigen Tages. Mit größerer Zuversicht läßt sich aber aussprechen, daß wenigstens seine Papiere noch unversehrt sich erhalten haben, da die Muhammedaner mit religiöser Scheu alles Geschriebene hüten, so daß nach 25 Jahren noch den Gebrüdern Lander bei ihrer Nigerfahrt ein Buch gezeigt wurde, welches Mungo Park gehört hatte, und von

den Eingebornen aus den Wassern des Stromes gezogen worden war. Ließe sich also auch nicht mehr der vermißte Entdecker retten, so wenigstens das wofür er selbst sein Leben eingesetzt hat, nämlich die Ergebnisse seiner gefahrvollen Reise. Nachdem nun ein deutscher Edelmann, Freiherr von Neimans, auf dem Wege nach Wadai zur Befreiung Vogels dem Klima zum Opfer gefallen ist, und ein französischer Reisender, Dr. Cuny, unterwegs nach dem gleichen Ziele, den Tod gefunden hat, gilt es jetzt einen dritten größeren Versuch vorzubereiten. Theodor von Heuglin, k. k. österreichischer Generalconsul in Chartum, durch seine glücklichen und wichtigen Erforschungen in Nordostafrika den Freunden der Erdkunde rühmlich bekannt, durch siebenjährigen Aufenthalt in Nubien gegen die Gefahren des afrikanischen Klimas gestählt, und völlig vertraut mit den Sprachen und Sitten des äquatorialen Afrikas, wie mit den Schwierigkeiten seiner Aufgabe, hat sich erboten eine Expedition nach Wadai zu führen, um das Schicksal des trefflichen Dr. Vogel zu erforschen, ihn selbst oder wenigstens seine Papiere heimzubringen, und die geographische Aufgabe des Verunglückten zu erfüllen, nämlich die Entdeckungen der von Richardson, dann von Dr. Barth befehligten großen innerafrikanischen Expedition durch Erforschung der Zwischenräume mit den für die Erdkunde eroberten Ländern des obern Nils zu verknüpfen.

Die Kosten einer solchen Unternehmung werden sich, außer den Opfern die Herr von Heuglin selbst bringen will, noch auf 12 bis 20,000 Thaler belaufen, je nachdem man ihre Aufgaben beschränkt, oder zum Nutzen der Wissenschaft erweitert. Es hat sich bereits in Gotha unter Vorsitz Sr. Hoh. des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha ein Ausschuß gebildet, um dem Reisenden die erforderlichen Geldmittel zu verschaffen, es belaufen sich aber die bereits gezeichneten Unterstützungen erst auf 1095 Thaler. So ist es denn nöthig geworden an den Gemeinsinn des deutschen Volks sich zu wenden, um durch öffentliche Beiträge das Fehlende zu ergänzen. Sicherlich werden auch unsere Landsleute sich nicht beschämen lassen von dem glänzenden Beispiel der britischen Nation, welche Millionen opferte, große Geschwader ausrüstete, und zwölf Jahre lang ihre Anstrengungen fortsetzte, bis sie Gewißheit erlangt hatte über das Schicksal des Entdeckers Sir John Franklin und seiner muthigen Seeleute. So ist es auch für uns Ehrensache einem kühnen Continentalentdecker das Leben oder wenigstens die Früchte seiner edlen Wagnisse zu retten, vielleicht auch bei der gebildeten Welt durch ruhmreiche Entdeckungen dem deutschen Namen neuen Glanz zu verleihen. Diejenigen unter uns deren Berufsgeschäfte ihnen keinen genußreichen Antheil an der Bereicherung unseres geographischen Wissens verstatten, und welche daher auch den heroischen Erforschern unbekannter Erdräume ferner stehen, werden doch wenigstens den nationalen Werth dieser Unternehmung zu würdigen verstehen. Wenn uns Deutsche auch keine unitarische Verfassung vereinigt, so sind wir doch glücklich in dem Bewußtsein, daß auf gewisse Anregungen hin, oder bei äußern Bedrängnissen, alle zusammenstehen werden als wären wir eine einheitlich geordnete Nation.

Wo der Britte seinen Fuß auf fremden Boden setzt, fühlt er sich sicher, weil er weiß, daß hinter ihm ein gerüstetes Volk steht, welches nicht duldet, daß einem Landsmann Schimpf oder Unbill widerfährt, welches die furchtbaren Riegel der Polarwelt sprengt, bis es das Geheimniß seiner verunglückten Seeleute erfahren. Ein deutscher Wanderer dringt kühn in das Herz eines noch nicht entschleierten Festlandes, er dient der Wissenschaft allein, seine Belohnung ist der Ruhm in einem sehr engen Gelehrtenkreise, und dennoch droht ihm weit schlimmeres als dem Soldaten der in der Aufregung der Schlacht an der Seite wackerer Kameraden gegen die feindliche Schanze rückt. Ihm droht in unerreichbaren Einöden, vielleicht ehe er eine schöne Leistung vollbringen konnte, oder wo er sie nun nutzlos vollbracht haben soll, entweder vom Mordkitzel anthropoider Geschöpfe ein qualvoller Tod, oder das langsam zehrende Fieber, ungetröstet von den Seinigen, unerquickt durch den Gedanken an die Heimath. Brittische Seeleute die der Skorbut unter den Eskimos in den Schnee streckte, mögen mit dem Gedanken verschieden sein: unsre Nation wird uns suchen, wird uns finden, und unsre Thaten und Entdeckungen der Nachwelt rühmen. So sollte auch deutsche Wanderer der Trost begleiten, daß sie daheim eine Nation wissen, die sich ihrer Verdienste erinnert, die **eins** ist wo es gilt einen Landsmann zu retten, **eins** wo es gilt zu zeigen, daß man nicht undankbar ist für die Mehrer deutschen Ruhmes, **eins** wo es gilt sich nicht durch das Beispiel anderer Völker verdunkeln zu lassen, **eins** wo es gilt solchen Landsleuten, die künftig in hochherzigen Absichten auf gefahrvolle Pfade sich begeben, den stärkenden Trost mitzugeben, daß sie daheim eine Nation lassen von deren Liebe sie in Unglücksfällen einmüthige Anstrengungen erwarten können.

Zur Uebermittelung von Beiträgen aus Deutschland an den Ausschuß des Unternehmens, welcher von Zeit zu Zeit darüber Quittungen veröffentlichen läßt, erbietet sich der Unterzeichnete, mit dem Bemerken, daß es frei stehe den ganzen Betrag sogleich oder in vier jährlichen Theilzahlungen einzusenden.

Stuttgart im August 1860.

Freiherr von Cotta.

Kunst und Literatur.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Die Franzosen in Deutschland. Historische Bilder. Von A. Tellkampf. — Zur Erinnerung an Louis Spohr. Von H. Giehne. — Der graue Thurm. Ein Novellenkranz. 2 Bde. Von H. Hensler. — Constanze. Roman in 2 Theilen. Von E. von Rothenfels. — Verrufen. Lebensbild in 4 Bänden. Von K. Schram. — Walter Scott. Ein Lebensbild, aus englischen Quellen zusammengestellt. 2 Bde. Von F. Eberty.

Δ Gedichte von Nina Camenisch. Zweite Auflage der Gedichte eines bündnerischen Landmädchens, herausgegeben von Otto Carisch. Chur, Grubenmann. — Eine anspruchlose Sammlung, an welcher rücksichtlich der Form diejenige Virtuosität im Stile und in der Verskunst, wodurch sich die neueren Dichter so sehr und nicht selten am meisten auszeichnen, vermißt werden wird; dagegen sind die im Allgemeinen von der Dichterin glücklich gewählten Gegenstände auf naturgemäße, sinnige Weise idealisirt. Wir hören da des Hirtenknaben Heimwehklage, auch die des Schweizersoldaten in der Fremde, die Gedanken des sterbenden Mädchens und der alten Bauerfrau, den Berggeist und das Alpenhorn. Wir sehen den Schweizer Frühling und Herbst, den Sonnenuntergang, das Vergißmeinnicht, Tanne und Wald. Auch Gegenstände aus der Schweizer Geschichte und Sage, die Schlacht bei Granson und Sankt Leonhard, werden in Romanzen besungen, von welchen die Erscheinung und die Bettlerin ergreifend wirken. Den Schluß des Büchleins macht eine anmuthige längere Dorfgeschichte: die Garnstrangen; sie zeigt uns in ihrer fesselnden Natürlichkeit die Dichterin auch als begabte Erzählerin, die sich auf diesem Felde weiter versuchen sollte. Ihr schmuckes Büchlein wird namentlich die Frauenwelt ansprechen.

* Die „Signale für die musikalische Welt“ schreiben: Ein Beethoven-Monument beabsichtigt Hofcapellmeister Randhartinger in der Nähe von Wien zu errichten. Beethoven brachte, wie bekannt, den größten Theil der Sommerzeit in dem Orte Helligenstadt zu. An einem kleinen Bache, von Bäumen eingeschlossen, befindet sich dort ein reizendes Erholungsplätzchen, wo Beethoven, ferne vom Gedränge der Welt, seine herrlichen Melodien zu schaffen pflegte, so daß der größte Theil der Beethoven'schen Liedercompositionen diesem Plätzchen seine Entstehung verdankt. Randhartinger verband sich nun mit mehreren Künstlern und Kunstfreunden und wird an jener Stelle dem Tonmeister ein Monument errichten. Bildhauer Fernkorn hat sich erboten Modell und Guß unentgeltlich zu liefern. Um die Vorarbeiten beginnen zu können, veranstaltet Randhartinger am 12. September in Heiligenstadt ein Concert, dem sich die ersten Kunstnotabilitäten, darunter auch Rubinstein, angeschlossen haben.

* Während man in Deutschland Summen für eine Expedition zur Auffindung der Spuren Eduard Vogels zusammenbringt, erhalten wir durch die letzte Post aus Afrika die Nachricht, daß abermals einer der europäischen Reisenden in diesem Erdtheile ein Opfer seines Eifers geworden ist: Dr. Roscher aus Hamburg, welcher eine Expedition zur weiteren Erforschung von Mittelafrika unternommen hatte und bis an einen der großen Binnenseen, westlich von Zanzibar, gelangt war. Er wurde Nachts in seinem Zelte von zweien der wilden Ur-Einwohner des Landes überfallen und durch einen vergifteten Pfeil getödtet. Seine Diener ergriffen die Flucht und brachten die traurige Kunde nach Zanzibar. Ihre Aussagen erhielten nur zu bald volle Bestätigung, denn nach wenigen Tagen traf ein Neger-Häuptling in Zanzibar ein, welcher die seinem Stamme angehörigen Mörder hatte festnehmen lassen und sie den Orts-

behörden zur Bestrafung auslieferte. — Die letzten ausführlichen Nachrichten über Roscher gingen bis zum 1. Februar und werden von Petermann in den „geographischen Mittheilungen“ in folgender Weise zusammengestellt. Wie es heißt, war der Reisende auf dem Wege nach dem Nyassa durch die Habgier seiner Begleiter fast um sein ganzes Eigenthum gekommen. Aber es liegen noch schwerere Anklagen gegen jene Leute vor. Seine Träger sollen ihn auf Befehl des Anführers der Karwane, die Roscher begleitete, ohne alle Bedeckung, während er im Fieber lag, der brennenden Sonne ausgesetzt haben und es wäre ein weniger gut vorbereiteter Reisende wie Roscher solchen Einflüssen gewiß erlegen. Der Haupturheber dieser Schandthaten, der sich anfänglich sehr gut benahm, ist ein Mann von bedeutendem Einfluß unter den Eingebornen und bereits wieder an der Küste angelangt. Derselbe soll, Dank der energischen Verwendung des englischen Consuls, nach Zanzibar gebracht werden und sieht einer strengen Bestrafung entgegen. Roscher's einzige Nahrung bestand aus zu Mehl gestoßenen und mit Wasser gekochten Mhogo-Wurzeln. Er schrieb daher um Nachsendung von Nahrungsmitteln und Waaren an das Handelshaus W. O'Swald und Co. in Zanzibar, durch dessen Unterstützung und Schutz seine Reise nach dem Inneren überhaupt möglich wurde. Mit diesem Hause allein steht jetzt Dr. Roscher in brieflichem Verkehr und durch dasselbe kamen uns auch unter Vermittelung des Herrn Heinrich Roscher in Hamburg folgende neuere Nachrichten zu. In einem von Nussewa den 12. December 1859 und 1. Januar 1860 datirten Brief an Herrn Witt, den Vertreter der Herren O'Swald und Co. in Zanzibar, schreibt der Reisende unter Anderem: „Meine Geschäfte gehen im Uebrigen gut vorwärts und ich bin guten Muthes. Alles Land bis nach Mozambique und zum Cazembe ist für mich offen und ich gehe, sobald ich die Waaren empfange, vorwärts irgend wohin. Augenblicklich ist hier großer Mangel in Folge des Krieges, sonst aber kenne ich kein schöneres Land als das des Nyassa. Nächstens (in 6 Wochen) sende ich einen Bericht über meine Beobachtungen an Dr. Petermann. Schreiben Sie mir, bitte, so bald als möglich und senden Sie, wenn es angeht, einige Zeilen auf verschiedenen Wegen; ich möchte gern wissen, wann ich Hülfe erwarten kann, auch hätte ich gern Briefe aus Europa. Täglich kommen Leute von Quiloa zum Ruvuma, aber ich habe noch keine Zeile erhalten. Senden Sie mir die Waaren unter der Adresse: „Sultan Rukumbo am Ruvuma.“ Mein Plan ist, nach Mozambique zu gehen.“ Der übrige Theil des Briefes enthält Vorschriften über die zu sendenden Waaren und Klagen über die Araber, welche seine Krankheit benutzten, um ihn auf jede Weise zu hintergehen. Ferner schreiben die Herren W. O'Swald und Co. aus Zanzibar vom 25. März: „Gestern Abend kam Sardick (Headman von W. O'Swald) von Quiloa zurück. Am 13. März gingen 24 Mann mit Roscher's Sachen nach dem Nyassa ab und es hofften dieselben, in circa 25 Tagen dort zu sein. Den 1. März bekam ich Roscher's Briefe und den 13. März ging die Expedition von Quiloa ab, ist das nicht gut gemacht? — Sardick hat Leute in Quiloa gesprochen, die Roscher am 1. Februar sahen; er war wohl und ging umher, litt aber an Allem Mangel.“ Hoffentlich sind diese Hülfsmittel dem Reisenden zu Händen gekommen und er so in den Stand gesetzt worden, seine Beobachtungen in jenen unbetretenen Theilen Inner-Afrika's mit neuer Kraft und frischem Muthe fortzusetzen. Sehr erfreulich ist, daß sich Herr Baron Karl von der Decken, ehemaliger Hannoverscher Offizier, auf Veranlassung Dr. H. Barth's entschlossen hat, nach Zanzibar zu reisen und sich Dr. Roscher anzuschließen. Ihm stehen bedeutende Mittel zu Gebote und er nimmt eine Menge Instrumente zur beiderseitigen Benutzung mit, so daß ein solcher Begleiter dem Dr. Roscher außerordentlich gelegen kommen wird; ohne eine derartige Unterstützung würde sein Unternehmen wohl kaum weitere bedeutende Resultate in Aussicht stellen. Herr von der Decken ist mit Empfehlungen der englischen Regierung und der geographischen Gesellschaft zu London, so wie der portugiesischen Regierung versehen und hat sich bereits Ende April mit einem Schiffe der Herren O'Swald, die sich auch in dieser Angelegenheit außerordentlich zuvorkommend gezeigt haben, nach Zanzibar begeben. Schließlich theilen wir noch einen Brief mit, den wir nach Abschluß obiger Zeilen erhielten und den Dr. Roscher kurz nach seiner Ankunft am Nyassa an uns selbst geschrieben hat. „Nussewa am Nyandschamkuba, den 20. Octbr. 1859. — Da Morgen früh eine Karawane nach Kilwa geht, so theile ich Ihnen in aller Eile mit, daß ich wohlbehalten am Nyassa angekommen bin und daß ich hier mindestens sechs Monate bleiben werde, um die Regenzeit, welche so eben beginnt, abzuwarten. Ich schrieb Ihnen zuletzt über meine Reise und Krankheit vom Ruvuma aus; seitdem hat sich meine Gesundheit zwar beständig gebessert, doch bin ich noch so kraftlos, daß ich nicht allein aufstehen kann, sondern beständiger Hülfe bedarf. Freilich war der letzte Theil unserer Reise nicht zur Herstellung der Kräfte geeignet: im Lande der Wahiao herrscht schreckliche Hungersnoth und dabei mußten wir täglich wohl 8 bis 12 Stunden vorwärts. Hier am Nyassa ist es besser, doch herrscht verhältnißmäßig Mangel, da ganze Strecken durch die Sklavenkriege verwüstet sind; eine Kuh kostet jetzt 5 Dollar, aber ein Sklave $1/2$ bis 1 Dollar. Der Nyandscha mkuba ist in der That ein unübersehbares Meer, wie man denselben in Zanzibar und Kilwa schildert. Nach dem gegenüberliegenden Orte Malimba fährt man anderthalb Tage in großen Kanots. Ich gedenke die Reise demnächst selber zu machen. Einen Ort wie Malimba, zu dem fortwährend Boote gehen, nennt man hier Gnambo; so sagen wir Gnambo Malimba, in Malimba dagegen sagt man Gnambo Nussewa. Doch ist der See sehr flach und daher rühren die hohen Wellen zum Theil, welche außerdem noch durch die heftigen Winde hervorgerufen werden, welche hier wenigstens jetzt herrschen. Da mir die nöthigen Bücher fehlen, so kann ich vor der Hand nur bemerken, daß der Riese sich ungefähr 3000 Fuß über den Meeresspiegel erhebt und das Land von da zum Nyandscha steil abfällt. Vor der Hand muß ich diesen Brief schließen, da die Karawane wirklich fort will.“

Theater und Concerte.

* Bremen, 13. September. Vom hiesigen Stadttheater ist neulich berichtet worden, daß die Direction desselben von den Herren K. A. Ritter und Heinrich Behr übernommen worden sei. Die Thätigkeit dieser Herren beginnt am 16. September. Es ist in diesen Blättern während der letzten Jahre selten und meistens nur dann vom Theater die Rede gewesen, wenn irgend ein berühmter Gast die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigte und ein zahlreiches Publikum herbeizog. Eine gleichmäßige lebendige Theilnahme dieses Publikums war nicht vorhanden, und es fehlte damit dem Unternehmen der Boden, in dem allein es gedeihen kann. Ist der Grund dafür allerdings vornehmlich in dem Umstande zu suchen, daß die jedesmalige Direction mit einem schwer lastenden Budget, mit der Bestreitung großer Summen für Miethe und Erleuchtung, endlich mit dem sehr bald erkaltenden Interesse des Publikums zu kämpfen hat, so waren freilich auch noch andere zahlreiche Gründe vorhanden, welche den Verfall der Bühne im letzten Theaterjahr erklärlich machen. Die in diesen Tagen eingetretene Veränderung nun läßt viel Gutes erwarten. Die beiden Directoren, deren Ruf in der Theaterwelt ein durchaus guter ist, genießen zugleich bei den Kunstfreunden Bremens großes und begründetes Vertrauen. Jedenfalls wird ihnen der Anfang nicht schwer werden, und es ist damit schon viel gewonnen; über den ersten Anlauf der Neugierde hinaus darf ein dauerndes Interesse als Anerkennung für Opfer und Wagnisse, mit denen begonnen werden muß, den jetzigen Unternehmern verheißen werden. Das Publikum weiß, daß es diesmal nicht auf eine Geldspekulation abgesehen ist, daß vielmehr Liebe zur Kunst und Achtung vor den Forderungen derselben bei der neuen Direction stets zu finden sind, und es wird daher auch gern seinerseits Vertrauen und Liebe zur Sache an den Tag legen. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der erste und unentbehrlichste Grund, auf dem fortzubauen ist, ein starkes Abonnement, zu Stande kommen wird, ohne welches an eine glückliche Ausbildung und Dauer des Begonnenen nicht zu denken ist. Freilich muß sich ein großer Theil des Publikums, welcher das Theater völlig zu meiden begonnen hatte, erst wieder an den Besuch desselben gewöhnen; er mag aber versichert sein, daß er das nicht zu bereuen haben wird. Die Engagements sind mit großer Opferbereitwilligkeit und Umsicht von der Direction getroffen worden, und eine Erfüllung aller irgend billigen Anforderungen steht in Aussicht. Besonders haben die Opernfreunde Anlaß, für eine vollständige Umgestaltung des Orchesters dankbar zu sein; nächst ihnen werden auch die besten der bisherigen Mitglieder durch das Eintreten neuer Kräfte erfreut sein. Für die erste Violine sind die Herren Jacobson und Hagar, für Oboe Herr Uschmann gewonnen. Dieser Theil des Unternehmens ist ein Gegenstand besonderer Sorgfalt gewesen, und bereits sind die Herren Hentschel und Zillinger, welche das Orchester leiten werden, in voller Thätigkeit. Das Fach der ersten Sängerinnen ist doppelt, der Tenor so gut besetzt, daß Herr Behr mit der Oper, zu deren Stützen er selbst gehört, Treffliches leisten kann. Das Schauspiel soll indeß mit gleicher Sorgfalt behandelt werden und hat ein vollständiges und kampfbereites Personal; sogar am leichten Geschütz des Ballets fehlt es nicht. So kann denn das neue Unternehmen dem Publikum mit gutem Gewissen angelegentlich empfohlen werden. Die Eröffnung der Bühne soll am Sonntag, dem 16. September, mit dem jetzt die Runde machenden Schauspiel von Redwitz „Der Zunftmeister von Nürnberg“ erfolgen. Den Anfang in der Oper macht wahrscheinlich am Montage die „Zauberflöte.“ Ist diese Wahl an sich schon ein ehrenvolles Zeugniß für die Absichten und Wünsche der Unternehmer, so empfiehlt sich dieselbe zugleich dadurch, daß es möglich wird, in dieser Oper einen namhaften Theil des Personals, den Chor und das Orchester zusammen wirken zu lassen. Legt man mit einer solchen Vorstellung Ehre ein, so ist das doppelt lobenswerth.

Die ersten Ansätze zur Concertsaison zeigen sich bereits. Nachdem der Künstlerverein seine Versammlungen mit dem 5. September wieder aufgenommen hat, an welchem Tage ein Nonett von Onslow ausgeführt wurde und ein junger Violoncellist vom Prager Conservatorium, Cabisius, mit einer Mendelssohnschen Sonate einen sehr guten Eindruck machte, ist Herr Dr. Damrosch aus Breslau eingetroffen, um mit seiner Gattin am 18. ein Concert zu geben. Violinvorträge und Gesang werden den Mittelpunkt des Abends bilden. Herr Dr. Damrosch, welcher als trefflicher Geiger anerkannt ist, verspricht die Chaconne von Bach, ein Trio und einen Theil des Mendelssohnschen Violinconcertes, Frau Dr. Damrosch eine Arie von Mozart und Lieder von Schubert, Schumann und Mendelssohn. Nach Allem, was wir von den Concertgebern gehört und gelesen haben, ist von diesem Abend viel Gutes zu erwarten.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 39. Bremen, 23. September. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Wachsmuths Geschichte deutscher Nationalität.

Von Karl Seifart.

Noch am Spätabend seines Lebens beschenkt uns der rührige und unermüdliche Historiker und Kulturhistoriker Wilhelm Wachsmuth in Leipzig, der nun bereits während eines Zeitraums von mehr als vierzig Jahren unsere historische Literatur durch eine stattliche Reihe gediegener Gaben bereicherte, mit einem Werke, welches hinsichtlich seines Stoffs sowohl als auch durch die anregende, jugendliche Frische der Auffassung und Darstellung noch lange als ein schätzbares Denkmal deutschen Gelehrtenfleißes und rüstiger, umsichtiger Forscherkraft unter unsern Geschichtswerken dastehen wird. Es ist die Geschichte deutscher Nationalität (Theil I. und II., Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn, 1860), deren gegen Ende des vorigen Jahrs erschienenem ersten Theile jetzt bereits der zweite gefolgt ist.

Das Werk soll nach dem Plane des Verfassers darthun, wie die dem Heimathlande inwohnende Productionskraft und Beschaffenheit und der gleichartige Sinn und Trieb der mit ihm verwachsenen Bevölkerung sich zu einer Nationaleigenthümlichkeit auspräge, welche auch die in ihr aufgegangenen, fremdländischen Kulturelemente eigenthümlich verdeutsche und theilweis veredle. Wir haben es also mit der Darstellung und der historischen Entwicklung des eigenthümlich deutschen Wesens zu thun, und an diesen so begrenzten Vorwurf hält sich denn auch mit Strenge und ohne alle nicht zur Sache gehörige Weitschweifigkeit der wissenschaftliche Aufbau des Werks, welcher durch die eminente Belesenheit des Verfassers in den verschiedensten Zweigen der einschlägigen ältern und neuern Literatur auf's gründlichste unterschwellt wird.

Das germanische Stammgepräge, die gesellschaftliche Ordnung, das geistig-sittliche Leben und die Besonderheiten einzelner Stämme bilden neben geistvollen Betrachtungen über die Völkerwanderung den Inhalt des ersten Buchs, welches außerdem eine Charakteristik des Frankenreichs als eines unnatürlich zusammengeschmiedeten Ganzen contrastirender Nationalitäten enthält, unter welchen sich deutsche Eigenthümlichkeit nicht so hervorstechend bewahren konnte wie im eigentlichen Deutschland, mit dem sich das zweite Buch des ersten Theils beschäftigt. Dasselbe giebt zunächst eine klare Uebersicht der politischen Gliederung des alten Reichskörpers unter den sächsischen, salischen und hohenstaufischen Kaisern und betrachtet das mittelalterliche Deutschthum, wie es uns in den mannichfachsten Lebensäußerungen seiner Reife und Selbständigkeit vorliegt. Fehlte es auch schon in den vorigen Abschnitten nicht an einer umsichtigen und erschöpfenden Berücksichtigung aller eigenthümlich-deutschen Lebensäußerungen, sei es auf materiellem, sei es auf geistigem Boden, so breitet sich dieser Abschnitt des Werks um so eingehender und tiefer darüber aus, als die Quellen und Hülfsmittel für den dargestellten Zeitraum weit reichlicher fließen und mit großer Aufmerksamkeit und Umsicht vom Verfasser benutzt worden sind. Die gesammte ältere poetische Nationalliteratur, sowie die reiche Literatur der Sagensammlungen und Volksbücher ist hier herangezogen, um die Auffassungen und Charakteristiken des Verfassers zu stützen und zu beleuchten.

Es ist indeß nicht allein die ausgebreitete Buchgelehrsamkeit und Belesenheit, welche diesen Abschnitt, der unter anderm das Aeußerliche der deutschen Persönlichkeit, das Gebiet und den physiologischen Gliederbau der Sprache, die Anlagen und Neigungen, das Kirchenthum und den Aberglauben, die Poesie und den Volkshumor umfaßt, besonders anziehend macht, sondern ebensowohl die mannichfachen aus dem lebendigen Volksleben gegriffenen Züge und charakteristischen Aeußerungsweisen, für deren Auffassung der Verfasser sich, wie uns auch seine Abhandlung über die Zustände in Hildesheim vor sechzig Jahren (abgedruckt im Jahrgang 1857 der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte) nahe legte, in der frischen Rührigkeit seines Geistes immer ein aufmerksames Auge bewahrte.

Hielt sich nun der erste Theil des Werks an die Darstellung des Deutschthums im Allgemeinen, so wendet sich der jetzt vorliegende zweite Theil den deutschen Volksstämmen im Besondern und zunächst den Stämmen niederdeutscher Zunge zu. Mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit verweilt der Verfasser bei der Charakteristik der Niedersachsen. Selbst eine ächt niedersächsische Natur (Wilhelm Wachsmuth wurde 1784 in Hildesheim geboren und hegt noch immer das lebhafteste Interesse für seine Vaterstadt) und im alten Sachsenlande aufgewachsen, hat er sich die schon früh empfangenen Eindrücke der Charaktereigenthümlichkeiten seiner Stammgenossen auf's lebendigste bewahrt und ist den Spuren derselben später immer gern und mit feiner Beobachtungsgabe gefolgt. So heißt es S. 83 über das uns eigenthümliche, zurückhaltende und zugeknöpfte Wesen, welches uns oft den zutraulichern und mittheilsamern Süddeutschen gegenüber in Schatten stellt: „Im Gesellschaftsverkehr mit Fremden oder nicht vertrauten Bekannten ist der ächte Niedersachse selten entgegenkommend, und wenn er, es gut meint, läßt er dies gern nur errathen; aber so gehalten, gemessen, ja zugeknöpft der größere Theil des Sachsenstamms in der äußern Ankündigung bei alltäglichen Begegnungen und so langwierig die einsilbige Abgeschlossenheit, so ist in dem trauten Versteck des Herzens das Gefühl von Freundschaft, Liebe und wohlwollender Gesinnung um so inniger und tiefer, je weniger es sich in äußerlicher Kundgebung zerstreut. Mancher Mann, an das Strohfeuer conventioneller Zuvorkommenheit und Dienstwilligkeit gewöhnt, und an der Weser, Elbe und Eider ohne trauliche Auslassungen des Wohlwollens empfangen und behandelt, hat sich über die vermeintliche Kälte betrübt und dann bei Gelegenheit staunen müssen, wie liebevoll das Herz für ihn schlage. Es wird dort nicht gern mehr gesagt oder gethan, als nöthig ist; um so thätiger aber beweist sich das Handeln, wo es dessen bedarf. Sal-

baderei ist selten und anstößig; ebenso Vielgeschäftigkeit ohne Thatgehalt.«

Die Leser, welche diesen Blättern zunächst stehen, wird es interessiren, das Urtheil des Verfassers über das jetzige Bremen und seine Bewohner einzusehen, welches derselbe nach einer gedrängten Uebersicht von Bremens Geschichte und nach einer kurzen, mit mehrfachem Hinblick auf das Marschenbuch von Allmers entworfenen Schilderung des Bremer Landes abgiebt. »Die Stadt Bremen war des geistigen Lebens, das mit der Reformation aufgetaucht war, eben erst froh geworden, als ihr physischer Wohlstand durch den holländischen Schifffahrtsprincipat und den Niedergang der Hansa mittelbar beeinträchtigt wurde. . . . . Ueberhaupt war bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts wenig Regsamkeit in der von Hamburg, Holland und England überflügelten Hansastadt, der die 1630 in verjüngtem Maßstabe erneuerte Hansa nur große Erinnerungen gewährte. Aus frühern Jahrhunderten aber setzte mit der Zeit steigend sich fort der Ruhm des Rathskellers mit seinem alten Rheinwein. Mit der durch und durch deutschen Ehrenhaftigkeit und Rechtsliebe der Bürgerschaft begann auch Feinheit der Sitte sich bemerklich zu machen. Eine neue Bahn für Schifffahrt und Handel eröffnete sich mit dem nordamerikanischen Freiheitskriege, insbesondere seit dem Friedensschluß des Jahrs 1783. Damit erwachte neuer und schwungvoller Betriebseifer in den Bremern, denen bald darauf, seit 1793, auch in den Conjuncturen der Coalitionskriege gegen Frankreich eine ungemeine Frequenz der Schifffahrt auf der Weser zu statten kam. — Das neunzehnte Jahrhundert brachte über das gesammte Norddeutschland ein wehvolles Jahrzehnd der Fremdherrschaft, von dem auch die Stadt Bremen hart betroffen wurde. Davon befreit und in die frühere Verfassungsform zurückgeführt, bewiesen die Bremer neue Spannkraft. Das Schifffahrts- und Handelsleben an der Weser blieb nicht zurück hinter der Gunst der Zeit. Nur in geringem Maß galt das auch vom linken Elbufer mit Stade und dem altwelfischen Harburg. Des Elsflether Zolls ward Bremen 1820 entlastet. Wie nun der Bremer Thätigkeit sich binnenwärts in dem Handel mit Taback und französischen Weinen hervorthut, so meerwärts hauptsächlich in der Schifffahrt nach Nordamerika, der mit Unternehmung von Dampffahrten und redlicher Sorge für deutsche Auswanderer die Krone aufgesetzt wurde. In seinem Bürgermeister Smidt hatte Bremen einen in Sorge und Mühe für das Wohl des Freistaats unermüdlichen und glücklichen Patrioten zu rühmen. Mit ihm nennt Bremen unter den wackersten seiner Bürger den um das Seewesen ebenfalls verdienten Duckwitz. Wie jetzt die Bremer dastehen, ist kaufmännische Unternehmungslust mit ehrliebendem Sinn bei ihnen verbunden; nicht anders moderne Gesittung und ein anständiger bescheidener Umgangston mit deutscher Biederkeit, von der ihre neuerlichen Begrüßungen mit den Schweizern nicht als eine hohle Ostentation erscheinen dürfen. Ihr Verkehr mit dem Auslande hat so wenig einen englischen als amerikanischen Tick angenommen und daheim ist auch das Judenthum fremd geblieben. Wie gern sie aber etwas für geistige Bildung thun, bezeugt ihr Museum (seit den letzten Jahren auch ihre Künstlerhalle, Anmerk. des Referenten), und wie achtungswerth ihre Vertreter in der Literatur, liegt in den Schriftsteller-Lexicis zu Tage.«

Wir nehmen von der Geschichte der deutschen Nationalität, auf welche wir hier nur erst flüchtig hinweisen wollten, mit dem Vorsatze Abschied, eine tiefer eingehende Besprechung derselben zu geben, wenn der für das nächste Jahr versprochene dritte Theil erschienen sein wird. Die Frische und Lebendigkeit, welche uns aus dem bereits Vorliegenden so wohlthuend anweht, bürgt uns dafür, daß der Herr Verfasser trotz seiner hohen Jahre sich noch einer Rüstigkeit erfreut, welche es ihm leicht machen wird, sein Versprechen zu halten.

---

* Zwei Volksfeste in Genf.

Von H. M. Ritter.

Wenn der Schnee schmilzt und das Gras sprоßt, wenn die gebannten Wasser von neuem lustig sprudeln, dann singt die Nachtigall nicht nur am Neckar, Rhein, sondern auch am Leman. Nicht geheimnißvoller rauscht es dort als hier; das Blau des Himmels spiegelt sich im Leman so klar und rein wie in dem Schwabenmeer. Die Leute aber sind nicht dieselben hier und dort, und wer ein Turner-, ein Sängerfest sehen will, der bleibe in Deutschland, er sieht nirgends schönere. Zwei Feste aber giebt es in Genf, die dieser Republik gewissermaßen eigenthümlich sind und welche deren Bevölkerung auf's schärfste charakterisiren. Es sind diese zwei Feste die große Revüe und die Promotionen.

Kriegerisches Getöse weckt die Bevölkerung; früh vor sechs Uhr begeben sich die Milizen auf ihre Sammelplätze. Ein Nebel liegt dick über der Stadt, die Straßen sind feucht, kothig, denn es hat die letzten Tage unaufhörlich geregnet. Vor sieben Uhr setzen die Abtheilungen sich in Marsch. Die Trompeten blasen, die Trommeln wirbeln, die Colonnen nähern sich dem Thor, schrill tönt das Waffengeklirr, dumpf der Tritt der Regimenter unter der weiten Halle, jenseits wieder Nebel, in welchem die Colonnen nach und nach verschwinden.

Zwischen acht und neun Uhr strömt auch die Bevölkerung hinaus und stellt sich um den durch Stricke abgesperrten und durch die Gensdarmerie bewachten Exercirplatz auf; aber vergebens sucht das Auge den Nebel zu durchdringen, hinter welchem die ganze Macht der Republik gleichsam im Hinterhalte liegt. Endlich kommt eine leichte Bewegung in die obern Nebelschichten, der Nebel ballt sich da und dort, hier plötzlich erglänzt der Thurm von Plainpalais, die Helme der Reiter funkeln dort im Sonnenlicht. Doch decken nochmals neue Wolkenmassen die Ebene, indessen über ihnen hebt sich der kahle Rücken des Saleve unverhüllt, und da, wo das Thal sich öffnet, das zum Montblanc führt, scheint der Nebel sich immer mehr zu verdichten und hinter dem Gebirge zu verschwinden. Nur in der Nähe kriechen noch über dem friedlichen Heere weiße Streifen und verbergen dasselbe großentheils, bis endlich die ersten Kanonenschüsse donnern und plötzlich die letzten Reste des Nebels sich ballen, schwanken, wallen und verschwinden. Ein glänzend Sonnenbild leuchtet im Azur und spiegelt seine Strahlen in den Tropfen, die sich an Laub und Grashalm funkelnd wiegen.

Von der Ebene aber tönt Triumphmusik. Es ist der Staatsrath, die Regierung der Republik. Einige Rathsdiener in halb roth, halb gelben Mänteln schreiten voran; dann der Staatsrath, in schwarz, zu Fuß; einige Oberoffiziere zu Pferd begleiten ihn. So machen sie den Umzug, und bei jedem Corps empfangen den obersten Magistrat das Wirbeln der Trommeln und die Fanfaren der Musik. Dazwischen donnern die Kanonen unaufhörlich. Das Volk steht und schaut und ergötzt sich an dem glänzenden Anblick. Da wo die Geschütze halten, ist der Platz sehr schmal, die Zuschauer stehen dicht in der Nähe, kleine Knaben, Mädchen, Kindsmägde mit den ihnen anvertrauten Kindern; der Pulverdampf, den die Kanone speit, fährt ihnen ins Gesicht, eines der Kinder weint vielleicht, ein anderes lacht. Nachdem so der erste Akt der Festlichkeit vorüber, beginnen die Uebungen der Truppen; zuerst das Exercitium am Platze, dann ein Gefecht. Dampfwolken lagern sich, wälzen sich über die streitenden Heere; man sieht nur da die Plänkler vordringen, dort eilen sie, sich zurückzuziehen; jetzt plötzlich stürmt die Reiterei heran, doch prallt sie wirkungslos von den Vierecken der tapfern Infanterie zurück. Da aber dringt die echte Schweizerwaffe, die Scharfschützen, gegen die lebende Mauer, ihr folgt das Geschütz, und in gedrängten Colonnen stürmt die Masse des Fußvolks heran: von einem fürchterlichen Donnern auf der ganzen Linie erbebt die Erde. Die Feinde

fliehen, die Reiterei stürmt nach und metzelt die Flüchtigen vollends nieder: Victoria! Vae victis! Zum Glück für mich stürzt einer der unmenschlichen Reiter mit dem Rosse; doch schnelles Heldengetriebe um ihn her: Doctoren im himmelblauen Fracke, Freunde, welche die Gelegenheit benutzen, sich aus dem Kampf zurückzuziehen; man übergiebt den Gaul einem Buben, der stolz das Ehrenamt versieht, dann wird der Verwundete schnell ins Bierhaus geführt, wo man vermittelst verschiedener innerer Mittel wieder herzustellen sucht, was allenfalls äußerlich zerbrochen.

Victoria! aber nicht mehr: Vae victis! Sieger und Besiegte ziehen sich zusammen, dann heißt es: Gewehr beim Fuß. Plötzlich erschüttert ein furchtbares dumpfes Dröhnen die entsetzte Erde. Es scheint, es seien die Geister jener zehntausend Reiter, die Murat bei Leipzig im Galopp gegen die Verbündeten geführt. — Aber was ist es denn? — Die viertausend Mann sind für eine Stunde frei erklärt, und mit dem Worte, das sie frei macht, laufen, springen, stürzen, rennen sie mit solcher Wuth auf die Wirthshäuser zu, daß man nur darin noch Rettung sieht, sich hinter einen jener dicken Baumstämme zu stellen, die wahrscheinlich deßwegen gepflanzt worden, damit man bei solchen Gelegenheiten nicht schutzlos sei.

Unter all diesen Glücklichen, die nun bei Bier und Wein oder auch im Conditorladen bei Eis und süßem Gebrannten sich gütlich thun, giebt es indessen auch einige Unglückliche, oder es gäbe deren, wenn sie nicht durch die allgemeine Bewunderung für die Mühe, die sie noch länger über sich nehmen müssen, reichlich entschädigt würden: es sind dies die beiden Hauptmusiken der Regimenter. Diese sind nämlich vor dem Zelte des Staatsrathes aufgestellt und spielen abwechselnd dem Volke Märsche, Tänze, Symphonien vor. Die weite, grüne, baumumsäumte Ebene ist da bedeckt mit fröhlichem Getümmel. Da sind Tausende und wieder Tausende, Männer, Frauen, Kinder, Städter und Bauern, die ganze Republik. Da liegen einige Soldaten im Grase und lassen das Glas von Hand zu Hand wandern, dort steht im Halbkreis ein halb Dutzend junger Mädchen im schönsten Schmuck, das Ohr den rauschenden Klängen der Musik zugewendet, das Auge dort auf jenen stolzen Offizier gerichtet, dessen glänzender Helm so helle wie das Kleinod leuchtet, das einst Jung Roland im Ardennerwald erstritten. Hier kommt ein fürchterlicher Tamburmajor, der zärtlich ein niedlich kleines Weibchen am Arme führt, und eine der elegantesten Damen ergeht sich dort mit einem gemeinen Soldaten. Auch jenen Artilleristen muß ich bewundern, der sich mit Freunden, Mutter, Verwandten freut, daß er die Kanone so lustig losgebrannt; seine feine Hand ist nur wenig vom Pulver angeschwärzt, obgleich er beinahe drei Stunden lang das rauhe Handwerk verrichtet. Ein anderer Soldat nähert sich, er trägt ein kleines Kind in seinen Armen, sein Kind; lächelnd geht neben ihm die Frau. So freut sich Alles: die Männer an dem kriegerischen Thun, die Frauen, Kinder an den Männern; und nicht nur aus der Stadt, sondern aus dem ganzen Canton ist die Bevölkerung herbeigeströmt, denn gar manche Mutter will ihren Sohn da sehen und sich an seinem drallen, prächtigen Aussehen ergötzen. Ist aber die Sache vorüber, so müßten die Genfer keine Genfer sein, wenn nicht einige derselben also zu einander sprächen: „Es ist etwas faul im Staate Dänemark. Warum auch eine große Revüe? oder warum so oft? Sind wir, Bürger der Republik, nur da, um Weibern und Kindern zum Schauspiel zu dienen? Und dann die Kosten! Was wird da verschossen und verknallt! Und erst der Branntwein, das Bier, der Wein, den jeder aus der eignen Tasche noch bezahlt!"

Die Franzosen und die Deutschen finden stets Ursache, über das schweizerische Militär zu spotten; besonders die Deutschen sind allzusehr an das steife Gamaschenthum gewöhnt, um begreifen zu können, wie man mit solchen Soldaten etwas anfangen könne. Die Engländer allein lassen den Schweizern Gerechtigkeit widerfahren, aber allerdings vergleichen sie die Schweizer Truppen nicht mit ihren angeworbenen irischen oder schottischen Regimentern, sondern mit ihren Milizen und haben auch Recht hierin. Der Schweizer Soldat, der eben ein Bürger ist, ist freilich nicht so gut geschult wie der deutsche, der französische; dafür aber versteht die gesammte Bevölkerung der Schweiz von Kindesbeinen an mit den Feuerwaffen umzugeben, was immerhin die Hauptsache ist; und die Feuertaufe muß eine stehende Truppe so gut durchmachen wie ein Bürgerheer, wenn man ihr ganz vertrauen soll. Endlich die Vaterlandsliebe, die in eines jeden Schweizers Brust mächtig lodert, ist unersetzlich, sie allein giebt dem Arme Kraft.

So ist der Morgen unter leichtem Scherz und ernstem Spiel vergangen, die Sonne zeigt Mittag; die Tambure schlagen zum Sammeln. Kurz darauf setzt sich die ganze Truppenmasse in Bewegung, um nun ihrerseits vor dem Staatsrath zu defiliren und wieder in die Quartiere zurückzuziehen. Die ganze Bevölkerung folgt ihr in die Stadt. Nachmittags ist Jubel und Freude überall. Des Abends kann man plötzlich durch einen Trompetenstoß an's Fenster gelockt werden. Ein Dutzend der Milizen aus demselben Dorfe haben sich in einem Kaffeehaus versammelt, der Trompeter hat eben zum Appell geblasen, ein Leiterwagen wartet angespannt vor der Thüre, jene sitzen auf, und unter dem Schmettern der Trompete geht's zur Stadt hinaus, in die Heimath, Cincinnatus an den Pflug zurück.

Das zweite Fest in Genf, das einen eigenthümlichen Charakter trägt, ist das der Promotionen. Ueberall giebt es Promotionen-Preisvertheilungen, aber nicht überall giebt der Staat den Kindern ein Fest, nicht überall ist die gesammte Bevölkerung da, um den Applaus zu spenden. Die eigentlichen Promotionen datiren schon von Calvin, das Jugendfest aber, das damit verbunden, ist neueren Ursprungs.

Ist der Tag gekommen, so freut und bereitet sich Alles auf das Fest. Eines Montag Nachmittags, Ende Juni oder Anfang Juli um 1 Uhr, nähert sich der festliche Zug der Kathedrale oder seit den neuesten Zeiten dem Wahlgebäude. Musik, Trommeln und eine Abtheilung Schützen eröffnen den Zug; dann kommt der Staatsrath, hierauf Paarweise mit ihren Lehrern die Schüler des Gymnasiums. In der Kirche wird zuerst eine Rede gehalten von dem Vorsteher des öffentlichen Unterrichts, dann auch von einem oder dem andern Lehrer, endlich werden die Preise ausgetheilt und die Sieger von ihren Mitschülern mit fürchterlichem Applaus empfangen. Abends folgt das Fest, so ziemlich dem ähnlich, das des folgenden Tags den jüngern Kindern gegeben wird und dem wir hauptsächlich unsere Aufmerksamkeit schenken wollen. An diesem Tage sind es die Knaben und Mädchen der Volksschulen, die, wie Tags zuvor die Lateiner, in das Wahlgebäude geführt werden, nur mit dem Unterschied, daß nicht der Staatsrath, sondern der Stadtrath, nicht die Schützen, sondern die Pompiers das Geleit bilden. Sind nun die Reden, die man nicht gehört hat, da der Lärm zu groß ist, und die man also des andern Tags in den Zeitungen lesen muß, vorüber, so werden die Preise ausgetheilt, immer nützliche oder unterhaltende Bücher. Die Aufgerufenen nähern sich der Estrade und empfangen da den Preis aus der Hand des Lehrers. Zweimal habe ich den gleichen Namen vernommen, Cölestine! zweimal sah ich dasselbe Mädchen sich der Estrade nähern; nun ein drittes Mal! Da kommt eine heftige Bewegung in die jugendliche Schaar, die Händchen klatschen, die Füßchen trampeln, es ist ein teufelmäßiger Lärm, der das erröthende Mädchen an seinen Platz zurückbegleitet. Als aber ein viertes Mal der gleiche Name erschallt, da will der Lärm beinahe nicht enden. Endlich zum fünften Mal! — Da zieht ein leiser Schauer durch die Versammlung, — es ist stille, — dann erst bricht wieder der Beifallsjubel los, und das Kind rettet sich an seinen Platz zurück und verbirgt das Antlitz hinter seinen Händchen; die Mutter weint, und viele Andere thun desgleichen.

Nachdem die Preisaustheilung vorüber, versammeln sich die

Kleinen auf der Rousseau-Inseln, jede Classe mit ihrem Lehrer, ihrer Lehrerin. Die Pompiers halten Wache an dem Eingang, und die Musik läßt einige lustige Stücke unter den Bäumen ertönen. Gegen 4 Uhr setzt sich der Zug von neuem in Bewegung. Voraus marschirt ein riesenhafter, antediluvianischer Tambourmajor, nur Bart und Bärenmütze, ein ungeheurer Federbusch schwankt über ihm, als wolle er den St. Petersthurm oder gar den Montblanc damit herunterfegen, seinen Stock schwingt er mit feierlichem Stolz; so schreitet er dahin, kein Mensch mehr, kein sterblicher Tambourmajor; ein olympischer Gott. Ihm folgt die Schaar der Trommler, die Musik, dann eine Abtheilung Pompiers. Hierauf der Zug der Kinder mit den Lehrern, der Stadtrath an der Spitze; zuerst die Mädchen, in breiten Strohhüten und weißen Kleidern, eine roth und gelbe Schleife an den Arm geheftet. Sie sehen rechts und sehen links, nach ihren Vätern, Müttern, Tanten, Basen, und freuen sich, wenn man sie sieht, ihnen freundlich nickt. Ihnen folgen die Knaben, ebenfalls mit der Schleife in den Farben der Republik geschmückt und eine unzählige Menge Fahnen aller Farben mit sich führend. So wallt der Zug durch die Stadt gen Plain-Palais, wo das Bankett bereitet ist. Die Bevölkerung bildet Spalier, lauscht den Klängen der Musik und sieht den Kindern nach. Da steht eine alte Großmutter; ihr Kopf wackelt etwas hin und her, es ist eben gar viel über ihn dahingegangen, Gutes und Böses, Regen und Sonnenschein, und 80 Jahre drücken schwer auf das Haupt des Sterblichen; die Frau kann nicht erkennen, nicht finden, was sie so gerne erkennen und finden möchte; da aber erblickt ein kleiner Knabe sie aus dem Zuge, er verläßt die Reihen einen Augenblick: „Guten Tag, Großmutter!“ ruft er, tritt wieder in die Reihen zurück und fort geht es, immer fort dem Festplatz zu. — Hier steht ein Mann im Arbeitsgewande; er ist noch jung, er trägt einen großen, schwarzen Schnurrbart, und seine Wangen strotzen von Gesundheit. Er sieht scharf, unverwandt auf die Mädchen, die vorüberziehen, schäkernd, lachend, schwatzend. Endlich scheint er zu entdecken, was er sucht, sein Mund lächelt, seine Augen leuchten, es nickt das Kind ihm freundlich, glücklich zu, da hält er sich nicht länger, er stürzt hinzu und küßt das liebe Kind, — und wieder wallt der Zug fort, weiter, immer weiter.

Endlich sieht man die Spitze des Zuges jenseits des Thores herauskommen, bald biegt er gegen den grünen Rasenplatz, den Reihen zweihundertjähriger Ulmen und wilder Kastanien umgränzen; ein kleinerer Platz ist mit Tannenreis für die Kinder abgesteckt, zwei lange Reihen gedeckter Tische sind in dem Schatten der hohen Bäume aufgeschlagen. Da lagern sich die sechszehnhundert jugendlichen Bürger und Bürgerinnen, und unter den Klängen der kriegerischen Musik ergötzen sie sich an den Kirschen, den Kuchen, dem Backwerk.

Ist endlich Alles rein aufgegessen, keine Kirsche, kein Krümchen mehr vorhanden, dann verbreitet sich die Schaar auf dem weiten Platze; dort Jene fahren oder reiten in dem Corouffel, während diese gymnastische Spiele begonnen haben, sie laufen nach dem Ziele oder klettern auf den Mast, an welchem einiges Spielwerk, oben aufgehängt, die kühnen Kletterer reizt; für die Mädchen aber wird nun ein Ball hergerichtet: sogleich ertönen Walzer, Galoppaden, Schottische, zwei der Mädchen fassen sich, drehen sich, und in Wirbeln geht endlich alles um und um. Aber auch hier, wie überall auf Erden, ist Sonnenschein oft mit Regen, die Freude oft mit Bitterkeit gemischt. Nicht allein wissen die Genfer sehr wohl, daß an dem zweiten Festtage, d. h. dem, wo auch die Mädchen erscheinen, stets Regenwetter eintritt; sondern auch andere Uebel treffen die Festtheilnehmer. Dort jener Knabe hat seine Mütze verloren, und die Mutter sieht sich natürlich nun genöthigt, ihn etwas durchzuzanken, während das Schwesterlein, indem es die Mütze suchen hilft, irgendwo den Sonnenschirm zurückläßt; da jenes Mädchen hat sein Kleid zerrissen, und die Verzweiflung ist groß in der ganzen Verwandtschaft; von denen, die Grasflecken an Hosen und weißen Röcken haben, ganz zu geschweigen. Endlich sehe ich da sogar einen völlig Unglücklichen, Trostlosen, in Verzweiflung irren, einen sechsjährigen Telemach ganz in Thränen schwimmend, der seine Mutter sucht; die Mutter, in großen Aengsten, sucht ihn auf der andern Seite des Festplatzes. Am Ende indessen findet sich alles wieder zusammen, was zusammen gehört, und nur des andern Tags liest man im Genfer Anzeiger, feuille d'avis, eine Menge Aufrufe an ehrliche Finder, verlorene Mützen, Handschuhe, Sonnenschirme, Mantillen den rechtmäßigen Besitzern wieder zurückzustellen.

Wenn die Sonne sinkt, läßt man gewöhnlich einige Ballons steigen, und endlich krönt ein Feuerwerk das Fest, das bei dem Knattern, Knallen des letzten Stücks, des Bouquets, wie man's nennt, mit einem allgemeinen, bewundernden Ruf der Zuschauer schließt.

---

* Wie man Dramen schreibt.

Von F. Pletzer.

Die patriotische Bewegung unserer Tage hat auch das Theater in ihre Kreise gezogen und bemächtigt sich desselben täglich mehr. Die Bretter, welche die Welt bedeuten, sind eine Tribüne, von welcher herab eine größere Wirkung zu erreichen ist als von derjenigen, welche ein politischer Verein oder die Presse darbietet. Der Dichter redet nicht bloß zu einem zahlreichen Publikum, er redet auch zu einem solchen, in dem alle Stände vertreten sind, und er hat den Vortheil, von denen nicht widerlegt werden zu können, welche abweichender Ansicht sind, aber gegen den donnernden Beifall der Masse nicht aufzukommen vermögen. Die Zeit der patriotischen Stoffe und Stücke ist wieder da, und wir erleben eine ähnliche Bühnenepoche wie die von 1840 bis 1848, wo Laube und Gutzkow das Theater beherrschten und selbst königliche Bühnen sich gelegentlich dem mächtig erdröhnenden Schritt und dem gewaltigen Wort eines mit Phrasen bunt aufgeputzten Freiheitshelden öffneten, um sich gleich hinterher, entsetzt über den fatalen Mißgriff, solchen subversiven Tendenzen zu verschließen. Auch in unseren Tagen ist wieder wie damals Schiller erster Held und Liebhaber geworden und hat dem Publikum in eigner Person Komödie vorspielen müssen; nur hat ihn die Unfähigkeit des Poeten, der sich an seine Gestalt wagte, davor bewahrt, den ganzen Cursus vom Wiener Burgtheater bis zur letzten Tivolibühne durchmachen zu müssen. Die gesammte deutsche Geschichte wird emsig durchsucht, und wo irgend sich eine Gestalt findet, welche als Freiheitsheld zu benutzen ist, da muß sie aus dem Grabe erstehen. Obwohl nun die jetzige Bewegung an Inhalt und Form, an bewegenden Gedanken und Ausführung die damalige übertrifft, ihr an Gehalt und Würde überlegen ist, so wird doch durch die Verpflanzung derselben auf die Bretter keinem von beiden Theilen, weder der Bewegung noch der Bühne, genützt, weit eher geschadet. In der Regel sind es die mittelmäßigen oder unfähigen Dichter, welche sich vordrängen und durch den Gegenstand ihre Person zu heben suchen, die also denn auch weit hinter ihrer Aufgabe zurückbleiben, abgesehen davon daß über die Zulässigkeit der betreffenden Stoffe gestritten werden kann. Die Bühne aber wird durch das abermalige Auftauchen gespreizter und phrasenreicher Helden, denen der Unverstand zujauchzt, in jene Corruption zurückgeführt, der sie sich kaum zu entwinden begonnen hatte. So ist unter Andern der Nürnberger Palm, den Napoleon 1806 erschießen ließ, von zwei Poeten heraufbeschworen worden, die aber, so laut der Beifall des Publikums sein mochte, nur höchst mittelmäßige Producte geliefert haben. Wir sind in Gefahr, eine neue und keineswegs verbesserte Auflage der hohlen Tendenzpoesie zu erleben, welche sich vor Jahren auf der Bühne breit machte, und welche keineswegs zu den guten Momenten jenes Entwicklungsprozesses gehörte. Doch ist zu hoffen, daß diese ungesunde und falsche Richtung sich um so weniger wird

behaupten können, als Stimmung und Haltung jetzt viel gesunder und besser sind als damals.

Zu denjenigen, welche in dem neuerdings beliebt gewordenen Genre von Tendenzpoesie mit Eifer „machen" und ihre eigne unbedeutende Person durch bedeutende Dinge in ein helles Licht zu setzen versuchen, gehört auch der Schöpfer der einst so lebendigen und wirksamen, nunmehr seligen und wirkungslosen Amaranth, Herr Oscar von Redwitz, dessen Schauspiel „Der Zunftmeister von Nürnberg" in diesem Augenblick über alle Bühnen schreitet und am 16. Sept. auch das Stadttheater von Bremen unter den Auspicien einer neuen Direction feierlich eröffnen half. Das Drama behandelt die inneren Verfassungskämpfe der Stadt Nürnberg im vierzehnten Jahrhundert, den Gegensatz des Patrizierthums und des Bürgerthums, das in den Zünften seine Spitze fand; zugleich werden die allgemeinen deutschen Verhältnisse der Zeit mit hineingezogen, indem wir den damaligen Städtekrieg gegen die Mauern der Stadt sich heranwälzen sehen. Der Zunftmeister und Goldschmied Wilhelm Krafft ist der Held und Wortführer des Volks und macht einen Versuch, die Patrizierfamilien zur Erfüllung der Forderung zu bewegen, daß die Zünfte als solche oder das eigentliche Bürgerthum in den Rath gelangen und somit an der Regierung des kleinen Staates theilnehmen solle. Hat derselbe nun einerseits die mühevolle Aufgabe, die schlechten, den allgemeinen Umsturz und eine volle Demokratie verlangenden schlechten Elemente seiner Partei zügeln und niederhalten zu müssen, so kommt dazu die fast noch schwierigere, die starre Aristokratie zur Nachgiebigkeit zu bringen. Auf dieser Seite giebt es zwar eine gemäßigte Fraction, der Bürgermeister Georg Behaim und einige andere Patrizier sind zu Concessionen bereit, aber sie werden überstimmt von der Mehrzahl, welche auf keine Mahnung hört und sich vom Hans Paumgartner zur unbedingten Zurückweisung der Forderung hinreißen läßt. Dieser Heißsporn im Rath hat noch ein persönliches Motiv zum Haß gegen den Zunftmeister Krafft, weil derselbe bei einem Feste die Aristokratie verhöhnt hat. Dem wackeren Wortführer der Bürgerschaft ist es aber nur mit unsäglicher Mühe und mit einem schweren Opfer gelungen, sich selbst und damit die Mäßigung dem Rathe gegenüber zu erhalten, indem die aufruhrsüchtigen Theile der Zünftler, an deren Spitze der Tuchmacher Nicolaus Hubenschmidt steht, genannt der Geisbart, Umsturz und Vernichtung wollen. Krafft steht in einem heimlichen Liebesverhältniß zu Agnes Behaim, der Tochter des Bürgermeisters, und wird nun vom Geisbart verketzert als verkappter Bundesgenosse des Rathes, indem den versammelten Zünftlern ein Brief Wilhelms an Agnes, in dessen Besitz der Unhold Tuchmacher gekommen ist, gezeigt wird. Schon droht die Masse den Zunftmeister zu verlassen und dem Geisbart zu folgen, da rettet Krafft die gute Sache, indem er sein eignes Glück zertritt. Er schwört, nie eine andere als eine Zunftmeisterstochter zu heirathen, und nun überträgt ihm das Volk seine Angelegenheit. Während er jedoch auf dem Rathhause unterhandelt, ist es dem Geisbart gelungen, den Pöbel zu einem Aufstande zu bewegen, der die ganze Stadt furchtbar bedroht. Krafft rettet Nürnberg, indem er einerseits die Patrizier gefangen hält, andrerseits die Empörung besiegt, wobei sein eignes Haus von den Aufrührern demolirt, seine Mutter fortgeschleppt wird. Nachdem man nun eine Zeitlang sich mit den üblichen Mißverständnissen herumgeschlagen hat, erbaut der Dichter seine Zuhörer mit einer allseitigen glücklichen Lösung. Die früher unerbittlichen Rathsherren geben nach und bewilligen die Zugeständnisse, über welche Krafft und Behaim verhandelt haben, nur der unverbesserliche Paumgartner reitet Principien und geht von dannen. Bei all dem Jubel, der nun losbricht, dürfen aber doch die Liebenden nicht trostlos ausgehen, und Herr von Redwitz sorgt auch dafür. Mutter Krafft findet sich wieder, von Agnesen gerettet, Vater Behaim bekennt sich zur wackeren Zunft der Kaufleute, seine Tochter also zum Zunftmeisterskinde. Krafft wird der erste Senator aus den Reihen der Zünftler, und Wilhelm und Agnes kriegen sich.

Was Anlage und Bau des Stückes betrifft, so muß zugestanden werden, daß der Dichter hier eine Gewandtheit an den Tag legt, die man bei ihm nicht vermuthen sollte. Gegen die Technik des Dramas läßt sich nichts einwenden, es ist durchaus richtig construirt und hat in dieser Geschicklichkeit des Verfassers einen Vorzug, der anerkannt werden muß. Damit sind wir aber freilich auch am Ende des Lobes. Bei allen anderen Erfordernissen des Schauspiels bleibt Redwitz tief unter seiner Aufgabe, er leidet in seiner jetzigen dramatischen Gegenwart an derselben Verschwommenheit und dichterischen Impotenz, welche ihn in seiner lyrisch-epischen Vergangenheit kennzeichnete. Die Sprache des Dramas ist schlecht und gesucht zugleich, wie denn das so häufig vereinigt ist; sie bewegt sich in jener unleidlichen poetischen Prosa, welche mittelmäßige Poeten zu schreiben pflegen, ist mark- und farblos oder wenigstens doch nur mit abgestandenen und längst verbrauchten Redensarten und Wendungen gefärbt und verbrämt. In den Kraftstellen hohler Phrasenkram, in den weicheren Partieen eine Süßholzraspelei ohne Ende. So sind die übrigens ganz gut angelegten Volksscenen und die Verhandlung auf dem Rathhause ungesund in der Härte, die lyrischen Scenen ungesund in der Weichheit. Von der Kunst der Charakterschilderung aber ist gar keine Rede. Der Bürgermeister und die besseren im Rath, Wilhelm Krafft sammt Frau Mutter und Dienerschaft führen Reden, als ob sie große und untadelhafte politische und bürgerliche Charaktere wären, aber sie entbehren alles Charaktergehaltes und sind Puppen, welche der Dichter ungeschickt lenkt. Etwas besser steht es mit den Figuren aus dem Volk und den Hochtories auf dem Rathhause, doch ist auch hier wieder Paumgartner, der mit der ganzen Kraft eines steinharten Patriziers auszustatten gewesen wäre, ein kläglicher Gesell mit hohlen Redensarten, nicht eisenfest und mannhaft keck, sondern ein alberner unausstehlicher Patron, den seine eigne Partei verläugnen müßte. Nur der Geisbart ist ein Stück von einem Kerl, der den Teufel im Leibe hat. Durch noch stärkeres Zusammenstreichen wäre vielleicht der Handlung und den Charakteren aufzuhelfen, indeß so viel man auch vernichten könnte, das Stehenbleibende würde darum nicht viel besser werden. Das Stück ist an der Wurzel krank; bei unsern jetzigen Bühnenzuständen ist jedes Genre von Stücken erlaubt, nur das eine, zu welchem der „Zunftmeister von Nürnberg" gehört, ist unerlaubt: das langweilige. Wenn in dem boshaften Spruche, daß die Tugend langweilig sei, etwas Wahres ist, so wird das durch dies Drama bewiesen. Eine unsägliche Summe von Edelmuth und Tugend addirt sich zusammen aus den Posten dieses Artikels, welche der Bürgermeister, seine Tochter, die Firma Krafft Wittwe und Sohn, der Diener Sebaldus und andere Leute noch aufbringen, so daß man ordentlich aufathmet, wenn etwas Laster und Spitzbüberei zum Vorschein kommt. Man freut sich förmlich über das rothe Ungeheuer, den Geisbart, und würde für ihn Partei nehmen, wenn sich das schickte. Daß die Männer zu Weibern werden, ist im Leben weder ungewöhnlich noch unerwartet, wenn aber der Theaterzettel ein Dutzend Männer in Aussicht stellt, so wird der Zuschauer verstimmt, wenn er ein Dutzend alter Tanten findet.

Da wir nach langer Zeit wieder einmal Veranlassung haben, vom Theater zu reden, so mag neben dem Stück auch von der Aufführung gesprochen werden. Daß die neue Direction, von der wir in der letzten Nummer berichtet haben, den „Zunftmeister" für die erste Vorstellung wählte, ist sehr erklärlich. Neben dem Reiz der Neuheit war hier die Gelegenheit geboten, das Schauspielpersonal so ziemlich vollständig gleich am ersten Abend vorzuführen und den Beweis zu liefern, daß man ernstlich gesonnen sei, die gestellte Aufgabe zu lösen, während allerdings dagegen die Schwierigkeit vorlag, ein complicirtes Drama mit einer völlig neuen Gesellschaft zu geben, deren Mitglieder sich erst seit wenigen Tagen kannten. Wird das in Anschlag gebracht, so ist das Resultat der Bemühungen ein sehr befriedigendes zu nennen. Die Vorstellung griff trefflich in einander, und wenn man schon am ersten Abend ein so gutes und sicheres

Zusammenspiel erreichen konnte; so läßt sich für die Folgezeit das Beste erwarten. Die Volksscenen wurden ohne irgendwelche Störung glatt und rund gegeben, die Anordnung zeugte von Geschmack der Regie und vom besten Willen des Personals, unter welchem die Darsteller des Liebespaares und des Tuchmachers sich besonders hervorthaten und die Gunst des sehr freundlich gestimmten Publikums errangen, während auch alle anderen Rollen, namentlich die Ältesten des Rathes und vom Volk der Gerber, mit Geschick und Glück dargestellt wurden. Höher als der Werth der einzelnen Leistungen, deren Vertreter den gespendeten Beifall verdienten, ist es zu schätzen, daß aus dem Ganzen ein richtiger Sinn und ein reger Eifer für die Sache selbst hervorleuchtete. Wir dürfen das als eine Bürgschaft betrachten, daß die Direction es mit ihrer Aufgabe ernst nimmt, und daß es ihr darum zu thun ist, alle Anforderungen des Schauspiels bis zum Kleinsten herab mit Würde und Ernst zu erfüllen. Eine Bühne vom Range der unsrigen kann nicht durch glänzende Vertretung einzelner Fächer sich hervorthun wollen, aber sie kann ihre Pflicht und mehr als das thun, sie kann sich Verdienste um die Kunst und um das Publikum erwerben, wenn sie auf ein tüchtiges Ensemble das Hauptgewicht legt. Darin allein ist das Heil zu suchen, und es wird der verdiente Lohn nicht ausbleiben. Es bildet sich unwillkürlich ein stets zunehmender Kreis von regelmäßigen Besuchern des Theaters, welches auf solche Weise den Boden findet, in dem es wurzeln muß. Unendlich viel ist hier in die Hand der Regie gelegt, welche sich selbst durch die ersten Vorstellungen das beste Zeugniß ausgestellt hat. Denn auch die schwere Probe, welche man mit der Aufführung der „Donna Diana“ zu bestehen wagte, ist sehr gut ausgefallen. Die Kenner des spanischen Originals sind entrüstet über das viele Wasser, mit welchem der deutsche Bearbeiter den edlen Wein der Moreto'schen Dichtung versetzt hat, aber selbst in dieser Gestalt ist „Donna Diana“ ein feines Lustspiel, das ein Prüfstein für ein Schauspielpersonal ist. Daß neben einer guten Darstellung der drei Hauptrollen auch eine durchaus genügende, nirgends störende der keineswegs leichten Partieen zweiter und dritter Liebhaber und Liebhaberinnen geboten werden konnte, gereicht der Direction zum Ruhme. Wir wollen vorerst noch nicht in das Einzelne eingehen, erfüllen jedoch eine Pflicht, indem wir berichten, daß besonders die Damen Hoffmann und Lehmann, die Herren Behr, Fritsche, Henry und Schmitt durch Beifall ausgezeichnet wurden, der übrigens auch die andern Darsteller nach Gebühr berücksichtigte.

Noch größere Theilnahme als dem Schauspiel brachte das Publikum der Oper entgegen, welche unter der Regie des Herrn Behr und der Leitung des Herrn Kapellmeisters Hentschel mit der „Zauberflöte“ keck begann. Eine Keckheit ist es, mit einer solchen Oper ein neues Personal zum ersten Mal hinauszuführen. Aber dem Muthigen gehört die Welt. Der kleinen Mängel, welche unter den gegenwärtigen Umständen und bei der Schwierigkeit der Aufgabe gar nicht ausbleiben konnten, waren so wenige, daß dagegen das Gelingen des Ganzen ein überraschendes und sehr ehrenvolles zu nennen ist. Die Oper befand sich in der glücklich überwundenen letzten Bühnenperiode, mochte man an die Darsteller, den Chor oder das Orchester denken, in einem solchen Zustande der Verwahrlosung, daß eine gründliche Wiedergeburt nothwendig war. Die guten, durch trefflichen Zuwachs verstärkten Kräfte des Orchesters regen sich von Neuem, erheben sich aus der erlittenen Erniedrigung und lassen das Beste erwarten. Der Chor ist noch nicht vollständig und mußte sich mit einer anständigen Leistung begnügen, die immerhin vortheilhaft abstach gegen die alle Nerven erschütternden des letzten Winters. In den Hauptrollen bewegten sich alle mit Glück, die meisten mit einem großen Erfolge. Da unsere heutigen Bemerkungen nur durchaus vorläufig sind, so nennen wir, um die Pflicht des Berichterstatters zu erfüllen, die Damen Anschütz und Hax als Pamina und erste Dame, die Herren Zellmann, Egli und Behr als Tamino, Sarastro und Papageno. Es wird sich später Gelegenheit bieten, ihnen und allen anderen gerecht zu werden. Mit aufrichtiger Freude können wir den Beginn des Unternehmens als einen ehrenvollen und glücklichen begrüßen. Innerhalb der gegebenen Verhältnisse ist Alles geleistet worden, was irgendwie zu erwarten und zu verlangen war.

Die natürlichen Grenzen.

* Der Volkskalender von **Berthold Auerbach** für 1861 ist so reich mit guten Beiträgen und vortrefflichen Bildern ausgestattet, daß er eine sehr große Verbreitung finden wird. Der Kalender enthält Erzählungen von Auerbach und Gottfried Keller, über die wir noch berichten werden; außerdem kleine Beiträge von Virchow, Sigismund, Andree und Bernstein. In allen ist der populäre Ton sehr gut getroffen. Andree spricht von den natürlichen Grenzen, indem er die ewigen Grenzkämpfe beleuchtet, die Deutschland mit Frankreich zu bestehen gehabt hat. Wir wollen eine Stelle herausheben, welche zugleich eine Ehrenrettung des ebenso übertrieben gepriesenen als ungerecht geschmähten alten Jahn ist:

In den jammervollen Tagen einer beklagenswerthen Reaction und später als ein französischer Söldling wie Heinrich Heine das große Wort führte, war es an der Tagesordnung, den alten Jahn zu schmähen, welchem in einer einzigen Nacht das Haupthaar erbleichte, als er den Ausgang der Schlacht bei Jena vernommen. Jetzt begreift man allgemein, was der Alte nicht nur als Erwecker der Turnkunst, sondern auch als warnender Vaterlandsfreund, als getreuer Eckhard, werth gewesen. In Berlin setzt man ihm ein Denkmal; zu Francisco am stillen Weltmeer steht sein mit Eichenlaub bekränztes Brustbild in der deutschen Turnerhalle.

Heute ist es wieder an der Zeit, seine von Kunde der Geschichte und von vaterländischem Geist eingegebenen Wahrworte unserm Volke zu wiederholen. Die Ansprüche der Franzosen auf fremdes, auf deutsches Land, versetzten ihn in wilden Grimm. „Ihr werdet erleben, daß der Sturm wieder los bricht, denn die jenseit des Wasgau's halten keine Ruhe; wer den Eroberungsteufel in sich hat, kann sie alle kirr machen. Glaubt ja nicht an die glatten Worte.“ Dann wies er nach Keuschberg hinüber — wo einst die Ungarn aufs Haupt geschlagen wurden, und nach den Blachfeldern um Leipzig, auf denen Napoleons Stern unterging. In den „Merken zum Volksthum“ schreibt er: „Vergeblich sind alle Kriege, umsonst alle Verträge, welche Völker scheiden, antasten. Das wahre Gleichgewicht muß gegründet sein auf Selbständigkeit und Volksthümlichkeit der Völker; nur dann ist eine rechtschaffene Staatenordnung beständig und ein Völkerrecht denkbar und möglich. Aber so lange Völker noch streben müssen, sich aus dem Staatenschiffbruch zu retten, so lange sie noch auf dem Wrack treiben, sind sie nicht geborgen.“

Nun, das napoleonische Frankreich geht darauf aus, andere Staaten Schiffbruch leiden zu lassen. Kein Zweifel, daß es dabei am Ende selbst auf den Felsen rennt und sinken muß; aber welche Stürme werden bis dahin noch toben? Die wahren natürlichen Grenzen wird man ziehen, wenn wir, auf unser gutes Recht gestützt, Sieger geblieben sind.

Seit Ludwig dem Vierzehnten ist Deutschlands natürliche Grenze verrückt worden. Wo liegt sie? Stromgebiete, welche ein gleiches Gelände ausmachen, gehören zu einem Volke, wie der rechte und linke Arm zu einem Leibe. Ein Stromgebiet ist von rechtswegen immer unzerlegbar; da, wo der Lachsfang aufhört, ist keine Grenze. Jedes Stromgebiet macht ein Ganzes und hat nur als solches Werth. In allen Erdtheilen, selbst am gewaltigen Amazonenstrom in Südamerika, wohnt einerlei Volk an beiden Ufern desselben Flusses.

Der alte Jahn sagt: „Ein Strom ist kein Häring, der niedlich gekünstelt dargeboten wird. Aber so wie man Glieder ablöst, und der Leib doch als Krüppel leben kann, so geht es zuweilen auch bei der Ländertheilung; daß im Nothfall ein Stromgebiet von unten nach oben in die Quere gesondert wird, ohne daß gleich der kalte Brand zuschlägt. Bekommt der eine Staat den obern Theil des Stromes allein, der andere den Untertheil für sich, so ist des Trügens und Kriegens kein Ende, doch unter allen Halbheiten ist ein gehalbter Strom das Aergste. Ströme, Flüsse und Bäche und alle Rinnsale sind des Landes Adern; die lassen sich nicht wie ein Scheit Holz der Länge nach spalten. Schwarzwald, — Wasgau!“

Im Wasser fließt das Leben; fließendes Wasser trennt nicht, sondern bindet. Beide Ufer eines Flusses gehören von rechtswegen allemal zu einem Lande.

Es war bei den, gottlob längst beseitigten, Fransquillons der deutschen Literatur hergebracht, den alten Turner als einen Franzosenfeind — und Fresser zu bezeichnen. Darin lag platte Lüge. Er selber sagt: „Wir Deutschen gönnen jeglichem Volke die Erringung einer vernünftigen Freiheit, begehren aber dafür mit Recht, daß man uns ungestört lasse. Wir wollen gern die Leute jenseits des Wasgaues und der Argonnen getreue Freunde und Nachbarn nennen; wenn sie sich als solche beweisen. Wir haben mit Frankreich noch eine alte Rechnung abzuthun; es hat nichts an uns, wir haben noch viel von ihm zu fordern. Sollte aber der Geist der Eroberungen und die Sucht zur Ueberziehung wieder aufleben, sollten die Franzosen das linke Rheinufer begehren, dann sei unser Feldgeschrei: „Deutsch-Lothringen und Elsaß!“

Kunst und Literatur.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Die Tropenwelt im Thier- und Pflanzenleben. Von G. Hartwig. — Deutsche Verfassungsgeschichte. Dritter Theil. Von G. Waitz. — Jacobäa von Holland. Kulturgeschichtlicher Roman. 2 Thle. Von J. M. von Gayette. — Geschichte des ungarischen Insurrectionskrieges in den Jahren 1848 bis 1849. Von W. Rüstow.

L. Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Liederbuch von Julius Hammer. Leipzig, Brockhaus. — Der Verfasser dieses Werkchens ist schon in weiten Kreisen genannt und bekannt; namentlich sein „Schau um dich und schau in dich", welches in neunter Auflage erschienen ist, hat seinen Namen verbreitet. Mag man auch nicht eben geneigt sein, das Urtheil des Recensenten zu unterschreiben, der dies Buch neben oder gar über Schefers Laienbrevier und Rückerts Weisheit des Brahmanen stellen will, so muß doch zugegeben werden, daß Hammers „Schau um dich und schau in dich" in schöner, würdiger Form köstlichen Gedankenreichthum enthält; allein die kältere Aufnahme, die seine später erschienenen Sammlungen „Zu allen guten Stunden", „Fester Grund" und „Auf stillen Wegen" fanden, scheint dafür zu sprechen, einestheils daß jenes erste Opus das Beste war, was der Dichter lieferte, anderntheils daß das Publikum fand, es werde dieser didactischen Lyrik etwas viel. Und diese Annahme, meinen wir, hat etwas für sich. Hammer mag das selbst empfunden haben, und so ist er denn jetzt auf ein anderes Feld, ist unter die Türken gerathen. „Unter dem Halbmond" heißt sein neuestes Buch, wie oben angezeigt. Und wieder ist es Lyrik und meist didactische Lyrik, die er uns bietet — formenschön und sauber, wie Alles, was dieser Dichter schreibt — zur Abwechslung einmal ein Stück Orient. Den Eingang bildet eine kleine lesenswerthe Abhandlung „Zur Geschichte der osmanischen Poesie, besonders im Zeitalter Suleimans II." Seltsam genug, die drei gewaltigsten Herrscher der Osmanen: Mohammed II., der Eroberer Konstantinopels, Selim I., das Schrecken Asiens und Afrikas, und Suleiman II., vor dem Europa bis in die innersten Grundvesten erbebte, waren nicht bloß Schützer und Förderer der Poesie, sondern übten die Künste selbst, so wenig auch diese mit dem wilden Handwerk des Kriegs sich zu vertragen, so wenig auch Schmeicheltöne der Liebe und Sprüche frommer Beschaulichkeit sich mit dem Gewirr des Waffenlärmes zu einigen scheinen. Weil diese Herrscher ihre Namen mit blutigen Zügen in's Buch der Geschichte eingetragen, hatte man sich daran gewöhnt, sie nur von Janitscharen und blitzenden Schwertern umgeben zu denken; auf ihre gesetzgeberische Thätigkeit ward weniger Gewicht gelegt, wie Großes auch Mohammed II. und Suleiman II. darin leisteten; was diese länderverwüstenden Eroberer den Musen waren, ahnten die Wenigsten. Josef von Hammer-Purgstall erwarb sich ein großes Verdienst durch seine Geschichte der osmanischen Dichtkunst; nach ihm haben Andere dem Stande der Pflege jener Muse im fernen Orient nachgeforscht, und nun gewinnen Licht und Schatten dieser Fürstenbilder gegenwärtig das richtige Verhältniß. So düster der Schatten ist, den ihre Gestalten werfen, so glänzend ist wieder das Licht, das sie ausstrahlen. Eine gewisse Parallele ließe sich zwischen den genannten Osmanenherrschern und unsern Hohenstaufenkaisern ziehen (!); auch sie, die ohne zu ermüden das Schwert führten im Himmel und Erde bewegenden Kampfe wider das Papstthum, liebten die Kunst des Liedes: Barbarossa war ihr zugethan, der harte, blutige Heinrich sang die reizendsten Minnelieder; vor Allen übte der zweite Friedrich, der gewaltige Heros, sie gern, und schreibt man doch selbst dem letzten Kaiserssproß, Konradin, der mit sechszehn Jahren zu Neapel unterm Henkerbeil verbluten mußte, einige noch vorhandene Minnelieder zu. — Doch um wieder auf Julius Hammers „Unter dem Halbmond" zu kommen, so sagt der Verfasser von sich selbst: „Er erfreuete sich, ohne die Fesseln des Uebersetzers zu tragen, in der Behandlung seines durch Vermittelung empfangenen Gegenstandes einer ihm wohlthuenden Freiheit, die er zu hoch hielt, um nicht den guten Willen zu haben, sich vor Mißbrauch zu hüten. Er wollte im Sinne und Geiste der Orientalen und insbesondere der Osmanen denken und empfinden." „Er hat sich bemüht, das Charakteristische charakteristisch wiederzugeben." Das Büchlein zerfällt in sieben Abtheilungen; sie enthalten den Preis der Schönheit und Liebe, Beschauliches und Erbauliches. Interessant, und wie uns scheinen will recht und billig, würde es gewesen sein, wenn der deutsche Dichter seine orientalische Quelle angegeben hätte, wo dies ihm möglich war. Schließlich unsere Ansicht über diese neueste Sammlung Hammers auszusprechen, wollen wir gern gestehen, daß wir sie mit Vergnügen gelesen haben, denn auch hier finden wir schöne, oft tiefe Gedanken, nicht selten blendende Farben und kühne, hie und da fast zu kühne Bilder, doch bezweifeln wir, daß das Publikum das Charakteristische herausfinden wird, durch welches diese osmanische Poesie sich unterscheidet von der hafisischen Lyrik, von der es nachgerade etwas übersättigt zu sein scheint, und die Perlen orientalischer Poesie, die Rückert, Daumer, Bodenstedt u. A. uns an's Licht gefördert haben, werden am Ende doch, was Aechtheit und Gehalt betrifft, von den „Unter dem Halbmond" aufgelesenen nicht übertroffen.

* Die Schrift von H. Eschenhagen „Zur plattdeutschen Sprache" (Berlin, Schotte) ist bereits erwähnt worden. Die „Blätter für literarische Unterhaltung" geben einen Ueberblick des Inhalts dieser Schrift. Der Herausgeber verbreitet sich zuvörderst über die Geschichte der plattdeutschen Sprache — denn das Plattdeutsche, das sich in Deutschland noch jetzt über 3100 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von etwa 16 Millionen ausdehnt, ist in der That mehr eine Sprache als ein Dialekt zu nennen —, über ihre Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten und ihre verschiedenen Mundarten. Der Verfasser nimmt zwei Hauptmundarten an, eine nördliche und eine südliche. Die erstere oder die des Küstenlandes gilt ihm als das reine Plattdeutsch und zerfällt nun wieder in mehrere, wenig von einander abweichende Untermundarten: die holsteinische, die hamburgische (nur auf Hamburg beschränkt), die mecklenburgisch-vorpommersche, die ziemlich weit verbreitete bremische, die stadische, welche zwischen Elbe und Weser, von der Mündung dieser beiden Ströme südlich bis in die Lüneburger Heide gesprochen wird. Letztere ist das „am treuesten erhaltene Platt der Vorzeit und zeichnet sich am vortheilhaftesten aus durch seine Reinheit in Aussprache und Accent"; diese stadische Mundart hat unsers Dafürhaltens vielleicht auch die Ehre, der eigentliche Grundstock der weltherrschenden englischen Sprache zu sein. Von der Breitseite der hannover-oldenburgischen Küste, wo die tüchtigsten Seeleute hausen und die Nordsee offen liegt, rekrutirten sich wohl zumeist die Flibustierzüge, welche Britannien eroberten und in Besitz nahmen, obschon der Hauptimpuls von Angeln ausgegangen sein mag. Der südliche Dialekt ist weniger mannichfaltig; doch kann man eine hannoversche Mundart (südliches Hannover, kurhessische Grafschaft Schaumburg, Fürstenthümer Bückeburg, Waldeck und Lippe-Detmold, Herzogthum Braunschweig), eine westfälische, eine harzer, eine rheinische annehmen, welche letztere dann in das Vlämische übergeht. Der Verfasser erörtert sodann die Literaturbewegung auf dem Gebiete des Plattdeutschen, von „Reineke Fuchs", Lauremberg's vier Scherzgedichten und J. Sackmann's Predigten bis auf die jetzige Zeit. Er erkennt Voß das Verdienst zu, daß er zuerst wieder in neuester Zeit das Plattdeutsche für die Poesie, und zwar auf dem der plattdeutschen Mundart zusagendsten Gebiete, in den mehr einen burlesken Ton anschlagenden Idyllen „De Winteráwend" und „De Geldhapers" erobert habe; er erwähnt dann des Rostockers D. G. Bapst in drei Bänden erschienene Gedichte: „Allerhant schnaaksche Saken tum Tietverdriew", die selbst der Aufmerksamkeit eines Goethe nicht entgingen, läßt weiter den plattdeutschen Gedichten W. Bornemann's, in denen sich „echt deutscher Charakter und altmärkische Natur vereinigen", Gerechtigkeit widerfahren, preist dann die verschiedenen Verfassern zugeschriebene Humoreske „De Wettlop twischen den Hasen un den Swinegel up de Buxtehuder Heide" als eine „Perle deutschen Volkshumors in niederdeutscher Mundart", nennt weiter im Vorübergehen die Namen der Nachahmer Bornemann's: F. Ernst, W. Heyse, A. Dräger, H. Schacht, W. Megow, und kommt sodann auf den Ditmarsen Klaus Groth zu sprechen, den er sehr hoch stellt, ohne darüber die Verdienste des Ostfriesen Fooke Hoissen Müller, des Dichters der „Döntjes und Vertellses", die Verdienste des Verfassers der „Läuschen un Rymels", des „Lieblingsbuchs der Plattdeutschen", F. Reuter (der gegenwärtig zu Neubrandenburg als Schulmann lebt), John Brinckmann's, L. Giesebrecht's (Mecklenburg), Johann Meyer's und der Sophie Dethlefs (Ditmarsen), Berling's (Vorpommern), F. Dörr's, Karsten Runge's, Th. Egger's, Th. Storm's, M. Asmus' (Holstein) und der Dichterin unbekannten Namens A. W., der Verfasserin von „En poa Blomen" zu vergessen. Zum Schluß spricht der Verfasser die Ansicht aus, daß bei Sittengemälden des untern Volks, bei idyllischen Scenen aus diesem Kreise, überhaupt bei jedem lyrischen Gedichte, welches die poetische Individualität eines Volksstammes darstellen wolle, die Mundarten, folglich auch das Plattdeutsche die richtigste Tonart seien; „aber" fährt er fort, „es wäre selbst auf dem Standpunkte, wo das Dialektische in seiner vollen Berechtigung anerkannt wird, mindestens eine Verletzung des geschichtlich Gewordenen, wenn man die plattdeutsche über die hochdeutsche Sprache hinaufschrauben wollte. Die Schriftsprache ist ja noch der einzige gemeinsame, unzertrennliche Boden des deutschen Volks, der letzte Hort seiner Einheit."

* Das jüngste Buch von Ludwig Steub, dem Verfasser der „Drei Sommer in Tyrol", ist betitelt „Das bayerische Hochland" und wurde unter den neuen literarischen Erscheinungen angeführt. Steub wollte ein angenehmes Handbuch schreiben, in dem Volksleben, Geographie und Geschichte des Landes, soweit sie der Aufmerksamkeit der Einheimischen wie des wißbegierigen Fremdlings würdig sind, in Betracht gezogen werden. Eine solche Schilderung fehlte bisher den bayerischen Alpen, und sie wird ihm nun durch den mit größester Sachkenntniß und mit der Gabe der Darstellung ausgestatteten Verfasser zu Theil. Ein Bericht der „Allgemeinen Zeitung" sagt über das Buch: Steub hat sich sein Gebiet, um, so zu sagen, ein System für seine Darstellung zu gewinnen, in drei Theile zerlegt. Die Isar, welche es quer durchschneidet, bildet

zwei Hauptabtheilungen; das Hochland zu ihrer Rechten, das Steub Osterland nennt, wird zuerst von ihm durchwandert; dann kommt das zu ihrer Linken an die Reihe, dem der Verfasser den Namen Westerland giebt. Das Osterland aber zerfällt wieder in zwei Unterabtheilungen: Zwischen Isar und Inn, und: Zwischen Inn und Salzach. Mit dem schönen Land also, welches sich am nördlichen Fuß der rhätischen Alpen von der Salzach bis zum Lech erstreckt, haben wir es zu thun, und von Berchtesgaden bis Hohenschwangau geht unsere Wanderung. Mit jedem andern Landstrich auf Erden mag dieser sich an landschaftlicher Schönheit und Großartigkeit der Natur, an volksthümlicher Färbung seiner Sittenzustände, fast auch an Reichthum an alten Schlössern und Burgen, Abteien, Höfen und Villen messen; auch sind nicht wenige jener alterthümlichen Bräuche und jener originellen Züge des Volkslebens da, durch deren Schilderung ein um die Unterhaltung seiner Leser besorgter Tourist Ton und Farbe in seine Naturgemälde bringen zu können stets froh ist. Trotz allem dem aber hat eine solche Arbeit wie die unsrige ihre gewagte Seite, denn ein Land zu schildern ohne monoton zu werden, ist immer schwer, wenn die Hauptbedeutung desselben in einer Nation liegt, deren Grundzüge und allgemeiner Charakter sich so gleich bleiben, wie es hier der Fall ist, und wenn nicht das buntbewegte Leben größerer Städte oder die Erinnerungen an eine reiche und wechselvolle Geschichte da sind um dem historisch-topographisch-ethnographischen Beschreiber Stoff zuzuführen zu abwechselnden und contrastirenden Bildern. Steub hat die drohende Gefahr glücklich vermieden. Es waltet über dem Ganzen jener erquickliche milde Humor, der dem gereiften Geist die labendste Würze jedes literarischen Genusses ist. Sollen wir einzelnes hervorheben aus unserm Buch, so ist es zunächst die treffliche allgemeine Charakteristik des Landvolks im bayerischen Hochland, in welche ein anziehender Versuch verwebt ist einen vollständigen Bauernkalender zusammenzustellen, d. h. das Jahr nach allen seinen Festen und den damit verbundenen Gebräuchen zu beschreiben, was den besten Einblick in das Bauernleben gewährt. Der Verfasser fußt dabei auf Karl von Leoprechtings Arbeit: „Aus dem Lechrain" (München 1855). Sehr an ihrem Ort ist dann auch die kurze und klar gegebene Uebersicht dessen was einst der Götterglauben und die mythischen Vorstellungen des Volkes ausmachte, und ohne dessen Erörterungen kaum verständlich ist was uns der Verfasser im Verfolg von dem heute noch im Volk lebenden mythologischen Element, von seinen Hauptsagen und historischen Märchen erzählt. Daß hierbei die Sagen vom Untersberg eine Hauptrolle spielen, brauchen wir nicht zu erwähnen. Steub erzählt uns bei dieser Gelegenheit auch die neueste Geschichte vom Untersberg, die nicht älter ist als das Jahr 1847. Um diese Zeit, in welcher auch der dürre Birnbaum auf dem Walserfeld wieder zu grünen begann, kam nämlich zu einem Bauerknecht ein Bergmännlein und winkte ihm zu folgen. Der Knecht willfahrte, und so führte ihn das Männlein auf einen Felsen, von wo er abwärts schauend das Thal voll Soldaten sah. Sofort stiegen sie auf eine andere höhere Stelle, und von dort aus sah der Knecht das Thal voll Blut. Und endlich stiegen sie an einen dritten, noch höhern Ort; was er aber dort gesehen, das hat der Knecht keinem Menschen anvertrauen wollen! Steub wagt die Conjectur, daß der erschrockene Seher vielleicht den wiederhergestellten Bundestag erblickt habe, oder gar den straf-bayerischen Zug nach Kurhessen.

* In dem Augenblick, da die Versammlung der Naturforscher in Königsberg in Preußen eröffnet werden sollte, starb plötzlich der designirte Präsident derselben, Medicinalrath Professor **Rathke** am Schlagfluß, als er grade die Eröffnungsrede im Manuscript vollendet hatte. Auf der Versammlung werden englische Gelehrte den Antrag stellen, die Zusammenkünfte ihrer Beschränkung auf Deutschland zu entkleiden und sie zu allgemeinen internationalen zu machen.

* Der Verwaltungsrath der **deutschen Schillerstiftung** hat bereits mehrere Pensionen ausgesetzt, deren Empfänger aber nicht bekannt sind, da der Grundsatz der Geheimhaltung der Namen festgehalten wird. Ein Ehrengeschenk von 250 Thalern hat **Hermann Kurz** erhalten, der Verfasser des Romans „Schillers Jugendjahre" und mancher Erzählung. Kurz bringt das selbst an die Offentlichkeit, indem er mit Recht sagt, daß die Oeffentlichkeit dieser Ehrengabe wie überhaupt der eingreifenden Thätigkeit der Stiftung erst ihren vollen Werth verleihe. Er hat die Gabe angenommen als eine die Willensmeinung der durch die Stiftung vertretenen Gesammtheit aussprechende Anerkennung, wie sie in andern Zweigen des öffentlichen Dienstes dem Arbeiter zu Theil wird, dem man ein Streben nach redlicher Pflichterfüllung zugesteht. Der Verwaltungsrath begleitete die Ehrengabe mit einem Schreiben, worin es heißt: „Der Verwaltungsrath der deutschen Schillerstiftung hat Ihnen ein Ehrengeschenk von 250 Thalern zuerkannt, keineswegs als Unterstützung, die Sie notorisch weder bedürfen noch gesucht haben; nehmen Sie es vielmehr an und auf in demjenigen Sinne worin es freundlich und freiwillig Ihnen dargebracht wird: als Merkmal aufrichtiger und theilnahmsvollster Anerkennung, geschöpft aus einer nationalen Stiftung, welche Schillers Namen trägt, an deren Resultate niemand ein näheres Recht besitzt als der dichterische Geschichtschreiber seiner Sturm- und Drangjahre."

* Die letzten Notizen über den Tod des Afrika-Reisenden **Albert Roscher** sind die folgenden: Nach Aussage seines nach Zanzibar zurückgekehrten Dieners Raschid hatte Dr. Roscher den großen Nyassa-See Ende Octobers erreicht, wie auch bereits von ihm selbst an seine Familie berichtet wurde. Er fand dort in Usewa beim Sultan Makaka freundliche Aufnahme und Gelegenheit seine Gesundheit gänzlich wieder herzustellen. „Am 17. März" berichtet der erwähnte Diener Raschid, „verließ mein Herr Usewa mit der Absicht nach dem Fluß Ruvuma zu gehen, um dort früher beim Sultan Likumbo zurückgelassene Güter zu holen. Bis zur Gränze des Gebiets des Sultans Makaka wurde er von einigen Dienern desselben begleitet; dann setzte er seine Reise mit mir und seinem Diener Omar fort. Am dritten Tag, ungefähr 2 Uhr Nachmittags, kamen wir in das Dorf Hisonguny. Mein Herr setzte sich unter einen Baum, und die Einwohner versammelten sich um uns her. Ein Mann, mit Namen Mokokota, lud meinen Herrn ein, seinen Aufenthalt in seinem Hause zu nehmen, was er that. Ich und der andere Diener bereiteten Essen, und nachdem mein Herr davon genossen hatte, legte er sich nieder zum Schlafen. Bald darauf ging ich an den Fluß um Wasser zu holen. Als ich zurückkam, sah ich, wie ein Haufen Leute den andern Diener Omar angriff, und wie dieser von einem von unserm Gastfreund abgeschossenen Pfeil getroffen niederstürzte. Als ich in die Hütte meines Herrn lief, fand ich ihn todt auf seinem Lager, einen Pfeil in der Brust." Der Diener erzählte weiter, daß er verfolgt worden, aber in ein Maisfeld geflüchtet sei. Am nächsten Tag ging er an den Nyassa zurück, um Hülfe vom Sultan Makaka zu holen. Mit fünfzig Bewaffneten kehrte er nach dem Dorf Hisonguny zurück und erlangte die Auslieferung der Mörder. Die sämmtlichen Habseligkeiten Dr. Roschers, sein Tagebuch und seine Zeichnungen sind bis auf einige gedruckte Bücher gestohlen worden. Vier der Mörder erwarten ihr Urtheil vom Sultan in Zanzibar, wohin sie bald nach der That gebracht wurden.

* Auf dem Kirchentage zu Barmen waren in diesem Jahre, wie schon die Wahl des Ortes vermuthen ließ, die Auserwählten vom reinsten Wasser versammelt. Da ist es der Dichtkunst schlimm ergangen. Professor **Lange** aus Bonn berichtete über die Stellung der weltlichen Literatur zum Christenthum und hoffte eine Versöhnung beider Sphären. Dagegen sprach sich Herr Prediger **Krafft** aus Elberfeld entschieden gegen die Möglichkeit einer Vermittlung zwischen Christenthum und Humanismus aus. Gewiß sei die Macht des Humanismus auf der Welt groß, wie wir noch im vorigen Jahre bei der Huldigung gegen einen Fürsten der Literatur gesehen. Aber jene, die sich Priester des Schönen nannten, hätten den schönsten aller Menschenkinder ignorirt. Ein geistreicher Mann nennt den einen Poeten, der mich zwingt, auf ihn einzugehen, an ihm zu participiren. Dann ist der Poet ein Zauberer und „Sie wissen, was das Wort Gottes über die Zauberei sagt." In einem lebendigen Wesen kann kein Interesse sein für erdichtete Charaktere, die meistens nur die Verfälschung der Geschichte in sich tragen. Wir haben wahre gottgezeichnete Charaktere genug. Da ist ganz richtig, wenn wir jene klagen hören: Der Pietismus schleiche wie ein Iltis in die Hühnerställe der Poesie, saufe die Eier aus und lasse die Schalen zurück. Die „Nationalen Dichter", welche die Stillen im Lande, die, welche die Verheißung haben, nicht goutiren können, sind keine nationalen Dichter. Rationalisten giebts nicht mehr, aber seine Kinder, die mit ergreifenden Worten reden, müssen bekämpft werden! Die ganze große Literatur hat kein Erlösungs-Bedürfniß, keinen Heiland, da sich den die menschliche Natur selbst macht, während Paulus fragt: „Herr, was willst du?!" Sie ist Bundes-Brüchigkeit, Verläugnung des lebendigen Jesu Christ. Da giebt es keine, es soll keine Vermittlung geben. Das Schöne und Edle, was ich nicht gerade verurtheilen will, ist Schein und Täuschung, nicht vorhaltend im Augenblicke des Sterbens. Da hören wir den Ruf: „So stellt unserer Literatur doch etwas Ebenbürtiges zur Seite!" Nun, das ist längst da, das Wort Gottes ist das ewige, das schönste Gedicht. Menschen machen nur Apokryphen. Die Literatur läugnet die Möglichkeit eines Christus und schlägt in Pantheismus um. Ueber den Gegensatz zwischen wahrer und falscher Dichtung bemerke ich: die wahre Dichtkunst ist in der heiligen Schrift. Die Dichtkunst dieser Welt verschleiert und verfeinert nur die Welt des Fleisches! Herr Propst Nitzsch suchte beide Ansichten zu vermitteln. Die des Herrn Krafft schien manchen Rednern doch zu kräftig. Nur Herr Lehrer Rödel aus Elberfeld versicherte mit noch größerem Nachdrucke, daß er in Schiller, Goethe, Shakspere nur Träbern gefunden.

* Auf dem Dresdener Hoftheater kam am 26. August „Die Stiefmutter" von **Benedix** zum ersten Male zur Aufführung und erregte namentlich durch die vorzüglich gelungene Leistung der Frau Bayer-Bürck (Leonore) das lebhafte Interesse des Publikums. — Die an demselben Abend — am Todestage Körner's — aufgeführte zweite Novität „Theodor Körner", vaterländisches Melodram in einem Akte von H. **Dreher**, hatte ihren theilweisen Erfolg nur dem besondern Lokalinteresse für Theodor Körner und der trefflichen Darstellung der Titelrolle zu danken. Das Stück selbst ist von kaum mittelmäßigem Werthe und auch bereits vom Repertoir verschwunden. — „Graf Hiob", Schauspiel in vier Akten von **Leon Laya**, im Wiener Burgtheater am 10. September zum ersten Male gegeben, hat eine ziemlich kühle Aufnahme gefunden, wird sich aber vielleicht doch auf dem Repertoir erhalten. Das Stück hat Längen, es werden zu viele Begebenheiten erzählt, und Manches ist bei den Haaren herbeigezogen. Dafür ist wieder Vieles von einer fast greifbaren Lebenswahrheit, und eine Fülle feiner, frischer, geistvoller Details entschädigt den Theaterfreund.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1 1/3 ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 40. Bremen, 30. September. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Johann Gottlieb Christian Weiß.

Von E. Gerber.

Die Mission der Kunst ist, Liebe zum Schönen einzuflößen. Die auf der Bühne dargestellte Realität des Lebens hat nur das Zartgefühl des Publikums und die Geschicklichkeit des Schauspielers zur Schranke. Die Uebertreibung in Allem ist ein Fehler, die lustige Fröhlichkeit wird traurig, und das Heulen des Zorns kann zum Lachen reizen; die Fratze ist nicht das Komische, die Gespreiztheit nicht das Edle, und die physischen Verrenkungen sind niemals der Ausdruck wahren Seelenschmerzes; der Gipfel aller Kunst ist Harmonie. Das Talent sucht, das Genie findet sie. Die Darstellungen des „alten Weiß" waren gesättigt von Harmonie und jener immergleichen Begeisterung, die Grimm in den Worten anzudeuten sucht: „Und wenn Einer nur Stecknadeln macht, so muß er für sein Handwerk begeistert sein, will er etwas Tüchtiges darin leisten."

Weiß war eine beschauliche Natur*). Sein Wesen, eine Mischung von Humor, feiner Ironie, Milde, wahrer Bescheidenheit und strenger Rechtlichkeit, trug das Zierliche, das Aparte in und an sich. Bei ersten Begegnungen, ohne Zuvorkommenheit, wiewohl er nie den gebildeten Mann verleugnete, dämmerte aus seinen klugen Zügen vielleicht einem unbefangenen Beobachter die verschwiegene Frage entgegen: Wer bist du? und das forschende Auge, das dieser stummen Anfrage folgte, frappirte oft. Einmal über das „Mit wem hab' ich's zu thun?" im Klaren, schenkte er dem Nahenden Vertrauen, oder er leitete ohne zu verletzen ab. An dem Freunde hing er treu und unwandelbar. Sein mit L. Schmidt und C. Lebrün gepflogener Briefwechsel dürfte für die moderne Theatergeschichte wichtige Materialien enthalten. Das Glück seiner Familie förderte er mit aufopfernder Liebe und jeder ihm möglichen Kraft; in ihrem Kreise suchte sein oft gebeugtes Herz Muth und Erhebung. Berlin nannte ihn schlichtweg den „alten Weiß", und der Umgang mit dem gern gesehenen geistreichen Gesellschafter war gesucht.

Nicht groß, ebenmäßig gebaut und leicht beweglich, fesselte in seinem Gesicht — der Kopf war von kurzem röthlichen Haar bedeckt — der Ausdruck männlicher Energie und Zähigkeit, wenn auch über dasselbe stets eine gewisse linde Weichheit ausgebreitet lag. Der Blick seiner graublauen Augen, meist prüfend und sinnend, konnte zu Zeiten eine durchbohrende Schärfe annehmen. Hatte sein Organ wenig Stärke und Umfang, so machte die vollendet durchgebildete Sprache auf den Hörer in ihrer eigenthümlich behäbigen, oft etwas näselnden Färbung und einschmeichelnden Glätte den wohlthuendsten Eindruck. In den letzten Jahren schleifte er den rechten Fuß, von Gicht ergriffen, merklich nach, doch selbst diesen schmerzlichen Umstand wußte der bildende Künstler so zu maskiren, daß man glaubte, so und nicht anders hätte die Person, die er darstellte, aussehen müssen.

Von Ekhof, dem Vater der deutschen Schauspielkunst, gingen zwei Schulen aus: die Schröder'sche und die Iffland'sche. Die erste nannte Tieck die „deutsche"; ihre Bedeutung und Größe ruht auf Natur und Wahrheit; die zweite schuf, unbeschadet der hohen Begabung ihres Gründers, „Manieristen, wenn sie auch als Virtuosen merkwürdig sein können." Durch ihn (Iffland) ward „jene Sophisterei auf die Bühne geführt, die Glück machte, dann blendete, den Sinn für Wahrheit abstumpfte und — durch welche jene bessere in Vergessenheit gerathen ist." Was Schröder charakterisirte: Einfachheit, Natur und Wahrheit, diesen Stempel trugen alle Weiß'schen Darstellungen, die — mit Ausschluß des Heroischen und der idealen Tragödie — auf dem Gebiete des bürgerlichen Dramas in ihrer vielgestaltigen Einseitigkeit bewundert wurden. Gerade diese Einseitigkeit, diese weise Beschränkung, ließ die Meisterschaft des Künstlers reifen. Bildung, Studium, solide Behandlung der Kunst, hatten seinen Charakteren, die immer von dem ihn belebenden Humor getragen wurden, einen Ton geschaffen, der durch geistige Frische, Leichtigkeit, langsames oder schnelles Tempo, reiche Tonwandelungen, jeden Vorwurf mit neuem Reiz, mit neuer Anregung ausstattete. Bei Weiß haben wir nie eine Müdigkeit, geschweige eine Nachlässigkeit, im Spiel bemerkt. Nie ist er um der Wirkung willen von den Grundgesetzen der schönen Natur abgeirrt, und mit welch gewandter und graziöser Feinheit wußte er seine nicht eben verschwenderisch zugemessenen Mittel künstlerisch zu verwerthen! In jeder Rolle, auch der kleinsten, sahen wir ein dem Leben abgelauschtes sauber ausgeführtes Charakterbild von schimmernder Heiterkeit, ein Genrestückchen im reinsten niederländischen Stil, dem die sorgsamste Liebe ein angenehm verlockendes Colorit verlieh. Zeitlebens von Hochmuth fern, fühlte er sich durch Zutheilung kleinerer Partien nie verletzt, wenn's auch kommen mag, daß sich in dergleichen Anordnungen die Absicht verhüllt, einen Schauspieler möglichst der Gunst des Publikums zu entziehen. Die Eitelkeit und Selbstüberschätzung unsrer modernen Theatergrößen, welche lieber zugeben, daß ein dramatisches Kunstwerk unvortheilhaft dargestellt werde, als daß sie ihre gesalbte Person zu zweiter und dritter Ordnung herbeilassen, galt ihm nur als eine beklagenswerthe Erfahrung, die er leider an Andern zu machen gezwungen war. Weiß erkannte nicht in dem sich absondernden Glanz seiner Persönlichkeit die Kunst, ihn beseelte die Ueberzeugung, daß nicht eine einzelne Rolle, vielmehr das fein abgewogene Zusammenspiel Aller zum Kunstwerk führe. Dieser höhern Anschauung blieb er treu bis zum Tode; sie war der freilich saure Weg zu seiner Vollendung. Unwiderstehlich belustigte sein „Hillermann" (Rosenmüller und Finke) mit seiner Treuherzigkeit und seinen gemüthlichen Contorwitzen. Da war keine Spur von gesuchtem Haschen nach

*) Siehe auch „Bremer Sonntagsblatt" vom 27. Februar 1853.

Pointen; er bewahrte für solche Charaktere den Ausdruck unnachahmlicher Naivetät. Sein von allen Lazzis freies Schaffen war ein Ganzes im Ganzen. — Wie ärmlich stellen sich dagegen manche der heutigen vagabondirenden Gastspiel-Virtuosen, die, von papierner Reclame beweihraucht, mit einem halben Dutzend Paradeklepper noch immer die Menge »verblüffen« können und dürfen — um Geschäfte zu machen. Im Hinblick auf Künstler wie Weiß gipfelt sich solch Kunstreitertreiben zu Ekel und Widerlichkeit. Mit welcher Rührigkeit und Keckheit bewegte sich sein Vansen im Egmont durch die furchtsam-neugierige Masse, die dem verwegenen Demagogen und seinen handgreiflichen Argumenten und Sophismen lauschte. Die von der Gicht verzogene Gestalt erhöhte hier sehr charakteristisch das confiscirte Aussehen des »Bummlers« aus dem 16. Jahrhundert, aber das ganze nachlässig schlottrige Wesen, das volksthümliche Dociren und Sichverfangen im eigenen Worte, die prahlerische Behäbigkeit und in derber Sinnlichkeit malende Gesticulation stellte den Charakter mit unübertrefflicher Treue des geschichtlichen Costums vor uns hin. Ein anderer großer Darsteller dieser Rolle, den wir sahen, mischte seinem Redefluß noch eine flüchtige Dosis vom »Branntweinzapf« bei, und das, so meinen wir, hätte auch der aalglatten und geschmeidigen Sprache von Weiß individuelleren Reiz verleihen müssen. Bei einer Stelle (Akt IV, Sc. 1) überrieselte uns jedesmal ein eisiger Schauer. Alba ist an der Spitze seiner Spanier in Brüssel eingezogen. Die angsterfüllten Bürger schleichen schüchtern auf der Straße zusammen. Vansen tritt hinzu; er spielt auf die Gefahr an, in der Egmont schwebe. Jetter erwidert furchtsam: »Er ist so sicher wie der Stern am Himmel.« Vansen frägt: »Hast du nie einen sich schneuzen gesehen?« Hier machte Weiß mit dem Zeigefinger eine schnell von oben nach unten laufende schlangenartige Geberde, die mit einem scharfen Querstrich endete, und fügte dann kaustisch bei: »Weg war er!« So humoristisch das erscheinen mochte, deutlicher konnte nicht der Despotismus, die augenblickliche Unsicherheit der Lage symbolisirt, grausiger nicht das Verhängniß Egmonts von cynischer Lippe prophezeit werden.

Sein langgedehnt vieldeutiges, in den verschiedensten Wandlungen der Situation gebrauchtes »Hm« und sein öfter beim Gespräch angewandtes »Ja«, mit der in die Luft hinschnellenden Finger- und Armbewegung, mußte man gesehen und gehört haben, um die Wirkung dieser unmerklich symbolischen Accente zu begreifen. Wahre, sinnliche Liebesgluth zu malen, verlangte sein Rollenkreis nicht, desto schlagender brachte er die versteckte Lüsternheit und Begierde zur Erscheinung. Bei seinem Berliner Gastspiel (1823) schrieb F. W. Gubitz: Für Herrn Weiß haben wir bei der Rolle des »Tartüffe« unsere Achtung erhöhen müssen; er ist nicht allein ein talentvoller Charakterdarsteller in der Komik, er weiß auch in dem anscheinend Ernsten so klar zu sprechen, so fein zu nüanciren, daß diesen tragi-komischen Epigrammen Moliere's ihr vollkommenes Recht widerfuhr und der Schelm so viel Würde erhielt, als der sogenannte feine Weltton ihm nur irgend zu geben vermöchte. Besonders meisterhaft war in dieser Hinsicht die erste Unterredung mit dem Gegenstande seiner frömmelnden Libertinage. Herr Weiß hat auch noch als »Rath Blümlein« in »Welche ist die Braut?« sehr gefallen und er zeichnete den wuchernden Mann von Welt treffend. Nach der Tonart, die jetzt zuweilen in den Darstellungen herrscht, konnte er freilich etwas mehr auftragen; — aber ein Talent, das in sich etwas gilt, hat es ja nicht nöthig, in jede Mißstimmung einzugehen.« — Mit meisterhaft ergriffener Lebenswahrheit und entschiedenster Wirkung zeichnete er den andächtelnden Schleicher Rath Presser (Er muß auf's Land). Wie dieser im dritten Akt der kräftig ausgesprochenen, vernünftigen Lebensansicht des Marineoffiziers Cäsar Frelmann gegenüber die Ruhe seiner künstlichen Heiligkeit und die Besinnung verliert, wie aus Zorn und Wuth völlige Ohnmacht des Willens hervorging, wie die geistige Impotenz gedankenloser Pietisterei in der zitternden Haltung, den machtlosen Geberden, den unartikulirt, wie aus zugeschnürter Kehle, hervorgestoßenen Tönen ihren Ausdruck fand, das war ein Moment des größten Schauspielers würdig. Karl Lebrün sagt über Weiß in seiner Geschichte des Hamburger Theaters: »der Beruf zu dem darstellenden Künstler lag unverkennbar in ihm, doch sollte er nicht zu den Glücklichen gehören, die, von der Natur mit Fähigkeiten begabt, diesen schätzbaren Beruf sogleich allen Blicken entschleierten, um den vielmehr eine rührende Bescheidenheit gewissermaßen ein Helldunkel zog. Dem unermüdlichsten Fleiße, dem rastlosesten Bestreben, auch den kleinsten und undankbarsten Rollen, deren er eine Menge zählte, ihre Bedeutung zu geben, sollte es jedoch endlich gelingen, sich die gebührende höhere Anerkennung zu erwerben und ihn in die Reihe der ersten Mitglieder zu stellen, in welcher er den wohlerworbenen Ruhm mit Ehren ausfüllte, ohne an Bescheidenheit ärmer zu werden.« Zu den vorzüglichsten seiner Rollen zählen noch: Zollinspector (Schleichhändler); Biberstein (Ich bleibe ledig); Dr. Platanus (Ball zu Ellerbrunn); von Alp (Zeitgeist); Walther (Herrin von der Else); Sturm (Die feindlichen Brüder); Christof (Dr. Wespe); Just (Minna von Barnhelm); Engelhaus (Verirrungen); Alsdorf (Eigensinn); Habakuk (Royalisten); Ephraim Glatt (Richard Wanderer); von Zeck (Die Jäger).

Als Lustspiel-Regisseur hat Weiß sich um die Berliner Hofbühne große Verdienste erworben. Er wußte in jedem Stücke, troß aller Eitelkeiten und Eifersüchteleien des Schauspieler-Personals, durch seine praktische Erfahrung und werkthätige Liebe zur Sache, wie durch die persönliche Achtung, welche ihm von allen Seiten entgegen getragen wurde, ein tüchtiges Ensemble hinzustellen. Er hat gegen 400 Dramen in Scene gesetzt. Wegen der Errichtung einer Theaterschule wurde einst von Tieck ein Gutachten eingeholt, und dieser schlug im Einverständniß mit dem damaligen Kultusminister Weiß als den unter den Schauspielern einzig dazu befähigten Lehrer an dem zu begründenden Institute vor. Zwischen Direction und Schauspieler war er ein liebevoller Vermittler. Im Besitz einer ungewöhnlichen Kenntniß der Literatur, stets beherrscht von einem aus echter Bildung hervorgegangenen Anstand, bewies er in den Sitzungen der nun aufgelösten Prüfungs-Commission bei Beurtheilung der eingesandten Dichtwerke eine durch und durch gesunde Einsicht. Sein Urtheil galt als das gediegenste und motivirteste, wobei er das ihm inwohnende Wohlwollen mit einfließen ließ. Der Humor, welcher, troß seiner körperlichen Leiden, nie von ihm wich, gab seinem Urtheil mitunter eine sehr anziehende Färbung, und seine vieljährige theatralische Bühnenkunde deutete, ohne Schwierigkeit, schnell das an, was an einer dramatischen Production Gutes und Brauchbares sich fand, wie er denn unermüdet jedes halbweg taugliche Werk — oft erst durch seine geschickte Bearbeitung — der Bühne zuführte, Goldoni's Wort überall bethätigend: »Bühnenkünstler und Bühnendichter! lieben wir, achten wir einander! Servatis servandis!«

Weiß war am 10. September 1790 in Magdeburg geboren *). Aus frühster Kindheit bewahrte er noch die traumartige Erinnerung, daß ihn lange ein stattlicher Mann mit blauem Oberrock und rothem Kragen auf dem Schooße oft und herzlich geküßt, ihm einen großen schönen Apfel geschenkt, dann ihn niedergesetzt und auf Nimmerwiedersehen verlassen habe: es soll sein Vater gewesen sein. Der kleine Gottlieb, in der damaligen Garnisonkirche getauft, war also vermuthlich ein »Soldatenkind.« Seine Knabenjahre, die in die stürmische Zeit der ersten französischen Revolution fielen, verflossen ihm munter und sorglos. Die von einer Pension lebende Wittwe eines Kammersecretärs, Eichler, mit ihrer einzigen erwachsenen Tochter, Friederike, hatten ihn, da seine Mutter deren Haushalt besorgte, an Kindesstatt angenommen. Er war stets in ihrer Gesellschaft, lernte auf einem Fußbänkchen zur Seite der Tochter lesen und hörte täglich,

*) Freundschaftliche Güte läßt mich den handschriftlichen Nachlaß des Künstlers, der leider nur bis 1811 geht, aber wichtig für dessen eigenthümliche Entwickelung ist, benutzen; er beginnt mit dem Motto: astra regunt homines, sed regit astra Deus. E. G.

da jene fertig Clavier spielte, Musik. Namentlich entzückten ihn die Polonaisen des unglücklichen Grafen Oginsky und der Sturm auf Oczakof, ein Schlachtgemälde ähnlich dem „Vittoria" Beethoven's. Die Jugendeindrücke, welche seinem Gemüthe und ganzen Wesen durch diese gebildete Frauenerziehung eingeprägt wurden, sind für seine Lebensdauer entscheidend geblieben; sie gaben seinem Charakter eine Weiche und Milde, die ihn nie verließ, einen unbewußten Takt für das Schickliche im Denken und Handeln, der selbst in rohern und trübern Umgebungen ihn begleitete und seiner Phantasie Nahrung, dem Geiste Elasticität für seinen Beruf verlieh; wie er denn überhaupt Frauenkreise als die beste und wohlthätigste Bildungsschule für Knaben und Jünglinge empfahl: „Rohheiten bleiben ihnen ferne, und das feinere Gefühl erhält stete Pflege. Sitte und Sittlichkeit werden geweckt und genährt, und die Gemüthsseite, die edelste des Menschen, wird gewiß nie vernachlässigt." — Ein alter, vielleicht recht vornehmer Emigrant wohnte mit seinen Pflegeeltern in einem Hause, und oft hob das sauber gepuderte Männchen den Kleinen in das Fenster seines Parterre belegenen Zimmers lehrte, ihm: bon jour, Monsieur; bonne nuit; comment vous portez-vous? u. s. w. und reichte ihm Blümchen, von deren Anfertigung er sich spärlich nährte. Mit dem bald darauf folgenden Wohnungswechsel verlor er den liebenswürdigen Alten aus dem Gesicht und Gedächtniß. Seine Pflegemutter hatte, um die knappe Pension zu mehren, drei Söhne (Fritz, Ludwig, Philipp) eines Predigers aus Wanzleben, Schirmer, in Kost und Aufsicht genommen. Fritz, der älteste, ein lebhaft begabter Kopf, förderte wohl am meisten die geistige Ausbildung unsres Gottlieb. Die Schularbeiten öfter vernachlässigend, las Jener die damals Epoche machenden Romane und schwärmte für Burgen, Fehden, Klöster, minnigliche Jungfrauen, tapfere Kämpen und schurkische Pfaffen. Die von ihm gezeichneten nur dem romantischen Mittelalter entstammenden Bilder und Malereien begeisterten auch unsern Kleinen, der schon bis zum neunten Jahre von dem borstigen Ritterthum eines Cramer, des Wundergeschichtenmannes Spieß, des Ahnherrn zahlloser Banditenromane und Schöpfers des Rinaldo Rinaldini (1798), Vulpius, sein vollgerüttelt Maß geschmackloser Abenteuerlichkeit heißhungrig verschlungen hatte. Auch die sentimental-lyrische Literatur durchkostete er von Goethe's „Werther" (1774), Miller's „Siegwart" (1776), bis zu Salzmann's „Ueber das menschliche Elend" und den „Leiden der Ortenbergischen Familie" von Kotzebue. Welch ein Durcheinander toll romantischen Wustes mußte dies bilden, wie die Welt, deren äußeres Treiben ihm völlig fremd, sich in dem Knaben gestatten; kannte er doch nicht einmal, da er nur spielend unter weiblicher Anleitung Lesen und Schreiben gelernt, den Uebermuth der Schuljugend. Der bleiche Gottlieb mit den rothen Haaren mied sogar die ihn hänselnden Altersgenossen, und das schimpfliche „Fuchskopf" scheuchte ihn zu seinen Büchern und seiner idealen Welt zurück, für die Fritz hinlänglich sorgte. Weihnachten 1799 war ein Fest des Entzückens! Fritz hatte seinem Liebling aus Pappe eine kunstreich gebaute Burg, ausstaffirt mit auf Kartenpapier zu Roß gemalten Rittern, Edelfräulein, Knappen, Pfaffen, Glasfenstern, Thürmchen und Zugbrücke, heimlich gefertigt und neben einem hellfunkelnden Lichterbaum aufgebaut. Dies kostbare Geschenk war lange sein höchster Schatz. Aber wie steigerte sich seine Wonne, als am Abend dieses für ihn so beglückenden Tages er zum erstenmale in's Theater geleitet wurde und Kotzebue's Ritterschauspiel „Der Graf von Burgund" sah. Um 5 Uhr saß er bereits mit seinem Führer Fritz in dem dunklen Zuschauerraum, zitternd und trunken vor Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Endlich senkte sich der Kronleuchter aus dem großen Rund der Decke herab und verbreitete ein magisches Halbdunkel; vor der Bühne erhoben sich die brennenden Talgkasten der Rampe, im Orchester zündete man die Lichter an, und mit Freude betrachtete er die von Breisig gemalte Vordergardine, auf der eine Ansicht Magdeburgs mit dem ehrwürdigen Dome; im Vordergrunde opferten, an einem Altar stehend, Thalia, Melpomene und Polyhymnia. Vor diesem Bilde glaubte er von den Schauspielern das Stück aufgeführt zu sehen. Die Plätze füllen sich immer mehr und mehr, ein Summen und Flüstern schwirrt durch den Saal, Niemand spricht laut, im Orchester versammeln sich langsam die Musiker, und das chaotische Concert der Stimmenden fängt an. Gottlieb's Spannung und Ehrfurcht vor dem zu Hoffenden steigt von Minute zu Minute — da erschallt eine Glocke. Eine seinem Ohre ganz fremde Musik — außer den sieben Hautboisten der täglich aufziehenden Wachtparade hatte er noch kein besetztes Orchester gehört — beginnt. Er weint bei diesen Tönen und fühlt sich erleichtert. Zweites Läuten; die Musik schweigt; ein dritter Glockenton — der Vorhang fliegt in die Höhe. Was er bislang nur in Büchern gelesen, hier schaute er die Gebilde seiner Phantasie in einer Reihenfolge von Scenen verkörpert und belebt. Als Heinrich im Schauspiel endlich seine Elsbeth glücklich heimgeführt und die Gardine zum Letztenmale niedersank, da schluchzte Gottlieb laut auf, und nur mit dem Versprechen, ihn bald wieder in's Theater zu führen, gelang es Fritz den fast von Thränen Erweichten nach Hause zu bringen.

Das Erlebte und Erschaute wurde sein Taggedanke und Traum, und die Spiele mit seiner geliebten Burg und deren Bewohner drehten sich jetzt um den Grafen von Burgund, dessen Eindruck die späteren, „Klara von Hoheneichen" von Spieß und Mozart's „Zauberflöte", nicht zu löschen vermochten. Die Oper ließ ihn besonders kalt; er begriff nicht, wie die Leute da oben plötzlich zum Gesang, dessen Worte er sehr wenig verstand, übergehen konnten; auch das Costüm und die Decorationen blieben für ihn ohne Interesse — es waren ja keine Ritter, Knappen und Mönche. Um diese Zeit fiel ihm Goethe's „Götz von Berlichingen", die älteste Ausgabe mit all den nachher entfernten Kraftstellen, in die Hände. Ein neuer unsäglicher Genuß! Er folgte dem tapferen Götz auf seinen Zügen, wohnte mit ihm in Jaxthausen, und der bunte Scenenwechsel wurde mit stets wachsender Theilnahme verfolgt. Es drängte ihn dies Alles in Handlung zu setzen. Einige Spielfreunde, denen er das Buch mittheilte, waren gefunden, hölzerne Schilde, Schwerter und Lanzen angeschafft, papierne Helme geklebt, und in einer großen Reitbahn bei einem der Burschen wurde Turnier und Fehde gespielt, bis man sich in der Hitze des Gefechts blutige Köpfe holte. Ganz erfüllt von Romantik und Lanzengesplitter blieb die Bühne mit ihrem Zauber das Ziel seiner sehnsüchtigsten Wünsche.

Um diese Zeit ward er Domschüler. Der Dom mit seinen 500jährigen Erinnerungen, ergriff ihn mächtig: die auf Grabmonumenten knieenden Ritter und Frauen, die aufgehängter Banner, die angeschlossenen Bildsäulen der frechen Grafen von Gleichen, die den Dom zum Pferdestall frevelhafter Weise hatten benutzen wollen, die Gestalten der Erzbischöfe mit Inful und Stab, in der Regel mit den drei zum Schwur erhobenen Fingern dargestellt, von denen der eine einem Mädchen, das ihm zur Erde sich einen Dorn aus dem Fuße zieht und sich dabei etwas, die heiligen Augen des hohen Priesters beleidigend, entblößt, die Spitze seines Bischofsstabs durch den Kopf bohrt. Das Grabmal der Frau von Heydeck aus dem Hause Asseburg, die, der Sage nach lebendig begraben, wieder erwacht durch des Todtengräbers Raubsucht, welcher der Scheinleiche einen mit kostbarem Ringe verzierten Finger abschneiden wollte, dann zu ihrem Gatten zurückkehrend, ihm noch drei Kinder schenkt. Tetzel's Ablaßkasten: die Grabsteine Kaiser Otto's und seiner Gemahlin Editha, der Gründerin Magdeburgs, Tilly's Helm und Handschuhe und andere Reliquien. Ferner die trefflich geschnitzten Chorstühle mit der Leidengeschichte Christi, in denen damals noch allwöchentlich einigemale von den Vikarien der Domherren die Hora gesungen wurde.

Diese Eindrücke mittelalterlicher Größe dienten dazu, seine Liebe für jene Zeit dauernd zu nähren, und so blieb denn auch kein Winkelchen des Doms unbestiegen und unbeklettert. Oft ganz allein

durchwanderte er die alten Gänge und Chöre, sich zurückträumend in die Zeit des allein herrschenden Krummstabs, wo Edle und Ritter von den Burgen zu den Städten niederstiegen, dort hausten oder als Domherren in ihren Curien die reichen Pfründen von dem Erzstifte einzogen, die am St. Moritztage im Capitelhause ihnen ausgezahlt wurden. An diesem Tage sangen sie selbst in ihren prächtigen Gewändern die Hora. Gottlieb hatte solcher Feierlichkeit noch beigewohnt. Minister von Voß war Dom-Dechant, Prinz Louis Ferdinand (1806 bei Saalfeld gefallen) Domprobst, die Herren von dem Busche, von Alvensleben, von Steinacker u. s. w. Canonici majores und minores; erstere Beiden erhielten 24.000 Thaler, die übrigen 12 bis 16,000 Thaler jährlich. Als Gottlieb von der grauenvollen Zerstörung Magdeburgs durch Tilly Kenntniß erlangte, betrachtete er mit stiller Ehrfurcht das Giebelhaus auf dem breiten Wege mit der einfachen Inschrift: „Gedenke des 10. Mai 1631.“ — L. Schmidt, Regisseur des Magdeburger Theaters, schrieb ein Stück „Der Sturm von Magdeburg“, welches jährlich am 10. Mai gegeben wurde und einen außerordentlichen Beifall erntete. Man führte es gewöhnlich sechs bis acht Tage hinter einander auf, und die Landleute kamen meilenweit her, das Drama zu sehen. Am Schluß desselben wurden die im Dom Geretteten vom Prediger Backius Tilly übergeben und dazu auch von der Straße Kinder gerufen, sich der Gruppe anzuschließen. Beglückt zu diesen zu gehören, harrte Gottlieb von 5 bis 9 Uhr vor dem Hause, bis der alte Theaterdiener Zickner mit den Worten: „Na nu is et Zeit aus dem Dom zu kommen“ das ungeduldige Häuflein durch eine Hinterthür auf das Theater schob, und Backius seine lateinische Rede mit dem: Fuimus Troës et fuit Ilium ingens gloriae Parthenopis u. s. w. anhub.

Die gute Frau Eichler starb; ein schmerzlicher Wendepunkt. Friederike, der Pension verlustig, mußte sich durch Handarbeit kümmerlich ernähren, und die Mutter nahm nun unseren Romantiker ganz zu sich, um durch Waschen in und außer dem Hause sich und ihn nothdürftig durchzubringen. Die freundlichen Gebrüder Schirmer waren zerstreut und in ernste Berufsgeschäfte getreten. Mutter und Söhnlein zogen in eine bescheidene fast ärmliche Wohnung, die gegen die bisherigen wohlhäbig möblirten Räume sehr abstach. Gottlieb fühlte zum erstenmale Dürftigkeit, die Vorläuferin der Armuth, des Mangels. Mit dem leichten Sinn der Jugend verschmerzte er bald, trotz mancher Entbehrung, diese plötzliche Glückswendung. Neue Wohnung, neue Gespiele, und unter diesen besonders solche, bei deren Eltern Schauspieler wohnten. Auch lag das Theater in der Nähe, und die Aussicht, so oft als nur möglich zu Proben und Vorstellung zu gelangen, war höchst verführerisch. Er trug Abends die Garderobe von Schauspielern in's Theater. Mit dem Korbe, auf dem ein mit Straußfedern geschmücktes Barett lag, das altdeutsche Schwert in der Rechten, schritt er kühn als Diener des Herrn Schönhuth, so hieß sein Beschützer, an den Logenaufsehern vorüber und verlor sich, nach Ablieferung der Sachen, in die oberen Bühnenregionen, wurde nicht selten aber von dem groben Theatermeister Heinemann erspäht und aller Hinweisung auf geleistete Dienste ungeachtet aus den Kunsthallen wieder hinaus gemaßregelt. Verspürte der Edle aber etwa mehr als sonst Durst, so daß er den Knaben als Boten für eine Flasche Altbier gebrauchen konnte, dann war gewonnenes Spiel; unter schwerer Androhung durfte er sich auf die sogenannte Walzengallerie (die obersten Seitengänge der Bühne) verfügen, und knieend schwelgte er, den Darstellern meist auf die Köpfe blickend, in dem Stücke. Oefter, wenn das Bitterbier seinem Tyrannen in die Krone gestiegen, vergaß er trotz aller Bitten und Erinnerungen Ganymeds dessen Dienstbeflissenheit und jagte ihn fort. Dann wartete der Verstoßene vor dem Schauspielhause bis an's Ende der Vorstellung und folgte den Musensöhnen, die in Mäntel gehüllt das Theater verließen, mit andächtiger Verehrung vor deren Wohnung, bis Licht in ihren Zimmern erschien. Wurden Statistenkinder gebraucht, so war er meist dabei. Z. B. im Donauweibchen war er eine der Pagoden, die dem Zechmeister Kaspar Larifari das Schwert mit dem Fuchsschwanz tiefsinnig singend darbringen: „Larifari tschi, titschi tatschi, ti u. s. w. und den poetischen Versen:

Hier dieses Zauberschwert weiht dich zu Thaten ein,
Erkämpfe Ruhm und Ehr', dann wirst du glücklich sein!

Sämmtlich in kleine Rüstungen gesteckt, auf den Häuptern große papperne Helme, waren sie selig, und Gottlieb fühlte mit Stolz, daß in einem dieser ihm angemessenen Anzüge sein Name geschrieben stand. Die Wangen mit Kugellack geröthet, verwegen einen mit angebranntem Korkstöpsel gemalten Schnurrbart tragend, so schritt er im Gefühl seiner Würde nach Haus; wurde leider jedoch von seiner frommen Mama, die das Komödienthum für Teufelsspuk erklärte, mit einigen Backenstreichen aus seiner Kunsthöhe auf die Erde geleitet, und ihm bei Strafe jede Wiederholung verboten. Wie oft mußte die Gute ihr Gebot erneuen! Eine ungemessene Lectüre alter Schauspiele und Romane hielt seine jugendliche Phantasie in Spannung, und alle Unterhaltungen und Knabenspiele zeugten von dieser Richtung. 1800 wohnte Gottlieb noch mit seiner Mutter auf dem Markte der mit Posaunenklang und 101 Kanonenschüssen begleiteten, erhebenden Begrüßung des neuen Jahrhunderts bei, bis eine gewaltsame Unterbrechung ihn grausam in eine gänzlich fremde Bahn warf. In Folge anstrengender Arbeit erkrankte seine Mutter am Nervenfieber; auch er. Die Armenverwaltung schritt ein und schaffte Beide in's städtische Krankenhaus. Während er im heftigsten Fieber lag, starb seine Mutter, wurde begraben, und als er zum neuen Dasein erwachte, war Gottlieb eine Waise. Die wenigen Habseligkeiten hatte das Krankenhaus für Verpflegung genommen, und er wurde dem Waisenhaus überliefert. Welch tiefschneidender Widerspruch begegnete hier seiner feineren Richtung, Denk- und Empfindungsweise! Er fühlte sich recht unglücklich und verlassen in der großen, der ärmsten und niedrigsten Volksklasse angehörigen Zahl seiner Hausgenossen. Der Unterricht umfaßte Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen und etwas deutsche Sprache; auf den Tag kamen nahe an drei Stunden, die genügend für Knaben, die zu Handwerkern, für Mädchen, die zu Dienstboten bestimmt, erschienen. Das unter einer Verwaltung vereinigte Kranken-, Waisen- und Armenhaus, von der Stadt sehr dürftig dotirt, mußte theilweise durch Arbeit der Zöglinge unterhalten werden. Die Mädchen, mit Einschluß der erforderlichen Hausarbeiten nach Alter und Kräften, nähten und spannen, die Knaben spannen von Wolle am großen Rade für Tuchmacher; die schwächeren kratzten rohe Wolle für das Spinnrad. Auch Gottlieb, bei Strafe körperlicher Züchtigung, hatte täglich ½ bis ¾ Pfund zu liefern. Trostlose Arbeit, trübe schwere Stunden und Tage! Im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr gab eine Glocke das Zeichen zum Aufstehen. Von dem drei Treppen hohen Schlafsaal ging's leicht bekleidet auf den Hof, wo Jeder ein Stückchen schwarze Seife mit einem hölzernen Löffel in die Hand gedrückt erhielt, in einem langen mit Wasser aus dem Brunnen (Sommers wie Winters) gefüllten Troge sich Hände und Gesicht wusch, dann zwei Treppen hinauf zu dem von Allen gebrauchten Handtuch eilte. Nun erwartete sie der alte Spinnmeister Kreyenberg am Ende des Saals, jedem sein Pensum Wolle zuwiegend, und das Rad fing an zu schnurren. Bis 8 Uhr ward gefastet; dann kam in einem mächtigen Korbe das Frühstück, eine Schelbe Schwarzbrod, die mit Begier verzehrt wurde. Von 9 bis 11 war Schule. Hierauf rief eine Glocke zum spärlichen Mittagsmahle, das wie es die Jahreszeit brachte, aus Kohlrüben, Mohrrüben, Weißkohl mit Kartoffeln, Graupen, Erbsen, Linsen Bohnen und Aehnlichem bestand. Fleisch sah man nur Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Butter zum Brod oder Bier waren unbekannte Dinge; Wasser das herrschende Getränk. Zwei Monate unterbrachen glorienhaft jedes sich trübe und melancho-

liche abspinnende Jahr *). Der erste Moment war im hohen Sommer das von reichen Wohlthätern des Waisenhauses veranstalte Kinderfest.

Dem fleißigsten und geschicktesten Knaben ward eine vom Lehrer verfaßte Dankrede einstudirt, die derselbe am Festtage nach dem Essen zu halten hatte. Zwei Jahre ertheilte man unserm Gottlieb diese Ehre. Früh Morgens zog die gesammte Waisenschaar paarweise unter dem Absingen von Kirchenliedern durch die Stadt zum Thore hinaus, dem duftig grünen Walde im Rothenseer Busche zu. Lange Tafeln mit in die Erde gerammten Bänken standen zum Empfang bereit. Außer den mildthätigen Bürgerinnen steuerten die Bäcker Kuchen und Milch bei, die Brauer Bier, die Fleischer Braten, die Kaufleute mit rothem Zucker bestreuten Reis und Backpflaumen, ja sogar ein Glas Wein spendete man jedem Kinde. Nach dem Frühstück wurde die Zeit spielend verbracht bis zum Mittagsschmause, dem ein Gebet voranging. Der Magdeburger Breihahn floß reichlich und in hellem Jubel schmausten die verwais'ten Zöglinge. Ein Dankgebet und ein geistlich Lied schlossen das Mahl. Der feierliche Redeakt nahte, in dem auch Gottlieb einmal siegte. Der Sprecher, am linken Arm ein Bouquet mit rosa Atlasschleifen, oft auch ein seidenes Ordensband über der Schulter, ebenfalls eine Damenspende, bestieg eine der Tafeln und sprach seine wohl eingelernte Rede, anfangs zitternd, dann immer dreister und freier, bis ihn zum Schluß allgemeiner Beifallszuruf belohnte. Im reichsten Maße fielen ihm Geldgeschenke zu, theils ihm in die Hand gedrückt, theils in seine Taschen gesteckt, die dann freilich von dem Lehrer oder Hausvater abgenommen, bis zu seiner Confirmation und Eintritt in das bürgerliche Leben verwahrt wurden. Nachmittags wurde abermals Kuchen und Milch gereicht; Abends Butterbrod mit den Bratenresten, und um 9 Uhr bei sinkender Sonne wanderte das heitere Häuflein heim zu seiner düsteren Behausung. — Der zweite freundliche Moment war der sogenannte Umgang, welchen an drei auf einander folgenden Tagen die ganze Bevölkerung des Armen- und Waisenhauses durch alle Reviere der Stadt, selbst der Vorstädte, machte. Die kleinsten Kinder, zwei zu zwei, eröffneten den unabsehbaren Zug, voran die Mädchen, dann die Knaben, endlich die Frauen und zuletzt die Männer, alle in ein dunkelbraunes Wollenzeug gekleidet, auf dem linken Arm ein zinnernes Schild mit den Buchstaben A. H. Zur Seite des Zuges gingen Männer mit Büchsen an langen Stäben, um Almosen einzusammeln. Auch schenkte man den Kindern wie den älteren Leuten hie und da Dreier und Pfennige, bei Bäckern Semmeln und Obst, nach Bestimmung der milden Gaben. Diese Wanderung beendete ein Dankgebet auf dem geräumigen Waisenhaushofe, wozu viele Armenfreunde sich einfanden und in aufgestellten Becken wohlthätig der Unglücklichen gedachten. — 1804 wurde Gottlieb confirmirt. Die Einsegnung wie der erste Genuß des Abendmahls fanden in der Waisenhauskirche statt. Die Knaben waren der Haussitte gemäß, ganz in Hellblau uniformirt: hellblauer Frack, Weste, kurze Hosen, hellblau wollene Strümpfe, Schuhe mit großen Zinnschnallen, gelb baumwollenes Halstuch, runder Filzhut, das Haar gepudert. Tags darauf, mit zwei neuen Hemden, einer gestreiften Drillhose, Weste und hellblauer Jacke, einem blau und weiß gewürfelten Taschentuche, Bibel und Gesangbuch versehen, verließen sie ihr bisheriges Asyl, um zu irgend einem Meister in die Lehre zu treten. Für unseren schwächlichen Gottlieb hatte sich nur ein deutscher Beutler (Handschuhmacher) gefunden; die gewünschte Stelle bei einem Buchbinder wurde ihm von einem anderen Knaben weggefischt. Das Geschick zur Erlernung der neuen Handthierung war bei der fehlenden Lust gering und über die Anfertigung bunter Lederbälle und einer einzigen ledernen Kinderhose, deren Näthe mangelhaft genug ausgefallen sein sollen, hat er es nicht hinausgebracht. Auch war Schmalhans Küchenmeister bei dem jungen dürftigen Anfänger. Gottlieb's Sonntage glänzten als Lichtblicke dieser kurzen Prüfungszeit. Dann stolzirte er in dem bessern, durch seine Rednertalente erworbenen Anzuge.

(Schluß folgt.)

*) Einer der Vorsteher des Hauses, ein begüterter Kaufmann, in dessen Wohnung Gottlieb öfter als Schul- und Spielkamerad seiner Söhne gewesen, erkannte ihn bei einer Inspizirung der Knaben unter diesen wieder und fragte ihn, wie er hiehergekommen. Als er die nähern Umstände erfuhr, auch hörte, daß er sich gut und ordentlich führe, so befahl er ihm jeden Sonntag Mittag bei ihm zu essen. Mit freudigem Danke nahm er diese Güte an und pilgerte in seinem braunen Waisenanzuge jeden Sonntag zu den Fleischtöpfen Egyptens. Allein die sechstägig magere Kost hatte seinen Magen für die siebente opulente Mahlzeit, die von der guten Hausfrau seines Wohlthäters in Fülle ihm gereicht wurde, unzugänglich gemacht, und er konnte sie nie ganz bewältigen; obwohl die strenge Sitte des Hausherrn wollte, daß jeder Teller rein abgegessen werden sollte. Das Glück hatte ihn eines Sonntags, wo der Familientisch durch Gäste reichlicher als gewöhnlich besetzt war, an ein Plätzchen allein gebracht, mit dem Rücken gegen die Anwesenden. Die Suppe mit den Klößen war vertilgt, das Rindfleisch desgleichen. Ein mächtiger Teller mit grünen Schneidebohnen, nebst einem Riesenstück Hammelbraten erschien. Er fühlte die Unmöglichkeit alles zu bezwingen, verzehrte den leckeren Braten und war vollständig satt — wohin aber mit den Bohnen? In der Todesangst drückte er die fette Brühe von denselben ab, nahm sein kleines Taschentuch vorsichtig heraus und wickelte sämmtliche Bohnen hinein, schob sie leise in die Tasche seiner Jacke, leerte das Glas Wein und schob sich nach der „gesegneten Mahlzeit“ rückwärts zur Thüre hinaus. Hinter der Rathswage das Taschentuch seines Inhalts enthebend, eilte er aufathmend zu den harrenden Freunden, denen er sein Abenteuer erzählte.

° Die Stedinger.

Fragment aus einem unvollendeten Epos.

Von Hermann Allmers.

Der Frühling kam, der Winter zerrann.
Des Kaisers Acht und der Kirche Bann
Lasten nun auf dem Stedingerlande;
Gelöst sind alle heiligen Bande,
Die Kirchen sind alle des Schmucks beraubt,
Die heil'ge Taufe netzt kein Haupt,
Den Liebenden segnet Keiner die Händ',
Die Sterbenden labt kein Sacrament,
Die Glocken haben ausgeklungen,
Keine Messe wird mehr gesungen,
Keiner Orgel Töne wogen. —
Der letzte Priester ist fortgezogen.

Der Frühling nur trotz Bann und Acht,
Er kam zurück in alter Pracht,
Mit Sonnenglanz und linder Luft,
Mit Wiesengrün und Blüthenduft,
Mit Lerchenjubel hoch im Blauen,
Mit Lämmertanz im Grün der Auen;
Und nah und fern und weit und breit
Ist Alles Lust und Freudigkeit,
Und Alles lacht und Alles spricht:
„Der Himmel zürnt dem Lande nicht.“

Kennt ihr die alte Kirche zu Berne?
Man sieht den Thurm in weiter Ferne
Schlank und stolz aus der Ebne ragen;
Dort im dämmrigen Raume tagen
Heute die Mannen vom Stedingerland
Und sie, die Osterstade gesandt,
Sich zu berathen und zu bereiten
Für die nahenden schweren Zeiten.

Wohl über tausend ist ihre Zahl,
Die Kirche fasset sie nicht zumal;
Da stehn sie voll Ruhe, dichtgeschaart,
Mit blauen Augen und blondem Bart,
Mit rundem Hute, im schlichten Wamms,
Die freien Männer des Friesenstamms,

Die trotzigen Jungen, die würdigen Alten,
Mächtige, hohe, gewalt'ge Gestalten;
Man sieht's aus ihren treuherzigen Zügen,
Die können nicht heucheln, die können nicht lügen,
Es steht geschrieben in jedem Gesicht:
„Unsre Freiheit, die lassen wir nicht."

Das Murmeln der Menge verstummt; ganz still
Ist Alles nun, denn reden will
Der alte Bolke von Bardenfleth.
Anzusehn wie ein Prophet,
So stand in weißem, wallendem Haar
Der Alte dort am Hochaltar;
Und nun begann er: „Höret mi an,
All ji Friesen, Mann for Mann!
Wenn wi ok Alle sünd in'n Bann,
Wenn uns de Papen ok verleten,
So moten wi doch nich God vergeten.
Darum an dissen wichtigen Dag
Elk en von uns wohl beden mag,
Dat God uns schenke syne Gnade
Un finen Segen to unsen Rade
Und mag bewahren for alle Not
Unse lewe Land un all unse Got.
Nehmt af den Hot und folet de Hann,
God im Himmel, de hört jo an. —"

Also sprach Bolke von Bardenfleth,
Und Jeder thät ein still Gebet;
Als ob die Kirche öd' und leer,
So still, so lautlos ist's umher,
Nur draußen hört man Lerchen singen,
Und ihre frischen Lieder dringen
Hell mit der Sonne goldigem Schein
Ins dämmrige Gotteshaus hinein.
Dann spricht der Alte: „Amen, Amen!
Nu fanget an in Goddes Namen!"

Jetzt aus der Menge im hohen Chor
Dringt eine Stimme laut hervor:
„Nu moten wi enen vernunftigen Olen
Erkesen, de da mag Ordnung holen
Bi unsen Rade, un ik wet
Kenen betern als Bolke von Bardenfleth."

Da rief Alles, erwählend ihn:
„De un ken Anrer mot dat syn!"

Und auf die Stufen des Hochaltars
Trat nun ein Zweiter, Dettmar war's,
Gemeiniglich tom Dyk genannt,
Weil dessen Haus am Deiche stand.
Der hatte schon seit manchen Jahren
Als Schiffer kühn das Meer befahren;
Von des Nordens Eis zu des Südens Gluth
Hatt' er geführt sein Steuer gut;
Von des Südens Gluth zu des Nordens Eise
Hatt' er gethan schon manche Reise;
Doch über Alles blieb ihm werth
Das Heimathland und der Heimath-Heerd.
Kraus war sein Bart, braun seine Wang',
Voll Ernst sein Blick, voll Trotz sein Gang,
Nicht nur das Ruder konnt' er rühren,
Auch Schwert und Speer wußt' er zu führen;
Genug, das sah man gleich ihm an,
Das war ein prächt'ger Friesenmann.

Der sprach zu ihnen: „Hört mi to,
Grad ist't twe Jahr nu, als min Fro
Dat hill'ge Abendmahl wull nehmen,
Un als de dicke Pap' ut Bremen,
Ji weten et All, de gierige Hund,
Ehr dat Bichtgeld stek in den Mund,
Wat ehm gewiß to wenig wer,
De Papen de wöllt ummer mehr.

Dat makede nu ehr Hart so swar,
Se keem to mi un weende gar,
Se schmeet sik dal, se wrung de Hann,
Se reep: O wat'n Schimp un Schann!
Aber ick seg to min Fro:
Sy doch man still un ween nich so!
Den Papen schall de Düwel halen,
Ick will selber hen un ehm betalen.

Geseggt, gedahn. De Pap de seet
Grad achtern vullen Disch un freet.
Ick segg nicks Anners as: Du Hund!
Een Slag, da leg he an den Grund;
Grad in de Dunnje har ick drapen,
Nun kunn de Kerl to Middag slapen.

Nu aber was de Bischop dull,
Har swaren, datt ick starwen schull,
He wull mi laten gefangen nehmen,
He wull mi laten hangen to Bremen,
Doch All Ji hefft beschutzt min Lewen,
Da mußede de Bischop sik wol gewen.
Als ick, so harr'n ji All jo dahn
Un so'nen Kerl to Grunde slan.

Dat het us brocht in Bann un Acht,
Un de Bischop drauet mit groter Macht;
Un de Pawst lett in allen Landen verkunden,
Dat Jeden vergewen sund sine Sunden,
Dat Jeder de Seligkeit schall erwarwen,
De mit helpet unse lewe Land to verdarwen.
Doch de Pawst, dat seh' wi nu hell un klar,
Is en Minsch as wi All, dat is ovenbar.
Sunst kunn de Bischop ehm nich so bedregen,
Nich so verföhren, nich so belegen,
Dat wi syn Heiden Mann for Mann,
Ene ole Lleze beden wi an,
Un wat des dummen Tüges noch mehr,
Wenn de Pawst wat Annres un Högeres wer.

Un vele Grawen un Ridders dohn kamen
In korter Tid in Bremen tosamen,
Un de Bischop de het ok vele Macht,
Drum moten wi syn up unse Wacht.

Nu is min Rad vor allen Dingen,
Un God mag laten dat gelingen:
Int Norden un Süden, all wi Frisen,
Wi moten nu den Bischop wisen,
Dat wi instat Mann for Mann,
Denn dat geiht all de Frisen an
Binnen im Lande oder buten,
Wi moten en grotet Bundniß sluten,
Wi mögen wahnen an de Wesserkant
Oder ok in Wangerland;
Rustringer un Brockmer alltomal,
Würder un Wurster noch so wit hendal,
Wat wi ok hebben mögen for Namen,
Alle wi moten holen tosamen;
Wi sund en Volk, wi sund en Blod,
Unse Freheit is unse beste Got,
Un lat wi us de Freheit roben,
Is Alles fort; dat is min Globen."

Da rief ihm Alles jubelnd zu:
„So mot et syn! ja, Recht hest du!
Wi moten den Bischop lehren un wisen,
Dat wi noch sund de olen Frisen
Is unse Freheit fort, is Alles fort;
Lewer dod as Sklav, dat is unse Wort!"

So riefen sie laut, so riefen sie Alle,
Und es dröhnte und hallte die Kirchenhalle.

Bad Driburg und Graf Sierstorpff.

* In den illustrirten Monatsheften von Westermann, die sich durch eine Fülle trefflichen Stoffs auszeichnen, finden wir Streifereien durch Westfalen von Levin Schücking, denen wir einen Abschnitt zu entlehnen uns erlauben. Der Verfasser schreibt: Die westfälische Eisenbahn hatte mich von Kassel her, wo ein schauerliches Novemberwetter die Pfingstfreuden verweht hatte, und wo das Spielen der großen Wasserwerke auf Wilhelmshöhe durch die geöffneten Schleusen des Himmels persiflirt worden war, nach einer Station gebracht, welche den unromantischen Namen Buke führt, und für ihre freudenlose Existenz auf einer ziemlich öde und wüst aussehenden Hochebene sich mit Zukunftsträumen trösten muß. „Denn einst wird kommen der Tag“, wo hier eine nach Kreiensen führende Eisenbahn ostwärts sich abzweigen und dann eine fast schnurgrade Verkehrsstraße zwischen Preußens westlichen Provinzen und Magdeburg, Berlin u. s. w. bilden wird.

Die stillen Wälder, durch welche der Postwagen mich nach dem Badeorte Driburg brachte, mußte ich mit den Geschichten und Bildern beleben, welche meine eigenen Träume mir zuführten. Der Weg ist in der That sehr hübsch, namentlich von dem Punkte an, wo sich eine weite Aussicht auf das ganze schöne, von Waldbergen umkränzte Thal von Driburg öffnet, in dessen Tiefe das Städtchen und, eine Strecke weit davon, zur Rechten, die Badegebäude liegen. Eine jäh abfallende Bergseite hinunter wendet sich dann die Chaussee in kunstreich angelegten Schlangenlinien. Endlich erreicht man den Ort und das Postgebäude, aus dessen zweitem Stock man hinter dem Hause in den hübsch angelegten Garten tritt, den die Gesellschaften der Badegäste beleben, und den man nur zu verlassen braucht, um sich nach wenig Schritten in der schönen, breiten, vierzeiligen Lindenallee zu befinden, welche zu dem Sierstorpff'schen Gute führt. Dies Gut nämlich bildet zugleich die Badeanstalt; rechts und links zu beiden Seiten der Alleen ziehen sich in zwei Reihen die großen freundlichen und umfangreichen Logirhäuser, Badehäuser, Promenadenhallen und Gebäude der Verwaltung hin; die Wohnung der gräflichen Herrschaft schließt sich im selben Stile zuletzt der Reihe an; und nun öffnet sich die breite Straße, wenn man die beiden Gebäudereihen so nennen will, auf einen hübschen Park, der sich in einem engen romantischen Thale zwischen steilen, mit prachtvollen Fichtenbeständen bedeckten Bergwänden verliert.

Die Quelle sprudelt sehr reich, in einer neuen Fassung, hinter der „Wandelhalle“ ihr eisenhaltiges Wasser aus — sie gewährt den stets häufiger aufgesuchten Heiltrank gegen die specifische Krankheit unserer Zeit; denn bekanntlich hat der Gott, „der Eisen wachsen ließ und keine Knechte wollte“, das Eisen ganz vorzugsweise spärlich in den Blutbestandtheilen wachsen lassen, welche die Adern der gegenwärtigen Generation füllen, und hat sie nach Ernst Moritz Arndt's Princip mithin politisch nicht ganz verantwortlich gemacht.

Driburg verdankt seine Existenz und seine Badeanlagen dem im Jahre 1842, in einem Lebensalter von zweiundneunzig Jahren verstorbenen Grafen Sierstorpff, einem Manne von merkwürdiger geistiger Regsamkeit, der seiner Zeit in weiteren Kreisen durch sein Zerwürfniß mit dem Herzog Karl von Braunschweig bekannt wurde. Er war Oberjägermeister in braunschweigischen Diensten, wurde von dem Herzoge dieser Würde entsetzt und gewann siegreich einen beim Bundestage wider den gewaltthätigen Herrn anhängig gemachten Proceß. Jenes Zerwürfniß hatte aber zur Folge, daß Sierstorpff Braunschweig verließ, wodurch seine, mit ausgezeichnetem Kunstsinn gesammelte Gemäldegalerie später nach Driburg kam. — Ein in dem herrschaftlichen Gebäude aufgestellter großer und höchst elegant gearbeiteter Tubus, den der gräfliche Herr mit eigenen Händen gemacht hat, zeugt von seinen Kenntnissen und von seinen mechanischen Talenten. Die Sierstorpff sind überhaupt ein Geschlecht, welches sich mit merkwürdiger Energie rasch vom untersten Bürgerstande heraufgearbeitet hat. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts kam ein Hamacher (Faßbinder), Meister Franz Franken, aus dem Dorfe Siersdorf in die heilige Stadt Köln, siedelte sich hier an und erwarb sich die Mittel, seinen ältesten Sohn studiren und geistlich werden zu lassen; dieser geistliche Herr brachte es bis zum bürgerlichen Domherrn, 1626, ließ seinen jüngern Bruder Jura studiren und verschaffte ihm die Hand der Tochter eines Kölnischen Bürgermeisters. Damit waren dem jungen Doctor der Rechte die Thore zu allen Ehren geöffnet — der Hamachersohn wurde Syndicus der freien Reichsstadt und nahm den Namen Franken-Sierstorpff an. Sein ältester Sohn wurde mit der Würde eines Stadtgrafen von Köln bekleidet und in den Adelstand erhoben (1700). Von des Stadtgrafen Söhnen wurde der älteste in den Reichsfreiherrnstand erhoben; ein zweiter wurde Bischof von Antwerpen, ein anderer Canzler zu Hildesheim, und dessen Enkel, unser braunschweigischer Oberjägermeister, mit dem Grafenstande begnadigt. So sehen wir beinahe eine jede Generation um eine Staffel höher sich erheben.

Jener Bischof von Antwerpen war ein Sammler von Gemälden, und da aus seiner Erbschaft ein höchst merkwürdiges und musterhaftes Werk der Kunst nebst mehreren andern Stücken sich auf den braunschweigischen Großneffen vererbte, so wurde in diesem ebenfalls der Sammeleifer entzündet und er wurde Schöpfer der kleinen, jedoch ganz ausgezeichneten Galerie, welche nur 200 Nummern, aber beinahe eben so viele Perlen der Kunst umfassend, die Hauptmerkwürdigkeit von Driburg ist. Kenner, welche die vier Gemächer im obern Stock des Sierstorpff'schen Hauses durchschreiten, werden gewiß in hohem Grade überrascht sein über die ungeahnte Welt von Schönheit, die, von Künstlerhänden offenbart, sie hier in einem stillen westfälischen Bergthale umgiebt. (Die Sammlung ist vor einigen Jahren im Sonntagsblatte durch Dr. Brück geschildert worden).

Was den Driburger Heilbrunnen angeht, so hat C. W. Hufeland in seinem Journal 1824 über ihn geschrieben: „Driburg gehört nebst Pyrmont zu den ersten Stahlbädern unseres Vaterlandes, ja unseres Welttheils, und beide werden es ewig bleiben, die Moden mögen wechseln wie sie wollen. Driburg ist das einzige Stahlwasser, was mit Pyrmont in eine Reihe gehört und einen Vergleich mit ihm aushalten kann; ja es giebt Fälle, wo die geistige und salinische Natur desselben seine Wirksamkeit noch erhöht und ihm Vorzüge giebt.“ — Im Sommer 1859 hat Professor Wiggers in Göttingen nach derselben Methode, wie er früher das Pyrmonter Wasser untersuchte, die Driburger Quelle einer chemischen Analyse unterworfen und das Resultat erhalten, daß letztere an Eisengehalt sowohl wie an dem als Beihülfe des Eisens für anämische Leiden empfohlenen Manganoxydul reicher als Pyrmont ist. Therapeutisch bedeutsam wird auch der Mehrgehalt der sogenannten auflösenden Salze im Driburger Wasser sein, das schwefelsaure Natron, welches im Pyrmonter gänzlich fehlt, und der Mehrgehalt Driburgs an schwefelsaurer Magnesia. Ueber dieses Alles findet der Leidende, der den Badeort zu besuchen gedenkt, gründlichen Aufschluß in den Schriften des wackern Brunnenarztes, des Medicinalrathes Dr. Brück, namentlich in seinem Taschenbuch für die Curgäste Driburgs (dritte Auflage, Osnabrück 1859).

Kunst und Literatur.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Ferdinands von Schill Zug und Tod im Jahre 1809. Zur Erinnerung an den Helden und an die Kampfgenossen. Von G. Bärsch. — John Paul Jones. Biographischer Roman. 2 Bde. Von St. Grabowski. — Die Geusen. Epische Dichtung. Von J. L. K. J. Seyffardt. — Neue Weisen. Von J. von Soest. — An allen Orten. Von O. Rostoski. — Dichtungen von Th. Witting. — Aus England. Studien und Briefe über Londoner Theater, Kunst und Presse. Von Theodor Fontane. — Henriette Sonntag. Künstlerlebens Anfänge in Federzeichnungen. 2 Thle. Von J. Gundling. — Angelika Kaufmann. Ein historischer Roman. 2 Bde.

* Abermals ist eine deutsche Uebersetzung der Antigone des Sophokles, von J. Zastra, erschienen.

* In Frankfurt a. M. starb vor einigen Tagen der bekannte Philosoph Arthur Schopenhauer im Alter von 73 Jahren am Lungenschlage.

* Das Oratorium „Jephta und seine Tochter" von Reinthaler ist in Chemnitz zur Aufführung gekommen.

* Zur Don Juan-Literatur. Den in Wien erscheinenden „Recensionen und Mittheilungen über Theater und Musik" entlehnen wir die folgenden Bemerkungen von Dr. Leopold von Sonnleithner: Otto Jahn bemüht sich im vierten Theile seines Werkes, die Entstehung, Ausbildung und Benützung der Don Juan-Sage durch Aufzählung, Prüfung und Vergleichung der bezüglichen dichterischen und musikalischen Arbeiten anschaulich zu machen, und hiedurch den Standpunkt festzustellen, von welchem aus die Leistungen Da Ponte's und Mozart's zu beurtheilen sind. Mit höchst dankenswerther Treue zählt er von Tirso de Molina herauf bis zu Moliere, Goldoni und deren Nachahmern die verschiedenen Bearbeitungen auf, indem er zugleich den wesentlichen Inhalt derselben und dessen Verschiedenheiten angiebt, um daraus nachzuweisen, wie Da Ponte zwar nicht viel Neues erfunden, aber aus den Vorarbeiten die interessantesten für die Musik geeigneten Situationen mit Geschmack und richtigem Takte ausgewählt, selbe geschickt verbunden, und in gut singbare Verse gekleidet hat. Unter den neuesten Bearbeitungen führt Jahn insbesondere auch die etwa zehn Jahre vor Mozart's „Don Giovanni" bereits in Prag aufgeführte Oper: „Il convitato di pietra" mit Musik von Vincenzo Righini, und eine von Gazzaniga componirte gleichnamige Oper, die 1788 in Bergamo und in Rom gegeben wurde. Von Letzterer vermuthet er, daß ihr das Libretto Da Ponte's zum Grunde lag; er war jedoch nicht im Stande die Partitur aufzufinden. Eine Vergleichung des Gazzaniga'schen Werkes mit Mozart's Meisteroper dürfte aber um so interessanter sein, als diese beiden Werke gleichzeitig entstanden, und Gazzaniga's „Convitato" noch 1789 in Mailand, 1791 in Paris und 1792 in London gegeben wurde, wo Da Ponte sich vergebens bemüht hatte, Mozart's Composition den Vorzug zu verschaffen. Der Verfasser des Artikels, dem durch eine lange Reihe von Jahren die Aufsicht über das Archiv der „Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates" anvertraut war, hat nun in diesem Archive eine (obgleich nicht ganz vollständige) Partitur der Gazzaniga'schen Oper vorgefunden. Bei der Vergleichung der Scenenreihe mit dem Textbuche Da Ponte's ist es sehr auffallend, daß der ungenannte Dichter von Gazzaniga's Oper keine einzige erhebliche Situation brachte, die nicht auch Da Ponte benützt hätte; daß die beobachtete Ordnung, abgesehen davon, daß Da Ponte's Handlung viel reicher erscheint, ganz die gleiche ist, und daß selbst der Wortsinn in einzelnen Scenen genau zusammentrifft. Es scheint fast, daß die beiden Textverfasser gleichzeitig einer derzeit nicht mehr vorliegenden anderweitigen Bearbeitung dieses Stoffes gefolgt seien; weil die Uebereinstimmung in den Einzelnheiten sonst kaum erklärbar wäre. Gazzaniga's Textbuch ist viel roher und unpoetischer als jenes Mozart's. Ganz angemessen diesem Unterschiede ist aber auch der bezügliche Werth der Musik. Obgleich hie und da, besonders in der Introduction, Gazzaniga in den Umrissen der Form, mit Mozart auffallend zusammentrifft, so hält doch das Ganze nicht im Entferntesten einen Vergleich aus. Die Composition Gazzaniga's ist eine Schablonenarbeit, wie sie dazumal in Italien allgemein üblich war; von höherer Charakteristik, von Originalität der Erfindung, von geistreicher Verwebung der Singstimmen, von interessanter Benützung des Orchesters ist darin keine Spur zu finden. Und dennoch war Josef Gazzaniga ein beliebter Tonsetzer, der in der Zeit von 1770 bis 1801 ungefähr dreißig Opern componirte, die großentheils mit günstigem Erfolge gegeben wurden. — Indessen hat die Nachwelt volle Gerechtigkeit geübt; von Gazzaniga wird keine Note mehr gespielt, selbst sein Name ist für das große Publikum verschollen.

* Das Hamburger Wochenblatt sagt: David Friedrich Strauß hat seinem Werke über „Ulrich von Hutten" einen dritten Band hinzugefügt, dessen Inhalt die Lebensgeschichte des Helden ergänzt, oder besser: klar und scharf beleuchtet. Er giebt uns nämlich eine Uebersetzung der berühmten Hutten'schen Gespräche. Die Anregung zu dieser überaus wirksamen Form der Gedankenentwickelung verdankte Hutten den Todtengesprächen Lucian's, die er in Bologna eifrig las und genoß. Eine bloße Nachahmung seines Vorbildes war ihm schon darum unmöglich, weil er die Absicht hatte, ein aufstrebendes Volk auf die rechte Bahn zu bringen; nicht, ein entartetes auf dem Wege des Verfalls zu verhöhnen. Es fehlt ihm nicht an Lucianischem Witz, aber er bringt einen frischen und tapferen Ton der Begeisterung als sein Eigenes mit. — Im Ganzen liegen uns hier zehn Gespräche vor. Die ersten fünf schrieb er im Jahre 1519 unter dem Eindruck der Disputation Luther's mit Eck, welcher in ihm, dem Humanisten, zuerst eine warme Theilnahme für die Wittenberger Reformation erweckte. Vier andere verfaßte er im folgenden Jahre, wo zugleich mit dem herbeigesehnten neuen Kaiser Karl die päpstliche Bannbulle gegen Luther in Deutschland anlangte, und wo die Aussicht auf den Reichstag zu Worms alle Gemüther in Spannung versetzte. Das zehnte Gespräch endlich, welches den Titel „Arminius" führt, ist erst nach Hutten's Tode im Druck erschienen. Es ist ein Denkmal für den ältesten deutschen Volkshelden, ohne Anspielung auf Zeiterscheinungen, während die übrigen neun aus dem Augenblick heraus geschrieben und auf lebendige Wirkung berechnet sind. Deutscher Sinn ist der stärkste Zug im Charakter Hutten's. Wenn er gegen die Römlinge wettert, so thut er es nicht bloß als Humanist, als Protestant, sondern vor allen Dingen als deutscher Patriot. Am heftigsten hat er die Pfaffen gegeißelt in dem Gespräch „Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit." Er sagt in der Vorrede: „Unsere Freiheit war gefesselt und von des Papstes Stricken gebunden; ich löse sie. Verbannt war die Wahrheit, verwiesen über die Garamanten und Inder hinaus; ich führe sie zurück. Einer solchen und so großen That mir bewußt, mache ich auf keine öffentliche Belohnung Anspruch. Das allein wünsche ich, daß, wenn mich Jemand darum verfolgen sollte, alle Guten die Vertheidigung meiner Sache übernehmen mögen. Das soll der Lohn dieser Arbeit sein." Die Verfolgung blieb nicht aus, und Hutten mußte bei seinem Freunde Franz von Sickingen eine Zuflucht suchen. Bedeutend sind zwei andere Dialogen („die Anschauenden" und „die Räuber"), weil sie vielseitiger sind und uns ein Gesammtbild des deutschen Lebens damaliger Zeit entwerfen. Auch bezeichnen sie Hutten's Standpunkt am deutlichsten. Er ist ein Ritter und ein Gelehrter; die freie menschliche Bildung und die edle männliche Thatkraft sind die beiden Pole seines Wesens. Damit ist der Werth, damit ist auch die Schranke seines Urtheils ausgedrückt. Er haßt nicht nur den weibischen unwissenden Mönch; auch der friedliche (feige) Bürger, der um (schnödes) Geld sich abmüht, ist ihm gründlich zuwider, und erscheint ihm stets von der unliebenswürdigsten Seite. Hutten's Ideal besteht aus zwei Wünschen, deren Widerspruch er nicht merkt: er begehrt den urdeutschen Naturzustand im Bunde mit hellenischer Geisteskultur und Gesittung.

* Man schreibt aus Hamburg: Die bei O. Meißner erschienenen „demokratischen Studien", herausgegeben von L. Walesrode, haben dem Verleger eine Vernehmung durch die Polizeibehörde zugezogen und zwar auf Veranlassung der hessen-darmstädtischen Regierung. Wegen zweier in dem Buche enthaltenen Aufsätze von Bamberger und Walesrode scheint gegen die Verfasser ein Criminal-Proceß wegen Majestäts-Beleidigung, Hochverraths und Angriffs auf das monarchische Princip erhoben zu sein oder erhoben werden zu sollen, und man bezüchtigt den Verleger der Theilhaberschaft. Bei der Vernehmung hat derselbe, was ja ohnedies nicht geläugnet werden konnte, seine Verlegerschaft des Buches eingeräumt, aber die von ihm verlangte Herausgabe des Manuscripts verweigert. Das Auffallende dabei ist, daß die Anklage von der hessen-darmstädtischen Regierung ausgeht, die nicht vorzugsweise angegriffen ist, während ein Aufsatz über Kurhessen allerdings sehr scharf ist. Nach dem Erscheinen des Buches war eine nach Paris bestimmte Anzahl von Exemplaren über Mainz gegangen, von der dortigen Polizeibehörde aber angehalten worden. Die Exemplare wurden jedoch nachher wieder frei gegeben.

* Bremen, 25. September. Die hiesige Bühne hat ihre Probevorstellungen beendet und das neue Abonnement gestern unter guten Aussichten begonnen. Die erste große Gesangsposse „Berliner Kinder" hat kein Glück gemacht, dagegen war der Versuch auf dem Gebiete des leichten feinen Lustspiels von Erfolg begleitet. Ein Stückchen nach dem Französischen „Ich werde mir den Major einladen", mit eleganter Keckheit gemacht, und ein Rührstück „Der Copist", in der Manier des „armen Poeten", jedoch etwas verständiger, fanden durch Frau Hoffmann und die Herren Fritsche und F. Schmitt Anklang, während eine ausgelassene und boshafte Persifflage des Pensionswesens, „Bei Wasser und Brot", sehr ergötzliche Unterhaltung bot. Die Oper hatte mit der „Lucia" und der dieselben darstellenden tragischen Primadonna Unglück, erholte sich am „Stradella" und will bei „Figaro's Hochzeit" und der „weißen Dame" ganz gesund werden. Das Schauspiel ist mir der „Elisabeth Charlotte" von Paul Heyse beschäftigt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redakteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 41. Bremen, 7. October. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Pauli's Bilder aus Alt-England.

Von G. Becker.

Auch wenn der Verfasser dieser Bilder aus Alt-England (Gotha, Perthes) nicht ein Bremer Kind wäre, wenn auch eins dieser Bilder nicht zuerst im Sonntagsblatte gestanden hätte (der hansische Stahlhof in London), es gäbe doch wohl mehr denn eine Nöthigung für uns dem Buche ein Wort der Besprechung zu widmen. Wir dürfen uns erlauben die Leser auf das zu verweisen, was wir vor einigen Wochen über Macaulay und die Form des Essay sagten. Pauli bietet uns einen äußerst günstigen Beleg zu unserer Auffassung. Da sind ernste, gelehrte Studien, aus denen das Buch erwachsen ist, da finden wir lebhafte, spannende Darstellung, die den Leser fesselt, da ist vor Allem das Geschick zu bewundern, mit dem der Verfasser aus dem reichen Schatze dessen, was er über England erforscht hat, eine Auswahl trifft.

Es ist dieser letzte Punkt vielleicht die glänzendste Seite des Buches. Weisen die „Preußischen Jahrbücher“ auf die Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit dem bekannten Werke von Freytag hin, so sind wir eher geneigt ungeachtet der Zusammengehörigkeit auf die Unterschiede zwischen beiden Büchern aufmerksam zu machen. Denn ist schon die Form des Essay bei uns Deutschen neu, so ist sie dies noch mehr bei einem fern abliegenden, fast unbekannten Gegenstande. Freytag kann in leichter, graziöser Weise eine interessante Skizze über Personen oder Sitten geben, die wir mehr oder weniger kennen; für ihn handelt es sich darum hier eine neue Seite aufzudecken, dort das Interesse überhaupt zu beleben; immer aber stehen wir zu dem, was er uns giebt, als Theilnehmende, Sympathisirende. Was aber kümmert sich das größere Publikum um Kleinigkeiten und innere Lebensregungen in England? Das ist gerade um desto mehr eine wohlaufzuwerfende Frage, je mehr das Buch von Freytag gelesen wird, je mehr also anzunehmen ist, daß den deutschen Lesern selbst auf bekanntem Gebiete Neues, Nichtgewußtes geboten wird. Sicherlich, traf Pauli hier nicht das Richtige, wählte er nicht so, daß wir auch zu dem Inhalte ein näheres Verhältniß haben konnten, oder — einen bestimmten Fall anzunehmen — gab er mehrere Skizzen wie die eine über Humfried von Glocester, so war bestimmt anzunehmen, daß sein Buch trotz großer Vorzüge ohne Eindruck und Anziehung blieb. Wissen wir es doch, daß gerade die feine Arbeit so oft eben ihrer Feinheit wegen wenig oder gar nicht anerkannt wird.

Pauli hat meist Gegenstände besprochen, die entweder in der Mitte liegen zwischen Deutschland und England oder ein so allgemeines Interesse haben, daß sie uns trotz England interessiren. Englands älteste Beziehungen zu Oesterreich und Preußen, Kaiser Ludwig IV. und Eduard III., König Heinrich V. und König Sigismund, der hansische Stahlhof in London gehen beide Völker gleich nahe an; auch der Aufsatz über das Parlament im vierzehnten Jahrhundert wendet sich an Leser beider Nationen. Aber ebenso richtig und sicher ist der Griff, wenn der Verfasser die Jungfrau von Orleans oder John Wiclif bespricht. Die Johanna ist den Deutschen fast viel bekannter als den Engländern und Franzosen, seitdem sie durch Schiller unsterblich geworden; und Wiclif, der ohnehin von selbst zu Vergleichungen mit der deutschen Reformation herausfordert, ist uns nur der Vorläufer von Luther, der eng mit ihm zusammengehört, über den ein Deutscher mit eben so viel Theilnahme liest, als Carlyle bei seinen Lesern über Luther voraussetzen konnte.

Wie sehr nun der Verfasser Herr über die von ihm gewählte Form ist, das springt sofort in die Augen, wenn man die Arbeiten Anderer über gleiche Stoffe neben die seinige hält. Nicht etwa Gneist's schweres und ernstes Buch über die englische Verfassung, wohl aber Hase's Aufsatz über die Jungfrau in den „Neuen Propheten.“ Wenn der Letztere einen Beweis für die Unschuld seiner Heldin führt, so begnügt sich Pauli damit ihr Leben zu erzählen. Aber wie zu erzählen? So, daß der Leser gar an die Möglichkeit der Schuld nicht denkt, so, daß das Bild ganz ungesucht in voller Reinheit und Schöne von selbst heraustritt.

Möge sich der Leser an der Lectüre des Buches erfreuen, wie wir es gethan haben.

---

* Johann Gottlieb Christian Weiß.

Von E. Gerber.

(Schluß.)

Nach wenigen Monaten mußte er dem Gewerbe entsagen. Am rechten Bein bildeten sich Knochenauftreibung und schmerzhafte Geschwülste. Eine Art von Knochenfraß zog ihm die Verkrüppelung am Mittelfinger der rechten Hand zu. Er wurde dem Krankenhause zur Heilung, die fünf Jahre währte, übergeben. Die Vorrichtungen der Wundärzte hier erregten in ihm ein besonderes Gefallen. Seine rege Phantasie, welche dem Geiste keine Ruhe gönnte, verlangte einen Gegenstand, dem er sich in Theilnahme und Eifer anschließen könne, und so wurde er durch kleine Handleistungen allmälig zum Gehilfen des Dr. Jüngling. Mit Aufmerksamkeit machte er in dessen Praxis chirurgische Studien, ließ sich von demselben unterweisen und fand eine entgegenkommende Bereitwilligkeit, die seine Lust zum Lernen unterstützte. Er wußte sich gleichzeitig verschiedene wissenschaftliche Werke physiologischen und anatomischen Inhalts zu verschaffen, durch deren Lektüre er sich theoretisch zu bilden suchte. Auf diese Weise — seine Bühnenneigung war fast verschwunden — hatte er sich als wilder Schößling selbständig auf einen ihm bis dahin ganz unbekannten Boden versetzt, in dem er vielleicht festere Wurzel geschlagen

haben würde, hätte nicht ein unerwarteter Schlag seine Chirurgen-Laufbahn beendet. Der im zugethane Dr. Jüngling war gestorben, und bei dem an dessen Stelle getretenen Dr. Bohlen verzögerte Weiß einst durch mangelhafte Handhabung der Instrumente die Operation um einige Secunden, so daß Bohlen sich in heftigem Zorn umwandte und mit einem Streich seine blutige Hand auf Gottliebs Wange zeichnete. Er verlor sein Amt und mußte als geheilt das Krankenhaus verlassen. Durch die Verwendung des Kaufmanns Sturm erhielt er eine Freistelle in dem vom ehrwürdigen Rector Funk geleiteten Domgymnasium, in das er im sechszehnten Jahre als Quintaner eintrat, um sich dadurch vielleicht künftig eine kleine Beamtenstelle zu erobern. Durch einige Freitische — oft lebte er den ganzen Tag von sechs Pfennigen — wenige Geldgeschenke und durch Stundengeben an kleine Kinder unterstützt, durchlief er, ohne die alten Sprachen zu berücksichtigen, binnen wenigen Jahren die ganze Schule. In den Freistunden, welche ihm neben der Arbeit blieben, entwickelte sich zuerst seine Neigung für den später von ihm ergriffenen Lebensberuf.

Der junge Domschüler hatte sich dem Zwang des Waisenhauses, das ihn zum zweitenmale aufgenommen, eigenmächtig entrückt und lebte, obschon kümmerlich, bei der Mutter seines Freundes Kramer. Im Verein mit diesem, den ebenfalls die Schauspielkunst begeisterte, und einigen Liebhabern gründete er beim Riemer Lange an der Ecke der Dreiengelstraße auf dem Boden in der Nähe des Schornsteins den ersten Musentempel. Zur Einweihung der papiernen Herrlichkeit wurde Hagemann's „Ludwig der Springer“ gewählt. Das Stück — Weiß spielte einen Thurmwächter von Giebichenstein — konnte aber wegen des zu schnellen Niederbrennens der Dreipfennigslichte nicht ausgespielt werden. Man entschloß sich zu kürzeren Lustspielen. Kotzebue's „Brandschatzung“ ward einstudirt. In Abwesenheit der zur Braunschweiger Messe gereisten Gesellschaft gab 1808 das Dessauer Hoftheater Vorstellungen. Ein Mitglied desselben, der siebenzehnjährige Karl Lebrün, hatte kaum von dem Liebhabertheater gehört, so kam er plötzlich mit seiner Papptoilette auf den Boden, um die Künstler — Weiß als Bürgermeister Klippfisch — zu schminken. Der jungen Domschüler bald ruchbar gewordenes Komödienspiel erregte bei den Lehrern Mißfallen; man drohte, besonders unserm Weiß, mit Verweisung. Es wurde fortgemimt. Als der Lehrer Wolf, Gottlieb's Gönner, sich einmal selbst von der Kunstgaukelei überzeugen wollte, führte man, abgesehen von frivoler Kotzebue'scher Waare, in größter Hast schlecht und recht Engel's „dankbaren Sohn“ auf. — Der Winter verjagte die Thespisjünger von dem allzu beschränkten Boden. Es wurde ein geheizter Saal gemiethet, eine Bühne aufgeschlagen, keck Entree genommen und mit Iffland's „Jägern“ (Weiß: Oberförster) angefangen. Mit Erfolg und Einnahme — der Zimmermann hatte gedroht, sie sämmtlich todt zu schlagen, würde er nicht bezahlt — wuchs der Muth, und der junge Kramer besaß, nach Abgang des Dessauer Theaters, sogar „die Frechheit“, bei dem Besitzer des Schauspielhauses, Regierungsrath Guischard, um Erlaubniß zu Vorstellungen zu bitten. Die Polizei, auf dies „theatralische Unwesen“ aufmerksam gemacht, verbot bei Strafe Eintrittsgeld zu nehmen, und die Freude fand ein schnelles Ende. Weiß drängte sich nun bei der damals in Magdeburg spielenden Gesellschaft, unter Direction von Günther und Gerstel, zu Statistenrollen. Ludwig Löwe (später der sogenannte Wiener Burglöwe), Schwager Günther's und mit Weiß befreundet, begann hier seine Theaterlaufbahn. Memmo (Abällino), Paul von Husch (Pagenstreiche) waren seine bedeutenderen Rollen. Ex ungue leonem! — 1809 gastirte Iffland am Stadttheater als Moliere's Geiziger, Gemmingen (der deutsche Hausvater), Langsam (Wirrwarr), Riemen (die Aussteuer), Dominique (Essighändler), Graf Savern (Fridolin); mit unsäglicher Mühe trieb Gottlieb das Geld für ein Gallerieplätzchen zusammen, um halb stehend, halb in der Luft schwebend, dieses seltene Schauspiel zu genießen. Stundenlang stand er vor der Wohnung Iffland's im weißen Schwan, um den Gefeierten nur einmal zu erblicken.

Die Weihnachtsferien von 1809 waren vorüber, und Weiß ging, seine trostlose Zukunft, die ihm kein auch noch so bescheidenes Brod zu versprechen schien, durchdenkend, am 2. Januar 1810 beim Wiederbeginn der Schule mit seinen Arbeiten unterm Arm auf dem beschneiten Domplatz. Was thun? Kühn beschloß er sein Geschick zu wenden. Schnurstracks begab er sich zu dem ihm befreundeten Leihbibliothekar Bethge, machte ihm den Antrag, gegen Gewährung von Kost und Schlafstelle seine Bücher in Ordnung halten und das Leihgeschäft führen zu helfen. Bethge, ein der Bequemlichkeit mehr als der Thätigkeit ergebener Mann, nahm den Vorschlag an. Zwar hatte der Principal zuweilen selber nichts zu essen und konnte dann auch gegen seinen Gehilfen die Bedingungen nicht einhalten. Indessen so genau nahm es Keiner von Beiden. Man aß, wenn man etwas hatte, und hatte man nichts, so wußte man mit gutem Humor den knurrenden Magen durch Spiegelfechtereien auf eine verlockende Zukunft zu besänftigen; konnte Gottlieb doch unter einer Menge von Büchern seinem Kenntnißdrang unbelästigt folgen und Abends 7 Uhr, wenn die Bude geschlossen, zu Statistenrollen in's Theater eilen. Dadurch und durch die Bekanntschaft einiger bei ihm lesender Schauspieler, denen er seinen heißen Wunsch zur Bühne zu gehen mitgetheilt, ward der Director Fabricius aufmerksam auf ihn. Zu dieser Zeit traf Schmidt von Hamburg zu Gastrollen ein, der, ein Mitbegründer des Magdeburger Theaters, zuerst Lessing's „Nathan“ auf die deutsche Bühne brachte. Er spielte den unvermeidlichen Abällino, Horst in Kotzebue's „Wildfang“ u. m. a. und dann die Titelrolle in einem von ihm verfaßten Trauerspiele „Johann Basmer.“ In diesem Stück sprach Weiß zum ersten Male als Diener des Gerichts die Worte:

> Ein peinlich Gericht mit Urthel und Recht
> Gehegt über Basmer! wer Klag' hat, erschein'!

Später erhielt er in Dramen, die ein großes Personal verlangten, Partieen wie in Schiller's Tell den Steinmetzgesellen, in Bayard einen der Marodeure. Sein Name kam natürlich nicht auf den Zettel und wurde durch „Müller“ substituirt. Die erste bedeutende selbständige Rolle, die er spielte, war die des Beamten von Laxhausen in dem Zugstück „Nicht mehr als sechs Schüsseln“ von Großmann. Bereits im ersten Akte völlig kostümirt (in dem grauen Oberrock, den er als Waisenknabe mit seiner Rede beim Feste im Rothenseer Busche erworben), gepudert und geschminkt, schlich er von Angst beklemmt, wie vom Fieber geschüttelt in der Garderobe und unter dem Theater umher. Die Glocke zum vierten Akt erschallt, seine Scene kommt, er wird gemeldet, tritt ein, Nacht wird es vor seinen Augen, er sieht nichts, hört nur des Directors Fabricius Stimme, der heftig und rauh als Hofrath Reinhard ihn anfährt. Seine Kehle ist trocken; er spricht, doch so leise, daß ihm Fabricius zuflüstert: lauter! Er glaubt zu schreien und wird doch kaum verständlich; die Scene geht unter Höllenqualen zu Ende, und zerknirscht wankt er ab in die Garderobe. Durch ein freundliches Wort von Fabricius fühlte er sich einigermaßen beruhigt. Kramer, ein kecker hübscher Bursche, hatte an diesem Abend den Fritz Reinhard gegeben und trat als Volontär zur Magdeburger Bühne. Dieser überglücklich, Weiß an seinem künstlerischen Berufe verzweifelnd.

Der Winter 1810 nahte. Magdeburg, eine bonne ville des französischen Kaiserrechts, besuchte fast gar nicht mehr das Theater. Mitte Novembers spielte unser Dilettant noch den mit Beifall begleiteten Rektor in Iffland's „Spieler“, und auf den 26. d. M. hatte Fabricius, einer Einladung reicher Tuchfabrikanten zufolge, die Uebersiedelung nach Burg angesetzt. Jetzt galt's! Er schrieb in peinvoller Bedrängniß am 25. November einen „demüthig bittenden“ Brief an die Direction, die ihm um 9 Uhr Abends den Bescheid ertheilte, wenn er ein Engagement mit einer Wochengage von 2½ Thlr.

annehmen wolle, so könne er sich mit seinen Effekten am Schauspielhause zur Abreise einfinden. Pünktlich erschien der zum ersten Male Engagirte. Bei rauher Novemberluft führte eine offene Kalesche den von der sorgsamen Mutter gut verwahrten Freund Kramer, das neue Mitglied des Magdeburger Theaters im grauen Frack und Nankinghosen, und den alten Souffleur Schuhmann, stark „angesäuselt“ von dem ihm gern überlassenen Weiß'schen Zimmtliqueur, nach Burg, wo sie im Gasthofe zum Schulterblatt abstiegen. Den ersten Schauspielern bereiteten edle Fabrikanten ein unentgeltliches Unterkommen, die di minorum gentium fanden am Berliner Thor eine Wohnung mit billigster Beköstigung beim Weißgerber Walver.

Das Theater, in dem Saal eines am Paradeplatz gelegenen Hauses — „Brummstall“ genannt — vor dessen Eingang ein hölzerner Roland paradirte, aufgeschlagen, wurde mit Iffland's Mündeln (Kaufmann Rose: Weiß) eingeweiht. Auch Weiß' Gesangstalent beutete Fabricius aus, und in „Fanchon“ wurde ihm der Gewürzkrämer Bertrand „eingegeigt.“ Im Hamlet, der ebenfalls auf dieser kleinen Bühne dargestellt wurde, spielte er den Giftmischer Lucian. Ein schmales Brett, auf zwei Klötze sehr wackelig gelegt, war der ganze Raum, auf dem er äußerst behutsam heraus und nach gehaltener Rede, ohne sich umwenden zu können, zurückgehen mußte. — Nach vierzehntägigem Aufenthalte erklärte Fabricius, daß er in sechs Wochen — die Einnahmen waren zur Deckung des starken Gagenetats zu gering — die Gesellschaft auflösen müsse. Stumm und ernst ging Alles aus einander. Nachmittags ließ der Director Weiß und Kramer zu sich bescheiden und versprach ihnen, wenn sie unter den bisherigen Bedingungen bei ihm bleiben wollten, eine ausgedehntere und bessere Beschäftigung. Von Ostern 1811 werde er mit seiner Familie, seinem Collegen Hostowsky und noch dreien Mitgliedern in minder großen Städten Vorstellungen geben. Mit Freuden ergriffen Beide diesen Vorschlag, und Weiß hielt die Aussicht auf umfangreichere Rollen für das glänzendste Ziel; die Zukunft lag im rosigsten Dufte vor ihm. Nach vier Wochen kehrte die Gesellschaft nach Magdeburg zurück; mit Ablauf der Kündigungsfrist zerstreute sie sich. Nie hatte die Magdeburger Bühne sich einer solchen vorzüglichen Gesellschaft wieder zu erfreuen. Die Mitglieder waren echte Genossen einer bessern Epoche der Schauspielkunst, belebt vom reinsten Streben und von Liebe für dieselbe glühend, die sie daher auch ohne große Ansprüche auf hohe Gagen mit Fleiß und Eifer übten. — Der erste Director des Magdeburger Theaters, Fabricius*), ein schöner stattlicher Mann mit großen dunklen Augen, hoher Gestalt, war einer der glücklichsten Naturalisten und nach den verschiedensten Richtungen ein sehr tüchtiger Darsteller ernster wie komischer Charakterrollen. Das Poetische, Ideale, lag seinem Bildungsgange fern, doch war er unleugbar der innern Wahrheit und Einfachheit viel näher als manche der hochgestellten Schauspieler späterer Tage. — Der hochbejahrte Böhme, Hostowsky, nicht besonders hervorragend und ein geschworner Feind aller Versstücke, gab seine zärtlichen Väter sehr larmoyant; das weiße Taschentuch durfte nie fehlen. — Ferdinand Löwe, Bruder des Burglöwen, Kanow und Deny, hübsche junge Männer, theilten sich in das ernste und muntere Liebhaberfach. — Gerstel, ein reich begabter Komiker; Keller, vorzüglich in alten Chevaliers und fein komischen Aufgaben. — Der bedeutendste Schauspieler der Zeit, trotz mancher Wunderlichkeiten, war Leo (v. Hatzfeld), dessen Callot-Hoffmann in seinen Phantasiestücken so rühmend gedenkt. Immer wahr und edel in der Gestaltung der heterogensten Charaktere (z. B. Hamlet, Posert, der eifersüchtige Mann, Schiffscapitän Brand im Indienfahrer), war er bis auf's Aeußerste gewissenhaft — er ließ sich niemals souffliren — strenge gegen sich und andere, und in diesem Streben mühte er sich fortwährend nach dem Ideale, das ihm vorschwebte. Er erschoß sich in Weimar auf dem Grabe Wieland's. — Fräulein Toß, eine reizende Blondine, war gleich ausgezeichnet als heroische wie sentimentale Liebhaberin. Verheirathet an Ferdinand Löwe, wurde sie die Mutter der später so berühmten Sängerin Sophie Löwe.

Ostern 1811 kam, und Weiß sollte ebenfalls das ganze tragikomische Treiben einer reisenden Gesellschaft durchleben. Doch der Name „Magdeburger Stadttheater“, die bekannte Rechtlichkeit beider Directoren, ein solider Ton und Betragen, pünktliche Erfüllung der Pflichten gegen das Publikum unterschieden bald die zusammengeschmolzene Truppe von der gefürchteten Sorte wandernder Komödianten. Am Charfreitagsabend ging's nach dem Salinenorte Schönebeck. Es war ein heiterer Frühlingsmorgen, als Weiß und Kramer zum Sudenburgerthore hinaustrottirten — die älteren Herren und Frauen fuhren — und durch grüne Fluren froh und sorgenfrei, bei karger Baarschaft, gegen 4 Uhr Nachmittags ihr Ziel erreichten. Am ersten Ostertage gab man vier Stücke: Der arme Minnesänger, der häusliche Zwist, das große Loos und das zugemauerte Fenster. In jedem dieser Stücke hatte Weiß eine Rolle. Die des Heinrich Lindner im „zugemauerten Fenster“ spielte er noch 42 Jahre später in Berlin. Fabricius sann, da die Darstellungen wohl gefielen, doch wenig Kasse machten, auf neue Reizmittel. An einem freien Nachmittage waren Weiß und Kramer nach dem freundlichen Wäldchen bei der Stadt gegangen; sie hatten sich zu zweien eine Portion Kaffee geben lassen und plauderten vergnügt über ihre Zukunft, die ihnen wie der heitre Sommertag entgegenlachte. Fabricius lustwandelte mit den Seinen ebenfalls dort, und ehrerbietig erhoben sie sich, als er herantrat und Weiß bei Seite rief: „Am Sonntag will ich die Räuber geben, und Sie, Weiß, sollen den Franz Moor spielen. Wenn Sie zur Stadt zurückkehren, kommen Sie zu mir, holen sich das Buch, schreiben sich die Rolle aus, Sonnabend und Sonntag ist Probe um 10 Uhr Morgens.“ Sprach's und verschwand. — Starr und stumm stand Weiß einige Augenblicke, bewältigt von dem ungeheuren Eindruck dieser Worte, dann brach das Entzücken sich gewaltsam Bahn, und jubelnd stürzte er zum Freunde zurück, diesem das ihm gewordene Glück verkündigend. In der Nacht noch wurde die Rolle ausgeschrieben, und am Freitag Mittag saß sie bereits so fest im Gedächtniß, daß ihm auch keine Sylbe fehlte. Am Sonnabend war die erste Probe. — Weiß erhielt eine kleine Zulage und Gelegenheit, sich in den verschiedenartigsten und bedeutendsten Rollen zu versuchen. Diese Gelegenheit benutzte er für seine künstlerische Fortbildung so gut und mit solchem Erfolge, daß er, als die Gesellschaft nach einjähriger Abwesenheit in Magdeburg wieder spielte, der Liebling des Publikums wurde und sechs Jahre dort verblieb. Innerhalb dieser Zeit gastirten daselbst Ludwig Devrient und Unzelmann von Berlin, welche den Beruf des jungen Mannes erkannten, und von denen sich besonders der Altmeister Devrient angelegen sein ließ, ihn dem Hamburger Director Schmidt und dessen Collegen Herzfeld zu empfehlen. Er wurde in Hamburg, wo Schmidt, Jacobi, Kühne, Anton Schwarz, Schäfer, Lebrün ein treffliches Ensemble schufen, engagirt und gab sieben Tage nach dem Tode Schröder's am 10. September 1816 den Secretär Fallberg in Iffland's „Dienstpflicht.“ Hier befestigte sich sein Ruf als tüchtiger und einsichtsvoller Darsteller; und im September 1823 rief ihn der Graf Brühl, der nach dem Hinscheiden Iffland's (22. September 1814) zum General-Intendanten der königlichen Schauspiele ernannt war, nach Berlin. Mit Freude, aber auch nicht ohne Zagen, folgte Weiß dieser Einladung. Er trat hier in einen Kreis der bewährtesten Künstler, vor ein Publikum, das, an die herrlichsten Kunstleistungen, an ein ausgezeichnetes Zusammenspiel gewöhnt, in Sachen des Theatergeschmacks damals den Ausschlag geben konnte. Fleck und Iffland lebten noch in der Erinnerung; Devrient, Wolff, Lemm, Beschort, Unzelmann, Rebenstein bildeten einen seltenen Verein von Künstlern erster Ord-

*) In Magdeburg hörten wir, daß Fabricius später in Schiller's Carlos (V. Akt, Sc. 3), das Buch in der einen, die Pistole in der andern Hand, in einem Lehnsessel ruhend — auf ausdrücklichen Wunsch wollte er den Schuß selbst besorgen — nach den Worten des Carlos: „Und mir wird er verzeihn —“ sich erschossen habe.

nung und reichen Talenten. Zu seiner ersten Gastrolle wählte Weiß den Commissär Wallmann in Iffland's „Aussteuer", dann folgten Baron Scarabäus (die unterbrochene Whistpartie), Rath Blümlein, Tartüffe (damals „Muffel, der Scheinheilige", nach der Nicolai'schen Bearbeitung) und Marcel (Haß allen Frauen). Mit allen Zeichen der Anerkennung kehrte er nach Hamburg zurück. Sein Berliner Engagement wurde am 1. August 1825 abgeschlossen, und am 8. September debütirte er als Constant in Iffland's „Selbstbeherrschung."

Graf Brühl hatte mit seinem Kennerauge bald erkannt, daß der eifervolle Ernst, mit welchem Weiß der Kunst ergeben war, seine ruhige und sichere Beobachtung des Lebens, seine Bescheidenheit und die von allen Mitgliedern anerkannte richtige Schätzung der Personen und Sachen in ihrem künstlerischen Werthe, daß alle diese Eigenschaften ihn zu einer leitenden Wirksamkeit befähigten. Auf Wolff's Rath, dessen Freundschaft der geistverwandte Künstler bald gewann, wurde ihm — nachdem der alte Meister Schmidt, den Weiß um Rath in dieser Sache anging, geantwortet: er solle nur getrost den Versuch wagen — 1827 die Regie des Lustspiels übertragen. Zu Anfang 1829 legte Brühl sein Amt, das der Graf Redern antrat, nieder. Diesem folgte am 1. Juni 1842 Küstner, unter dessen Verwaltung Weiß das fünfundzwanzigste Jahr seines Wirkens in Berlin 1850 unbemerkt im Schooße seiner Familie *) verlebte. Als Hülsen am 1. Juni 1851 die General-Intendantur übernommen hatte, feierte Weiß am 24. Januar 1852 sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Regisseur in Gegenwart seines Chefs und seiner Kunstgenossen. Stawinsky, sein langjähriger College, sprach in herzlichen Worten und überreichte ihm das Festgeschenk, eine goldene Uhr mit Kette. Innig und bewegt sprach Weiß seinen Dank aus, in welchem er der entschlafenen trefflichen Künstler: Seydelmann, L. Devrient, Wolff, Lemm, Beschort, Vater Gern, Rebenstein, W. Krüger und der das Fest verschönernden Crelinger (dieselbe hatte am Abend die Isabella in der Braut von Messina gespielt) gedachte, wie Alle ihn, den Schüchternen und Befangenen, mit Vertrauen, Herzlichkeit und Liebe vor 25 Jahren als Regisseur empfangen, ihm sein schwieriges Amt erleichtert, und wie dieses Vertrauen, diese Liebe ihm als sein bestes Erbtheil geblieben sei. Dies mit dem tiefsten Danke anerkennend, fügte er hinzu, daß wenn auch der Regisseur vielleicht bald aus ihrer Mitte scheide, der Darsteller bliebe, und dieser im Verein mit ihnen auf dem Wege der Wahrheit und der schönen Natur fortwandeln würde.

Am 19. März 1852 nahm er in der zu seinem Benefiz bewilligten Vorstellung von „Ein alter Musikant" (von Charlotte Birch-Pfeiffer eigens dazu geschrieben), und in Raupachs „Feindlichen Brüdern", aus dieser Stellung vom Publikum Abschied. Auch dem Darsteller sollte es nicht mehr lange beschieden sein, zu wirken. Ein mühevolles Leben hatte seine Kräfte aufgezehrt, und eine Reise nach Gastein, die seine Gesundheit festigen sollte, blieb ohne Erfolg. Seine letzten als Dr. Hardt in dem am 10. Februar 1853 aufgeführten Schauspiel „Die Amerikanerin" von Walther (v. Wimpfen) gesprochenen Worte lauten: „Wissen Sie nun, wie viel ich verdient?"

Weiß starb am 17. Februar 1853 Abends. Er ruht auf dem alten Jerusalemer Kirchhofe vor dem Halle'schen Thore neben Iffland, Fleck und Raupach.

*) Eine von Weiß' Töchtern hat der bekannte Maler der „Söhne Eduards", Hildebrand, geheirathet; von den Söhnen ist der erste: C. J. H. Weiß, Professor und Lehrer an der Akademie der Künste (Verfasser einer Geschichte des Kostüms); der zweite: F. W. F. Weiß, ein origineller Porträt- und Genremaler.

* Verlornes Glück.

Ein verwelkter Sonettenkranz aus der Jugendzeit.

I.

Nun strahlt der Lenz in vollem Blüthenprangen
Und singt und lacht und jauchzt in weiter Runde,
Und mich begrüßt die frühe Morgenstunde
So schön, wie keine mir noch aufgegangen.

Der Ahnung leise Stimmen, die mir klangen
Wie eine wunderbare Sagenkunde
Von Lieb' und schönverstand'nem Seelenbunde,
Durchzittern mein Gemüth mit sel'gem Bangen. —

Hat oft der Hoffnung falsches Lied gelogen,
Wenn vorschnell durch der Zukunft dunkle Auen
Mein Geist dem Schicksal war vorangeflogen,

So ist doch wahr, was wir im Innern schauen,
Und gläubig kämpfend schwamm ich durch die Wogen,
Du aber, Schicksal, kröne mein Vertrauen.

II.

O kröne, kröne jetzo mein Vertrauen;
Gieb sie mir, die in flüchtig schönen Stunden
Mein sehnsuchtsvoller Blick so rasch gefunden,
Die längst ich schon gekannt durch inn'res Schauen.

In diesen Thälern, diesen holden Auen,
Am blauen Strom, von Bergen sanft umwunden,
Wie fühl' ich hier mein krankes Herz gesunden,
In meine Wunden linden Balsam thauen.

Auf meines Lebens wechselvoller Welle,
Die weit umher mein schwankes Schiff getragen,
Schaut' ich umsonst nach eines Hafens Schwelle;

Doch sieh! beginnt's im Osten nicht zu tagen,
Winkt nicht ein Eiland in der Dämmrung Helle?
O dürft' ich dich, du Holde, d'rum befragen.

III.

Es tagt — und Wahrheit wird mein stilles Träumen,
Ich sehe schon im heil'gen Morgengrauen
Den grünen Strand, die blumenreichen Auen,
Schon klingt der Vögel Lied aus Blüthenbäumen;

Mich schreckt nicht, daß am Strand die Wellen schäumen,
Durft' ich doch in dein dunkles Auge schauen;
Es hebt mein Herz ein siegendes Vertrauen,
Und muthig steur' ich hin und ohne Säumen.

Um eines nur erwacht ein leises Bangen,
Bin ich auch werth, den schönen Kranz zu tragen,
Womit die Liebe mir das Haupt will krönen?

Dann denk' ich jener Leiden, die vergangen,
Vielleicht gelang es mir, in bösen Tagen
Der Götter Neid im Voraus zu versöhnen. —

IV.

Und ist es so, will mich die Liebe krönen?
Täuschen mich nicht der Hoffnung eitle Lieder? —
Aus blauer Luft schlägt oft ein Blitzstrahl nieder,
Einst schwur ich ja vom Glück mich zu entwöhnen;

Doch nein, ich lausch' aufs Neu' den Zaubertönen,
Im Busen quillt wie einst der Frühling wieder,
Es hebt mein Geist noch einmal sein Gefieder,
Noch einmal fühl' ich jeden Reiz des Schönen.

Du bist's, in der ich wieder mich gefunden,
D'rum öffne mir des Paradieses Pforte,
Du kannst, du kannst es ja mit einem Worte.

Dann heilen, die das Leben schlug, die Wunden;
Wie viel auch schwand, mir ist die Kraft geblieben,
Die Kraft, dich treu und fest und stark zu lieben.

V.

Wohl blieb die Kraft, dich treu und stark zu lieben,
Doch ach, schon ist der schöne Traum zerronnen,
Es schwand mein Glück, bevor es noch begonnen,
Und seine Trümmer seh' ich rings zerstieben.

Die Reue nur, die Wehmuth ist geblieben,
Und fern vom Ufer, das ich kaum gewonnen,
Hat mich mein Loos, das Schlimmes mir ersonnen,
Noch einmal auf das hohe Meer getrieben.

Und wieder schwimm' ich kämpfend durch die Wogen
Und lern' allmählich mein Geschick ertragen
Und jeder Hoffnung, jedem Glück entsagen;

Nur oft beim Abendglühn am Himmelsbogen
Glaub' ich im leisen Duft der fernen Auen
Dein Bild und mein verlornes Glück zu schauen.

A— —n.

* Adolf Bastian's Reise um die Welt.

Bei Otto Wigand in Leipzig erscheint soeben ein dreibändiges Werk „Der Mensch in der Geschichte" von Adolf Bastian. Indem der Verfasser die Schilderung seiner großen Reise um die Welt in den Jahren 1851 bis 1858, von welcher er zunächst den Aufenthalt zu San Salvador in Westafrika darstellte, unterbricht, um eine Frucht seiner Lieblingsstudien zu veröffentlichen, giebt er uns doch wenigstens in der Leipziger illustrirten Zeitung einen Ueberblick seiner an Erlebnissen so reichen Weltwanderung. Wir erlauben uns, diese Skizze auch unseren Lesern mitzutheilen:

Meine Reisen hatten sich das Studium des Menschen zum Zwecke gemacht, da es mir bei der zunehmenden Bedeutung der Psychologie, und um auch ihre Forschungen in das Gebiet der positiven Naturwissenschaften einzuführen, von Wichtigkeit schien, den Träger derselben ebenso wohl zum Gegenstande der Beobachtung in den verschiedenen Welttheilen zu machen, wie man von dort Steine, Pflanzen und Thiere zu sammeln gewohnt ist. Ein psychologischer Reisender hat nicht nur die körperliche Erscheinung des Menschen in's Auge zu fassen, sondern vor allem sein geistiges Gebiet; neben den Schädeln auch die Gedanken zu messen, um den lebendigen Organismus der Weltgeschichte in seinen bewegenden Triebfedern zu verstehen.

Daher war es wünschenswerth, einen möglichst universellen Ueberblick des bewohnten Erdkreises zu gewinnen, da sich die Bedeutung des Einzelnen nur nach der Kenntniß der Verhältnißwerthe, in denen es zu den Uebrigen und zum Ganzen steht, mit Sicherheit herausrechnen läßt.

Die Aufgabe bot sich zunächst, den alten Kulturstraßen nachzugehen, auf denen der Gott der Geschichte seine Fußspuren eingedrückt hat, Cuzco, die einsame Fürstin der Cordillere, Mexico, das glänzende, im Lande der Gewässer, die Denkmäler einer fernen Vergangenheit in den Thälern des Ohio, Ellora's Zaubertempel in stiller Waldeinsamkeit schlummernd, das goldene Benares, an des Ganges heiligen Fluthen, die unzerstörbaren Monumente, die des Niles Ufer bedecken, Syrien und Palästina, wo jeder Schritt neue Erinnerungen weckt, die versunkenen Paläste Ninivehs, dann Damascus, Nisibis, Athen, Konstantinopel, Karthago, Rom, Granada, Toledo, Inverneß, Salisbury, Upsala, Drontheim, Moskau und die übrigen Hauptstädte Europas.

Ein zweites Ziel waren die abgelegenen Winkel des Erdballs, in denen noch das Geistesleben in seinen schwächsten Anfängen keimt, unter den Papuas, den Polynesiern, den Beduinen der Wüste, den wilden Stämmen, die an den östlichen Abhängen der Andes hausen, bei dem Neger, in seinen verschiedenen Stationen längs der afrikanischen Westküste.

Dann blieben die Länder, in denen die Schöpferkraft einer neuen Zukunft gährt, die reichen Handelsplätze der Union, das jugendliche Australien, das rasch zu thatenlustiger Mannheit emporreifende Californien, die meisten jener Häfen, in denen neben Englands Flagge auch die meiner Vaterstadt Bremen weht.

Ende des Jahres 1851 verließ ich die Elbe auf einem Segelschiffe, das für Sydney bestimmt war. In dunklen und stürmischen Winternächten wurden wir viele Wochen in der Nordsee und dem Kanale umhergeworfen. Dann erwachten wir eines Tages in den milden Frühlingslüften des Passates, der uns rasch zur heißen Linie trieb. Das Cap der Stürme ward umsegelt und nach viermonatlicher Reise stiegen die schroffen Klippen des neuen Continents in der jenseitigen Hemisphäre aus dem Meere auf.

In Sydney herrschte die höchste Aufregung in Folge der Goldentdeckungen, von denen bei unserer Abreise von Europa nur unbestimmte und kaum beachtete Gerüchte umgelaufen waren. „Nach den Minen!" war das Losungswort und jeder Ankömmling folgte dem Zuge. Die blauen Berge wurden überstiegen und dort, wo sie mit ihren steilen Ausläufern in das schluchtenartig zerrissene Vorland der Twofold-Bay abfallen, fand ich die Creeks, die damals unter dem Namen der Braidwood-Diggings begriffen wurden. Mit einem daselbst angesiedelten Arzte bekannt geworden, unterstützte ich ihn anfangs in seiner Praxis und übernahm dieselbe nach seiner spätern Entfernung, sodaß die beste Gelegenheit geboten war, das sonderbare Treiben zu beobachten, wo der Matrose und der Karrenschieber Hürden von Gold häufien, während Gebildete jeden Standes Tagelöhnerarbeiten verrichteten.

Das Gold wurde in kleinen Bergwassern gegraben, die in engen Thälern oder Spalten flossen und an ihren abschüssigen Ufern nur schwierig die Aufrichtung der Zeltwohnungen erlaubten. Bei der bedeutenden Elevation war das Klima kalt und rauh, in feuchte Nebel gehüllt, sodaß der Nachfragen um ärztliche Hülfe genug waren. Aber wie die Zahl meiner Kranken wuchs, nahm die geringe Menge der mitgebrachten Medicin ab, und da mir auf wiederholte Anfrage aus Sydney gemeldet wurde, daß die anhaltenden Regen alle Wege, soweit solche überhaupt existirten, für die nächsten Monate unfahrbar gemacht hätten, ritt ich durch den Busch dorthin zurück. Ein gerade für Manilla reisefertiges Schiff lockte an Bord und bald schwebten wir wieder auf offener See. Den Windstillen im äquatorialen Gürtel folgten leichte und veränderliche Luftströmungen, die keinen raschen Fortgang gestatteten, aber beim Vorrücken nach Norden häufiger durch Böen unterbrochen wurden. Dann zeigten sich im Dämmerlichte eines schwülen Morgens die bewaldeten Küsten Samar's und Luzon's, die Vorberge der Straße St. Bernardino, ihre Häupter in Gewitterwolken verhüllt. Heftige Windstöße bliesen in unregelmäßigen Zwischenräumen von ihnen herab und den Tag über kreuzten wir vor der Einfahrt, ohne sie ermöglichen zu können. Gegen Abend wurde der Versuch dazu erneuert. Zweimal näherten wir uns rasch der vorspringenden Spitze, die zu passiren war; aber beide Male mußte der Befehl zum Wenden des Schiffes gegeben werden. Ich glaubte, daß für diese Nacht keine weitere Aussicht sei, und ging in die Kajüte hinab, mich niederzulegen. Unter dem Pfeifen des Windes, in dem sich ein neues Unwetter erleichterte, dem Knarren der Segel, dem Stöhnen des stampfenden Buges schlief ich ein und träumte von den durcheinander jagenden Nebelschichten, von dem düstern Cap, das, aus zerrissenem Gewölk hervordräuend, uns wiederholt zurückgetrieben hatte. Beim Erwachen lag das Schiff fast ohne Bewegung. Langsam glitt es über eine ruhige See dahin und schnitt in deren spiegelnde Fläche die leichten Furchen seines Schattenbildes, das in die klaren Tiefen hinabgesunken war. Laue Lüfte, von Wohlgerüchen geschwängert, entquollen den dichtverschlungenen Hainen, die die Ufer umgrenzten und sich als dunkler Reflex in dem milden Mondlichte hervorhoben, das Wasser und Land umgoß. Eine „mondbeglänzte Zaubernacht" führte mich in die Zauberwelt der Tropen ein, die

ich bis dahin nur auf küstenlosem Meere passirt hatte, und dieser erste Eindruck wird stets der unvergeßlichste bleiben. Ein Umspringen des Windes hatte den Kapitän befähigt, die Doublirung des Caps zu bewerkstelligen, und da nach derselben die Windstöße sich legten, hatte er aus den Klippen der Straße hinaus zwischen zwei seitliche Inseln steuern lassen, in deren Binnenwasser wir die Nacht über umher lavirten. Von der stillen Luft getragen, schollen einförmig melodische Sangesweisen zu uns herüber und am nächsten Morgen sahen wir die Hütten der Eingeborenen, größtentheils mit Palissaden umschanzt gegen die Landungen malaiischer oder chinesischer Seeräuber. Mehre der Vornehmen kamen an Bord und gaben Auskunft über den Weg nach Manilla, dessen spanische Regierung sie als die ihrige anerkennen. Acht Tage lang verbrachten wir zwischen den Philippinischen Inseln, bald mit günstigem Winde dahineilend, bald in regungsloser Stille am Flecke gefesselt, bald durch Böen auf den Klippen gefährdet. Die Umgebung war stets gleich schön, gleich wunderbar und feenhaft, ob die smaragdenen Zuckerfelder im Glanze der Sonne prangten, ob gewitterschwangere Wolken über den sanft geneigten Thalflächen der Hügel hingen, ob unter glitzerndem Sternenhimmel die weißen Mauern eines Klosters aus grünenden Gärten hervorschimmerten. Und schön war auch Manilla in seiner üppigen Umgebung, seinen melancholisch leeren Straßen der spanischen, seinen bunten und geräuschvollen der chinesischen Stadt, in seinem Vulkan, seinem Fluß, seiner weiten Bay.

Von Manilla durchkreuzten wir eine hohle See nach der chinesischen Küste, wo widrige Orkane, unter denen ein Theil der Masten verloren ging, uns lange zurückhielten, bis es gelang, die Höhe von Amoy zu gewinnen, in dessen Hafen uns eine Ruderflotille hineinbugsirte.

Stürmisch und rauh war die Rückreise, die nahe an vier Monate dauerte. Der Typhus brach aus in einem mit Menschen überfüllten Schiffe, ohne daß entsprechende Medicinen an Bord waren, und seine Schrecken wurden durch Meuterei vermehrt, die trotz zweimaliger Unterdrückung stets auf's Neue auszubrechen drohte.

In Sydney lagen die meisten Schiffe abgetakelt im Hafen, da die Mannschaften sich über die Golddistricte zerstreut hatten. Als indeß eine Reisegelegenheit nach Tahiti angezeigt wurde, eilte ich, sie zu benutzen und erhielt eine Passage auf einem längst condemnirten Schuner, der mit Passagieren vollgepropft war und bald eine Illustration zu den am Lande herrschenden Verhältnissen bot.

Der legitime Kapitän ward, sobald wir Auckland verlassen hatten, seines Amtes entsetzt und die Leitung des Schiffes von einem selbstbestellten Comité in die Hand genommen, einer Sammlung von Gaunerphysiognomien, wie sie sich nicht besser wünschen ließ. Da die Schlüssel zu der Proviantkammer in ihren Händen waren, lebte die Gesellschaft herrlich und in Freuden, soweit es nach Umständen ging, sah sich aber zuguterletzt von einer schweren Fastenzeit bedroht, wenn eine gegen Ende der Reise eintretende Windstille wenige Tage länger angehalten haben würde.

Kaum in Tahiti angekommen, verklagte der Kapitän die Passagiere, diese den Kapitän, und bei meinem Abgange nach Valparaiso war der Proceß noch im vollen Gange.

Von Valparaiso reiste ich in den Schiffen der englischen Dampflinie die Küste hinauf nach Callao und Lima und begab mich dann nach Xauxa, einer Stadt des Innern, wo ich, durch einige glückliche Curen zufällig bekannt geworden, meine Praxis bald über die ganze Provinz ausgedehnt sah und gegen acht Monate zurückgehalten wurde, bis es mir gelang, sie den Händen eines Nachfolgers zu übergeben.

Im Vollgefühle der Freiheit ließ ich meine Thiere reisefertig machen und eilte in's Weite, begleitet von meinem Diener, einem jungen Cholo, der wenige Tage vorher auf seinen Gehalt hin geheirathet hatte. Ich durchzog die wechselvolle Scenerie der Sierra, besuchte die kalten Quecksilberminen von Huancavelica, träumte unter den Chichimoyabäumen im lieblichen Thale von Huanta, schlief in Sturm und Regen auf öder Puna und schwelgte in den warmen Luftbädern der Montagna der Iscuchanos. Bei meiner Rückkehr nach Ayacucho überraschte mich in der ruhigen Natur der Cordillere ein unerwarteter Anblick; ich sah viele der wüsten Gestalten aus den australischen Diggings vor mir, und hörte bald eine sonderbare Geschichte. Bei dem unruhigen Treiben, das damals auf dem stillen Oceane herrschte, wo gefüllte Dreimaster mit hoffnungsreichen Californiern nach Australien segelten, gefülltere mit unzufriedenen Australiern nach Californien zurückkehrten, hatten auch die seitlichen Küsten nicht unberührt bleiben können. Viele hundert ausgelernte Goldsucher waren innerhalb eines Monats in Callao angelangt, von unbestimmten Sagen geleitet, daß in dem Goldlande Perus unermeßliche Schätze zu heben seien. Die anfangs überraschten Peruaner erinnerten sich bald ihrer alten Sagen vom El Dorado, und auf brachen die rasch entschlossenen Yankees, nach dem Wunderlande zu suchen. Sechs verschiedene Compagnien zerstreuten sich in den Provinzen, die meisten nahmen die Richtung nach Nordey und nach den Pampas del Sacramento. Von einigen ist nichts wieder gehört worden. Die Ueberreste der anderen traf ich später in Callao decimirt durch die Wilden, durch Hunger und Strapazen. Eine dieser Compagnien hatte den Weg nach Süden eingeschlagen in Folge vager Mittheilungen, die ihnen über Goldminen in den Montañen zu Paucartambo und Carabayo gemacht worden. Diese traf ich in Ayacucho. Castilla, der spätere Präsident, der damals aber die Fahne des Aufstandes gegen Echenique erhoben, war im Anzuge, und auf seiner Straße bewaffnete Haufen treffend, die sich weder mit ihm verständigen, noch deutlich über ihre Absichten erklären konnten, glaubte er genügenden Verdacht haben zu dürfen, um mit ihnen kurzen Proceß zu machen. Nicht ohne Mühe und manche Verdrießlichkeiten gelang es mir, den General zu besänftigen und einige Tage nach seiner Abreise selbst einen Geleitsschein auszuwirken, um das Unternehmen fortsetzen zu dürfen. Wir gingen über Cuzco nach Marcapata, wo die nöthigen Träger beschafft wurden, und stiegen dann hinab in die Urwälder der Montagna, Straßen zu öffnen, die Flüsse überbrückend, Abgründe ebnend. Die vermeintlichen Goldströme wurden gefunden und die Yankees machten sich unverzüglich an's Werk, sie abzuleiten und in dem trockenen Bette zu graben. Ich ging indeß mit der Hälfte der Compagnie weiter vor, um den der Geographie noch unbekannten Lauf der dortigen Flüsse in bisher unbetretenen Gegenden zu erforschen, die uns in das Gebiet der wilden Chunchus führten. Obgleich es uns anfangs gelang, in friedlichen Verkehr mit diesen zu treten, hatten wir doch bald ihre Verrätherei bei einem plötzlichen Ueberfalle zu erkennen und blieben während der acht Tage unseres Rückzugs ununterbrochen von ihnen verfolgt, indem wir zugleich mit völligem Mangel an Provisionen und unablässigen Regengüssen zu kämpfen hatten, in denen es uns kaum möglich war, das Pulver trocken zu halten.

Durch eine Verwundung, die ich mir zugezogen hatte, ward ich für einige Wochen an's Lager gefesselt, in einem Waldverstecke, wo zwei der Amerikaner bei mir blieben. Die Uebrigen zerstreuten sich, um die Küste zu erreichen, und auch ich kehrte später in's bewohnte Peru zurück, ging zum See von Titicaca und dann über die weiten Hochebenen, die sich zwischen Puno und Arequipa ausdehnen, von dessen Vulkan ich zuerst wieder freudig den Anblick des Meeres am fernen Horizonte begrüßte.

Eine Beschreibung dieses freilich erfolglosen Zuges (in der indeß der Aufenthalt in der Montagna nur kurz berührt wurde) ist während meines Aufenthalts in St. Francisco in dem damals von Julius Fröbel redigirten Journale erschienen.

Von Arequipa schiffte ich mich nach Callao ein, bereiste die Küste aufwärts nach Guayaquil und Panama, kreuzte, zur Hälfte noch auf Maulthieren, den Isthmus, besuchte St. Thomas, Havana, Neuyork, dann den Niagara, Buffalo, Cincinnati, das Ohiothal, die Mammuthhöhle, Memphis, Neuorleans und weiter Veracruz. Das

Terrassenland nach Jalapa aufwärts steigend, führte der Weg nach Mexico, von wo ich nach Acapulco durchzureisen beabsichtigte, aber im Thale von Cuernavacca auf die Revolutionsarmee stieß und nur Zeit zur Besichtigung der Ruine von Xochicalco hatte. Ich folgte dann der Straße über Guanajuato, Guadalaxara, Tepic, St. Blas weiter nach Mazatlan, wo ich mich nach St. Francisco einschiffte und dann, den stillen Ocean durchschneidend, nach Hongkong und Kanton ging, von dort aber, Singapore und Penang berührend, nach Calcutta. In einem Boote, worin ein Raum zum Schlafen und Wohnen abgesteckt war, fuhr ich zwischen den blühenden Ufern des Hughly hin, geschmückt mit Pagoden, Tempeln und Dörfern in ununterbrochenen Gartenhainen, dann den majestätischen Ganges hinauf, auf dem ich drei Monate verweilte, in Patna, Rajmahal, Monghir, Ghazepoor, bis Benares erreicht wurde. Dort miethete ich einen verdeckten Wagen und reiste nach Sitte des Landes mit Ochsenextrapost, ein Bett mitführend, sodaß sich überall auf der Landstraße nach Umständen übernachten ließ. Da mein von Calcutta mitgebrachter Diener einen Vorwand zur Rückkehr gefunden hatte, miethete ich einen andern, der, wenn nicht englisch, doch hindostanisch verstand, um mir (bis er in Nagpoor auf's Neue gewechselt werden mußte) durch das Sprachgewirr des Dekkhan's zu helfen, das ich mit dem Aufsteigen des Sinddhyagebirges betrat. Ueber Jubbulpoor (die Thugstadt), Nagpoor, Aurungabad, das Ellora bewachende Dowlatabad, ging die Reise nach Bombay, und dort erhielt ich durch Vermittlung meiner Freunde eine Passage auf einem nach Abuschehr bestimmten Kriegsschiffe. Da dasselbe, wie wir erst bei unserer Ankunft daselbst erfuhren, in seinen versiegelten Depeschen dem politischen Residenten der englischen Regierung die erste Kunde des bevorstehenden Kriegs brachte, war meine weitere Reise durch Persien vereitelt und ich begleitete das Kriegsschiff bis Bassora, um von da nach Bagdad hinauf zu fahren. In Bagdad (wo ich meinen aus Bombay mitgenommenen Diener durch einen polyglottischen Armenier ersetzte) mit den nöthigen Empfehlungen des dortigen Pascha (in Folge der Vermittlung des englischen Bevollmächtigten) versehen, reiste ich mit der türkischen Pferdepost bis Mosul, wo die Nachgrabungen Layard's und Loftus' zum Theil noch offen lagen. Von Mosul führte mich dasselbe Beförderungsmittel über Nisibis, Mardin, Diarbekir, Aleppo, Damascus. Weiterhin wurden die Ruinen von Baalbek besichtigt, auf dem Wege nach Beyrut und in letzterer Stadt ein Maulthiertreiber gemiethet, um über Sidon, Tyrus, Accra, Nazareth und Nablus Jerusalem zu besuchen und längs der Küste zurückzukehren. Ueber Smyrna ging ich nach Athen und Konstantinopel, über Varna und Galatz die Donau aufwärts bis Pesth, dann über Triest nach Venedig, Florenz, Rom, Neapel, Malta. Von dort machte ich einen Abstecher nach Tunis und nach Karthago, um zu sehen, wie weit man dort mit den Nachgrabungen vorgeschritten sei, ging dann in Egypten den Nil aufwärts nach Kosseir, wo mir auf englische Consulatsbriefe die frühere Agentur der Ueberland-Compagnie überlassen wurde *).

Dort verweilte ich drei einförmige Wochen, Pfeifen rauchend mit meinen arabischen Gefährten, und von der Terrasse des Hauses bald das Meer der Wüste betrachtend, bald die Wüste des Meeres. Der Gouverneur räumte mir die Kajüte auf einem Sambak ein, der von der Regierung mit Getreide beladen und sonst mit schwarzen Pilgern aus dem Sudan gefüllt war. Da damals auf dem rothen Meere heftige Stürme wütheten, so waren die 24 Stunden der Ueberfahrt über das offene Wasser für die Besatzung an Bord etwas bedenklich. Sobald der Kapitän am nächsten Tage die jenseitigen Berge erspähte, schlüpfte er in das Korallen-Labyrinth der arabischen Küste hinein, zwischen dem uns vielfache Kreuz- und Querfahrten in der dritten Woche nach Dschidda brachten. Da mein egyptischer Diener Hadschi zu werden wünschte, ersetzte ich ihn durch ein Barabra und schiffte mich auf's Neue auf einer noch viel gebrechlichern Barke ein, nicht ohne Widersetzlichkeit von Seiten eines türkischen Offiziers, der die Kajüte als Harem seiner Frauen in Anspruch nahm und nur schwer mein bezahltes Recht, wenigstens auf die Hälfte derselben, anerkannte. Später gelang es mir, die Freundschaft eines Kaufmannes aus Mekka zu gewinnen, dem ich einige Kunstgriffe in Führung seiner Rechnungen zeigte, und so auch mit der übrigen Schiffsgesellschaft in ein besseres Vernehmen zu treten. In Hodeida fand ich Aufnahme in dem Hause eines Griechen und miethete Esel und Kameele für die Reise nach Bet-El-Fakir, Zebid und Mocha, das wir von einem Sandsturm fast erblindet und erstickt an einem glühend heißen Nachmittage erreichten. Mein gütiger Gastfreund, ein arabischer Kaufmann aus der früheren Zeit des Kaffeehandels, machte mir einen verhältnißmäßig billigen Vertrag mit dem Häuptling eines halbansässigen Beduinenstammes aus, wonach sich derselbe verpflichtete, mich unversehrt nach Aden zu schaffen. Ich begab mich an dem festgesetzten Tage in sein Dorf und wurde von ihm selbst mit seinen zuverlässigsten Freunden begleitet. Auch passirten wir die ersten Tage ohne Schwierigkeit und tauschten Höflichkeiten mit den Begegnenden aus. Bei der Ankunft in der Straße Bab-el-Mandeb schien es aber mit der Macht meiner Beschützer aus, einer nach dem andern verlor sich und auch der Führer machte Schwierigkeiten, weiter nach Aden mit zu gehen. Da ich in der dortigen Einöde nicht bleiben konnte und nicht zurückkehren wollte, gelang es mir zuletzt, einen der Beduinen zum Mitgehen zu bereden, und nach vielen Fährlichkeiten und manchen bedrohlichen Begegnissen gelangten wir auch beide am dritten Tage mit heiler Haut nach Aden, wo ich mich nach Mauritius einschiffte und dann weiter nach dem Cap.

In Simons-Bay gab mir der Admiral der Station eine Passage in seinem Flagschiff nach Loanda (über St. Helena und Ascension), von wo ich in der Begleitung von 20 Negermiethlingen nach dem Königreich Congo aufbrach, die Ruinen des alten St. Salvador zu besuchen (S. „Ein Besuch in St. Salvador" von A. Bastian, Bremen, Strack).

Ein anderes Kriegsschiff führte mich nach Fernando Po und von dort benutzte ich die englischen Dampfer, um über Calabar, Bonny, Cap Coast Castle, Liberia, Sierra Leone nach Bathurst zu gehen, wo ein durch Havarie verursachter Aufenthalt zum Besuche von Mc-Carthy Island benutzt wurde. Weiter ging die Reise über Teneriffa, Madeira, Lissabon, Cadix, Malaga, Granada, Madrid, Burgos, Bayonne, Havre, Southampton, Salisbury, Dublin, Glasgow, Inverneß, Edinburgh, Hull nach Christiania, dann die Küste aufwärts nach Tromsoe, wo wir die mitternächtliche Sonne noch hoch über dem Horizonte trafen. Nachdem das Kjölengebirge von Drontheim nach Sundwall durchschritten war, begab ich mich nach Stockholm, und nach dem Besuche Upsalas nach Petersburg. Von Moskau ward die Wolga abwärts ein Abstecher nach Nischnei-Nowgorod, während der dortigen Messe, gemacht und dann mit der Rückkehr über Warschau und Breslau die Reise mit der Ankunft in Bremen (September 1858) beschlossen.

---

* Moliere's Leben und Wirken.

Bremen, 4. October. Gestern hielt Herr Dr. Adolf Laun aus Oldenburg im Künstlerverein einen Vortrag über Moliere's Leben, sein Wirken auf Bühne und Zeit. Die Wahl des Themas wurde durch das Bedürfniß erklärt, frühern Vorträgen einen Abschluß zu geben. Doch auch ohne diesen Zusammenhang fordert der Blick in ein bewegtes Schauspielerleben und in eine Bühne, die unter den günstigsten Zeitverhältnissen durch einheitliche Leitung in nationaler und socialer Wirksamkeit Alles das leistete, was zu leisten der gegenwärtigen deutschen Bühne versagt ist, zu einer Vergleichung auf, die ein gewisses gegenwärtiges Interesse in Anspruch nimmt. Von den hierüber gegebenen einleitenden Andeutungen ging der Vortragende zur Lebensskizze des Dichters über und legte ein großes Gewicht darauf, daß derselbe als praktischer Schauspieler von der Pike auf gedient hatte und vermöge seiner eigenthümlichen, im Volk wurzelnden, bis an die höchsten Spitzen des Versailler Hofes reichenden Stellung im Stande war, die ganze Breite des nationalen Lebens zu übersehen und, gefördert durch die mannichfachsten inneren und äußeren Erfahrungen, mit seinen dramatischen Charakter-, Sitten- und Zeitbildern einen praktischen Einfluß zu gewinnen, wie er selten der Bühne zu Theil geworden ist.

An die Darstellung jener Verhältnisse, welche verbunden wurde mit einem Hinweis auf des Dichters eigenthümliche, freilich national beschränkte Begabung, schlossen sich charakteristische Züge, die dem Umrisse seines Lebens individuelle Färbung gaben, und vor allem die Art und Weise kennzeichneten, wie er seine Mission als Lustspieldichter und Bühnenlenker auffaßte und das Theater zum Spiegel des wirklichen, besonders des nationalen Lebens zu erheben suchte. — Zum Schluß wurde die beispiellose, in seinem Lande noch heute dauernde Popularität dieses Schöpfers der modernen Komödie hervorgehoben, auf die gediegene sittliche Persönlichkeit des oft verleumdeten und verkehrt aufgefaßten Mannes ein großer Nachdruck gelegt und der Stolz gerechtfertigt, mit dem die Franzosen auf diesen Dichter blicken, der im Punkte nationaler Anerkennung sich mit unserem, freilich ganz anderen Sphären zugeneigten Schiller vergleichen läßt. (Der Vortrag wird in der nächsten Nummer vollständig mitgetheilt werden).

---

*) Diese Wanderung ist des Näheren in Nr. 21 vom Jahrgang 1859 des Sonntagsblattes geschildert. A. d. R.

Kunst und Literatur.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Kaiser Ludwig der Bayer und sein Stift zu Ettal. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des Mittelalters. Von H. Holland. — Nondum. Erzählungen von F. W. Ziegler. — Der Sieger von Gravelingen. Drama in fünf Aufzügen. Von E. Erstenberg. — Der Karfunkel. Volksdrama in drei Aufzügen. Von F. Pocci. — Architektur-Bilder aus Paris und London. Von A. Rosengarten. — Klopstock und Meta. Von L. Brunier. — Zur Geschichte des Nero und des Galba. Von G. R. Sievers.

* Bei O. Meißner in Hamburg erschien ein Buch von Gustav Liebert über Milton, den Dichter des „verlorenen Paradieses", mit dem Nebentitel „Studien zur Geschichte des englischen Geistes." Liebert spricht sich in der Vorrede folgendermaßen über Anregung und Plan seiner Arbeit aus: Ich sah, welche große Bedeutung England für meine Landsleute gewonnen hatte. Die englische Freiheit war für die Mehrzahl politisches Muster und Vorbild geworden, das man mit Eifer prüfte, mit Begeisterung empfahl. Dies schien mir recht und gut, denn ich hatte ja selbst Jahre lang in England gelebt und das Behagen der Freiheit gründlich genossen. Aber ein Anderes ist es, den bequemen und glücklichen Zustand eines Landes zu preisen, wo keine andere Macht herrscht, als das Gesetz, — ein Anderes, diesen Zustand für sich selbst zu erobern. Es kam mir vor, als ob man geneigt sei, über der Frucht des Sieges die schweren Kämpfe zu vergessen, wodurch sie zur Reife kam. An diese wollte ich erinnern, und Keiner von ihren Helden schien mir besser geeignet, auf ein „Volk von Denkern" zu wirken, als Milton's ehrwürdige Gestalt. Ein anderer Zug lag in der Zeit, der mich weniger erfreute. Man erhob englische Schriftsteller nicht nur ersten, sondern auch zweiten und dritten Ranges in den Himmel; und man wurde ungerecht gegen die deutschen, nicht allein gegen die Schüler, sondern selbst gegen die edelsten Meister. Es wiederholte sich die Unart des 18. Jahrhunderts, nur daß man an die Stelle der vielbewunderten Franzosen die vielbewunderten Engländer setzte. Die Verdienste der Letzteren zu verkennen, würde von blindem Dünkel zeugen, der eines Deutschen ganz unwürdig wäre. Was aber ist es, das ihren Schriften den eigenthümlichen Reiz und Werth verleiht? Die Gewöhnung an Freiheit und bürgerliche Ehre, — die Befriedigung in einem vernünftigen Gemeinwesen, — die Liebe zum Vaterlande, wie es ist. Das ist der erquickliche Ton, der uns in den Schilderungen des englischen Lebens so herzlich wohlthut; das ist der brave männliche Zug, der das große Talent unwiderstehlich, die Mittelmäßigkeit lehrreich, ja sogar die Langeweile liebenswürdig macht. Thorheit würde es sein, von deutschen Schriftstellern das Gleiche zu erwarten. Diejenigen unter ihnen, die nur wiederholen, was sie vor sich sehen, müssen den englischen nachstehen. Seitdem die deutsche Muse sich zum „Realismus" bekehrt hat, merken wir deutlich, wie viel uns noch zu einem anständigen Leben fehlt, wie sehr unsere Vettern jenseits der Nordsee zu beneiden sind. Wir haben keinen Grund und kein Recht, das Gegebene vergnüglich zu beschreiben, denn wir sind noch nicht von Ferne das, was wir sein sollten. Man ahme Ton und Farbe englischer Romane, englischer Historien noch so eifrig nach, es werden schwächliche Zerrbilder herauskommen. Unsere großen Denker und Dichter sind nicht von der alltäglichen Wirklichkeit, sondern vom Ideal ausgegangen, und sie haben damit das wahre Bedürfniß der Nation getroffen. Der Charakter ihrer Werke ist die Bewegung, — der lebendige Drang auf das Bessere, — die kräftige Hoffnung auf den „Tag des Edeln." Sie haben der Weltgeschichte gedient, wie keiner ihrer englischen Zeitgenossen. Die besten Gedanken, zu denen die Menschheit erwachsen war, fanden ihren reinsten Ausdruck in ihnen. Die halbe Achtung, die bedingte Verehrung, die man ihrem „Idealismus" heutzutage zollt, sind nur Zeugnisse der Scham, daß man bisher so wenig in ihrem Sinne gestrebt und gehandelt hat. Wir brauchen den schönen jugendlichen Geist, der ihre Schriften beseelt; ihn zu mißachten, zu verschmähen, das heißt unsern nationalen Stolz verleugnen, unsere nationale Zukunft wegwerfen; das heißt — recht unpraktisch sein, indem man recht praktisch sein will. Betrachtungen solcher Art führten mich wieder zu Milton, dem einzigen idealen Dichter, welchen die Engländer gehabt haben. Wenn in späterer Zeit der Eine oder der Andere von ihnen den ehrenwerth beschränkten Patriotismus, die treue Liebe zur alten guten englischen Freiheit aufgegeben, und im „weiten Gehirn" nach etwas Höherem, Besserem gesucht hat, so geschah dies immer ohne Erfolg; es führte zum Schweifen in's Formlose, zur Vergeudung und Erschöpfung des Talents, zur Arbeit ohne Frucht, zum Kampf ohne Sieg. Man denke an Byron und Shelley. Nur Milton fand in seiner Brust den sichern Halt, den ihm die Welt versagte. Er ist von allen Briten den deutschen Meistern am innigsten verwandt.

* Während der „Tannhäuser" von Richard Wagner in Paris mit Niemann einstudirt wird, soll auch die Wintersaison des Coventgardentheaters in London mit derselben Oper eröffnet werden.

* Die Salzburger Zeitung brachte kürzlich nachstehende bemerkenswerthe Mittheilung: Freunden von Mozart's Musik dürfte es nicht uninteressant sein zu erfahren, daß es im Laufe neuer Forschungen geglückt ist, unter den Schätzen der königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München ein bisher nicht bekanntes, nirgend verzeichnetes Autograph Mozart's zu entdecken. Es ist dies die italiänische Bravourarie für Sopran „Tra cento affanni e cento", welche der autographen Ueberschrift zu Folge der vierzehnjährige Mozart im Jahre 1770 in Mailand schrieb, während er dort im December seine vierte dramatische Composition, die Oper „Mitridate Rè di Ponto" mit ausgezeichnetem Erfolge zur Aufführung brachte.

* In Berlin starb am 22. September der Maler Professor Hermann Stilke, dessen letztes Bild „Judith und Holofernes" im Frühling d. J. seinen Weg durch die norddeutsche Ausstellung machte. Er war 1803 geboren, studirte unter Cornelius in Düsseldorf und München und malte schon früh Fresken für das Schloß in Koblenz und die Münchener Glyptothek. In Düsseldorf, wohin er 1833 zurückkehrte, entstanden seine Bilder: „Der Pilger in der Wüste", „Max auf der Martinswand", Jungfrau von Orleans", „Kreuzfahrer nach Syrien." Auf Burg Stolzenfels führte er später Freskogemälde aus und malte für den Römersaal in Frankfurt das Bild Kaiser Heinrichs III. Seit 1850 lebte er in Berlin, wo er unt. And. einen Saal des neuen Museums durch Fresken verschönte.

* Am 25. September starb in Leipzig der allen Liedertäflern wohlbekannte Componist Karl Zöllner.

ε Bremen, 5. October. Am 13. October wird unter Leitung des Herrn Mertel ein Concert stattfinden, auf welches wir die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken wollen. Musikfreunde können sich in demselben an Chören erfreuen, welche mit Ausnahme eines Chorals aus der Passionsmusik hier noch wenig bekannt und deßhalb doppelt interessant sein dürften. Namentlich willkommen sind die Chöre „Du bist's, dem Ruhm und Ehre gebühret" von Haydn und „Die Vesper" von Beethoven. Im zweiten Theile sollen folgende Lieder für gemischten Chor vorgetragen werden: Lied von Mendelssohn „Im Grün erwacht der frische Muth", Lied von Gade „Der Frühling ist ein starker Held", und zwei Lieder von Hauptmann „Ueber allen Gipfeln ist Ruh" und „Zwischen Waizen und Korn." Jeden Theil wird unser bekanntes Streichquartett mit Instrumentalvorträgen einleiten, und für Sologesänge ist durch die Bereitwilligkeit einer geschätzten Dilettantin ebenfalls auf das Vollkommenste gesorgt. Der Ertrag des Concertes ist für einen Zweck bestimmt, welchem man nur den besten Erfolg wünschen kann. Es soll dadurch einem jungen talentvollen Violinisten die Möglichkeit eröffnet werden, seine Ausbildung unter Leitung seines bisherigen Lehrers in Leipzig zu beenden.

* Bremen, 5. October. Die Direction des Theaters entwickelt eine bei der Neuheit der Verhältnisse ganz außerordentliche Thätigkeit und findet in vollem Maße die verdiente Anerkennung. In drei Wochen sind im Bereiche des Schauspiels zwei große Dramen, ein größeres und vier kleine Lustspiele, eine Posse als Neuigkeiten vorgeführt. Der „Zunftmeister von Nürnberg" ist besprochen worden, Heyse's „Elisabeth Charlotte" soll in der nächsten Nummer an die Reihe kommen. Das neue Lustspiel von Benedix, „Junker Otto", welches einige Bühnen bereits gegeben haben, fand gestern bei guter Aufführung viel Beifall. In der Oper hat sich Fräulein Eicke von Leipzig als Susanne, Königin der Nacht und Amine rasch und sicher in der öffentlichen Gunst festgesetzt und ein bedeutendes Talent in so natürlicher und ansprechender Weise gezeigt, daß eine glückliche Entwickelung verbürgt scheint. Wenn es gelingt, die Fächer einer ersten dramatischen Sängerin und eines ersten Baritons glücklich zu besetzen, so sind bei der unermüdlichen Thätigkeit des Orchesters und des mittlerweile verstärkten Chors die besten Erfolge in sicherer Aussicht. Die Opernkräfte, welche die „Nachtwandlerin" recht gut ausführten, versprechen für die nächste Zeit den „Fidelio" und studiren die „Dinorah" von Meyerbeer. Aus bester Quelle wird das Beste von der Ziege berichtet; sie soll reizend sein.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich $1\frac{1}{2}$ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 42. Bremen, 14. October. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Moliere's Leben und Wirken.

Von Adolf Laun.

Wenn der Blick in ein vielbewegtes Künstlerleben schon an und für sich Interesse gewährt, so sind wir bei Moliere in der glücklichen Lage, nur Verbürgtes, historisch Gesichtetes bieten zu können, denn der pietätsvolle Forscherfleiß der Franzosen hat in neuester Zeit alles auf ihn Bezügliche mit kritischer Leuchte erhellt. Ihre Moliere-Literatur ist fast eben so reich wie unsere Goethe- und Schiller-Literatur, und Dank dem Reichthum an Documenten brauchen wir uns bei ihm nicht mit so viel Mythischem und Conjecturalem zu behelfen wie etwa bei Shakspere und Dante.

Eine Betrachtung Moliere's läßt uns aber auch einen Blick auf unsere eigenen Bühnenverhältnisse werfen. Unser deutsches Theater, besonders unser komisches Theater, liegt im Argen. Es erfüllt jetzt weniger als je die Aufgabe, eine nationale Bildungsanstalt zu sein. Es ist keineswegs, wie Schiller verlangte, eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durchs bürgerliche Leben, ein unsichtbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele, der den Menschen mit dem Menschen bekannt mache und das geheime Räderwerk aufdecke, nach welchem er handelt. Von der Ueberzeugung, daß die gegenwärtige Bühne das Gegentheil von dem ist, was sie sein müßte, sind alle Gebildeten und Patriotischgesinnten durchdrungen, dies bedarf eben so wenig einer Ausführung, wie es einer Forschung nach den Quellen des Uebels bedarf; sie springen jedem entgegen, der unsere nationale und literarische Zerfahrenheit, die Halt- und Charakterlosigkeit unserer alles Fremde mechanisch ausbeutenden Dramatik übersieht. Auch kommt es mir nicht in den Sinn, den Heilkünstler spielen und Recepte verschreiben zu wollen, um das Kranke gesund, das Hinfällige jung und frisch, das Unnationale national zu machen. Eine solche Regeneration muß von innen herauskommen und hängt vor Allem davon ab, ob es uns gelingen wird, eine Nation mit einheitlichem Mittelpunkt und fest ausgeprägten, volksthümlichen Lebensformen zu werden.

Doch aber besteht ein gewisser Zusammenhang zwischen dem dramatischen Leben und Wirken, das ich vorführen will, und der nationalen Wirkungslosigkeit unserer Bühne, nämlich der des Gegensatzes. Das, an dessen Mangel unsere Versuche, zur nationalen komischen Bühne zu gelangen, bisher gescheitert sind und scheitern werden, so lange dieselben Verhältnisse dauern, gab dem Moliere ein günstiges Geschick im reichsten Maße. Er fand alle nothwendigen Bedingungen zur Gestaltung einer nationalen Bühne vor: politische Einheit der Nation mit einem das ganze Land resumirenden Centrum, Gemeinsamkeit der Welt- und Lebensanschauung, gleichmäßige Sitten und Lebensformen, kurz Alles was einem Volk und einer Zeit das scharfe Gepräge, giebt das die komische Bühne verlangt, um sein und wirken zu können. Selbst die Schranken seines Geistes, der nicht über den nationalen Horizont hinauszublicken, seines Talentes, das nur bis zu einem gewissen Grade aus dem Typischen das Individuelle herauszugestalten und nur Menschen zu schaffen wußte, die trotz der Abstraction doch immer Franzosen und Franzosen ihres Jahrhunderts bleiben, — selbst diese und andere Einseitigkeiten und Mängel kamen ihm zu Gute und machten es überhaupt nur möglich, daß er der Vater des modernen Lustspiels, der Schöpfer des Theatre Français wurde.

Tacitus schrieb eine Germania, um die Römer, und Madame de Stael eine Allemagne, um die Franzosen auf das ihnen Fehlende aufmerksam zu machen, und beide idealisirten dabei. Wenn wir jetzt in den Spiegel der Moliereschen Bühnenwirksamkeit blicken, um zu erkennen, was wir trotz aller unendlich viel reicheren Mittel entbehren, so brauchen wir nicht zu idealisiren, sondern können bei der strikten Wahrheit bleiben. Es wird auch unnöthig sein, die Vergleichungspunkte zu accentuiren, sie ergeben sich von selber. Doch sind es besonders zwei Fragen, die bei Betrachtung unserer Bühnenzustände häufig angeregt werden, eine literarische und eine dramaturgische. Auf beide giebt er durch sein Beispiel eine schlagende Antwort.

Mit Recht wird in unsren Tagen, wo das erwachende Nationalbewußtsein wieder nach eigentlich deutscher Dichtung und Kunst verlangt, gegen unsere Allerweltsliteratur, gegen unsere Anlehnung an Fremdes geeifert. Dieser Ausländerei, die Sittlichkeit, Geschmack und Patriotismus zugleich verletzt, möchte ich durchaus nicht das Wort reden und thue es auch nicht, indem ich hier auf Moliere hinweise. Im Gegentheil, er zeigt uns gerade, wie man Fremdes benutzen und doch ganz national bleiben kann, denn Niemand hat mehr Fremdes entlehnt als er. Er sagte selber: Je prends mon bien, où je le trouve. Plautus und Terenz, die Italiäner und die Spanier, Scarron und die Fabliaux haben zu seinen Lustspielen beigesteuert, und doch ist Alles durch und durch französisch und für seine Zeit gegenwärtig in denselben.

Auf diese energische Nationalisirung und Vergegenwärtigung, in der ihm Holberg, der ganz auf seinen Schultern steht, nacheifert, möchte ich ein großes Gewicht legen. Nicht ob wir uns fremde Stoffe aneignen, was in der Komödie fast unvermeidlich ist, denn die menschliche Verkehrtheit ist im Grunde überall dieselbe, möge auch die Erscheinungsform eine national verschiedene sein, und alle Komöden haben von jeher einer vom andern geborgt; nicht darauf kommt es an, sondern darauf, wie wir es thun. Es fragt sich, ob wir in unserem Nationalbewußtsein so sicher sind, daß wir gefahrlos ans Fremde treten und es zu unserem Gebrauche umschmelzen können, ohne dafür das Opfer unsrer Nationalität zu bringen. Grade

in der Art und Weise, wie er nachahmte, kann uns Moliere zum Muster der Nachahmung dienen. Wenn gesagt wird, um zur deutschen komischen Bühne zu gelangen, müßten wir uns aller fremden Muster und Stoffe enthalten und nur deutsche Muster und Stoffe wählen, so ist dies einerseits aus hundert Gründen unausführbar, und andrerseits wird dabei der Hauptaccent auf eine Nebensache gelegt. Auch hier kommt es wie in jeder Kunst mehr auf das Wie als auf das Was an; der Geist und die Form, worin ein dichterischer Stoff behandelt wird, geben ihm sein nationales Gepräge. Shakspere's Griechen und Italiäner bleiben bekanntlich immer Engländer eben so gut wie Schiller's französische Jungfrau und Goethe's griechische Iphigenie deutsche Jungfrauen sind und Goethe's Tasso ein deutscher Dichter ist.

Auf einen fremden Meister hinweisen und zeigen, was wir von ihm in freier, selbständiger Verwerthung für Kritik und Production uns aneignen können, heißt keineswegs nationaler Entäußerung, sclavischer Nachtretung das Wort reden. Durch ihre großen Meister, durch ihre wirklichen Dichter hat nie eine Literatur der anderen geschadet, sie fordern im Gegentheil, da sie selber ächt national sind, zur Bewahrung der eignen Nationalität auf und regen weit mehr zur productiven Nacheiferung als zur sterilen Nachahmung an. Auch unsere große Literaturepoche wurde durch antike und fremde Muster mehr angefeuert als beherrscht. — Also auf die Frage „dürfen wir ausländische Muster um Rath fragen und uns fremder Stoffe bedienen“ antwortet Moliere durch sein Beispiel. „Thuts und thuts, so viel Ihr wollt, und nehmt's, woher Ihr wollt, aber durchdringt Alles mit dem Geiste Eurer Zeit und Eurer Nation, macht Alles deutsch, wie ich Alles französisch gemacht habe, nur bleibt nicht auf halbem Wege stehen und flickt aus bunten Lappen keine bunte Narrenjacke zusammen.“

Eine zweite Frage, auf die er durch sein Beispiel eine eben so schlagende Antwort giebt, ist die oft aufgeworfene der Bühnenverwaltung. — Er ist Intendant, Dramaturg, Regisseur, Schauspieler, Dichter und Kassenführer in einer Person, nimmt Alles selber in die Hand und ruft, indem er Alles beseelt und mit Einem, mit seinem Geiste durchdringt, eine Einheit, ein Ensemble, eine Wirkung hervor, wie dies kaum je wieder in der Theatergeschichte vorgekommen ist. Auch hier kommt ihm, wie bei seinen poetischen Schöpfungen, die Beschränktheit der damaligen Theaterverhältnisse zu Gute und lehrt ihn, mit kleinen Mitteln große Wirkung erzeugen; auch hier macht ihn die Armuth reich, während uns der Luxus der materiellen Mittel poetisch arm und klein macht. Er zeigt, daß, wenn Zeit und Publikum dazu angethan sind, die Größe der Leistungen auf etwas anderem beruht, als auf dem, wovon wir heutigen Tags geneigt sind, sie abhängen zu lassen.

So ist denn Grund genug vorhanden, daß ich nochmals einen bei uns beinahe verschollenen Dichter bespreche, der in seinem Lande fast allein noch von seinen classischen Zeitgenossen lebendig geblieben ist und jetzt wieder allwöchentlich die französische Bühne betritt; ich selber sah diesen Sommer in Bordeaux und Paris an zwei Abenden hintereinander zwei seiner Stücke. In früheren Erörterungen über die von ihm geschaffene Charakter- und Sittenkomödie suchte ich auf das hinzuweisen, was in seinen Schöpfungen epochemachend und schulebildend war, und zeigte, wie das englische Lustspiel zur Zeit der Königin Anna, das spanische durch Moratin, das dänische durch Holberg und das deutsche durch Schröder, Iffland und Kotzebue eng mit ihm zusammenhing, und wie sein Einfluß auf die Schauspielkunst ein europäischer gewesen. Auch auf den beispiellosen socialen Einfluß seiner satirischen Komödien wies ich hin, die manche Verkehrtheit wenigstens für seine Zeit aus der Welt herausgespottet haben. Es bleibt mir heute nur noch übrig, den Mann selber vorzuführen, dessen Popularität zugleich sich dadurch bekundet, daß er von allen französischen dramatischen Schriftstellern die größte Menge von Sprichwörtern geschaffen hat. . . . . .

Moliere wurde geboren zu Paris im Jahre 1622; sein eigentlicher Name war: Jean Baptiste Poquelin. Das mit seiner Büste geschmückte Haus unter den Pillers des Halles, welches früher als des Dichters Geburtshaus gezeigt wurde, ist nicht das rechte, sondern das Eckhaus an der Rue St. Honoré, das wegen der in seiner Erkersäule angebrachten Affenbilder der Affenpavillon hieß, nun aber niedergerissen ist. Von mütterlicher und väterlicher Seite stammte er aus dem Tapeziererhandwerk und war durchaus ein Sohn des Volkes, obgleich sein Vater mit seinem Geschäft das Amt und den Titel eines königlichen Kammerdieners verband, das unser Poquelin als ältester Sohn von zehn Kindern erblich zu übernehmen bestimmt war. Er wurde schon früh Ladenbursch im väterlichen Hause und trieb sich wie ein ächtes Pariser Kind auf der Gasse umher, wo er den Volkshumor und Gassenwitz, dessen Beherrschung dem späteren Dichter und Schauspieler zu Gute kam, aus erster Hand kennen lernte. Der Großvater, ein eifriger Theaterfreund, nahm den lebhaften Knaben mitunter mit ins Theater des Hotel de Bourgogne, wo es freilich nur Possen und den Spaniern nachgeahmte Tragicomödien zu sehen gab, bis Corneille daselbst mit seinen ersten Schöpfungen auftrat. Hier fand Poquelin Ersatz für die Dürftigkeit seines sich auf Lesen, Rechnen und Schreiben beschränkenden Unterrichts, und hier erwachte die erste Ahnung seines Berufes für die komische Bühne in ihm, der er später eine neue Gestalt geben sollte. — Aber mit dem Rechnen und Schreiben am Ladentisch wollte es nicht mehr gehen, die Sehnsucht nach reicherer Geistesnahrung war erwacht, und er besuchte eine Schule, wo er von den Jesuiten unterrichtet wurde und für die Zukunft wichtige Verbindungen anknüpfte, sowohl mit geistreichen als mit vornehmen Schülern. Moliere, der Verfasser des Tartuffe gleich Voltaire ein Zögling der Jesuiten, erinnert an Luther, den Augustiner-Mönch. Darauf studirte er Philosophie bei Gassendi, jenem kühnen, freien Denker, dem Bekämpfer der Scholastik, der auf seinen Zuhörer einen unverkennbaren Einfluß ausgeübt hat, denn die Bühne desselben ist die praktische Anwendung der Lehren dieses Philosophen, der keine traditionelle Formel anerkennend, Alles dem eigenen, freien Denken unterwarf. Schon damals übersetzte der Schüler des Lucrez Werk „von der Natur der Dinge“ und wob später ein Fragment dieser Arbeit in seinen Misanthropen ein. Es fehlte ihm also nicht an klassischer Bildung, wie Schlegel behauptet. Später studirte er wahrscheinlich in Orleans die Rechte und bereitete sich auf den Advokatenstand vor; aber plötzlich schweigen die Quellen, er ist wie verschollen, und wir finden ihn erst nach mehreren Jahren an der Spitze eines Liebhabertheaters wieder, das den pomphaften Namen: l'illustre théâtre führte. Der Geschmack an der Bühne griff damals in Frankreich um sich, und theatralische Belustigungen lösten die schöngeistigen Akademieen ab. Richelieu, der Allmächtige, selbst ein leidenschaftlicher Theaterfreund und sehr eifriger Theaterdichter, trug das Seine dazu bei. In Folge dieses Unternehmens, zu dem den Dichter ein unwiderstehlicher Trieb geführt zu haben scheint, überwarf er sich mit seiner Familie und verließ mit seiner jetzt um Geld spielenden jungen Gesellschaft die Hauptstadt, in der die Frondeunruhen dem Komödienspiel ein Ende machten.

Von nun an beginnen nach den Lehrjahren die Wanderjahre. Poquelin, der jetzt aus Rücksicht auf seine Familie den Namen Moliere annimmt, zieht in der Provinz umher von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schloß und schlägt überall, wo er ein Publikum findet, seine Bretterbude auf. Sogar bis Bordeaux geht sein abenteuerlicher, nomadenhafter Zug; er machte daselbst seinen ersten und letzten tragischen Versuch mit der Thébaide, dessen völliges Mißlingen ihn nicht entmuthigte, sondern nur um so entschiedener und ausschließlicher auf die Bahn trieb, der er seine Unsterblichkeit ver-

danken sollte. Indeß es war doch nicht gleich das eigentliche, das höhere Lustspiel, das er seinem Publikum vorführte. Ja es war nicht einmal die nationale Komödie; nur die Sprache war darin französisch, alles andere ausländisch. Moliere so gut wie die anderen Genien, die ein epochemachendes Neues geschaffen haben, schleppt Anfangs die Fesseln des Alten noch eine Zeitlang mit sich fort.

Es herrschte auf der damaligen französischen Bühne ein buntes Gemisch von spanischen Intriguen und italiänischen Carricaturen, voll Bouffonnerie und Uebertreibung mit maskenartig behandelten stehenden Figuren ohne eigentliche Charakterdarstellung, wenn auch hier und da schon Reminiscenzen aus dem Plautus und Terenz einen Anfang dazu hervorriefen. Die Rollen jener possenhaften Stücke, Farcen genannt, wurden gar nicht einmal aufgeschrieben, sondern in italiänischer Weise und noch italiänischen Inhaltsentwürfen und Scenarien, die man Canevas-(Rahmen) nannte, von den Schauspielern improvisirt, eine Kunstleistung, die nicht allzu schwierig war, da Alles sich traditionell in gegebenen Verhältnissen, in gewohnten Intriguen und Späßen, in Verspottung bestimmter Charaktere und Stände, des geizigen und mißtrauischen Alten, des Doctors, des Schulmeisters, des Advocaten u. s. w. bewegte. Wie stereotyp, roh und cynisch auch vieles in diesem Théâtre Italien sei, so ist es doch eine Fundgrube für das moderne Lustspiel geworden, und mit vollem Recht hat Lessing diesen ungedruckten Lustspielentwürfen in seiner theatralischen Bibliothek eine große Aufmerksamkeit gewidmet. Auch für die Entwickelung der komischen Schauspielkunst sind jene Improvisationen, die heute noch den Italiänern gelingen, von großer Wichtigkeit gewesen. Wollte Gott, unsere Schauspieler hätten etwas von jener südlichen Elasticität und Lebendigkeit, die im Augenblick schafft und oft sehr glücklich schafft. Molieres derartige Schöpfungen sind leider großentheils verloren gegangen. Seine ersten eigentlichen Lustspiele brachte er auf diesen abenteuerlichen Wanderzügen im Jahre 1653 in Lyon und Montpellier zur Aufführung; es sind: l'Etourdi und le Dépit amoureux, beide in Versen. Zwar ist noch Alles in italiänischer Intriguenweise zugeschnitten, aber ein neuer Geist, ein Ansatz zur Charakteristik, ein national-französischer Hauch durchweht schon diese Stücke.

Allmählich näherte Moliere sich wieder der Hauptstadt und trat daselbst mit seiner Truppe im Jahre 1658 auf dem Théâtre petit Bourbon auf, aus dem nach mancherlei Wandlungen das Théâtre Français, die noch heute bestehende Normalbühne Frankreichs, geworden ist, die Moliere als ihren ersten Schöpfer anerkennt. Er ist jetzt bei seinem Erscheinen in Paris, wo ihm die Gunst des Königs, des Hofes und der Stadt entgegenkommt, vierunddreißig Jahre alt und hat ein buntbewegtes Leben hinter sich. Er hat Land und Volk in allen Gegenden und Ständen kennen gelernt auf seinen Zügen, die viel Gemeinsames haben mit denen der Wandertruppe im Wilhelm Meister, und die George Sand in ihrem Drama Moliere mit so reizenden Farben geschildert hat. Aber er war auch tiefer in's Studium des menschlichen Lebens hinabgestiegen. Eine Schauspielertruppe ist eine kleine Welt für sich, in deren Reibungen unter einander alle Triebe und Leidenschaften der Seele zu Tage kommen und sich ihm, dem Lenker des Ganzen, bloß legten. Er hatte, indem er seine Schauspieler beherrschte, leitete, verwendete und bildete, zugleich tiefe psychologische Blicke ins Menschenherz gethan und an sich selber in mannichfachen Freundschafts- und Liebesverhältnissen jede Art von Lebenserfahrung gemacht. Wenn Schiller gesteht, er habe die Menschen zu schildern begonnen, ehe er sie gekannt, so ist dies der umgekehrte Fall mit Moliere. Selten sind so günstige Verhältnisse zusammengetreten, um einen dramatischen Dichter zu bilden und ihm die volle Lösung seiner Aufgabe zu gestatten, einen Dichter, der in sich den Beruf fühlte, das wirkliche und das moderne Leben seines eigenen Landes zu komödiren, der Nation einen Spiegel ihrer liebenswürdigen und häßlichen Seiten vorzuhalten, den Wall traditioneller Vorurtheile zu durchbrechen, sie vor den Gefahren neu auftauchender verkehrter Richtungen im geistigen und sittlichen Leben zu warnen, durch die Bühne die verschiedenen Stände mit einander bekannt zu machen, und ihnen Wahrheiten zu sagen, die sie nirgend anderswo zu hören bekamen, und Blicke in die Zukunft zu thun, die dieselbe als richtig bestätigt hat. — Seine Zeit war der Entwickelung des Lustspiels im höchsten Grade förderlich, es war, nachdem Ludwig XIV. die Parteiwuth gebändigt hatte, eine Periode der Ruhe und Sicherheit eingetreten, in der das bürgerliche Leben, das den eigentlichen Stoff der neueren Komödie ausmacht, mit allen ihm anhaftenden Sonderbarkeiten sich ruhig und bequem entfalten konnte. Der während der Ligue und Fronde herrschende ritterlich abenteuerliche Factionsgeist machte einem feineren Sinne für Geselligkeit Platz, in der neben wirklicher die Auswüchse verschrobener Bildung sich der satirischen Geißel darboten. Der erwachte literarische Geschmack, die den Talenten zu Theil werdende Auszeichnung rief eine größere Vermischung der Stände hervor und bot in den daraus entstehenden Reibungen eine reiche Gallerie komischer Gesellschaftsbilder dar. Der Druck, den der König auf den Adel ausübte, hob den sich bereichernden Bürgerstand fast zum Niveau desselben empor. Auch der Einfluß der Frauen, der die Sitten milderte, die Umgangssprache glättete und die Männer in den sich bildenden schöngeistigen Salon lockte, war bedeutungsvoll. Dabei wurde in Mode, Sitte und Ton Alles nationaler, der Einfluß des Spanischen und Italiänischen nahm bei Ludwigs und Frankreichs steigender Größe immer mehr ab, und es entwickelte sich jener literarische Patriotismus, der allen Erscheinungen der damaligen Zeit ihr einseitiges, aber eigenthümliches Gepräge aufgedrückt hat. Kurz, es gestaltete sich in Frankreich das moderne Leben, das im Kampf mit der Tradition des Alternden und Unhaltbaren und durchkreuzt von geistigen Strömungen mannichfacher Art ein buntbelebtes Ansehen gewann; ein Leben, das einem Darsteller entgegenkam, der wie Moliere im Bewußtsein seiner Mission mit sicherer Hand hineingriff und dasselbe nach allen Seiten hin im Spiegel der komischen Kunst beleuchtete. Seinem Auge entging keine Besonderheit seines Zeitalters, sie kommen in seinen 32 Stücken direct oder indirect alle zum Vorschein. Vorzüglich aber sind es die für das Wohl seiner Nation gefährlichen Seiten, die er bekämpft: im Tartüffe und Don Juan reißt er den Heuchlern die Maske vom Gesicht, im Misanthrop bekämpft er die Frivolität und Corruption der vornehmen Welt, in den gelehrten Frauen und den Précieuses ridicules die verschrobene Bildung und schöngeistige Prätention, im Dandin und Bourgeois gentilhomme die eitlen Gelüste der Parvenüs und die Seelengemeinheit der aus Habgier sich wegwerfenden Vornehmen, in der Comtesse d'Escarbagnas und dem Herrn von Pourceaugnac die Abgeschmacktheit des Krautjunkerthums, im Amour médecin und Médecin malgré lui wie im Malade imaginaire den Charlatanismus der Wissenschaft und verschmilzt in diesen wie in allen seinen anderen Lustspielen ein Sittenbild der Zeit, eine ethische Tendenz und moralische Absicht, mit der eigentlichen Aufgabe seiner Kunst mit der Darstellung und Motivirung scharf hervortretender Charaktere, die mitunter zu ausschließlich in einer sie absorbirenden Eigenschaft, wie der Etourdi und Avare thun, aufgehen. — Um dies wagen zu können, dazu bedurfte er eines Schutzes, den nur ein Monarch von der Gewalt eines Ludwig XIV. ihm gewähren konnte und wirklich gewährte. Moliere ist der freiste Dichter der zwang- und fesselvollsten Epoche seines Landes, und deßhalb hat seine Bühne einen so bedeutenden sittlichen Einfluß, abgesehen vom künstlerischen, auf das praktische Leben seiner Zeit gehabt, die sich für die Nachwelt mit einer Wahrheit in ihr spiegelt, wie in keiner andern literarischen oder künstlerischen Quelle. Er war unter diesem Schutze ungebundener, als wäre er ein vom Publikum abhängiger Theaterdirector gewesen.

Doch kehren wir zur Skizze seines Lebens zurück. An der Spitze einer Theatergesellschaft, die alle anderen verdunkelte und

sich steigender Popularität erfreute, verwaltete er dieselbe vierzehn Jahre lang bis zur Todesstunde und schuf für sie die ersten modernen Muster aller Gattungen des Lustspiels, die in Frankreich später cultivirt worden sind; nicht allein die Charakter- und Sittencomödie, sondern auch die Posse, das Vaudeville, die komische Oper, das mythologische Ballet, das sogenannte Schubladenstück und selbst das bürgerliche Drama und Familiengemälde leiten auf ihn ihren Ursprung zurück. Er dichtete jene Stücke nicht nur, sondern studirte sie auch mit seinen Schauspielern ein und brachte sie stets unter persönlicher Leitung zur Aufführung. Kurz, er war, wie ich schon bemerkte, was man heute Regisseur, Dramaturg und Intendant nennt, in einer Person und leitete das vielverschlungene Räderwerk der Bühnenverwaltung mit einer Sicherheit und Einheit, von der wir heutigen Tages keine Ahnung mehr haben, die aber am Besten die beispiellose Wirksamkeit seiner Bühne erklärt.

Seine eigenthümliche Stellung, die im Volke wurzelte und bis in's Hofzimmer reichte, seine Verbindungen mit allen Classen der Gesellschaft, führten ihm täglich neuen Stoff der Beobachtung zu und machten es ihm möglich, immer das Einschlagende und Zeitgemäße zu treffen. So stand er auf beneidenswerther Höhe der künstlerischen Wirksamkeit, aber es nagte an seiner Seele ein Gram, der sein Leben verbitterte und zur Verkürzung desselben beigetragen hat. Schon in Lyon hatte Moliere, wie es scheint, bei seinem liebebedürftigen Herzen, bei seinem leichtentzündlichen Temperament zärtliche Verhältnisse zu einigen Schauspielerinnen seiner Truppe gehabt, besonders zu Madelaine Bejard, der Schwester eines seiner besten Schauspieler. Im vierzigsten Jahre heirathete er deren junge Schwester Armande, die unter dem Namen Mademoiselle Moliere eine glänzende Rolle in der Geschichte des französischen Schauspiels einnimmt. Des Dichters Feinde, die ihm keine Verläumdung ersparten, haben sie seine Tochter genannt. Der König glaubte nicht an das durch die jetzt aufgefundene Heirathsacte als Verläumdung erwiesene Mährchen, er hielt sein erstes Kind zur Taufe. Dies schöne, aber leichtsinnige, verführerische Weib, dessen Reize der Dichter in manchen seiner weiblichen Charaktere, so in der Lucile des Bourgeois gentilhomme verherrlicht hat, wurde durch Koketterie die Qual seines Lebens. Er, der die Eifersucht meist bis dahin von ihrer komischen Seite dargestellt hatte, empfand jetzt die Bitterkeit derselben mit einer Leidenschaft, wie er, der gleich Goethe sich durch Objectivirung seiner selbst zu heilen suchte, sie kaum im Don Garcie und im Misanthropen darzustellen vermochte. Aller Friede und alle Ruhe seines Lebens waren gestört. Er trennte sich von Armanden und sah sie nur noch auf dem Theater, wo sie — eine eigenthümliche Situation — die von ihm nach ihrem Bilde geschaffnen Rollen der Kokette spielte, bis er wenige Monate vor seinem Tode sich ihr wieder näherte. Ein im Jahre 1688 zu Frankfurt erschienenes Buch, das den Titel la Fameuse comédienne führt, zeigt ihn uns in dieser Seelenstimmung; hier einige Auszüge: „Moliere wandelte einst in seinem Garten von Auteuil in Gram versenkt auf und nieder, als sein Freund Chapelle sich ihm näherte und, ihn aufgeregter als gewöhnlich findend, ihn wiederholt fragte, was ihm fehle. Moliere, der sich etwas beschämt fühlte bei einem damals (und auch wohl noch jetzt) in Frankreich so gewöhnlichem Unglück nicht mehr Standhaftigkeit zu besitzen, wich Anfangs aus, aber er war in einer jener weichen Stimmungen, die denen, die geliebt haben, bekannt sind; er gab dem Bedürfnisse sich zu erleichtern nach und gestand seinem Freunde, daß das Verfahren, welches er gegen seine Frau glaubte beobachten zu müssen, der Grund dieser Niedergeschlagenheit sei. Chapelle, sich über derartige Dinge erhaben fühlend, spottete, daß ein Mann wie er, der die Schwächen Anderer so gut darzustellen wisse, in einen Fehler verfiele, den er selbst täglich tadelte, und stellte ihm vor, wie thöricht es sei, ein Weib zu lieben, das die Zärtlichkeit nicht verdiene. — „Ich sehe wohl," antwortete Moliere, „daß Du noch nie geliebt hast, Du nimmst den Schemen der Liebe für die Liebe selbst. Es ist wahr, ich habe eine große Kenntniß des menschlichen Herzens in den Bildern gezeigt, die ich davon entworfen habe, und mich eifrig bemüht, die Schwächen desselben kennen zu lernen, aber sagt meine Einsicht mir, daß man der Liebe vorbeugen kann, so lehrt meine Erfahrung mich nur zu sehr, daß es unmöglich ist, sie zu beherrschen. Alle Entschlüsse, zu denen mich die Ueberzeugung von Armandens Untreue trieb, vergaß ich in ihrer Nähe, und die ersten Worte, die sie zu ihrer Vertheidigung sprach, überzeugten mich dermaßen von der Grundlosigkeit meines Verdachtes, daß ich sie um Vergebung bat, so leichtgläubig gewesen zu sein. Meine Leidenschaft hat einen solchen Punkt erreicht, daß ich Antheil nehme an dem was sie treibt, und wenn ich bedenke, wie unmöglich es mir ist, das zu besiegen, was ich für sie empfinde, so sage ich mir, daß es ihr vielleicht eben so schwer ist, ihre Neigung zur Koketterie zu beherrschen, und ich bin fast mehr geneigt, sie zu beklagen, als zu tadeln. Du wirst vielleicht sagen: man muß ein Dichter sein, um so zu lieben, aber ich glaube, es giebt nur eine Art von Liebe, und die Menschen, die nie Aehnliches empfunden, haben nie geliebt. Ist mein Benehmen nicht der höchste Grad der Thorheit und erstaunst Du nicht, daß Alles, was ich an Vernunft besitze, nur dazu dient, mich meine Schwäche einsehen zu lassen?"

Doch soviel möge genügen, um uns in die Gemüthanlage des Dichters blicken zu lassen, die zu seiner sonstigen Begabung hinzukommen mußte, wenn der komische Dichter ein so tiefer Seelenmaler werden sollte, wie er in vielen seiner Stücke ist; auch er hat Manches mit seinem eignen Herzblut geschrieben. Auch seine Poesie ist die Frucht eines tiefbewegten inneren Lebens und mancher schmerzlichen Erfahrung. Diese beim lachenden Satiriker, beim Manne des scharfen Verstandes so unerwarteten Selbstbekenntnisse sind zugleich merkwürdig als eine Stimme aus dem conventionellen Frankreich, aus dem 17. Jahrhundert dieses Landes, wo die Liebe meist nur als Sinnlichkeit oder Galanterie aufgefaßt wurde und so natürliche Herzenstöne, wie sie, von unserer Kritik unbeachtet, durch die Molierischen Comödien hindurch klingen, äußerst selten gehört wurden. Man ist erstaunt, beim Komiker und Satiriker einen solch innerlich lyrischen Zug zu gewahren; aber ist die Fähigkeit, tief und lebhaft zu empfinden, nicht eine nothwendige Ergänzung des skeptischen Verstandes, der gestaltenschaffenden Phantasie auch beim komischen Dichter? Auch er bedarf der Sympathie und Liebe, sonst ist er ein trockner Moralist und schafft statt wahrer, warmer Menschen nur kalte Schemen; um die Menschheit von der komischen Seite schildern zu können, muß auch er sie mit Liebe umfassen, muß auch er wie jeder andere Dichter alt und jung, beobachtend und hingebend skeptisch und begeistert zugleich sein, wenn ächtes wahres Leben aus seinen Schöpfungen blicken soll; das aber war Moliere bis zum letzten Hauche. — Wie für die Liebe, so war auch sein Herz für die Freundschaft geschaffen, und die hervorragendsten seiner Zeitgenossen standen mit ihm in näherer Verbindung: Racine, Boileau, Lafontaine, der Maler Mignard, der Arzt Mauvillon, Ninon de l'Enclos, Chapelle waren seine Vertrauten, und selbst der sonst so stolze König stellte sich zu ihm auf den Fuß freundschaftlichen Umgangs. Die Anecdote, wie er ihm bei Tafel ein Huhn servirt und das Hofgesinde beschämt, ist zu bekannt, als daß sie hier erzählt zu werden brauchte. Er schützte, so lange sein Sinn noch groß, sein Blick noch frei war, den Lieblingsdichter, der ihm so manches Fest verschönert, so manche Stunde erheitert hatte, gegen seine Feinde und Neider, er gab ihm eine für die damalige Zeit glänzende Pension von 7000 Franks, verlieh seiner Truppe den Namen einer königlichen und nahm so lebhaften Antheil an seinen Schöpfungen, daß er ihm mitunter selbst Winke zu Charakter-Darstellungen gab und ihm satirischen Stoff aus dem Hofleben und seiner nächsten Umgebung lieferte. Dafür

verlangte er freilich mit fürstlicher Ungeduld eine Raschheit der Ausführung, die manchem der Moliereschen Gelegenheitsstücke verderblich geworden ist, wenn dieser sich auch zu helfen wußte und sogar einmal im **Impromptu de Versailles** die Verlegenheit eines hartbedrängten Theaterdichters zum Gegenstand der Komödie machte.

Zwei weniger bekannte Anekdoten aus seinem Privatleben mögen von seiner Menschenkenntniß zeugen. Bei einem jener Festgelage in Auteuil, dem Landsitz des Dichters, hielt der vom Wein aufgeregte Chapelle eine Rede über die Nichtigkeit und Langweiligkeit des Lebens und schlug den Genossen vor, hinzugehen und sich sammt und sonders zu ersäufen, um der elenden Existenz ein Ende zu machen. Der Vorschlag wurde alles Ernstes angenommen; da aber trat Moliere auf und gab zu bedenken, ob es nicht unter der Würde sei, dies bei Nacht und Nebel zu thun, man würde ja sagen, es sei in der Trunkenheit geschehen, er rathe, bis zum andern Morgen zu warten und dann mit klarem Bewußtsein bei hellem Sonnenlicht die große That zu vollführen. Dieser verbesserte Vorschlag wurde angenommen und — nach ausgeschlafenem Rausch — nicht ausgeführt.

Der kindlich schalkhafte Lafontaine erheiterte mitunter durch seine Zerstreutheiten den Freundeskreis. Als einst Boileau und Moliere vom Beiseitereden der Schauspieler sprachen und letzterer dasselbe als in der Natur begründet vertheidigte, mischte sich Lafontaine in's Gespräch und meinte: Wie, das ferne Parterre soll hören können, was der danebenstehende Schauspieler nicht vernimmt? Während er sich so gegen das Beiseitesprechen, gegen die Apartés ereiferte und dabei immer redseliger und lebhafter wurde, sagte Moliere mehrere Male mit lauter Stimme: Der Lafontaine ist doch ein Schurke! wovon dieser in seinem Eifer nichts hörte und damit persönlich einen Beweis für die Natürlichkeit der Apartés lieferte. Indeß der Komiker war mitunter ebenso zerstreut wie der Fabeldichter, er blieb oft in Gedanken versunken auf der Straße stehen und blickte stundenlang in Gesellschaft vor sich nieder, ohne ein Wort zu sprechen. Einst ließ er sich nach damaliger Sitte in einem kleinen Karren zum Theater fahren, da ihm aber die Sache zu langsam ging, stieg er aus und half schieben, bis ihm das Gelächter der Vorübergehenden darauf aufmerksam machte, welch wunderbares Mittel er ergriffen hatte, um weiter zu kommen.

Trotz aller Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden, und trotz seiner pecuniär glänzenden Stellung litt er neben dem häuslichen Zerwürfniß am Widerspruch seiner geistigen Höhe, seiner persönlichen Würde mit der Stellung, die er als Schauspieler im damaligen socialen Leben einnahm; einer Stellung, die ihn eines Sessels in der Academie und eines ehrlichen Grabes beraubt hat. Die Academie stellte im Jahre 1778 seine Büste in ihrem Sitzungssaale mit der Inschrift auf: „Nichts fehlt seinem Ruhme, aber er hat dem unsrigen gefehlt, und die Nachwelt setzte ihm ein Denkmal im Pantheon.“ Einst, nicht lange vor seinem Tode, kam der geistig vornehme Boileau, der ihn immer gern in das aristokratische Literatenthum hinübergezogen und ihn gern ganz auf das Edelkomische beschränkt hätte, zu ihm und benutzte die gedrückte Stimmung, in der er ihn fand, zur Aufforderung, er möge ein für allemal ganz dem Schauspielerstande entsagen. „Ach, was verlangst du von mir?“ war des Dichters Antwort, „es ist ein Ehrenpunct für mich, meine Stellung nicht aufzugeben.“ — „Schöne Ehre“, murmelte der Satiriker vor sich hin, „sich alle Tage das Gesicht zu bemalen und sich den Bart des Sganarelle anzukleben, um sich den Stockprügeln der Komödie bloszustellen.“ — Boileau hatte den Dichter nicht verstanden, mit dem Ehrenpunkte meinte dieser die Pflicht gegen seine Schauspieler. Daß er seiner Stellung, seinem Stande treu blieb, ist ein schöner Zug seines Herzens; er that es aus Liebe zur Kunst und zu seiner Truppe, die er geschaffen und gebildet hatte, deren Vater, Lehrer und Versorger er war. Ihr opferte er Alles, selbst sein Leben, denn schon begann er das Aufreibende und Erschöpfende seines Amtes und der ungeheuren Arbeitslast bei zunehmender körperlicher Schwäche immer lebhafter zu empfinden. Seine Brust war seit langem angegriffen, aber er hätte sich retten können, wenn er, wie seine Freunde wollten, sich ganz vom Theater zurückgezogen hätte. Zehn Monate vor seinem Tode hatte er sich seiner Frau wieder genähert und, um mit ihr zusammen zu speisen, die streng gewohnte Diät aufgegeben, indem er statt der ihm verordneten Milch- wieder Fleischspeisen genoß.

Die Blutauswürfe vermehrten sich und erreichten während der Inscenesetzung seines letzten Stückes, des „eingebildeten Kranken,“ eine bedenkliche Heftigkeit. Am Tage der vierten Aufführung wurden sie so schlimm, daß er seine Frau und seinen Zögling, den später so berühmten Schauspieler Baron, kommen ließ und zu ihnen sagte: „So lange noch mein Leben mit Schmerz und Freude gemischt war, hielt ich mich für glücklich, aber jetzt, da ich mit Leiden überhäuft bin, ohne daß ich auf bessere Momente hoffen kann, sehe ich wohl, daß ich die Sache aufgeben muß; ich werde des Kummers und der Schmerzen nicht mehr frei. Ach, fügte er hinzu, was hat ein Mensch nicht zu dulden, ehe er sterben kann.“ Auf den Rath der Tiefergriffenen, das Schauspiel an dem Tage auszusetzen, erwiederte er: „Nein, das geht nicht, was soll aus den armen Arbeitern werden, die auf diesen Tagerwerb gerechnet haben; da es mir doch möglich sein wird, zu spielen, so würde ich mir Vorwürfe machen, es nicht gethan zu haben.“ Er spielte mit Anstrengung bis zum Schluß des Ballets. Im Augenblick, wo er das Wort: Iure aussprach, erfaßte ihn ein Krampf in der Brust, den er vergeblich durch ein gezwungenes Lachen zu unterdrücken suchte. Man trug ihn nach Hause; dort angekommen, verlangte er nach den Sacramenten; zwei Priester verweigerten sie ihm, und als der dritte, den sein Schwager herbeirief, kam, war er nicht mehr. Ein Blutsturz hatte ihn in den Armen zweier barmherzigen Schwestern, die zufällig zum Sammeln von Almosen hinzugekommen waren, getödtet. Dies war am 17. Februar, an einem Freitage, im Jahre 1673 um 10 Uhr Abends, eine Stunde, nachdem er als wirklicher Kranker den eingebildeten gespielt hatte.

Der Pfarrer von St. Eustache, seinem Kirchspiel, verweigerte ihm das kirchliche Begräbniß. „Wie, rief seine Wittwe aus, man verweigert ihm ein ehrlich Grab; in Griechenland hätte man ihm Altäre gebaut.“ — Der König beklagte in ihm den Verlust seines früheren Lieblings, aber er war ein anderer geworden unter dem Einfluß der Frau von Maintenon und wagte nicht mit Hintansetzung der kirchlichen Bedenken das Begräbniß zu befehlen. Er schrieb an den Erzbischof, und dieser fand einen Ausweg. Der Leiche wurde nur ein wenig Erde, aber ohne kirchliche Ausstellung gestattet. Am 21. Februar spät in der Nacht wurde sie in Begleitung von zwei Geistlichen und zweihundert Fackelträgern ohne Grabgesang zum Kirchhof St. Joseph getragen. Fast alle zeitgenössischen Dichter setzten ihm in französischer oder lateinischer Sprache ein Epitaph, und der kalte, trockne Boileau fand in seiner schönen Elegie „Bevor ein wenig Erde“ einen Ton tiefwehmüthiger Empfindung, wie er ihm nie gelungen war. Lafontaine's wenig bekannte Grabschrift, die zum Epigramm auf die Lebendigen wurde, heißt in hier versuchter Uebersetzung:

Wollt jedem ihr ein ehrlich Grab versagen,
Der Komödiant, so lang er lebte, war,
Müßt ihr den Frömmler auch zum Grabe tragen,
Auf ihn paßt eure Regel ganz und gar.

Moliere's Truppe, die an ihm Alles verloren hatte, beweinte ihn auf's Innigste; sie schloß 8 Tage lang die Bühne und zersplitterte sich bald darauf.

* Paul Heyse's neues Drama.

Von F. Pletzer.

Bremen, 11. October 1860.

Das seit dem Januar dieses Jahres seinen Rundgang über die Bühnen machende Schauspiel „Elisabeth Charlotte“ von Paul Heyse ist jüngst auch bei uns zweimal vor vollem Hause und mit Beifall aufgeführt worden. Indem wir das Drama besprechen, stellen wir zunächst einen allgemeineren Gesichtspunkt auf. Es wurde neulich bei dem „Zunftmeister von Nürnberg“ bemerkt, wie das deutsche Theater abermals in Gefahr stehe, von werthlosen und frivolen Dramen überfluthet und in seiner Entwickelung zurückgeworfen zu werden. Da die Thätigkeit wahrer und echter Dichter für die Bühne die beste Waffe gegen den Unfug schlechter Poeten ist, so muß es schon aus diesem Grunde mit Freuden begrüßt werden, wenn Talente wie Heyse sich der dramatischen Poesie zuwenden. Sodann ist es von Interesse, den Verfasser auf einem ihm neuen Felde und in einer neuen Phase seiner geistigen Entwickelung sich bewegen zu sehen. Bei der Stellung, welche er in der heutigen literarischen Epoche einnimmt, hat die öffentliche Theilnahme ein Recht, neben der Sache auch die Persönlichkeit im Auge zu behalten und zu verfolgen. Man hat oft den Wunsch ausgesprochen, Heyse möge von kleinen zu großen Arbeiten, von Hermen zu vollen Kunstwerken vorschreiten, und das ist denn mit den „Sabinerinnen“ und der „Elisabeth Charlotte“ geschehen. Mag zwar allerdings der äußere Erfolg beider Dramen den Wünschen der den Dichter mit großer und gerechter Liebe begleitenden gebildeten Welt nicht entsprechen, so ist doch jedenfalls ein glücklicher Fortschritt des Verfassers auf seiner Bahn und damit auch ein Gewinn für das große Ganze verbürgt.

Das im Jahre 1697 am Schlusse des dritten großen Krieges Ludwigs XIV. spielende und mit dem Frieden von Ryswick abschließende Drama „Elisabeth Charlotte“ zeigt uns die deutsche Fürstin dieses Namens, die Schwägerin des französischen Königs, an dessen Hofe und bemüht, den Frieden und die Rettung der Pfalz für Deutschland zu fördern. Die Ermattung Frankreichs im Bunde mit dem guten Recht und der unantastbaren Stellung der deutschen Frau inmitten des verdorbenen französischen Hofes und seines politischen Treibens verschaffen der Pfalzgräfin den Sieg, der allerdings unter den damaligen Verhältnissen nicht mehr als die Vermeidung einer neuen Niederlage und Schmach der deutschen Sache war. Der Dichter hat seinen Stoff mit dem Ernst und der Würde, die der Gegenstand erfordert und die wir an ihm kennen, behandelt. Der Verwilderung und dem schlechten Ton gegenüber, welche in der heutigen Bühnensprache sich breit machen, ist der Adel in den Gedanken und in der Form wohlthuend. Die Sprache fließt glatt und schön dahin, und der Dialog des Dramas, in welchem der leichtere Humor gelegentlich den Ernst ablöst, wird nur höchst selten durch Wendungen, die man hinweg wünschen möchte, unterbrochen. Das Schauspiel ist nach dieser Seite hin als ein sehr erfreulicher Zuwachs unserer Bühnenliteratur zu bezeichnen.

Wenn trotzdem die Wirkung bei aller Theilnahme, welche die Zuschauer dem Drama schenkten, keine durchgreifende war, wenn sich eine gehobene Stimmung und Wärme, die durch den patriotischen Stoff hervorgerufen werden sollten, nicht recht einstellen wollten, so glauben wir den Grund in der Art finden zu müssen, wie der Dichter seinen Stoff behandelt hat. Die Ereignisse und die Umgebung, unter denen sich das Schauspiel bewegt, verlangen ein politisches Drama im guten Sinne und von großartigem Zuschnitt. „Elisabeth Charlotte“ ist aber das nur zum Theil; zum andern Theil Intriguenspiel und Familiendrama. Von jener gewaltigen Umgebung ist zu wenig herangezogen worden, die volle Kenntniß derselben setzt der Dichter voraus, läßt aber die Zeit sich nicht genugsam wiederspiegeln. Die Parteien, deren Kampf wir mit ansehen, sind nicht gleichmäßig und mit unparteiischer dichterischer Gerechtigkeit behandelt. Gewiß war der französische Hof vollkommen so frivol, wie er geschildert wird, gewiß die Persönlichkeiten desselben und ihre Motive vollkommen so verworfen, wie wir sie hier sehen, — allein da Elisabeth Charlotte mit dem ganzen Pathos des mißhandelten und sich aus seiner Ohnmacht aufrichtenden Deutschthums dargestellt ist, so müßten ihr Ludwig XIV. und die Maintenon auch mit der ganzen Macht ihrer, immerhin verderblichen und von der Geschichte verurtheilten, Politik gegenüberstehen. Davon zieht aber den Dichter nicht genug in die Kreise seines Schauspiels, und es wird dadurch der deutschen Fürstin der Sieg zu leicht gemacht. Statt der großen und gewaltigen hat sie nur kleine und verhältnißmäßig unbedeutende Conflicte zu bestehen; es fehlen der Zeichnung die bedeutenden Umrisse, die sie haben müßte. Allerdings würde dieser Fehler in der Anlage weniger stark hervorgetreten sein, wenn der Darsteller Ludwigs XIV. auf unserer Bühne dem Charakter des Königs mehr Gewicht und Eindruck verliehen hätte; er nahm ihn überdies viel zu jung, Ludwig war zur Zeit der Handlung fast sechszig Jahre alt. Auch der Herzog von Orleans und der Chevalier de Lorraine hatten zu wenig Halt und Würde. Allein es wurde dadurch allerdings nur ein schon vorhandener Fehler verstärkt. Derselbe zieht aber einen doppelten Nachtheil für die Sache nach sich. Zunächst kommt das Drama durch den Umstand, daß Elisabeth Charlotte allzuhoch über ihren Gegnern steht, in die Gefahr, der schlechten Tendenzpoesie zu verfallen, vor der sie freilich durch die würdige und edle Haltung der Dichtung leidlich, aber doch nicht ganz bewahrt wird. An mancher Stelle streift der Gedanke hart an die Phrase. Sodann entbehren die Charaktere auf der französischen Seite des Halts, den sie bei aller Verwerflichkeit ihrer Sache denn doch haben müßten, und es tritt die Dichtung, sobald sich der Sieg auf die deutsche Seite neigt, aus dem Charakter des großen historischen Dramas in den des Familienstückes. Ludwig XIV. tröstet sich für die politische Niederlage, die er erleidet, mit der Herstellung des guten Verhältnisses zu seiner Schwägerin, die Maintenon, von deren weitgreifender Thätigkeit viel zu wenig zur Anschauung gelangt, mit der größeren Achtung, welche Elisabeth Charlotte ihr angedeihen läßt; Orleans und Lorraine aber bekehren sich schneller, als es von solchen Leuten zu erwarten ist, jener mit weit mehr Gemüth, dieser mit weit mehr Sentimentalität, als beiden übrigens zu Gesichte steht. Daß aber der ganze Conflict auf solche Weise ausläuft, ist die natürliche Folge des Mangels einer großartigeren Anlage.

Wie die Sachen stehen, ist nicht zu erwarten, daß die Dichtung sich dauernd auf der Bühne behaupten wird. Sie ist von zu edlem Gehalt, um frivole Siege zu erkämpfen und festzuhalten, jedoch auch nicht correct und bedeutend genug, um nachhaltig und tief zu wirken. Aber obwohl man gegen dieselbe Manches einwenden kann und nur halb warm zu werden vermag, ist sie auf alle Fälle sehr beachtenswerth. Ihr Bau, wenn er zwar auch in den beiden ersten Aufzügen nicht rasch genug vorrückt und nicht imposant genug ist, zeigt einen so richtigen Takt, daß wir von weiteren Arbeiten des Dichters auf diesem Gebiete das Beste erwarten dürfen. Die „Sabinerinnen“ sind zwar, bei aller den Rahmen der Zeit durchbrechenden Kühnheit der Composition, welche Bedenken erregt, von höherem poetischen Gehalte, „Elisabeth Charlotte“ hat aber den Vorzug der größeren Bühnengerechtigkeit; und das ist ein Moment, welches in diesem Falle Berücksichtigung verlangt.

* Die belgische Historienmalerei der Gegenwart.

Bremen, 11. Oct. Der gestern im hiesigen Künstler-Verein von Herrn Dr. H. A. Müller gehaltene Vortrag führte das am 12. Sept. von demselben begonnene Thema über das Wesen der belgischen Historienmalerei zu Ende. In diesem ersteren

hatte der Redner auseinandergesetzt, in welcher Krisis sich gegenwärtig die Historienmalerei in Belgien befinde und wodurch diese Krisis herbeigeführt sei. Der erste äußere Impuls dazu war durch die Münchener allgemeine historische Ausstellung des Jahres 1858 gegeben worden, die unter anderen segensreichen Folgen auch die gehabt hat, daß die belgische Nation durch die beiden dorthin abgesandten Maler Swerts und Guffens auf das eigentliche Wesen der deutschen Historienmalerei aufmerksam gemacht worden ist. Durch ihre Bemühungen kam im vorigen Sommer die für die gesammte Richtung der belgischen Malerei so wichtige Carton-Ausstellung in Brüssel und Antwerpen zu Stande, und eben diese Ausstellung öffnete der dortigen Künstlerwelt die Augen über das, woran es ihren Werken bei aller Farbenvirtuosität, allem Glanze der Technik und aller Verbreitung der Ausübung bisher gefehlt hat, nämlich an dem idealen Inhalte und dem ganzen Reiche der über die sinnliche Erscheinung hinausliegenden Ideenwelt. Nachdem der Redner das Nähere über die Bestandtheile und den Charakter dieser Ausstellung und den durch sie hervorgebrachten Eindruck auseinandergesetzt hatte, begann er die Charakteristik der einzelnen Meister mit jenem im Gegensatz zu der bisherigen Richtung stehenden Dioskurenpaare Swerts und Guffens. Er schilderte ihre künstlerische Richtung und Thätigkeit vom frühsten Auftreten, in welchem noch die Hinneigung zu der Farbenvirtuosität ihres Lehrers de Keyser sichtbar war, bis zu ihren zum zweiten Male in Angriff genommenen Wandgemälden in der Börse zu Antwerpen und den Arbeiten für die dortige St. Georgskirche. Bevor er sodann zu der ihnen gegenüberstehenden eigentlichen Schule des Realismus und ihren Hauptvertretern überging, gedachte er der das Streben dieser Dioskuren bereits vorbereitenden Thätigkeit des verstorbenen van Eycken und des noch ganz im Geiste des Davidschen Classicismus wirkenden, hochbejahrten Navez. Den Reigen derjenigen Künstler, welche den eigentlichen Gegenstand dieses und des gestrigen Vortrages bildeten, eröffnete natürlich die ächt flämische Künstlernatur des Wappers, dessen Leben und Werke vom ersten Auftreten mit dem „Abschiede Coriolans“ an dargelegt wurden. Er war es, der gleichzeitig mit dem Ausbruch der politischen Revolution im Jahre 1830 durch seinen „Bürgermeister van der Werff“ das Signal zur Umkehr der belgischen Malerei von dem bis dahin verfolgten Wege des Classicismus, das Signal zu ihrer national-belgischen Richtung gab. Nachdem der erste Vortrag die Vorzüge und Mängel dieses Bildes, sowie der bald darauf folgenden „Scene aus den Septembertagen 1830“ und der übrigen hervorragenden Werke des Meisters dargelegt hatte, verweilte er zum Schlusse länger bei dem Bilde „Camoens, der mit seinem Sclaven in den Straßen von Lissabon bettelt.“

Der zweite, gestrige Vortrag begann mit Wappers' großem Nebenbuhler Nicaise de Keyser, dem „mit dem Helm geborenen“ Sonntagskinde, dessen erstes colossales Wagstück „der Calvarienberg“, das von so glänzendem Erfolge begleitet war, für die Zukunft zu Erwartungen berechtigte, hinter denen die Wirklichkeit nothwendig zurückbleiben mußte. Zwar entsprach „die Sporenschlacht“ diesen Erwartungen, steigerte sie sogar noch, aber alles Folgende, die Schlachten bei Worringen, bei Nieuport und bei Senef waren für den Meister eher Niederlagen, als Siege, obwohl sie ihm Ordensdecorationen und sonstige Ehrenbezeigungen einbrachten. Und als der Künstler den Fehler beging, sich wiederum aufs Gebiet der religiösen Historie zu wagen, was seiner ganzen geistigen Richtung nicht adäquat war, da ging es von der Höhe, auf der er stand, sichtbar bergab. Da er dies fühlen mochte, wandte er sich vorzugsweise solchen Gegenständen zu, in denen es weniger auf den geistigen Inhalt der Handlung, und tiefe, seelenvolle Charakteristik, als auf den äußeren Glanz des Costüms und der übrigen Stoffe ankommt. Dahin gehören sein „Atelier des Rubens,“ „van Dyck's Abschied von Rubens“, „der Tod der Marie von Medici“ und andere; geistvoll dagegen charakterisirt ist sein „Columbus“ bei Herrn v. Arthaber in Wien; verfehlt in der Wahl des Gegenstandes „die letzten Augenblicke Karl Maria's von Weber“ und unbedeutend sein neuster „Milton, der seinen Töchtern das verlorene Paradies dictirt.“ Nachdem der Redner sodann mit wenigen Worten die vorzüglichsten der Schüler und Schülerinnen de Keyser's im historischen Fache skizzirt hatte, verweilte er länger bei den hervorragenden Erscheinungen des „Judas in der Nacht der Verurtheilung Christi“ von Alex. Thomas und der „Schlacht bei Poitiers“ von de Taeye.

Der zweite Theil des Vortrages war, obwohl die Charakteristik der spezifisch belgischen Schule abgeschlossen vorlag, den beiden großen außerhalb dieser Schule stehenden belgischen Meistern Gallait und Bièfve, und dem ganz isolirt, ganz am äußersten Rande der Kunst stehenden Sonderling Wiertz gewidmet. Bei Gelegenheit der Entwicklung der Thätigkeit der beiden Ersteren vertheidigte der Redner sowohl den aus prinzipiellen Gründen oft angegriffenen Gegenstand der „Abdankung Karl's V.“ und des „Compromisses der niederländischen Edlen“ und suchte die künstlerische Berechtigung der Wahl dieser Motive nachzuweisen. Die übrigen zahlreichen Werke Gallait's, sowie die wenigen Schöpfungen Bièfve's wurden mit flüchtigen Zügen geschildert, um das noch übrige Maß der Zeit der Charakteristik des absonderlichen Wiertz, sowie der Beschreibung seines Ateliers widmen zu können. Wenn es von irgend einem Künstler mit Recht heißt, daß wer ihn kennen lernen will, in Künstlers Land gehen soll, so vor Allem von Wiertz, dessen ganze ebenso himmlisch reizende als höllisch grauenhafte Phantasie dem Beschauer nirgends anders als in dem Atelier (nahe bei Brüssel) des Meisters entgegentritt. Sein Atelier ist nicht allein seine Heimath, sondern auch die einzige Heimath, der einzige Aufbewahrungsort der großartigen Schöpfungen, wie der widerlichsten Ausgeburten seiner Phantasie.

Kunst und Literatur.

* Neue literarische Erscheinungen. Fragmente aus Italien. Von L. Passarge. — Verirrte Seelen. Roman in drei Bänden. Von Ernst Willkomm. — Zwischen Soonwald und Westrich. Drei Erzählungen. Von Gustav Pfarrius. — Neue Propheten. Roman in zwei Bänden. Von K. Wartenburg. — Die Kosaken in ihrer geschichtlichen Entwickelung und in ihren gegenwärtigen Zuständen. Von A. v. B. — Charakteristiken zur Kulturgeschichte der Gegenwart. Von H. von Orelli.

* Von der Geschichte der deutschen Kunst von Ernst Förster sind zwei neue Bände, der vierte und fünfte, in den Buchhandel gekommen.

* Das Demetrius-Fragment von Schiller ist von O. F. Gruppe in Berlin für die Bühne bearbeitet und fortgeführt worden.

* Plattdeutsche Gedichte in Bremischer Mundart nebst einer Sammlung Sprichwörter und Redeweisen von Marie Mindermann. Bremen, A. D. Geisler, 1860. — Wir sind immer ein großer Freund des Plattdeutschen gewesen, wir haben uns gern desselben zur gemüthlichen Unterhaltung bedient und an Erzeugnissen darin, am Reineke Fuchs, an Lauremberg's Satiren und manchem Trefflichen der neueren Zeit, volles Ergötzen gefunden. Die Art und Weise indeß, wie es in unsern Tagen sich hervordrängen und selbst neben das Hochdeutsche als gleichberechtigt und ebenbürtig sich stellen zu wollen scheint, die Art und Weise, in der man von einer plattdeutschen Nationalität gesprochen hat, kann uns nur ein Lächeln abgewinnen; es ist das eine Einseitigkeit, die eben so rasch verschwinden wird, wie sie rasch entstanden ist. Wer es vorzieht, eines Dialektes sich zu bedienen, der so lange in seiner Entwicklung gehemmt ward, der oft schon mit jeder Tagesreise sich ändert und in den großen Städten mehr und mehr ausartet oder verschwindet, statt die Sprache anzuwenden, in der Lessing seine energische Prosa schrieb und Goethe und Schiller dichteten, der thue es immerhin; thut er es doch zu seinem eignen

Nachtheile, indem er einer Menge von Stoffen sich beraubt, für welche dessen Kraft nicht im geringsten ausreicht, und indem er die Zahl seiner Leser um ein Bedeutendes vermindert, während die Gebildeten des ganzen Volkes und viele Tausende, die durch alle Länder zerstreut sind, wenn er hochdeutsch redet, ihm zuhören. Diese Ansicht hindert uns indeß nicht, Werke, die im plattdeutschen Dialekte erscheinen, wenn sie sonst nur gediegen sind, anzuerkennen und ihnen unser volles Interesse zuzuwenden; und so ist es mit der vorliegenden Sammlung der Fall, in der die Bremische Mundart hervortritt, die uns immer als eine recht wohlklingende erschienen ist. Die Verfasserin überhebt sich auch nicht im mindesten, und sie erkennt die Schranken, innerhalb deren ein Dichter in diesem Idiom sich zu bewegen hat, wie sie denn in dem hübschen Stücke zur Einleitung die plattdeutsche Sprache über ihr Verhältniß zu der hochdeutschen Schwester in bescheidener, naiver Weise sich aussprechen läßt. Sie hat ihre Stoffe sehr passend dem Umfange und den Kräften des Dialektes gemäß gewählt, und nur bei einem einzigen Gedichte, bei dem, welches die Aufschrift „de beste Schillerfier" führt, ist uns, namentlich gegen den Schluß hin, ein gewisses Bedenken gekommen. Einige Male wollte es uns auch bedünken, als ob etwas hochdeutsch gedacht und nachher nur in die plattdeutsche Form gebracht sei. So heißt es in einem Liede einmal:

„Hinut int Free must du gan,
Wutt du dat Leben recht verstan."

Sollte ein Plattdeutscher so denken und so sich ausdrücken? Wir glauben es nicht. Die Dichterin handhabt übrigens die Sprache mit der größesten Gewandtheit, und es steht ihr eine Menge von Ausdrücken zu Gebote, die jetzt, in der Stadt wenigstens, schon mehr in den Hintergrund gedrängt sind. Nur zuweilen scheint sie uns bei Zusammenziehungen, z. B.

„To lop'n, to glitsch'n na Kinnerwis',
Bi Snee de Flock'n to fang'n inn Mund",

ein wenig selbst über die im Plattdeutschen erlaubte Freiheit hinauszugehen. Die Sammlung bringt uns zuerst liedartige Gedichte, wo meistentheils an eine Naturszene irgend eine sinnige Betrachtung oder eine Empfindung geknüpft wird. Dann folgen Idyllen ernsten wie heitern Inhalts. Sie sind der „olen Magrete" in den Mund gelegt, und man muß derselben zugestehen, daß sie nicht übel erzählt. Eine einfache, verständliche Moral, welche, wie oft in den Gedichten Hebels, sich einwebt, thut der poetischen Wirkung keinen Eintrag. Den Beschluß machen Sagen, deren Stoff der Verfasserin gegeben war, und die aus Bremen, Hamburg, Hannover und Oldenburg stammen. Sie sind nicht alle von gleichem Werthe, aber die Behandlung, welche sie erfahren haben, ist eine durchaus angemessene, und einige von ihnen, wie namentlich gleich die erste, „Van den, de wedderkeem", sind von bedeutender Wirkung. Ein angehängtes Glossar giebt denjenigen, die der Mundart nicht ganz kundig sind, eine genügende Auskunft, und eine reiche Sammlung von Sprichwörtern und Redeweisen wird Liebhabern und Kennern dieses Faches sehr willkommen sein. Das kleine, auch von der Verlagshandlung hübsch ausgestattete Werk wird, das ist unsre Ueberzeugung, in der dahinschlagenden Literatur eine ehrenwerthe Stelle einnehmen, und wir wollen es schließlich dem Plattdeutsch lesenden und liebenden Publikum mit warmer Empfehlung an das Herz legen. F. A.

* Das achte Heft der „geographischen Mittheilungen" von August Petermann enthält eine Karte des Herausgebers vom Continent Australien, welche die Entdeckungen im Innern Süd-Australiens von 1840—1860 darstellt und durch 14 Routen in verschiedenen Farben folgende Expeditionen bezeichnet: Eyre 1840, Frome 1843, Sturt 1845, Hack und Miller 1857, Goyder 1857 und 1860, Freeling 1857, Harris Babbage, Stuart, Parry, Warburton und Gregory im Jahre 1858, Mac Donnall 1859. Eine gediegene Verarbeitung sämmtlicher Reiseberichte über diese Expeditionen verbreitet sich über das Torrens-Becken und seine fünf Seen, welche auf den besten bisherigen Karten falsch gezeichnet sind. Der Continent Australien bietet ein seltenes Beispiel eines sich in riesigem Maßstabe entfaltenden Landes; in jeder Beziehung ist ein großartiger Fortschritt wahrnehmbar, und seine Staats-Revenuen z. B. betrugen schon vor einigen Jahren mehr als 50 Millionen Thaler, eine Summe, welche das gesammte türkische Kaiserreich nicht erreicht und mancher stolze Königsstaat Europas kaum zum zehnten Theil. Dieser kolossale Aufschwung ist nicht bloß dem Goldreichthume zu verdanken, sondern auch anderen Quellen des Erwerbs, z. B. der ausgedehnten Viehzucht, und um für diese neue, geeignete Districte aufzufinden, aber auch der geographischen Entdeckungen halber, werden unausgesetzt Expeditionen und Vermessungs-Corps nach dem fernen Innern entsandt, deren Berichte so schnell auf einander folgen, daß es schwer hält, sie zu übersehen, und daß die neuesten Karten kaum Andeutungen liefern, um sich über die neu erforschten Länder und Localitäten zu orientiren. Außer dieser Arbeit enthält dasselbe Heft, nebst Nachricht über Th. v. Heuglin's Expedition nach Wadai, einen Bericht und Karte über die Reisen des russischen Staatsraths P. von Tschihatscheff in Klein-Asien, 1848—1858. Die hier zum ersten Male verzeichneten Routen dieses Reisenden bedecken Klein-Asien wie mit einem vollständigen Triangulationsnetze und übertreffen in Bezug auf Ausdehnung alles, was andere Reisende in demselben Lande geleistet haben. Ein specieller orographischer Carton ist der von Dr. Petermann gezeichneten Karte beigegeben.

---

* An dem „Zunftmeister von Nürnberg" von Redwitz haben wir neulich nachgewiesen, wie man Dramen schreibt, und dabei bemerkt, daß der 1806 auf Napoleons Befehl erschossene Nürnberger Buchhändler Palm gleichzeitig von zwei Dichtern auf die Bühne gebracht sei. Wie der eine derselben, Eckardt, seine Aufgabe ausgeführt, lesen wir in einem Bericht aus Berlin: Der Eckardt'sche „Palm" ist eine schriftstellerische Composition von solchem Gehalt, daß ein Franzose, der unsere Deutschthümelei verspotten wollte, ihn gerade so hätte schreiben können, und die Parodie wäre gelungen. Der Stoff ist allgemein bekannt. Wie ihn aber Dr. Eckardt behandelt hat, kann Niemand errathen. Während Napoleon's Generale Berthier und Binot an dem Nürnberger Buchhändler in der That einen Menschen- und Justizmord zugleich verübten, weil Philipp Palm die Broschüre „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" nur vertrieben hatte, ohne selbst ihren Verfasser zu kennen, nimmt Dr. Eckardt ohne Umstände an, daß Palm die Broschüre erdacht, angelegt und ihre Ausführung einem Jenenser Studenten übertragen habe, welcher der Feder gewachsen war. Besagter Student, ein Herr Franz von Rohr, soll durch die Arbeit die Aussicht auf die Hand der Tochter Palm's gewinnen. Aber die Liebe kann doch nicht Gesinnungen auf politischem Gebiet umwandeln und Rohr nennt sich selbst einen Kosmopoliten, ungefähr wie sein Commilitone im „Faust" denkt: „Das liebe, heil'ge röm'sche Reich, wie hält's nur noch zusammen?" Da kommt nun Vater Palm und hält ihm eine Strafrede, warum er lyrische und nicht vielmehr politische Gedichte mache. Rohr erklärt sich so plötzlich von Palm's Worten gerührt und umgewandelt, daß in dem Zuschauer das der Rührung entgegengesetzte Gefühl unwiderstehlich Platz greift. Augenblicklich macht sich der Jenenser Bursch an die Abfassung des Libells, ohne daß man versteht, woher er die dazu nothwendigen Sachkenntnisse nimmt; denn er hat sich bisher mehr mit „der byzantinischen Kaisergeschichte" beschäftigt, als mit der Weltlage von 1806. — Palm nimmt den Schwiegersohn in spe mit zur Messe nach München, wo Rohr von der verliebten Schwester des französischen Gesandten förmlich angefallen und zur Gegenliebe gezwungen wird. Marianne Palm scheint ihm „aus den Augen, aus dem Sinn" zu sein; ihrer mit keiner Silbe gedenkend, fällt er der Französin zu Füßen, wird Sekretär des Gesandten, Ritter der Ehrenlegion ꝛc., und Vater Palm kommt ohne ihn nach Nürnberg zurück, wo er denn auch alsbald durch die Mithilfe eines Barbiers und eines Betteljungen gefangen und in „französische Freiheitsbande" gelegt wird, wie er den Strick nennt, womit ihn Binot, der persönlich als Gensd'arme erscheint, binden läßt. Jener Barbier hat aus dem Wohnzimmer der Familie die Correcturbogen der Broschüre entwendet, welche Palm bei seiner Meßreise dort ganz offen auf dem Tisch hat liegen lassen. Rohr hat sich inzwischen herbeigelassen, obige Broschüre, also sein eigenes Werk, in einer Gegenschrift anzugreifen und zu widerlegen. Dieser Zug erinnert an die höchste Blüthe des Sophisten-Zeitalters in Athen, trägt ihm aber dennoch keinen Nutzen ein, denn seine französische Geliebte erklärt ihm eines schönen Tages, sie habe sich mit dem Gesandten in Madrid verlobt, es sei ihr nie eingefallen, den „deutschen Narren" Rohr heirathen zu wollen. Entrüstet tritt nun dieser den Orden der Ehrenlegion mit Füßen. — Palm wird auf Befehl des Kaisers vom Militärgericht zu Pulver und Blei verurtheilt, tröstet sich indeß und droht zugleich den Feinden mit den Befreiungskriegen von 1813—1815, die er mit großer Gewißheit voraussagt, wie er denn auch schon im ersten Akt mit ziemlich starker Hindeutung das Schillerfest von 1859 prophezeit. Sein ganzes politisches Toben, Grollen, Drohen ꝛc. macht aber vollkommen den Eindruck des Zetergeschreis von Kindern, die eine Gefahr auf sich zukommen sehen und aus reiner Furcht so laut werden, weil sie hoffen, ihr Schreien sei ein Talisman, den Gegner einzuschüchtern und wegzubannen. — Der Schluß des ganzen Stücks ist vollends mißlungen. Ehe Palm zum Tode schreitet, läßt der Autor dessen Kinder Abschied von ihm nehmen, was historisch unwahr und als Bühneneffect äußerst abgebraucht ist; und als man schon die Trommeln seiner Mörder hört, wird plötzlich die Kriegserklärung Preußens gegen Frankreich in den Kerker hereingetragen, und Palm, den diesmal seine Divinationsgabe verlassen haben muß, erblickt darin „eine Morgenröthe am deutschen Himmel." Was soll das Publikum bei diesem Jubelruf empfinden, da doch Jedermann weiß, daß die Schlacht von Jena die Abendröthe war, die jener „Morgenröthe" folgte!? Man könnte diese letzte Wendung für die bitterste Ironie auf Deutschland halten, wäre nicht das Ganze so modern-patriotisch gemeint, daß Phrasen darin vorkommen, die nie aus Napoleon I. Munde, wohl aber aus dem des heutigen Empereur hervorgegangen. Schillers Name wird im „Palm" so häufig citirt, warum nicht auch die Stelle aus Tell:

„An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!" ꝛc.

dann würde man wenigstens vernehmen, wie sich wahrer Patriotismus und wie ein echter Dichter ihn ausspricht.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 43. Bremen, 21. October. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Bilder aus Appenzell.

Von L. Unger.

I.

Im Kanton Appenzell, 2900 Fuß über dem Meere, liegt der oft genannte, aber wenig bekannte Molkenkurort Gais. Schlägt man in „Bädeker's Reisehandbuch“ nach, so erhält man einen wenig versprechenden todten Eindruck, durch den abfertigenden Ausspruch: „Gais, Molkenkurort, von Wiesen umgeben, in einer baumlosen Gegend.“

Welch' furchtbarer Ausspruch! — Der dorthin gesandte Kranke empfindet von vorn herein nicht die zur Heilung so nothwendige Freudigkeit, sondern ergiebt sich mit stiller Resignation in sein Schicksal. Der grauenvolle Gedanke „baumlos“ im Hinblick auf die Wärmegrade der letzten beiden Sommer, läßt einem nervenschwachen, von seinem Arzte nach Gais gesandten Patienten diesen ihm zugesprochenen Kurort als einen Fegefeuer-Aufenthalt erscheinen. Den Eindruck machten auch sofort einige nach Gais eilende Kranke, denen wir am Bodensee begegneten, und welche nur aus dem Bädeker ihre Weisheit geschöpft zu haben schienen, auf uns. Sie wollten schier verzweifeln ob der ihrer wartenden Oede und Schattenlosigkeit und erzählten, daß nach dem Ausspruche dort gewesener Gäste der Kirchthurm den einzigen Schatten in der ganzen Gegend werfe. Diese Annahme schien uns so übertrieben, daß wir mit der größten Heiterkeit an die „Oede einer Appenzell'schen Schweizerlandschaft“ denken konnten.

Die Ueberfahrt über den See von Friedrichshafen nach Rorschach war vom herrlichsten Wetter begünstigt. Im klaren Sonnenlicht lag das prächtigste Panorama vor uns; die Tyroler Alpen mit ihren Schneeköpfen gewährten im Gegensatz zu den mit leuchtend weißen Häusern geschmückten grünen Matten der Schweizer Vorberge einen erquickenden und zugleich erhebenden Anblick. — Von Rorschach schlängelt sich die Eisenbahn durch schöne echt schweizerische Landschaften in einer Stunde nach dem hochgelegenen St. Gallen. Von dort gings um 3 Uhr Nachmittags bei leicht bewölktem Horizont nach Gais hinauf. Der Weg über Teufen und Bühler geht anfangs sehr steil, dann allmälig steigend zwei Stunden meist bergan. Die schönsten Waldpartien wechseln mit den lieblichsten Wiesen, immer neue Naturschönheiten treten uns entgegen. Die schönen Fälle des wasserreichen Rothbachs in unmittelbarer Nähe von Bühler, eine Viertelstunde von Gais, suchen ihres Gleichen. Und sieht man nun endlich den Ort vor sich liegen in seiner friedevollen einfachen Schönheit, mit seinen freundlich reinlichen Häusern, da schwindet jegliche Sorge; mit Wonne empfindet man das Wohlthuende der wunderbar leichten Luft, mit Erquickung sieht man auf das saftige Grün der den Ort rings einschließenden Wiesen; — aber auch Bäume nah und fern erblickt das erstaunte Auge! Unmittelbar am Gasthause zum Ochsen fällt uns ein mit Pappeln und Kastanien bepflanzter Platz sofort angenehm auf; hinter dem Gasthause dehnt sich eine schattige, wenn auch nicht sehr breite Kastanienallee in mäßiger Länge aus, einfache Bänke laden zum Ausruhen traulich ein. Was kann der dort Einkehrende mehr noch wünschen! Der Eingang in Gais ist lieblich, recht ein Plätzchen zum Ausruhen vom Stadtleben.

In einem Nebenhause des Ochsen eroberten wir glücklich noch den Saal, welcher über das ganze Haus ging, Fenster mit schönster Fernsicht nach allen vier Weltgegenden hatte und durch, an Holzleisten genagelte Gardienen in Schlaf- und Wohnzimmer getheilt wurde. Unser Salon (wie der Wirth es nannte) enthielt an Möbeln ein hartes Sopha, einen runden grün gemalten Tisch, anfangs vier, bei späterem Zuwachs an Gästen zwei Rohrstühle. Nicht weniger spartanisch aber durchaus solide war die Einrichtung des Schlafzimmers, worin ein sehr großer Kleiderschrank aber nie fehlen darf.

Ueberhaupt sind in Gais alle Einrichtungen äußerst einfach, ich glaube, man findet in keinem Zimmer einen Glockenzug; in den Privathäusern, wo eine große Anzahl der Fremden untergebracht waren, fehlte wenigstens die Sitte des Klingelzugs gänzlich. Der Damen-Salon enthält kein Sopha, sondern nur Rohrstühle, sechs große tannene, mit Decken belegte Tische und ein altes Klavier. In diesem Sommer, wo bei dem anhaltenden Regenwetter die Gäste oft Tagelang auf das Zimmer gebannt waren, wurde manch stiller Seufzer um die fehlende Bequemlichkeit laut, und allerdings würden einige Divans in einfachster Form die Gemüthlichkeit bedeutend erhöhen.

Nachdem wir unsern Saal in Besitz genommen, eilten wir in's Freie, um noch vor Abend den vollen Eindruck der Lage des Ortes zu erspähen. Die Chaussee nach Altstetten im Rheinthal ist der richtige Punkt zu einem solchen Entdeckungs-Ausflug. Im Norden erhebt sich noch 1000 Fuß über Gais der Gäbris, in sanften Steigungen, bald über Wiesenland, bald durch Tannengehölz noch bis zur Höhe malerisch mit einzelnen Häusern geschmückt; der Blick, welcher seine Höhe mißt, giebt uns keine Ahnung von dem wirklich großartigen Panorama, welches seine Besteigung uns später bieten wird.

Aber bald wendet sich der Blick des Beschauers auf die im Süden, in malerisch grotesken Formen, alle andern Berge überragende Säntiskette; die zackigen Spitzen des Hohen-Kastens, die steile Felswand des Camor, die herrlich grüne Ebenalp mit dem berühmten Wildkirchli fesseln bezaubernd das Auge, und majestätisch blickt das Schneehaupt des Säntis auf diese ganze Umgebung. — So stellt sich die Fernsicht dar. Aber nicht weniger schön ist die unmittelbare

Umgebung des Ortes; hier wechseln herrliche, mit klaren rauschenden Gebirgsbächlein durchzogene Wiesen mit Tannenwaldungen ab, und der Kurgast kann ohne Ermüdung mit immer neuem Genusse die nächsten Spaziergänge täglich wiederholen, denen namentlich der Rothbach mit seinen verschiedenen Wasserfällen Abwechselung und Leben verleiht.

Die untergehende Sonne vergoldete schon die höchsten Spitzen der Berge, als wir unsern Rückweg antraten; ein prachtvolles Alpenglühen leuchtete oben an der Spitze des Säntis. — Alles stimmte in den Ton des Friedevollen, welcher auf der ganzen Gegend lag, und beim Erlöschen des letzten Farbentons an den Bergen läutete die Abendglocke mit reinem Klang, als herrlicher Schlußaccord des Tages, die Ruhe der Nacht ein.

So ist der Eintritt in Gais — und instinktartig wirft der Kurgast alsbald allen unnützen Städtewust von sich, bewegt sich ohne jeglichen Zwang, nur dem eigenen Willen und der Glocke des Ochsenwirths gehorchend, welche seinem Appetit die gemessensten Schranken setzt. —

Am Morgen pünktlich 6 Uhr ruft die Glocke zum Molkentrinken, nach einer Viertelstunde ertönt ihr Mahnruf abermals, und eilig erscheinen dann die letzten Säumigen in der Halle, um ihre Gläser füllen zu lassen. In viertelstündigen Pausen wird dann anderthalb Stunden mit dieser Weise des Ausschenkens fortgefahren, weil beim zu oft wiederholten Oeffnen des Gefäßes die Molken, welche ihre natürliche Wärme haben, an Gehalt verlieren würden. Denn gerade dadurch sind die Gaiser Schotten so wirkungsreich, daß sie nicht wieder gewärmt, sondern so getrunken werden, wie der Senne sie abliefert, der vor Mitternacht ausgegangen war, um sie an der Bereitungsstätte in einer der Sennhütten am Fuß des Säntis in Empfang zu nehmen. Die Wärme der Molke wird während des Transportes durch Umhüllen mit wollenen Decken erhalten, und zwar auf einem so hohen Grade, daß sie vor dem Genusse öfters noch der Abkühlung bedarf. — Während dieser anderthalb Stunden promenirt man auf dem freien Platze zwischen Ochsen und Lamm (so heißt der zweite Gasthof), und ein nicht gerade harmonisch in einander stimmendes Musikcorps spielt bald Volksweisen, bald Choräle. Um 7 Uhr fesselte uns in dieser einförmigen Promenade ein liebes Bild, der Schulgang der Kinder! Barfuß, barhaupt (es war gewöhnlich nicht über 9 Grad Wärme), alle prächtig sauber gewaschen, unter dem linken Arm das große „Regendach", in der rechten Hand Buch und Tafel haltend, die Knaben ohne Jacken oder Kittel in Hemdärmeln, die Mädchen in kurzen Kattun-Röckchen, so ging die angehende kleine Menschenschaar, sinnig, bescheiden, neugierig uns betrachtend mit einem trauten „Grüß Sie" an uns vorüber. Da war kein Drängen und Toben, ruhig traten sie in das kleine Schulhaus, und eben so sittig war um 11 Uhr ihr Heimgang.

Auffallend ist die Schönheit der Kinder hier im Orte, die ganze kleine Schaar zeichnet sich durch kräftige Frische, prächtig weiße Hautfarbe, dunkelbraune Augen und üppig blondes Haar aus, und fast ohne Ausnahme macht jedes Kind einen solchen Eindruck. Leider nimmt später sehr bald bei dem weiblichen Geschlecht die Stickerei, welche im Kanton Appenzell vorzugsweise betrieben wird, den Gesichtern die Frische wieder, und die jungen Mädchen haben außer den klugen braunen Augen nichts mehr von der Schönheit, welche wir an den Kindern so sehr bewunderten. Bei den Männern ist es anders; schöne kräftige Gestalten mit markirten Zügen treten uns überall entgegen, und es ist eine Lust ihnen bei der Arbeit zuzusehen, welche gewöhnlich unter Jodeln rasch und heiter beschafft wird.

Um halb 9 Uhr ertönt endlich der ersehnte Glockenruf zum Frühstück. Da ist kein Säumiger zu finden, denn die Molke hat längst dem gesundesten Appetit Platz gemacht, und Jeder wartet auf den Ton, welcher ihm die Erlaubniß zur Befriedigung der Eßlust ertheilt. Eilig strömt die Schaar der Gäste in den Frühstücksaal. Mit stiller Resignation begeben sich die sehr diät Lebenden an ihren „Suppentisch", während die Kaffeetrinker mit wirklichem Behagen ihre Plätze am reich servirten Frühstückstisch sich nehmen. Diese persönliche Freiheit ist nämlich nur des Morgens gestattet; Mittags und Abends erhalten wir die uns bestimmten Plätze. Ein Serviettenring mit Nummer und Namen zeigt uns am ersten Mittage den während der ganzen Kurzeit einzunehmenden Platz an. Unsere Nachbarn mögen uns zusagen oder nicht, eine Aenderung dieser Reihenfolge findet nicht statt.

So wie die Plätze eingenommen sind, gehen die großen blank geputzten Kaffeekannen eilig von Hand zu Hand, der herrliche Rahm wird traurig bei Seite geschoben, Dr. Heim hat ihn streng verboten, aber die schöne Butter, der goldige Honig, das ausgezeichnete Brot finden, trotz des leise mahnenden Wortes „mäßig gefrühstückt" rasche Abnehmer, und die Kellner sind mit neuen Zufuhren auf unsere Tafel in steter Bewegung, während den großen Suppenschüsseln am andern Tische nur wehmüthig und mäßig zugesprochen wird. So wie das Frühstück beendet ist, thut jeder Gast wohl sich sofort zu erheben, denn unter den Kellnern herrscht ein wahres Dampfabräumungssystem. Kaum wittern sie das Ende, so geht's an ein Jagen und Rennen, daß man gern rasch forteilt, um dieser Unruhe zu entgehen. Bleibt man oft noch eine Weile im Gespräch vertieft sitzen, so erhält man auch wohl den freundlichen Wink, es sei draußen so schön, oder im Damensaal werde musicirt.

Nach dem Frühstück werden kürzere oder weite Ausflüge gemacht, wobei der Gast nichts weiter als den um 12½ Uhr ertönenden Glockenruf „Mittag" zu berücksichtigen hat.

Bewaffnet für alle Witterungsfälle mit dem unvermeidlichen „Regendach", gings an einem prachtvollen Sommertage Morgens früh nach Appenzell, um der berühmten, einst jung und schön gewesenen Wirthin im Hecht einen Besuch abzustatten. Der Weg dahin bietet wenig Abwechselung; die Chaussee, zwischen Wiesen sich bergab schlängelnd, gewährt erst unmittelbar vor oder über Appenzell einen lieblich romantischen Blick auf das Thal, worin der Ort liegt. Auf dem Wege selbst tritt dem Fremden allenthalben grell der Gegensatz zwischen dem protestantischen Kanton Außer- und dem katholischen Inner-Rhoden entgegen. Während in Außer-Rhoden das Volk schön, kräftig und geistig regsam ist, die innere und äußere Einrichtung der Häuser von einer an Pedanterie grenzenden Reinlichkeit Zeugniß giebt, Wiesen und Feldland mit größter Genauigkeit, — die Düngung oder Begießung der ersteren sogar ohne jegliche Rücksicht auf die Geruchsorgane der Kurgäste zu Anfang des August — besorgt werden, ist in Inner-Rhoden die Bevölkerung häßlich, plump, verdummt durch das Pfaffenregiment, dabei im höchsten Grade unordentlich, die Häuser sehen unreinlich und verfallen aus, Wiesen und Felder geben Zeugniß von der Trägheit ihrer Bebauer, und dadurch macht der ganze Kanton einen unerquicklichen Eindruck. Der Ort Appenzell selbst bietet dem Fremden auch nichts Anziehendes, da wir ein Kloster nicht in diese Kategorie stellen wollen.

Aber originell und eigenthümlich ist die Wirthschaft im Hecht und das Kostüm der katholischen Bevölkerung Inner-Rhodens. Die Wirthin in echt nationaler Tracht, angethan mit der großen Flügelhaube, dem schwarzen Mieder, das von dicken silbernen Ketten gehalten wird, darunter der schneeweiße Brustlatz, mit eben solchen reich mit Spitzen besetzten Aermeln, vor den Händen mit breiten Silberspangen befestigt, dabei im prächtig gefälteten Rock, macht in ihrer übersprudelnden Lebendigkeit, bald hier, bald dort Gäste anredend, einen unvergeßlichen Eindruck, in dem langen schmalen Saal, dessen sehr niedrige Wände mit hohen Bergen, denen die Spitzen fehlen, und schäumenden Wasserfällen ohne Flußbett bemalt sind. Wir begrüßten in der Wirthin eine alte Bekannte, und mit freundlicher Sorge nahm sie sich sofort der Ausfüllung unserer Zeit an,

sie selbst brachte uns vor die Wohnung der „Appenzeller Jodlerinnen“; unter diesem Namen hatten wir schon in Gais von ihnen gehört.

Der Concertsaal dieser Sängerinnen enthält zugleich eine Schusterwerkstatt; eine Anzahl Tabourets, welche in keinem Appenzeller Hause fehlen dürfen, wo das weibliche Geschlecht sich mit Stickerei beschäftigt, stehen vor den unter den Fenstern hinlaufenden Holzbänken, ein großer Kachelofen mit seiner üblichen Ofenbank springt bis in die Mitte der Stube vor, den Rest des Platzes nimmt eine Tellerbort und ein großes Bett ein. Der alte Schuhmacher, welcher rüstig den Pfriemen handhabte, war gleich bereit die Sängerinnen zu suchen, und nach kaum einer Viertelstunde kamen etwa acht Frauen und Mädchen athemlos angelaufen — um uns vorzusingen. Sie setzten sich vor die Tabourets, und während emsig die Nadeln auf und nieder flogen, sangen sie mit klarer Stimme und einer zum Herzen dringenden Innigkeit. Schweizer Weisen, ernste und heitre Volkslieder folgten einander in raschem Wechsel, das Jodeln fehlte natürlich in keinem. — Die Schönheit der eingespannten Stickereien ließ uns die Frage nach dem Lohn für solche Arbeiten an eine junge bleiche Frau, die Tochter des alten Schusters, richten. Die Antwort war: „In acht Tagen, wenn wir von Morgens früh bis Abends spät arbeiten, haben wir etwa fünf Franken verdient.“ Die Frau stickte ein elegantes Taschentuch. Ein ganz gleiches war uns am Tage vorher von einem Händler zu achtzig Franken angestellt worden! — Seit diesem Tage hörten wir nie ohne Wehmuth das „heitre Jodeln“ der vor den Häusern arbeitenden Stickerinnen; wir kannten ja den Verdienst, welcher ihrer sie langsam tödtenden Arbeit wird.

* Beiträge zur Nordlandsharfe.

Von P. J. Willatzen.

I.

Sibylla Tiburtina.

Schwedisch von Bernhard Elis Malmström.
(Geschrieben 1846.)

Tief fällt der Schatten in des Anio Thal,
Wo die Cascaden in der Grotte toben;
Da tritt hervor aus ihrem Marmorsaal,
Den Arm ausstreckend, die Sibylle droben.

Vom Felsrand überschaut sie Nachts das Rund,
Schön wie Guercinos Pinsel sie gemalet;
Kein freudig Lächeln spielt um ihren Mund,
Doch himmlisch Feuer ihrem Aug' entstrahlet.

So steht sie nun, wo einst ihr Tempel stand,
Und blickt, den Fluthen folgend, felshernieder.
Ein Diadem hält ihre Stirn umspannt,
Ein faltenreicher Mantel hüllt die Glieder.

Empor am Himmel schwebt der Vollmond sacht,
Sein Silber streuend auf Olivenhaine,
Da singt vom Felsen in die Mitternacht
Die Hohe leis, verklärt von seinem Scheine.

„Ich harrte lang! Noch immer nicht geschah,
Was ich verhieß in meiner Bücher Rollen,
Doch steigt — ich weiß es — wenn die Stunde nah,
Das alte Rom aus Schutt und Trümmerschollen.

Im jungen Stamm erwacht der Väter Geist,
Auf's Neu sein Königthum mit Stahl zu kaufen;
Der aus jahrhundertlanger Nacht sich reißt,
Mit seinem Blut wird er die Freiheit taufen.

Nicht wird in Ketten fürder Roms Geschlecht,
Das götterschöne, rings das Erdrund schmiegen,
Wohl aber aufstehn für der Völker Recht
Zum heil'gen Kampfe und durch dieses siegen.

Die Schönheit wohnt auf Romas Höhn dann frei,
Wo neue Kaiserburgen steigen sollen
Und an der Künste Tempeln stolz vorbei
Der freien Tiber Wellen meerwärts rollen.

Thront Freiheit auf dem Königsstuhl dann kühn,
Entsteigt die Kunst, ein Phönix, den Ruinen,
Dann werden Hain und Flur Italiens blühn,
Von ihrer Sonne zwiefach goldumschienen.

Aufdämmern seh' ich diesen Tag, o Lust!
Zwingburgen seh' ich stürzen jach zusammen!
Und schön steigt's aus der Scheiterlohen Wust —
O, ich will sterben in den Opferflammen!“

So hauchte die Sibylle durch die Nacht,
Schön wie Guercino sie einst mochte malen.
Als fern am Wald das Morgenroth erwacht,
Verschwand sie leis in seinen sanften Strahlen.

II.

Entsagung.

Schwedisch von Vitalis (Erik Sjöberg).

Wie sollt' ich freudig nicht mein Leiden tragen?
Ein Engel ist es, der von Gott mir kam.
Weshalb sollt' ich den güt'gen Vater fragen,
Warum er keinen andern Boten nahm?

An seinem Busen will getrost ich weilen,
Wie junge Brut sich an die Mutter schmiegt;
Und ob der Tod auch kömmt mit tausend Pfeilen,
Ich siege doch! Mein Glaub' ist's, welcher siegt.

Mein Flehn schwingt sich, der Taube gleich an Milde,
Zu meines Vaters Sternensaal empor,
Und wenn's ihn dort entdeckt im Lichtgefilde,
Dann flüstert es ihm heimlich dies in's Ohr:

„Laß dir mein kindlich Opfer sein willkommen,
Der meines Herzens Tiefen du erkannt;
Mit Liebe hab' ich deinen Kelch genommen,
Wie du aus Liebe mir ihn hast gesandt.“

III.

Ein Freund im Stillen.

Schwedisch von Oscar Patrik Sturzen-Becker.

„Schwälbchen, Gast vom fernen Land der Rosen,
Sprich, warum du zwischen sonnelosen,
Düstern Gassen an dem ärmsten Hause
Melancholisch bautest deine Klause?

Wir auch haben grüne Hügelstrecken
Vor der dumpfen Stadt und Blüthenhecken,
Stille Thäler, düftereiche Wälder;
Silberbäche ziehn durch unsre Felder.

Dort zu wohnen wäre dir doch Wonne,
Dort ist Freiheit, muntres Spiel und Sonne!
Hier gleichst einem Mönch du, werd' es inne,
Du, ein Vogel mit poet'schem Sinne!“

Auf mich niederlugend halb satirisch
Giebt das Schwälbchen Antwort mir shakespearisch:
Manches birgt sich, Freund, in dunkeln Räumen,
Deß Philosophie dich nichts läßt träumen.

Sieh den Giebelbau hier auf dem Dache,
Morsch, als wenn er bald zusammenkrache;
Seine Ziegel weichen Sturmesschlägen,
Durch zerbrochne Fenster peitscht der Regen.

Nun, ein Mädchen wohnt hier —: blauer glänzet
Als ihr Aug' der Himmel nicht, wenn's lenzet,
Und wie Rosen frisch und lieblich, prangen
Zwischen dunklen Locken ihre Wangen.

Stets hört man die alte Mutter murren
Grämlich, gleichwie eines Spinnrads Schnurren,
Doch die Junge sitzt und säumt den langen
Lieben Tag, verzagt und gramumfangen.

Sitzt in sich verschlossen, von der großen
Weiten Welt vergessen und verstoßen;
Sklavin stets, muß ewig sie entsagen
Jeder Lust in ihren Lenzestagen.

Glänzende, verstohlne Thränen eilen
Von den langen Wimpern wohl zuweilen,
Aber gleich seh' ich sie heller blicken,
Schauen aus nach mir und freundlich nicken.

Mit den kleinen lilienweißen Händen
Streut sie die sich abgedarbten Spenden
Mir auf's Dach vor ihres Fensters Pfosten,
Daß ich sorglos nahn soll, um zu kosten.

Deßhalb wohn' ich hier und walte leise,
Froh dem Mädchen zwitschernd meine Weise;
Ohne mich — wollt' ich ihr untreu werden —
Hätte sie ja keinen Freund auf Erden.

* Zur Charakteristik Moliere's.

Von Adolf Laun.

Einige Notizen über Moliere's Persönlichkeit mögen die in der vorigen Nummer enthaltene Skizze seines Lebens vervollständigen. Moliere war unzweifelhaft auch als Mensch eine der bedeutendsten Erscheinungen seines Landes und seiner Zeit, und dies verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als Schlegel, dem die meisten deutschen Literarhistoriker nachsprechen, ihn auf unerhörte Weise verunglimpft hat, und somit ein ganz irriges Bild in die deutsche Auffassung, sofern sie sich mit Moliere beschäftigt, gekommen ist. In seinem eigenen Lande erfreut er sich dagegen einer stets lebendigen Sympathie und einer pietätvollen Popularität, wie sie kaum einem Dichter eines anderen Landes je zu Theil geworden ist, vor allem, was die ununterbrochene zweihundertjährige Dauer betrifft; es giebt aber auch keinen, der so ganz und freilich auch so ausschließlich den Gesammtcharakter der Nation umfaßt und in seiner specifischen Eigenthümlichkeit dargestellt hat wie er.

Sein von seinem Freunde Mignard, dem größten französischen Maler der Epoche, gemaltes Porträt, das die Versailler Gallerie besitzt und das häufig im Kupferstich vervielfältigt worden ist, zeigt uns ein ernstes ausdrucksvolles Gesicht mit gesenktem Haupte und sanftem, traurigem Blick. Die Züge sind bedeutend, aber die Nase zu stark und die Lippen zu dick, um nicht die Harmonie des Ganzen zu stören. Besonders auffallend aber sind die stark gezeichneten Augenbrauen und die gedankenvolle Stirn. Seine Büste von Houdon im Théatre Français macht denselben Eindruck. Er war weder zu fett noch zu mager. Seine hohe Gestalt, an der sich besonders sein schöngeformtes Bein auszeichnete, war durch edle Haltung gehoben und gleich seinem Antlitz von außerordentlicher Beweglichkeit, die seinen komischen Darstellungen zu Gute kam. Um die allzugroße Volubilität seiner Sprachorgane zu zügeln, hatte er sich ein in der tragischen Darstellung, die ihm überhaupt mißlang, sehr störendes Schluchzen angewöhnt. Im gewöhnlichen Leben war er still und schweigsam gleich seinem Freunde Lafontaine, der immer träumte, während Moliere immer sann und beobachtete, aber das Resultat seiner Bemerkungen selten im gesellschaftlichen Witzwort verpuffte, sondern dasselbe lieber für seine Komödien verwendete. Der Salon war für ihn ein Studienkabinet, in dem sich Alles seinem Denken und Beobachten unterwerfen mußte und in dem er lieber zuhörte als selber redete. Es schien, sagt ein Zeitgenosse, nach den Bewegungen seines Auges, daß er den Leuten bis tief in die Seele blickte, um das darin zu lesen, was sie nicht sagten.

Er führte immer eine Brieftasche bei sich und notirte im Stillen Worte, Mienen und Gebehrden der Anwesenden, die ihm brauchbare Charakterzüge für seine Schöpfungen darzubieten schienen; auch schrieb er Anekdoten und Stichelreden hinein, die ihm zugeflüstert wurden. Er konnte Alles gebrauchen, was das Leben und die zahlreichen von ihm studirten literarischen Quellen ihm boten, aber er gebrauchte es nicht zu sclavischer Nachahmung, sondern zu freier, schöpferischer Verwendung. Wie weit übrigens die eitle, ächt französische Theilnahme an seinen anspielungsreichen Charakterbildern ging, zeigt sich unter anderm darin, daß einige Personen sich während der Vorstellung seiner Komödien im Parterre so gehabten wie die auf der Bühne erscheinenden Carricaturen und Alles thaten, um für Urbilder zu gelten. Lieber verspottet als gar nicht beachtet sein, dachte und denkt noch heute mancher Franzose. Mit feinem, psychologischem Scharfblick belauschte Moliere die unter der Maske versteckte Natur der mit ihm in Berührung kommenden Personen und ertappte sie grade da, wo sie es am wenigsten vermutheten. Boileau nannte ihn deßhalb **le contemplateur.** Seine Stellung, die ihn mit allen Ständen und Klassen in Berührung brachte und ihm gestattete, die so oft von ihm mit Glück angewendeten Volksdialekte und populären Redensarten zu hören, war ihm hierzu sehr günstig. In Pesenas wird noch ein Sessel aufbewahrt, auf dem er sich jeden Sonnabend in einer Barbierstube niedersetzte und stundenlang die Physiognomie und das Behaben der dort Verkehrenden beobachtete. Da er zu sehen liebte, wie das dem Kern des Volkes Entnommene und künstlerisch Verarbeitete auf dasselbe zurückwirkte, ließ er mitunter seine Dienstboten, besonders die alte Magd Laforest, zu sich kommen, trug ihnen neu Entworfenes vor und verbesserte oft nach ihrem Rathe. Als er der alten treuen Dienerin einst zum Scherz Fremdes statt des Seinigen vorlas, merkte sie es gleich. Wie streng er übrigens gegen sich selber war, wie wenig er sich durch seine Erfolge im Weiterstreben irre machen ließ, geht aus mehreren seiner Aeußerungen hervor, unter anderm auch aus folgender: Als Boileau ihm einst sagte: „Du befriedigst Alle, nur dich befriedigst du nicht“, rief er aus: „Da sagst du ein wahres Wort, ich gehöre nicht zu jenen erhabenen Geistern, von denen du eben gesprochen, aber so wie ich bin, habe ich nie etwas hervorgebracht, mit dem ich wahrhaft zufrieden wäre.“

Als komischer Schauspieler war er ausgezeichnet und spielte stets die Glanzrolle in seinen Stücken. Ein Zeitgenosse sagt von ihm: Er war Komiker von der Zehe bis zum Scheitel. Es schien, daß er mehrere Stimmen hatte; mit einem Lächeln, einem Blick des Auges ließ er in einem Augenblick mehr errathen, als der größte Redner in einer Stunde hätte sagen können. Daß er ein vortrefflicher Dirigent und Regisseur war und die Bühne, auf der er von der Pike auf gedient hatte, gleich Shakspere durch und durch kannte, davon geben seine Stücke den besten Beweis; die Situationen sind darin als Scenen, die Charaktere als Rollen gedacht und gruppirt, und Alles tritt mit mimischer Lebendigkeit und dramatischer Schlagkraft in die Erscheinung, für die nichts verloren geht. Wie er, ungleich vielen unserer Theaterdichter, den theatralischen Effekt selbst über den poetischen setzte, geht aus mehreren Vorreden hervor, in denen er bittet, man möge das Stück gar nicht lesen, wenn man sich die Aufführung nicht hinzu denken wolle. Ueber die Vorzüglichkeit seiner Truppe liegen manche Angaben vor. Segrais unter anderen sagt: „Moliere's Truppe ist durch seine Leitung zu beispielloser Vollendung gebracht. Sie ist eine der Merkwürdigkeiten des Jahrhunderts; jeder Schauspieler weiß, wie viel Schritte er zu machen hat, jede Miene, jeder Blick des Auges ist gezählt. Hätte er auch nicht so viele Sorgfalt auf die Composition seiner Stücke ver-

wendet, so wurden sie doch mit so feiner Kunst gespielt, daß dies allein zu ihrem Erfolge genügt hätte.«

Obgleich ein liebevoller Hausvater und Hausherr, war er doch sehr schwer zu befriedigen, oft etwas pedantisch und sehr zur Ostentation geneigt, weßhalb er auch gerne Theaterreden hielt. Mit einem Einkommen von 30,000 Francs lebte er auf glänzendem Fuße und bewirthete und unterstützte Schauspieler und Literaten mit großer Freigebigkeit. Folgendes zusammenfassende Urtheil eines seiner Zeitgenossen möge dies Bild abrunden. »Obgleich die Gebrechen der Menschen wie keiner durchschauend und sie oft mit der bittersten Satire verfolgend, liebte Moliere sie doch, sah ihre Schwächen mit Nachsicht, ihr Glück mit Freude, ihr Elend mit Theilnahme an. Sein Aeußeres entsprach ganz dem Inneren, gewandt und anstandsvoll in Allem, gelehrt ohne es scheinen zu wollen, und so angenehm und sanft in der Unterhaltung, daß die Ersten des Hofes und der Stadt seinen Umgang suchten, besaß er alle Eigenschaften, die einen ehrenwerthen Mann ausmachen.«

* Aus Spohr's Leben.

Von der Selbstbiographie Ludwig Spohr's ist der Anfang des zweiten Bandes ausgegeben worden. In diesem Hefte erhalten wir zunächst Fortsetzung und Schluß der Reise in Italien; es beginnt mit dem Aufenthalt in Neapel im Jahre 1817, verweilt längere Zeit bei der Schilderung der herrlichen Umgebung und wendet sich dann der Kunst zu. Die Ausbeute war damals nicht groß; nur die Catalani ragte besonders hervor. Im Frühjahr 1817 verließ das Ehepaar Spohr Neapel nnd kehrte über Rom, Mailand und Genf nach Deutschland zurück. Der Gewinn der hier veranstalteten Concerte auf dem Wege von Freiburg bis Aachen war der allgemein herrschenden Noth wegen gering und deckte kaum die Kosten. Spohr schrieb auf dieser Reise das Quartett: »Dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen.« In Holland ging er auf den Antrag, die Kapellmeisterstelle in Frankfurt zu übernehmen, ein und begab sich alsbald (1818) dahin. Der in Wien componirte »Faust« wurde studirt und erhielt die Arie »Liebe ist die zarte Blüthe« als Zuwachs. Spohr sagt bei dieser Gelegenheit: »Dieser Erfolg ermunterte mich zu neuen dramatischen Compositionen. Ich sah mich daher nach einem Stoffe zu einer solchen Arbeit um und fand einen mir zusagenden im Gespensterbuche von Appel in der Erzählung: »Der schwarze Jäger.« Döring, mit dem ich mich deßhalb besprach, erbot sich zu der Bearbeitung als Oper. Wir entwarfen gemeinschaftlich ein Scenarium, welches sich von dem Textbuche Kind's, das uns damals noch unbekannt war, hauptsächlich dadurch unterschied, daß der tragische Schluß der Erzählung beibehalten wurde. Sobald Döring die ersten Scenen bearbeitet hatte, machte ich mich auch sogleich an die Composition. Schon war die Introduction größtentheils in der Skizze vollendet, als die berühmte tragische Schauspielerin, Madame Schröder, und ihre Tochter, die später noch berühmter gewordene Schröder-Devrient, nach Frankfurt zu Gastspielen kamen und bei ihrem Besuche diese angefangene Arbeit auf dem Claviere liegen sahen. Sie erzählten mir, daß Karl Maria von Weber denselben Stoff als Oper componire und bereits den ersten Akt vollendet hätte. Dies veranlaßte mich, meine Arbeit liegen zu lassen, da ich befürchten mußte, Weber würde weit früher als ich mit seiner Oper hervortreten. Es wäre das jedoch, wie sich später zeigte, nicht der Fall gewesen; denn »der Freischütz« wurde erst im Jahre 1820 bekannt, und meine fast ein Jahr später begonnene Oper »Zemire und Azor« bereits am 4. April 1819 zum ersten Mal gegeben. Indessen hat es mich nie gereuet, den Appel'schen Stoff aufgegeben zu haben; denn mit meiner Musik, die nicht geeignet ist, ins Volk zu bringen und den großen Haufen zu enthusiasmiren, würde ich nie den beispiellosen Erfolg gehabt haben, den »der Freischütz« fand.« Im Spätherbst wurde die Oper »Zemire und Azor« componirt, welche den grade beschäftigten Sängern zu Liebe viele Coloraturen und Verzierungen erhielt.

Unter den Mittheilungen über den Frankfurter Aufenthalt mag die folgende hier eine Stelle finden: »Im Spätherbst 1818 kam der Oboist Turner nach Frankfurt, den ich früher in Braunschweig gekannt hatte, wo wir Beide Mitglieder der Kapelle gewesen waren. Schon damals zeichnete sich Turner sehr durch Virtuosität sowie durch sein Compositions-Talent aus. Auf späteren Reisen, besonders in Wien, wo er längere Zeit verweilte, hatte er sich den Ruf des ersten der damals lebenden Oboisten erworben. Zugleich erzählte man aber wunderliche Geschichten von seinem dortigen Aufenthalte; von einer Liaison mit einer vornehmen Dame, die er später anklagte, ihn durch eine Tasse Kaffee vergiftet zu haben; von einer deßhalb entstandenen Criminal-Untersuchung, die ergeben, daß er periodisch in Irrsinn verfalle und dann an der fixen Idee leide, vergiftet zu sein. Diese Erzählungen, die von Mund zu Mund gingen, machten ihn interessant; sein Concert war daher überaus zahlreich besucht. Ich fand ihn, da er mich gleich nach seiner Ankunft besuchte, zwar ernster und zurückhaltender, als ich ihn früher in Braunschweig gekannt hatte, bemerkte aber im Uebrigen durchaus nichts Auffallendes an ihm. Da sein Spiel sehr gefiel und ich ihn auch als ausgezeichnet im Orchester kannte, da ferner durch Georg Döring's Abgang aus dem Orchester (er gedachte sich von nun an ganz der Schriftstellerei zu widmen) eine Vacanz bei der Oboe entstanden war, so trug ich in der nächsten Theater-Sitzung darauf an, daß Turner als erster Oboist angestellt werde. Seine Forderungen waren nicht übermäßig hoch gestellt und fanden Annahme. Turner trat daher ins Orchester und zeigte sich durch geschmackvollen Vortrag seiner Soli und schönen Ton als eine wahre Zierde desselben. Nach einiger Zeit bemerkte man jedoch eine auffallende Schwermuth an ihm, die sich nach und nach so steigerte, daß am Ende kein lautes Wort mehr aus ihm herauszubringen war. Seinen Orchesterdienst versah er dabei aber immer noch ganz pünktlich, so daß ich hoffte, es werde diese Periode des Trübsinnes ohne weitere Folgen vorübergehen. Bald ging sie aber in völliges Irrsein über, wo dann auch die fixe Idee von der Wiener Vergiftung wieder auftauchte. Nun war es die höchste Zeit, um allem möglichen Skandal vorzubeugen, ihn aus dem Orchester zu entfernen. Döring, ein naher Verwandter Turner's, übernahm es, für seine Kur und Pflege zu sorgen, und trat auch vorläufig in dessen Stelle wieder ein. Die Krankheit steigerte sich nun bald zu solcher Heftigkeit, daß er fortwährend bewacht werden mußte. Eines Abends war es ihm dessenungeachtet gelungen, kaum halb angekleidet seinem Wächter zu entspringen. Er irrte bei starkem Schneegestöber die halbe Nacht hindurch im Freien umher und kehrte erst gegen Morgen, in eine dicke Kruste von Schnee und Eis gehüllt, in seine Wohnung zurück. Da er sich in diesem Zustande sogleich in sein Bett geworfen hatte, so fand ihn der Arzt am Morgen triefend und dampfend im heftigen Fieber. Vielleicht führte dies aber zu einer Krisis; denn von dem Tage an besserte es sich mit ihm, und bald konnte er, wieder bei völligem Verstande, seinen Dienst im Orchester von neuem beginnen. Doch bemerkte ich, daß er in jedem Monat, etwa acht Tage lang, und zwar immer bei zunehmendem Monde, von einem leichten Rückfalle seines melancholischen Irrseins heimgesucht wurde, der sich durch einen stieren Blick und eine gewisse fieberhafte Unruhe im voraus ankündigte. Dann trug ich mit Döring's Hülfe Sorge, daß er einige Tage vom Orchester fern gehalten wurde, bis mir sein heiterer Blick die Genesung wieder anzeigte. In solcher Weise versah Turner bis in den Sommer hinein seinen Dienst und man gab sich der Hoffnung hin, daß er nach und nach auch von diesen leichteren Anfällen geheilt werden würde.

Er hatte mich in der letzten Zeit wieder wie früher dann und wann besucht, auch wohl den Abend bei mir zugebracht und sich freundlich und theilnehmend gegen meine Frau und die Kinder gezeigt. Als ich daher mit meinen Rudolstädter Freunden nach Mannheim abgereist war, fiel es Doretten anfangs gar nicht auf, ihn eines Morgens ins Zimmer treten zu sehen; als er sich aber, ohne zu grüßen oder ein Wort zu sagen, ihr gegenüber setzte und mit stieren Blicken vor sich hinstarrte, wurde es ihr unheimlich zu Muthe, und sie fing an, sich zu fürchten. Da sie ganz allein mit ihm war (die Kinder waren in der Schule), so wollte sie eine im Nebenzimmer beschäftigte Näherin herbeirufen; doch kaum war sie aufgestanden, so sprang auch er auf und umfaßte sie. Mit einem Schrei des Entsetzens riß sie sich los, stürzte sich in die von der Näherin so eben geöffnete Thür des Nebenzimmers, und es gelang ihr, noch ehe Turner ihr folgen konnte, die Thür zuzuwerfen und den Riegel vorzuschieben. Das Zimmer hatte aber unglücklicherweise keinen weiteren Ausgang, und so sahen sich die erschrockenen Frauen von dem Rasenden belagert. Seinen Versuchen, das Schloß zu sprengen, begegneten sie dadurch, daß sie sich mit aller Kraft, die ihnen die Todesangst gab, gegen die Thür stemmten; es gelang ihnen, denn nach einigen vergeblichen Versuchen gab er es auf, rannte die Treppe hinab und zum Hause hinaus. Dorette fühlte sich nun einer Ohnmacht nahe, mußte zum Arzt schicken und einige Tage das Bett hüten. Nach meiner Rückkehr erholte sie sich in der Freude darüber und in der Beruhigung, nun unter meinem Schutze zu stehen, bald wieder, und so hatte der Vorfall zum Glück weiter keine übelen Folgen. Für den unglücklichen jungen Mann hatte dieser letzte heftige Ausbruch seiner Krankheit aber den Nachtheil, daß ihn die Theater-Direction entließ. Er reiste dann, nachdem er wieder hergestellt war, nach Holland, concertirte dort anfangs mit großem Beifall und Erfolg, wurde aber bei einem neuen Rückfall ins Irrenhaus gesperrt, wo er bald darauf starb. Die Welt verlor in ihm ein großes Musikgenie, das durch die unselige Krankheit nicht hatte zur vollen Entwickelung kommen können.«

Unterdessen hatte Spohr sattsam erfahren, wie schwer es für einen Künstler ist, mit einem Comité von sogenannten Kunstfreunden und Kennern umzugeben. Er kündigte die ihm unerträglich werdende Stellung auf den September 1819 und verließ die Stadt leichten Herzens. Jetzt ging es zunächst nach London, wohin ihn ein durch Ferdinand Ries vermitteltes Engagement bei der philharmonischen Gesellschaft rief. Gegen ein bedeutendes Honorar sollte Spohr für die Saison von 1820 acht Concerte dirigiren, in einigen Solo spielen, in allen als Geiger mitwirken und der Gesellschaft eine Orchester-Composition als Eigenthum überlassen. Vorher, da die Saison erst im Februar begann, wurde noch eine Kunstreise durch Norddeutschland gemacht.

In London war bei der gänzlichen Unkenntniß der englischen Sprache der Anfang zwar sehr schwer, manche Begegnung verlegen und komisch, doch brach sich der Musiker sofort Bahn und hatte in ganz kurzer Zeit so viel Einfluß errungen, daß auf seinen Vorschlag mehrere Veränderungen in Concert-Angelegenheiten vorgenommen wurden. Spohr schrieb seine zweite Symphonie, in D moll, Op. 49, und wurde bei jedem Auftreten außerordentlich ausgezeichnet. Unter den Bekanntschaften, die man machte, war manche absonderliche und echt englische. Spohr erzählt unt. And.: »Eines Morgens brachte ein Diener in Livree einen Brief, den mir mein alter Diener etwa folgendermaßen übersetzte: »Mr. Spohr wird eingeladen, sich präcis 4 Uhr im Hause des Unterzeichneten einzufinden.« Da ich die Unterschrift nicht kannte, von dem Diener auch nicht erfahren konnte, wozu ich citirt wurde, so gab ich eben so lakonisch, wie der Brief abgefaßt war, die Antwort: »Ich habe um die genannte Zeit Geschäfte und kann nicht kommen.« Am anderen Morgen erschien der Diener mit einem zweiten, viel höflicheren Schreiben: »Mr. Spohr wird gebeten, dem Unterzeichneten die Ehre seines Besuches zu gönnen, und die Zeit dazu selbst zu bestimmen.« Zugleich hatte der Diener Auftrag, den Wagen seines Herrn anzutragen, und da ich unterdessen in Erfahrung gebracht, daß der Briefsteller ein berühmter Arzt sei, der häufig in Concerten gesehen werde und sich besonders für Violin-Vorträge interessire, so trug ich kein Bedenken mehr, zu ihm zu gehen, bestimmte dem Diener die Zeit und wurde dann in der Equipage des Doctors abgeholt. Ein alter, freundlicher Herr mit weißem Haare empfing mich schon auf der Treppe; aber nun entdeckte es sich leider, daß wir uns nicht verständigen konnten, denn er sprach weder deutsch, noch französisch. Wir standen verlegen einander gegenüber, bis er mich am Arm nahm und in ein großes Zimmer führte, an dessen Wänden ich eine Menge Geigen aufgehängt fand. Andere waren aus den Kasten genommen und auf den Tischen ausgebreitet. Der Doctor überreichte mir einen Violinbogen und deutete auf die Instrumente. Ich sah nun, daß ich ein Urtheil über den Werth der Geigen abgeben sollte, und begann daher sogleich eine nach der anderen zu probiren und sie ihrer Güte nach zu ordnen. Es war dies keine kleine Arbeit; denn es waren ihrer viele, und der alte Herr holte sie sämmtlich herbei, ohne auch nur eine zu vergessen. Als ich nun, nach Verlauf von etwa einer Stunde, die sechs besten herausgefunden hatte und diese noch abwechselnd spielte, um die allerbeste zu ermitteln, bemerkte ich, daß der Doctor auf eine derselben besonders zärtliche Blicke warf, und sein Gesicht sich ganz verklärte, so oft ich diese austrich. Ich machte daher dem guten, alten Manne gern die Freude, dieses Instrument als den Matador der ganzen Sammlung zu bezeichnen. Ganz entzückt über diesen Ausspruch holte er nun auch noch eine viola d'amour herbei und begann auf diesem längst außer Gebrauch gekommenen Instrumente zu phantasiren. Ich hörte mit Vergnügen zu, weil das Instrument mir noch völlig unbekannt war und der Doctor gar nicht schlecht spielte. So endete der Besuch zu beiderseitiger Zufriedenheit, und schon hatte ich meinen Hut ergriffen, um mich zu empfehlen, als mir der Alte mit freundlichem Gesicht und tiefem Bücklinge noch eine Fünfpfundnote überreichte. Erstaunt betrachtete ich das Geld und den Geber und wußte anfangs nicht, was es zu bedeuten habe; als mir aber plötzlich einfiel, daß es die Bezahlung für das Geigenprobiren sein solle, schüttelte ich lächelnd mit dem Kopfe, legte das Papier auf den Tisch, drückte dem Doctor die Hand und eilte die Treppe hinab. Er folgte mir bis auf die Straße, half mir in den Wagen hinein und sprach dann in sichtlicher Erregung einige Worte zum Kutscher. Diesem war das so aufgefallen, daß er es dem alten Diener, der an den Wagen kam, um den Schlag zu öffnen, sogleich wieder erzählt hatte. Er hatte nämlich gesagt: »Da fährst du einen Deutschen, der ein ächter Gentleman ist; bring' ihn mir unversehrt in seine Wohnung, das rathe ich dir!« — Als ich einige Monate später mein Benefiz-Concert gab, ließ der Doctor ein Billet holen und schickte dafür eine Zehnpfundnote.«

Berichtigung. In dem Artikel der vorigen Nummer »Moliere's Leben und Wirken« muß es auf Seite 333 in der Lafontaine'schen Grabschrift statt »zum Grabe tragen« heißen: »zum Anger tragen.«

Kunst und Literatur.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs. Von J. Baader. — Zur Kritik älterer ungarischer Geschichte. Von E. Rösler. — Gottfried Christof Beireis, Professor zu Helmstedt. Von C. von Heister. — Schwedische Lebensbilder. Drei Novelletten. Von W. von Braun. — Am Meere. Platonische Skizzen. Von G. Schwanitz. — Der Feldzug des Jahres 1805. Von A. Moriggl. — Nordlands-Sagen. Ein Balladenstrauß. Von W. Grothe. — Wilhelm Farel und Peter Viret. Von C. Schmidt.

* Der zweite Band der englischen Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert von Leopold Ranke ist jetzt im Buchhandel.

* Die Geschichte der Kunst hat durch das Werk „Leben und Wirken Albrecht Dürers'“ von A. von Eye in Nürnberg einen sehr schätzbaren Zuwachs erhalten.

* Der achte und vorletzte Band von Gutzkow's Roman „Der Zauberer von Rom“ ist ausgegeben worden.

* Von Ferdinand Gregorovius, dem wir schon mehrere treffliche Bücher über Italien zu verdanken haben, ist ein neues Werk zu erwarten: „Siciliana, Wanderungen in Neapel und Sicilien.“

* Der bekannte Berliner Kritiker und Romandichter Ludwig Rellstab hat Memoiren geschrieben, die unter dem Titel „Aus meinem Leben“ in zwei Bänden erscheinen sollen.

* Dem Auerbachschen Volkskalender schulden wir noch ein Wort über die in demselben enthaltenen Erzählungen. Der Herausgeber hat diesmal nicht den Hauptraum für sich genommen, sondern sich mit einem kleineren Theil begnügt, auf welchem er zwei vortrefflich illustrirte Erzählungen giebt. Die erste, „zwei Feuerreiter“, behandelt einen Zug aus dem Leben und dem Freundschaftsbunde Karl Augusts und Goethe's, die zweite, „der Blitzschlosser von Wittenberg“, die Einführung des Blitzableiters und den darüber in der Lutherstadt geführten Kampf zwischen der gelehrten Welt und dem Philisterthum. Ein ganz prächtiger Beitrag ist die Erzählung „das Fähnlein der sieben Aufrechten“ von dem Schweizer Gottfried Keller. Das ist die Geschichte von sieben ehrbaren Züricher Männern, welche eine Gesellschaft von unzertrennlichen Freunden bilden und sich in einem gar wunderlichen, aber ehrenwerthen Kreise von Ideen und Handlungen bewegen. Die Schilderung dieser Männer, fast mehr noch die der auftretenden weiblichen Charaktere, ist ausgezeichnet und höchst ergötzlich.

* Auch in diesem Jahre wird an vielen Orten ein Schillerfest begangen werden. In Hannover will man den Grundstein zu dem Standbilde des Dichters legen.

* Die Enthüllung des Standbildes Karl Maria's von Weber hat in Dresden am 11. October in feierlicher Weise stattgefunden. Nachdem am Vorabend in einem Concerte Weber'sche Compositionen zur Aufführung gekommen, wurde am 11. das Fest mit einem großen Zuge der Sänger und Musiker eröffnet. Ein Festgesang von Julius Rietz, eine Rede von Hermann Hettner gingen der Enthüllung vorher, welche unter den Klängen des für Blechinstrumente arrangirten Oberonmarsches erfolgte. Rietschel konnte seines leidenden Zustandes wegen der erhebenden Feier nicht beiwohnen. Das Theater gab den Oberon und am folgenden Abend Preciosa.

* Die vom Großherzoge von Weimar gegründete Malerschule soll noch im October eröffnet werden. Die Direction der Anstalt übernimmt der Landschaftsmaler Graf Kalckreuth. Die übrigen Angestellten sind die Maler von Ramberg und Böcklin, vom Großherzog zu Professoren ernannt, Genelli und Nissen, und der Kunstkritiker von Schorn, welche nebst einigen anderen Künstlern von München berufen worden sind. Man vernimmt, daß auch die Erbauung eines Kunst-Museums beabsichtigt wird.

* Aus einer der Münchener Glasmalereien sind kürzlich gemalte Fenster für die neue Kirche zu Wiesbaden hervorgegangen und erregen lebhaftes Interesse. Ein Berichterstatter der „Allgemeinen Zeitung“ bemerkt dabei: Jene Kirche, vom Oberbaurath Boos in Wiesbaden, ist bekanntlich eine der schönsten Kirchenbauten der neueren Zeit und ein vortrefflich gelungener Versuch, den byzantinischen mit dem gothischen Stil in glückliche Harmonie zu bringen.

* Das Oratorium „Die Rückkehr des Tobias“ von Haydn, welches früher niemals vollständig aufgeführt worden ist, soll in einer Bearbeitung in München zu Gehör kommen. Man stellt es der „Schöpfung“ und den „Jahreszeiten“ an die Seite, indem es neben einigem Veralteten eine Fülle der reichsten und blühendsten Arien enthält.

* Ueber die Melodie des God save the king hat man vielfach gestritten; Manche haben sie Händel zugeschrieben. Eine neue Untersuchung stellt auf, daß jenes Lied zuerst im Jahre 1607 bei einem Feste zu Ehren König Jakobs I. gesungen wurde. Seit dem Falle der Stuarts ruhte es bis 1745, ward damals im Drurylanetheater gesungen und wurde Volkslied.

* Das neue Lustspiel von Benedix „Die Pasquillanten“ macht auf den Bühnen viel Glück. Paul Heyse ist mit einem neuen Schauspiel beschäftigt. Die „Fabier“ von Gustav Freytag sind nun auch in Coburg und Karlsruhe gegeben worden.

* In Berlin starb am 2. October der in der deutschen Theaterwelt allbekannte Julius Cornet, einst ein gefeierter Tenor, zuletzt Director des Operntheaters in Wien und der Victoriabühne in Berlin. Er ist dreiundsechzig Jahre alt geworden. Seine Gattin lebt als beliebte Musiklehrerin in Hamburg.

Zur lyrischen Poesie.

* Dichtungen von Hermann Allmers. Bremen, J. G. Heyse's Verlag, 1860. — Die über ganz Deutschland verbreiteten Freunde von Hermann Allmers haben einer Sammlung seiner Poesieen schon lange entgegengesehen, und das allgemeinere Urtheil wird bald auch hoffentlich ihre Erwartung als eine gerechtfertigte anerkennen und bestätigen. Wer das schnell bekannt und beliebt gewordene Marschenbuch desselben Verfassers gelesen hatte, der mußte sich sagen, daß er es hier bei aller klaren Auffassung menschlicher Verhältnisse doch mit einer Dichternatur zu thun habe, und ein Blick in die jetzt vorliegende Sammlung wird ihm gleich die Ueberzeugung geben, daß er sich nicht geirrt hat; es wird ihm überall ein ächt poetischer Gehalt entgegentreten, und er wird fühlen, daß ihm Produktionen geboten werden, die nicht mit dem Kopfe gemacht, sondern frisch und lebendig einer warmen Seele entquollen sind. Eher könnte man gelegentlich ein stärkeres Hervortreten des Verstandeselementes neben der Phantasie und dem Gefühle wünschen, eher könnte man einen hier und da angeschlagenen überweichen Ton rügen, in dem auch die Zueignung, „Lieben Menschen in Liebe geweihet“, gehalten ist. Die Sammlung zerfällt in zwei Hälften, in vermischte Gedichte und in Balladen und Verwandtes. Die Sonderung der Gattungen ist indeß nicht ganz streng beobachtet, wie denn z. B. das Stück „im Exil“ eher unter die Balladen zu stellen gewesen wäre, und wie „ein Hochamt“ nach Ton und Charakter passend der „Pfingstwanderung“ sich angeschlossen haben würde. Die erste Abtheilung beginnt mit dem prächtigen „Friesengruß“, der gleich zu Anfange so wie nachher manche andere Stücke von der Liebe des Dichters zu seiner den Flusses- und Meeres-Wogen abgerungenen Heimath ein lebendiges Zeugniß giebt. Eine innige Befreundung mit der Natur in ihrer sanften so gut wie in ihrer wilden Schönheit tritt uns in vielen dieser Produktionen entgegen. Ihr entnommene Scenen der verschiedensten Art durchdringt und belebt er mit seinen Gedanken und Empfindungen, oder er läßt auch wohl, wie in dem herrlichen Stücke S. 13, die Idee ganz unausgesprochen, führt aber das Bild so aus, daß wir nicht im Unklaren bleiben. Wir unterlassen es, da das Sonntagsblatt bereits ein paar Proben gebracht hat, nur sehr ungern, durch einige Beispiele unser Urtheil zu belegen. In andern Stücken spricht ohne eine solche Einkleidung, wie z. B. S. 28, die lyrische Empfindung sich warm und tief aus. Neben dem Liede und verwandten Klängen begegnen wir gelegentlich auch der Form des Sonettes, mag es nun in plastischer Ruhe landschaftliche Scenen uns vorführen oder, wie das innig empfundene S. 31, Herzenstöne in ergreifender Weise kund geben. In den beiden Gedichten, „Pfingstwanderung“ und „ein Hochamt“, ist der von Heine in den Nordseebildern angeschlagene Ton mit Erfolg wiedergegeben. In diesen hymnenartigen Stücken steigert sich die Sprache zum höchsten Schwunge und zur stolzesten Pracht. Ein Element indeß, das uns in ungedruckten Poesieen des Verfassers wohl entgegentrat, das heitere und humoristische, haben wir in dieser Sammlung vermißt. Höchstens ist ein leiser Anklang daran in dem „auf der Rudelsburg“ überschriebenen zu spüren, einem übrigens vortrefflichen Stücke, welches, vom Dichter selbst mit einer glücklichen Melodie versehen, auch schon zum Studentenliede, wie wir vernehmen, geworden ist und in der fröhlichen Pfingstenzeit an Ort und Stelle von frischen Kehlen gesungen, munter und kraftvoll zum Flußthale hinabklang. Die zweite Abtheilung enthält, wie das schon angegeben ward, Balladen und Verwandtes. Er hat dabei nicht nöthig gehabt, der Sage oder Geschichte viel zu entlehnen; sie gehören, was die Erfindung betrifft, fast alle ihm selbst an. Am meisten scheint es ihm zu glücken, wenn er, man möchte sagen, seinem Herzen folgend, gewöhnliche Lebensverhältnisse behandelt und die einfachen Freuden und Leiden schildert,

welche wechselnd in die Wohnung eines jeden Sterblichen treten. Sehr viele bewegen sich mit Erfolg in dieser Sphäre; wir heben z. B. die alte Spinnerin, S. 69, hervor, wo ein lichtes Frühlings- und Liebesbild eigenthümlich in den Rahmen eines düstern Lebens- und Winterabends gefaßt wird. Aber auch tragische Katastrophen der Weltgeschichte vorzuführen, mißlingt ihm gelegentlich nicht, wie z. B. in der Romanze „Titanenschicksal“, die wir dreist zu unsern besten rechnen, wo der von seiner Höhe gestürzte Kaiser Napoleon uns vor die Augen gestellt wird. Die erste Stelle unter den erzählenden Gedichten nimmt wohl das Fragment der Stedinger ein. Das dabei in den Verhandlungen des Bauernvolks angewendete Plattdeutsch fällt anfangs auf, aber man gewöhnt sich bald daran, und wir müssen gestehen, daß dieser Dialekt, vielleicht einige ditmarsische Lieder ausgenommen, uns selten so markig entgegengetreten ist wie hier. Hätten unsre Worte einiges Gewicht, so würden wir, wie der alte Cato am Ende einer jeden Rede auf die Nothwendigkeit der Zerstörung Carthagos hindeutete, dem Dichter oft und nachdrucksvoll zurufen: Vor allem sind erst die Stedinger zum Schlusse zu bringen! Den Gedichten angehängt ist ein Kyffhäusermärchen, hervorgegangen aus den schmerzlichen Täuschungen der Jahre 1848 und 49, in Prosa verfaßt, aber voll ächter Poesie. Vielleicht würde es besser gewesen sein, wenn, dem eigentlichen Charakter der Gattung gemäß, das verklärende Ende weggeblieben wäre. — Wir haben ein sehr günstiges Urtheil über die Sammlung gefällt, und wir haben das, trotzdem, daß wir dem Dichter engbefreundet sind, unumwunden gethan in der Erwartung, daß bald competente Richter unsrer Ansicht beistimmen und dieselbe als unbefangen und parteilos anerkennen würden. Warme Hingabe an alle menschlichen Verhältnisse, Sinn für Natur und Kunst, Liebe und Freundschaft, Freiheitsbegeisterung und edler Patriotismus sind die Elemente dieser Dichtungen, und wie sollten wir, wenn dieselben nun poetisch ausgesprochen und in einer fast durchgängig vollendeten Form uns entgegentreten, nicht Sympathie empfinden? Der alte Spruch, Frisia non cantat, wird durch die Sammlung entschieden widerlegt, und wir können zum Schlusse nichts Besseres thun als ihr bei dem Beginn ihres Rundgangs durch die deutschen Gauen ein frohes Glückauf zurufen.

F. R.

Theater.

Bremen, 19. October 1860.

* Daß Schülerinnen der ersten Klasse einer höheren Töchterschule Verhältnisse mit jungen Männern haben, ist zwar unerhört, aber es trägt sich doch bisweilen zu, und die Lobredner der guten alten Zeit können nicht behaupten, daß dergleichen eine Erscheinung sei, welche nur in der Stickluft unserer Tage und unter dem scrophulösen Gesindel von heute vorkomme. Jedenfalls werden aber jene ältesten Leute, welche an schwachem Gedächtniß leiden und sich immer nicht erinnern können, mit Recht behaupten, daß niemals ein ähnliches und gleich tolles Verhältniß obgewaltet habe wie jenes, auf welches Frau Charlotte Birch-Pfeiffer ihr Schauspiel „Ein Kind des Glücks“ gründet. Wir haben manchen faulen Schwindel den Grund zu Unternehmungen bilden sehen, die von kurzer Dauer waren, aber der Schwindel, welcher hier den Grund zu dem dauerhaften Unternehmen eines sehr einträglichen Theaterstückes hergiebt, ist oberfaul. Ein junger Mann, der in seiner Person die Noblesse eines sehr ehrenwerthen und hochherzigen Cavaliers mit der abgeschmacktesten Courmacherei eines Lumpen in wunderbarer Weise harmonisch vereinigt, stellt einer Schülerin nach, steigt in den Garten des Pensionats, empfängt jedoch die unangenehme Mittheilung, daß er nicht geliebt werde. Mittlerweile hat eine Cameradin der Angebeteten die Geschichte nachgesagt, die ganze Schule mit dem weiblichen Conrector an der Spitze erscheint, aber — Charlotte weiß Rath. Die intimste Freundin der Compromittirten tritt vor, während diese schweigt und der Don Juan über die Mauer entflieht, und bekennt sich als schuldig. Ueber diese Großmuth ist zwar der Zuschauer sehr erschrocken, beruhigt sich aber bei dem Gedanken, daß die Heldin ein Kind des Glücks und der guten Laune Charlottens, überdies die Enkelin einer Herzogin ist. Man denkt, es könne unter solchen Umständen weiter keine bösen Folgen haben, wenn das Oberhaupt der Schule, welches vor Entsetzen krank wird, das Kind der Großmutter mit Protest zurückschickt, und dies Stündchen in der Schule werde einen weiteren Skandal nicht nach sich ziehen.

Indeß wird die Sache doch ernsthaft. Während die Großmutter einen kleinen Cirkel von Verwandten und Freunden beiderlei Geschlechts um sich versammelt hat, erscheint Hermance — so heißt das Kind — und berichtet ganz naiv, sie sei aus der Schule verwiesen. Die alte Frau in der Sophaecke erweist sich als sehr schlechte Pädagogin, indem sie das Kind zwingen will, in Gegenwart Anderer zu beichten. Das Kind weigert sich und darf natürlich auch nicht bekennen, weil sonst das Stück schon im zweiten Akte zu Ende sein würde. Großmutter wird ernstlich böse, hört nicht auf das Zureden ihres besten Freundes, eines geistlichen Herrn, der sie und die Ragouts gleich zärtlich liebt, verstößt und enterbt Hermance, und das Kind geht von dannen. Wohin, fragt der gespannte Zuschauer, der eine ganze Zwischenpause hindurch auf die weitere Entwickelung warten muß. In unserer Nähe wurden verschiedene Conjecturen gemacht, von denen diejenigen der Begründung einer Töchterschule oder eines Putzladens den meisten Beifall fanden.

Das Kind aber versteckt sich zunächst bei einem Diener des Hauses, der milder denkt als die alte Frau, nimmt sich dann eine Droschke und fährt zu seiner Wärterin. Diese hat ihr eignes Haus, ist ganz gut situirt und unabhängig, kämpft zwar lange mit ihrem Gewissen, nimmt aber die Verstoßene doch auf. Das Kind legt nun bäuerliche Kleidung an und lernt den Segen der Arbeit kennen, hilft im Haushalt und trägt ein Bund Stroh sicher auf dem Kopfe. Daß Charlotte es bald aus diesem Zustande der Knechtschaft erlösen werde, davon ist der Zuschauer überzeugt, und die wackere Frau täuscht sein Vertrauen nicht. Der junge Marquis, welcher das ganze Unheil angerichtet hat, fordert einige junge Herren, die sich in einer Gesellschaft boshaft über Hermance geäußert haben, verwundet mehrere, erhält aber selbst einen Stich und wird in das Haus der Wärterin gebracht. Das Kind sehen und es lieben, nach England entfliehen und zurückkehren ist das Werk eines Augenblicks. Auch auf Hermance hat er einen tiefen Eindruck gemacht, doch kennen beide sich nicht und befinden sich in der glücklichsten Unwissenheit über ihre sehr nahe Verwandtschaft. Es ist eben die alte Geschichte „Zwei Seelen und ein Gedanke“ in reinster Verklärung. Der geistliche Herr aber, welcher sich als Meister auf dem Gebiete der speziellen Seelsorge erweist, ist ab und zu gegangen, es gelingt ihm gegen den Schluß des fünften Aktes hin die unerbittliche alte Frau zu erweichen, und während die Liebenden sich ewige Treue schwören, erscheint Großmutter bei der Wärterin. Hermance, zu Gnaden aufgenommen, ist wieder eine ausgezeichnete Partie und heirathet ihren Vetter, während dessen erste Liebe aus der Pension längst unter die Haube gebracht ist.

Der geneigte Leser, welcher das „Kind des Glücks“ nicht selbst mit angesehen hat, wird nach den obigen Mittheilungen von der Geschichte ebenso erbaut sein, wie die Zuschauer am Abend des 15. October es waren. Weiter auf das Schauspiel einzugehen, von dem Bau desselben, vom Dialog und den Personen zu reden ist überflüssig; es würde nichts nützen, den überall wuchernden Unsinn, die Verkehrtheiten und Plattheiten nachzuweisen und die naive Unverschämtheit aufzudecken, mit welcher die Verfasserin ihr Machwerk ein Charakter-Lustspiel nennt. Für den Zweck, den sie hatte, ein einträgliches und unterhaltendes Stück ohne Werth zu schaffen, genügt das Schauspiel, und auch bei uns haben sich, wenngleich das Drama eigentlich mehr für Kinder als für Erwachsene ist, die Erwachsenen ganz gut amüsirt, obwohl es an ironischem Lächeln nicht fehlte. Zu unserem Aerger müssen wir gestehen, daß die „Mache“ des Stücks wie gewöhnlich vortrefflich ist; bei aller Rohheit in der Form tritt überall die bekannte Geschicklichkeit uns entgegen, und das „Kind des Glücks“ ist ein echtes Fabrikat der berühmten Firma. Die Aufführung war eine recht gute; die meisten Darsteller waren in der Lage, Unsinn zu sprechen und zu thun, welche Aufgabe sie mit viel Anstand lösten. Die einzige Partie von Bedeutung, die Hermance, gehört zu den dankbarsten Rollen, die sich denken lassen; wie eine Orgel, bei der sämmtliche Register zur Massenwirkung gezogen sind, bewegt sich diese Rolle in allen möglichen Situationen und Stimmungen. Fräulein Quistorp, seit dem Junker Otto bereits ein Liebling des Publikums, spielte vortrefflich und errang Sieg auf Sieg. Wenn die begabte Darstellerin sich größerer Deutlichkeit der Aussprache und Ruhe im Vortrag befleißigt, so wird sie den Werth und die Beliebtheit ihrer Leistungen bedeutend erhöhen.

Während das erste klassische Drama der Saison, Emilia Galotti, vorläufig der Meyerbeer'schen Ziege weichen mußte, welche eine abendliche Generalprobe verlangte, wurde uns gestern ein ganzes Bouquet von einaktigen neuen Lustspielen dargeboten, aus dem wir uns zwei ausgesucht haben. Einem sogenannten Dramolet „Nach der Feder“ sahen wir mit großer Erwartung entgegen, da es an der Berliner Hofbühne bei ausgezeichneter Besetzung sehr viel Glück gemacht hat. Diese Erwartung ist freilich nicht befriedigt worden, wenn auch das Stückchen bei guter Darstellung durch Herrn Fritsche und Fräulein Wirth Beifall fand. Ein junger Dichter, der mit der Feder kühn, mit dem Munde zaghaft ist, liebt eine schöne Wittwe und siegt durch seine Feder. Der etwas lustige und überkecke Gedanke ist mit Geist und Grazie ausgeführt, hat aber doch von beiden nicht genug, daß der Zuschauer über ein beifälliges Lächeln bei hübschen Wendungen und Einfällen hinauskäme und die innere Unwahrscheinlichkeit des Vorganges vergäße. Von derberem Wesen, handgreiflicher und glücklicher war ein Schwank „Ich bin mein Schwager“ vom Schauspieler Kläger. Der hiesige Träger des Lustspiels, Herr Schöne, hat einen natürlichen und gesunden Humor, mit welchem er bei guter Unterstützung durch die Mitwirkenden seine Sache siegreich führte. Es gab eine Reihe von absichtlichen und unabsichtlichen Verwechselungen, bei denen man herzlich mitlachen und die auftauchenden Bedenken unterdrücken konnte. Wir dürfen dem Schauspielpersonal die Anerkennung nicht vorenthalten, daß es mit ganz außerordentlichem Fleiß den Wünschen des sehr dankbaren, fast allabendlich zahlreichen Publikums entgegenkommt. Ist den Anforderungen des Freimarktes genügt worden, so mag der Ernst der Tragödie sich Geltung verschaffen. Von der ebenfalls unermüdlichen Oper haben wir demnächst zu reden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich $1^1/_2$ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 44. Bremen, 28. October. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Ein norwegischer Dichter.

Von P. J. Willatzen.

Wer kennte wohl nicht die Worte, mit welchen unser herrlicher Ludwig Uhland sein Gedicht „freie Kunst“ beginnt:

Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Es hat aber Stimmen genug gegeben, die den Sänger wegen dieser Strophe tadelten, Stimmen, die behaupten wollten, das lyrische Geflügel sei ohnedies schon hier in unserm lieben Deutschland so zudringlich, daß man sich seiner kaum erwehren könne, und eine solche directe Aufforderung zu singen müsse dieses Volk vollends so unerträglich machen, daß ein gewöhnlicher, solider Alltagsmensch gezwungen sei sich verloren zu geben, wofern nicht eine Gesellschaft sich bilde, bei der er seine Ohren versichern könne. Bis jetzt haben es diese Mißgünstigen aber, wie sie sich auch geberdeten, doch noch ertragen, wenn gleich halb Deutschland lustig drauf los zwitschert, und es scheint trotz alledem und alledem, daß die so reich vertretene Lyrik noch bei uns ihr Publikum findet und dieses mit Meister Uhland sich freut, wenn's von allen Zweigen schallt. Es ist ja aber auch nicht nur in Deutschland so.

Oder wäre in England, Frankreich, Spanien, Dänemark, Schweden und wie die Länder sonst heißen mögen, die Kunst des Gesanges im Materialismus der Zeit untergegangen? Keineswegs. Dort schallt es ebenso von allen Zweigen, wie bei uns, nur mit dem Unterschiede, daß wir vor den Stimmen jener Länder alle die Stimmlein nicht unterscheiden, und daß, je größer die Entfernung der Völker von uns ist, die Tonwellen ihrer Gesänge um so weniger vernehmlich zu uns dringen. Aber doch — ein Land Europas giebt es, von dem bis vor zehn oder höchstens fünfzehn Jahren schwerlich Jemand ahnte, mindestens bei uns im weiten Deutschland, daß es dort von allen Zweigen schalle, ein Volk, für welches die Poesie fast nicht zu existiren schien.

Klanglos und schweigsam dachte man sich die Felsenthäler des rauhen Norwegens, denn welche Liederstimmen wären damals von dort zu uns herübergedrungen, wer hätte damals uns eines Bessern belehrt? Höchstens erinnerte man sich, daß in vorchristlicher Zeit die skandinavischen Länder ihre Skalden gehabt hatten und Norwegen also wohl auch; allein wie lange war das her! Da muß es denn um so freudiger überraschen, wenn der Freund der Poesie, der sich aus dem dichten, lieddurchklungenen Sängerwalde Deutschlands hinausbegiebt um den fremden Stimmen zu lauschen, auf seiner Wanderung durch die fernen Lande in solch vermeintlich sang- und klangloses Gebiet sich verirrend, plötzlich eine einsame Nachtigall ihr seelenvolles Lied anstimmen hört.

Als eine solche einsame Nachtigall nun könnte der norwegische Dichter Andreas Munch gelten, dessen Ruf sich jetzt allmählich über die Gränzen seines Vaterlandes hinaus Bahn bricht, dessen geist- und gemüthvolle Poesien sich in immer größeren Kreisen Anerkennung verschaffen; als eine solche muß er im Auslande erscheinen, da von einer Literatur, zumal von einer poetischen der Norweger bei uns seither nichts verlautete, und zweifelsohne werden einige Mittheilungen über diesen unter allen Umständen bedeutenden Sänger willkommen sein.

Freilich stellt sich bei genauerer Nachforschung heraus, daß Andreas Munch, der Dichter des fernen, abgeschiedenen Nordlandes, so ganz einsam und verlassen nicht dasteht, wie es auf den ersten Blick scheint, doch kann dies seinen wahren Werth natürlich nicht schmälern. Auch Norwegen hat gegenwärtig außer ihm seine Dichter und hatte sie schon lange, war im Besitze einer Kunstpoesie sowohl als einer Volkspoesie.

Bis 1814 standen Norwegen und Dänemark bekanntlich unter gemeinschaftlichen Regenten — etwa 400 Jahre lang — und was den unternehmenden, herrschgierigen Dänen trotz der heillosen Calmarischen Union mit Schweden nicht glücken wollte, das setzten sie bei dem ärmeren, wehrlosen Norwegen durch — eine fast vollständige Verschmelzung der Nationalitäten und Uebereinstimmung der Schriftsprache. Jahrhunderte lang ward jedes Mittel angewendet, um Norwegen unauflöslich an das dominirende Dänemark zu fetten, und als eines dieser Mittel diente denn auch die für beide Länder gemeinschaftliche Universität zu Kopenhagen. Dänische Bildung also war es, die jedem Norweger beigebracht ward; Gerichtssprache, Kanzel- und Schulsprache, Alles war dänisch — natürlich gaben die Dänen auch die Dichter, welche in Norwegen geboren waren, selbst wenn sie außer der Studienzeit ihr ganzes Leben daselbst zugebracht hatten, für dänische Dichter aus, und allerdings konnte unter so bewandten Umständen eigentlich auch von einer norwegischen Poesie in den letztvorhergehenden Jahrhunderten kaum die Rede sein. So kam es denn, daß Männer wie Christian Brauman Tullin (1728—1765), Johan Herman Wessel (1742—1785), Johann Nordahl Brun (1745—1816), Claus Frimann (1746—1829), Edvard Storm (1749—1794), Christian Henriksen Pram (1756—1821), Jonas Rein (1760—1821), Jens Zetlitz (1761—1821), Johan Carsten Hauch (geboren 1791), Caspar Joh. Boye (1791—1853) und andere mehr oder weniger bedeutende Dichter ohne Umstände von den Dänen in die Reihen ihrer Schriftsteller gebracht wurden. Und mit diesem Raube geistigen Eigenthums that man in Kopenhagen noch gewaltig groß und rief der Welt zu: „Sieh, welche Blüthe der Literatur hat nicht unser kleines Dänemark aufzuweisen!“ Und die Welt nahm's für bare Münze, denn wie viele Kräfte außer den angeführten Namen Norwegens z. B. in Schleswig-Holstein für dänischen Dienst gepreßt

wurden, das verschwieg der kleine Gerngroß. Schleswig-Holstein, das muß allerdings bemerkt werden, hat so viel geistigen Tribut nicht an Dänemark geliefert wie Norwegen, wenigstens was die Literatur betrifft, denn das deutsche Element, die deutsche Nationalität der Herzogthümer leistete kräftigeren Widerstand — zunächst waren es Staatsmänner, die aus Schleswig-Holstein hervorgingen — die Ausbeutung der „Provinzen" in materieller Hinsicht war dagegen so ziemlich überall gleich. Der „Provinzen" sage ich, denn als etwas Anderes ward das alte Königreich Norwegen nicht angesehen; es war eine dänische Domäne, und es scheint förmlich, als wenn das Kopenhagener Cabinet Alles gethan habe, um das Aufkommen dieses Landes zu verhindern, damit es nicht zum Selbstbewußtsein gelange. Von der ärmlichen, jämmerlichen Lage des Landes unter der vierhundertjährigen dänischen Verwaltung ließen sich wahrhaft fabelhafte Beispiele anführen.

War nun aber das achtzehnte Jahrhundert und der Anfang des neunzehnten, wie gezeigt, nicht arm an Dichtern für Norwegen, so hat dieses auch gegenwärtig, nachdem es, von Dänemarks wenig beglückender Herrschaft erlöst, neben Schweden gestellt wahrhaft freie Institutionen erworben, mehrere bemerkenswerthe Dichter aufzuweisen, wie H. Wergeland, J. Moe (vor einigen Jahren gestorben), Johan Sebastian Welhaven und vor Allen zu nennen, weitaus der bedeutendste von ihnen, den vorhin genannten Andreas Munch. Ueberhaupt erweist sich in Norwegen wie allerwärts die Freiheit und Selbständigkeit des Volkes auch als segenbringend mit Hinsicht auf die Literatur. In jenen, uns Fernstehenden scheinbar so stillen Thälern Norwegens entwickelt sich gegenwärtig eine wissenschaftliche Thätigkeit, ein reges literarisches Leben, wodurch mit der Zeit die edelsten Früchte zeitigen müssen, die Achtung aller gebildeten Völker wird errungen werden. Den Mittelpunkt dieser Regsamkeit auf dem Gebiete des Geistes bildet die Universität Christiania, die eine Reihe ausgezeichneter Gelehrten zu den ihrigen zählt, welche jeder andern Hochschule zur Zierde gereichen würden.

Aber auch das eigentliche Volk Norwegens ist keineswegs so poesielos, wie man in Deutschland und anderswo im Allgemeinen wohl glauben mag. Auch in dem kurzen Sommer des rauhen nordischen Landes, in den Alpthälern, am Klippenrande, wo die schäumenden Fosse, die Gebirgswasser, in die Felsenschluchten hinabdonnern, gedeihen liebliche Blumen, wenngleich minder üppig als im sonnigen Süden; auch in den Wäldern der weißstämmigen Birken, der duftigen, immer grünen Tannen und Fichten singen lustige Vögel hie und da ihr Lied: so hat ebenfalls das schlichte, einfache Volk Norwegens seine Sänger. Zeugniß davon geben mehrere in dem letzten Jahrzehnt erschienene Sammlungen norwegischer Volkspoesien, von denen besonders hervorzuheben ist: „Norske Folkeviser, samlede og udgivne af M. B. Landstad. Christiania, 1853." Es ist dies eine stattliche kritische Ausgabe der älteren und neueren Volksromanzen und Volkslieder Norwegens, welche gegen 900 Seiten stark, mit einer Beigabe von 124 Volksmelodien versehen, erschien. Allerdings muß bekannt werden, daß sich unter den hier mitgetheilten Romanzen und Balladen nur wenig specifisch Norwegisches vorfindet; die allermeisten sind auch in Dänemark, Schweden, auf den Färöern und auf Island zu Hause. Allein dies erklärt sich ja ganz natürlich aus dem lebhaften Verkehr, der seit Jahrhunderten, ja seit den ältesten Zeiten zwischen diesen nordisch-germanischen Völkern stattfand. Weit origineller sind die in der erwähnten Sammlung mitgetheilten Volkslieder und Steve. Die Ersteren enthalten zuweilen beißende Ausfälle auf Stände und einzelne Personen, oft auch harmlosen Scherz und tiefes Gefühl, wie es sich im Grundcharakter aller germanischen Völker kundgiebt. Eine Uebersetzung derselben in's Hochdeutsche möchte mit ganz besonderen Schwierigkeiten verbunden sein, denn abgesehen von dem Studium der norwegischen Dialekte an und für sich, die bei der isolirten Lage der vielen Thalbezirke meistens streng abgesondert und höchst eigenthümlich sind, ließe sich der naive Ton des Liedes bei solcher Uebertragung in's Hochdeutsche noch weniger wahren, als wenn z. B. ein plattdeutsches, oberösterreichisches oder allemanisches Lied in's Hochdeutsche verpflanzt wird.

Ueber die Steve noch einige Bemerkungen, die Landstads werthvollem Buch entlehnt werden.

Die Steve sind eine eigene Art ächter Volkspoesie, von welcher zwei Arten vorkommen, ältere und neuere, die sich von einander sowohl in Form als Inhalt und Melodie unterscheiden. Eigentlich sollten sie Improvisation sein und bilden als solche einen Nachklang von jenen Liedern der alten Skalden, in welchen sie im Momente der Handlung oder Begebenheit diese in einen bunten Rahmen einfaßten. Es giebt jetzt aber nur Wenige, die sich darauf einlassen zu improvisiren, obgleich die einfache Form keine großen Schwierigkeiten darbietet; in der Regel hilft man sich mit einem angelernten Vorrath, aus dem man wählt und den man den Verhältnissen entsprechend zustutzt. — Von der neueren Art der Steve giebt es eine unendliche Menge, die Jeder nach Kräften vermehrt. Zum Theil sind die Steve Wechselgesänge, in denen man sich gegenseitig Räthsel zur Auflösung vorlegt, bald seine Gefühle an den Tag legt oder einander chikanirt und aufzieht. Meistens sind die Steve jedoch einfach und vermischten Inhalts. Ein Gegenstand, sei es Person, Begebenheit, Situation, Gedanke oder Gefühl, wird mit kurzen, aber oft ausnehmend lebhaften und klaren Zügen dargestellt, so daß man sich plötzlich demselben gegenüber zu sein meint und in einem Augenblick eine ganze Reihe von Begriffen aufgefaßt hat, ja zuweilen eine ganze Romanze oder Sage. Einige von diesen Steven haben den Zweck, in Gesellschaftskreisen durch Witze oder scherzende Hindeutungen auf bekannte Personen und Begebenheiten Munterkeit zu erwecken; andere sind einsame poetische Seufzer oder, wenn wir so sagen dürfen, lyrische Kundgebungen, die oft, namentlich in den neueren Steven, viel Wahrheit und Tiefe enthalten.

Zu steven war und ist zum Theil noch jetzt ein allgemeiner gesellschaftlicher Gebrauch. Wenn das Gericht vom Tische genommen ist, werden Biergefäße, oft von gewaltigem Umfang, aufgetragen, von welchen zwei oder drei auf den längs der Stubenwand laufenden Tisch gesetzt werden. Um diesen nehmen dann die Gäste Platz, besonders die Alten, während die Jugend tanzt, die Frauen am untern, die Männer am obern Ende. In jedem der großen mit Inschriften und bunten Farben bemalten Biergefäße schwimmt eine Ente, die ausgehöhlt ist und eine Art Instrument zum Schöpfen bildet. Der Mundschenk füllt dann das starke schäumende Bier in kleine gemalte Trinkschalen von der Größe sogenannter Comtoirtassen; diese muß Jeder auf einen Zug leeren — und nun nimmt das Trinksteven seinen Anfang. Jeder giebt seinen Beitrag zur allgemeinen Lustigkeit, und die Frauen am untern Tischende werden oft mit in den Stevkampf gezogen, indem sie die ihnen von den Männern zugeworfenen Steve beantworten. Am liebsten benutzt man bei solchen Veranlassungen ältere Steve, welche auch als edler angesehen werden als die neueren, welche meist auf witzige und verletzende Weise bekannte Personen und Begebenheiten berühren. Diese Verschen sind etwas vom Interessantesten und Schönsten in der norwegischen Volksdichtung und sprechen das Gefühl nicht nur mit Naivetät aus, sondern auch mit natürlicher Frische, Wahrheit und Stärke, besonders wenn sie der erotischen Richtung angehören.

Doch es sei genug der allgemeinen Bemerkungen über die Poesie Norwegens; im Nachfolgenden möge des Mannes gedacht werden, der vor Allen es verdient, die Dichtkunst seiner Heimath auch im Auslande zu vertreten. Erwähnt werde nur, daß die Mittheilungen über die literarische Thätigkeit Munchs meistens den von ihm mir freundlichst zugestellten handschriftlichen Notizen entlehnt sind und die Mehrzahl seiner Werke im Original vorliegt.

Andreas Munch ist 1811 geboren und erhielt unter der Leitung seines gelehrten und geistreichen Vaters, welcher 1832 als Bischof von Christianssand starb, die sorgfältigste Erziehung. In

der Absicht, sich juristischen Studien zu widmen, bezog er 1830 die Universität Christiania, und bereits mit dem Jahre 1832 beginnt die schriftstellerische Wirksamkeit des jungen Studenten. Das Drama „Kong Sverres Ungdom“ (König Sverres Jugend) erwarb dem rüstig schaffenden Dichter 1837 einen von der Direction des neuen Theaters zu Christiania ausgesetzten Preis, der ihm erlaubte, seinen sehnlichen Wunsch, eine Reise in's Ausland zu machen, in Ausführung zu bringen. Frankreich und Deutschland wurden besucht, und nach seiner Heimkehr redigirte Munch einige Jahre eine politische Zeitung, von welcher er jedoch bald zurücktrat, nachdem er sich 1845 mit der jungen liebenswürdigen Tochter des Bürgervorstehers Juul in Christiania vermählt hatte, mit welcher er größere Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien unternahm. Es waren glückliche Jahre, die der Dichter auf diesen Streifzügen zubrachte, und die Eindrücke, welche er so in Mittel- und Süd-Europa einsammelte, blieben für die Poesie nicht ohne reiche Früchte; eine Anzahl seiner schönsten lyrischen Erzeugnisse stammt aus jener Zeit oder entstand bald nachher. Nur zu bald sollte dieses Glück auf die schmerzlichste Weise zerstört werden, indem Munchs Gattin nach fünfjähriger Ehe ihm durch den Tod entrissen ward, nachdem sie ihn mit Zwillingen beschenkt hatte, von denen aber das eine Kind schon nach wenigen Wochen der vorangegangenen Mutter folgte. Je größer des Dichters eheliches Glück gewesen war, um so herber traf ihn dieser Schlag des Schicksals und erschütterte seinen innersten Lebensnerv. Als ein Glück für ihn mußte es angesehen werden, daß seinem Schmerze Zerstreuung geboten ward, als man ihm das Amt eines Amanuensis an der Universität Christiania antrug. In dieser Stellung verblieb er bis zum 1. Juli d. J., an welchem Tage ihm unter ehrendster Anerkennung seiner dichterischen Leistungen eine Professur daselbst verliehen ward.

Vorher hatte Munch noch den Schmerz, auch sein zweites Kind durch den Tod zu verlieren und zwar in Nizza, wohin er mit demselben im August 1858 geeilt war, um es wo möglich zu retten. So bot das Leben dem gefühlvollen Dichterherzen der Dornen manche, wenn es gleich nicht durch großartige Ereignisse ausgezeichnet war und namentlich politische Begebenheiten nicht in dasselbe hineinspielten.

Der schriftstellerischen Wirksamkeit Munchs verdankt Norwegens Literatur bereits eine bedeutende Anzahl schätzenswerther Werke, und da der Dichter im besten Mannesalter steht, darf sein Vaterland noch Großes von ihm erwarten. Seine erste Gedichtsammlung, welche er „Ephemerer“ nannte, erschien 1836, und bald nachher trat er hervor mit einem größern poetischen Werke „Sangerinden“ (die Sängerin). Seine nächste Arbeit war das schon erwähnte Drama „Kong Sverres Ungdom.“ In den darauf folgenden Jahren wirkte er als Publicist und Redacteur, wodurch seinem poetischen Schaffen bedeutender Eintrag gethan ward, so daß er erst mit dem Jahre 1842 eine neue Dichtung veröffentlichen konnte; es war das Stück „Donna Clara.“ Nach seiner Vermählung und nach der Heimkehr von den genußreichen Reisen in Frankreich, Italien und Deutschland sammelte er 1848 seine lyrischen Poesien unter dem Titel: „Digte, gamle og nye“ (Gedichte, alte und neue). Dieses Buch verdient in hohem Grade die Aufmerksamkeit, die das Publikum demselben schenkte; es enthält der ächten Perlen viele. Reife der Weltanschauung, Tiefe des Gefühls, Klarheit des Ausdrucks vereinigt sich mit schwungvoller Diction. Das Geheimniß, die dem Inhalt angemessene Form zu finden, eines der Kennzeichen des wahren Dichtergenius, ist ihm offenbar wie nur Wenigen, und hierin, wie überhaupt in der Vielseitigkeit seines Talents, legt er an den Tag, daß keiner der neueren Dichter Norwegens ihm überlegen, ja ihm nur an die Seite gestellt zu werden würdig ist. In diesem Geheimniß der Form liegt vornämlich die Schwäche Henrik Wergelands, eines andern der neueren Dichter Norwegens, von J. Moe nicht zu reden. Wergeland, in andern literarischen Zweigen nicht unbedeutend, ist durchaus unglücklich in der Handhabung der Form und der Oeconomie seiner Poesien und bringt so seine oft tiefpoetischen Gedanken nie zur gehörigen Geltung; selbst der geistreiche Johan Sebastian Welhaven ist in dieser Hinsicht manchmal übel daran und verkünstelt nicht selten seine Schöpfungen durch Wunderlichkeiten des Metrums.

Was den Inhalt der genannten Gedichte von Andreas Munch nun betrifft, so ist derselbe ein sehr reichhaltiger. Bald schildert der Sänger uns sein gewaltiges, hochpoetisches Vaterland mit sichern, markigen Zügen, bald schwelgt er in den Schönheiten der durchpilgerten fremden Länder, und stets hat es Leben, was er uns vorführt, stets wird das Gemälde von magischem Dufte verklärt. Eine kleine Zahl dieser Poesien habe ich in Uebersetzung von Zeit zu Zeit dem Leserkreise des „Bremer Sonntagsblattes“ dargeboten und meinen 1860 erschienenen „Gedichten“ angereiht. Zwei noch nicht mitgetheilte Strophen, die ich übertragen, mögen hier einen Platz finden, da sie für Munch charakteristisch sind.

Resignation.

(„Digte, gamle og nye“, Seite 5.)

Tiefinnerst in dem dichtesten der Haine,
Wo mild die Abendwinde gehn und kühl,
Wo schwere Ranken schlummern um's Gesteine,
Verblieb der Poesie noch ein Asyl.
Im traulichen Alkoven hier alleine
Ruht sie, dem Vogel gleich auf flaum'gem Pfühl;
Denn draußen lärmt die Welt auf wirren Bahnen
Und höhnet, was sie nicht vermag zu ahnen.

Am Markt des Lebens, beim Gepoch der Essen
Gönnt man nicht Raum des Liedes holder Macht;
Im Walde lebt die Poesie vergessen,
Wo einsam ihre Schätze sie bewacht;
Zuweilen nur denkt noch ein Träumer dessen
Am Felshang in der stillen Sommernacht,
Mild weinend, wenn Erinnrung süße Klänge
Ihm hauchet durch des Tempels Säulengänge.

Was aber geeignet sein möchte für Andreas Munch in Deutschland ganz besonderes Interesse zu erwecken, ist die Begeisterung, die er in mehreren seiner Gedichte für literarische Notabilitäten unserer Nation kundgiebt. So wird ein schönes Sonett mitgetheilt „In ein Exemplar von Goethes Hermann und Dorothea“, und wundervoll und tiefergreifend ist das Gedicht „Nicolaus Lenau“; in der prächtigen „Rheinfahrt“ verherrlicht er „Deutschlands Lebensquelle.“

Bereits 1849 erschienen „Billeder fra Nord og Syd“ (Bilder aus Norden und Süden, Christiania 1849 und 1856), eine Reihe von Schilderungen aus der Natur und Geschichte Norwegens und von Italien, in prosaischer Form, und 1850 wurden veröffentlicht „Nye Digte“ (neue Gedichte), eine Nachlese, die besonders werthvoll ist durch den angehängten Romanzen-Cyclus „Kongedatterens Brudefart“ (die Brautfahrt der Königstochter). Die historische Quelle dieser zwölf Romanzen findet sich in Hakon Hakonsohns Saga. In oft meisterhaften Zügen schildern sie die abenteuerliche Reise einer norwegischen Königstochter über's Meer nach der Normandie, durch Frankreich, über die Pyrenäen und nach dem herrlichen Valladolid, und wie der spanische Königssohn unerkannt in der Gesandschaft die ihm bestimmte Braut begleitet.

Ungefähr gleichzeitig mit dieser Sammlung gab Munch sein psychologisches Drama „Salomon de Caus“ heraus, welches in Christiania und Kopenhagen mit Beifall aufgeführt ward. Auch in's Deutsche übersetzt ist es worden und zwar von einer Dame, die einen berühmten Namen trägt, der jedoch besser verschwiegen bleibt. Sie fand für gut, das versificirte Original in Prosa wiederzugeben, und das noch dazu recht ungeschickt, so daß der Dichter im vollen Rechte ist, wenn er sich darüber äußert, man müsse sich am liebsten solche Uebersetzungen verbitten.

Der Verlust seiner tiefbetrauerten Gattin gab dem Geiste des Dichters eine andere Richtung. Seine Seele ergoß sich in schwer-

muthvollen Klagen über sein Schicksal, und 1852 erschien eine Gedichtsammlung „Sorg og Tröst“ (Leid und Trost), in welcher er seinem Schmerze Worte leiht. Wie wahr und ergreifend, zu Gemüth und Herz redend dies geschieht, mag daraus erhellen, daß das Werkchen bis jetzt schon fünf Auflagen erlebte. Soeben geht uns eine deutsche Uebersetzung desselben zu, welche kürzlich in Berlin (Haude- und Spenersche Buchhandlung) erschienen ist. Der Nachdichter hat sich nicht genannt. Man muß dem Ausspruche beipflichten, der in dem von der Verlagshandlung vorangeschickten Vorwort enthalten ist: „Das Leid, welches Munch in so einfach ergreifenden Worten uns schildert, es ist kein Phantasiebild eines Dichters, in dem er sich wohlgefällig bespiegelt. Der Klageton, der sich dem leidenden Herzen entrungen, muß zum Herzen sprechen. Daher haben diese Gedichte auch in Tausenden von Herzen Wiederhall gefunden, haben sie in der weitesten Ferne sich Verehrer und Freunde erworben. Munch führt uns in der Abtheilung „Klage und Kampf“ seinen schwer durchrungenen Herzenskampf meist in Sonettenform vor. In der zweiten Abtheilung ruft er die Reminiscenzen glücklicher Tage, namentlich der italienischen Reise, zurück, in der dritten „Hoffnung“ kräftigt ihn die alte Trösterin Natur, die nur den germanischen Völkerstämmen ihre innigsten Geheimnisse offenbart. Aber Munch findet auch einen andern, einen höhern Trost in der Religion. Er ist fromm, wahrhaft fromm. Nirgends ist die Religiösität unsers Dichters mit eitlem Schautragen gepaart; sie ist bei ihm der Reflex eines starken und edlen Charakters. Ihm ist die Religion die letzte entscheidende Waffe, durch die er Herr seiner Trübsal wird.“ Die Uebersetzung ist eine recht gute, doch soll damit nicht gesagt sein, daß nicht Dies und Jenes daran auszusetzen wäre. Die Ansprüche, die man bei uns seit Gries, Rückert, Freiligrath und Bodenstedt (um Einige zu nennen) an Uebertragungen stellt, sind sehr groß; aber, wie gesagt, ungeschickt ist die Verdeutschung des genannten Büchleins nicht und wird ohne Zweifel dem liebenswürdigen Dichter Norwegens manches Herz in unserm Deutschland gewinnen. Die Ausstattung ist dabei eine sehr geschmackvolle und als besondere Zierde hat die Verlagshandlung dem Titelblatte das Portrait Munchs vorangestellt.

Im Jahre 1856 erschienen „Digte og Fortällinger“, nachdem kurz vorher das kleine vaterländisch-historische Schauspiel „En Aften paa Giske“ (ein Abend auf Giske) veröffentlicht worden war.

Endlich trat Munch 1857 hervor mit einem Trauerspiel „Lord William Russel“ und errang großen Erfolg damit, als es schon im Winter desselben Jahres in Christiania über die Bühne ging. Der bei der Aufführung anwesende König sprach dem Dichter seinen lebhaften Beifall über das schöne Werk aus, welches auch durch scharfe Charakterzeichnung, schöne Diction und verständige Oeconomie als eine höchst bedeutende Arbeit erscheint. Eine recht gute deutsche Uebersetzung dieser Tragödie lieferte ein Herr J. Heyliger Burt.

Namentlich die dramatischen Werke Munchs verdienten eine mehr eingehende Besprechung, als sie im Vorstehenden geliefert ist, doch muß vorerst darauf verzichtet werden; vielleicht daß sich später eine Gelegenheit dafür findet. Freuen wird es Jeden, der da weiß, wie namentlich auf dem Felde der Literatur oft Dornen statt erhoffter und verdienter Lorbeeren wachsen, daß Andreas Munch für seine Schöpfungen Anerkennung gefunden hat. Als König Oscar gestorben war, feierte unser Dichter sein Andenken in einer herrlichen Elegie, und der Sohn des Verblichenen verlieh ihm in Folge dessen den Nordstern-Orden. Schon früher war Munch mit dem Olaf-Orden geschmückt worden. Wie sehr ihn aber auch diese Auszeichnung seines Königs erfreuen muß, mehr noch wird sicher ihn das Bewußtsein erheben, von seinem Vaterlande mit Liebe und Hochachtung genannt zu werden und einen Wirkungskreis gefunden zu haben, der ihm gestattet seiner Neigung zur Poesie sich hinzugeben. Möge er sein Volk noch mit mancher Gabe seines schöpferischen Geistes erfreuen und die Elite der Jugend, welche er um sich versammelt, zur Nacheiferung anspornen, daß immer mächtiger, Geist und Gemüth anregend, das Lied norwegischer Sänger ertöne, denn unser Uhland hat Recht und behält Recht, wenn er singt:

> Das ist Freude, das ist Leben,
> Wenn's von allen Zweigen schallt.

---

* Bilder aus Appenzell.

Von L. Anger.

II.

Nun ging's von Appenzell nach Weisbad, um den herrlichen Tag mit wolkenlosem Horizont zu einer Tour auf's Wildkirchli, einen auf der Ebenalp an steiler Felswand wild und romantisch gelegenen Wallfahrtsort, zu benutzen.

In Weisbad angekommen war unsere aus neun Personen bunt zusammen gewürfelte Gesellschaft sofort verschiedener Meinung. — Wasserfälle und klare Alp-Seen, in grotesker Felsenumgebung, schauerlich und lieblich zugleich — vor allem aber leicht und bequem zu erreichen, schwebten dem Herrn U., preußischem Rath aus P., wie Nebelbilder vor der Seele. Herr B. aus C., welcher stets seine ausnehmende Steigekraft gerühmt und, so lange das Regenwetter anhielt und der Säntis bis tief herunter mit Schnee bedeckt war, zum allgemeinen Entsetzen der Badegesellschaft immer mit einer Besteigung desselben gedroht hatte, wurde nun am Fuße des 7000 Fuß hohen Säntis plötzlich von seiner Sehnsucht geheilt und erklärte auf die Tour zu verzichten, indem er vorzog, in der unmittelbaren Nähe von Weisbad sich umzusehen. Endlich ward ein fester Entschluß gefaßt und Pferde für die Damen aufs „Wildkirchli“ bestellt.

Sehnsüchtig harrend stand die Gesellschaft unter den schattigen Bäumen vor dem Logirhause, Herr U. sorgfältig mit seinen unvermeidlichen strohgelben Handüberzügen angethan, in dünnen Glanzstiefeln, dabei den Alpstock in der Hand. — Endlich erschien — ein müdes Pferd und die Erklärung des Wirthes: man müsse sich in den Besitz des Thieres theilen, indem kein zweites mehr disponibel sei! Allgemeine Heiterkeit folgte diesem trockenen Rathe. Herr U. kam augenblicklich auf seine utopischen Seegedanken zurück, er wollte genauere Erkundigungen einziehen, welche bei der energischen Umständlichkeit dieses Herrn sicher bis zum Abend gedauert hätten. Er drang indessen nicht damit durch: man machte sich auf den Weg, vertrauend auf die Ausdauer unseres einzigen Rosses. Die heitere Stimmung wurde noch erhöht, als der Arzt aus Gais einen tragikomischen Vorfall, welchen er im vorigen Jahre auf einer Wildkirchli-Excursion erlebt hatte, zum Besten gab. Eine junge Gräfin aus Kopenhagen folgt, in Betrachtung der großartigen Natur ganz versunken, ohne auf den Weg zu achten, langsam dem mit dem Führer und einigen Damen vorangehenden Arzte. Plötzlich läßt ein dumpfer Schrei die Gesellschaft zurückblicken, die Gräfin ist verschwunden; — tödtliche Angst ergreift den Arzt, er eilt mit dem Führer zurück und findet die Arme in einer beklagenswerthen Lage, durch einen Fehltritt von einer Felswand gestürzt — in einen jähen Abgrund? — nein, in eine von den Sennen am Wege eingerichtete und verdeckte Düngergrube. — Glücklicherweise ist die nächste Sennhütte nahe, dort muß sie, von den Begleitenden ängstlich gemieden, der Sennerin Kleider anlegen und in diesem Aufzuge den Rückweg antreten.

Unter dieser und andern heitern Erzählungen wurde die wenn auch scharfe, doch nicht gerade beschwerliche Steigung von mehr denn 4000 Fuß in zwei Stunden leidlich rasch zurückgelegt. Den alten Bruder Jakob, welcher am Wildkirchli noch vor einigen Jahren mit freundlich einfachem Gruße den Fremden Wein oder Milch reichte, fanden wir nicht mehr. Ihn hatte sein Schicksal ereilt; bei starkem Schneefall Holz holend verfehlte er den Weg und stürzte die steile Felswand hinunter; erst nach acht Tagen wurde der Leichnam entdeckt. —

Nach der nöthigen Abkühlung ging's mit Pechfackeln 300 Fuß höher durch die Felsgrotte auf das herrlich grüne Plateau der Ebenalp mit der prächtigen Alpenflora. Der Horizont hatte sich leider wieder umwölkt, so daß der Ausblick beschränkt war; nur in kurzen Augenblicken, wenn der Wolkenschleier zerriß, sah man den Spiegel des Bodensees deutlich vor sich liegen. Der Säntis dagegen leuchtete mit seiner in der letzten Nacht frisch aufgelegten Schneedecke in majestätischer Pracht, fast das Auge blendend, und bot bald von Wolken ganz verdeckt, bald mit der weißen Spitze über die Wolken hervorragend, dann auf Augenblicke ganz frei dastehend, immer neue Bilder, an deren Pracht das Auge sich nicht satt sehen konnte. Herr U. meinte freilich: „Hier sei Alles recht schön, aber die Seen seien gewiß noch schöner", wobei er melancholisch seine vom Alpstocke ganz zerfetzten „Strohgelben" betrachtete. Schon einige Mal hatte der Führer bedenklich die Wolkenbildung betrachtet, jetzt tönte sein Mahnruf: „wenn die Herrschaften noch trocken nach Weisbad wollen, müssen sie eilen, es giebt heute Abend noch Regen", wie Donnerwort an das Ohr, und schleunig griff Jeder nach Hut und Alpstock, um dem Regen-Schicksal noch zu entlaufen.

Zwei Drittel des Weges waren glücklich zurückgelegt, Donner und Blitz begleiteten uns, aber der Regen entlud sich erst, als wir schon in Weisbad einzogen und die Bäume Schutz gewährten. Die Wagen nach Gais standen bereit, und wenn auch müde doch heiter nahmen wir den Herrn B., welcher von den steilen Bergwegen, die er aufgefunden, lange Geschichten erzählte, wieder in unsere Gesellschaft auf und begaben uns auf den Rückweg. Das Gewitter ließ nach, und ein milder heitrer Abend beschloß den schönen Ausflug. — In Gais läutete gerade die Abend-Eßglocke, und ohne Besinnen wurde der Platz eingenommen und der einfachen Gerstensuppe, welche den Eingang zum Speisezettel bildete, tapfer zugesprochen.

Eine eigenthümlich aufgeregte Stimmung herrschte an der Abendtafel, und wie ein Lauffeuer ging alsbald die Nachricht: „Kossuth ist angekommen", durch den ganzen Saal. Kaum war das ausgesprochen, so erschien auch schon der ungarische Agitator in Begleitung seiner Frau und Tochter, seiner beiden Söhne und eines sardinischen Obersten, welcher zu seiner Begrüßung nach Gais gekommen war; derselbe hatte im ungarischen Heere zur Zeit der Erhebung gedient.

Kossuth ist eine tief ernste Gestalt, er sieht aus wie eine Eiche, welche der Sturm arg zerzaust, deren Kraft er aber nicht hat brechen können, und die wieder neu grünen und treiben wird, sobald ihr Frühling kommt. Schwarzes mit Grau stark gemischtes Haar rahmt eine hohe edle Stirn ein, der Gesichtsausdruck ist mild, nur um den Mund liegt ein strenger Zug. Das graue Auge blickt gewöhnlich still traurig wie weit hinaus über die Gegenwart, oft auch tief matt; nur manchmal wenn Kossuth in Beobachtung oder Gedanken vertieft da sitzt, leuchtet es plötzlich wie ein Blitzstrahl in dem Auge auf, und der ganze Gesichtsausdruck wird kraftvoll; dann sieht man den „Gouverneur von Ungarn" den Kossuth von 1849, vor sich.

Frau Kossuth's Erscheinung ist auf den ersten Blick eine durchaus gewöhnliche; die etwas gebückte Haltung, sowie die scharfen Linien des Gesichts lassen uns die Stürme fühlen, welche über diesem Haupte dahin tobten. Was sie damals bei Kossuth's Ankunft in London auf eine von exaltirten Damen an sie gerichtete Adresse über die Emancipation der Frauen antwortete, zeigt uns die Gattin Kossuth's in ihrer eigensten Gestalt. — Sie stellt sich darin einfach als „die Frau ihres Mannes" hin, welche nichts anders sein wollte und nie über die Emancipation nachgedacht habe, weil sie sich in der Unterordnung unter ihren Gatten am wohlsten fühle. Man sieht ihr augenblicklich die Gattin und liebevolle Mutter an. Wenn man öfter mit ihr verkehrt, tritt im Auge das ganze Gemüth hervor, und sie ist dann wirklich schön. Die Söhne Kossuths müssen erst noch „etwas werden" —; dazu sollte der sardinische Oberst sie mit nach Turin nehmen. Die Tochter, ein Mädchen von 18 Jahren, sieht sehr bleich aus, sie hat den Gesichtsausdruck ihres Vaters, und auch aus den Augen blickt der Geist desselben, sie erschien an diesem ersten Abend sehr krank.

Im höchsten Grade anspruchslos und bescheiden ist Kossuth's ganzes Auftreten, man fühlt ihm das Bedürfniß des Ausruhens an, und gern hält sich Jeder fern, um ihn nicht zu belästigen. Das Verhältniß in der Familie erscheint als ein sehr inniges; gleich bemerkt der Beobachter, daß die Liebe diesen kleinen Kreis erquickend durchdringt. Und bei dem achttägigen Verweilen Kossuth's bestätigte sich diese erste Wahrnehmung rein und voll.

Nach dem Abendessen eilte Jeder ins Lesezimmer, in der Voraussetzung Kossuth dort zu finden. Er saß auch eifrig lesend da und ihm gegenüber beim Glase Bier, ihn neugierig betrachtend, eine Anzahl Gaiser Bürger, welche die Kunde seiner Ankunft hierher gelockt hatte. Kossuth war aber wenig zur Befriedigung ihrer Neugierde aufgelegt; nachdem er die neuesten Zeitungen durchgesehen, zog er sich mit kurzem Gruße zurück.

Ein klarer Sonntagmorgen folgt diesem Tage, die Ruhe als schönste Sonntagsweihe liegt wie auf der Natur, so auch auf den Wohnungen der Menschen; alle Arbeit feiert und nur das Nothwendigste wird geschafft. Im einfach saubern Festkleide harrt die Bevölkerung des Glockentons, welcher sie um 9 Uhr Morgens zum Gottesdienste ruft.

Heute ist eine Beerdigung; jeder Kirchgänger schließt sich dem Zuge an, der sich langsam nach der Kirche bewegt. Männer in weiten schwarzen Mänteln und in Trauer gekleidete Frauen und Mädchen folgen einem Kindersarge, welchen ein Mann auf der Schulter trägt. Vor der offenen Kirchthüre hält der lange Zug, — der Sargträger tritt zur Seite, — die ganze Begleitung geht in die Kirche, und der Mann mit der kleinen Leiche bleibt allein zurück! Er öffnet eine Seitenthüre und verschwindet hinter derselben.

Wir treten in den Kirchhof ein: ein leerer, nur mit dünner Rasendecke belegter Platz liegt vor uns. Ein Grab ist geöffnet, an welchem der Mann mit dem Sarge und ein Todtengräber, den Spaten in der Hand, stehet. Der Mann stellt den Sarg nieder und greift in die Tasche, — er bezahlt die Gebühren für die Beerdigung, und entfernt sich. Der Todtengräber läßt den Sarg in die Grube nieder, und polternd rollen die umherliegenden Gebeine der früheren Bewohner dieses Platzes auf den kleinen Sarg. Kein Blümchen aus liebender Hand versöhnt uns mit dieser scheinbar liebeleeren Handlung. Rasch treten wir heran, einige Wiesenblumen auf den Sarg werfend. Das Grab wird geschlossen, der Rasen wieder darüber gedeckt. — Der Todte gehört zu den Todten — und keiner der Lebenden weiß die Ruhestätte seiner Lieben, kein Kreuz, kein einfacher Stein nennt uns hier einen Namen, keine Blume läßt uns die Versöhnung mit dem Tode empfinden und die Unsterblichkeit in den Herzen der Nachgebliebenen erkennen; alles ist öde und leer. — Niemand kann in Gais ein eigenes Grab besitzen, alle zehn Jahre werden die Gräber neu benutzt, und da keiner den Ruheplatz der Seinigen kennt, bleibt Jedem wenigstens der Schmerz erspart, nach so kurzer Zeit das Grab aufgewühlt zu sehen.

So einsam wie der Ausgang ist auch der Eingang in das Leben, der Säugling wird ohne weitere als die nothwendigste Begleitung in die Kirche getragen; der Pfarrer tauft das Kind, und der Akt ist beendet. Eines Tages begegnete uns ein solcher Taufzug, im Begriffe von der Kirche nach Hause zu gehen, einem weit oben gelegenen Bauernhofe. Dieser Zug bestand aus zwei Personen, dem Vater und einer Wartfrau, welche sich gegenseitig, der Mann gemüthlich seine Pfeife dabei rauchend, im Tragen des Kindes ablösten. — Einen noch eigenthümlicheren Eindruck machen die Trauungen, welche in ganz gleicher Form „beschafft" werden. Bräutigam und Braut melden dem Pfarrer ihren Willen, an dem Tage, zu der und der Stunde, sich in der Kirche zur Copulation einzu-

finden. Die Braut im schwarzen Kleide, mit der Brautkrone auf dem Haupte, der Bräutigam mit einem großen, von weißem Bande gehaltenen Blumensträuße vor der Brust, begeben sich — ganz allein — in die Kirche, werden dort getraut, vergnügen sich den Tag über in der Umgegend und gehen Abends in ihre neue Wohnung.

Wie bei dem Volke, so ist's auch in den höheren Ständen. Taufe und Trauung werden ohne die Anwesenheit der Angehörigen vollzogen, nur daß in diesem Falle sich die Familie oft nach der Trauung mit dem jungen Paare wieder zu einem gemeinschaftlichen Ausfluge vereinigt.

Diese ungemein nackten, jeder Poesie entbehrenden Gebräuche leiten ihren Ursprung her von den Uebertreibungen, welche die katholische Kirche bei derartigen Ceremonien auferlegte. — Um den unnöthigen Aufwand mit Allem, was daran hing, abzuschaffen, nahm der Protestantismus das Minimum und untersagte jegliches Gepränge. — So ist's im Kanton Appenzell Außer-Rhoden bis auf den heutigen Tag geblieben, und oft begegnet man auf einsamen Spaziergängen solchen herumirrenden Ehepaaren, wobei der Mann, mit dem großen verwelkten Blumensträuße vor der Brust, ein gar komisches Bild giebt.

Die Mittagsglocke ruft, — da hört jegliche Betrachtung auf. — In der Mitte der Tafel prangt ein ungeheurer Kalbskopf, die prächtigsten Alpenrosen im unförmlichen Maul und mit Kränzen geschmückt. Nachdem der unbegreifliche Anblick überwunden, machte allgemeine Heiterkeit dem Entsetzen um so mehr Platz, als im Laufe der Tafel das ganze Kalb vom Kopf bis zu den Füßen in den möglichsten Variationen vor uns erschien. Man hatte wirklich gute Gelegenheit die Vielseitigkeit dieses gewöhnlich unterschätzten Thieres zu bewundern. Unser trefflicher Dr. Heim, welcher mit väterlicher Sorge über die sich ihm anvertrauenden Patienten wacht, verbietet nämlich schwere Fleischspeisen, und da an Geflügel, welches hier seltsamer Weise aus Nord-Italien eingeführt wird, Mangel ist, muß das Kalb täglich sein Bestes thun. — Kossuth mit Familie nahm als Letztangekommener den untersten Platz, sie sprachen nur Magyarisch. Der sardinische Oberst war sehr heiter. Sein Deutsch war gut Oesterreichisch, er versprach auch nach aufgehobener Tafel einigen Damen Kossuth's Siegel, ließ aber geschickt einfließen, daß dieser selbst ein großer Feind zudringlicher Neugierde sei.

---

* Zur naturwissenschaftlichen Literatur.

Die gesammten Naturwissenschaften, für das Verständniß weiterer Kreise und auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet von **Dippel, Gottlieb, Kobbe** rc. Band 3. Essen, G. D. Bädeker.

Wenn im Nachstehenden der Versuch gemacht werden soll, den dritten Band der „gesammten Naturwissenschaften“ in ähnlicher Weise einer Besprechung zu unterziehen, wie solche schon vor längerer Zeit dem ersten und zweiten Bande des genannten Werkes in diesen Blättern gewidmet wurde, so leitet uns hierbei nicht bloß der Wunsch, unsere Beurtheilung zu vervollständigen und zum Abschluß zu bringen, sondern mehr noch die Ueberzeugung, daß gerade dieser letzte Band seines reichen und, zum größten Theile, durchaus gediegenen Inhaltes wegen es vorzugsweise verdient, nicht mit Stillschweigen übergangen zu werden. Wir halten uns hierzu um so mehr verbunden, als wir uns nicht verhehlen, daß das Inhaltsverzeichniß, welches nur Mineralogie, Geognosie und Geologie, Bergbau und Hüttenkunde, Astronomie und eine Abhandlung über das Meer aufzuweisen hat, eine weniger günstige Meinung beim größeren Laienpublikum erwecken dürfte, als der Index der ersten beiden Bände.

Die Mineralogie, welche den Gegenstand der ersten Abhandlung des vorliegenden Bandes bildet, hat das Schicksal gehabt, lange um das Recht der Selbständigkeit in der Reihe der Wissenschaften kämpfen zu müssen. Die Chemie war es, die, gehoben durch überraschende Erfolge, sich ihres Gebietes bemeisterte und auf dem Wege schien, sie in den Rang einer ihr untergeordneten Disciplin zu verweisen. Der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes gehört zu den Streitern für das Souveränetätsrecht der Mineralogie. Obschon wir ihm in der Sache selbst beipflichten, will es uns doch scheinen, als ob er im Eifer seiner Polemik zu weit ginge. Nicht ohne Uebertreibung ist es z. B., wenn er (p. 29) seiner Indignation in den Worten Luft macht: „Die Scheidekunst unserer Tage ist eine Macht geworden, die allen Zweigen der Naturwissenschaft so sicher wie der Tod dem Leben nachschleicht.“ Und doch war es diese zersetzende Chemie, deren Hülfe man bedurfte, um in der räthselhaften Frage des Dimorphismus zu einer befriedigenden Lösung zu gelangen (p. 34). Für alle Popularitätsbestrebungen der Mineralogie ist es ein unverkennbares Hemmniß, daß sie genöthigt ist, gerade den dornigsten Theil ihres Gebietes, die Krystallographie, zur Eingangspforte der Erkenntniß zu machen. Ohne Verständniß der Krystallsysteme lahmt nothwendig auch das Erkennen der einzelnen Mineralien, mindestens geht ihm ein wesentlicher Theil der wissenschaftlichen Weihe ab. Es setzt aber ein nicht gewöhnliches Vorstellungsvermögen, wir möchten sagen: eine natürliche mathematische Begabung voraus, um mit Leichtigkeit jene ungemein mannichfaltigen Krystallformen combiniren und analysiren zu können, in welche das einfache Grundgesetz sich einhüllt. Nirgends ist die Natur geistreicher in launigen Variationen gewesen, als gerade hier, wo sie sich freiwillig an eine mathematische Regel gebunden zu haben scheint!

Als eine der reichsten und anziehendsten Partieen des vorliegenden Bandes glauben wir die Geologie und Geognosie von Nöggerath bezeichnen zu dürfen. Hauptsächlich gilt dies vom allgemeinen Theile der Abhandlung, während der specielle Theil — wir verstehen hierunter die gedrängte Uebersicht und Charakteristik der einzelnen Gebirgsarten — doch gar zu sehr mit unerquicklichen Aufzählungen von Gesteinssorten und Leitmuscheln überlastet ist. Wen nicht noch andere Hülfsmittel, wie Sammlungen, Zeichnungen rc. unterstützen, der wird mit solchen Namenverzeichnissen wenig anfangen können. Der Hauptvorzug der Abhandlung liegt, wie bemerkt, in deren allgemeineren Partieen und beruht ebensowohl in der edel gehaltenen, überall klaren und oft zu poetischer Eleganz sich erhebenden Darstellung, als namentlich auch in der anschaulichen Methode. Der Verfasser beginnt, ganz populär, mit den Aeußerungen der vulkanischen Thätigkeit, wie sie noch heute in Erdbeben und Eruptionen sich kundgeben, um die Gesetze nachzuweisen, nach denen der gewaltige Faktor des Vulkanismus sich bei der Bildung unserer Erdoberfläche betheiligt hat. In gleicher Weise verfährt er beim Neptunismus, indem er von den Quellen und Mineralwässern, von den Deltabildungen in den Mündungen der Ströme, von den festen Niederschlägen aus dem Wasser, von den Gletschern und dem Entstehen des Torfmoors und der Dammerde seinen Ausgang nimmt.

So wird in der bekannten und naheliegenden Erscheinung das Gesetz veranschaulicht und der Leser leichten Fußes zu jenem Standpunkte hinübergeleitet, von welchem aus er die Kruste unseres Planeten eben nur als das kolossale Product der Wirkung desselben Gesetzes aufzufassen vermag. Es ist sonach in der That ein wissenschaftlicher Standpunkt, den er auf mühelosem Wege erreicht hat.

Als eine besonders interessante Partie heben wir das sechste Kapitel, vom innern Gebirgsbau handelnd, hervor. Man findet hier die so charakteristischen Strukturen einzelner Gebirgsformationen, wie die basaltische, die säulenförmige, die quader- und plattenförmige, die schieferige, geschichtete rc. durch wohlgelungene Abbildungen veranschaulicht, welche meistens Gegenden darstellen, bei denen das Gebirge durch Steinbrüche aufgedeckt ist. Im siebenten Kapitel führ, uns sodann der Verfasser durch die Gallerie der Gebirgsformationen in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge, vom Grundschiefer an, dem

Produkte einer noch thier- und pflanzenlosen Epoche, bis hinauf zur Dammerde, deren Bildung sich unter unsern Augen vollzieht. Den Schluß des Ganzen bildet würdig die erhabenste Erörterung, zu der die Geologie sich emporzuschwingen vermag, die Erörterung von der uranfänglichen Entstehung des Erdkörpers.

Wir wenden uns zur dritten Abhandlung des vorliegenden Bandes: „Bergbau- und Hüttenkunde, von Lottner." Dieselbe besitzt einen Vorzug ganz besonderer Art, und wir wollen dem Gehalte der Arbeit nicht zu nahe treten, wenn wir hinzufügen, daß dieser Vorzug mehr außerhalb derselben zu suchen ist. Während nämlich über die bisher erwähnten naturhistorischen Materien unsere Literatur bereits eine größere Anzahl populärer Schriften besitzt, so ist gerade das Bergwesen, abgesehen von umfangreichen Werken und Brochüren rein fachwissenschaftlicher Tendenz, noch wenig zum Gegenstande von Bearbeitungen gemacht worden, welche auf ein größeres Publikum berechnet waren, namentlich aber ist uns kein Werk bekannt, welches den Bergbau und Hüttenbetrieb in seiner Totalität in so zweckmäßiger, d. h. zwar erschöpfender, aber doch nicht allzu tief in das spezifisch Technische eindringender Weise besprochen hätte, als dies in der Lottnerschen Abhandlung geschieht.

Die Abhandlung beginnt mit einem allgemeinen Ueberblick über das Vorkommen nutzbarer Fossilien, verbreitet sich sodann über das Aufsuchen der Lagerstätten (Bohrarbeit), behandelt ferner den Grubenbau, die Methoden des Abbaus, die Förderung, Fahrung, Wasserhaltung, Wetterführung und Markscheidekunst. Den Uebergang zur eigentlichen Hüttenkunde bildet der Abschnitt von den Aufbereitungsarbeiten. Der Text enthält viele recht correcte Abbildungen, das Innere der Gruben, die Grubenbauten, die Werkzeuge und Maschinen darstellend. Mit Hülfe der Zeichnung ist es dem Verfasser gelungen, auch ziemlich complicirte Maschinen, wie z. B. den Fall-Apparat (p. 340) verständlich zu machen; nur bei den hydraulischen Maschinen (p. 375) ist die Erläuterung unzureichend und dürftig ausgefallen.

Was dem Laien am Bergwesen gewöhnlich zumeist ins Auge springt, ist bekanntlich die wunderliche Bergmannssprache. Auch hierüber findet er in der Abhandlung reiche Belehrung. Technische Ausdrücke hat wohl jedes selbständige Gewerbe. Während aber in der Regel nur das Bedürfniß dieselben entstehen läßt, scheint die Abgeschlossenheit der bergmännischen Thätigkeit von dem Treiben der Oberwelt seit uralten Zeiten im Bergmann eine förmliche Liebhaberei genährt zu haben, sich selbst in der Sprache vom Gebrauch der Oberwelt abzuschließen. Man vermeidet es geflissentlich, den Ausdruck für eine Sache zu gebrauchen, dessen sich der Laie bedienen würde. So dürfen die Hauwerkzeuge nicht „Werkzeuge", sondern nur „Gezähe" heißen, so darf der Schacht nicht eine „Tiefe" von so und so viel Lachter, er muß eine „Teufe" besitzen, die Luft selbst, das Allen gemeinsame Gut, büßt in der Grube ihren unschuldigen Namen ein und wird zu „Wettern" 2c. Es weht uns aus diesem Eigensinne der Ausdrucksweise etwas an, wie ein straffer, bewußter Corpsgeist, der inmitten einer nivellirenden Zeitrichtung nicht verfehlt, in gewisser Art unsere Theilnahme zu gewinnen.

Ein ebenfalls, wenn auch in anderer Weise, dankbarer Stoff liegt der folgenden Abhandlung zu Grunde. Herr Heinrich Romberg entwirft uns mit zum größten Theile sehr glücklichem Pinsel ein Gesammtgemälde des Meeres. Seine lebendige Darstellung gewährt die Ueberzeugung, daß er den Wogengürtel der Erde nicht bloß vom Hörensagen kennt, daß er aus persönlichem Umgange mit den Gewalten der Natur vertraut geworden ist, welche den Ocean beherrschen; wir fühlen nicht minder, daß er, fern von jener Indolenz, welche man als Charaktertypus des Seemannes aufzufassen sich gewöhnt hat, jener erhabenen Natur ein frisches und empfängliches Gemüth entgegengebracht haben müsse. Seine Rede, für gewöhnlich der gewissenhaften Beschreibung und Erklärung der Phänomene folgend, erhebt sich zu poetischem Schwunge, wo er von den Wundern des Meeres redet, wo er erhabene Eindrücke aus einer reichen Erinnerung reproduzirt. Da treten die überwältigenden Erscheinungen der fernen Palmenzone (p. 445) lebendig vor die Phantasie des Lesers, da glaubt er sich in die dunkle Nacht der Tropen auf das Schiffsdeck versetzt, um das prachtvolle Flammen und Leuchten der Kielwelle zu bewundern, welche „die Spur des einsamen Seglers auf der schwarzen Wasserwüste „bezeichnet" (p. 508), da erstaunt er über den Reichthum organischen Lebens, den selbst das öde Meer in seinem Schooße birgt. (p. 510.)

Abgesehen hiervon zeichnet sich der Aufsatz durch eine Fülle von Beobachtungen aus. Die Niveau-Verhältnisse des Meeres (ein erst neuerdings beim Kanalprojekt von Suez so lebhaft besprochener Gegenstand!), die Eigenschaften des Seewassers, der Einfluß des Meeres auf die klimatischen Verhältnisse der Erde, die Theorie der regelmäßigen Winde, ferner die Meeresströmungen und die Eisbildungen in den Polargegenden, der Seegang und die Gezeiten (Ebbe und Fluth), die Tiefmessungen und der Meeresgrund, das organische Leben der See und endlich die Seefahrt — alle diese Dinge werden sehr eingehend besprochen, und überall werden die Erscheinungen klar und anschaulich auf die wirkende Ursache, auf das waltende Naturgesetz zurückgeführt.

Nur nach dem Ende zu scheint der Eifer des Verfassers einigermaßen ermüdet zu sein. So hätten wir namentlich gewünscht, daß er den nautischen Instrumenten, wie der Logge und dem Compaß, (p. 531) und deren Anwendung eine eingehendere Erklärung gewidmet hätte, anstatt sich bei diesen allgemeinen, wenig bekannten Dingen mit dürftigen Notizen zu begnügen. Auch würden hier erläuternde Zeichnungen am Platze gewesen sein. Man könnte die Frage aufwerfen, ob in ein Werk, welches „die gesammten Naturwissenschaften" behandeln will, ein Aufsatz aufzunehmen gewesen wäre, welcher nicht eigentlich ein selbständiges naturwissenschaftliches Gebiet begreift und sich vielleicht besser zu einer Monographie geeignet hätte. Es ist klar, daß die Erscheinungen, welche das Meer darbietet, sehr verschiedenen Gebieten der Wissenschaft angehören, es ist klar, z. B., wie der Verfasser selbst bemerkt, daß die mächtige, nahezu drei Viertheile unserer Erde bedeckende flüssige Masse durchaus denselben physikalischen Gesetzen unterworfen ist, denen der kleinste Tropfen in unsern Gläsern folgt. Gleichwohl gestalten sich die Erscheinungen in dem Reiche des Wassers in so eigenthümlicher Weise, daß der Ocean schon deßhalb auf eine gesonderte Betrachtung Anspruch machen dürfte. Man erwäge ferner den weitgreifenden Einfluß, den der Ocean als Masse auf die gesammten klimatischen Verhältnisse der Erde, ja selbst auf die geologischen Veränderungen der Erdoberfläche ausübt, man stelle endlich die kulturgeschichtliche Bedeutung des Meeres und das allgemeine Interesse in Rechnung, welches sich demselben eben deßhalb gerade neuerdings zuwendet, und gewiß wird man es billigen, daß dem Meere in einem populären Werke ein besonderer Abschnitt zu Theil geworden ist, namentlich, wenn man die Aufgabe in so geschickter und befriedigender Weise gelöst findet.

Den würdigen Schlußstein des ganzen Werkes bildet die Astronomie. Ein Mann, dessen Name wohl unbestritten unter den ersten der Wissenschaft glänzt, ist von der exclusiven Höhe seines Gelehrtenstandpunktes herabgestiegen, um dem Verständniß des gebildeten Laien die Resultate der kühnsten Forschungen näher zu führen, zu denen je die Prometheusnatur des Menschengeistes emporgestrebt hat. Der Name Mädler dürfte nicht nur der Arbeit, die von seiner Feder stammt, sondern auch dem ganzen Werke, bei dem er sich betheiligte, eine bessere Empfehlung sein, als die günstigste Kritik sie zu geben vermöchte. Ohnehin glaubt Referent von einer solchen absehen zu müssen, da ihm, mit wie großem Interesse er auch der Darstellung gefolgt ist, doch diejenige Sachkenntniß nicht zu Gebote steht, ohne welche eine Beurtheilung des Dargebotenen gleichzeitig eine Selbstüberhebung des Beurtheilers involviren würde. Er überläßt es daher dem Leser, aus der reichlich fließenden Quelle der Belehrung zu schöpfen und beschränkt sich darauf, nur noch der Einleitung zu er-

wähnen, in welcher Mädler den Standpunkt erläutert, den er seiner Wissenschaft, den Bedürfnissen und Anforderungen des menschlichen Lebens gegenüber, vindiziren zu müssen glaubt. Fern von Ueberhebung und Selbstvergötterung, aber ebenso fern auch von dem niedern Fluge einer allzu materiellen Betrachtungsweise ist dieser würdige und klare Standpunkt gleichzeitig derjenige, auf welchen sich die Naturwissenschaft überhaupt zu stellen haben wird, um von dem Schilde ihres wahren und dauernden Werthes alle jene Geschosse abprallen zu lassen, welche Rohheit und Intoleranz nicht bloß zu den Zeiten eines Galilei gegen sie geschleudert haben.

Kunst und Literatur.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Balladen. Von Theodor Fontane. — Die Loreley. Von Emanuel Geibel. — Rudolf von der Pfalz. Eine Trilogie. II. Mutter und Sohn. Von G. Flammenberg. — Der letzte deutsche Kaiser und seine Zeitgenossen. Historischer Roman. Von F. Carion. — Literaturbilder. Darstellungen deutscher Literatur aus den Werken der vorzüglichsten Literarhistoriker. 2 Thle. Von J. W. Schaefer. — Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch. Von J. Burckhardt. — Goethe und Karl August während der ersten 15 Jahre ihrer Verbindung. Studien zu Goethe's Leben. Von Heinrich Düntzer.

* Die Winterbühne des mit einer ungeheuren Schuldenlast kämpfenden Victoriatheaters in Berlin ist am 18. October eröffnet worden; dieselbe ist mit außerordentlicher Pracht ausgestattet. Die italiänische Oper hat an jenem Tage ihre Vorstellungen glänzend begonnen. Großes Glück macht ein Lustspiel „Die Krebsmühle" von Hersch; es behandelt den bekannten Prozeß des Müllers Arnold mit Friedrich dem Großen.

* Bremen, 26. October. Die Oper „Dinorah" von Meyerbeer ist nach sorgfältigen Vorbereitungen am 20. October bei uns zur Aufführung gelangt und am 22. wiederholt worden. Der Erfolg entsprach nicht ganz den Erwartungen; eine eigentliche Anziehungskraft übte das Werk nicht, und der Beifall galt zum großen Theil besonders den Ausführenden. Unter diesen zeichneten sich Fräulein Eicke in der Titelrolle und Herr Zellmann als Correntin namentlich aus. Ein näheres Urtheil über das Werk soll nach der dritten Aufführung erfolgen. Die Oper bot mittlerweile die Zauberflöte und den Freischütz; in Aussicht stehen die Hugenotten und Josef in Egypten.

* In der letzten Nummer wurde berichtet, daß eine neue Untersuchung über das God save the King die Entstehung desselben in die Regierung Jakobs I. und in das Jahr 1607 verlege. Dagegen erheben die „Signale für die musikalische Welt." Protest: Es wird behauptet: daß der Verfasser des unsterblichen Liedes „God save the King" Dr. John Bull sei, und daß es zum Geburtstage Jakob I. componirt, von Händel später instrumentirt und von Dr. Arne (Verfasser des: Rule Brittania) harmonisirt worden sei. Dem ist aber nicht so, und Dr. Fink hat ganz Recht, wenn er es Dr. Henry Carey zuschreibt. Es wurde von diesem zu Ehren Georg II. gedichtet und in Musik gesetzt, und von dem Autor am Geburtstage des Königs in einer Abendgesellschaft vorgesungen, wobei sich der Componist selbst auf dem Harpsichord begleitete, denn er war Musiker von Fach und spielte das erwähnte Instrument mit Meisterschaft. Henry Carey hat noch einige Gesänge hinterlassen; wäre er nicht längere Zeit krank gewesen und jung gestorben, (er wurde nur 48 Jahr alt) so hätte man wohl mehr von diesem genialen Tondichter erhalten. Er ward geboren 1696, starb 1744 und war ein natürlicher Sohn von Georg Sarville, Marquis von Halifax. Der Beweis für diese Behauptung findet sich in dem brittischen Museum in London, in der Geschichte des Hofes von Georg II. und in der Londoner Chronik, ist übrigens eine von Geschichtsforschern und Musikgelehrten festgestellte Thatsache. Uebrigens muß auch, ohne diese Beweise, Jedem der Musik versteht und in der Geschichte der Musik bewandert ist, Folgendes einleuchten: Erstens, daß zu Zeiten des Dr. John Bull diese Art von Melodie noch nicht möglich war, sie ist dazu viel zu schwungvoll und was Rhythmus und Form betrifft, zu anmuthig und entschieden modern, um in einer Zeit wo die Melodie noch in der Wiege lag, entstanden zu sein. John Bull lebte von 1563 bis 1622. Zweitens hatte Niemand nöthig, dieses Lied zu harmonisiren, da jeder Tondichter beim Schaffen eines Liedes sich eine zur Melodie passende harmonische Begleitung erfindet; — kaum denkt sich der ungebildete Naturalist eine Melodie von vierzehn Tacten ohne die zu ihr gehörige Harmonie und wäre es die allereinfachste! Wie viel weniger läßt sich dieß von einem Musiker von Fach voraussetzen! Drittens hätte Händel es schwerlich anders instrumentirt, als Carey es würde selbst gethan haben, denn Händel (geboren 1684, gestorben 1759) war Carey's Zeitgenosse. Händel schrieb bekanntlich zu seinen Oratorien wenig mehr als Streichquartett, mehrere seiner schönsten Werke wurden auf Wunsch eines englischen Musikalienverlegers von Mozart völlig instrumentirt. Dr. Arne, welcher das „God save the King" harmonisirt haben soll, wurde 1710 geboren, starb 1778, würde also nicht harmonisirt haben, was bereits schon instrumentirt war!

* Die Enthüllung des Schiller-Denkmals am Mythenstein in der Nähe des Vierwaldstätter Sees hat am 21. October in erhebender Weise stattgefunden. Männer aus den Urkantonen hatten bekanntlich im November 1859 den Entschluß gefaßt, an jener Stelle dem Sänger des Tell ein Monument zu setzen; die betreffenden Regierungen boten ihre Hand dazu, und nun ist die Feier erfolgt. Wir haben Berichte über den schönen und glücklichen Verlauf derselben. Der Himmel selbst schien die Feier zu begünstigen; denn im herrlichsten Blau prangte sein Gewölbe ob den eisigen Firnen der Alpen. Als Haupt-Sammelplatz war Brunnen bestimmt, wo die alten Eidgenossen mehr als einmal tagten. Gegen Mittag erschienen die Männer von Uri und Unterwalden in großen Nauen (großen, auf den Seen gebräuchlichen Schiffen); die Luzerner Dampfboote brachten Gäste von nah und fern. Langsam und feierlich stießen drei mit Wappen und Flaggen der Ur-Kantone geschmückte Schiffe vom Ufer, ihnen nach die Dampfboote und eine große Menge anderer Fahrzeuge, besetzt von Repräsentanten aller Stände und Volksklassen. In weniger als einer Viertelstunde war man am Ziel. Der Mythenstein, eine 80 Fuß hohe Felsen-Pyramide, erhebt sich gegenüber dem Rütli, am Fuße einer Felswand, aus den Fluthen des See's, welcher in majestätischer Ruhe sich im Kranze der Gebirge ausdehnt. Die Menge der Schiffe schloß einen Halbkreis um den Felsen, auf dessen Spitze die eidgenössische Fahne flatterte, dessen Vorderseite die Wappen des Bundes und der Kantone schmückten, ein großer Immortellenkranz umschlang und ein Tuch verhüllte. Am Fuße der Pyramide erhob sich eine mit Buchenzweigen geschmückte Rednerbühne aus den Fluthen des See's. Auf der Höhe des Selisberges hatte sich die dortige Bevölkerung postirt, neugierig, was auf dem See vor sich gehen solle. Durch die feierliche Stille klang der Gruß der Urner, Unterwaldner und Schwyzer, der sich zuletzt zum Schlußchor vereinigte. Nun traten die Redner auf. Landammann Styger von Schwyz begrüßt als Vertreter des einladenden Kantons die Anwesenden: „Eidgenossen, Freunde!" ruft er: „Seht Ihr dort in stiller Abgeschiedenheit das Rütli? Ihr wißt, und der anwesenden schweizerischen Jugend soll es für zeitlebens eingeprägt bleiben: dort schwuren unsere Väter vor 553 Jahren den Freiheitsbund, aus dem die drei Ur-Kantone und der Kranz der 22 Kantone entstanden sind. Der deutsche Dichter Friedrich Schiller hat diesen Schwur, seine Berechtigung und Reinheit und die Thatkraft unserer Väter in seinem Wilhelm Tell gefeiert und verewigt in einer Weise, die unerreicht bleiben wird, die den Ruf des Gefeierten in allen Zonen verbreitet hat, dauerhafter als Pergament und Siegel und der Zahn historischer Gelbsucht zu sein vermögen." Als der Redner geendet, fiel die Hülle, und der Mythenstein trug auf seiner Stirn in kolossalen Lettern die einfache Inschrift: „Dem Sänger Tell's Friedrich Schiller Die Ur-Kantone 1859." Der Donner der Geschütze trug in hundertfachem Echo die Kunde in die Ferne, während die Musikcorps vaterländische Weisen spielten und der Jubelruf der Menge den Moment feierte. Es war eine erhebende Scene, einzig in ihrer Art, die von der Natur hingesetzte Pyramide Angesichts der Stätte, wo der Schweizer-Bund entstanden, diesen selbst und den Sänger, der ihn verherrlicht, feiern zu sehen. In begeisterter Rede sprach dann Lusser aus Uri vom Ideal und vom Rechte der Schweizer, einen ergrimmten Blick auf Frankreich hinüberwerfend. Wirz von Unterwalden redete von der Verbrüderung der Ur-Kantone. Es folgte Gesang der Festgenossen. Hiermit schloß die eigentliche Feier. Die Menge der Schiffe und Schifflein fuhr nach allen Richtungen dem Ufer zu. Der scheidende Blick sah auf den Bergeshöhen staunende Bewohner der Umgegend. Der Festzug ging nach Brunnen, wo ein Festmahl die Theilnehmer vereinigte. Unter den Gästen befand sich auch der Dichter Gottfried Keller. Der schöne Tag schloß, wie er begonnen, in der heiteren Feststimmung, welche alle Gemüther beseelte. Es war aber auch ein Triumph patriotischer Andacht für das Vaterland.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 45. Bremen, 4. November. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Das Oberammergauer Passionsspiel im Jahre 1860.

Von Wilhelm Weingärtner.

I.

Da mich eine Studienreise in diesem Sommer in die Metropole der deutschen Kunst, nach München, führte, konnte ich der sehr naheliegenden Versuchung nicht widerstehen, einer Aufführung „des großen Versöhnungsopfers auf Golgatha“ oder „der Leidens- und Todesgeschichte Jesu nach den vier Evangelisten dargestellt“, wie eine zu Oberammergau selbst feil gebotene Brochüre das Stück bezeichnet, beizuwohnen. Nur alle zehn Jahre bekanntlich wird dieses Schauspiel einzig und allein von den schlichten Bewohnern des Dorfes Oberammergau, im königlichen Landgericht Werdenfels nicht weniger als 2600 Fuß über der Meeresfläche gelegen, mit stattlicher Ausrüstung und anhaltender Sorgfalt zur Aufführung gebracht. Von Ende Mai bis Mitte September wiederholt sich dasselbe durchschnittlich alle acht Tage vor einer Zuschauermenge von etwa 6000 Personen, die von allen Enden der Welt daselbst zusammenströmen. In diesem Sommer mußte man sich sogar häufig dazu verstehen, den folgenden Tag das Spiel vor einem nur halbbesetzten Theater zu wiederholen, weil die Menge der von fern Herbeigeströmten unmöglich unterzubringen war, ja man mußte den auf den 15. September angesetzten Schluß noch um einige Wochen verschieben. Schnee bedeckte in diesem Jahre bei der ersten Aufführung die Bänke, und kaum sind sie bei der letzten davon verschont geblieben.

Die Gegend selbst gehört schon an und für sich zu den reizendsten unsres Vaterlandes, und wer überdieß, wie der Verfasser dieser Zeilen, ein guter Fußgänger ist, kann auf der Hin- und Herreise mit Leichtigkeit und ohne großen Zeitverlust nebenbei noch die schönsten Punkte des oberbayerischen Gebirgslandes berühren. — Bis nach Starnberg führt uns die Bahn, von hier das Dampfschiff über den freundlichsten aller unsrer von Hügeln eingefaßten Gebirgsseen nach Seeshaupt. Durch ein an Abwechselungen aller Art reiches hochgelegenes Wellenterrain, Hügel- und Bergland, gelangte ich, den kürzeren Weg über Murnau absichtlich vermeidend, an den Kochelsee, auf dessen entgegengesetztem Ufer sich steile Felsen und Berge aufthürmen, während die andere Seite in das flache Land hinausschaut. Ein Fischerboot brachte mich an die höchst romantisch gelegene Kochelmühle, hinter welcher der Weg am Kochelfall entlang ziemlich steil sich hinanwindet.

Von seiner Höhe aus erblickt man den melancholischen Walchensee, dessen Ufer man langhin verfolgen muß, um auf weniger lohnenden Wegen nach dem den ganzen Sommer hindurch von Fremden aller Art übervölkerten Partenkirchen zu gelangen, wo die Zugspitze mit ihrem ansehnlichen Gletscher den Fremdling zum ersten Mal in Erstaunen setzt. Durch ein von gewaltigen Bergrücken begrenztes Thal, dessen Höhen von Gemsen bevölkert sind, öffnet sich der Weg nach dem ehemals mächtigen, seit 1803 aber säkularisirten Benediktinerkloster Ettal, dessen großartig angelegter, aber mit Benutzung der früheren gothischen Kirche hergestellter Neubau die sogenannte gute alte Zeit zu Ende gehen sah und daher am Beginn unsres Jahrhunderts unvollendet liegen blieb.

Da der Weg schon vor Ettal, das gleichsam die Vorburg von Oberammergau bildet, von Tyrolern, welche zum Passionsspiel wallfahrteten, wimmelte, und da am Fuße der Ettaler Höhe, über die eine der steilsten Bergstraßen führt, allerlei Fuhrwerke, jedes einzelne oft mit mehr als 20 Personen beladen, zusammenstießen, zog ich es vor die Nacht vor der Aufführung in einem nahe gelegenen Dorfe, Varjant, mit einigen mir befreundeten Künstlern, den bekannten Landschaftsmalern Richard und Robert Zimmermann, in Ruhe zu verbringen.

Allein ich selbst ließ mir keine Ruhe. Schon vor 2 Uhr Morgens brach ich auf und klomm bei Tagesanbruch den Ettaler Berg hinauf. — Die feierliche Ruhe des Morgens, die sonst nur vom Zwitschern der Vögel und dem Geläut der Viehheerden, das von den Berggeländen herunterschallt, unterbrochen wird, war für heut dahin. — Vor und hinter mir knarrten Wagen, schnauften Pferde, fluchten Knechte, während ihre noch halb verschlafenen Inhaber, die vorher so stolz auf den Fußwanderer herabgesehen hatten, mir zur Seite jetzt keuchend den Weg fortsetzten und ungeduldig nach ihrem Fuhrwerk sich umschauten, da heut wie gestern der Himmel noch immer seine Schleusen geöffnet hatte.

Erst als gegen 4 Uhr Morgens die Böllerschüsse aus Oberammergau, welche die Umgegend zu dem heutigen Volksfeste einladen sollten, erschallten, erbarmte sich der Himmel. Welch ein Jubel empfing uns in dem stattlichen Dorfe, dessen Häuser nach Landessitte im Erdgeschoß und an der Vorderseite von Stein, an dem hinteren Theil aber von Holz construirt sind. Weit vorspringende mit Steinen beschwerte Dächer mit zierlich geschnitzten Balkenköpfen und Giebelaufsätzen schützen die Heiligen und heiligen Geschichten, mit denen die Gebäude äußerlich in höchst anmuthiger Weise verziert sind. Nur vermuthe Niemand hier etwas Mittelalterliches! Die meisten dieser Malereien rühren von einem Tyroler Zwink her, der seine Kunst dem talentvollen in Ettal thätigen Knoller absah. Alles ist mithin Zopf vom reinsten Wasser, wie so vieles Andere in Ammergau, wovon die meisten Besucher keine Ahnung haben.

Eine Menschenmasse wogte heute durch das Dorf, wie ich sie in so bunter Mannichfaltigkeit noch nirgends gesehen hatte. Alle jene malerischen Landestrachten Tyrols, Oberbayerns, Frankens und Schwabens waren hier in männlichen und weiblichen Exemplaren vertreten. Klein und groß drückte sich durch einander. Eben hatte, als ich meinen Einzug hielt, eine Musikbande das freundliche Dorf

durchzogen: Trommeln und Pfeifen tönten mir noch entgegen. In der Kirche war, wie vor jeder Aufführung, große mit möglichstem Pomp ausgestattete Messe. Die Kirche darf nirgends zu kurz kommen. Leben und leben lassen ist dafür aber auch ihr Grundgesetz, und wenn je, so hat sie es auch bei dem Ammergauer Passionsspiel im Jahre 1860 wieder glänzend bewährt.

Nächst den bunten Landestrachten hatten die einfarbigen Schwarz- und Langröcke das reichste Contingent gestellt. Wie eine Gewitterwolke lagerten sie über dem Zuschauerraum. Es waren gar wunderbare Gestalten und Bildungen darunter, so ein Mittelding zwischen Dorf- und Stadtmenschen, aber alle von jener zutraulichen Gemüthlichkeit, die dem Klerus in echt katholischen Ländern so wohl ansteht. Von Amtswegen zu donnern gab es heute nichts, sie hatten ihre Functionen heut anderen Organen überlassen. Auch an Berliner und Hamburger Schnarchern, Münchener Hofmenschen, Schauspielern und Künstlern anderer Art, vagabondirenden Literaten, wie unser einem, war kein Mangel; selbst Französisch habe ich neben mir klappern und Englisch neben mir rollen hören, als ein vertrackter Strichregen mich in die Logen trieb.

Der Ton in der Ortschaft selbst war ein festlicher, trotz des trübseligen Himmels aber heiter gestimmter. Wer wie ich das Unglück hatte, Ludwig Clarus' Brochüre über das Ammergauer Passionsspiel in die Hände zu bekommen, könnte, ohne an Ort und Stelle von dem Gegentheil sich überzeugt zu haben, leicht argwöhnen, daß hier Alles auf den Knieen ins Theater und wieder herausrutscht. Dieser Weg wäre mir nun freilich sauer geworden! Indeß außer einigen bigotten Tyrolern habe ich selbst auf dem Zuzuge Niemand einmal den Rosenkranz beten hören. Die Haltung im Dorfe war wie in den Theaterräumen selbst nur eine gemessene, des Gegenstandes durchaus würdige, von widerwärtiger Schwärmerei wie frivoler Spötterei gleich ferne. Die Aufführung bewegte sich durchaus in den Schranken einer wohlthuenden Würde und Wärme.

Ehe wir das leichte aus Holz vor dem Dorfe auf einem freien Platze gezimmerte, nur in dem mittleren Theil der Bühne und in den Logen nothdürftig überdeckte Theater betreten, scheint es mir passend, einige von den bisherigen Darstellungen abweichende Worte über den Ursprung, das Alter und die Fortentwicklung der geistlichen Schauspiele im Allgemeinen und das unsrige speziell vorauszuschicken, damit der Leser nicht ganz unvorbereitet den Zuschauerraum betrete und das Spiel durchmustere. Mit den mittelalterlichen Schauspielen der Art hat das Oberammergauer, obwohl die meisten Zuschauer in diesem Irrthum sich befinden und von manchen Seiten absichtlich in diesem Wahne erhalten werden, wenig oder gar nichts mehr gemein. Der Text, die ganze Anordnung, die lebenden Bilder, die wässrigen Gesänge, die Bühneneinrichtung, die Kostüme sind eine Schöpfung der Neuzeit; der mittelalterliche Bestandtheil des Ganzen ist durch die Zeit und die Verhältnisse auf ein Minimum reducirt. Diese Behauptung werde ich im Nachfolgenden zu erweisen haben.

Der allgemeinen Annahme nach hätten sich die geistlichen Schauspiele des Mittelalters, von der antiken Bühne durchaus unabhängig, rein aus dem christlichen Kultus, und zwar besonders aus der Liturgie desselben, ganz selbständig entwickelt. Das ungefähr ist der Lehrsatz der romantischen Forschung, für den freilich nirgends und am allerwenigsten in Devrients trefflicher Geschichte des deutschen Theaters ein auch nur halbweg stichhaltiger Beweis beigebracht ist. Ebenso wenig haben mich Gervinus, Alt oder Haase von dieser dem Charakter ihrer Zeit entsprungenen Annahme überzeugen können. — Vor dem 11. Jahrhundert finden sich weder in Frankreich noch in Deutschland irgendwelche Spuren geistlicher Schauspiele. Warum nun gerade erst da jener dramatische Prozeß so rein aus dem christlichen Kultus ohne jede fremde Einwirkung hervorgegangen sein soll, darüber schweigen freilich die Gelehrten und zwar, wie ich meine, ganz mit Recht. Der christliche Kultus war in jener Zeit doch um kein Haar dramatischer geworden, als er in den vorhergehenden Jahrhunderten, ganz besonders aber in der griechischen Kirche mit ihrer geradezu bühnenartigen Choreinrichtung es war.

Dagegen wissen wir, daß man im Karolingischen Zeitalter in den Klöstern sich wieder lebhafter als vorher mit der antiken Kultur und ihren Kunsterzeugnissen beschäftigte, daß das karolingische Zeitalter überhaupt ein Zeitalter der Renaissance in jeglicher Hinsicht war. Römisch wurde gebaut, geformt, gebildet, der Gesang nach römischem Muster eingerichtet, das römische Kaiserthum restituirt. Hrotsvitha schrieb im 10. Jahrhundert aus keinem anderen Grunde jene frommen Dramen, deren burlesker Anstrich auf die Lachmuskeln des Publikums berechnet war, als um den gottlosen Terenz zu verdrängen. Ein minirtes Manuscript dieses heidnischen Schriftstellers entstand erst im 9. Jahrhundert, ein anderes im Besitz der vatikanischen Bibliothek gehört gar erst dem 12. Jahrhundert an. Waren auch die griechischen Tragiker im Abendlande vergessen, so wußte man doch noch von Seneka. Von dem ältesten christlichen Trauerspiel, dem leidenden Christus, das, — ob mit Recht, bleibt dahin gestellt, — sogar dem heiligen Gregor zugeschrieben wird, finden sich Handschriften bis zum 13. Jahrhundert herab. Daß sie nur in Byzanz bekannt waren, ist wahrscheinlich. Der Text ist aus unzähligen Versen des Euripides zusammengestoppelt, wie die christlichen Basiliken Roms aus den Säulen der antiken Tempel. Von vier anderen derartigen dramatischen Versuchen, aus dem antiken ein christliches Schauspiel schon in den ersten Jahrhunderten der neuen Aera zu gestalten, haben sich wenigstens Bruchstücke bis auf unsre Tage erhalten. Von einem Bischof der altchristlichen Zeit ist bekannt, daß er durch dramatische Vorstellungen das Volk in die Kirche locken wollte, daß aber die Kirche diesen Versuch für jene Zeit ihm untersagte. So scheiterten denn diese Bemühungen, wie so viele andere, um erst in jenen Jahrhunderten, in denen ja auch die bildenden Künste aus dem antiken Boden heraus erst zu eignem und volksthümlichem Leben erwuchsen, wieder erneuert zu werden.

Gespielt wurde deßwegen auch schon vorher. Wie könnte sonst Thegan im Leben Ludwigs des Frommen dem Kaiser nachrühmen: „niemals erhob er seine Stimme zum Gelächter und selbst, wenn bei großen Festen zum Vergnügen des Volkes Schauspieler, Possenreißer und Mimen mit Sängern und Zitherspielern bei Tisch vor ihm erschienen und das Volk nach Maß in seiner Gegenwart lachte, zeigte er nicht einmal die weißen Zähne“! Der fromme Mann that also etwas Uebriges. Spielleute, Jongleurs und Possenreißer trieben sich mithin außer den besonders genannten Schauspielern, den verkümmerten Nachkommen der römischen Mimen, noch auf allen Straßen und bei hohen Festen herum, trotzdem daß die Kirche sie durch Entziehung ihrer Gnadenmittel zeitweilig verfolgte und im 9. Jahrhundert (816) ihren Geistlichen, ihnen fernerhin zuzusehen, ausdrücklich untersagte. Dieses Volk mußte mithin im Sinne der Hrotsvitha christianisirt werden.

Daß die ältesten uns bekannten geistlichen Schauspiele denn auch wirklich den Stempel des gelehrten Ursprungs an der Stirn tragen, wird, wer nur jemals in eins derselben hineingesehen hat, nicht in Abrede stellen. Jene Geistlichen und Kleriker, welche sich an den Geistesschätzen der Alten harmlos erfreuten, treten denn zuerst auch als Autoren und Spieler auf. Erst später mischt das sich Volk als mitspielend und endlich seine Dichter als Urheber des Textes hinein.

Die ältesten geistlichen Schauspiele sind in der lateinischen Sprache, der Sprache der Gelehrten also, geschrieben. Erst allmählich kommen die Landessprachen untermischt mit dem Latein zur Geltung, und erst ganz zuletzt werden diese sogar die herrschenden. Die Unmasse allegorischer Personen, von denen besonders die früheren französischen Stücke wimmeln, weisen ebenso bestimmt auf den mit dem Alterthum hinlänglich bekannten Theil der Gesellschaft hin.

Virgil erscheint in mehreren derartigen Schöpfungen im Vorspiel als Prophet. Selbst die Scenerie, ganz besonders im Anti-

christ, erinnert noch durchweg an die alte Bühneneinrichtung: die Verhandlung geht hier nur durch Boten vor dem Tempel vor sich. Außerdem ist dasselbe Stück mit Allegorien überladen und, beim rechten Lichte besehen, nichts als ein sehr mittelmäßiges Trauerspiel im Sinne der Alten, die Sprache aber ist die Lateinische. Schon im Anfang des 12. Jahrhunderts wird in der Abtei Dunstaple ein Spiel von der heiligen Katharina unter Leitung des Rektors von seinen Schülern aufgeführt. Wo steckt hier also das Volksthümliche, oder was hat die Liturgie mit diesen Dingen gemein? Ich sehe hier vor der Hand nur Schul- und auf die Erfahrungen der Alten gegründete Bücherweisheit! Daß ferner der Teufel die Rolle der Nemesis übernehmen muß und erst von hier ab auf der Bühne und in Folge dessen auch auf Bildwerken in der antiken Satirmaske erscheint, ist bekannt. Damit ist seine spätere volksthümliche Spaßmacherrolle vorbereitet und angebahnt. Nicht biblische Stoffe werden schon in der frühesten Zeit behandelt. Indeß ich will mit einer weiteren Aufzählung derartiger Dinge, die sämmtlich weder auf die Liturgie noch auf das Volk als den Ursprung und die Urheber der geistlichen Schauspiele hindeuten, nicht ermüden.

Erst nach und nach entschloß sich die Kirche nach mancherlei Versuchen, der unbezwinglichen Schaulust des Volkes und dem poetischen Triebe ihrer Geistlichen in gewissem Sinne gerecht zu werden, und zog deßhalb das Schauspiel sogar in ihren Bereich herein. So ließ Franz von Assisi die Hirtenscene im Walde mit wirklichen Thieren spielen, was seinen Zeitgenossen noch auffiel. Aber auch in den Räumen der Kirche selbst duldete man dramatische Darstellungen der Art; einzelne Vorgänge des öffentlichen Gottesdienstes legten die Versuchung dazu nahe.

Bald genug aber überzeugte man sich auch wieder von der Unstatthaftigkeit solcher Dinge und verwies das noch kaum ausgebildete Drama wieder aus den Kirchenräumen hinaus, ohne es deßhalb außerhalb beschränken zu wollen. Das älteste bis jetzt bekannte Verbot rührt aus dem Jahre 1210 her und spricht einzig und allein von zuweilen in den Kirchen stattfindenden theatralischen Aufführungen, (interdum ludi fiunt in ecclesiis theatrales), keineswegs aber, was bisher ganz übersehen worden ist, von einer feststehend gewordenen Sitte. Ein zweites derartiges Verbot von 1227 verbietet gleichfalls den Geistlichen nur, die Kirchenräume für solchen Unfug herzugeben, und erst ein drittes Verbot von 1293 will solche Dinge nicht nur in den Kirchen, sondern sogar auf den Kirchhöfen verhindert wissen.

So wurde denn mit aller Schärfe das von der gelehrten Welt unter lebhafter Theilnahme des Volkes begründete und gepflegte Schauspiel des Mittelalters, das vorübergehend mit der Kirche in eine zu intime Verbindung gerathen war, im 13. Jahrhundert, der Blüthezeit des Mittelalters also, von der Kirche selbst verleugnet und verstoßen; ein Volksschauspiel im vollen Sinne des Wortes. Nur durch den Stoff, den es bebaute, die Zeit der Aufführungen und eine gewisse jener Zeit in allen Zweigen menschlichen Wissens und der Kunstthätigkeit eigene Verbindung hing es noch mit dem Clerus und durch ihn mit der Kirche zusammen. So wie ganz genau in derselben Zeit in der Baukunst die geistlichen Baumeister von den Laienbaumeistern verdrängt werden, so geschah es auch im 13. Jahrhundert den geistlichen Dichtern und Akteurs in dem Drama des Mittelalters. Erst von hier an entfaltet sich das mittelalterliche Schauspiel vollständig von gelehrten Einflüssen frei in der Art der Behandlung, der Ausführung, Aufführung und Bühneneinrichtung zu einem selbständigen Ganzen. So gut aber, wie die Meisterwerke der Gothik ihre erhabenen Dome sind, ebenso bleiben im Drama die kirchlichen Stoffe noch die vorherrschenden und die verhältnißmäßig wenigstens glänzendsten Leistungen, und wie die gothische Privatarchitektur nur eine Abart der kirchlichen ist, so ergeht es auch den weltlichen Stoffen in der mittelalterlichen Schauspielkunst.

Erst im Beginn der Reformationszeit, der Zeit der Renaissance also, nimmt das Gelehrtenthum das Kind des Volkes wieder in seine Schule. Nach antiken Mustern werden von jetzt ab die Dramen zugeschnitten, wie in der Architektur die Bauformen. So entstehen mit der Zeit jene übermäßig artigen und langweiligen Schuldramen, die nach und nach in jene verzopften pomphaften Jesuitenspiele übergingen und ausarteten.

Aber nicht überall ließ sich das Volk sogleich und ohne Weiteres das Heft aus den Händen winden. Besonders in den von den Geistesströmungen der Zeit nur mittelbar berührten Gebirgsthälern des südlichen Deutschlands hielt man an den Sitten und Rechten der Väter fest und spielte nicht nur geistliche, sondern wie im Mittelalter auch weltliche Stoffe mit kirchlichem Anstrich in dramatischer Weise weiter, während das gelehrte Schauspiel besonders im Norden Deutschlands in Verbindung mit der ganzen geistigen Kultur unberührt von diesen Dingen sich weiter entwickelte.

Vor Allem in der Schweiz, Tyrol, Salzburg, Steiermark, Oberbayern, ja sogar an vielen Orten Schwabens haben sich derartige Volksdarstellungen, die nur in gewissen Zeiten wiederkehrten, bis Ende des vorigen und Anfang unsres Jahrhunderts forterhalten, ohne daß die gelehrte Welt von ihnen weitere Notiz genommen hätte.

Aber nicht nur die alten Spiele wurden ungestört fortgeführt, sondern der poetische Volksgeist war unter Beihilfe der in diesen Gegenden mächtigen Geistlichkeit, in denen ja bis zur Stunde auch die lyrische Dichtkunst vom Volke noch selbständig geübt wird, fähig, sogar neue Dramen zu erfinden. Zu den Erfindungen der Art, wahrscheinlich mit Zugrundelegung eines älteren unbekannten Textes, gehört denn auch das Oberammergauer Passionsspiel, welches zuerst im Jahre 1634 unter Beihilfe der Ettaler Herren in Folge eines Gelübdes der Gemeinde zum ersten Mal über die Bretter ging. Eine ansteckende Krankheit, welche im vorhergehenden Jahre die ganze Umgegend verheert hatte, war Ursache des Gelöbnisses.

So fällt denn die Gründung selbst schon in die Zeit der Jesuitenspiele, und der mehrfach vorhandene und mehrmals veränderte Text aus der Mitte des 18. Jahrhunderts soll deutliche Spuren ihrer Spitzfindigkeiten an sich tragen, obwohl seine Knittelverse und viele rohe und burleske Scenen den Grundton mittelalterlicher Schauspiele anschlagen.

Textveränderungen, theils Zusätze, theils Weglassungen, theils Umsetzungen sind im Laufe der Zeit noch fortwährend vorgenommen worden, wenn auch der allgemeine Charakter bis zu unserm Jahrhundert erhalten blieb. In dieser Gestalt wurde noch 1806 vor den Franzosen in einer Extravorstellung gespielt. Aber bereits 1810 schwebte das Damoklesschwert über dem Schooßkind Ammergau's, und wenig fehlte, so hätte das Schicksal der Waaler und Mittenwalder Passionsspiele auch das Ammergauer getroffen.

Indeß ein sinniges, hartköpfiges und talentvolles Völkchen, wie es die meist von kunstreichen Holzschnitzereien sich ernährenden Ammergauer sind, giebt seine Rechte und angeblichen Pflichten nicht so leichten Kaufs her. Muthig wagten sie es, dem damaligen freisinnigen geistlichen Rath, der ihnen so gut wie allen übrigen Gemeinden die Erlaubniß zur Wiederaufführung verweigerte, entgegen zu treten. Da ihre Darstellungen bisher bei der im Dorfe verbreiteten Bildung am meisten Maß und Ziel gehalten hatten, so ward ihnen ausnahmsweise unter der Bedingung einer zeitgemäßen Umarbeitung des Textes die Wiederholung gestattet.

Dr. Ottmar Weiß, ein secularisirter Benediktiner aus Ettal, unterzog sich der Sache und der Gemeinde zu Liebe dieser Mühe und reinigte mit vielem Geschick den vorhandenen Text von den etwaigen Anstößigkeiten. Die Verse wurden gänzlich beseitigt, der Teufel als Spaßmacher, der bis dahin noch eine ganz ansehnliche Rolle gespielt hatte, seines Dienstes enthoben; die lebenden aus dem alten Testament entlehnten Bilder, die früher den dialogischen Darstellungen des neuen folgten, wurden zwischen diese hineingeflochten, Motivirungen im Sinne des gelehrten Schauspiels versucht, Lücken

ausgefüllt und endlich von dem Lehrer des Dorfes, Dedler, leicht verständliche älteren Musikstücken entlehnte Melodien als Begleitung der Chöre zu einem Ganzen verwoben. In dieser modernen Gestalt wurde das Stück 1811, 1815, 1820 und von da ab regelmäßig wie vor den Kriegszeiten alle zehn Jahre von Neuem gespielt.

Das Widerspiel der Leidensgeschichte „die s. g. Kreuzschule“, in der grade umgekehrt wie in dem Passionsspiel die Handlungen des alten Testamentes dramatisch dargestellt wurden, während die angeblichen Parallelstellen des neuen nur als lebende Bilder vorgeführt waren, erlebte 1825 seine letzte Aufführung. Eine Plünderung, die man sich bei Umgestaltung des Passionsspiels erlaubt hatte, scheint diesem Drama den Lebensnerv abgeschnitten zu haben. Seitdem übte sich, wie auch früher schon, die geistig regsame Bevölkerung in den Zwischenzeiten durch Aufführung von heiligen, ländlichen und Ritterkomödien im Schulhause.

Nahte aber die Zeit des großen Spiels, so begann man schon ziemlich zeitig und sehr ernst mit den erforderlichen Zurüstungen. So wurde zu den diesjährigen Aufführungen schon am 28. December vorigen Jahres nach einer kirchlichen Vorbereitung zur Rollenvertheilung geschritten. Dieselbe geschieht durch Wahl, und die Gemeinde hält streng darauf, daß die ausgezeichneten Partien nicht nur begabten, sondern auch in moralischer Beziehung in gutem Ruf stehenden Individuen des Dorfes zufallen.

Neumodisch wie der ganze Text ist aber auch die ganze Bühneneinrichtung. Von der freilich nie ganz feststehend gewordenen Mysterienbühne ist keine Spur übrig geblieben. Der Leser denke sich eine ganz nach unserm Geschmack mit Vorhang, Seitenkoulissen und Hinterwand versehene Mittelbühne, deren Vorhang eine phantastisch mit Bauten aller Zeiten und aller Stile besetzte perspectivisch ausgeführte Straße Jerusalems vorstellen soll, während die allegorischen Figuren von Glaube, Liebe, Hoffnung im Giebelfelde dieser Abtheilung auf blauem Grunde dargestellt sind. Zur Seite dieser Mittelbühne ist je ein gleich hohes Haus angebracht, in dessen Erdgeschoß eine flachbogige Thür führt, über der sich ein Balkon befindet. Das Haus zur Linken gehört dem Pilatus, das rechts aber ist Eigenthum des Hohenpriesters Annas. Zur Seite dieser beiden Häuser und mit ihnen wie der Mittelbühne in gleicher Front öffnet sich auf jeder Seite ein hoher und breit gespannter Thorbogen, durch den man wieder in die Straßen Jerusalems hineinblickt. So erhält die Bühne eine außerordentlich breite, für die gewaltigen Umzüge geeignete und dadurch zugleich imponirende Ausdehnung. Vermehrt wird dieser fünftheilige Raum noch durch einen vorzugsweise für die Bewegungen des Chores bestimmten Vorplatz. Ueberdeckt und mit einem Vorhang geschlossen ist einzig und allein die Mittelbühne; alle übrigen Seiten- und Vorräume derselben befinden sich unter freiem Himmel.

Der Zuschauer selbst kann somit, wann er über die Scene hinaussieht, seine Blicke in Gottes freie Natur schweifen lassen, die hier so wunderbar mit den Schöpfungen dieser ländlichen Kunst harmonirt, sie erhöht, statt sie wie anderwärts zu beeinträchtigen. An dem unmittelbar hinter der Bühne aufsteigenden Bergabhang sind zahlreiche Heuhütten der Landessitte gemäß aufgepflanzt; arbeitsame Menschen und Viehheerden treiben dort ungestört von dem hier unten ihr eignes Spiel.

Phantastisch und phantasievoll wie die ganze Bühneneinrichtung ist auch das Kostüm, das von kundiger Hand arrangirt zu sein scheint. Wohl absichtlich und nicht aus Unkenntniß ist die zeitgemäße Tracht umgangen und ungefähr die von Rembrandt bei Behandlung biblischer Stoffe angewandte Bekleidung ausgewählt worden. Die vollen oft etwas grellen Farben der mit großem Aufwand ausgestatteten Gewänder wirken von der Tagesbeleuchtung gedämpft gar nicht so übel.

Das ganze Spiel ist auf die Masse berechnet und muß daher auch durch die Masse wirken. Nicht weniger als 400 Personen sind mitunter bei den Tableaux und den Umzügen auf den Brettern und bilden so den 6000 Zuschauern gegenüber eine schon durch die Zahl der Köpfe imponirende Menge. Vom ältesten Greis bis zum Säugling auf dem Arm der Mutter ist das Dorf bei der Aufführung vertreten. Selbst die Zimmerleute, Dekorateure, Maler, Maschinisten, Kassenbeamten, Billeteure und das mit Stutzen bewaffnete Aufsichtspersonal, das im vollen Bewußtsein seiner hohen Würde auf den hölzernen Zuschauerbänken vor dem Beginn der Vorstellung auf und ab stolzirt, ist aus dem Dorfe hervorgegangen; selbst der unbedeutendste Spieler des Orchesters muß Oberammergauer Vollblut sein. Die Masse der Mitwirkenden steigert sich durch diese untergeordneten Kräfte auf 600.

---

* Zur Erinnerung an Johann Smidt.

Bremen, 1. November 1860.

Am 5. November begeht die Stadt Bremen ein patriotisches Fest. Auf der alten ehrwürdigen Halle des Rathhauses wird an diesem Tage das von Karl Steinhäuser in Marmor gearbeitete Standbild des verstorbenen Bürgermeisters Johann Smidt feierlich enthüllt und der Stadt übergeben werden. Die Errichtung dieser Statue wurde vor vierzehn Jahren bei Gelegenheit des von Bremen mit allgemeiner Freude begangenen Jubiläums seines großen Mitbürgers beschlossen, doch ward auf Smidts eignen Wunsch bestimmt, daß erst nach seinem Tode die Aufstellung und Enthüllung erfolge. Das soll nun am nächsten Montag in Gegenwart der städtischen Corporationen, des Senats und der Bürgerschaft, unter Hinzuziehung einer Anzahl von Eingeladenen geschehen. Es scheint uns, daß bei dieser Gelegenheit eine allgemeine Feier der ganzen Stadt, welche dem Todten einen großen Theil ihrer Blüthe verdankt und ihm ein treues und liebevolles Andenken für alle Zeiten bewahren wird, an der Stelle gewesen wäre; allein es mag sein, daß bei der Anordnung im Sinn und Geiste Smidts, zu dessen schönsten Eigenschaften Einfachheit und Prunklosigkeit gehörten, verfahren wurde. Auf alle Fälle wird der 5. November, der Geburtstag des Verstorbenen, von allen Bürgern unseres kleinen Staates, der durch ihn zumeist groß geworden ist, mit inniger Freude und in gehobener Stimmung begangen werden.

Das Sonntagsblatt ist durch gütige Hand in die Lage versetzt, seine Leser durch die Mittheilung eines bisher nicht bekannt gewordenen Privatbriefes zu erfreuen, der sich im Nachlasse Smidts vorfand; derselbe rührt aus dem Jahre 1797 her, einem Zeitabschnitte, in welchem Smidt begonnen hatte, seine Kraft dem Gemeinwesen zu widmen. Er war damals Lehrer am sogenannten gymnasium illustre, also noch nicht in der politischen Laufbahn, in welcher er später so Großes leisten sollte. Aber schon läßt dieser Brief, — und das macht ihn besonders anziehend —, durch die in demselben ausgesprochene warme Liebe zu seiner Vaterstadt das später erst entwickelte Wesen des ausgezeichneten Mannes herausfühlen, der in der folgenden Zeit länger als ein halbes Jahrhundert durch die ihm eigne wundervolle Mischung von begeisterter Liebe und nüchterner Besonnenheit so Großes geschaffen und befördert hat. Drei Jahre später, am 3. December 1800, wurde der damals 27 Jahre zählende Smidt in den Senat gewählt, dem er bis an seinen Tod (am 7. Mai 1857) angehörte.

Zum Verständniß des Briefes bedürfen die Leser nur noch eines kurzen Wortes. Der Empfänger, Perret, war ein Elsasser und hatte zu Anfange der Neunzigerjahre zu dem Kreise gehört, in welchem Smidt in Jena als Student verkehrte. Das war bekanntlich die Blüthezeit jener Hochschule, die unter dem Schutze Karl August's ihre Glanzperiode hatte. Der in dem Schreiben erwähnte Dr. Georg Gröning, Gesandter Bremens auf dem Rastadter Congreß, war der nachmalige Bürgermeister, welcher mit Smidt besonders bemüht war,

die Selbständigkeit Bremens in den Stürmen zu Anfang unseres Jahrhunderts aufrechtzuerhalten. Der Brief aber lautet so:

Bremen, 5. December 1797.

Lieber Perret!

Es soll einmal ein alter Weiser gesagt haben, jeder Mensch habe sein Maaß Arbeit auf Erden, aber das Herz könne dabei nicht bleiben. So meine ich's auch, — ich habe auch mein Maaß Arbeit auf Erden erhalten, ich suche täglich etwas hinzustellen, das ohne mich nicht da stünde — aber der Mensch soll doch kein Taglöhner sein, volle Befriedigung giebt ihm der Blick auf das Tagewerk nicht. Die Gegenwart steht vor ihm in scharf abgeschnittenen Farben, soll sein Auge wohlthätig auf ihr ruhen, so dürfen ihm die sanfteren Schattirungen der Zukunft und Vergangenheit nicht fehlen. Für die erste habe ich selbst zu sorgen, aber daß mir der Spiegel der letzteren nicht nachgrade verdunkle, erwarte ich auch zum Theil von der Sorgfalt meiner Freunde. Ihr lebendiges Bild ruft mir das Bild meines vorigen Lebens zurück — und wenn ich sehe, was sie geworden sind, stehen die Ahnungen wieder vor mir, die mein Herz im Umgange mit ihnen hoben oder drückten. Das letzte war bei dir nie der Fall; mir ist immer wohl gewesen in deiner Nähe, denn du bist einer von denen, deren Kraft und Wahrheitssinn ich es vertrauen durfte, daß sie troß allem Wechsel ihrer Außenwelt sich auf ihrer gerechten Bahn dennoch behaupten würden. In der That, ich glaubte es nicht, daß du seit unserer Trennung jezt die ersten Zeilen von mir lesen würdest. Aber seit deinem Aufenthalt in der Schweiz schriebst du keinem von uns — keiner vernahm etwas von dem Orte deiner Existenz. — Vor einem Jahre etwa las ich in einer Zeitung, du seist als Legationssecretär mit dem General Clarke nach Italien gereis't. Bei Bacher in Basel wurde mir diesen Sommer diese Nachricht bestätigt. Im August war ich in Mailand, wo ich dich zu finden hoffte, aber alle meine Nachforschungen waren vergebens. Der Lohnbediente im Cruce di Malta wollte dich einige Monate zuvor dort gesehen haben, wußte aber nicht, wo du geblieben seist. Ich ging in Bonaparte's Canzlei, aber die Secretäre konnten mir keine Auskunft geben; es sei ein Secretär des Namens beim General Berthier, sagten sie — und zeigten mir etwas von seiner Hand, aber es war nicht die deinige; auch hieß jener Perrin. — Wahrscheinlich warst du damals mit Clarke in Udine, wenn du anders noch bei seiner Legation angestellt bist.

Es schien mir nicht unwahrscheinlich, daß dich die Geschäfte der Republik nach Rastadt fordern könnten, weil du des deutschen Staatsrechts kundig bist. — In dieser Hoffnung habe ich unsren dortigen Gesandten, den Doctor Gröning, gebeten dich aufzusuchen und diesen Brief an dich abzugeben. Durch ihn kannst du dich, wenn du willst, von meiner hiesigen Lage näher unterrichten. Auch ist Gröning ein guter Kopf und ich glaube, daß der Umgang mit ihm dir Freude machen wird, wenn du anders Zeit dazu hast. Ist es dir irgend möglich, so laß mir doch, sobald du kannst, ein paar Zeilen durch ihn zukommen und schreib mir, wie du gelebt hast und zu leben gedenkst.

Ich verließ Jena erst im September 95, — privatisirte dann anderthalb Jahre in meiner Vaterstadt und setzte meine theologischen und philosophischen Studien fort. Im verwichenen Sommer machte ich eine Reise durch die Schweiz und einige angrenzende Departements der französischen und cisalpinischen Republik, die in mehr als einer Hinsicht sehr wohlthätig für mich gewesen ist. Bald nach meiner Ankunft erhielt ich hier ein Amt, das ganz meinen Wünschen entspricht; ich bin nämlich Professor der Philosophie am hiesigen Gymnasium geworden und suche nun, so gut ich es vermag, das Meinige dazu beizutragen, um die Menschen, die die Sphäre meines näheren Wirkungskreises umfaßt, mit ihrer Menschheit vertrauter zu machen. Du weißt, daß es mir dazu an gutem Willen nicht fehlt; — meine Kenntnisse und Einsichten bemühe ich mich durch tägliches Studium zu vermehren und besser zu begründen, und damit es mir nicht an einem nothwendigen Erforderniß glücklicher Wirksamkeit gebreche, damit ich mir Heiterkeit des Sinns und ein frohes Gefühl meines individuellen Lebens erhalte, stehe ich jetzt im Begriff mich mit einem trefflichen Mädchen, das ich seit mehreren Jahren liebe und schätze, noch näher zu verbinden. Willst du die Freude meiner Hochzeit vermehren helfen, so darfst du nicht lange säumen; in der Neujahrswoche mußt du dann wenigstens in Bremen sein. — Ich lebe hier in einem Kreise trefflicher Menschen und habe kein einziges geistiges Bedürfniß, für dessen Mittheilung ich einen theilnehmenden Freund vergebens zu suchen hätte. — Auch meine äußere Lage entspricht meinen Wünschen; ich lebe in einem kleinen Staate, der kein bedeutendes Blatt in den Annalen unseres Zeitalters einnimmt, aber den Ansprüchen seiner Bürger auf ihre fortschreitende Cultur weniger Hindernisse in den Weg legt, als irgend einer, zu dessen Kenntniß ich bis dahin gelangte. — Du erinnerst dich doch wohl an das, was wir mehr als einmal über den reinen Föderalismus miteinander sprachen. Unsere drei nordischen Hansestädte sind die einzigen in Deutschland, die diesem schönen Verhältnisse so nahe gekommen sind, wie es ihnen möglich war. Ich denke deswegen gar nicht darauf, den erlangten Wirkungskreis in meiner Vaterstadt zu verlassen, solange sie sich ihre jetzige glückliche Lage erhält. Mit ihrem steigenden Flor ist freilich auch der Neid ihrer übermächtigen Nachbarn gestiegen, — aber doch hoffen wir, daß die Besorgnisse, die mancher deswegen hegt, durch den allgemeinen Frieden, an dem du jetzt arbeiten hilfst, völlig aufgehoben werden dürften. — Kannst du vielleicht etwas dazu beitragen, daß man bei der Berechnung des Allgemeinen, die hier vorfällt, auch dem Besonderen seine Aufmerksamkeit nicht entziehe, — kannst du vielleicht zur rechten Zeit an etwas erinnern helfen, was als Kleinigkeit minder geachtet werden könnte; so fordere ich dich nicht bloß als Freund und als Bürger, sondern wirklich auch als Kosmopolit dazu auf. — Für dich und alle die wie du denken, weiß ich, ist das genug gesagt; — aber für Andere dürfte vielleicht ein Blick auf den Nutzen, den die Freiheit der Hansestädte und der nur dadurch allein begründete Handelsflor derselben der Republik während dieses Krieges verschaffte, von größerer Bedeutung sein. So hat z. B. der Umfang des Absatzes französischer Producte an die Vereinigten Niederlande mit dem, was bremische Schiffe in Frankreich einkauften, schon vor dem Kriege beständig balancirt. — Vergiß es also nicht, Lieber, und nimm dich dieser Sache an, so sehr es deine Lage erlaubt. Wundre dich nicht darüber, daß ich dich darum bitte. Das Nil volentibus arduum steht so gut in deinem Herzen wie in dem meinigen. Daß die Republik nicht unterdrückt werde, kann dir nicht mehr am Herzen liegen, als mir die Freiheit meiner Vaterstadt, und du kannst gewiß so wenig wie ich denjenigen schätzen, der bei einer Aufforderung, für Menschenwohl thätig zu sein, erst die Köpfe zu zählen versucht und sich fragt, ob es auch der Mühe wohl werth sei. —

---

* Bilder aus Appenzell.

Von L. Anger.

III.

Der Nachmittag wurde zu einer Partie auf den Stoß benutzt, einem nicht weit von der Chaussee nach Altstetten gelegenen Bergesabhang, welcher eine prachtvolle Aussicht in das Rheinthal bietet. Immer die Tyroler Alpen vor Augen, aus denen die „hohe Wand“ mächtig hervorragt, erreichen wir in einer Stunde den Stoß. Eine kleine Kapelle schmückt hier als Denkmal den Platz, wo an einem Junitage des Jahres 1504 der feindliche Ueberfall des Herzogs von Oesterreich, mit einem 3000 Mann starken Heere, von nur 400 Appenzellern total zurück geschlagen wurde. Freilich fiel Mancher aus der tapfern Schaar; darunter auch Ulrich Rotach. Sein Name lebt noch heute im Munde des Volkes fort; wo seine Hütte stand, erhebt sich jetzt in Gais die Kirche. Noch alljährlich halten die Inner-Rhodener eine Betfahrt nach der Stoß-Kapelle zu Ehren dieser Heldenthat ihrer Väter. — Das Rheinthal breitet sich in wunderbarer Klarheit vor uns aus. Der Strom erscheint niedrig und klein, aber die Größe seines Flußbettes läßt augenblicklich erkennen, welcher Raum seinem Andringen in wilder Zeit gegeben ist. Jetzt fließt er still dahin und erscheint, von unserem Standpunkte aus gesehen, wie ein glänzendes Silberband zum Schmuck für die Landschaft ausgebreitet. Wir hatten ihn in jüngst vergangener Zeit aufgesucht in der Via mala, wo er seine junge Kraft einsetzt, sich seinen Weg zu bahnen, ungestüm alle Hemmnisse fortwälzt, Felsen durchbricht und brausend daher schäumt, als würde er nie sich bändigen lassen.

Der Blick ins Rheinthal rief die Sehnsucht wach, nach Altstetten hinunter zu steigen. Kaum gedacht wurde der Plan auch ausgeführt, indem wir einen auf der nahen Wiese arbeitenden Mann nach dem zunächst auf die Chaussee führenden Weg fragten. Derselbe starrte uns an, ohne Antwort zu geben, und erst nach dem Empfang einer Cigarre und öfterer Wiederholung des Gesagten wurde er zutraulich; die Cigarre am verkehrten Ende in den Mund steckend, war er bereit uns auf den Weg zu führen. Auf den Rath: „Aber Freund, die Cigarre könnt ihr ja auf die Weise nicht rauchen“, nimmt er sie wieder in die Hand, und mit den Worten „da können Sie's ja gleich sehen, daß ich nur ein Narre bin“ wirft er seine Karre fort und läuft voran. Wir erkannten bald die Wahrheit seines eigenen Zeugnisses an seinem Thun. Er riß junge Bäume aus und legte dieselben über vom Regen angeschwollene Bäche. Dann rannte er so ungestüm durch Sumpf und Dickicht, daß es kaum möglich war, ihm zu folgen und wir nicht wenig froh waren, als endlich die Chaussee sich zeigte. Mit freudig aufgeregter Miene bleibt der Närrische stehen und sieht zu uns her. Als er reichlichen Lohn für seine

Mühe empfängt, betrachtet er unmuthig das kleine Silberstück und es wieder herreichend sagt er böse: „Das ist ja unverschämt"; er meinte: zu viel, und erst nach kräftigem Zureden, aber unter nicht enden wollenden Danksagungen behielt er die Münze endlich und stieg wieder bergan.

Rüstig ging's nun weiter bergab, aber der kurz scheinende Weg dehnte sich endlos aus. Bald begegnete uns eine Frau mit einem Kindchen, welche thalein, auf schmalem Fußpfad abwärts ging. Wir schlossen uns ihr an und kamen nach mühevollem zweistündigen Abwärtssteigen in Altstetten an. Schwüle Luft umfing uns in dem von der Höhe so licht und klar geschauten Rheinthal, das Thermometer zeigte 19 Grad. Eben brauste der Zug von Rorschach daher, voll von Besuchern für Ragatz und Pfeffers. Wir bedauerten die Insassen der Coupees von Herzen, denn schwarze Wolken zogen sich zusammen und versprachen für den morgenden Tag eine unerquickliche Tour für die Tamina-Schlucht.

Nach wenigen unten in der Welt verlebten Stunden voll Hitze und Unruhe ging's wieder hinauf in unsere herrliche Luft. — Schon legt sich die Dämmerung auf die Gegend; der Ostwind hatte die Gewitterwolken dem Sentis zu gejagt; sie mußten sich in Weisbad entladen haben, denn unser Horizont ward wieder klar. — Nach und nach treten Sterne hervor, und in den Waldungen zur Seite der steil abfallenden Felsen leuchten die Johanniskäfer, welche bei der feucht warmen Luft in großer Menge herum fliegen. — Die vom Regen angeschwollenen Bächlein rieseln in zahllosen kleinen Fällen von Felsen am Wege hernieder, man sieht zu Zeiten nur das rasche Aufblitzen des weißen Schaumes, hört aber immer ihr leises Rauschen wie die köstlichste Musik herein tönen in die Stille und die gänzliche Einsamkeit des prachtvollen Weges. Jeder Laut in der Natur schlägt grell an unser Ohr; ein Uhu, erwacht vom Tagesschlaf, fliegt plötzlich mit heiserem Geschrei aus dem Dickicht auf, sonst ist tiefe Ruhe. — Die Natur ruhte aus, der Mensch wurde andächtig still und lauschte ihrem leisen Pulsschlag, fürchtend, sie durch ein lautes Wort im heiligen Schaffen zu stören. Die Johanniskäferchen paßten mit ihrem bläulich milden Licht so ganz in dieses wunderbar stille und doch nicht todte Nachtleben der Natur.

Plötzlich weckte heiterer Gesang uns aus dem Halbtraum, und heller Lichterglanz blendete fast das an die Dunkelheit gewöhnte Auge. Die junge Welt aus Gais, erwachsene Söhne und Töchter der respectabeln Bürger des Orts, hatte sich in froher Sonntagslust zu Gesang und Spiel auf dem freien Platze unter der Halle versammelt. Es war ein greller aber nicht störender Gegensatz, die stille Natur und die fröhlich heitre Menschenwelt.

Noch lange hörten wir dem lieblich sinnigen Gesange zu, bis endlich die Kühle zum Rückzug mahnte.

Es mochte etwa um Mitternacht sein, als ein blitzesschnell heranbrausender Sturm uns weckte; die Läden an den Fenstern drohten aus den Fugen zu gehen. Das ganze Haus erbebte, und das Dröhnen und Aechzen des leichten Holzwerks klang so unheimlich, daß man an einen Erdstoß glaubte. Durch das geöffnete Fenster schlug uns trocken heiße Luft entgegen, während ein tief blauer, mit Sternen bedeckter Himmel über dem Sturmgeheul leuchtete. Das Thermometer war von 9 auf 17 Grad gestiegen. Frisch gepflückte Alpenblumen, welche auf dem äußeren Fensterbrett ihren Platz und sich seither Wochenlang erhalten hatten, waren durch den heißen Lufthauch total verwelkt; es lag etwas Dämonisches in der ganzen Naturerscheinung. — Unser alter Wirth untersuchte sorgfältig das ganze Haus, damit der Föhn keinen unverwahrten Eingang fände. Er klagte, daß dieser gefürchtete Sturm gewöhnlich 24 Stunden mit gleicher Heftigkeit fortwüthe und dann plötzlich in Regen umschlage.

Die Voraussage war richtig. Den ganzen folgenden Tag konnte man, des trocken heißen Windes wegen, das Haus kaum verlassen, man fühlte sich allerseits beklommen, und der sardinische Oberst meinte: „es liege ihm bei diesem ver....... Winde wie Blei in den Beinen." — Am Abend fiel das Thermometer rasch wieder, der Himmel bezog sich, und nun begann der Regen das Zerstörungswerk des Föhn in anderer Weise fortzusetzen, indem er weitere 24 Stunden einem Wolkenbruche gleich niederstürzte. Als endlich eine Pause eintrat, sah man aus den Wiesen eine Menge kleiner Bachrinnen über die gangbaren Wege rieseln; der Rothbach schäumte und brauste in überreicher Wasserfülle. Er schleppte ganze Bäume mit sich, welche dann bei Bühler mit lautem Getose die Wasserfälle hinabstürzten um am Fuße derselben von Männern mit dicken Hakenstöcken aufgefischt zu werden.

Das Fallen der Bäche war gleich rasch wie ihr Steigen. Kaum hatten die Wasser sich etwas wieder verlaufen, so ging's an ein schnelles Ausbessern der an Chausseen und Wiesen sichtbaren Beschädigungen. — Ein Jeder legte Hand mit an, und nach wenigen Tagen rastlosen Fleißes war jede Spur der Verwüstung getilgt; Alles war wieder in vollkommen gutem Stande.

In dieser Sturmeszeit hatte man auch Gelegenheit die guten bürgerlichen Einrichtungen Appenzells kennen zu lernen. Jeder Bewohner des Kantons ist verpflichtet, je nach dem Umfang seiner Gebäude, die durchgängig fast alle von Holz sind, eine Anzahl Feuereimer und eine große Wasserbütte zu halten, welche beim Eintritt des Föhn oder überhaupt stürmischen Wetters gefüllt sein muß; die Eimer haben alle ein gleiches Aussehen und tragen die Hausnummer. So wie der Föhn sich aufmacht, sorgt jeder Bürger, daß sein Herdfeuer möglichst klein sei; Wäsche oder dergleichen häusliche Verrichtungen werden augenblicklich sistirt. Sieht der einzige Polizist in Gais dennoch einen Schornstein stark rauchen, so bedarf es nur der einfachen Erinnerung, und jeder Bürger ordnet sich alsbald dem Allgemeinen ohne Murren unter. Als vor einigen Jahren in dem ebenfalls ganz aus Holz gebauten Dorfe Heiden eine große Feuersbrunst gewüthet, erkannte die Regierung von Außer-Rhoden eine Steinunterlage für alle Oefen als nothwendig. Ohne Einwand wurde dieser Beschluß ausgeführt. Die Armen erhielten aus der Gemeindekasse den nothwendigen Vorschuß, und so war in kurzer Zeit die neue Einrichtung im ganzen Kanton beendet.

Sturm- und Regentage drängten die Kurgäste, deren Zahl von 117 auf 21 zusammen geschmolzen war, enger an einander, und an einem dieser Abende war es, wo Kossuth erzählte, wie er zu seinem Englisch gekommen sei. „Einige Jahre vor der ungarischen Erhebung", so erzählte er, „that mir die väterliche österreichische Regierung die Ehre an, mich auf drei Jahre gefangen zu setzen; im ersten durfte ich weder lesen noch schreiben, im zweiten wurde mir das Lesen gestattet, jedoch unter Beschränkung und namentlich mit Ausschluß der Politik. — Auf meine Frage, ob Shakspere erlaubt sei, wurde eine genehmigende Antwort von Seiten des commandirenden Offiziers gegeben. Ich erhielt also einen englischen Shakspere nebst einer englischen Grammatik und Johnsons Wörterbuch.

Mit unendlicher Mühe arbeitete ich mich in die mir ganz fremde Sprache, aus welcher ich nie vorher einen Laut gehört hatte. Nach zwei Monaten lag die Uebersetzung von „Tempest" fertig vor mir, aber ich wußte natürlich nicht, ob meine Aussprache die richtige sei. Ohne jede Nachhülfe von außen arbeitete ich rüstig weiter und beinahe war ich durch alle Bände hindurch, da kam die Erhebung, — ich wurde Gouverneur. — Nun kam mir in meiner amtlichen Stellung das erlernte Englisch vortrefflich zu statten. Noch besser aber später in England selbst, wo man mir manchmal schmeicheln wollte: ich habe die englische Sprache durch Kraftworte bereichert; diese gehören aber nicht mir, sondern Shakspere an und wurden nur, weil er meine einzige Quelle war, oft von mir gebraucht."

Kossuth hat eine tiefe vollkräftige Stimme; er spricht lebhaft, sein Deutsch ist nicht minder österreichisch, als das des sardinischen Obersten. Er zog indessen sonst, wohl aus naheliegenden Gründen, andere Idiome dem Deutschen vor.

* Meyerbeer und die Oper Dinorah.

Bremen, 1. November 1860.

Die nähere Besprechung der Oper »Dinorah« von Meyerbeer, welche auf unserer Bühne bereits einige Aufführungen erlebte, haben wir bisher aus zwei Gründen hinausgeschoben. Einmal wünschten wir eine genauere Bekanntschaft mit dem Werke zu erlangen, welche grade bei Meyerbeer durchaus nothwendig ist, da seine Stärke in der Feinheit und Vortrefflichkeit der Einzelheiten zumeist beruht. Zweitens aber ist es uns nicht ganz leicht geworden, zur Abgabe eines Urtheils zu gelangen, da man einem solchen Meister gegenüber zu einem harten Worte, wie es hier gesprochen werden muß, sich nicht gern entschließt. Allerdings fordert Meyerbeer durch sein allbekanntes Treiben in der Presse und in der Bühnenwelt die öffentliche Meinung und die Kritik dermaßen heraus, daß er sich über derbe Zurückweisungen nicht beklagen dürfte; allein ein Mann von seiner Bedeutung darf verlangen, daß die Betrachtung seiner Werke unbefangen bleibe und sich nicht durch das thörichte und ungehörige Gebahren des Componisten und seiner Freunde aus der ruhigen Objectivität herausbringen lasse. Für Deutschland hatte Moritz Hartmann die üblichen Lobpreisungen übernommen und stieß nach der ersten Aufführung der Dinorah in Paris im Feuilleton der Kölnischen Zeitung mit unerhörtem Kraftaufwand in die Posaune; wer nicht von vornherein ungläubig war, mußte denken, Meyerbeer habe nicht nur alle anderen Componisten unserer Tage und sich selbst übertroffen, sondern es sei in Wahrheit ein großes und schönes Werk geschaffen worden. Nachdem nun das Publikum und die Kritik in den deutschen Städten, welche bisher die Dinorah und ihre Ziege kennen lernten, sich über das Werk Rechenschaft gegeben haben, sind beide grade so enttäuscht, wie sie sich's gedacht haben; und das Hauptresultat des ganzen Prozesses, der sich vor den Augen und Ohren der musikalischen Welt abgewickelt hat, ist eine ziemlich allgemeine Verstimmung.

Im Grunde hätten wir wohl zunächst einen Blick in das Textbuch zu werfen und den Gang der Handlung zu erzählen. Allein wir verzichten darauf, da weder die Darstellung klar noch die Leser durch dieselbe aufgeklärt werden könnten; der absolute Unsinn läßt sich eben nicht erklären. Der Componist zwingt die Kritik zu thun, was er wünscht; sie muß sich ganz auf die Musik beschränken, da Meyerbeer Handlung und Worte lediglich verwendet, weil es nun einmal nicht anders geht. Ohnehin hat Jeder, der sich für die Sache interessirt, irgendwo, wenn auch nur auf dem Theaterzettel oder im Textbuch, die Inhaltsangabe gelesen. Da kein Preis ausgesetzt ist für den, welcher die *Dichtung* Dinorah versteht und erklärt, so wird sich auch Niemand besondere Mühe darum gegeben haben. Wir wollen die Oper nach zwei Seiten hin betrachten; zunächst rücksichtlich ihrer Stellung zur heutigen Musik überhaupt und ihres musikalischen Werthes, sodann mit Rücksicht auf die Entwickelung Meyerbeers.

Da ist denn nun zuerst vorauszuschicken, daß die Oper Dinorah ein schnöder Hohn ist gegen das, was wir im Laufe der Zeit mühsam errungen haben, gegen das Gesetz, daß auch die Oper so gut wie jede andere Gattung der dramatischen Dichtung nach den Regeln der Vernunft zu gestalten sei, Harmonie in Form und Inhalt aufzuweisen haben müsse. Kaum sind wir unter schweren Kämpfen bis dahin gekommen, so versetzt ein dramatisches Talent, das den höchsten und edelsten Aufgaben gewachsen ist, der Vernunft und dem Gesetz einen Faustschlag in's Gesicht, weil's ihm so gefällt; nicht weil es unfähig wäre, die Anforderung zu erfüllen. Wahr ist's, 's ist schade, und schade, daß es wahr ist. Doch das ist nun nicht mehr zu ändern. Schlimm genug freilich, wenn ein hochbegabter Componist, unter dessen Händen ein bedeutendes und kunstgerechtes Werk entstehen könnte, elenden Schacher treibt mit dem Gut, das ihm verliehen ist, wenn eine große Kraft sich an kleinen Dingen abnutzt. Meyerbeer hat stets die Dichtung nur als Magd behandelt, aber so arg wie diesmal hat er es bis dahin noch nicht getrieben. Vermuthlich waren die wichtigsten musikalischen Gedanken der Oper Dinorah längst da und schon gestaltet, als die beiden Herren, welche den am Ende doch nicht entbehrlichen Text machen sollten, die bei ihnen bestellte Arbeit in Gestalt der nöthigen Anzahl von Versen lieferten, wobei es denn auf eine Handvoll Unsinn nicht ankam. Eine Stellung zur heutigen Musik nimmt die Oper eigentlich gar nicht ein, da der Componist es verschmähte, ein Kunstwerk von regelrechtem Bau zu schaffen. Dinorah ist entstanden, weil Meyerbeer nach einigen Jahren der Ruhe wieder einmal eine Oper auf die Bühne bringen wollte; weil es ihm ferner gefiel, nun auch zur Abwechselung eine *komische* Oper zu machen, damit Jeder sehe, daß er auch das könne; weil er endlich den Beweis liefern wollte, daß er alles das, womit seine Fachgenossen heutzutage Glück haben, ebenfalls zu leisten vermöge. Es war eben ein Geschäft, mit dem gemacht wurde, was gemacht werden konnte oder besser sollte.

Fragen wir aber nach dem *musikalischen* Werth im engeren Sinne, so stellt sich das Urtheil anders. Wenn man einen Augenblick vergißt, daß die weltbekannte persönliche Eitelkeit des Componisten und seine kleinliche Manier die einzige Richtschnur seines Handelns, so muß anerkannt werden, daß die *Musik* meisterhaft componirt, wenigstens voll von vortrefflichen Einzelnheiten ist. Das versteht sich nun freilich bei ihm von selbst. Man verliert zwar nie das fatale Gefühl, daß er hier ein leichtes Couplet, dort einen Chor mit Brummstimmen, weiter eine Arie mit Tanz, viertens einen Pilgergesang und eine Mondscheins-Cavatine im Geschmack des Tannhäuser, fünftens ein Quartett a capella, sechstens und endlich alles mögliche sonst noch machen *wollte*. Man sieht ferner überall bekannte Figuren, Wendungen und Situationen aus dem Robert, den Hugenotten, dem Propheten, dem Nordstern neugeputzt auftauchen. Aber trotz alledem ist doch eine ganz respectable Summe von vortrefflicher Musik in der Dinorah, und es ist, hat man den Aerger überwunden, eine wahre Freude, unter all dem Geschmeiß, das sich jetzt breit macht, mit einem echten Musiker umzugehen. Es ist viel Mittelmäßiges da; die Chöre sind bis auf den letzten recht unbedeutend und werthlos, das erste Couplet des Correntin ist schwächlich, Duett und Finale des zweiten Aktes bleiben weit hinter der Aufgabe zurück und stehen unter dem Fähigkeitenniveau des Componisten, die Ouverture ist bei aller Kunst der »Mache« gekünstelt und werthlos — aber dagegen giebt es vorzügliche Nummern, denen man eine bessere Umgebung wünschen möchte. Dahin ist besonders das Finalterzett des ersten Aktes, wohl das beste Musikstück der Oper, zu rechnen, das auch von störendem Beiwerk am meisten frei ist; ebenso, wenn auch in geringerem Maße, das letzte Finale und das vorhin erwähnte Quartett. Die Instrumentation ist die stärkste Seite und zeigt die ganze, leider so schlecht angewendete Kraft des ausgezeichneten Meisters. Es ist eine Lust, der vortrefflichen Verwendung der einzelnen Instrumente und der meisterhaften Behandlung des Orchesters als eines Ganzen zu folgen. Da wir nicht für ein musikalisches Blatt schreiben, sondern nur allgemeine Gesichtspunkte aufstellen können, so müssen wir einem Eingehen auf Einzelheiten entsagen; die Gerechtigkeit fordert aber, daß wir ausdrücklich die unermüdliche Thätigkeit des Kapellmeisters *Hentschel* und den guten Willen des Orchesters rühmend hervorheben.

Wird nun zweitens die Frage aufgeworfen, welche Stellung die Oper Dinorah in dem Entwickelungsgange Meyerbeers einnehme, so ist die Antwort bald gegeben. So hoch man die Fehler und Vergehen des Componisten anschlagen mag, — und wir haben dieselben scharf genug hervorgehoben —, jedenfalls ist die Dinorah viel besser, frischer, lebendiger und werthvoller als des Meisters letzte Oper, der Nordstern. Hat er in der vorletzten Epoche seiner Thätigkeit das schon ziemlich unerträgliche »Feldlager in Schlesien« in den völlig

unerträglichen Nordstern mühsam umgewandelt, so ist doch die Dinorah immerhin ein mehr ursprüngliches und gesundes Produkt und jedenfalls kein Rückschritt. Sie beweist, daß der Componist des Robert noch über eine sehr ansehnliche Summe von Gestaltungskraft zu verfügen hat. Aber eine Schande ist es, daß ein so bedeutendes Talent auf unwürdigen Bahnen sich umhertreibt. Es ist ein widerwärtiges Schauspiel, wenn ein Mann, der fast siebenzig Jahre alt ist, auf dem Seil tanzt und Jahrmarktspossen treibt.

F. P.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Die Mutter der Ernestiner. Ein Lebensbild von der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts. Von G. Th. Stichling. — Freidanks Bescheidenheit. Spruchsammlung aus dem 13. Jahrhundert. Neudeutsch bearbeitet. Von A. Baemeister. — Geschichte des römischen Münzwesens. Von Theodor Mommsen. — Auf der hohen Rast. Dramatisches Gemälde aus dem Bergmannsleben in vier Aufzügen. Von Robert Griepenkerl. — Neue Herzensgeschichten. Novellen. Von Feodor Wehl. — Adel. Roman in 2 Bänden. Von J. T. H. Tenne. — Maria von Burgund. Schauspiel in 5 Aufzügen. Von H. Hersch. — Der Geist der Tonkunst. Von L. Nohl. — Neuer Adel. Roman in 3 Bänden. Von Alfred Meißner. — Rosenkreuzer und Illuminaten. Historischer Roman aus dem 18. Jahrhundert in 4 Bänden. Von Max Ring.

* Endlich ist der seit Langem von den Musikfreunden erwartete zweite Band des ausgezeichneten Werkes von Chrysander über Händel erschienen.

* Literaturbilder. Darstellungen deutscher Literatur aus den Werken der vorzüglichsten Literarhistoriker. Von J. W. Schaefer. Leipzig, Brandstetter. — Abermals eine literarhistorische Gabe des unermüdlichen Verfassers, für welche die lesende Welt demselben nicht minder dankbar sein wird als für so manche frühere. War in diesem Falle die Thätigkeit Schaefers allerdings nur die eines Anordners und Herausgebers, so hat er doch die Umsicht und Sorgfalt, welche ihn bei seinen größeren selbständigen Werken, wie dem Handbuch der Literatur, dem Leben Goethe's und den biographischen Bildern aus dem achtzehnten Jahrhundert leiteten, auch hier an den Tag gelegt. An das zuletzt genannte Werk schließt sich das vorliegende, das uns in einem stattlichen Doppelband und in trefflicher Ausstattung entgegentritt, zunächst an. Wie Schaefer dort zur Erleichterung und Belebung des Jugendunterrichtes die biographische Form wählte, und zwar so, daß die innere Entwickelung der Literatur nur in allgemeinen Umrissen erörtert ward und die eigentlichen Vertreter und Leiter des geistigen Lebens in ausgeführteren Charakteristiken vorgeführt wurden, so leitete ihn hier der Gesichtspunkt, sowohl die prägnanten Momente und Hauptwerke unserer Literatur als die historische und ästhetische Behandlungsweise ihrer Geschichte durch erlesene Darstellungen aus den besten literarhistorischen Schriften zu veranschaulichen und so ein lebensvolles Gesammtgemälde hinzustellen. Dabei ist rücksichtlich der Schule ein zusammenhängender Unterricht, rücksichtlich der Privatlectüre eine gewisse Summe von Vorkenntnissen vorausgesetzt. Vor der Gefahr einer Buntscheckigkeit und Zusammenstoppelung wird das Unternehmen durch des Herausgebers umfassende Kenntniß und feinen Sinn bewahrt; es war vielmehr hier in den allerbesten Händen. So ist denn das Buch ein zuverlässiger und besonnener Wegweiser durch unsere Literatur von ihren ersten Anfängen bis an das neunzehnte Jahrhundert heran, welches wegen des Charakters der Epigonenliteratur und der Behandlung derselben, die bis jetzt mehr ästhetische Kritik als Geschichte ist, ausgeschlossen blieb. Bei der Benutzung des gewaltigen Materials verfuhr der Verfasser mit Umsicht und Sachkenntniß. Von den älteren Literarhistorikern konnten noch Bouterwek, Wachler und Horn mit einigen Abschnitten (z. B. Luther, Opitz, Lohenstein) aufgenommen werden; aus der gewaltigen Fülle von Werken, welche die so mächtig angewachsene und glänzend angebaute neuere Literaturgeschichte bietet, wurden solche Abhandlungen entlehnt, welche gründliche Kenntniß der Sache mit warmem und vorurtheilsfreiem Interesse für die Geistesrichtung des beurtheilten Schriftstellers verbinden. So können hier Vilmars warme Behandlung des Mittelalters und die geistvollen Combinationen von Gervinus sehr wohl neben einander hergehen, Koberstein und Wackernagel mit ihrer sicheren Kritik neben Kurz und Hillebrand mit ihrer auf alles Schöne liebevoll eingehenden Darstellung stehen. Für die neuere Literatur boten ferner Cholevius, Guhrauer, Rosenkranz, Prutz, Stahr, Julian Schmidt, bei einzelnen Abschnitten Bippen, Tittmann, Schwenck und W. E. Weber Treffliches, was sich mit mancher Abhandlung des Herausgebers zu einem Ganzen vereinigte. Als schmückende Beigabe hat die Verlagshandlung ein sehr gut ausgeführtes Porträt Lessings nach dem Gemälde von May hinzugefügt. Dasselbe ist hier zum erstenmal copirt und wird großes Interesse erregen. Des Herausgebers Wunsch, daß seine Sammlung als eine Beigabe zu seinen wissenschaftlichen Werken willkommen sein und zur Förderung der tieferen Erkenntniß und Würdigung der vaterländischen Literatur beitragen möge, wird nicht unerfüllt bleiben.

* In Oesterreich und Frankreich ist der neueste Volkskalender von Berthold Auerbach verboten worden, vermuthlich wegen des von uns neulich besprochenen und auszüglich mitgetheilten Artikels von Karl Andree über natürliche Grenzen mit Rücksicht auf den Rhein und die französischen Gelüste.

* Der Vorstand des deutschen Nationalvereins erläßt die folgende Aufforderung: „Zehn Jahre sind vergangen, seitdem Schleswig-Holstein von deutscher Diplomatie und deutscher Militärgewalt an die Dänen ausgeliefert ist. Seit zehn Jahren schwelgt dänische Rache und dänische Niedertracht in dem Triumph, welchen ihr die Politik und die Waffen deutscher Cabinette bereitet. Und noch hat die Stunde nicht geschlagen, wo wir das Brandmal hinwegwaschen könnten, welches man der deutschen Nationalehre auf die Stirn gebrannt! — So sei es denn einstweilen unsere Sorge, wenigstens die persönliche Schuld zu zahlen, welche hundert wackere schleswig-holsteinische Männer, welche durch die Dänen von Amt und Gewerbe, von Haus und Hof getrieben sind, von Deutschland zu fordern haben. Wir eröffnen hiermit in Gemäßheit des Beschlusses der General-Versammlung des National-Vereins vom 4. September die Unterzeichnung für die der Unterstützung bedürftigen Schleswig-Holsteiner. Der Vorstand des deutschen National-Vereins. v. Bennigsen. Fries. Dr. Reyscher. Dr. Med. Rückert. F. Streit."

Aufruf.

Karl Zöllner ist gestorben. Eine ächt deutsche Künstlernatur, kannte er bei höchster Pflichttreue für seinen Beruf keinen andern Lebenszweck, als sein Volk mit seinen Liedern zu erfreuen. — irdischen Besitz vergaß er zu erwerben. So hinterläßt er nichts als seine Lieder — und seine unversorgte Familie. Ist es nicht Ehrenpflicht der deutschen Sänger, diese Erbschaft anzutreten, seine Lieder fort und fort zu singen — und auch für seine leiblichen Kinder zu sorgen?

Die Unterzeichneten sind zu einem Ausschuß zusammengetreten, um den Bestrebungen für Zöllners Hinterlassene einen Mittelpunkt zu bieten, und richten an die deutschen Sänger die Bitte:

> Gedenke jeder Einzelne des dahingeschiedenen Meisters wie er kann! Wie aber die meisten Aufführungen von deutschen Gesangvereinen einen wohlthätigen Zweck im Auge haben, so möge auf einem der nächsten Programme solcher Aufführungen stehen:

Für Zöllner's Hinterlassene!

Seine Lieder haben dazu beigetragen manche Thräne zu trocknen, mögen sie ihre Kraft in dieser Hinsicht auch bewähren, wo es die Sorge für seine Frau, seine Kinder gilt.

Die Unterzeichneten sind bereit, eingehende Beiträge in Empfang zu nehmen, nach bestem Ermessen zu verwenden und über das Ergebniß seiner Zeit Bericht zu erstatten.

Alle Mittheilungen bitten wir zu senden an:

Herrn Karl Voigt, Firma Berger und Voigt in Leipzig, unsern derzeitigen Cassirer.

Alle öffentlichen Blätter sind gebeten, diesem Aufruf eine Stelle in ihren Spalten zu gönnen.

Leipzig, am 11. October 1860.

E. Anschütz, Advokat. Roderich Benedix, Schriftsteller. F. David, Concertmeister. Dufour-Feronce, Generalconsul. Karl Gebhauer. Raymund Härtel, Stadtrath (Firma: Breitkopf und Härtel). Dr. Hauptmann, Musikdirector. Joh. Jak. Huth, Kaufmann. Dr. Langer, Musikdirector. J. Moscheles, Professor. Rich. Müller, Musikdirector. Dr. Ruete, Hofrath und Professor. Hugo Scharff, Kaufmann. F. A. Schumann, Lehrer. C. Voigt, Kaufmann (Firma: Berger u. Voigt). Dr. E. H. Weber, Professor. T. O. Weigel, Buchhändler.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 46. Bremen, 11. November. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Das Oberammergauer Passionsspiel im Jahre 1860.

Von Wilhelm Weingärtner.

II.

Das Treiben kurz vor dem Anfang des Spiels ist im höchsten Grade interessant. Stundenlang lagert das Landvolk vor den zahlreichen Eingängen, um bei der Eröffnung einen der ersten Plätze zu erringen. Eine Stunde vor dem Beginn hat auch der größte Theil des übrigen Publikums bereits Posto gefaßt. Nur hier und da streicht noch ein Beobachter um das Theater herum. Die Mitwirkenden strömen halb, theilweise sogar schon ganz in ihrem theatralischen Aufzug herbei. Allerliebst macht sich besonders die kleine Welt, die mit strahlenden Augen, überzeugt heute das Beste zu leisten, geschäftig in ihren kurzen Röckchen und Naturtricots, die auch sogar bei größeren männlichen Individuen während des Spiels zur Anwendung kommen, herbeitrippelt.

Die Preise zu dem oblongen allmälig bis zu einer beträchtlichen Höhe ansteigenden und, was Bequemlichkeit anbetrifft, nur sehr mangelhaft eingerichteten Zuschauerraum denke sich ja Niemand zu niedrig. Bei den sehr beträchtlichen Ausstattungskosten, die bei früheren Aufführungen nicht einmal immer gedeckt wurden und erst seit den drei letzten Decennien bedeutende Ueberschüsse abgeworfen haben, konnten die Preise nicht gut billiger angesetzt werden. Der niedrigste Platz, an den Seiten des Zuschauerraumes sich hinziehend, kostet bereits 48 Kreuzer, der Mittelraum zwischen diesen Plätzen, unstreitig der geeignetste Platz, 1 Gulden; die Logen, im Hintergrunde des Mittelraumes hochgelegen, betragen 1 Kronthaler, und die die Logen umschließenden Plätze bringen 1 Gulden 48 Kreuzer. Durch die große Entfernung der letztgenannten Plätze gewinnt das Auge an Illusion, was das Ohr etwa dabei verliert. Der pekuniäre Vortheil der Einzelnen war bis vor zehn Jahren bei der Masse der Mitwirkenden und der nicht unbedeutenden Abzüge ein ziemlich geringfügiger. Der größte Theil des Ertrages wird für die für Ammergaus Haupterwerbszweig, die Holzschnitzerei, höchst wichtige Zeichnenschule, für öffentliche Bauten, die Kirche, die Schule und die Ortsarmenkasse verwendet. Anders dürfte sich bei dem trotz des anhaltend schlechten Wetters ungeheuren Zudrang die Sache in diesem Jahre stellen. Die Preise der Lebensmittel und der Zimmer sind für Fremde trotz des Zulaufes sehr mäßig angesetzt. Ich habe Niemand über Prellerei klagen hören. Die Einwohnerschaft räumt den Fremden Zimmer und Betten ein und begnügt sich mit dem Heuboden.

Indeß verlassen wir diese nicht uninteressanten Aeußerlichkeiten! Schon sind die drei Böllerschüsse gefallen, welche den Beginn der Vorstellung anzeigen. Eine sehr einfache, nach unsrem heutigen Geschmack freilich etwas dünne und eintönige Musik leitet das Spiel ein. Von beiden Seiten der Bühne treten in einem idealen Anzuge, der kaum erkennen läßt, ob wir Jünglinge oder Mädchen vor uns haben, auf den Vorplatz 17 Gestalten, die am Orte selbst als „der Chor der Schutzgeister“ bezeichnet werden, und beginnen, nachdem sie sich der Größe nach, an beiden Seiten abfallend, geordnet haben, einen Gesang, der als Prolog dient. Als Vorbedeutung des Versöhnungsopfers Christi weist derselbe auf das Opfer auf Moria hin: „Seht das Geheimniß Gottes — das Opfer dort auf Moria, das Opfer — der Versöhnung Bild auf Golgatha!“ Der bisher unmittelbar vor dem Vorhang der Mittelbühne auf dem Vorplatz aufgestellte Chor trennt sich bei diesen Worten in zwei Theile, und jeder derselben macht eine langsame feierliche Schwenkung zur Seite, so daß die Mittelbühne frei wird. Ihr Vorhang rollt sich auf, und als lebendes Bild erscheint: links Abraham im Begriff den Isaak zu opfern, rechts Adam und Eva vor dem Flammenschwert des Engels fliehend. — Der Vorhang fällt. Der Chor nimmt seine frühere geschlossene Stellung vor der Bühne wieder ein und singt eine kurze Strophe, nach deren Beendigung der Chor sich wieder trennt und der Vorhang wieder in die Höhe geht. Im Hintergrund der Mittelbühne erblicken wir ein hohes einfaches Kreuz, vor dem vier kindliche Gestalten knieen; bei diesem Anblick sinkt auch der Chor auf die Kniee; während sein Gesang verstummt, heben jene an:

„Ew'ger, höre deiner Kinder Stammeln!
Weil ein Kind ja nichts als stammeln kann.
Die beim großen Opfer sich versammeln,
Beten dich voll heil'ger Ehrfurcht an.“

Der Vorhang sinkt zum zweiten Mal. Der Chor erhebt sich, vereinigt sich wieder und schließt nach dieser Vorbereitung mit den Worten:

„Folget dem Versöhner nun zur Seite,
Bis er seinen rauhen Dornenpfad
Durchgelaufen und im heißen Streite
Blutend für euch ausgekämpfet hat.“

Die einfache Würde, die ruhige Haltung des Chores, die feierliche Abgemessenheit seines Gesanges und seiner Bewegungen bringen einen seltsam ergreifenden Eindruck hervor. Der Zuschauer ist vollkommen vorbereitet, den Verlauf der Leidensgeschichte Christi mit geneigtem Ohr und gläubigem Herzen aufzunehmen.

Ein Hosianna ertönt. — Der Chor tritt wie bei allen vorhergehenden, so auch bei der jetzigen und allen folgenden auf der Mittelbühne vorgehenden Handlungen in der gewohnten feierlichen Weise auseinander und schließt sich erst wieder nach Beendigung derselben zu seinem die folgende Scene einleitenden Gesange. — Augenblicklich sehen wir tief im Hintergrunde der Mittelbühne von der linken Seite aus den Koulissen den Einzug Christi in Jerusalem hervortreten. Kinder mit ihrem Lehrer voran bereiten dem auf dem Eselsfüllen nach Frauenart sitzenden Erlöser den Weg und singen und jauchzen ihm zu, während hinter ihnen alle Lebensalter und Stände

in feierlicher Haltung und Stimmung daherschreiten und Tücher und Zweige vor dem Heiland ausgebreitet werden. Der Typus Christi ist mit möglichster Sorgfalt nachgebildet: er trägt ein lilafarbnes Gewand, einen dunkelrothen Mantel, lange in der Mitte gescheitelte Haare, einen würdevollen Bart. Der Zug bewegt sich langsam unter Gesängen über den Mittelraum, um dann auf der rechten Seitenstraße und der Vorbühne wieder zum Vorschein zu kommen. In dem Augenblick schließt sich die Mittelbühne. Das Volk bildet auf dem Vorraum Gruppen, während Hohepriester und Schriftgelehrte die entgegengesetzte Straße in lebhafter Bewegung, erzürnt über das Treiben des Volkes und das Benehmen Christi, der eben vom Füllen herabgeglitten ist, entlang kommen. An Christum treten sie heran, um ihn zur Rede zu setzen. „Hörst du, was diese rufen?“ wird er angeredet. „Wenn diese schweigen, würden Steine reden!“ ist seine Antwort. Der Dialog ist eröffnet. Christus lehrt auf dem vorderen Raum, während auf der sich öffnenden Mittelbühne das widerwärtige drastisch dargestellte Treiben und Schachern im Vorhof des jüdischen Tempels vor sich geht. Heiliger Zorn überkommt bei diesem Anblick den Erlöser; er treibt die Wechsler und Krämer hinaus, nicht achtend auf das Toben der Verjagten, deren Tische er umstieß. Drohend rufen sie ihm sich entfernend zu: „dieser Schimpf soll nicht ungerächt bleiben.“ Das Volk und die Kinder aber halten zu Christus und schaaren sich in dem gesäuberten Tempel um ihn, bis er ihn verläßt und die Priester und Krämer zur Rache an dem Neuerer sich verbinden.

Damit ist die erste Vorstellung geschlossen. Der seitwärts stehende Chor nimmt seinen Platz von Neuem ein und hebt seinen das folgende alttestamentliche Vorbild erläuternden Gesang mit den Worten an:

„Ha! sind sie fort, die losen Bösewichte,
Entlarvt die scheußliche Gestalt im vollen Lichte!“

Da nun die zweite unmittelbar an diese erste sich anschließende Vorstellung sich mit den Anschlägen des hohen Rathes beschäftigt und sie dialogisch uns vorführt, so erscheint einer im Mittelalter besonders in der bildenden Kunst gebräuchlichen Redeweise gemäß als Prototyp dieser Handlungsweise ein lebendes Bild, welches die Söhne des Patriarchen Jakob, die ihren jüngeren Bruder Joseph aus dem Wege zu räumen beschließen, zum Gegenstand hat. Ganz wie bei der ersten Vorstellung folgt auch bei dieser und allen folgenden dem lobpreisenden und erläuternden Gesang der Schutzgeister auf der Vorbühne die dialogisch durchgeführte Handlung des neuen Bundes wieder auf der Mittelbühne.

Als alttestamentliches Gleichniß der dritten Handlung, die uns Christus zu Bethania, seine Salbung durch Maria und seinen Abschied von seiner Mutter und seinen Freunden vergegenwärtigt, sind der Abschied des Tobias von seinen Eltern und eine Stelle des hohen Liedes, in der die Braut den Verlust ihres Bräutigams beklagt, auserlesen. Der Gesang des Chores wird an dieser Stelle mannichfaltiger. Einzelgesänge der Mutter des Tobias und der verlassenen Braut gehen einem Wechselgesang vorher.

Die vierte Vorstellung hat es mit Christi Rückkehr nach Jerusalem, seinem Klagegesang über die Stadt, der Sendung der Jünger wegen des Osterlammes und Judas Beschluß seiner Verrätherei zu thun. — Das Prototyp zu ihr liefert ein lebendes Bild: König Ahasverus, Vasthi verstoßend und Esther erhebend.

Die fünfte Darstellung füllt das Paschamahl und die Einsetzung des Abendmahls aus, als deren Abspiegelung im alten Testament Jehova's Manna- und Weintraubenspende bildlich vorgeführt werden.

Judas im Synedrium und des Synedriums Beschluß der Tödtung Christi, eine Handlung als deren Ebenbild der Verkauf Benjamins auserwählt ist, bilden die sechste Vorstellung, welcher sich unmittelbar, wie bei allen übrigen, die letzte der ersten Hauptabtheilung anreiht, die uns Christi Todesangst, des Judas Verrätherkuß und Christi Gefangennehmung schildert, als deren Prototypen Adam im Schweiße seines Angesichts sein Brot essend, Joab, der unter dem Vorwande, dem Amasa den Freundschaftskuß aufzudrücken, ihm den Dolch ins Herz stößt, und der von den Richtern gefesselte Simson unter den Gesängen des Chores vorgezeigt werden.

Unterdeß ist die Mittagsstunde herangekommen und vier Stunden der Spielzeit sind bereits verstrichen. Zur Erholung der Zuschauer, die dem Verlauf bis hierher mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt sind, wird eine Stunde pausirt. Noch mehr bedürfen der Erholung die Spielenden, von denen die Mitglieder des Chores noch nicht von den Brettern heruntergekommen sind. Die Zeit gestattet indeß kaum, in das Dorf selbst hineinzugehen; nur in hölzernen um das Theater errichteten Buden kann man einige Erfrischungen einfachster Art zu sich nehmen.

Böllerschüsse verkünden den Wiederbeginn der Vorstellungen und zwar zunächst der zweiten Hauptabtheilung, deren Handlung uns die Scenen von der Gefangennehmung bis zur Verurtheilung vorführt. Sieben dialogisirte Vorstellungen und die dazu gehörigen ihnen vorangehenden Vorbilder des alten Bundes, unter einander wieder durch die Wechselgesänge des Chores und die Erläuterungen seines Sprechers verknüpft, füllen diese Abtheilung aus. Die nähere Angabe der einzelnen Scenen übergehe ich, da ihr Verlauf aus der biblischen Geschichte hinlänglich bekannt ist, ebenso wie die Vorführung der alttestamentalischen Parallelstellen, um nicht unnütz zu ermüden.

Kürzer als die beiden ersten Hauptabtheilungen ist die dritte und letzte. Nur drei Vorstellungen enthält sie: den Kreuzweg, Jesus auf Golgatha und seine Auferstehung. Auch sie leiten im Geschmack der typologischen Bilderkreise des Mittelalters die vorbedeutenden Handlungen des alten Testamentes in Form lebender Bilder unter den Gesängen des Chores ein.

Das Publikum harrt bis zum Verstummen des jubelnden Schlußgesanges mit ungeschwächter Aufmerksamkeit aus. Gegen fünf Uhr Nachmittags fallen die Böllerschüsse, welche das Ende anzeigen. Ueber Hals und Kopf stürzt Alles davon, um vor Einbruch der Nacht noch eine geeignete Herberge zu finden, denn wie könnte das Dörflein die Menge der Zuschauenden bergen? Eine Stunde nach der Beendigung ist das Dorf so leer wie gewöhnlich. Der Landmann, der eben die erhabenste Person der Begleitung Christi oder ihn selbst spielte, kehrt an seinen Pflug, der Schnitzer an seine Hobelbank zurück, der Zuschauer aber, weß Glaubens oder Standes er auch sei, nimmt ein freundliches Andenken an das Dorf und seine biederen Bewohner in die Ferne.

Ich habe Viele mit großen Erwartungen den Raum betreten sehen, und sie waren befriedigt; Andere, zu ihnen gehöre ich selbst, hofften weniger und hatten mehr gefunden, als sie erwarten zu dürfen glaubten. Ich gehöre weder zu den Sanguinikern, wie Ed. Devrient, die von diesen Aufführungen, ihrer Ausbreitung und Nachahmung eine Regeneration des deutschen Theaters erwarten, noch zu jenen blinden Eiferern, wie Görres und Clarus, die der Kirche durch sie einen wichtigen Dienst erwiesen zu haben glaubten. Als ein kulturhistorisch interessantes Zeugniß von der hohen Begabung des oberbayrischen Gebirgsvolkes fasse ich diese Darstellungen auf, und als solches halte ich sie, da sie nebenbei noch ein schwaches Abbild des mittelalterlichen Volkstheaters liefern, auch der Fortführung und Beachtung des Publikums würdig. Zugleich zähle ich sie aber auch zu den Zeichen der Zeit, über die wir abzuurtheilen noch nicht berufen sind.

Ich muthe Niemand zu, wie meine Vorgänger es gethan haben, sich an der spielenden Symbolik, die den Kern jener lebenden Bilder des alten Testamentes umhüllt, zu erfreuen. Wie kann man einem vernünftigen Menschen zutrauen, wer weiß was für eine tief ergreifende Sinnigkeit und Innigkeit des christlichen Gemüthes darin zu finden und schließlich gar noch mitzuempfinden, wenn Christus das Kreuz und Isaak das Holz zum Opfer tragend parallelisirt werden? Der Verstand kann die Klippe, daß das tertium compa-

rationis nichts als Holz ist, unmöglich umschiffen, da das Gleichniß außerdem an allen Ecken und Enden hinkt. Und doch gehört dieses Beispiel noch zu den glücklichsten. Man halte nur die anderen, von denen ich einige als Proben beigegeben habe, daneben! Die Kirche selbst hat sich mehr als einmal veranlaßt gesehen, gegen diesen mittelalterlichen Unfug, den Verstand im Dienste des Gefühles zu mißbrauchen, Protest einzulegen.

Noch trauriger als mit dem eben berührten Punkt für den Verstand steht es für unser ästhetisches Gefühl mit dem Werth des gereimten Textes, den der Chor abzusingen hat.

Etwas Elenderes, als diese civilisirten Knittelverse, ist nicht gut denkbar. Fast kein Vers ist richtig gebaut und gereimt, von Kraft und Saft der Gedanken keine Rede, jeder Schwung, wie es scheint, absichtlich vermieden. Die Fadheit eines modernen Operntextes, weiter ist das Product nichts, ist reines Gold des Gedankens gegenüber dieser Poetasterei.

Von dem verhältnißmäßig nicht bedeutend höheren Werth der Musik habe ich andeutungsweise bereits gesprochen.

Auch der prosaische Text ist in Bezug auf die Diction nichts weniger als ein Meisterstück. Nach seiner Destillation aus den mittelalterlichen Knittelversen kommt er mir vor wie eine ausgequetschte Zitrone, welche die Säure verloren und nur die Herbheit behalten hat.

Loben dagegen muß man das Gesammtarrangement der Scenen, einzelne Uebergänge und Motivirungen. Sie bekunden, daß der moderne Bearbeiter seiner Aufgabe vollkommen gewachsen war.

Nun weiß ich sehr wohl, daß man von gewisser Seite gegen diese Art der Beurtheilung feierlichen Protest einlegen wird. Der Protest wäre zur Noth gegründet, steckte in dem Vorgeführten wirklich noch irgend ein Stück des mittelalterlichen unverfälschten Kernes. Ich wollte mich dann gern entschließen in Bezug auf diese Dinge den Maßstab der Vergleichung und der Billigkeit anzulegen, obgleich ich mir keineswegs verhehle, daß es bald Zeit sein wird, das natürliche ästhetische Gefühl gegenüber dieser Sorte Pietät der Alterthumskrämerei energisch in Schutz zu nehmen.

Was gefällt nun aber eigentlich dem großen Publikum und den Kennern an diesen Schaustellungen? Läßt sich eine Menge von 6000 Köpfen Woche für Woche täuschen und in ihrem Urtheil rein durch den religiösen Stoff bestechen? — Keineswegs! — Trotz der geringen Achtung, die ich vor der Selbständigkeit des menschlichen Urtheils habe, der Anklang ist ein durchaus berechtigter, weil er ein auf die Vorzüge der Darstellungsweise selbst begründeter ist.

Etwas haben wir hier gefunden, was den modernen Hofbühnen unsrer Tage und noch mehr ihren Rivalen, den städtischen Theatern, gänzlich und, wie ich fürchte, auch für immer verloren gegangen ist, die Naivetät der Darstellung und den Ernst und die Würde der dramatischen Kunst.

Es ist fast unglaublich, mit welcher Innigkeit diese einfachen Landleute ihre Aufgaben erfassen und mit welcher Liebe sie sich ihnen hingeben. Die Sprache der Natur ist es, die wir hier zum ersten Mal wieder unverfälscht und durch künstlerische Eitelkeit ungetrübt von den Brettern herunter vernommen haben. In jeder Bewegung, jeglichem Worte kommt dieses etwas, was sich nach seinem Verlust nie wieder aneignen läßt, unmittelbar zum Ausdruck. Von Reflexion und künstlerischem Tick, oder wie man sonst diese Kunstgriffe bezeichnen will, ist hier keine Rede.

Dieses ungeheuchelte Gefühl des Einzelnen bewahrt den Begabteren davor, sich vor seine Mitspieler ungebührlich hervorzudrängen. So entsteht ein so inniges und herzliches Zusammenspiel, wie wir es sonst nirgends, am allerwenigsten auf Liebhaberbühnen, zu sehen bekommen. Selbst das künstliche durch einen tüchtigen Regisseur herbeigeführte Zusammenspiel auf Kunstbühnen bietet für dieses natürliche keinen Ersatz. Wie wir bei einem wahrhaft künstlerisch und großartig empfundenen Gemälde beim ersten Anblick unmöglich die Kopflängen oder die Proportionen der Hände und Füße der einzelnen Personen zählen können, so übersehen wir bei einem so harmonischen Zusammenwirken der einzelnen Kräfte zu einem Ganzen, wie es in Ammergau stattfindet, auch gern die Gebrechen des Einzelnen.

Ein Zug edler Mäßigung war jedem der Theilnehmer eigen. Man sah es den Einzelnen an, daß es ihnen nicht um sich, sondern um das Gelingen der Sache zu thun war. Jeder glaubte noch an sich, weil er an die Sache selbst glaubte. Ein einziges Mädchen, sicherlich das schönste des Dorfes, das im Chor verwendet war, störte durch ihre erkünstelten Bewegungen und ihre Koketterie. Es sollte mich wundern, wenn dieses Pflänzchen nicht wenigstens vorübergehend Stadtluft geathmet hätte!

Christus, obwohl mit keinem sonderlichen Organ begabt, führte seine schwierige, auch körperlich höchst ermüdende Rolle mit einer Idealität und Consequenz durch, die auch das frömmste Gemüth, das eine Entheiligung gefürchtet haben mochte, vollkommen aussöhnte. Es war ein echter χριστος πασχων: sein Handeln selbst war ein Leiden. Etwas Weltschmerzliches, Nazarenerartiges lag freilich in seiner Haltung, seiner Sprache, seinen Bewegungen. Weitaus von Natur der begabteste Spieler war sein Widersacher, Judas. Wie verständig wußte er das Aufkeimen des verrätherischen Gedankens und in Folge dessen die aus den Zusagen des jüdischen Pfaffenthums hervorgegangene Selbsttäuschung und andrerseits wieder das plötzliche Erwachen des bethörten Gewissens zu schildern. Die Mittel, die er brauchte, waren höchst einfache. Zuweilen glückte es ihm dem Charakter etwas unheimlich Diabolisches beizumischen, trotzdem daß seine Rolle das rein Menschliche ihm vorzeichnete. Nur einmal, in der Scene, in der er sich erhenkte, ging er zu weit und streifte an das Burleske.

Die Schaar der Jünger tritt zu wenig charakteristisch hervor, um gerade eine besondere Beachtung in Anspruch zu nehmen. Aber auch selbst bei ihnen zeigten sich einzelne interessante und selbst erfundene Motive.

Im Allgemeinen wurde der Typus, an den wir durch die bildende Kunst nun einmal gewöhnt sind, nicht nur in der Maske, sondern auch im Spiel selbst treu beibehalten und durchgeführt. Der Monolog des Petrus nach der Verleugnung des Herrn und des Judas nach der Reue ließen billige Ansprüche nicht unbefriedigt.

Recht gut besetzt waren ferner die Rollen des Annas und des Kaiphas, deren Spieler wohl nur eine gewisse patriarchalische Würde anstrebten, dadurch aber ihren Charakteren fast einen Hauch jener antiken Ruhe und Festigkeit verliehen, der ihnen zukam.

Unter den Männern, die in Masse vorgeführt wurden, leistete weitaus das Beste der Schwarm der Hohenpriester. Ich habe das um Gott eifernde Pfaffenthum, wie es bei allen Völkern und in allen Zeiten im Kampf um seine Existenz in seiner baren Gemeinheit erscheint, seine Rechte als die Gottes ausposaunend, nie und nirgends charakteristischer darstellen sehen, als hier; und doch — nicht einem einzigen Pfäfflein werden die Schuppen von den Augen gefallen sein, als seine Kinder ihm den Spiegel vorhielten.

Die Kriegsknechte, die Henker erfreuten durch ihren gemäßigten Realismus.

Am schwächsten fielen leider die Frauenrollen aus. Ein Glück, daß sie beim Spiel selbst verhältnißmäßig wenig Gewicht hatten. Es dürfte gerathen sein, dieselben künftig Jünglingen zu übergeben. Schwächliche Figuren und Stimmen, ergingen sich ihre diesmaligen Darstellerinnen in einer fast langweiligen Monotonie ihrer Schmerzenslaute, Stellungen und Bewegungen. Zum Glück übertrafen letztere wenigstens in etwas ihre Worte.

So viel über das Spiel der Einzelnen, das bei einer Darstellung, wie der Ammergauer, bei der die Masse gilt, doch nur wenig ins Gewicht fällt.

Der Glanzpunkt des Spieles waren unzweifelhaft die Volks-

scenen. Es ist gradezu unmöglich, das Treiben der Tempelschänder, ihre Gewinnsucht, ihre Bestürzung beim Fall der Geldtische, ihre Feigheit, Hinterlist und Rachsucht besser zu veranschaulichen, als es hier geschah. Dieser Scene kam an natürlichem Reiz und Lebendigkeit nur noch die der Verspottung gleich. Der Triumph der Rohheit über den in Fesseln geschlagenen Geist war unvergleichlich. Die ganze Bestialität der menschlichen Natur, die in solchen Augenblicken zum Ausbruch kommt, wurde von den Spielern mit wenigen kräftigen Strichen hingeworfen.

Bewunderung mußten ferner die Um- und Aufzüge erregen. Hunderte von Menschen jedes Alters und Geschlechtes bewegten sich um, über und auf der Bühne, ohne daß auch nur eine Bewegung Ursache zum Lachen gegeben hätte. Wer sich dabei zufällig des ungeschickten Statistenpacks unsrer Stadtbühnen erinnerte, konnte glauben, ein unsichtbarer Geist leite diese Menge.

Meisterhaft wie die Aufstellung und Anführung dieser Gruppen war aber auch das exakte Zusammenklappen bei dem Auftreten und Abgehen der einzelnen Personen. Auch nicht ein einziges Versehen der Art ist bei derjenigen Vorstellung, der ich beiwohnte, vorgekommen. Das chorartige Zusammensprechen, das ich bei Aufführung der Braut von Messina auf Kunstbühnen stets mißglücken hörte, gelang hier in der vollständigsten Weise und brachte eine von meiner Seite ungeahnte Wirkung hervor.

Das Arrangement der lebenden Bilder dagegen ließ in der Composition unserm Geschmacke nach wenigstens gar Manches zu wünschen übrig. Die Gruppirung und Verbindung der einzelnen Partien war oft sehr lose. Nicht selten wurde man an die Werke unsrer Nazarener erinnert; den einzelnen Bildern fehlte das erforderliche Leben. Um so gediegener war die technische Ausführung: keine Figur wankte oder verzog auch nur eine Miene. Jeder der bildlichen Darstellungen wurde wenigstens aus dem Munde der versammelten Landleute beim Aufrollen des Vorhanges ein lautes Ach zu Theil. Wenn wir die Zahl der Mitwirkenden, die sich zuweilen auf Hunderte belief, und die Schnelligkeit, mit der sich hier und da die einzelnen Bilder folgten, bedenkt, so erregen selbst diese Dinge noch Erstaunen. Nur bei der größten und aufopferndsten Liebe jedes Einzelnen zur Sache lassen sich solche Erfolge erzielen.

Der Chor wurde auf die Länge durch seine etwas zu gleichmäßig abgemessenen Bewegungen zu monoton; auch war leider die Stimme seines Sprechers, der vor dem Gesang mit wenigen Worten jedes Bild erläuterte, etwas schwach und pfeifend.

Nur wenige Scenen mißglückten durch die Schuld des Textes und den Mangel an Handlung. Besonders gilt dieß von der Abendmahlsscene und dem Vorgang am Oelberg. Beide waren von einer unbeschreiblichen Langenweile.

Besonders aber waren es einzelne Vorgänge, vor deren Darstellung ich bedenkliche Stimmen laut werden hörte. Schon das Erscheinen des Adam und der Eva in einem der ersten lebenden Bilder däuchte besorgten Gemüthern bedenklich. Trotzdem daß beide in fleischfarbenem Strupp nur mit einem Schurz versehen auftraten, erregte die Gruppe doch nicht das mindeste sinnliche Wohlgefallen. Es war nicht das erste Mal, daß mir unsere erkünstelte Sittenstrenge lächerlich vorkam.

Auch bei der Geißelung hatte Christus nur ein Schooßtuch um die Hüften gebunden, und ebenso war es bei der Kreuzigung der Fall — und doch war auch hier die Wirkung eine vollkommen harmlose, die den Gegenstand deßhalb in keiner Weise beeinträchtigte.

Die Kreuzigung wurde vom Aufnageln bis zum Seitenstich und in Folge dessen der Abnahme vom Kreuz mit einer fast unbegreiflichen Naturwahrheit wiedergegeben. Auch nicht ein einziger jener schrecklichen Momente wurde dem Zuschauer erspart, und doch war der Eindruck dieser plastischen Darstellungen durchaus kein schlimmerer, als der jener bildlichen, vor denen Niemand zurückschreckt, es ist. Durch die Behandlung war dem abschreckenden Stoff das Gräßliche genommen. Nur das Zerschlagen der Beine, deren Krachen die Zuhörer fast erschreckte, wirkte peinlich. Was das Auge vertrug, wollte das noch ungewöhnte Ohr nicht gutiren. Auch bei der Geißelung ist es mir wenigstens ganz ähnlich ergangen.

Das Begräbniß Christi, seine Auferstehung und Himmelfahrt, Scenen, bei denen im Grunde der Maschinist mehr zu leisten hatte, als die Spielenden, wurden dem Charakter des Ganzen angemessen, ohne besonderen Prunk mit möglichst einfachen Mitteln befriedigend ausgeführt.

Gleichviel, mag das Schicksal dieser immerhin merkwürdigen und für unsere Tage charakteristischen Darstellungen, die ein veränderter Zeitgeschmack oder politische Stürme vielleicht über Nacht und für immer beseitigen können, weil sie doch nur noch künstliche Treibhauspflanzen sind, sein, welches es wolle, so viel wird Jedem, der parteilos an sie herangetreten ist, klar sein: sie sind ein Zeugniß von der hohen geistigen Begabung eines durch die Verhältnisse zurückgehaltenen Volksstammes, ein Zeugniß für die in jedem Naturvolk wohnende Kraft. Nirgends in Deutschland wäre es heut zu Tage möglich diese Erfolge auf diese Weise zu erringen. An mißglückten Versuchen hat es nicht gefehlt. Gott gebe, daß diese Volkskraft auch anderwärts in unserm politischen und künstlerischen Leben auf eine ihrer würdige Weise zur Geltung komme.

---

* Kleine Bilder aus England.

Von L. Wahl.

Im November in London.

Ernst Hille kam auf ein halbes Jahr nach London, um englisch zu lernen. Es hatte sich herausgestellt, daß die Kenntniß der englischen Sprache ihm für die Zukunft sehr nützlich werden könne; daher faßte er sich kurz, nahm von Mutter, Schwester und Freunden Abschied und begab sich auf die Reise. Er war, wenn ihn seine hypochondrischen Grillen nicht quälten, ein lebhafter, angenehmer Gesellschafter; bildete er sich aber ein, krank zu sein, dann konnte ihm nichts recht gemacht werden, und einer kleinen Erkältung wegen hielt er das ganze Hauspersonal Tag und Nacht in Bewegung. Die Frau Geheimräthin, seine Mutter, bereitete Tränkchen und füllte Wärmflaschen, die Schwester holte alle Decken des Hauses zusammen und brachte sie in das mit Doppelfenstern und Doppelthüren gegen jedes Lüftchen und jedes Geräusch geschützte Schlafzimmer des ungeduldigen Kranken. Daß die Straße nicht jedesmal, wenn Ernst den Schnupfen hatte, mit Stroh belegt wurde, war wirklich nicht die Schuld der Geheimräthin; sie gab die nöthigen Befehle dazu, aber der Kranke genas immer so schnell, daß die Anordnungen des besorgten Mutterherzens nicht so rasch ausgeführt werden konnten.

Ernst Hille kam also im vorigen Herbst nach London, um an Ort und Stelle englisch zu lernen. Durch Vermittlung eines Freundes waren ihm zwei hübsche Zimmer in einem der besseren Stadttheile gemiethet worden, so daß er gar nicht nach einem Gasthofe zu gehen hatte, sondern es sich gleich in der eignen Wohnung bequem machen konnte. Auch fand er zu seinem nicht geringen Vergnügen eine Einladung zu einem dinner vor; sie kam ihm von demselben gefälligen Landsmanne zu, der ihm die Wohnung gemiethet hatte und der — ungleich den meisten in London eingebürgerten Deutschen — nicht so erdrückt von Geschäften war, daß er sich nicht eines Neuankommenden ein wenig annehmen konnte.

Der Reiz der Neuheit thut viel, wie wir Alle aus Erfahrung wissen. Ernst war am ersten Abende von seiner Wohnung ganz entzückt. Selbst das Schlafzimmer, in dem kein Feuer und kein Sopha war, bewunderte er; es hatte einen so schönen Teppich und ein so breites Himmelbett. Freilich als er sich in das englische

Riesenbett legte, fand er, daß die Matratze sehr hart und die wollene Decke sehr dünn sei. Er stand noch einmal auf und holte sich seinen dicken Fuchspelz. Das half etwas, aber das norddeutsche Federbett ersetzte es doch nicht ganz, und Ernst träumte, daß er Sir John Franklin auf seiner Polar-Expedition begleite und von Eisbergen umgeben englische Zeitwörter studirte. Er strengte sich so sehr an, den Unterschied zwischen I can, may, shall und will zu begreifen, (was ihm im Wachen noch niemals gelungen war), daß ihm endlich unter seiner wollnen Decke wirklich heiß wurde. Als er erwachte, war er sehr froh, sich an der Themse und nicht am Lancastersund zu befinden, und das Erste, was er mit Hülfe seines Wörterbuchs von dem Hausmädchen verlangte, war ein Kaminfeuer und Frühstück. Den Tisch möglichst nahe an's Feuer rückend, ließ er sich Thee, Eier und Schinken wohl schmecken und schrieb darauf an seine Mutter, sie möge um seinetwillen ganz unbesorgt sein, das Leben in London sei durchaus nicht so ungemüthlich, als man es ihr geschildert habe.

Ohne weiteren Zeitverlust ging er jetzt an das Studium der englischen Sprache. Sein Freund hatte ihm die Adresse eines recht guten Lehrers gegeben, der auch der deutschen Sprache mächtig war. Ernst nahm täglich einige Stunden und sah mit Ungeduld der Zeit entgegen, wo er, wie er hoffte, sich in Gesellschaft oder auch in Restaurationen in der Umgangssprache würde üben können. Er versprach sich viel Vergnügen davon. Inzwischen klagte er häufig seinem Lehrer Mr. Thomson, wie mangelhaft die Bedienung in seinem Hause, und wie kalt seine Wohnung sei. „Thüren und Fenster schließen nicht. Fühlen Sie den Zug nicht? Ach, und die Kälte, die durch den Kamin kommt. Es ist gar nicht zum Aushalten!“

Mr. Thomson schüttelte zu dergleichen Klagen nur lächelnd den Kopf und sagte: „Der Zug reinigt die dicke Stubenluft, solch' eine Ventilation ist durchaus nothwendig.“

„Da haben wir's! Auch Sie sprechen von Ventilation. Verfolgt mich denn das Wort hier überall? Welcher Mensch bedarf denn der Ventilation im November und bei solchem Wetter! Jeden Morgen, wenn meine Hauswirthin, gegen mein ausdrückliches Verbot, alle Thüren und Fenster aufreißt, muß ich eine Abhandlung über die Nothwendigkeit der Ventilation hören. Sind denn alle Leute in England asthmatisch? Wie sehne ich mich nach einem guten deutschen Ofen! Bei diesem Kaminfeuer ist man immer auf der einen Seite geröstet und auf der andern erstarrt.“

„Wir Engländer, erwiederte Mr. Thomson, lieben unser Kaminfeuer mit einer Art von Zärtlichkeit! Die helle, lustige Flamme im Zimmer sticht so angenehm gegen den dicken Nebel draußen ab, und kommt man nun gar erkältet und durchnäßt nach Hause, dann geht nichts über das lodernde Kaminfeuer. Ihre warme Stubenluft in Deutschland trocknet nicht die feuchten Kleider und verursacht mir Kopfweh und Schwindel. Ueberdies sind wir hier der Meinung, daß solche Art Heizung die Haut ausdörrt und vor der Zeit alt macht.“

Ernst wollte das nicht glauben, vertheidigte seine geliebten Oefen und zog gegen die englische Heizungsart zu Felde. „Mich wunderts gar nicht, sagte er unter anderm, daß es unter den Engländern mehr geschickte Mechaniker als tiefe Denker giebt! Wer in aller Welt kann bei einem Kaminfeuer ein Denker werden! Man muß ja jede Viertelstunde das Feuer schüren oder Kohlen anlegen! Das unterbricht natürlich allemal den Gedankengang, und will man es durch einen dritten thun lassen, so ist's noch ärger, denn das fatale Geräusch, das beim Kohlennehmen unvermeidlich ist, das Klirren der eisernen Feuer-Instrumente ist noch am erträglichsten, wenn wir es selbst besorgen. Ich kann mir vorstellen, daß ein nervös reizbarer Mensch, der nicht von Kindheit auf an dies Kratzen und Klappern gewöhnt ist, darüber in Verzweiflung gerathen könnte — zumal auf dem Krankenbette. Wie richten Sie es überhaupt in London mit dem Kranksein ein? Ich kann mir keine rechte Vorstellung von der englischen Krankenpflege machen.“

„Wir sind nie krank, antwortete Mr. Thomson, dazu hat man keine Zeit; es ist ganz unthunlich in London.“

Ernst nahm diese Worte für bloßen Scherz und ahnte nicht, daß sein Lehrer, weit entfernt einen Scherz machen zu wollen, fest davon überzeugt war, daß man im Londoner Arbeitsleben alles Kranksein überwinden müsse und deßhalb könne. Hatte er nicht an sich und seines Gleichen oft genug die Erfahrung gemacht, und hatte nicht noch vor wenigen Wochen ein Herr, dessen Söhnen er täglich einige Stunden gab, zornig zu ihm gesagt: „Mr. Thomson, ich höre mit der größten Verwunderung, daß Sie um Erlaubniß gefragt haben, morgen Krankheitshalber zu Hause bleiben zu dürfen! Sie wissen, daß Sie wöchentlich dreißig Schillinge für den Unterricht, den Sie meinen Söhnen geben, ausgezahlt bekommen. Das ist unser Contract seit vielen Jahren. Sie geben Ihre Stunden, ich gebe mein Geld. Unregelmäßigkeiten dulde ich nicht. Wer ein Geschäft übernommen hat und wöchentlich dafür bezahlt wird, darf nicht krank sein. Da haben Sie meine Antwort auf Ihre Frage.“

Herr Thomson fand diese Antwort zwar etwas streng, aber im Ganzen nicht ungerecht. Wie hatte er nur einen Augenblick so schwach sein können, sich einzubilden, daß er wegen eines Hustens, Schnupfens und Fiebers gleich einen ganzen Tag zu Hause bleiben müsse! Er war doch zehn Jahre hindurch energisch genug gewesen, um, trotz allen den Fortschritten, welche die Schwindsucht in ihm machte, ununterbrochen seinen Geschäften nachzugehen! Seiner Meinung nach hatte sein Brotherr ganz recht; wer wöchentlich für seine Arbeit bezahlt wird, darf nicht krank sein.

Ernst wechselte mehrmals die Wohnung und fand überall dieselben Uebelstände: Schlecht schließende Fenster und schlechte Bedienung. Die Engländer beanspruchen im Allgemeinen wenig persönliche Bedienung, und in Miethwohnungen geht nun vollends Kraft und Zeit des Dienstpersonals mit dem Reinhalten des Hauses drauf. Eins tröstete ihn wenigstens für alle die Unbehaglichkeiten, die er zu ertragen hatte; er machte große Fortschritte bei Mr. Thomson und glaubte nach Verlauf einiger Wochen weit genug zu sein, um sich mit Engländern unterhalten zu können. Eines schönen Tages beschloß er demnach in einer Restauration zu speisen und dabei englisch zu plaudern. Daß die öffentlichen Speiselokale in London, die dem Fremden offen stehen, mit sehr wenigen Ausnahmen aller Eleganz entbehren, hatte Ernst schon ehedem mit Verwunderung bemerkt und mit einer Art Widerwillen jene Restaurationen betrachtet, in denen jeder Gast seinen eignen abgesperrten Sitz hat. Diese geschmacklosen, ungesellig eingerichteten Lokale paßten gar nicht für seinen Zweck; er wählte sich daher eines, das ihn weniger an unsre Ställe erinnerte. Von der Times, die er in die Hand nahm, verstand er nur wenig, daher wanderten seine Blicke meistens umher und beobachteten die anderen Gäste, aus denen seine lebhafte Einbildungskraft sich den einen oder den anderen aussuchte, mit dem er in Gedanken ein Gespräch einleitete. Zuerst begnügte er sich damit, sich seiner Umgebung gefällig zu erweisen. Einem der Herren holte er einen Stuhl, dem andern reichte er die Zeitung; aber die Folge davon war, daß Alle ihn mit sehr mißtrauischen Blicken ansahen, die beiden in Rede stehenden Herren sich aber bald entfernten.

„Ungeselliges Volk das“, brummte Ernst und verließ das Lokal. „Das Familienleben ist für den Fremden unzugänglich, und in den öffentlichen Lokalen könnte man meinen, unter Taubstummen zu sein.“ Ohne Zweck und Ziel schlenderte er durch die Straßen, als er am Regent-Cirkus ankommend eine junge Dame gewahrte, die von dem Trottoir abbiegend, im Begriffe war über die Straße zu gehen. Es war sehr schmutzig, und das junge Mädchen schien mit Besorgniß auf ihre hübschen, braunen Stiefelchen zu blicken, denen dieser Gang über die breite Straße nur sehr nachtheilig sein konnte. Unser Landsmann sah das alles und von einem neuen An-

falle deutscher Gefälligkeit stürmisch erfaßt, stürzt er auf die braungestiefelte Engländerin zu, murmelt einige ihr unverständliche Worte und trägt sie über die schmutzige Straße. Aber, o weh! da kam er schlecht an. Die stolze Britin maß ihn von oben bis unten und sagte: „Sie sind sehr ungezogen, mein Herr. So etwas kann auch nur ein Ausländer thun. Wie konnten Sie überhaupt wissen, ob ich hierher gehen wollte!“ Die Leute liefen zusammen und lachten, der ganze Auftritt ärgerte Ernst, aber schnell sich besinnend, umfaßt er die scheltende junge Dame wieder und trägt sie mit den Worten: „ich will mein Versehen gut machen,“ auf die Stelle zurück, wo er sie gefunden hatte.

---

* Concerte und Theater.

Bremen, 7. November 1859.

Gestern ist mit dem ersten Privatconcert unsere musikalische Saison eröffnet worden. Einige Vorläufer waren zwar bereits da; es hatten Concerte des Violinisten Damrosch aus Breslau, des Pianisten Mertel sowie der erste Quartettabend der Herren Böttjer, Sastedt, Schmidt und Cabisius schon das Interesse der Kunstfreunde in Anspruch genommen, wie denn auch die Theaterbesucher Gelegenheit gehabt hatten, den Gewinn eines trefflichen ersten Geigers bei einem Vortrage des Herrn Jacobsohn freudig zu begrüßen; — allein die feierliche Eröffnung des Reigens erfolgte nach altem Brauch mit dem ersten der Privatconcerte. Dieselben werden wie bisher den Mittelpunkt der musikalischen Genüsse bilden und ihren seit Jahren bewährten Ruf in der ehrenvollsten Weise behaupten. Bewiesen doch die Orchestervorträge gleich des ersten Abends, wie sehr die vor einigen Jahren etwas in das Schwanken gerathene Leistungsfähigkeit des Orchesters, die Liebe zur Sache und der feine Sinn sich jetzt gehoben haben und immer mehr heben. Ein anderer und besserer Geist beherrscht das Institut, und es gelingt die Lösung seiner hohen Aufgabe mit jedem Jahre mehr. Eine unverkennbare und sehr bedeutende Förderung ist durch die seit dem vorigen Jahre bestehenden Symphonieconcerte herbeigeführt worden, die unter erhöheter Theilnahme des Publikums auch in diesem Winter wieder stattfinden. Das Orchester gewinnt dadurch außerordentlich und vermag den Werken, mit denen es immer mehr vertraut wird, auch immer mehr gerecht zu werden. Daß beide Unternehmungen neben einander bestehen und stets sich erweitern mögen, ist ein Wunsch, an dessen Erfüllung nicht zu zweifeln ist. Wir halten die Besorgniß, daß die eine die andere beeinträchtigen könne, für unbegründet, da es bei der Gesammtheit der Musikfreunde weder an den Mitteln noch an dem guten Sinne fehlt, beide zu halten und zu fördern. Hat man in den noch neuen Verhältnissen sich erst zurechtgefunden, so wird man auch die Ueberzeugung gewinnen, daß es eine Ehrensache ist, den nunmehrigen Stand der Dinge zu einem dauernden zu machen. Nur muß eine allzunahe Berührung der Unternehmungen, eine Concurrenz vermieden werden. Die Symphoniesoireen haben sich auf dem Boden zu halten, auf dem sie sich bewegen, denn er ist der durchaus richtige und fruchtbare; Orchesterwerke und nur diese sind hier die Aufgabe. Das Solospiel und die Aufführung von Gesangscompositionen müssen unantastbares Gebiet der Privatconcerte bleiben, welche durch die vermehrte Benutzung des alljährlich sich tüchtiger herausbildenden Chors der Akademie ihre Programme zu bereichern haben. Es ist an dieser Stelle oft betont worden und liegt auf der Hand, daß der Brauch, die Anforderungen an den Vokaltheil allein mit den Vorträgen der zu Gebote stehenden Concertsänger zu befriedigen, immer unhaltbarer wird. Der Gewinn ist mit den aufzuwendenden Kosten nicht entfernt im richtigen Verhältniß; das Budget und die Zuhörer werden sich unendlich besser stehen, wenn auf diesem Gebiete Einschränkungen erfolgen. Das Publikum hat durch die günstige Aufnahme der bisherigen Chor-Aufführungen bewiesen, daß es mit richtigem Gefühl diesen Fortschritt als solchen erkannt hat; man wird daher darauf bedacht sein müssen, das eroberte Feld weiter zu bebauen.

Den gestrigen Abend eröffnete das Orchester mit der zweiten Symphonie von Beethoven (D dur), dem reizenden, im Geiste Mozarts gedachten Werke, das durch Frische der Gedanken und Melodienreichthum zu den anmuthigsten Schöpfungen des Meisters gehört. Die Ausführung war sorgfältig, farbenreich und gelungen, doch trat die schwache Seite der sehr ehrenwerthen musikalischen Genossenschaft bei einem Theil der Bläser zu Tage. Discretion und Feinheit werden leider oft vermißt, und manches Instrument macht sich auf Kosten der Gesammtwirkung allzu sehr geltend. Das Oboepult hat durch neue Besetzung entschieden gewonnen und ließ das gleich im ersten Concert in erfreulicher Weise zu Tage treten. Cherubini's Faniska mit ihrer Pracht und Schönheit in der Behandlung der Streichinstrumente gelangte zu ihrem Rechte, und die Oberon-Ouvertüre wurde mit Feuer und Schwung ausgeführt. Bei solchen Werken erinnern wir uns immer unwillkürlich des Leipziger Orchesters, das auf diesem Gebiete unter Mendelssohns Einfluß zu großer Vollendung gelangt ist. Unser Orchester wird, je häufiger es Compositionen dieser Art wiederzugeben Gelegenheit hat, um so Besseres geben lernen; Cherubini's Ouvertüren bieten da die schönsten Aufgaben, und man räumt ihnen mit Recht einen Ehrenplatz auf den Programmen ein. — Frau Michaelis-Nimbs vom Hoftheater zu Hannover sang die große Arie Leonorens aus Fidelio und die Vaterlandsarie des Tancred mit bedeutendem Erfolge. Der Vortrag verrieth die gewandte, lebendig gestaltende und des kräftigen Ausdrucks mächtige dramatische Sängerin, doch bot die Fidelio-Arie in den höchsten Tönen böse Klippen. Die Grenze zwischen der Bühne und dem Concertsaale hätte wohl schärfer eingehalten werden sollen; es ist freilich sehr erklärlich, wenn eine an die starken Lichter des Theatergesanges gewöhnte Künstlerin davon etwas auf das andere Feld überträgt. Wir rechnen dahin auch die effectvolle und heutzutage so beliebte, aber unschöne Benutzung der tieferen Stimmlage. — Für die Bekanntschaft mit dem Violinvirtuosen Herrn Jean Becker aus Mannheim sind wir der Direction zu großem Danke verpflichtet. Es traf sich glücklich, daß Herr Becker, der eine große Kunstreise durch England und Schottland antritt, uns einen Tag und einen genußreichen Abend gewähren konnte. Die anerkannten Vorzüge seines Spieles, vollendete Reinheit, Anmuth und Schönheit des Tons, tiefes Verständniß, das sich in der besten Form äußert, traten im Mendelssohnschen Concerte hervor. Es wurde in allen Theilen trefflich ausgeführt; dem dritten wäre vielleicht in Rücksicht der Verbindung von Sicherheit und Raschheit der Preis zu ertheilen. Statt der Paganinischen Variationen über das „Mich fliehen alle Freuden“ hätten wir gern etwas Besseres gehabt; diese Kunststücke sind doch nun wirklich überwundener Standpunkt, und es ist schade um die Zeit, die selbst eine so ausgezeichnete Kraft an dergleichen setzen muß. Die Ausführung, bei welcher dem Künstler durch seine Geige alles mögliche Ungemach bereitet wurde, war vorzüglich.

Das Theater ist unablässig bemüht, die Theilnahme und Schaulust des Publikums zu befriedigen. Das klassische Schauspiel ist mit dem „Tell“ eingezogen; zu Schillers Geburtstag sollen Turandot und die Räuber zur Aufführung kommen. Die „Valentine“ von Gustav Freytag erlebte eine Darstellung, von der wir viel Gutes hörten; die Besucher der Privatconcerte waren von derselben ausgeschlossen. Man beabsichtigt, auch die „Fabier“ auf die Bühne zu bringen, und darf des Danks derer gewiß sein, welche diese edle und schöne Schöpfung kennen. Die Direction wird überhaupt wohl thun, wenn sie den bei uns herrschenden Sinn für das höhere Drama, welcher in den letzten Jahren nie Befriedigung erhielt, eifrig pflegt. Bei der Menge von neuen Dramen ernsten und leichten Charakters, die sich ohne Unterlaß drängen, wandelt uns indeß die Besorgniß an, daß zu viel geschieht. So hoch die Bereitwilligkeit der Mitglieder und der Eifer der Zuschauer anzuschlagen sind, liegt doch die Gefahr nahe, daß die Kräfte der Gesellschaft zu sehr angespannt werden. Bei der ersten Aufführung von Griepenkerls Schauspiel „Auf der hohen Rast“ haben wir zwar zum erstenmal bemerkt, daß man noch nicht fertig war, und es ist erklärlich genug, daß nicht Alles gleicher Sorgfalt theilhaftig wird; aber es darf doch dergleichen nicht vorkommen. Der Werth des betreffenden Stückes ist übrigens ein geringer; der Gegenstand ist nicht bedeutend genug, um eine solche Ausdehnung zu rechtfertigen. In einem bescheideneren Rahmen würde das Bild, das nicht ohne gute Wirkungen ist, sich besser ausnehmen. Der Verfasser ist seines Stoffes mächtig, schlägt ihn aber zu hoch an und beeinträchtigt den guten Eindruck durch übermäßige Längen und Wiederholungen, durch eine höchst wunderliche und unklare Liebesgeschichte und einen effectvollen, aber unwahrscheinlichen Schluß. Das Ganze erinnert in seiner Haltung zu sehr an vergangene Theaterepochen, würde aber durch knappere Fassung auch der Gegenwart annehmbar zu machen sein, denn Gedanken und Sprache zeichnen es vor den alltäglichen Produkten der heutigen Zeit aus.

F. P.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Ueber die Seelenlehre. Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden. Von G. Th. Fechner. — Der Mann aus dem Römer. Eine historische Novelle aus Frankfurts Vorzeit. — Aus der alten Zeit. Historische Erzählungen. 2 Bde. Von Luise Otto. — Novellen. Von A. Rutenberg. — Coriolan. Trauerspiel in 5 Auszügen. Von K. Biltz. — Gedanken zur Poesie und Philosophie. Von L. Weis. — Cuba, die Perle der Antillen. Reisedenkwürdigkeiten und Forschungen. Von Jegor von Slvers. — Ralph Norwood. Von Armand.

* Für den 15. November stellt die Firma Brockhaus die erste Abtheilung des Reisewerkes der Brüder Schlagintweit über ihre Entdeckungen im Himalaya in Aussicht. Fast die ganze Auflage ist schon im Voraus fest bestellt.

* Daß die allbekannte und weit verbreitete Becker'sche Weltgeschichte eine vollständige Umarbeitung erfahren solle, ist früher mitgetheilt worden. Die siebente Auflage, die vor etwa 20 Jahren erschien und großen Absatz fand, übertrifft zwar alle früheren bedeutend und war schon eine Neugestaltung, hat aber doch so viele, namentlich in der neuesten Geschichte so arge Mängel und Verkehrtheiten, daß eine völlig neue Schöpfung nothwendig geworden war, wenn es versucht werden sollte, dem Werk inmitten der während der letzten zwanzig Jahre so unendlich fortgeschrittenen populären Geschichtschreibung einen Platz zu erhalten. Das ist denn nun geschehen, und indem die neue achte Auflage durch Adolf Schmidt in Jena besorgt wird, läßt sich daran die Erwartung knüpfen, daß die so sehr und in manchen Beziehungen mit Recht beliebte Beckersche Weltgeschichte ihre Stellung abermals behaupten wird. Die erste Abtheilung derselben, das Alterthum, ist im Erscheinen begriffen und wird vom jetzigen Herausgeber durch ein Vorwort eingeführt, in dem ein Rückblick auf das Werk geworfen ist. Der ursprüngliche Unternehmer, Karl Friedrich Becker, starb 1806 im Alter von etwa dreißig Jahren und hatte sein Werk kaum vollenden können. Es ward übernommen von Woltmann, welcher die nächsten Auflagen besorgte. Mit der fünften trat Loebell in Bonn an die Spitze und leitete die sechste und siebente Auflage, unterstützt durch Max Duncker (für das Mittelalter, den besten Theil des Werkes) und Karl Adolf Menzel. Bald stellte sich aber heraus, daß die Darstellung der neueren Geschichte in den meisten Theilen durchaus ungenügend war, und die Verlagshandlung erkannte eine Umarbeitung des Ganzen als nothwendig. Verschiedene Gründe haben dieselbe bisher verzögert, und es wird sich nun herausstellen, ob die gemachten Anstrengungen ausreichen, um dem Werke die Concurrenz mit den inzwischen erschienenen gleichartigen möglich zu machen. Adolf Schmidt hat neben der Redaction des Ganzen die neuere Geschichte sich vorbehalten; die Umarbeitung des Alterthums ist von Professor Hertzberg in Halle, die des Mittelalters von Dr. Otto Rasemann in Halle übernommen worden. Die neueste Geschichte soll dann von Eduard Arnd ausgeführt werden. Das ganze Werk, bisher 14 Bände stark, wird nunmehr 18 umfassen, von denen 4 der alten, 4 der mittleren, je 5 der neueren und neuesten Geschichte angehören sollen. Wir wünschen dem Unternehmen guten Fortgang und die verdiente Theilnahme.

* Der zweite Band von Chrysanders „Händel“ schildert des großen Componisten Lebensabschnitt von 1720 bis 1740, zwanzig Jahre bei der italiänischen Oper in London, und reicht also fast bis an den Messias (1741), der mit der Oratorien-Glanzzeit den dritten Band in Anspruch nimmt. Derselbe soll rascher dem zweiten folgen als dieser dem ersten. Chrysander sagt im Vorwort Folgendes über den Fortgang seines Werkes: Die seit dem Erscheinen des ersten Bandes begonnene Ausgabe von Händel's Werken hat längere Zeit meine unausgesetzte Thätigkeit in Anspruch genommen und ist eine der Hauptursachen gewesen, daß dieser zweite Band so spät nachfolgt. Ein anderes Hemmniß lag in der Arbeit selber. Wenn irgend ein Theil des Händel'schen Lebens zusammenhangslos, verwirrt und unbefriedigend aussah, so war es der hier beschriebene mittlere Abschnitt, welcher in den bisherigen Berichten nichts zu enthalten schien, wodurch das Anziehende einer aufstrebenden Jugend oder die großartige ruhige Thätigkeit des reifen Alters ersetzt werden könnte. Und doch ist derselbe für das Gesammtverständniß Händel's von größerer Bedeutung, als der erste und der letzte; ja man darf behaupten, daß selbst eine höchst einsichtige Schilderung der Lehr- und Wanderjahre von 1700—1720, sowie der großen Oratorienzeit von 1740—1759 uns noch über den Haupttheil der Entwicklung dieses Künstlerlebens im Unklaren lassen und zu der Wurzel vieler schweren Irrthümer über Händel's Kunst nicht gelangen würde. Es galt daher, die hier vielfach entstellten und verhüllten Züge in Händel's Bilde aus den allerersten Quellen wieder zu erkennen, neben dem musikalischen also auch das englische Schriftthum der damaligen Zeit im weitesten Umfange zu untersuchen: eine Arbeit, die Mühe und Zeit erforderte, aber auch lohnend gewesen ist. Die Ergebnisse derselben lege ich hiermit der Oeffentlichkeit vor, hoffend daß meine deutschen Leser unbefangen und weitherzig genug sein werden, um Neues aufzunehmen, selbst wenn es mancher bisher gehegten Ansicht über Händel's Kunst widersprechen sollte. Die zwanzig Jahre 1720—40 sind in dem dritten Buche, welches diesen Band füllt, vollständig beschrieben, mit Ausnahme des letzten Abschnittes oder der Jahre 1737—40: denn hier bricht endlich die oratorische Thätigkeit so gewaltig durch und ist als der Anfang eines ganz neuen Wirkens selbst in allgemein geschichtlicher Hinsicht so sehr in die Bewegung der folgenden Jahre verflochten, daß sie nur in dem vierten oder letzten Buche ihre richtige Darstellung finden kann. Ein dritter Band wird das vierte Buch enthalten und damit dieses Werk beschließen.

* Das Drama „Der Zunftmeister von Nürnberg“ von Redwitz ist nun auch im Druck erschienen; ebenso Griepenkerls Schauspiel „Auf der hohen Rast.“ Der Verfasser hat soeben ein Drama vollendet, vorgelesen und an die Bühnen geschickt, welches „Auf St. Helena“ heißt und Napoleon zum Helden hat.

* Ein neues Schauspiel „Prinz Eugen“ von Gustav von Meyern, dem Verfasser des „Heinrich von Schwerin“, wird in Leipzig mit Erfolg gegeben. Es schildert den edlen Ritter im Beginn seiner ruhmreichen Feldherrnlaufbahn.

* In Wiesbaden giebt man eine neue Oper von Nagiller in Innsbruck: Friedrich, Herzog von Tyrol, genannt mit der ledernen Tasche. Der Erfolg war nicht bedeutend, da der Text wenig dramatisches Leben und wenig Poesie hat, die Musik sich dem entsprechend auch nicht recht aufzuschwingen vermag und in gar zu gewöhnlichen Bahnen bleibt.

* Zu den originellen Erscheinungen der jetzigen Krisis in Italien gehört, daß in Neapel die Aufführung der „Stummen von Portici“ verboten worden ist.

* Bremen, 6. November. Die Enthüllung des Standbildes, welches der Staat Bremen seinem Bürgermeister Johann Smidt errichtet hat, ist gestern vor sich gegangen. Auf der Rathhaushalle versammelten sich um 11 Uhr Morgens Senat, Bürgerschaft und eine große Anzahl von Bürgern der Stadt aus allen Ständen. Der präsidirende Bürgermeister Duckwitz sprach die Festrede und hatte damit eine Aufgabe, welche ihm nicht nur durch die Verhältnisse und seine augenblickliche Stellung an der Spitze des Senates zufiel, sondern auch deßhalb gerade in die rechten Hände gekommen war, weil der Redner dem Verstorbenen sehr nahe gestanden hatte und in engem Verkehr über politische Angelegenheiten mit ihm gewesen war. Mit treffenden Worten, fest und sicher zeichnete Duckwitz das Bild des außerordentlichen Mannes, das in den Herzen seiner dankbaren Mitbürger lebt, und ließ dann die Bildsäule enthüllen. Die Halle war mit Flaggen und Wappen, Bäumen, Laubwerk und Kränzen geschmückt. — Soweit das Thatsächliche. Wir können nicht unterlassen, unsern Bericht mit einigen Bemerkungen zu begleiten. Die Feier sollte eine echt republikanische sein und mußte einen solchen Charakter tragen. Daß dieselbe aber republikanische Nüchternheit und Formlosigkeit in so erschreckender Weise zur Schau trug, das muß die große Mehrzahl der Theilnehmer mit Unwillen erfüllt haben. Zugegeben, daß man an die durch Beschluß des Rathes und der Bürgerschaft vorgesehene Aufstellung des Standbildes auf der Rathhaushalle gebunden war, so war man doch jedenfalls verpflichtet, auf dieser Halle den Platz auszusuchen, welcher für den Mann der beste, für die Statue der günstigste war. Standen dem Gründe entgegen, von denen wir freilich keine Ahnung haben, so forderten doch unzweifelhaft die Verdienste des Gefeierten und die Dankbarkeit seiner Mitbürger, daß man nicht völlig auf jede erlaubte und würdige Feier verzichtete. Was wollte aber der Schmuck der Halle bedeuten, da sich dem Passenden und Geschmackvollen das Unpassende und Geschmacklose zugesellte und die größere Hälfte in Anspruch nahm? Es wäre doch wohl kein übertriebener Cultus gewesen, wenn man die Rede und die Enthüllung mit dem Klange der Musik eingeleitet und geschlossen hätte. Ohne große Mühe war ferner wenigstens das zu erreichen, daß die Hunderte, welche sich auf der Börse versammelten um zum Rathhause hinüberzuziehen, in würdevoller Weise das thun konnten, daß sie nicht den Anblick einer Masse gewährten, welche sich mit Gefahr für ihre Gliedmaßen zu einem Schauspiel drängt. Es ist nicht nothwendig, daß bei Gelegenheit eines Festes, welches einem schlichten republikanischen Bürger gilt, die Republik sich überhebe, allein sie soll doch dafür sorgen, daß sie sich nicht erniedrige. Die Form ist in solchen Dingen gewiß nicht die Hauptsache, allein eine Feier, die eine würdevolle Form verlangt, soll nicht derselben entkleidet werden.

Zur Geschichte der englischen Presse.

* Von Theodor Fontane in Berlin erhalten wir gleichzeitig mit einem Bande Balladen, die demnächst besprochen werden sollen, ein Buch „Aus England, Studien und Briefe über Londoner Theater, Kunst und Presse.“ Der Verfasser war fast vier Jahre hindurch in England und hat nun, was er während dieser Zeit in den Feuilletons und Beilagen von Zeitungen über Bühne, Kunst und Presse in England geschrieben hat, zu einem schätzbaren Buche zusammengestellt. Dem Abschnitt über die Presse entnehmen wir das folgende Bild:

In England wie überall hat das Zeitungswesen mit Wochenblättern begonnen. Das Wochenblatt ist die primitive Form. Die Neuigkeiten trafen spärlich und vor Allem selten ein; so ergab sich von selbst der Modus einer wöchentlichen oder gar monatlichen Publikation.

Der „englische Merkur“ (the english Mercury) hat lange Zeit als die älteste englische, ja sogar als die älteste europäische Zeitung gegolten. Mr. George Chalmers entdeckte um's Jahr 1794 einige Nummern desselben (vorgeblich dem Jahre 1588 angehörig) in den vergessensten Winkeln des britischen Museums und gab detaillirte Mittheilungen über diesen seinen Fund, die seitdem in fast alle Encyklopädieen Europas übergegangen sind. Scharfsinnige Untersuchungen Thomas Watts indeß, eines Custos am britischen Museum, haben England um den Ruhm der ersten europäischen Zeitung gebracht, und ein an Antonio Panizzi, den gegenwärtigen Ober-Bibliothekar, gerichtetes Schreiben des eben genannten Herrn stellt die Beweise zusammen, die den „Englischen Merkur“ von 1588 zu nichts als einer groben Fälschung machen. Die historische Seite seines Beweises ist mangelhaft oder wenigstens nicht frappant; auch über die Art der Typen und der Orthographie würde sich streiten lassen; was aber jeden Zweifel beseitigt, das ist der Umstand, daß das Wasserzeichen des Papiers eine Krone und darunter die Initialen G. R. (Georgius Rex) zeigt.

Nachdem der „Merkur“ unter die Fabel-Könige verwiesen worden ist, beginnt das historische Zeitalter der englischen Presse nicht mit 1588, sondern erst mit 1622. Das britische Museum besitzt einige Nummern der „Weekly News“ (die älteste vom 23. Mai 1622), deren Echtheit auch vor dem Skepticismus Thomas Watts bestanden hat. Es fehlt außerdem nicht an Beweisen, daß um eben diese Zeit bereits eine Wochenpresse in London existirte, und eine Komödie Ben Jonsons the Staple of News (der Neuigkeitsspeicher), die 1625 zuerst aufgeführt wurde, geißelt bereits die zudringliche Plumpheit und Geistlosigkeit der angestellten Neuigkeitsjäger. Der Redacteur der „Weekly News“ war Nathaniel Butter, dessen Schwung und Feuer sich nicht über die Poesie seines Namens erhoben zu haben scheint. Deutschland, das damals (1622) seinen dreißigjährigen Krieg anfing, lieferte das meiste Neuigkeitsmaterial. Der Graf Mannsfeld spielt in den ersten Nummern eine Rolle.

Die Verhältnisse waren auch nicht dazu angethan. Die Gährung war allgemein, aber eben so ausgedehnt das Bestreben, dieser Gährung Herr zu werden. Nathaniel Butter würde den Versuch, eine wirkliche Zeitung zu schreiben, sicherlich mit seinem Blatt und vielleicht mit seinem Kopf bezahlt haben.

Die Form, in der damals die Opposition vor das Volk trat, war ausschließlich die Flugschrift. Sie war der Vorläufer der Zeitungs-Opposition, des Leitartikel-Raisonnements. „Prynn“, „Bastwick“, „Burton“, „Lilburn“ und „Wharton“ waren die Märtyrer ihrer Ueberzeugung, aber zugleich die Lehrmeister der Kontroverse. Freund und Feind lernte von ihnen, und als mit dem Tage von Edgehill eine achtzehnjährige Periode nicht eben garantirter, aber thatsächlicher Preßfreiheit begann, fehlte es in beiden Lagern nicht an Leuten, die Gebrauch davon zu machen verstanden.

Die „Weekly News“ entstanden 1622; zwanzig Jahre später erhielt England seine ersten politischen Blätter, sämmtlich Wochenblätter. Das Wort „Merkur“ war damals Lieblingstitel, und so gab es denn, ziemlich zu gleicher Zeit, einen „Mercurius Fumigosus“, „M. Veridicus“, „M. Britannicus“, „M. Pragmaticus“, „M. Politicus“, „M. Rusticus“ und „M. Aulicus.“

Britannicus, Pragmaticus und Politicus erheischen ein paar Worte. Sie wurden zu verschiedenen Zeiten (aber hintereinander) von demselben Manne redigirt. Dieser Mann war Marchamont Nedham, genannt Captain Nedham von Grays Inn. Er ist dadurch interessant, daß man ihn den ersten europäischen Publicisten nennen kann. Er verband vielseitige Kenntniß mit großer Kraft und Lebendigkeit der Darstellung, war witzig, lebhaft und voll persönlichen Muths, aber zu gleicher Zeit unbeständig und doppelt bestechlich, durch Schmeichelei und Geld. Er hätte verdient, später zu leben. Er war, wie einer seiner Zeitgenossen sagt, „ein Goliath und seine Feder ein Webebaum.“ Jeder andere Schreiber blieb hinter ihm zurück. Er begann als guter Puritaner und edirte von 1643—47 den „Mercurius Britannicus“, worin er den König und die Kavaliere mit der ganzen Schärfe seines Witzes verfolgte. Dann schlug er um und gab von 1647—49, also bis kurz nach der Enthauptung des Königs, den „Mercurius Pragmaticus“ heraus, der die Lüge und die Lächerlichkeit der puritanischen Wirthschaft auf's Einschneidendste geißelte. Man warf ihn endlich in's Gefängniß. Präsident Bradshaw aber, derselbe, der beim Prozeß des Königs präsidirte, war klug genug, einzusehen, daß es besser sei, Captain Nedham zum Freunde als zum Feinde zu haben, und verfuhr mit ersichtlicher Milde gegen ihn. Dies Verfahren führte ihn zum Puritanismus zurück, bei dem er nun ehrlich ausharrte. Von 1649—60 schrieb er den „Mercurius Politicus“, der 11 Jahre lang als eine Staatszeitung der Republik gelten konnte, und verließ das Land bei der endlichen Restauration der Stuarts.

Mit der Rückkehr der Stuarts war es auf 30 Jahre mit der Preßfreiheit vorbei. Die Kontroverse hörte auf; eine Partei hatte das Wort, und eine förmliche Censur und Confiscation wurde gegen diejenigen geübt, die den Muth hatten, gegen den Strom zu schwimmen. Es verlohnt sich auch hier, einen Namen zu nennen. Wenn Captain Nedham der erste Zeitungsschreiber war, so war Roger l'Estrange der erste Censor. Auch er war ein Mann von Geist; aber eine fanatische Anhänglichkeit an die Sache der Stuarts, die ihn gelegentlich mit der vollen Brutalität eines Jeffreys erscheinen ließ, hat seinen Charakter befleckt.

Roger l'Estrange war nicht nur Censor und ausführende Polizeibehörde, er war auch selber Publizist. Das Blatt, das er schuf, lebt bis auf den heutigen Tag und ist die „London Gazette.“ Es entstand in folgender Weise: Die Pest vertrieb 1665 den Hof von London nach Oxford. Der König sehnte sich nach Zerstreuung, nach Lektüre, und seinem Wunsche zu willfahren wurde für die Tage dieses Exils eine Zeitung gegründet unter dem Namen „Oxford Gazette.“ Bei der Rückkehr des Hofes nach London folgte die neue Zeitung ihrem Herrn, zu dessen Zerstreuung sie gegründet worden war, und nahm nun den Titel „London Gazette“ an. Sie hatte immer einen Hofton und einen dienstlichen Charakter, und es mag keine Zeitung geben, die sich in nahezu 200 Jahren so wenig verändert hat. Sie erschien anfangs wöchentlich; dann wöchentlich zweimal, wie bis heutigen Tag. Das publizistische Talent ihres Gründers (der nur eine hübsche Einnahme und nichts weiter von diesem Blatte gehabt zu haben scheint) zeigte sich bei Arbeiten, die er in andere Blätter gab, von denen er einzelne (wie den „Observator“) noch nebenher redigirte.

Eine Presse entstand erst wieder, als Jakob II. jenseits des Kanales und mit dem Erscheinen Wilhelms III. die Meinungsäußerung wieder frei geworden war. Nichtsdestoweniger war eine Blüthe, vielleicht die Blüthe aller Publizistik überhaupt, nicht seiner Regierung, sondern erst der Regierungszeit seiner Nachfolgerin vorbehalten. Die Zeit der Königin Anna heißt das goldene Zeitalter der englischen Literatur. Mit größerem Recht darf es das goldene Zeitalter der englischen Publizistik genannt werden. Die Kinderschuhe waren aus- und die bequemen Pantoffeln der Routine, des Nachsprechens und der Gedankenlosigkeit noch nicht angezogen. Charakter, politischer Feuereifer, ausgedehnte Sachkenntniß und feiner literarischer Takt, der sich in einer Abneigung gegen nutzlose Spaltenfüllerei kaum weniger als in der Kraft und Schönheit des Stils zu erkennen gab, — schufen damals eine Reihe von Blättern (sämmtlich Wochenschriften), die, wie in ihrem Werthe, so auch darin einzig dastehn, daß sie das gewöhnliche Schicksal aller Zeitungen, „vergessen zu werden“, nicht getheilt und sich unter den klassischen Büchern der englischen Literatur einen dauernden und unbestrittenen Platz erobert haben. Die Presse ist seitdem mächtiger geworden, ein vornehmer Herr, aber ihre Hoheit hat sie eingebüßt, und mehr noch, als sie an Länge und Breite gewonnen hat, hat sie an Tiefe verloren.

Die Zeit der Königin Anna, wie sie von Anfang bis Ende ein erbitterter Kampf der beiden großen Parteien war, spiegelt diesen Kampf auch in den klassisch gewordenen Wochenschriften jener Epoche. Der „Tatler“ (1709), der „Spectator“ (1711), der „Guardian“ und der „Englishman“ (1713) und der „Freeholder“ (1715) waren die Organe der großen whiggistischen Partei und wurden durch Männer wie Addison und Steele theils ins Dasein gerufen, theils durch laufende Beiträge unterstützt.

Der Toryismus hatte wie die Löwin (um das Witzwort einer späteren Zeit zu gebrauchen) nur ein Junges, aber einen — Löwen. Dies war der „Examiner.“ Swift und Bolingbroke fochten darin gegen die Whigs.

Diese Blüthezeit war nur kurz. Sie mußte es sein. Es zeigte sich schon damals, was sich seitdem bewährt hat, daß nichts so schnell verzehrt, wie die täglich wiederkehrende publizistische Kontroverse. Große politische Vorgänge kamen hinzu und änderten oder modifizirten die Parteistellung. Das Haus Hannover war zur Regierung gekommen, und die Stuarts hatten einen neuen Versuch gemacht, sich selbst und die römische Kirche auf dem englischen Throne zu retabliren. Die Kräfte, die der Whiggismus hieraus zog, waren groß. Kaum darf man sagen der „Whiggismus.“ Die alten prinzipiellen Partei-Unterschiede waren völlig in den Hintergrund gedrängt; die Whigs, nach Etablirung des Hauses Hannover, hörten auf, die Vorkämpfer politischen Fortschritts zu sein; sie waren selber Hofpartei geworden; es lag ihnen nicht mehr an Festhaltung oder Erweiterung englischer Freiheit; ihr ganzes Streben ging in dem einen auf: die protestantische Erbfolge und das Haus Hannover, den katholischen Stuarts gegenüber, zu fixiren. Im Uebrigen tauschten die beiden großen Parteien ihre Stellung und Prinzipien gelegentlich völlig aus, und die toryistische Opposition war oftmals whiggistisch-liberal, während die gouvernementalen Whigs immer mehr in den Konservatismus der Tories hineingedrängt wurden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich $1^1/_2$ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 47. Bremen, 18. November. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Aus der Vergangenheit Siciliens *).

Die Freiheiten Siciliens begannen gleichzeitig mit den englischen. Schon im 11. Jahrhunderte, unter dem Schutze eines normannischen Prinzen, — wie in England — wurde seine Freiheit und Unabhängigkeit gegründet. Die Volks-Souveränität lag im Parlament, welches über die Krone des Landes verfügte, und kein Fürst betrachtete seinen Titel als rechtmäßig, seine Krone als gesichert, wenn sie nicht auf die Wahl des Parlaments sich gründeten. Was man den Prinzen aus dem Hause Anjou vorwarf, war, daß sie dem Volke durch den Papst aufgedrungen und nicht von ihm erwählt worden waren; nichts anderes war der Grund der Aufregung, die in der sicilianischen Vesper zum Ausbruch kam, (1282). Das Parlament berief aus freiem Entschluß die Linie von Aragonien in der Person Peters, und in einer spätern Zeit die Castilianische in der Ferdinands des Katholischen, und es darf nicht übersehen werden, daß zur Zeit seines Todes sein Nachfolger Karl V. nicht sofort anerkannt wurde; erst 1518 erhielt er die Investitur durch das Parlament und schwur die Vorrechte und freien Institutionen Siciliens unangetastet zu lassen.

Es mag wunderbar erscheinen, daß die sicilianische Selbständigkeit unversehrt blieb während einer dreihundertjährigen Vereinigung mit Spanien, aber unser Staunen darüber hört auf, wenn wir bedenken, daß der Verband zwischen Spanien und Sicilien mehr dem Namen als der That nach bestand, und daß während dieser ganzen Epoche die Insel ihre eigene Vertretung, Gesetze, Verwaltung, Flagge, Münze und Heer behielt. Zur Zeit des Erbfolgekriegs, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, stritt man um den Thron Siciliens, wie um alle andere Länder, über welche der verstorbene Karl II. von Spanien regiert hatte.

Der Friede von Utrecht gab Sicilien an Victor Amadeus von Savoyen, der durch eine besondere Klausel des Vortrages sich verbindlich machte, alle Vorrechte, Gebräuche und Freiheiten, welche die Insel genoß, anzuerkennen und zu bestätigen. So wurden die Freiheiten Siciliens ein Bestandtheil des europäischen Staatsrechtes. Die Herrschaft von Victor Amadeus dauerte nicht lange, denn nach weniger als 20 Jahren gelang es dem Cardinal Alberoni, den Herzog von Savoyen aus Sicilien zu verdrängen, das sich aus freiem Willen wiederum dem Geschicke Spaniens anschloß. Die Bourbonen begannen ihre Regierung mit gewissenhafter Aufrechterhaltung des Staatsgrundgesetzes, und so blieben die beiden Königreiche Neapel und Sicilien ebenso unabhängig und von einander getrennt, als unter der Regierung Philipps II. Als Karl III., 1735, zu Palermo die Krone von Sicilien und die Huldigung der Vertreter der Nation in Empfang nahm, schwur er seinerseits den Eid der Treue gegen die Verfassung. Ebenso that es sein Sohn und Nachfolger Ferdinand, der den Namen Ferdinands des dritten für Sicilien und des vierten für Neapel annahm, damit die Trennung der beiden Königreiche ganz Europa recht deutlich vorliege.

Die ersten Jahre seiner Regierung unter der Leitung des erleuchteten Tannucci (Ferdinand war 8 Jahre alt, als er auf den Thron erhoben wurde) befriedigten Alle, in so fern es Sicilien betraf, und dieses erklärt es, wie der Sturm von 1789 vorüberbrauste, ohne die Ruhe der Insel zu stören.

Glücklich und gesichert durch eine Verfassung, welche ihr die Macht gewährte, Reformen auf friedlichem Wege zu erreichen, warum sollte sie sich an einem Kampfe betheiligen, der ihr nichts Besseres einbringen konnte, als sie schon besaß? Inzwischen wurden die Throne Europas in ihren Grundpfeilern erschüttert, und keiner mehr als der neapolitanische. Sollte man es glauben, daß gerade dieser Augenblick erwählt wurde, um einen Angriff gegen die staatliche Freiheit zu wagen und so die treuen Sicilianer ihrem Herrscher zu entfremden? — Die neapolitanische Regierung war einer Coalition gegen Frankreich beigetreten und traf Anstalten, um Geld, diesen Nerv des Krieges, aufzubringen. Das sicilianische Parlament wurde daher angegangen, monatlich einen Beitrag von 220,000 Unzen (110,000 Pfund Sterling) für so lange, als es nöthig sein würde, zu bewilligen. Das sicilianische Parlament bestand aus drei Abtheilungen; wir nennen sie braccia, d. h. drei Arme oder drei Zweige der Staatsverwaltung: der Adel, der Clerus und die Kronbauern. Die Majorität der ganzen Versammlung war erforderlich, um eine Maßregel durchzubringen. Der Clerus und der Adel widersetzten sich nicht der Bewilligung, aber sie erklärten sich dagegen, daß keine bestimmte Zeit für die Dauer desselben festgesetzt worden sei. Die Kronbauern allein stimmten für das Gesetz ohne Einschränkung. Durch eine kühne Gewaltmaßregel befahl König Ferdinand, daß die Abstimmung seiner Bauern an der Stelle des ganzen Parlaments Geltung haben sollte. Dieser erste Angriff gegen unsere Rechte fiel indessen von selbst zu Boden; denn gerade, als ein heftiger Widerstand auszubrechen drohte, ließ die Niederlage der österreichisch-neapolitanischen Armee unter General Mack Neapel in die Gewalt der Franzosen fallen und zwang den Hof und seine Anhänger, sich an Bord der englischen Schiffe zu flüchten, die in dem Hafen lagen.

Die königlichen Flüchtlinge bestanden mannichfache Gefahren zu Lande, und sie waren ihnen auch noch zur See vorbehalten. Zwei Tage nach ihrer Einschiffung erhob sich ein gewaltiger Sturm, während dessen einer der jungen Prinzen starb. Endlich landeten die Uebrigen glücklich zu Palermo.

*) Wir entlehnen die vorliegende geschichtliche Skizze dem nächstens in deutscher Uebersetzung erscheinenden englischen Roman „Doctor Antonio“, welcher großes Aufsehen gemacht und viele Auflagen erlebt hat. Der Verfasser ist ein italiänischer Flüchtling, welcher als Professor in Edinburg lebt.

„Einwohner von Palermo!“ rief die Königin Karoline, als sie das Land betrat, „wollt Ihr eure Königin aufnehmen?“ — In diesem Augenblick waren alle früheren Mißstimmungen vergessen, ein allgemeiner Enthusiasmus brach aus, Ferdinand und Karoline wurden im Triumphe auf das Schloß geführt, wo der gewohnte Luxus sie bald wieder umgab. Die Einwohner von Parlermo glaubten nicht genug für Ihre Majestäten thun zu können. — Pferde, Wagen, Silbergeräth und Geld wurden reichlich dargebracht. Die Sicilianer hielten sich versichert, daß diese Anwesenheit unter ihnen dazu beitragen würde, eine festere Verbindung, ein gesichertes und dauerndes Einverständniß zwischen Herrscher und Volk zu begründen. Bald wurden sie enttäuscht; aber diesen Zeitraum von vier Jahren, von 1799 zu 1802, bis nach dem Frieden von Amiens, wo die königliche Familie wieder den Thron von Neapel bestieg, werde ich nicht weiter berühren, da es nur dasselbe Bild in schwächeren Farben zeigt, das ich später zu entwerfen haben werde. Im Jahre 1806 wurde Ferdinand und seine Familie genöthigt, wiederum nach Sicilien zu flüchten. Wie allen Bourbonen, predigten Erfahrung und Unglück vergeblich auch diesem Herrscherpaare; da sie an der Hoffnung festhielten, durch die Hülfe und Kräfte Siciliens Neapel wieder zu erobern, wäre es naheliegend gewesen, daß sie, wenn auch nur aus Klugheit vermieden hätten, die Gefühle der Sicilianer zu verletzen. Aber im Gegentheil. Zunächst legte der Hof Beschlag auf die Monti di Pietà, diese Hülfsquelle der Armen; dann wurde das Geld, welches unter Gewährleistung der Regierung in der Staatsbank lag, eingezogen; die Besitzthümer der Abwesenden, gleichviel ob Freund oder Feind, wurden confiscirt, und die auf solche Art zusammengebrachten Gelder dienten dazu, die neapolitanischen Emigranten, welche sich sehr zahlreich an dem Hofe eingefunden hatten, zu bereichern, obgleich diese nach dem Urtheile eines gewissenhaften Geschichtschreibers, Coletta, nur aus Feiglingen, Schurken und den übelberüchtigtsten Individuen des Landes bestanden. Jede Stelle in der Verwaltung, jedes Amt, jede Auszeichnung wurde allein an Neapolitaner vergeben. Ein politisches Spionirsystem wurde organisirt, jedes öffentliche Lokal, jedes Gesellschaftszimmer wurde von Spionen besucht, sogar das Familienleben war nicht vor ihnen gesichert. Ueberall sah die Regierung Jakobiner. Der eine wurde aus keinem anderen Grunde ins Gefängniß geworfen, als weil er oft im Gespräch mit einem Freunde gesehen worden war, der unter Anklage des Jakobinismus landesverwiesen gewesen — pro crebris conversationibns. Der Andere wurde verbannt, weil er eine gewisse Zeitung mit Vergnügen gelesen hatte — pro lectura gazettarum cum dilectatione. Die kleinlichen Quälereien derer, die man mit Schnurrbärten und weiten Beinkleidern umhergehen sah, was man als das äußere Zeichen des Jakobinismus betrachtete, waren endlos.

König Ferdinand war einer der schwächsten der spanischen Bourbonen; — wenn er nur mit seinen gemeinen Günstlingen jagen oder fischen, von ihnen als König der Nimrods und der Lazzaronis gerühmt sein konnte, so kümmerte er sich wenig darum, wer die Rolle des Königs beider Sicilien spielte. Seine Gemahlin, die absolute, eisenfeste, gewissenlose Karoline von Oesterreich, beherrschte ihn vollständig. Diese ehrgeizige Frau konnte sich nicht in den Verlust des neapolitanischen Thrones ergeben. Da der schnelle und unermeßliche Erfolg Napoleons sie endlich der Hoffnung beraubte, bloß durch den Beistand Siciliens und einer geringen Anzahl englischer Schiffe Neapel wieder zu erobern, so griff sie nach einem neuen Mittel. Durch die Vermittelung ihrer Nichte Marie Luise trat sie in geheime Unterhandlungen mit Napoleon selbst; dieser hielt sie eine Zeit lang hin, indem er ihr Hoffnung machte, daß er ihr endlich Neapel zurückgeben werde, wenn sie sich von den Engländern lossage. Es war zweifellos den Engländern zu verdanken, daß die Bourbonen noch eine Krone trugen, und es kam denen, die diesen Schutz genossen, nicht zu, darüber zu streiten, ob der Widerstand, den England gegen Frankreich, wo es möglich war, aufrecht erhielt, mehr Eigennutz oder Großmuth sei. Englands Flotte hatte die königliche Familie 1799 gerettet; englisches Blut floß bei Maida, englisches Geld wurde reichlich für sie ausgegeben, (vom Jahre 1805 an hatte der König jährlich 380,000 Pfund Sterling Subsidien erhalten, eine Summe, die 1809 auf 400,000 erhöht wurde); England unterhielt 15,000 Mann englischer Truppen auf Sicilien zu ihrem Schutze — dies Alles waren bekannte Thatsachen. Es wäre natürlich zu erwarten gewesen, daß diejenigen, die so viele Wohlthaten empfingen, wenigstens einer aufrichtigen Politik folgten; aber Ferdinand und Karoline zeichneten sich weder durch die allergewöhnlichste Dankbarkeit noch durch Ehrlichkeit aus. Endlich kamen die Engländer auf die Spur von Karolinens Intriguen; die Einzelheiten sind bis zu dieser Stunde in Dunkel gehüllt, aber unumstößliche und schwer anklagende Beweise dieser Thatsachen liegen auf dem auswärtigen Amte zu Paris. —

Bis zum Jahre 1810 war England ein aufmerksamer, aber unthätiger Zuschauer dessen, was auf der Insel vorging; aber in diesem Jahre griff es selbst ein. Lord Amherst wurde zurückgerufen und Lord William Bentinck an seiner Stelle als außerordentlicher Gesandter und Oberbefehlshaber der britischen Streitkräfte im mittelländischen Meere ernannt.

Der englische Gesandte fand Palermo in einem hohen Grade von Aufregung, in Folge eines neuen Gewaltstreichs, den der Hof gerade am Abende vor seiner Ankunft begangen hatte. Da die großen Summen, welche das Parlament im vorangegangenen Jahre votirt hatte, ausgegeben waren, beschloß der König, von der Camarilla gedrängt, sich Geldmittel zu verschaffen, ohne die Landesvertretung in Anspruch zu nehmen. Zu diesem Zweck berief er den Staatsrath, der mit Ausnahme eines einzigen Mitgliedes nur aus Neapolitanern bestand, und im Verfolg seiner Berathungen erschienen drei Dekrete, welche Palermo in ungeheure Aufregung versetzten. Durch das erste wurde der sämmtliche Grundbesitz der Klöster und religiösen Vereine eigenmächtig zum Eigenthum der Krone erklärt; und um den Werth desselben schneller flüssig zu machen, wurde durch das zweite Dekret eine Lotterie eingerichtet, in welcher die vorerwähnten Güter verspielt werden sollten. Das dritte legte eine Steuer von 1 pCt. auf jeden Verkauf, welcher Art er sei. Durch diese Maßregeln wurde eine allgemeine Entrüstung hervorgerufen, der das Parlament den lebhaftesten Ausdruck verlieh. Dreiundvierzig Adelige von der Bank der Barone unterzeichneten einen energischen Protest und ließen ihn dem Könige vorlegen. Die Antwort blieb nicht lange aus. In der Nacht des 5. Juli 1811 wurden die Fürsten von Belmonte, Castelnuovo, Villa Franca, Aci und der Herzog von Angio, die als Führer der Opposition betrachtet wurden, arretirt, eingeschifft und nach verschiedenen Gefängnissen auf den benachbarten Inseln gebracht.

Im Augenblick dieser Krisis erschien Lord Bentinck, der bei seiner Ankunft von allen Sicilianern als Retter begrüßt wurde. Einerseits that er das Mögliche, um die Volksaufregung zu beschwichtigen, andrerseits machte er dem Könige und den Ministern energische Vorstellungen über die Thorheit und Unvorsichtigkeit, einen solchen Weg eingeschlagen zu haben. — Aber umsonst.

„Dieser dicke Wachtmeister“, äußerte die Königin, die ihn haßte, „ist vom Prinzregenten hergeschickt, um dem König seine Verbeugung zu machen, nicht um ihm Gesetze vorzuschreiben.“ Außer Stande, diesen Eigensinn zu brechen, kehrte Lord Bentinck nach England zurück, um dem Kabinet von Saint James den Zustand Siciliens darzuthun. Nach einer Abwesenheit von acht Wochen traf er wieder zu Palermo ein; dieses Mal aber mit unbeschränkter Vollmacht zur Durchführung der ihm nothwendig erscheinenden Maßregeln versehen. Er war nicht der Mann dazu, sich zum Narren halten zu lassen, und da er sah, daß die Berathungen, zu denen er fortwährend vom Könige, der Königin und dem Thronfolger berufen wurde, zu keiner Berücksichtigung seiner sehr kategorischen Forderungen führten, traf

er selbst sehr entscheidende Maßregeln. Er fing damit an, die Geldmittel, die England der königlichen Familie verabreichen ließ, zurückzubehalten, verlegte sein Hauptquartier nach Palermo und ließ die in Messina befindlichen Truppen dahin abgehen. Da diese Maßregeln keinen Erfolg hatten, drohte er, sich an die Spitze der Armee zu stellen, Palermo zu besetzen, König und Königin gefangen zu nehmen und sie nach England zu schicken. Lord William war als ein Mann bekannt, der sein Wort hielt, und so wurde die Sache bald geordnet. Der König schützte Krankheit vor, er ernannte den Erbprinzen zum General-Vikar des Königreiches und ging zu seiner Wiederherstellung nach seinem Lustschloß zu Fienzza. Auch die Königin verließ Palermo. Den Befehl über die Armee erhielt Lord William. Die fünf Barone wurden wieder frei gegeben und die ungesetzlichen Dekrete aufgehoben. Gleichzeitig wurden die drei Abtheilungen der Legislative einberufen, um, wie man verkündigte, die Verfassung umzugestalten.

Der Prinz Statthalter eröffnete das Parlament in Person, und nach einer kurzen Rede über die beabsichtigten Veränderungen schlug er die Constitution von Großbritannien als Muster für die in Aussicht gestellte sicilianische vor. Diese erste Sitzung des Parlaments, die während der ganzen Nacht und sogar einen Theil des darauffolgenden Tages dauerte, wird stets in unserer Geschichte ein Zeugniß der patriotischen Hingebung ihrer Mitglieder bleiben. Der Klerus verzichtete auf seine Vorrechte und sprach sich für eine Vereinigung mit den Baronen Behufs Bildung eines Oberhauses aus; die Barone ihrerseits gaben alle ihre erblichen Rechte, die sie seit undenklichen Zeiten so eifersüchtig bewacht hatten, auf. In dieser Nacht brach der Feudalstaat in Sicilien zusammen. Nach harten Kämpfen einigte man sich über 12 Artikel, welche als Fundament eines neuen Staatgrundgesetzes gelten sollten. Da die Genehmigung des Herrschers nothwendig war und das Parlament vermeiden wollte, neuen Ausflüchten Raum zu gewähren, so wurde der Prinz Statthalter veranlaßt, die Zustimmung des Königs einzuholen, ehe er selbst seine Unterschrift darunter setzte. Der Prinz schrieb dem König in diesem Sinne, und auf den Rand desselben Briefes setzte Ferdinand eigenhändig folgende Worte: „Da Vorstehendes mit meinem Willen übereinstimmt, so ermächtige ich Sie, es auszuführen.“

Trotzdem arbeitete die Hofpartei eifrig an einem neuen Complott gegen die öffentlich zugestandenen Reformen. Ein Tag wurde festgesetzt, an welchem der König nach der Kirche des heiligen Franziscus sich begeben sollte, um öffentlich für seine Wiederherstellung zu danken, und bei diesem Anlaß beabsichtigte man eine Demonstration gegen die Constitution. Aber die königlichen Verschwörer hatten ihre Rechnung ohne Lord Bentinck gemacht. Angeblich um eine Parade abzuhalten, erschien Artillerie in den Straßen — diese vielbedeutenden Winke reichten hin, um die Kundgebung im Entstehen zu unterdrücken. Der König begab sich nicht nach St. Franzesco, sondern begnügte sich, seine Gebete zu Hause abzuhalten, — aber auch diese Lehre war für ihn oder vielmehr für die unverbesserliche Caroline verloren. Durchaus nicht entmuthigt, bereiteten sie einen neuen Handstreich vor, dessen Ausführung sie den in Trapani und Corleone stationirten Truppen anvertrauen wollten. Ihre Absicht war, mit einem Male die Constitution sammt den Engländern los zu werden; aber Lord William kam ihnen wieder zuvor. Da Ueberredung nichts half, so griff er zu Zwangsmaßregeln. Er fing damit an, ein Kavallerie-Regiment während der Nacht um das königliche Schloß aufzustellen und dasselbe vollständig einzuschließen. Erst dann und nicht ohne vielfache Ausflüchte und Redensarten ergab sich Ferdinand in die Nothwendigkeit und ging auf Lord Bentinck's Bedingung ein, welche folgende war: Die Königin sollte Sicilien sofort verlassen, die Regierung wieder dem Kronprinzen übergeben werden und seine Stellvertretung ohne Einschränkung sein.

Dieser Sieg über die Hofpartei verbunden mit der Abwesenheit der Königin gaben dem Lande einige Ruhe wieder. Während dieser Zeit fuhr das Parlament in der Aufgabe der Verfassungsreform fort, und mehrere wichtige Zusätze fanden statt. Unter andern wurde die Erbfolge geregelt und die Unabhängigkeit Siciliens gesichert. Dieser Artikel lautet wörtlich: „Für den Fall, daß der König von Sicilien den Thron von Neapel wieder erhalte oder eine andere Krone ihm zu Theil werde, solle er verpflichtet sein, seinen ältesten Sohn auf den Thron von Sicilien zu erheben und allen Rechten auf denselben zu entsagen, indem von dem heutigen Tage an Sicilien völlig unabhängig erklärt sei.“ Im Mai 1813 wurde die sogenannte Verfassung von 1812 veröffentlicht, und da Lord Bentinck seine Aufgabe in Sicilien als vollendet betrachtete, begab er sich nach Spanien. Kaum aber hatte er den Rücken gewendet, so wurde das neue Staatsgebäude wiederum kräftig angegriffen. Obgleich die Königin Karoline abwesend war, so regierte dennoch ihr Geist den Hof, und nicht allein scheute man keine Anstrengung, um die Verfassung in den Augen des Volkes herabzusetzen, sondern auch um dasselbe gegen die Engländer aufzuwiegeln. Lord Bentinck kehrte rechtzeitig zurück, um den durch seine Abwesenheit verlorenen Boden wieder zu gewinnen, aber bald wurde er nach Genua und Livorno berufen. Ich übergehe den erbitterten Kampf, der für und wider die Freiheit zwischen König und Volk fortgeführt wurde.

Nach dem Falle Napoleons verließen die Engländer die Insel — darauf folgte der Wiener Congreß — die überraschende Rückkehr Napoleons von Elba — die Unruhe und Verwirrung der hundert Tage und endlich der Sieg der Alliirten. Murats Entthronung, die in Wien beschlossen wurde, gab den Bourbonen ihre Krone auf dem Festlande wieder. Ferdinand ließ den Thronfolger in Palermo und kehrte nach Neapel zurück. Im Juni 1815 wurde die Wiener Congreßakte unterzeichnet, und im December desselben Jahres erschienen jene beiden berüchtigten Edikte, welche den Namen Siciliens als den eines unabhängigen Staates aus der Karte Europas ausstrichen.

In dem ersten dieser Edikte, angeblich auf den Artikel 104 der Wiener Congreßakte gegründet, vernichtete Ferdinand die getrennten Titel, unter denen er über Neapel und Sicilien regiert hatte, nahm den Titel „Ferdinand I. König der beiden Sicilien“ an, und indem die beiden Kronen so vereinigt wurden, hob er mit einem Schlage die Selbständigkeit, die Nationalflagge und das Münzrecht der Insel auf. Im zweiten wurde mit auffallendem Mangel an Logik die Verfassung gleichzeitig aufgehoben und aufrecht erhalten, denn, indem der König sein Vorrecht behauptete, die Steuern auszuschreiben, machte er sich dennoch verbindlich, sie nie über die Summe, welche das Parlament von 1813 bewilligt hatte, zu steigern. Die ausdrücklichen Worte waren: „Keine Vermehrung darf ohne Zustimmung des Parlaments stattfinden.“

Ich erwähnte, daß das erste Dekret angeblich auf den Artikel 104 der Wiener Congreßakte gegründet war. Dieses war ein Trugschluß; der in der Wiener Schlußakte gebrauchte Ausdruck war: „König Ferdinand IV., er, seine Anverwandten und Nachfolger sind wieder auf den neapolitanischen Thron eingesetzt und hiermit anerkannt durch die Mächte als König beider Sicilien.“ Dieser Vertrag konnte in Abfassung und Inhalt in keiner Weise Sicilien betreffen. Die von Ferdinand nach Wien gesandten Bevollmächtigten sollten nur seine persönlichen Angelegenheiten verhandeln, nämlich seine Wiedereinsetzung auf den neapolitanischen Thron. Die Angelegenheiten Siciliens waren durchaus nicht darin mit einbegriffen, Sicilien hatte mit dem Wiener Congresse nichts zu thun, hatte nicht einmal einen Vertreter dort. Der König war nur für Neapel durch seinen Gesandten, den Chevalier Medici, daselbst vertreten. Dieses ist so wahr, daß Ferdinand IV. nur König von Neapel genannt ist in den Congreßakten und nicht Ferdinand III. von Sicilien. Auch kann man annehmen, daß, wenn die in Wien versammelten Großmächte wirklich die Absicht hegten, die beiden Länder in eins zu verschmelzen, sie diese Absicht klar und ohne Umschweife bei dieser Gelegenheit ausgesprochen haben würden, wie sie die Annexion von Warschau an Rußland, Belgien an Holland und Genua an Piemont ausgesprochen

haben. Es ist anzunehmen, daß in diesen wie in den andern Fällen die Union ausdrücklich erklärt worden wäre. Nichts derartiges steht in dem Artikel 104; es ist einfach darin gesagt: »Ferdinand ist anerkannt als König beider Sicilien.«

So viel von der italiänischen Unabhängigkeit. In Betreff der sicilianischen Freiheiten hatte sich Ferdinand mit einem ausreichenden Vorwand versehen, um sie zu beseitigen, indem er einen Vertrag mit Oesterreich abschloß. In diesem Vertrage wurde festgestellt, daß »indem der König beider Sicilien die Regierung wieder übernehme, derselbe keine Neuerung einführen dürfe, die auf irgend eine Weise mit den alten monarchischen Institutionen oder mit dem System und den Grundsätzen, welche seine königliche und kaiserliche Majestät in Seinen italiänischen Provinzen (Lombardei-Venedig) angenommen, in Widerspruch stehen könnten.« Sollte diese Uebereinkunft gegen die sicilianische Verfassung gerichtet sein, so war es ein Beweis mehr von Ferdinands Treulosigkeit und Verrätherei und konnte keines Falls als bindend für Sicilien betrachtet werden. Aber der Wortlaut des Vertrages zeigt deutlich, daß nur Neapel gemeint sein konnte. Der Besitz des Königreichs und die Veränderungen, die stattfinden sollten, wurden nur als zukünftige darin angenommen. Aber Ferdinand hatte bereits Sicilien verloren, da sein Stellvertreter dort in seinem Namen regierte, ferner waren die Umgestaltungen Siciliens drei Jahre vorher eingetreten, auch waren sie nur in der Absicht, die Monarchie unter ihren früheren Bedingungen wieder aufzurichten und Gesetzen neue Kraft zu geben, die von 30 Königen beschworen worden waren, entstanden. Aber wozu hilft das Recht ohne Macht? Wo die Macht war, da fehlte der Wille uns zu helfen. Das englische Kabinet stritt ein wenig mit den neapolitanischen Ministern über das mehr oder weniger der Freiheiten, die uns dem Namen nach gelassen wurden, aber in der Hauptsache, in der Unabhängigkeitsfrage wurden wir unserm Schicksale überlassen. —

Bedarf es nach dieser Darlegung noch der Erwähnung, daß das Parlament nie wieder berufen wurde und daß die Verfassung von 1816 täglich, dem Geiste und dem Wortlaute nach verletzt wurde? Jede Stunde steigerte die Unzufriedenheit des Volkes, und ein Ausbruch war nahe, als die Revolution von 1820 in Neapel ausbrach und ihr die Proklamation der spanischen Verfassung folgte. Der Augenblick schien den Sicilianern günstig, ihre alte Unabhängigkeit auf friedlichem Wege wieder zu gewinnen. Leider veranlaßte ein beklagenswerther Vorfall einen Zusammenstoß zwischen dem Volke und den in Palermo in Garnison befindlichen neapolitanischen Truppen, in welchem das erstere siegreich blieb. Eine provisorische Regierung wurde eingesetzt, die mit unumschränkter Gewalt Maßregeln ergreifen sollte, um die Unabhängigkeit der Insel wieder herzustellen. Sie schickte Abgesandte zum Könige nach Neapel, um eine unabhängige Regierung mit dem Thronfolger an ihrer Spitze in Sicilien zu fordern. Sie wurden nicht erhört. Das neapolitanische Parlament machte den Anspruch, Sicilien zu inkorporiren und führte zwei sich selbst widersprechende Grundsätze an. 1) Die Macht des Königs von Gottes Gnaden, und 2) die Macht der Demokratie, welche eine so aristokratische Verfassung, wie die von 1812 für Sicilien nicht könne bestehen lassen. Unglücklicher Weise herrschten auf der Insel selbst zwei Parteien, eine für die sicilianische Verfassung, die andere für die spanische. Eine Armee wurde von Neapel aus geschickt, und im September fing die Belagerung von Palermo an. Nach einem vierzehntägigen hartnäckigen Kampfe kam es zur Kapitulation, in welcher dem sicilianischen Parlamente die Lösung der Frage über die sicilianische Selbständigkeit anheimgegeben wurde. Aber das neapolitanische Parlament beschloß dagegen die Nichtanerkennung dieser Kapitulation als einer unehrenhaften für die neapolitanischen Anliegen, behielt aber die Wachen und die Befestigung, die in Folge derselben Uebereinkunft an Neapel abgetreten worden waren, inne. Was that aber der König Ferdinand, während die beiden Länder im Streite lagen? Er war nach Laibach und Troppau gereist, um Oesterreichs Intervention gegen dieselbe Constitution, die er im Monat Juli 1820 feierlich beschworen, zu erbitten. Was kam es dem alten König auf einen falschen Schwur mehr oder weniger an? Einige Monate später besetzten österreichische Truppen sowohl Neapel als Sicilien, und beide Länder, die nicht im Stande gewesen waren, unabhängig von einander und frei zu bestehen, schmachteten nun unter einer gemeinschaftlichen Sclaverei.

Ferdinand starb 1825. Ihm folgte sein Sohn Franz, der als Thronfolger die Constitution von 1812 und 1820, die von Spanien, schworen und der sich sogar an dem bewaffneten Protest gegen die fremde Besatzung, 1821, betheiligt hatte. Aber auf dem Throne verlor Franz das Gedächtniß und trat ohne Bedenken in die Fußstapfen seines Vaters. Während seiner fünfjährigen Regierung versumpfte sie mehr und mehr. Die Bestechlichkeit nahm in Neapel und Sicilien auf unglaubliche Weise überhand. Stellen, Ehren, Titel, sogar Gerechtigkeit waren feil. Viglia, des Königs Kammerdiener, und Caterina de Simone, erste Kammerfrau der Königin, waren die zwei einflußreichsten Personen am Hofe, und durch sie wurden die nichtswürdigsten Händel abgeschlossen. Der König versuchte nicht einmal seine Kenntniß dieser Vorgänge zu verbergen; er ließ sich sogar in cynischen Witzen darüber aus. Im Jahre 1828 bewies er der Welt, daß er ebenso grausam als unwürdig war. Ein in der Stadt Cosenza und in der Provinz Salerno versuchter Aufstand wurde buchstäblich in Blut ertränkt. Auf den Befehl Del Carretto's, des Königs Liebling, wurde die kleine Stadt Bosco beschossen, bis sie in Trümmern lag. Und dann wurde eine Schandsäule auf der Stätte, wo sie einst gestanden, errichtet. Die letzten Tage des Königs Franz sollen durch nutzlose Reue qualvoll gewesen sein. Er starb 1830 und hinterließ Ferdinand, seinem Nachfolger, ein herabgekommenes, verarmtes und höchst aufgeregtes Königreich.

Die ersten Maßregeln des jungen, kaum zwanzigjährigen Königs waren Vertrauen erregend. Die meisten der Minister, Günstlinge und Kreaturen des verstorbenen Königs wurden allmälig entfernt und Viglia fortgeschickt; öffentliche Audienztage wurden festgesetzt, und ein von Ferdinand erlassenes Manifest verkündigte seinen Entschluß, Ordnung in die zerrütteten Finanzen zu bringen. Das waren höchst volksthümliche Schritte. Auch Sicilien erhielt seinen Antheil an guten Verheißungen. Der König sprach es ausdrücklich in seinem Manifeste aus, daß es seine Absicht sei, »die Wunden zu heilen, die sein Vater und Großvater geschlagen.« Die Entlassung des Marquis della Favara, Generallieutenants der Insel, eines allgemein verabscheuten Mannes, und die Ernennung des Grafen von Syrakus, des Bruders des Königs ließen das stets vertrauensvolle Volk Siciliens hoffen, daß der neue Herrscher es ehrlich meine. Als er daher 1831 Sicilien besuchte, war sein Empfang ein enthusiastischer. Leider entsprach die Folge diesem Anfange nicht. Was als reine Liebe zur Gerechtigkeit erschien, zeigte sich bald nur als Politik. Der Rückschlag der Julitage in Frankreich dröhnte durch ganz Europa nach, und der König war schlau genug zu erkennen, daß es gerathen sei, das Volk zu besänftigen und zu versöhnen, das noch unter den Streichen der unwürdigen Regierung seines Vaters zuckte.

Aber in demselben Maße, als sich die Gefahr verminderte, nahm der König seinen wahren Charakter wieder an. Die Ernennung del Carretto's, der Bosco zerstört hatte, zum Polizeiminister, war das erste Anzeichen der Reaction. Dieser verderbliche Mann und Monsignor Cocle, des Königs Beichtvater, erlangten bald die vollständigste Herrschaft über den jungen König. Jesuiten*) und Polizeiagenten wurden fortan die Träger der Regierung. Alles war feil gewesen unter der vorigen Regierung — es wurde nicht anders unter der neuen — Del Carretto und Monsignor Cocle übernahmen

*) Des Königs blinder Eifer für diesen berühmten Orden ging so weit, daß er seinen Gründer, St. Ignatius von Loyola, zum Feldmarschall seiner Armeen ernannte, mit dem Gehalte und den weiteren Emolumenten dieser Charge. Das Geld wurde wirklich dem Haupthause der Jesuiten gezahlt.

die Rollen des früheren Cameriere und Camerista. Die Prügelstrafe, die in beiden Sicilien erst durch die österreichische Occupations-Armee bekannt geworden war, wurde wieder eingeführt. Bald schwanden alle eben aufgetauchten schönen Hoffnungen der Sicilianer. Die Regierung schien nur darauf bedacht, statt Balsams Gift in die alten Wunden zu gießen. Man sprach so wenig vom Parlament, als sei ein solches nie gewesen — es war ein Verbrechen, es zu erwähnen, und die Steuern überstiegen bei Weitem den durch das Dekret vom December 1816 festgesetzten Betrag trotz der eingegangenen Verbindlichkeit ohne Bewilligung desselben sie nicht zu erhöhen. Die plötzliche Abrufung des Grafen von Syrakus brachte den Volksunwillen auf den Höhepunkt.

Im Sommer 1836 trat die Cholera in Neapel auf. Bis zu diesem Zeitpunkt waren die Quarantaine-Vorschriften zwischen Neapel und Sicilien außerordentlich streng und hemmend gewesen. Als aber die furchtbare Seuche wirklich in Neapel um sich griff, wurde die Sperre plötzlich vernachlässigt, während sie doch so streng aufrecht erhalten worden war, als die Cholera noch im fernen Rußland wüthete.

Diese Inconsequenz rief den allgemeinen Glauben hervor, daß der König und die Minister sich verschworen hätten, die Cholera nach Sicilien hinüberzuschicken. Die Seuche erreichte nur zu bald Palermo, und ich glaube, keine Stadt hat furchtbarer darunter gelitten. Der allgemeine Schrecken steigerte sich fast bis zum Wahnsinn. In einem Monat starben von einer Bevölkerung von 170,000 Einwohnern 24,000. Die Idee, daß die Regierung das Volk in Masse vergiften ließe, wurde allgemein, und ist ein solcher Verdacht erst einmal geboren, dann wächst er leicht zur Riesengröße auf.

Mario Adorno, einer derer, die den Verlust der sicilianischen Unabhängigkeit am bittersten empfunden hatten, nahm die herrschende Aufregung wahr, um in Syrakus eine revolutionäre Bewegung hervorzurufen, und bald darauf rief er die Constitution aus. Catania folgte diesem Beispiele, erhob die Nationalfahne, zertrümmerte die Bildsäulen der Bourbonen und setzte eine provisorische Regierung ein. An verschiedenen Orten kam es zu Aufständen, auch im Thale von Messina, und in den Kleinstädten in der Nähe von Palermo, wo der Glaube an die Vergiftung tief Wurzel gefaßt hatte. Del Carretto kam mit unumschränkter königlicher Gewalt ausgerüstet an der Spitze einer bedeutenden Truppenmacht nach Sicilien, weniger um zu kämpfen, als um die Früchte des Sieges zu ernten, denn bei seiner Landung war die Revolution bereits vorüber. Als die Nachricht seiner Expedition die Catanier erreichte und sie sich ohne Unterstützung sahen, brach eine Gegen-Revolution aus; die am stärksten Compromittirten suchten ihr Heil in der Flucht, mit Ausnahme von Mario Adorno, der gefangen genommen und erschossen wurde.

Die völlige Widerstandslosigkeit vermochte keineswegs den Zerstörer von Bosco von Grausamkeiten abzuhalten, zu denen er die Macht besaß. Standgerichte wurden überall errichtet und Bürger zu Tausenden in die Gefängnisse geworfen; einige Hunderte wurden zum Tode verurtheilt und nicht weniger als ein Hundert wurden hingerichtet. In Bagheria wurde ein Knabe von 14 Jahren erschossen. Die Hinrichtungen wurden mit Militärmusik begleitet. So groß war die Wuth zu tödten, daß, als nach einem dieser grauenhaften Schauspiele die Leichen gezählt wurden, sich eine über die bestimmte Zahl vorfand.

Als diese edle Eroberung vollbracht und der edle Eroberer durch das Großkreuz des heiligen Januarius belohnt worden war, wurde die eigentliche Bedeutung dieser blutigen Tragödie durch die darauf folgenden offiziellen Handlungen enthüllt. Der König ergriff freudig den Vorwand, der ihm auf diese Weise geboten worden war, um auch die letzten Schatten der Vorrechte Siciliens zu beseitigen. Der Sache nach waren sie schon lange verschwunden. Die Steuern wurden erhöht, die Verwaltung in Neapel centralisirt, die Beamten in Sicilien waren Neapolitaner, alle Spuren städtischer Rechte, der Preßfreiheit, der Associations- und Petitions-Rechte wurden vernichtet. Mit einem Wort — es blieben den Sicilianern nur Augen um zu weinen und die unsterbliche Erinnerung an ihre Rechte. Diese Erinnerung und das Bewußtsein ihres guten Rechtes wird dieses edle und unglückliche Land durch alle Prüfungen aufrecht erhalten, bis der Tag der Rache erscheint — und er wird erscheinen!

* Ein Seebild.

Nach einer wirklichen Begebenheit; von einem Augenzeugen.

Kühn ragt aus der See die röthliche Wand
Des einsamen Felsens von Helgoland;
In ewigem Kampf mit dem Element,
Das nimmer Ruhe und Frieden kennt,
Mit beharrlichem Trotz ihn umstürmet.
Jahrtausende durch die gewaltige Bahn
Hinrauschte die Zeit, wo ihr Werk gethan
Die unendliche Fluth an dem ragenden Hort; —
Ein ferner Jahrtausend, — der Fels ist fort,
Wo jetzt die Woge sich thürmet.

Um das stolze Land in gefährlichem Rund
Von tückischen Klippen starret der Grund;
Die schwarzen Häupter die Ebbe uns zeigt,
Die Fluth hoch über die Zacken steigt,
Schaumberge aufsprudelnd im Schwalle.
Doch wehe dem Schiff, das im schwankenden Flug
Hierher die sprühende Welle trug;
Denn jähes Verderben droht das Gestein:
Ein Stoß! — in die grausige Tiefe hinein
Sinkt's rasch in zertrümmerndem Falle.

Ich stand auf dem Felsen und blickte hinaus
Weit über der tobenden Fluthen Gebraus.
Wild rauschte daher auf der wogenden Bahn
Der heulende Sturm und schwoll zum Orkan,
Er griff in die strudelnden Tiefen.
Gleich rasenden Rossen bäumten sich hoch
Die gährenden Wasser, und zischend flog
Der flockige Schaum zu den Wolken empor;
Indessen der Brandung Donner in's Ohr
Den brüllenden Grimm mir riefen.

Und her von Norden dicht an dem Riff
Durch die wüthenden Wellen kämpfte ein Schiff.
Verderben drohend und Todesweh
Erhoben die Berge von Schaum im Lee
Die weißen, die glänzenden Kronen.
Auf die tödtlichen Klippen stürmte der Wind,
Zu den Klippen drängte die Strömung geschwind;
Und gegen der Elemente Macht
Ankämpfte das Schiff, auf Rettung bedacht;
Wird Gott mit Gelingen es lohnen?

So naht' es, geführt von kundiger Hand,
Hingleitend an des Verderbens Rand.
Auf den tobenden Wogen hob sich kühn
Sein schlanker Leib, den des Schaumes Sprüh'n
Verhüllte mit Funkelgewanden.
Zu den Spitzen der Masten stäubte der Gischt
Von den Bügen des Schiff's, die er kochend umzischt.
Und manchmal beugte des Sturmes Wuth
Die Spitzen der Masten hinab in die Fluth,
In das schreckliche, ewige Branden.

Und näher rückte das Schiff, wie ein Schwan
Durchschneidend die tausendgehügelte Bahn.
Uns preßte Entsetzen die pochende Brust; —
Bald winkte die Rettung, das war uns bewußt;
Denn nahe schon lag ihm die Rhede.
Nun plötzlich, fast hat es das Ziel erreicht,
Da stockt es im Gang; und der Sturmwind streicht
Durch die Masten mit heulendem Zorn und hemmt
Das Vorwärts, dem er entgegen sich stemmt,
Obsiegend in rasender Fehde.

Da galt kein Besinnen, mit eilender Hand
Zwei Anker wurden zur Tiefe gesandt,
Zu brechen die Kraft, die das bebende Schiff
Entgegen trieb dem zerschmetternden Riff; —
Nun stand es still in den Wellen.
Rasch schwebte empor an dem halben Mast
Die geschürzte Flagge mit ängstlicher Hast;
Um Hülfe flehend aus Todesnoth:
Ein Ruf für die Lootsen, im schaukelnden Boot
Sich zu rettender That zu gesellen.

Doch vergebens wehte die Flagge im Sturm.
Hoch stiegen die Wogen wie Thurm an Thurm,
Verderbend dräuend der muthigen Schaar,
Wenn, trotzend der ungeheuern Gefahr,
Sie die Flehenden suchte zu retten.
Vergebens winkte goldener Lohn
Den Männern, die aus des Todes Droh'n
Die Jammernden kühn zu erlösen bereit.
Dem Orkus schienen Jene geweiht! —
Noch hielten der Anker Ketten.

Die Fluth und der Sturm mit Dämonengewalt,
Sie zerrten am Schiff und des Schiffes Halt;
Da plötzlich fuhr ein gewaltiger Stoß
Durch den Bau, — riß eine der Ketten los!
Wir sahen's mit eisigem Grauen.
Nur der letzte Anker mit eherner Hand
Griff noch in den Grund; doch straff war gespannt
Die Kette, der letzte, schützende Hort;
Ihr mußten die trostlos Verlaß'nen hinfort,
Der einzigen Hoffnung, vertrauen.

Allmälig schwebte vom Himmel herab
Die Dämmerung über das gährende Grab
Der unendlichen See und hüllte den Schein
Des fliehenden Tags in Wolken ein,
Der Aether ward blasser und blasser.
Wie graue Schleier zog es daher,
Und bald wie ein schwankendes Ungefähr
Verschwammen die Bilder, wir sahen kaum
Das kämpfende Schiff auf dem bleichen Schaum,
Auf dem düsteren Abgrund der Wasser.

Da hieß es: die letzte Kette zersprang!
Wie ein Todesurtheil tönt' es entlang
Die Reihen der Männer, die eifrig geschaut
Durch die dämmernde Nacht, schon lange vertraut
Mit des Meeres dunkeln Gefahren.
Indessen sank mit dem schwarzen Flor
Die Nacht herab durch des Himmels Thor;
Sie verhüllte dem ängstlich forschenden Blick
Der Jammerbeladnen entsetzlich Geschick,
Die dem Tode verfallen waren.

Urplötzlich durchblitzte die Schatten der Nacht
Ein Feuerzeichen mit Flammenpracht!
Das war wie ein Schrei in der grausigsten Noth!
Rings sahn wir das Schiff von den Klippen umdroht;
Dann rasch erloschen die Flammen.
Und bald auf's Neue leuchteten grell
Die Schreckenszeichen; — doch ebenso schnell
Verschwand im Dunkel das glänzende Licht.
Und wieder flammt's, wie ein Ruf zum Gericht,
Wo der Rächer die Welt will verdammen!

So glühte empor manch' feuriger Strahl
Und verkündete rings der Verlor'nen Qual;
Bis endlich das letzte Zeichen erblich
In der düstern Nacht! doch heulend strich
Der wilde Orkan durch die Wogen;
Die Brandung stürmte mit Riesengewalt
An den trotzenden Fels, daß es donnernd hallt'; —
Kein andrer Ton in der Nacht erscholl
Als vom Sturm und der Fluth, die rasten wie toll;
Bis der Morgen kam dämmernd gezogen.

Die Sonne über die Wasser stieg,
Das Dunkel verschwand vor dem goldenen Sieg
Der Himmlischen, die dem Bade der Fluth
Entschwebt', erröthend in heiliger Gluth,
Um die Erde neu zu erhellen.
Ich blickte über das wallende Meer:
Von den Klippen schäumten die Wasser daher;
Doch nirgends war von dem Schiffe die Spur
Zu erkunden. — Die einsame Möwe nur
Flog über die öden Wellen. — — —

Die Schillerglocke in Marbach.

* Am 11. November hat zu Marbach in Würtemberg die feierliche Einweihung der von Deutschen in Moskau der Geburtsstadt Schillers geschenkten Glocke stattgefunden. Der Tag, auf welchen sich alle Bewohner des Städtchens lange gefreut hatten, wurde mit Böllerschüssen und Musik begrüßt, dann folgte das Geläut der in der Alexanderkirche aufgehängten Glocke, die künftig am Geburts- und Todestage Schillers regelmäßig eine Stunde geläutet werden soll. Mittlerweile hatten sich Schaaren von Sängern aus Ludwigsburg und anderen nahen Oertern eingefunden; im feierlichen Zuge bewegte sich die Masse nach der Kirche. Predigt, Gesänge und eine Schulfeier folgten; auch die von Riga her geschenkten Altargefäße und Decken waren ausgestellt. Nachmittags geschah die Einweihung der Glocke. Feierliche Gesänge erfüllten die Räume, dann erscholl der Klang der Glocke vom Thurm, und unter ihrem Verhallen betrat Dr. J. G. Fischer aus Stuttgart die Stufen zum Chor und sprach die Festrede.

Ueber die Glocke selbst entlehnen wir der illustrirten Zeitung von Hackländer die folgenden Notizen:

Das Moskauer Comite hatte dem Geschenk selbst eine Stiftungsurkunde vorausgeschickt, in welchem dasselbe sagt:

„Wenn das Comite auf das schöne vorjährige Fest der Deutschen in allen Welttheilen zurückblickt, wenn der Erfolg die Erwartungen mehr als gerechtfertigt hat, die es von der großen nationalen, kulturgeschichtlichen und politischen Bedeutung desselben hegle, so darf es sich mit befriedigender Genugthuung das Zeugniß geben, nicht allein das Seinige zur Kundgebung deutschen Volksgeistes in der Fremde beigetragen zu haben, sondern auch mit unter den ersten gewesen zu sein, welche den Aufruf dazu erließen."

Geschirmt von freundlichen Mächten kam die schöne Glocke am 6. August auf dem Bahnhofe zu Ludwigsburg an und wurde zehn Tage später von Bewohnern Marbachs in feierlichem Zuge nach dem Ort ihrer Bestimmung geleitet.

So hell und warm, wie nur an wenig Tagen dieses eisigen Sommers, bestrahlte die Sonne das sinnige Geschenk, welches auf einem mit jungen Tannen, Guirlanden und Blumen geschmückten Wagen stand.

Der Guß der Glocke und die äußeren Zierrathen derselben müssen als vollendet bezeichnet werden. Um die Haube läuft eine Guirlande von Eiche und Lorbeer, darunter steht der Name „Concordia"; die Schweifung trägt das nach Dannecker ausgeführte Brustbild Schiller's, und am Kranz stehen die Worte:

Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeinde.

Als Pendant zu des Dichters Brustbild liest man auf der entgegengesetzten Seite in einem aufgeschlagenen Buch das bekannte Motto: Vivos voco, mortuos plango! darunter die Inschrift:

„Der Heimath Schiller's, von dessen Verehrern in Moskau. Den 10. November 1859."

Zwischen beiden genannten Inschriften ist der Meister, welchem der schöne Guß gelang, angezeigt durch die Worte: Glockengießerei von D. Samgin in Moskau.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Der Bruder der Braut oder sittliche Lösung ohne rechtliche Sühne. Roman in drei Bänden. Von F. von Uechtritz. — Karl Immermann und sein Kreis. Von Wolfgang Müller von Königswinter. — Aquarelle. 2 Thle. Von G. von Freyberg. — Czar Paul. Erste Abtheilung: Der Großfürst. Von Theodor Mundt. — Meine Lebensgeschichte. Erste Abtheilung: Im Vaterhause. 2 Thle. Von Fanny Lewald. — Problematische Naturen. Roman in 4 Theilen. Von F. Spielhagen.

* Der bekannte Wegweiser durch die Literatur der Deutschen von Schwab und Klüpfel ist durch einen weiteren Nachtrag von Klüpfel ergänzt worden; es sind darin die Erscheinungen der beiden letzten Jahre besprochen.

* Aus dem Nachlasse der Frau Johanna Kinkel ist ein Familienbild aus dem Flüchtlingsleben „Hans Ibeles in London" herausgegeben worden und bei Cotta in zwei Bänden erschienen.

* Die Verehrer des Aesthetikers Vischer erinnern sich der prachtvoll geschriebenen „Kritischen Gänge", die vor Jahren erschienen. Jetzt wird eine neue Folge unter dem Titel „Eine Reise" angekündigt.

* Ein neues Buch von Paul Heyse ist in diesen Tagen herausgekommen, ein italienisches Liederbuch (Berlin, Hertz); also abermals eine Frucht von Heyse's Aufenthalt und Studien in Italien. Einige Proben aus dem Schatze der hier übertragenen Poesieen wurden vor einigen Monaten in unserem Blatte mitgetheilt.

* Die Festrede, welche Dr. J. G. Fischer am 11. November in Marbach gehalten hat, wird von der Allgemeinen Zeitung mitgetheilt. Ob er auch wirklich unser sei, ob wir ihn zu dem Unsern gemacht, uns seiner würdig gemacht haben, das war der erste Grundgedanke der Ansprache, die mit den Worten schloß: „Die Schillerglocke soll von der Hochwacht dieses Thurmes uns die Herzen wach läuten zum reinen Opferdienst für's Vaterland; ihr Klang soll uns die Seele anfallen wie Strafgericht, wenn wir seiner vergessen könnten. Sie soll es über die Grenzen der Heimath hinausschallen, daß eine Schaar von Herzen lebt, die nichts gemein hat mit dem, was nicht von der Wahrheit ist. So gestimmt und so gesinnt, werden wir sagen dürfen, daß Schiller der Unsere sei; so bauen wir nicht auf den Unbestand des Vergänglichen; so dienen wir dem Gedanken des lebendigen Gottes, der bestehen wird, wenn auch diese Steine, und wenn alles, was irdische Hände bauten, in Schutt gesunken ist."

Z. An allen Orten. Von Otto Rostoski. Elberfeld. Druck und Verlag der Bädecker'schen Buch- und Kunsthandlung (A. Martini und Grüttefien) 1860. — Es macht stets einen angenehmen Eindruck, wenn man ernstes Streben gewahrt, welches auf ein Ziel gerichtet ist, „des Schweißes der Edeln werth." Und solches Streben bekundet das vorliegende, elegant ausgestattete Werk, und darum heißen wir es willkommen. Der Titel sagt es schon, was man hier findet: Reflexionen, historische Erinnerungen in dichterischem Gewande, die sich an geschichtlich berühmte Orte der Vorzeit knüpfen. Der Verfasser bietet zwölf, zum Theil größere Dichtungen, die 189 Seiten splendiden Druckes einnehmen; also braucht der Leser nicht zu fürchten, daß es ihm des Guten hier zu viel werde, und die Titel, von denen wir einige mittheilen wollen, verrathen schon, daß ein kräftiger Geist das Ganze durchweht. Was hätte die Sentimentalität wohl zu schaffen in Gedichten wie „Auf dem Hohenstaufen", „Schelm von Bergen", „Auf Landstuhl", „Auf Ufnau" und „In Chillon"? Wir sind überzeugt, daß eben diese Gesinnungstüchtigkeit — man verzeihe das oft so schmählich mißbrauchte Wort — dem Buche manche Freunde erwerben wird, nur müssen wir, was Form, Versbau und Scandirung betrifft, einige Bemerkungen machen. Rostoski hat, namentlich in den letztern, größern Productionen, Strophen gebaut, die für erzählende Gedichte und zumal derartige, wie sie hier vorliegen, keineswegs angemessen erscheinen. Die Verskunst wird nicht in Künstelei dargelegt. Hinsichtlich des Versbaues können wir unmöglich uns mit Strophen einverstanden erklären, wie die folgende aus „Digna", einem Gedichte, das überhaupt mit Bezug auf die Form gar Manches zu wünschen übrig läßt. Hier heißt es, Seite 43:

Doch gleiches Omen heut bedrängt,
Die Jungfrau, das dem Hunnen Muth
Erweckte, und ihr Blick sich senkt
Jetzt träumend, trübe auf die Fluth.

In einem andern Gedichte: „Der Junker von Blonay", welches sich auf die Belagerung des Schlosses Chillon bezieht und hinsichtlich des poetischen Gehalts sowie der Form sonst eines der hervorragendsten ist, passirt Folgendes (Seite 121):

Es reden seine Schlunde in langen Pausen zwar,
Alleine wo sie sprechen, da treffen sie auf's Haar.

Besonders störend wird gar häufig der Hiatus, der sich zwar nicht ganz vermeiden läßt, dem aber eine gewandte Dichterhand doch in den meisten Fällen zu entgehen weiß. Auch die Scandirung des Verfassers ist manchmal eigenthümlich. Seite 41 sagt er nämlich: Dort auf des Hauses Altän steht u. s. w. und Seite 139 lies't er: älsbald. Diese Ausstellungen stehen jedoch nicht im Widerspruch mit dem vorher geäußerten Lobe, und schließlich sprechen wir nochmals unsere Freude aus über die neue Bekanntschaft, die wir hier gemacht haben, und empfehlen das glänzend ausgestattete Werk für den Weihnachtstisch, der schon jetzt manches sehnsuchtsvolle Herz beschäftigt. **W.**

* Das zehnte Heft der „geographischen Mittheilungen" von August Petermann enthält eine spezielle Karte über den gegenwärtigen Kriegsschauplatz in China vom Herausgeber, bei deren Bearbeitung die neuesten, noch wenig bekannt gewordenen Aufnahmen der Engländer unter Commander Bythesea und Major Fischer benutzt worden sind. Ein dazu gehöriger Aufsatz: „Die chinesische Provinz Petscheli und die Straßen nach Peking", enthält lehrreiche und ebenfalls neue Nachrichten über diesen in so vieler Beziehung interessanten und wichtigen Landstrich. Eine Originalkarte der Reiseroute des Prof. Dr. Burmeister durch die Cordilleren zwischen Catamarca und Copiapo, nebst Aufsatz, beschreibt den Uebergang dieses verdienten Reisenden über die Andes im März dieses Jahres, und giebt uns Kunde über einen früher ganz unbekannten Theil dieser großartigen Gebirgs-Region. Die höchste von ihm überschrittene Paßhöhe betrug 14,100 Pariser Fuß, also 2000 Fuß höher, als die Ortlesspitze und mehr als doppelt so hoch, als der St. Gotthard-Paß. Ein dritter Aufsatz berichtet über die neuesten Entdeckungen im Innern Australiens, von Stuart, Warburton und Mac Donnell, und ein vierter enthält Gustav Radde's Vorlesung über das russische Daurien und die hohe Gobi. Außerdem giebt das Heft nähere Nachrichten über Dr. Roscher's Tod, über Merensky's Reise in Süd-Afrika, über die neue Franklin-Expedition und über Th. von Heuglin's Expedition nach Inner-Afrika.

* Die Kölnische Zeitung macht auf eine Schrift von Professor Zacher in Königsberg „die Historie von der Pfalzgräfin Genovefa" aufmerksam und sagt: Abgesehen von der reichen, hier uns zum ersten Mal in solcher Ausdehnung gegebenen Literatur und den verwandten Sachen, welche er aufführt, weis't Zacher nach, daß die bekannte, zuerst in Köln bei Christ. Everaerts in deutscher Sprache erschienene Geschichte sich wirklich begeben, sich wirklich auf dem Maifelde ereignet, ja selbst daß der Tag der Wiederauffindung der Verstoßenen der 5. Januar gewesen. Ob dieser Nachweis, der auf die deutsche Mythologie hauptsächlich basirt ist, dem Verfasser gelungen, überlassen wir gern dem Urtheil des Lesers; auf jeden Fall ist derselbe aber einer wissenschaftlichen Prüfung werth und daher dem Werkchen eine weite Verbreitung zu wünschen.

* In einem Kunstbericht aus Dresden finden wir folgende Mittheilung: Leider ist Rietschel sogleich nach seiner Rückkehr von seiner Badekur wieder sehr heftig erkrankt; doch ist die gegründetste Hoffnung, daß er sich recht bald wieder erholen wird. Er wohnt jetzt in dem neuen und prächtigen Atelier, welches ihm die Regierung in gerechter Würdigung seiner Verdienste übergeben hat. Das große Lutherdenkmal ist im rüstigsten Vorschreiten. Die Statuen Luthers und Wickleffs sind bereits vollendet. Ebenso hat Rietschel das in Bonn zu errichtende Arndt-Denkmal übernommen, dagegen hat er das ihm von der Stadt Köln angetragene Denkmal Friedrich Wilhelms III. für Köln abgelehnt. Möge ein gütiges Geschick noch recht lange dem großen Künstler Kraft zu fröhlichem Schaffen erhalten.

* In Heidelberg hat am 10. November ein großartiger Schiller-Commers unter Betheiligung aller Stände stattgefunden. Derselbe hat einen so großen Anklang gefunden, daß die Räumlichkeiten des Saales mit den Galerieen im „Prinzen Max" nicht hinreichten, alle zu fassen, welche an dem Feste sich betheiligen wollten. Die Redner (die Herren Geh. Rath Mittermaier, Dr. Otto Reuchlin-Meldegg, Student Becker u. A.), ärnteten den größten Beifall.

* Frau Wilhelmine Szarvady in Paris, geb. Clauß, hat in der jüngsten Zeit einen künstlerischen Besuch in Deutschland gemacht. Sie spielte in Köln und Leipzig in Concerten und entzückte durch die Kraft und Schönheit ihres Spiels.

* Das neueste Drama von Putlitz „Don Juan d'Austria", eine Tragödie in fünf Akten, wird in Hannover gegeben. Ein Bericht sagt: Der Dichter hat auch hier wieder gezeigt, daß er für gute Stoffe ein geübtes Auge hat. Der vorliegende bietet Alles, was die Interessen der

Zeit auf das tiefste in Anspruch nimmt. Johann von Oesterreich, natürlicher Sohn Karls V. und Halbbruder Philipps II., starb bekanntlich, nachdem er von 1576—1578 den Oberbefehl über die spanischen Truppen in den Niederlanden geführt hatte, eines plötzlichen Todes; und da sein Bruder seinem ganzen Verhalten mit Mißtrauen zugesehen und ehrgeizige Pläne von ihm gefürchtet haben soll, so hat man seinen unerwarteten Tod einer auf Befehl, oder wenigstens mit Wissen des Königs erfolgten Vergiftung zugeschrieben. Diese geschichtlichen Angaben hat nun Putlitz seiner Tragödie zu Grunde gelegt; er macht den Don Juan thatsächlich zum Usurpator und läßt ihn seinem Streben nach der Krone von Burgund zum Opfer fallen. Der Fehler des Stückes ist der, daß der Held ganz auf den Boden subjectiver Empfindungen gestellt ist, nicht von einer Achtung gebietenden Leidenschaft, sondern von einer augenblicklichen Aufwallung des Zorns geleitet wird.

* Ueber Mozarts Requiem und die Echtheit oder Unechtheit desselben ist bekanntlich unendlich viel gestritten worden. Otto Jahn kommt am Schlusse seiner sorgfältigen Untersuchungen zu dem folgenden Resultate: Requiem und Kyrie sind, so wie sie uns vorliegen, vollständig von Mozart ausgearbeitet, die Sätze von Dies irae bis zu den ersten acht Takten des Lacrimosa, ferner Domine Jesu und Hostias wurden in den Singstimmen und in dem Baß von ihm vollendet; auch in der Instrumentation waren von ihm die Hauptsachen angedeutet, „so daß es sich hier nur um Einzelheiten der Ausführung handeln kann, die allerdings nicht so gleichgültig und rein handwerksmäßig ist, wie man es wohl dargestellt hat, bei der aber die mündliche Unterweisung Mozarts auch nicht zu gering angeschlagen werden darf." Für einen kundigen Musiker reichten jene Andeutungen hin, um das Fehlende zu suppliren, aber eben nur zur Noth. Wäre es dem Meister beschieden gewesen, sein Werk bis zu Ende führen, so würden uns in der Behandlung der begleitenden Instrumental-Stimmen wohl noch eine Reihe der prägnantesten Züge begegnen. Was die letzten drei Stücke, Sanctus, Benedictus und Agnus Dei anlangt, so steht Süßmayrs Behauptung, daß sie ganz neu von ihm verfertigt seien, kein bestimmtes Zeugniß, keine sichere Thatsache entgegen. Die Angabe Stadler's: „die Wittwe sagte mir, es hätten sich auf Mozarts Schreibpulte nach seinem Tode einige wenige Zettelchen mit Musik vorgefunden, die sie Herrn Süßmayr übergeben habe; was dieselben enthielten und welchen Gebrauch Süßmayr davon gemacht habe, wußte sie nicht" — läßt die Möglichkeit zu, daß diese Zettelchen vorläufige Skizzen zu den letzten Sätzen enthielten, aber auch nur die Möglichkeit. Die wiederholt geäußerten Bedenken, ob diese Blumen wirklich in Süßmayrs Garten gewachsen seien, können mithin allein auf innere Gründe gestützt werden." Aus der Kritik jener drei problematischen Sätze ergiebt sich für Jahn die Meinung, daß das Sanctus und Osanna ebensowohl von Mozart, wie von Süßmayr herrühren können, entweder zu den schwächeren Productionen des Meisters oder zu den besten des Schülers gehören. Anders verhält es sich mit dem Benedictus. Wenn hier auch der Grundgedanke Mozarts Eigenthum sein mag, so beweist doch die mehrfach ungeschickte Stimmführung und lahme Modulation, so wie die süßliche opernhafte Haltung des Ganzen, die selbst gegen das nichts weniger als kirchliche Tuba mirum absticht, daß hier wesentlich ein Werk Süßmayr's vorliegt. Wiederum verschieden ist die Sachlage beim Agnus Dei. „Hier ist die innige, tiefe Empfindung, die edle Schönheit und die Eigenthümlichkeit der Empfindung, welche wir in den ersten Sätzen des Requiem bewundern." „Hat das Mozart nicht geschrieben", sagt Marx, „nun wohlan! so ist der, der es geschrieben, Mozart." In den Süßmayrschen Compositionen findet sich nichts, das dazu berechtigte, ihm die Conception dieses Satzes, welcher den Charakter ursprünglichster Genialität und vollster Meisterschaft trägt, zuzuschreiben, und man muß sich der Ueberzeugung hingeben, daß die Hauptidee Mozart angehört, die dann der Schüler mit liebevoller Pietät ausführte.

---

* Bremen, 13. Novbr. Am 6. d. hielt Herr J. G. Kohl die erste seiner Vorlesungen „über die Völker Europa's, ihre Herkunft, Weltstellung und Nationalcharakter." Der Vortragende begann mit allgemeinen Bemerkungen über „Nationalitäten" und über das Zeitinteresse des Gegenstandes, das Anziehende desselben und die Schwierigkeiten. Menschen- und Völkerkunde sei in gewissem Maße zugleich eine Kunde von unserem eignen Ich. Durch unzählige Fäden und Beziehungen hängt unser persönliches Geistesleben mit dem Leben unsers Volks zusammen; einen guten Theil unsers Wesens verdanken wir der Vergangenheit, und man weiß darum kaum, was der Einzelne von seinem Fühlen, Denken und Wirken als sein eigenes Werk betrachten kann, was er als Erbschaft vergangener Geschlechter ansehen muß. Schwierig ist freilich die Erforschung dieser Naturganzen, die Völker genannt werden, oder gar diejenige des Menschengeschlechts. Erst seitdem die Schiffsfahrten rund um die Erde begannen, fing man an, den bunten Kreis der Völker, welche sie bewohnen, als Ganzes vergleichend zu betrachten, und der Grund zur Völkerkunde oder Ethnographie als einer abgesonderten Wissenschaft wurde gelegt. Glücklicherweise ist für die Erkenntniß der zahlreichen Völkernaturen die neue Zeit mit den Erleichterungen und Hülfsmitteln, welche sie der Forschung bietet, wichtiger als irgend eine andere frühere Periode. Denn in den letztverflossenen Jahrhunderten haben sich die Völkernaturen, besonders in unserem Europa, in ihrer Eigenthümlichkeit erst recht herausgebildet. Das Mittelalter zeigt die Verschiedenheiten lange nicht, welche jetzt die europäischen Nationen und vorzugsweise die gebildeten Klassen derselben aufweisen, woraus denn zugleich ersichtlich ist, daß die steigende Bildung nicht, wie Manche meinen möchten, die Unterschiede verwischt und einförmig macht, sondern eine noch größere Mannichfaltigkeit erzeugt. Die Berechtigung der Nationalitäten im Ganzen der Menschheit stellte der Redner klar hin und hob schließlich die Merkmale hervor, welche zur Erkenntniß einer Volksthümlichkeit dienen: Sprache, Wohnweise, physische Beschaffenheit, Poesie, politische Geschichte, endlich das ganze Leben einzelner hervorragender Personen aus dem Volke. — Die zweite Vorlesung, am 12. November, hatte das Thema: „Charakteristik unsres Welttheils, seiner Natur im Contraste zu den übrigen Continenten und seine erste Bevölkerung." Der Redner betrachtete zuvörderst das ewig Jugendkräftige, was unserem Welttheil sammt seiner Bevölkerung eigen sei. Die herrliche Ausstattung, welche der Schöpfer unserem Europa vor allen anderen Welttheilen habe zu Theil werden lassen, offenbare sich zuerst in der glücklichen Vertheilung des flüssigen und des festen Elementes, des Wassers und der Erde. In Asien, Afrika sei das Land der überwiegende Theil, in Australien die See, in Europa behaupten beide Elemente in günstigster Weise das Gleichgewicht. Und wie wohlthätig befruchtend und vereinigend dringt der Ocean in unseren Welttheil, durch Buchten, Busen und Meerengen! Europa liegt ferner den Strömungen des Golfsstroms zugekehrt. Die Vortheile dieser Thatsache für die europäische Temperatur offenbaren sich am augenfälligsten in Skandinavien. Durch den wohlthätigen Einfluß des Golfsstroms wird diese nördlichste Halbinsel erst recht bewohnbar und der europäischen Civilisation zugänglich gemacht, und zwar im Unterschiede gegen die gleichen Breiten anderer Welttheile; denn während am Alten-Elf in Finnmarken noch Fichten bis zu 60 Fuß Höhe emporsteigen, wächst in Amerika unter demselben Breitengrade nur kümmerliches Moos. An den diesseitigen und jenseitigen Abhängen des Urals zeigt sich auch das ausgebreitetere Leben Europas in der hier frisch gedeihenden, jenseits verkümmernden Pflanzenwelt. Während andere Welttheile mit ausgedehnten Länderstrecken entweder bis in die heiße oder in die kalte Zone hineinreichen, sind wir durch das Mittelmeer vom heißen Erdgürtel geschieden, und es erstreckt sich nur ein unbedeutendes Stück Europas bis in den Polarkreis hinein. Die Leidenschaften mildernd, den Geist bereichernd und besonders auch zur Poesie anregend wirkt der durch Europas vier Jahreszeiten hervorgebrachte Wechsel auf den Menschen. Wüsten giebt's nicht, denn auch Rußlands Steppen und Polens Sümpfe lassen sich fruchtbar machen. In den Gaben der Natur für den Menschen zeigt sich Mäßigung, keine Ueberfülle, wohl aber das Nothwendige und Brauchbare ist überall vorhanden oder mittelst der Arbeit zu erzielen. In Amerika sind riesige Flächen ohne einen Stein, bei uns sind die Baumaterialen, ja selbst das Eisen fast überall dargeboten. Für die Nahrung des Menschen fast unentbehrlich ist das Salz. Auch dieses gewinnt man bei uns überall. Die Beschaffenheit unserer Fauna, welcher alles Ungeheuerliche fehlt, der Mangel an Giftpflanzen, die Vögelarten, ihr geistanregender Gesang bei unscheinbarer äußerer Erscheinung, die Verbreitung des Korns und Weins, das europäische Obst im Gegensatz zu den überfüßen, stark gewürzten Südfrüchten, endlich unsere Blumen in ihrer Eigenthümlichkeit gegenüber den Tropenpflanzen, das Alles charakterisirt unser Europa. Eben weil hier von der Natur zu wenig fertig geboten war, konnte der Mensch in seinem Urzustande hier nicht leben. Europa hatte keinen Autochthonen, sondern es ist ein asiatisches Colonieland. Jene Fischer-, Jäger- und Hirtenvölker, welche Europa zuerst bewohnten drangen wahrscheinlich vom schwarzen Meere und Griechenland aus, vorwärts. Die Nachkommen drängten sie weiter und weiter westlich, woraus es zu erklären, daß die Nachkommen jener Völkerschaften, der Iberer und der Finnen, an den äußersten Rändern von Nord und West des Welttheils, in Nordspanien und Nordrußland ihre Wohnsitze haben. Neben den Basken, Samojeden, Finnen erscheinen noch als Völkerruinen: die Illyrier, Thracier, Albanesen. Zum Schluß gab der Vortragende einen allgemeinen Ueberblick über die Ausbreitung der Indogermanischen Völkerfamilie in Europa, indem er seine Mittheilungen mit Hülfe einer aus dem Weimarschen geographischen Institut hervorgegangenen trefflichen ethnographischen Karte Europa's erläuterte. — In der Versammlung des Künstlervereins am 14. November sprach Herr Kohl über Geschichte, Sitten und Charakter der Zigeuner. Nachdem er den Streit über die Abstammung und das Urland dieses Wandervolkes zu Gunsten von Hindostan entschieden, das Erscheinen der Zigeuner vor Paris im Jahre 1427 und ihre Verbreitung über Europa geschildert hatte, gab Herr Kohl eine Reihe von Zügen, aus denen das so pikante Bild der Zigeuner sich zusammengesetzt. Die sehr interessante ethnographische Skizze wird zu einer größeren Arbeit ausgedehnt werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 48. Bremen, 25. November. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Bilder aus Venedig.

Von W. Bergmann.

I.

Es ist vier Uhr Nachmittags. — Der Zug hält: Stazione Mestre! Passagiere steigen aus, um den Zug nach Treviglio zu benutzen. Ich sehe kaum hin. In mir ruft's: Weiter! Mestre ist nichts als der Vorhang vor dem großartigsten Schauspiele, eine unscheinbare Pforte vor einem paradiesischen Garten, ein Wald, der uns einen Palast aus Tausend und einer Nacht verbirgt.

Du hast ein Drama gelesen und sollst die Helden nun auf den Brettern der Bühne reden hören und handeln sehen. Gespannter Erwartung voll ruht das Auge auf dem Vorhange, während die Phantasie ihn öffnet und die einzelnen Gestalten wie lebende zauberisch beleuchtete Bilder und Gruppen reden und wandeln läßt. Der Vorhang fliegt auf.

Vor dem Glanze der Wirklichkeit erblindet das Auge der Phantasie. Die Seele vergißt die Vergleichung des Eindrucks des früher Geschauten mit dem der Wirklichkeit, denn sie nimmt ein Neues, Niegesehenes in sich auf. Wer hätte von Venedig erzählen gehört oder Beschreibungen desselben gelesen, ohne daß ein zauberhaftes, farbenglühendes Bild vor seinem inneren Auge aufgetaucht wäre, ein Bild, das, je länger er es in sich trug, zu einem immer schärfern Stachel seiner Sehnsucht wurde, das Urbild selbst zu schauen?

Der Zug rollt weiter und weiter und jetzt ins — Meer. Eine stundenlange auf Quadersteinbogen aufgeführte Brücke ist der Arm, den uns Venedig reicht. Und welch ein Arm! — Acht Minuten braucht der Zug, um ihn zu durchmessen.

Allmälig taucht ihr Leib aus den Fluthen und verschwindet wieder hinter Mauern, Schoppen und Magazinen. Der Bahnhof ist eng, fast unschön. Bedachte, halb offene Korridore führen in die innere Stadt, an das Ufer eines der Hunderte von Kanälen, welche sie durchströmen. Haufen von Gondolieren und Lastträgern drängen sich mit südlicher Beweglichkeit den Fremden entgegen. Winke und Rufe zur Linken und Rechten. Man steht wie Peter am Scheidewege. Welcher der schwankenden Gondeln und Barken soll man sich und sein Gepäck anvertrauen? Der Name des Hotels wird das Zauberwort, welches Ruhe, Sicherheit und einen Sitz verschafft. Die Barke gleitet durch hohe düstere Häuserreihen. Der Eindruck ist beengend. Erst im breiteren und belebteren Canale grande athmet die Seele freier. Meerbespülte Paläste reihen sich um ihn wie eine doppelte Perlenschnur. Das innere Jauchzen hält mit jedem Ruderschlage der Barke gleichen Schritt.

Es war ein stiller sonnigblauer Spätnachmittag, als mich die Gondel zur Riva der Sclavonen führte. Die Luft schien von Millionen von Lichtatomen geschwängert. Die Wärme derselben hatte nichts Stechendes; sie umfloß Alles so, daß sie es mild und behaglich einhüllte. In warmem röthlichen Scheine strahlte rechts der Dogenpalast und links der Thurm der Insel San Giorgio, und in glühend gelben die Häuserreihen, die sich rechts längs des Kanals fortziehen, und zur Linken das Hafenbecken der Insel San Giorgio Maggiore mit seinen weißen von der Fluth umspülten Pilaren.

Durchschreite nun, lieber Leser, rasch die Piazetta. Der berühmte Uhrthurm liegt vor dir. Eine wandelnde Menschenwoge drängt dich vorwärts, und eine zweite fluthet dir entgegen. Eine hohe gewölbte Pforte ist Ziel und Ausgangspunkt dieser Wanderungen. Sie führt unter dem Uhrthurme hindurch in das Emporium Venedigs, in die Straße Merceria. Freilich mit den Hauptstraßen Londons und Berlins verglichen, ist sie eine Gasse, kaum sechs Schritte breit, gewunden und von hohen Häuserfronten eingefaßt. Läden reihen sich ununterbrochen an Läden. In keinem andern Theile der wunderbaren Meerstadt, ausgenommen auf dem Markusplatze am Abende, lassen sich bessere Studien venetianischer Trachten und Physiognomien aller Stände und Geschlechter machen, und in keinem Stadttheile herrscht vom Morgen bis zum Abend ein regeres Leben. Die unvermeidlichen Kanäle durchschneiden auch sie, wie alle Gassen dort, und stillere und engere Gäßchen münden hin und wieder in diese ein. Man folgt, links und rechts die Schaufenster flüchtig musternd, dem Menschenstrome. Die Straße bildet, in südöstlicher Richtung fortlaufend, einen Halbbogen. Wo sie sich dem großen Kanale nähert, wird sie merklich breiter. Das Pflaster hebt und senkt sich, dem Kanale zu. Flache Steinstufen, welche die ganze Breite der Straße einnehmen, führen auf und gleiche wieder abwärts. Auf beiden Seiten stehen, kauern und wandern Schaaren von Repräsentanten des Kleinhandels, Verkäufer von Obst, Fischen, Maccaroni, Broccoli und anderen Gemüsen und bieten in eigenthümlich singenden Tönen ihre Waare feil. In dieser Gegend der Merceria wohnen viele der Goldschmiede, aus deren Werkstätten unter anderm auch jene weitbewunderten feinen Goldketten hervorgehen, die der Fremde hier kaufen muß, wenn er nicht in den Bijouterieläden der Markuskolonnaden übertheuert werden will. Vor uns ragen Masten. Rothe und gelbe, oft mit Figuren geschmückte Segel der Brigantinen hängen schlaff oder gerefft nieder. Dahinter erheben sich Paläste, und jetzt schimmert die grüne Fluth des Kanals empor.

Welch Gewühl herrscht vor uns und jetzt um uns. Wir stehen vor einem weiten glasbedachten Portale. Wir treten hinein und sehen durch Lichtöffnungen hinab auf den gondelreichen belebten Kanal. Beide Seiten des glasbedachten Durchgangs begränzen Boutiken. In einem Bogen von 89 Fuß Spannung schwingt sich die Rialtobrücke, auf der wir stehen, über die Fluth. Dieser kühne majestätische Bau, zu dessen Grundlage 12.000 Ulmenpfähle verwandt wurden, trotzt nun schon 270 Jahre dem Zahne der Zeit. Der Bogen besteht aus mächtigen istrianischen Quaderwürfeln und

wird in einer Breite von 66 Fuß auf drei parallel laufenden, durch marmorne Brüstungen geschirmten Treppenwegen überschritten. Zur Zeit der Republik war diese Brücke eine Art Börse im Freien, wo der patricische und geringere Kaufherrnstand über Soll und Haben verhandelte. Da diese Brücke das Hauptglied der Verbindung der durch den großen Kanal in zwei Hälften getheilten Stadt bildet, so wogt die bunteste Menge beständig in dichtgedrängten Massen hin- über und herüber.

Welche feurige Streiflichter werfen die letzten Strahlen der Abendsonne auf die Zinnen der Paläste, während sich leichte Schatten schon über den Kanal legen.

Beugen wir uns über die Brüstung und sehen hinab auf den Kanal. Dort ankern bauchige Brigantinen, große Waarenkähne von langen Bootsstangen fortgestoßen treiben schwerfällig vorüber. Die leichten offenen Barken, über denen sich ein buntfarbiger Baldachin von vier Stangen getragen erhebt, gleiten in geschickten Wendungen zwischen den Waaren kühner hindurch.

Unter dem Rialtobogen schießt pfeilschnell ein schwarzes schlankes Fahrzeug hervor. Es trägt ein schwarzes kaum vier Fuß hohes Häuschen. Die beiden Seitenfenster sind mit schwarz seidenen Gardinen verhängt, welche im leisen Abendwinde flattern. Ein zwei Hand breites silberblinkendes gezacktes Metall erhebt sich hoch auf dem spitzen Schnabel des Schiffs. Der seltsame Schmuck endet oben in einem Löwenkopf. Leicht und schwebend bewegen sich die Gondoliere auf dem am Hintertheile befindlichen schmalen Oberdeck, poppo genannt. Wie geschickt und anmuthig drehen sie die langen Ruder in einem am Bord befestigten eingekerbten Ruderhalter, der forchetta, wie geschmeidig neigt sich ihre Gestalt bei jedem Rückschlage über den Bord hinaus! Unter den Ruderschlägen von vier phantastisch gekleideten Gondolieren fliegt das Fahrzeug dahin. Dort gleitet schon wieder eines hervor. Birgt jenes dort eine Leiche! Sehen wir venetianische Exequien? Ist das Schiff ein schwimmender Sarg? Es ist eine Gondel. Doch hat Goethe Recht, wenn er singt:

Diese Gondel vergleich der sacht einschaukelnden Wiege,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so, zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben
Auf dem großen Kanal sorglos durch's Leben dahin.

Jetzt gleiten sie neben einander. Aus dem Fenster streckt sich winkend eine schöne fächerbewehrte Hand und ein schönerer Arm. Die Gondeln gehören zwei patricischen Familien. Die Gondoliere tragen die Farbe ihrer Herren, jene blaue silberbordirte Jacken, rothe Schärpen und glänzende Hüte, diese schwarze goldbordirte und gelbe Schärpen. Jenes blinkende Metall ist das Windeisen, durch welches das Gleichgewicht der Gondel erhalten wird. Sie hat keinen Kiel, daher fliegt sie so schnell über das Wasser. Im Innern des felze oder Dachs laden schwellende Polster zu stillen Betrachtungen, zu süßem Schlummer und zu noch Schönerem ein. Wie viele von der arazzo oder Gondeldecke verhüllte süße Geheimnisse hat der Gondolier schon durch die Kanäle gefahren!

Das Ziel jener Gondeln ist die Piazetta, der abendliche Corso Venedigs für Vornehm und Gering. Dort genießt man die Abendkühle und unter den Arkaden des Markusplatzes das beliebte Sorbetto.

In Netzen wie von flüssigem Golde gewoben versinkt schon die Sonne, und fern im Osten über den duftigen Alpen Steiermarks erhebt sich die volle Scheibe des Mondes. Die Dämmerung bricht schnell herein. Wir eilen auf jener Treppe wieder zum Kanale. Gondola, Shior! schallt es uns entgegen. Wir steigen ein und folgen jenen zwei Gondeln. Wie von Feuerschein angeglüht steigt vor uns der Thurm der Kirche von Giorgio Maggiore aus der Fluth. Zur Rechten leuchtet die Marmorkuppel der Kirche della Salute. Die Gondel gleitet an dem hochaufgemauerten Ufer des Molo vorüber, das eine Lindenallee krönt. Darüber hinaus ragt der königliche Palast und die Zecca oder das Münzgebäude. Vom Abendscheine sanft geröthet erscheint die verkürzte Fronte des Markuspalastes. Die beiden Granitsäulen, mit dem Flügellöwen, dem Wahrzeichen der Republik und der Statue ihres Schutzpatrons San Theodoro geschmückt, treten hervor. Zwischen Schaaren schwarzer Gondeln windet sich die unsrige in geschickten Wendungen hindurch.

Wir landen. Zwei Paläste schauen wie steinerne Ehrenposten auf die Fremdlinge nieder. Eine unabsehbare Reihe Gaskandelaber beleuchtet weit hinab die breiten Quais und Häuserfronten und in der Nähe die Trachyttreppen, die zur Piazetta hinaufführen.

Unter den beleuchteten Arkaden des königlichen Palastes zur Linken wandelt die bunteste Menge in murmelnden Gruppen auf und nieder. Von fern ertönt Musik, und dazwischen verkündet die Glocke des Kampanilthurmes dumpftönend die achte Abendstunde.

Wir eilen über die Steinplatten der Piazetta, indem wir zur Linken und Rechten der lustwandelnden Menge ausweichen. Welch ein Schein zur Linken? Wir biegen um die Mauer des isolirtstehenden Glockenthurmes und erblicken ein unvergleichliches Schauspiel.

Markusplatz! Wundervolle Stätte. Wundervoll bei Tage, wundervoller bei Nacht.

Wie vieler Männer Fuß, deren Namen die Weltgeschichte verewigt hat, betrat einst deine Steinplatten! Hier rasteten von ermüdendem Zuge die Ritter des Kreuzes. Hier hielten Kaiser Barbarossa und Pabst Alexander ihren feierlichen Einzug in die Markuskirche, und der blonde Staufe beugte seine Knie vor dem Haupte der Christenheit. Hier floß das Blut venetianischer Bürger, als Tiepolo sich gegen das Haupt der Republik verschwor. Hier wurden die Welfenfürsten und die siegreichen Schaaren ihrer Nordlandssöhne bewirthet. Wer zählte die Häupter der Republik, welche im Dogenpurpur und in der Kriegsrüstung hier wandelten und jene Lieblinge ihrer Nation, welche sie in Bild, Ton und Farben verherrlichten. — Hier herrschte der welterobernde Korse, hier dichtete der geisterobernde Britte. — Könige verließen ihre Throne, Große ihre Schlösser, Gelehrte ihr Museum, Künstler ihre Werkstätten und Legionen Reisender ihre Heimath, um diesen unvergleichlichen Platz zu schauen, den sie schon im Geiste mit der schönen Bianka Capello, dem geheimnißvollen Armenier, dem heißblutigen Othello, dem hartherzigen Shylock und dem unglücklichen Marino Falieri betraten.

Wir stehen in einem von palastähnlichen Gebäuden umringten länglichen Viereck. Die zurücktretende Markuskirche bildet die offene Seite. Säulengetragene um einige Stufen erhöhete Arkaden laufen um den mit Marmorquadern würfelartig gepflasterten Platz und tragen das erste Stockwerk der Fronten des königlichen Palastes zur Linken und vor uns und der alten Prokuratien zur Rechten. Die inneren Wände jener Arkaden zur Linken sind hin und wieder von Glasthüren durchbrochen, welche in die Gastzimmer der Conditoren und Eisverkäufer führen, und die der Arkaden zur Rechten bestehen theils aus fortlaufenden Läden der Juweliere, Kunst- und Galanteriehändler und theils aus Cafés, Conditoreien und Buchläden. Ein Strahlenkranz vieler hundert Gasflammen schlingt sich um den Platz. Hohe eiserne Gaskandelaber in Reihen erleuchten seine Mitte. Wie funkeln in dem Abscheine die Spiegelfenster der Trattorien und Cafés und die Geschmeide, Armbänder und Ketten der Juwelierläden, während der Vollmond aus tiefblauer Luft seinen Silberschein herabgießt.

Alle diese Lichter aber sind nur die stummen Decorationen einer lauten belebten Bühne. Hat Venedig den Kern seiner Bevölkerung auf diesen Platz gesandt, fragen wir uns. Paare und Reihen Lustwandelnder schließen und trennen sich im Begegnen. Eine wachsende und ebbende Fluth, und dennoch waltet kein beängstigendes Gedränge, weil Jeder, er gehöre dem geringeren oder höheren Stande an, mit einer Art zuvorkommender Gesittung dem Andern ausweicht. Der Markusplatz ist das abendliche Lustbad der dortigen Bevölkerung wie der Reisenden. Das größte Gedränge herrscht in der Mitte des zauberhaft beleuchteten Platzes, denn dort spielt ein österreichisches Musikcorps. Während der Pausen machen sich andere Töne geltend.

zwischen den Hunderten von Schilfsesseln der Eisesser steuern, hie und da sich niederlassend, Guitarrenspieler, Harfenistinnen, Sänger und Declamatoren umher und ergötzen durch ein oft talentvolles Spiel, melodischen Gesang und lebhaften Vortrag. Die Militärmusik verschlingt zwar alle jene Töne, vermag sie aber nicht zum Schweigen zu bringen, nur bei sanfteren Passagen entsteht oft ein mißtönendes Durcheinander, welches durch das Summen verschiedener Sprachen, das subito, subito der Kellner und die nahen und fernen wehmüthig klingenden Rufe der ambulanten Cigarren- und Obsthändler, der Tabuletkrämer und der Verkäufer kandirter Früchte, zierlicher Muschelgeschmeide und Schnitzwaaren verstärkt wird.

Hier ist der Ort zu physiognomischen Studien. Wir wandeln zwischen Griechen, Osmanen, Sclavoniern, Dalmatiern in ihren Nationalcostümen. Selbst Mönche in ihren verschiedenen Ordenstrachten erscheinen, wenn gleich seltener; Wasserträgerinnen mit schwarzen Mannshüten (diese sogenannten Rigolenti sind eingebürgerte Friaulerinnen), schlanke Gondoliere in weißen Hemdsärmeln mit rothen Wollmützen, blaue und rothe Schärpen um die Hüfte gewunden, Venetianerinnen, schwarze Schleier um das entblößte Haupt geschlungen, Ammen und Kindermädchen in den verschiedenen Landestrachten. Wir glauben einen Augenblick uns auf einem demaskirten Maskenballe zu befinden, aber wir werden bald durch die uns bekannten Gestalten der modernen Welt enttäuscht.

Durch drei Hauptströmungen füllt und leert sich Abends der Markusplatz, durch die längs des königlichen Palastes fortlaufenden Arkaden, durch das Eingangsportal der Straße Merceria und durch die Piazetta, auf welcher sich die Menge entweder zur Linken über die Brücke della Paglia nach dem öffentlichen Garten oder zur Rechten durch eine Allee zum Garten del Principe zerschlägt oder am Molo auf und nieder wogt. Wer diese bis in die späte Nacht auf- und abwandelnden Gruppen in der schönsten Beleuchtung und mit Ruhe betrachten will, der besteige eine Gondel und lasse sie mitten auf dem Kanale di San Marco schweben.

Welch ein Schauspiel! Die vom Doppellichte des Mondes und der Laternen magisch beleuchteten Gebäude des Dogenpalastes, des Münzgebäudes und königlichen Palastes bilden den Hintergrund der belebten, bunten Staffage, die sich zugleich mit dem langen zitternden Abscheine der auf hohen Kandelabern schimmernden Gasflammen in der Lagune spiegelt. Die stille weiche Luft durchtönen ferne Akkorde, die sich in dem eigenthümlichen Gesumme verlieren, das ein jeder Zusammenfluß von Menschen im Freien und in geschlossenen weiten Räumen hervorbringt.

II.

Venetianische Sommer-, Herbst- und Mondnächte sind so oft beschrieben und besungen wie Liebe, Wein und Rosen und mit demselben Rechte, wie ihre noch schöneren Schwestern im südlichen Italien. Die Luft ist weich und doch nicht schwül, feucht und doch frei von Thau, klar und doch duftig, und geisterquickend und doch einschläfernd. Es ist deßhalb nichts Ungewöhnliches, daß die Morgenröthe Gondeliere, Lastträger und Obstverkäuferinnen von den Inseln begrüßt, welche unter den offenen Arkaden oder am Fuße der Säulen die Nacht verschlummert haben. Der Gruß; Felicissima notte! womit der Italiener scheidet, hat eine bei Weitem andere Bedeutung als der nordische: Gute Nacht! Die italienische Nacht gleicht nicht dem Todesbruder, dem Schlafe im Arme der ernsten Göttin, sondern dem in ihre Sternenschleier verhüllten Amor, der Luft und Laub und Höhe und Thal mit seinen Liebeswonnnen, seinen Scherzen und Sehnsuchtsseufzern erfüllt und die Herzen mit seinen brennendsten Pfeilen verwundet, und doch erscheint er in den ihn verhüllenden Schleiern wieder als eine schöne, schweigende Priesterin, welche in Entzückungen versunken vor dem Weltgeiste anbetet und, während sie im Norden im weiten menschenleeren Tempel der Natur einsam ministrirt, eine betende, singende, scherzende, lustwandelnde Gemeine hat.

In der Frühe des Morgens ist Venedig ziemlich still und seine Plätze fast leer. Da der Venetianer wie alle Südländer die Nacht länger genießt als den Tag, so gehört er, wenn es ihm Beruf und Lebenslage gestatten, im Ganzen zu den Langschläfern. Er gleicht, möchte man sagen, den Maikäfern, welche summend, scherzend und liebelnd die Abendluft durchschwärmen und den Morgen in ihren Laubbettchen verschlafen, bis die Mittagssonne sie weckt und sie dann munter ihre Naschflüge beginnen, oder, um ein edleres Bild zu geben: Venedig gleicht einer Königin, welche eine zwar späte, aber glänzende Toilette macht.

Ungestört durchwandeln und durchflattern jedoch in der Frühe Schaaren jener befiederten Spaziergänger, der Tauben, den Markusplatz, um eine Nachlese der am Abende verstreuten Brocken zu halten. Sie scheinen es zu wissen, daß sie als Gegenstände geschichtlicher Erinnerungen aus den Zeiten der Republik dem Volke heilig sind, denn nicht allein verlassen sie nie diese Stätte und deren nächste Umgebung, sondern verkehren furchtlos, oft selbst mit einer großen Keckheit, zwischen der umherwandelnden Menge. Mögen sie nun wirkliche Epigonen jener Brieftauben sein, welche im 13. Jahrhundert als Boten des venetianischen Admirals Dandolo die Nachricht von der Eroberung der Insel Kandia nach Venedig gebracht haben sollen, oder nicht: genug, sie werden auf Kosten der Stadt gefüttert, und es sind ihnen zugleich unter den Dächern und Bogenwölbungen und auf den Säulenknäufen der Prokuratien stattliche Wohnungen angewiesen. Ob nicht ihrer Uebervölkerung wegen von Zeit zu Zeit die Schaaren trotz ihrer Kanonisirung decimirt werden? Wahrscheinlich! Uebernimmt doch der Tod zum Glücke auch bei gewissen andern Heiligen dies Geschäft; nur mit dem Unterschiede, daß diese nutzlos durch Pinsel und Meißel fortleben, während jene durch ihre Metamorphose in Fleisch und Blut nützen. Diese Taubenschaaren sind die einzigen, wenn gleich stummen, doch lebenden Vermächtnisse der Republik an die Nachkommen. Ach, um todte Trümmer der Macht schweben sie, Bilder der friedlichen Schwäche, der zaghaften Wehrlosigkeit und eines von Brocken des Mitleids genährten Müßiggangs. Auch hier haben die Todten Sitz, aber keine Stimme, und nur die Lebenden haben Recht. Gleichviel! Wie die Taube mit dem Oelzweige einst die Heroldin neuen Lebens wurde, warum dürften wir nicht auch die des Markusplatzes als Prophetinnen desselben für Italien ansehen? Wie die Natur das blutige Schlachtfeld mit reifenden Ernten und singenden Lerchenschaaren und die halbzertrümmerten Torso's mächtiger Geistesgröße verkündender Bauwerke mit lebendigem Laub- und Blüthenschmuck überhüllt, vielleicht thut sie es hier durch farbenglänzende Taubenschaaren.

Es bedarf nur weniger Schritte an den drei kolossalen Zedernmasten vorbei, welche einst die Banner von drei besiegten Königreichen trugen, und wir stehen da, gefesselt von einem Erstaunen, worüber wir uns noch keine klare Rechenschaft geben können. Das Auge haftet oder müht sich vielmehr zu haften auf einem Nebelbilde, dessen Farben und Formen, dessen Licht und Schatten matt und blendend zugleich sich zu bewegen und neue Gebilde hervorzuzaubern scheinen. Der Blick schiebt sich bald langsam, bald flüchtig von Gestalt zu Gestalt, von Bogen zu Bogen, von Bild zu Bild, von Säule zu Säule, denn der Geist will sich orientiren, ordnen, überblicken und vergleichen, um bewußt zu genießen. Er muß es sich sagen: Es ist die Markuskirche, denn ob er gleich um sich Stimmen der Menge hört und das Sonnenlicht Alles scharf beleuchtet, flüstert die erregte Phantasie doch leise: Welch ein wunderbares Bauwerk! und beschwört die Schatten aller jener mährchenhaften Paläste des Orients, die ein Zauberstab dort aus der Erde, hier aus dem Meere aufsteigen läßt. Und wahrlich, es ist ein Palast und ein reichbewohnter, denn an und in ihm erscheint eine Fülle versteinter und vererzter Gestalten der Vorwelt.

Ueber dem Hauptportale die ehernen Rosse des Lysippus, in jeder der Bogenwölbungen der heilige Markus in verschiedenen

Situationen, an den Deckengewölben der Eingangshalle und im Innern geschichtlich geordnet, die Heroen beider Testamente und die Marmor- und Erzgebilde der Häupter der Republik. Die ausführliche Beschreibung des hier gesammelten Museums venetianischer, griechischer, römischer, byzantinischer und persischer Kunst und Geschichte würde ein Buch füllen. Es ist, als ob Iris alle ihre Farben auf die Vorderseite dieses merkwürdigen Baues, auf die weißen, gelben, röthlichen Marmor- und die grünen Porphyrsäulen, auf die goldgrundigen und lasurblauen farbenreichen Mosaiken gehaucht habe. Freilich war auch diese Basilika das Schooßkind der Republik und wurde mit allen Trophäen und Kunstbeuten eroberter Länder und Städte, wie mit den Meisterwerken vaterländischer Kunst beschenkt. Dieser Schmuck wurde anfangs nach den Gesetzen der Symmetrie vertheilt; als aber mit der steigenden Macht des Freistaats auch die Zahl der Trophäen stieg, als es von jeder Galeere, welche von weiten Kriegs- oder Handelsfahrten heimkehrte, als eine Pflicht der Pietät oder auch ein Tribut persönlicher Eitelkeit angesehen wurde, die Stadt durch Kunstschätze zu bereichern, entstand jenes bunte Durcheinander, wodurch das Auge des Beschauers so überraschend verwirrt und doch unwiderstehlich gefesselt wird.

Den Eingang zur innern Vorhalle bilden fünf offene Bogenthore. Sie ist musivisch gepflastert. Die Masse, in welche die farbigen Steine, unter denen Amethyste, Malachite und Achate vorkommen, fest eingedrückt sind, scheint ein bräunlicher sehr harter Cement zu sein. Auch die Gewölbe sind mit musivischen Gebilden, Darstellungen aus der heiligen Geschichte, bedeckt.

Ein röthlicher Lichtschein erfüllt das Schiff, wenn es Abends erleuchtet wird. In dasselbe führen wieder fünf Bogenpforten. Treten wir ein. Wir stehen auf einem wellenförmigen Marmormosaikboden, welchen blaue und rothe Arabesken durchziehen. Wir stehen vor Wänden, welche mit verschiedenfarbigen Steinplatten bedeckt sind, wir stehen zwischen vergoldeten Säulenkapitälen, welche mit kunstreichen Reliefs und Arabesken geschmückt sind, wir stehen vor Altären, deren Rückwand die herrlichsten Bronce- und Marmorstatuen trägt. Das anschaulichste Bild früheren Reichthums bietet aber die hinter dem Hauptaltare befindliche Pala d'oro. Es ist eine große Goldplatte voll gravirter Figuren und eingelegter Edelsteine, deren Farben im matten Lichtscheine spielen.

Es ist uns, als träten wir aus Blau und Sonnenschein in ein abendlich glühendes Helldunkel, welches sich über die Mosaiken, Baldachine, Altarbilder, Marmordraperien, Silberkandelaber und reichen Altardecken lasurartig ergießt, ohne die Grundtöne zu verwischen.

Der Odem jener Mysterien einer historischen Tradition, auf der der Kultus des Südens beruht und seine Kirche fortlebt, haucht uns in diesen Räumen an. Kann er auch den Nordländer nicht zu gläubiger Intuition erheben, so übt er doch von Einer Seite eine unwiderstehliche Gewalt; und das ist die poetische. Ist die Poesie, die im südlichen Kultus liegt, auch nicht die lebensfrohe der Griechen, so doch eine aus egyptisch-mystischer und modern sentimentaler gemischte.

Es war an einem Tage, an welchem irgend einem Heiligen zu Ehren in der erleuchteten Kirche Hochamt gehalten wurde, als mir jene Poesie in einer lieblichen Erscheinung verkörpert entgegentrat. Ich verließ eben die Taufkapelle, wo ich das Grabmal des Dogen Dandolo besichtigt hatte, und stand nach wenigen Schritten vor einem der erleuchteten Altäre, als ich nicht weit von mir auf der unteren Altarstufe ein junges Mädchen knieen sah. Unbeweglich hingegossen, die glühenden, wie in Thränen schwimmenden Blicke und zusammengefalteten Hände zur Madonna erhoben, glich sie den Gestalten Dürer's, die vor dem göttlichen Kinde anbeten. Der schwarze Schleier, den die Venetianerinnen zurückgeschlagen tragen, umrahmte ein wunderbar schönes Oval, und das leichte schwarzseidene Gewand schmiegte sich lose um volle jugendliche Formen; aber was mich vor Allem fesselte, das war die Glaubensseligkeit, die in allen ihren Zügen leuchtete. — Solche Gestalten schafft nur der Süden.

III.

Auf dem Lido herrscht ein reges Leben. Gondoliere stehen plaudernd oder spielen das beliebte Mora oder lehnen sich in den Gondeln stehend mit anmuthiger Lässigkeit an die pali, an denen die heute zahlreichen Gondeln befestigt sind. Es ist Montag und es wird eine Art Kirmeß gefeiert. Gefüllte Omnibusbarken fahren ab und zu und führen immer neue Schaaren Volks von der Stadt herüber. Gesang und Zitherklänge begrüßen uns aus der nächsten von Platanen beschatteten Trattorie. Eseltreiber und Eselreiter traben und galoppiren vorüber, indem sie die Thiere in heisern Fisteltönen unter obligater Hülfe der Füße zu rascherem Laufe zu bewegen suchen. Dirnen, die unvermeidlichen Schleier um das dunkle Haar geschlungen, und Burschen im kurzen Farsettino, einem offenen Jäckchen oder dasselbe kokett über die Schulter geworfen, eilen zu Tanz und Gelag, während sich um den beliebten Pulcinello Gruppen sammeln, welche die Lazzi meistens mit behaglichem Lächeln anhören, bis ihre Freude über einen pikanten Scherz sich durch enthusiastische Bravi Luft macht.

Wie viel würde Venedig entbehren, wenn ihm der Lido fehlte? Er ist eine provisorische Villeggiatur für Volk und Mittelstände, ein angulus ridens, ein Idyll im Grünen, dessen Reiz durch das contrastirende düstere Epos der nahen Lagunenstadt erhöht wird.

Wir folgen der Menge zu einem der ländlichen Kaffeehäuser. Vor demselben auf einem Rasenplatze stehen unter Bretterbedachungen lange tannene Tische. Die rohen Bretterbänke zu beiden Seiten sind von einem buntscheckigen Durcheinander beider Geschlechter besetzt. Mäßigkeit würzt ihr einfaches Mahl, das aus Landwein und gerösteten Mantelbrötchen und anderm Backwerk besteht. Zufriedenheit glänzt auf den Gesichtern. Scherze und Gespräche fliegen hin- und herüber. Streitigkeiten gehören zu den Seltenheiten und werden meistens durch beruhigende Worte oder Scherze beigelegt, und Trunkfällige kommen fast nicht vor. Lieder werden angestimmt und durch Gelächter unterbrochen. Hier auf dem Rasen hat sich eine Gruppe gelagert und horcht den Worten eines Erzählers, dort drehen sich junge Paare im improvisirten Tanze entweder nach den Tönen einer nahen Musik oder nach denen ihres Mundes. Nur der Moraspieler scheint sich, während heitere Eintracht überall waltet, eine Leidenschaftlichkeit bemächtigt zu haben, die sich in Augenblitzen, Geberdenspiel und heftigen Armbewegungen verräth. Kaum indeß ist ihr Spiel, dessen Werkzeuge Mund und Finger sind, beendet, so gehen sie in ruhigem Gespräche auf und ab, nachdem sie die geliebte Cigarette, die im Feuer des Kampfes erloschen war, wieder in Brand gesetzt haben. Bitten wir um einen Platz an den Tischen; sie räumen ihn uns willig ein. Das Geschenk einer Cigarre macht sie gesprächig, und bald sind wir ihres Gleichen, ohne daß sie den Anstand verletzen.

Alle Reisenden sind über die Artigkeit, Gefälligkeit und Genügsamkeit des venetianischen Volks einig. Man kann fast sagen, sie besitzen alle Vorzüge der Italiener, ohne ihre Fehler zu theilen. In ihrer Freude liegt eine Kindlichkeit, in ihrem Unwillen eine Mäßigung und in ihren Ausdrücken und Bewegungen eine Feinheit, die uns wohlthut.

Je näher die Sonne dem Horizonte entgegensinkt und je feuriger sie ihre letzten Schimmer auf die fernen Paläste, Lagunen und jenes bunte Treiben ausströmt, desto beweglicher werden Lippen und Füße, und desto vieltöniger mischen sich die Stimmen der Freude, weil nun jene liebliche Kühle der Atmosphäre eintritt, welche der Italiener so sehr liebt.

Der Kanal San Marco ist an schönen Abenden sehr belebt. Aus den zur Riva heimkehrenden gefüllten Barken erschallt Gesang, Gelächter und Zitherklang. Aus einigen Gondeln werfen angezündete

Fackeln einen blutrothen Wiederschein auf die vom Monde versilberte Fluth. Gleich funkelnden Flossen großer Fische heben und senken sich die Ruder fern und nah. Von der Stadt herüber schimmern die Gasflammen in langen Reihen. Die Luft ist still und umfängt uns wie volle weiche Mädchenarme und ist so duftig und hell, daß das Auge weit in die Ferne dringt. Der Markusplatz beginnt erst sich zu füllen.

Was hindert uns, zuvor den Kampanilthurm zu besteigen? Der Aufgang ist freilich etwas dunkel, aber breit, leicht und sicher. Der Stufen sind wenige und flache. Wir wandeln auf einem so sanft ansteigenden und breiten gepflasterten Gange, daß ihn ein Reiter nicht zu scheuen braucht. Er windet sich nicht spiralförmig wie der noch breitere des berühmten „runden" Thurmes in Kopenhagen, sondern in rechten Winkeln um einen von außen nicht sichtbaren inneren Thurm. Dieser steht so im äußern, daß der Kampanil einen in einander geschachtelten Doppelthurm bildet, dessen Mauern durch jenen Aufgang mit einander wieder verbunden sind. In der Außenmauer befinden sich von Zeit zu Zeit Lichtöffnungen. Am Schlusse der Wanderung führt eine Treppe auf ein ungefähr 18 Fuß ins Gevierte haltendes Plateau. Durch acht nach vier Seiten offene gewölbte Fensterbogen, deren breite Quadersteinbrüstungen keinen unmittelbaren Blick in die Tiefe zulassen, übersieht man das Häusermeer, die Lagunen und die im Duft der Ferne verschwimmenden Umgebungen.

Auf diesem Plateau ruht das mit einer vergoldeten Engelgestalt gekrönte Spitzdach des Thurmes. Innerhalb desselben hängen die Glocken, zu denen man auf einer rings vergitterten Wendeltreppe steigt. Mit dumpfem Dröhnen verkünden die Glocken die achte Abendstunde. Venedig, von einem magischen Silberschleier übergossen, welchen hier und da die Gaslichter leise röthen, schwimmt unter uns in der mondbeschimmerten Lagune. Ein Blick hinab auf den Markusplatz erinnert an eine nächtliche Fata morgana. Tausend rege Schatten, bald beleuchtet, bald dunkel wimmeln ameisenartig durch ein Heer zerstreuter Flämmchen, und ein ununterbrochenes dumpfes Summen schlägt an unser Ohr.

Nun einen Blick in den Kern oder besser gesagt in das Labyrinth Venedigs. Der Versuch einer Durchwanderung desselben, um sich darin zu orientiren, wird, es sei denn, daß er sich auf die näheren in den Markusplatz ausmündenden Gassen beschränkt, den Fremden eher verwirren als ihm eine klare Anschauung verschaffen.

Mit Ausnahme mehrerer größerer Plätze oder sogenannter campi und einiger freier gelegenen Paläste, Theater und anderer öffentlichen Gebäude besteht der Kern aus einem von Kanälen und engen, dem Lichte wenig zugänglichen gekrümmten Gassen durchkreuzten und durch Hunderte von Brücken verbundenen Labyrinthe, in welchem von Aussicht kaum die Rede sein kann.

IV.

Mit einem Engländer, dessen Bekanntschaft ich gemacht hatte, machte ich eines Abends eine Wanderung durch finstere und entlegene Theile der Stadt. Der Blick auf ein düsteres Hinterhaus veranlaßte meinen Begleiter zur Erzählung eines ernsten Ereignisses, dem ich aufmerksam zuhörte.

Er war das Jahr zuvor längere Zeit in Venedig. Als leidenschaftlicher Liebhaber der Musik versäumte er keine Oper. Eines Nachmittags wanderte er durch jene Gasse, um in der nahen Kirche di San Luca ein Bild dieses Apostels von Paolo Veronese zu sehen, das ihm gerühmt war. Plötzlich blieb er stehen; er horchte und trat horchend in einen jener schmalen Gänge, welche zum Hofe eines Hinterhauses führen und in Venedig häufig sind. Musik war sein Orpheus. Unsichtbare Hände spielten auf dem Claviere Polkas, Mazurkas, Adagios, Contretänze, Tarantellen und Etüden.

Es geschah mit einer Meisterschaft, die ihn entzückte. Er stand im finstern Hofe und fragte einen dort hockenden Knaben: „Wer spielt, da oben?" E il povere Paolo, sagte das Kind. Bei der Nennung des Namens hatte das Spiel geendet. Ein bleicher junger Mann in langem dunkeln, auf die Schultern hängenden Haar trat an's offene Fenster. Der Engländer antwortete seinem fragenden Blicke, daß er sein Spiel bewundere und wünsche, er möchte fortfahren. „Kommen Sie herauf, Signor!" — Als der Engländer wieder ging, spielte Paolo nicht mehr seine Polkas und Tarantellen, sondern er tanzte sie, denn in seiner Tasche klangen und tanzten einige Goldstücke des Engländers. Das geschah am folgenden und mehreren Tagen.

Der Engländer war damals ohne Diener, da der seinige ihn in Wien verlassen hatte, um einer unverhofften Erbschaft wegen nach England zurückzukehren. Um das Talent, für das er schwärmte, auszubeuten, schlug er dem jungen Manne vor, als Diener und Clavierspieler ihn nach England zu begleiten, und bot ihm einen hohen Lohn. Während dieses Vorschlages stand Paolo am Claviere und seine Finger berührten spielend die Tasten. Freude blitzte ihm aus dem dunkeln träumerischen Auge und röthete sein bleiches Gesicht. „O Signor, wie glücklich machen Sie mich. Ich stehe allein im Leben, ganz allein. Ich bin arm und verdiene durch Musikstunden den Monat nur 7 Scudi. Dieses Clavier und wenige Möbeln machen die einzige Hinterlassenschaft meiner Eltern aus, und Sie machen mich reich." Als Beweis seiner dankfagenden Einwilligung spielte er ununterbrochen wieder seine Polkas, Mazurkas, Tarantellen und Etüden.

Am folgenden Nachmittage kam Paolo ins Hotel seines künftigen Herrn. Seine Züge waren auffallend bleich und erschlafft, sein Auge stierte träumerisch, und sein Benehmen war kalt und schroff. Er erklärte geradezu, er könne den Vorschlag nicht annehmen. Der Engländer war überrascht und fragte nach der Ursache.

„Ma, il vecchio padre, la povera madre, ma mia sposa, mio bambino e mia povera sorella", lautete die mehr herausgestoßene als gesprochene Antwort. — Wie, eine ganze Familie? Und Sie sagten mir, daß Sie in der Welt allein ständen!

Nie sagte ich das, Signor! Mein Vater ist vom Orchester entlassen, meine Mutter ist Gangkehrerin im Theater San Benedetto, meine Verlobte verkauft Blumen auf der Piazza, und meine Schwester sucht eine Herrschaft. Pardonate! Ich kann sie nicht verlassen! — Mit thränenfeuchtem Auge verließ er rasch das Zimmer. Der Engländer eilte ihm nach und begegnete dem Wirthe. „Verzeihung, Excellenza! Ich sah den blödsinnigen Paolo aus Ihrem Zimmer kommen." — Den Blödsinnigen?

Der Wirth vernahm, was vorgefallen war. Die Sache, so schloß der Engländer, verhielt sich so: Der Vater des Unglücklichen war ein geachtetes Mitglied des Orchesters. Ihm verdankte Paolo die Ausbildung seines seltenen Talents.

Eine ansteckende Krankheit raubte ihm in kurzer Zeit Vater und Mutter. Eine einzige Schwester, die er sehr liebte, wurde ihm bald nachher auf eine erschütternde Weise entrissen. Sie wandelte im Schlafe und stürzte eines Abends, als er, ins Haus tretend, sie unvorsichtiger Weise anrief, die Treppe hinab. Hatte der Anblick ihrer Leiche schon sein Gehirn erschüttert, so gab die Treulosigkeit seiner Verlobten seinem Verstande den letzten Stoß. Nur der Musik wich sein Blödsinn. Ihre Töne wurden Lichter, die seinen verdunkelten Verstand erleuchteten und seine Gedanken ordneten. Dann wußte er, daß die Seinigen todt und er allein in der Welt stand. Sobald die Töne schwiegen, beschlich ihn die fixe Idee, die er vor dem Engländer aussprach.

Der Anblick des düstern Hinterhauses brachte diesem die Geschichte in Erinnerung. Er ging, um sich nach dem Armen zu erkundigen. — Er war todt.

* Aus Thomas Moore's irischen Melodieen.

Uebertragen von Georg Pertz.

Irlands Harfe.

Noch einmal, Harfe, laß hienieden
Den Zauberschlaf beschwören dir,
In Thränen sind wir einst geschieden,
Und hier in Thränen kommen wir!
Kein Lichtstrahl ist zu dir gedrungen,
Nein, gleich den Harfen, die ein Joch
Wie dein's geklagt mit Engelszungen,
Hängst stumm du auf den Weiden noch.

Und doch, seitdem dein Echo träumte,
Kam eine Stunde voll Triumph,
Und manche Feuerseele bäumte
In Hoffnung, die jetzt worden stumpf.
Selbst als des Friedens weiße Taube
Die Welt durchflog und Balsam ihr
Und Lust bot mit des Oelblatts Laube,
Bot sie nur neue Thränen dir!

Und wäre dir, dem Kind der Sorgen,
Ein Klang der Freude noch gerecht?
Es paßt der Lerche Lied am Morgen
Zum Scheidegruß des Schwanes schlecht.
Und auf der Freiheit Trauerstätten
Wie soll ich laden dich zum Tanz,
Wenn halb aus Blumen, halb aus Ketten,
Den ich dir bieten mag, der Kranz?!

Doch nein! Blieb dir in Nacht und Fesseln
Ein Fünkchen Lust — o laß es sprüh'n,
Und zeig' der Welt, wie selbst aus Nesseln
Des Sanges Blume noch mag blüh'n;
Wie süß dein Echo in der Wildniß
Zu scherzen weiß mit seinem Joch,
Gleich Memnons jäh geborst'nem Bildniß
In Trümmern rings gesangreich noch!

Vergessen dich?

Vergessen dich? Nein eh' mein Herz dich vergißt,
Muß es brechen zuvor — wie auch elend du bist;
Viel theu'rer in Gram mir und Wolken und Nacht
Als die übrige Welt in erlesenster Pracht.

Wär'st du glorreich uud frei, wie ich's brünstig erfleh',
Du Blume der Länder, du Perle der See,
Möcht' ich grüßen, Geliebte, mehr stolz dich und froh,
Doch ach! könnt' ich heißer dich lieben als so?

Nein, blutig geknebelt, in Ketten und Joch,
Bist in Leid deinen Kindern nur theu'rer du noch,
Die mit Liebe uns tränkt, wie des Pelikans Brut,
Das vom Busen der Mutter strömende Blut.

O Harfe der Heimath!

O Harfe der Heimath! Vergessenheit deckte
Dich, düster Verschleierte, schweigend und lang,
Bis stolz ich die schlummernden Saiten dir weckte,
Mein Liebling, zu Freiheit, Licht und Gesang.

Das Jauchzen der Lust und das Girren der Liebe
Entlockten den goldigsten Klang deiner Brust,
Doch so lang hast dem Schmerz du gelauscht, daß wie Diebe
Oft Seufzer noch schleichen in deine Lust.

O Harfe der Heimath, fahr wohl denn! Mein Klimpern
Wird nie mehr in deinen Saiten verspürt,
Die Ruhmessonne auf deinen Wimpern
Geh' schlafen — bis dich ein Besserer rührt.

Wenn wildes Entzücken die Seele geschaukelt
Der Braven und Tapfern — dich preist es allein;
Ich war nur der Wind, der vorüber gegaukelt,
Und all der erwachende Zauber war dein!

* Jann Anderson.

(Nach Rob. Burns.)

Jann Anderson, min Jung', Jehann!
Wa glatt was din Gesicht, wa frisk,
As wi to eerst us sahn, Jehann!
Wa swart din Haar, wa gungst du risk! —
Nu leggt sik Fool an Fool, Jehann!
Din Lukken sünt as Snee so witt.
Gott segne di darum, Jehann,
Jann Anderson, min Jung'! —

Jann Anderson, min Jung', Jehann!
Den Barg to hoop klumm wi tosam
Wol mennig leeven Dag, Jehann!
Nu sünn wi old un kold un lahm.
Wi möt hendal nu gan, Jehann!
Willt Gott, so ga wi Hand in Hand
Un slapt tosamen in, Jehann,
Jann Anderson, min Jung'! —

C. Tannen.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Palermo. Erinnerungen. Von A. Oppermann. — Aus meinem Leben. 2 Bde. Von Ludwig Rellstab. — Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Von H. A. Berlepsch. — Arabesken. Von Karl Siebel. — Der Whiting von Samland. Tragödie in 5 Akten. Von Ernst Wichert. — Die Ritter vom Gelde. Roman in 3 Bänden. Von Braun von Braunthal. — Der Diebsfänger. Roman in 2 Bänden. Von H. von Levitschnigg.

* Die Shakspere-Ausgabe von Nicolaus Delius, welche sich ihrem Ende nähert, ist von den Dramen zu den kleineren Gedichten vorgeschritten. Die Sonette hat man bekanntlich oft für eine Lebensbeschreibung Shakspere's zu deuten und zu benutzen versucht. Delius kommt in Bezug darauf zu dem Schlusse: „Alle diese Deutungs-Versuche scheitern an inneren und äußeren Widersprüchen und müssen auch daran scheitern, wenn diese Sonette, wie es das Wahrscheinlichste ist, weder Beziehungen auf bestimmte Personen, noch Anspielungen auf wirkliche Erlebnisse des Dichters enthalten, sondern freie Erzeugnisse einer dichterischen Phantasie sind, welche die Verhältnisse erst fingirt, um sie dann in diesen Gedichten poetisch zu behandeln."

* Der dritte Band des Werkes von Friedrich Bodenstedt „Shakspere's Zeitgenossen und ihre Werke in Charakteristiken und Uebersetzungen" ist ausgegeben worden. Derselbe behandelt die drei bedeutendsten Vorläufer Shakspere's: Lilly, Greene und Marlowe.

* Das neue Werk von Gregorovius „Siciliana, Wanderungen in Neapel und Sicilien" ist in den Buchhandel gekommen.

* Von der Selbstbiographie von Louis Spohr ist das fünfte und vorletzte Heft erschienen.

* Das in der letzten Nummer erwähnte italienische Liederbuch von Paul Heyse hat eine Einleitung und Widmung an Jacob Burckhardt in Basel, aus der wir Folgendes über die Entstehung des Buches mittheilen: „Als ich vor mehreren Jahren den Plan faßte, dem spanischen Liederbuch, das ich in Gemeinschaft mit Geibel herausgegeben, ein italienisches an die Seite zu stellen, hoffte ich damit vor Allen unserm Kugler und dir eine Freude zu machen und zugleich eine Schuld des Dankes an euch Beide abzutragen. In jenem wohlbekannten Zimmer des kleinen Hauses am Ende der Friedrichsstraße, wo du vor dreizehn Jahren ein täglicher Gast warst und ich, als ein halbwüchsiger Student, bald ein zweites Elternhaus fand, berührten mich neben so Vielem, was ich begierig einsog, auch die ersten Klänge südlichen Volksgesangs. Als wäre es gestern gewesen, stehen mir die Abendstunden vor der Erinnerung, wo ihr Beide am Klavier einander abzulösen pflegtet. Noch klingt es mir im Ohr, wie dein Liebling, die Luvisella, dem berühmten Te voglio bene assai fast den Rang ablief und die zierliche Serenade Buona notte amata bene gegen Pergolese's muthwilliges Morgenständchen einen schweren Stand hatte, bis wir uns aus den Orangenhainen des Südens nach unserm deutschen Wald zurücksehnten und Kugler mit seiner tiefen edlen Stimme die schönen Eichendorff'schen Lieder sang, in denen des Knaben Wunderhorn von neuem erwacht zu sein scheint. Wenn sich im Laufe der Jahre meine Neigung für Volksgesang befestigt und Ohr und Sinn geschärft haben, so verdank' ich es vorzüglich der fortwährenden Anregung, die ich durch Kugler empfing. Es war überhaupt nicht möglich, in seiner Nähe zu leben, ohne sich von dem Zuge seines Wesens zu allem Charakteristischen, was in Kunst und Dichtung der Völker sich offenbart, lebhaft angezogen zu fühlen. Die wissenschaftlichen Arbeiten seines Lebens zeugen dafür, mit wie ungewöhnlicher Reinheit, Stärke und Zartheit aller künstlerischen Organe er die Denkmäler eines Jahrtausende alten Kunstlebens zu betrachten und die Seele der untergegangenen Völker und Zeiten aus den verwitterten Zügen ihrer Monumente herauszulesen verstand. Denn neben dem historischen Sinn, der den Geschichtschreiber macht, besaß er in hohem Maße die historischen Sinne, die den wahren Kunstforscher von dem ästhetischen Dilettanten oder dem abstracten Theoretiker unterscheiden. Und mehr als das: Seine Fähigkeit war unendlich, mit dichterischer Phantasie sich in die volle sinnliche Gegenwart untergegangener Kulturen zurückzuversetzen. Ich wage nicht zu beurtheilen, in welchem Maße dies überall aus seinen kunsthistorischen Werken hervorleuchtet. Das massenhafte Material, das er so vielfach ganz zum ersten Mal zu ordnen und dem großen Zusammenhang einzureihen unternahm, mag es ihm oft verwehrt haben, das Kulturbild, das ihm selbst während der Forschung aufgegangen war, in voller Lebendigkeit in die Darstellung aufzunehmen. Aber ein großer und unschätzbarer Gewinn reifte ihm im Stillen heran. Er wartete nur auf die Vollendung seiner Baugeschichte, um dann das geistige Bild der Weltentwicklung, die Charaktere der aufgetauchten, versunkenen und noch fortblühenden Nationen nach ihrer schöpferischen Kraft auf allen Gebieten der Kunst zu entwerfen. Es wäre ein ästhetischer Kosmos geworden, wie uns ein großer Naturforscher ein Bild der physischen Welt hinterlassen hat. Mitten aus dieser Fülle von Entwürfen rief ihn sein früher Tod hinweg. Wer ihn zuletzt in der vollen Frische und Kraft seines Lebens und Schaffens gesehen hatte, konnte schwer den Gedanken fassen, daß man ihn wirklich missen solle. Aber die Natur liebt es zuweilen, mit ihrem Reichthum verschwenderisch zu prahlen und die lebenvollsten Kräfte schon in der Mitte ihres Wirkens stillstehen zu heißen.

* Petermann in Gotha berichtet neuerdings über die Sammlungen für die Expedition Theodors von Heuglin nach Inner-Afrika zur Aufhellung der Schicksale Eduard Vogels und zur Vollendung seines Werkes. Die Geldbeiträge fließen neuerdings reichlicher als zuvor; die deutschen Fürsten haben fast alle der Expedition ihre Unterstützung zu Theil werden lassen; Städte-Corporationen haben in echt patriotischer Weise belangreiche Beiträge geschickt, und deutsche wissenschaftliche Institute und Vereine von hervorragender Stellung haben in ausgezeichneter Weise ihre Betheiligung gewährt. Die Beiträge — an Petermann in Gotha oder Ule in Halle zu adressiren — während des Monats October belaufen sich auf 3648 Thlr., welche mit den früheren Zeichnungen eine Gesammtsumme von 6985 Thlr. ergeben; davon gehen 1192 Thlr. ab in nachjährigen Beiträgen, bleiben für Verwendung zur Ausrüstung der Expedition 5793 Thlr. Obgleich der immerhin erfreuliche Gesammtbetrag die ursprünglich veranschlagte, für die Expedition nöthige Minimal-Summe von 12,000 Thlr. noch lange nicht erreicht, so hat dennoch das Comite beschlossen, die Ausrüstung zu beschleunigen, unter Hoffnung auf weitere geneigte Betheiligung und in dem Bestreben den Abgang der Expedition (der wegen klimatischer, gerade für europäische Reisende so wichtiger Rücksichten im November oder December stattfinden muß) nicht auf den Herbst 1861, also ein ganzes Jahr, zu verschieben, sondern noch für den nächsten Monat zu bewerkstelligen. Unter seiner Direction und der des Herrn von Heuglin werden deßhalb gegenwärtig die nöthigen Anschaffungen gemacht.

* Man berichtet aus Aachen: Bei dem großen internationalen, von etwa 50 Vereinen (worunter 7 deutsche) besuchten Gesang-Concurs in Lüttich am 28. October errang die „Concordia“ aus Aachen den Hauptpreis oder Grand prix d'honneur, um welchen von belgischen Vereinen nur solche concurriren konnten, die bereits im Besitze eines Prix d'excellence waren. Dieser Grand prix d'honneur, bestehend aus einer reichen Krone und 1000 Franken Prämie, war eine ganz neue Erscheinung; die höchststehenden belgischen Gesellschaften, wie die Melomanen aus Gent, die Choeurs aus Brügge 2c., wetteiferten mit den ausländischen und setzten ihre ganze Kraft ein, um den Preis dem eigenen Lande zu erhalten. Trotzdem entschied die Jury zu Gunsten der Aachener „Concordia“, und es ist dieser Sieg daher ein neuer Triumph für den deutschen Gesang überhaupt, besonders aber für Aachen und die „Concordia.“

* Von dem Inneren des Schillerhauses zu Marbach erhalten wir die folgende Schilderung: „Durch die große, alterthümliche Hausthür tritt man von vorn in die unteren Räume, wo sich das trauliche Stübchen der Mutter Schiller's befindet, in welchem sie der Welt einst ihren großen Sohn geschenkt hat. Das Stübchen ist, wie sich's gebührt, äußerst einfach ausgestattet. In der Mitte hangen die beiden Bilder der Eltern Schiller's; eine alterthümliche Commode, ein Tisch, den Schiller's Vater auf der Solitude besessen, ein Spinnrädchen von Schiller's Mutter, — dies ist, außer dem Ofen, so ziemlich Alles; der große Kastenofen, an welchem ganz naturgetreu Stäbe zum Trocknen der Wäsche angebracht sind, nimmt einen ansehnlichen Theil des Raumes ein. Im Erdgeschosse befindet sich auch die Küche, in der einst des Dichters Mutter gewaltet. Ueber eine Treppe gelangen wir in das Hauptgemach des Hauses, welches durch einen Holzverschlag in ein größeres Kabinet und einen Alkoven geschieden ist. Ueber dem Eingang in den Alkoven ist ein höchst einfacher, roth und weiß gesteinter Vorhang angebracht. Im größeren Kabinet liegt auf einem Ovaltische das Schiller-Album. Außer der großen Büste Schiller's fällt uns in diesem Zimmer besonders das von der Piloty'schen Anstalt in München gestiftete prachtvolle Bild des Dichters in die Augen. Von Interesse sind, neben den andern hier befindlichen Bildern Schiller's und seiner Eltern, zwei Reliquien: eine Stecknadel mit den Haaren Schiller's, seiner Gattin und vier Kinder und ein von seiner Schwester Christophine in Kreide gezeichnetes Bild des Dichters. In dem Alkoven sehen wir einen alten Spiegel, dessen sich Schiller in der Karls-Akademie und nach seinem Austritt aus derselben bediente; ferner einen Schrank, der folgende Ueberbleibsel enthält: ein Petschierstöckchen und eine Schnupftabacksdose, welche Schiller, nach einer beiliegenden Beurkundung von Seiten seines Enkels, des k. k. österreichischen Rittmeisters, bis zu seinem Tode in Gebrauch hatte (in der Dose befindet sich noch etwas Schnupftaback); neben einigen Werken aus der eigenen Bibliothek des Dichters und neben der schon früher von Bremen gestifteten Sammlung seiner Werke das prachtvolle Cotta'sche Schiller-Album und andere Prachtwerke; neun in Rahmen gefaßte Originalbriefe, theils von Schiller selbst, theils von Gliedern seiner Familie; die von dem Vater Schiller's, dem damaligen Hauptmann, mit eigener, fester Hand auf der Solitude geschriebene Selbstbiographie mit Datum 17. Mai 1789, und noch manches Andere. Auf einem Tische neben dem Schrank liegt ein sehr schönes Album, vom Etui-Fabrikanten Reichhold in Stuttgart gestiftet, vorn in demselben ein vom Juwelier Banzhaf geschenktes goldenes Medaillon mit Haaren Schiller's. Die Wände zieren die Kaulbach'schen Scenen aus des Dichters Werken. Erwähnenswerth ist noch ein Geschenk unseres greisen Justinus Kerner: eine Originalzeichnung von Heideloff dem Sohn, nach der Mappe seines Vaters, die Vorlesung der Räuber im Bopserwald vorstellend, umgeben von Versen Kerner's und einer von ihm unterzeichneten Widmung auf der Rückseite.“

* Der Verwaltungsrath der deutschen Schillerstiftung erstattet durch Dingelstedt seinen ersten Jahresbericht. Die Stiftung besitzt in 20 Zweigvereinen 70,000 Thaler, welches Kapital nun durch die Nationallotterie bedeutenden Zuwachs erhalten wird. Der Zinsenertrag betrug im ersten Jahre etwa 1400 Thaler, doch steuerten noch der Großherzog von Weimar 250, die deutschen Buchhändler in Leipzig 300 Thaler bei. Nach Abzug der Verwaltungskosten, die sich bis jetzt auf 366 Thlr. 20 Sgr. 8 Pf. belaufen, schließt die Jahresrechnung mit einem Vorrath von 253 Thlrn. 25 Sgr. 4 Pf. ab. Vom 10. November 1859 bis dahin 1860 wurden an Unterstützungen zugesprochen: I. Vom Verwaltungsrath aus der Kasse der deutschen Schillerstiftung: 1) ein auf Lebenszeit gewährtes Jahrgehalt von 300 Thaler; 2) eine einmalige Jahres-Pension von 400 Thlr.; 3) eine von 250 Thlr.; 4) eine von 250 Thlr.; 5) eine von 100 Thlr.; 6) eine von 400 Gulden österr. W. — Summa 1300 Thlr. und 400 Gulden österr. W. II. Von den Vorständen einzelner Zweigstiftungen, aus deren Kasse: 1) Breslau eine Unterstützung von 5 Thlr.; 3) Dresden 50 Thlr.; 3) Dresden 30 Thlr.; 4) Leipzig 50 Thlr.; 5) Weimar 150 Thlr.; 6) Weimar 50 Thlr.; 7) Wien 150 Gulden österr. W.; 8) Wien 100 Gulden österr. W.; 9) Wien 30 Gulden österr. W. — Summa 335 Thlr. und 280 Gulden österr. W.

Vorträge, Concerte und Theater.

** Bremen, 20. November. Die dritte Vorlesung des Herrn J. G. Kohl hatte zum Gegenstande: Die südlichen Nachbarn der Europäer (die Phönizier, Araber, Mauren, Berbern u. s. w.). Die Einleitung bildete eine geographische Vergleichung von Süd-Europa und Nord-Afrika, wobei der Vortragende manche Aehnlichkeiten als bedeutungsvoll für seine weitere Betrachtung hervorhob. Uebergehend zu den Völkern, bemerkte er, daß die Schwarzen völlig ohne Einfluß auf Europa geblieben seien, indem sie niemals auch nur den Versuch gemacht haben, diesen Welttheil zu bekriegen, zu verwüsten oder zu bewohnen; ja sie haben nicht einmal am Nordsaume Afrikas Boden fassen können. Das Verhältniß Nordwest-Afrikas zu dem angrenzenden Asien ist besonders ins Auge zu fassen. Das leicht zu durchschiffende rothe Meer trennt nicht, sondern verbindet eher beide Welttheile. Afrikanische und asiatische Kultur verschwistern sich hier. Da treffen wir zuerst auf jenes räthselvolle Land, aus dessen Tempeltrümmern und Gräbern fünf Jahrtausende zu uns reden. Die Egypter waren Colonisten aus dem südwestlichen Asien. In das Nilthal eingekastet, an seiner Flußader haftend, blühte die egyptische Kultur lange für sich. Dann gründet ein Egypter, Kekrops, Athen, ein Anderer Argos, und Plato und andere Gelehrte Griechenlands schöpfen Weisheit bei jenem alten Kulturvolke. Die Sternbilder, die Jahresrechnung, sind egyptischen Ursprungs. Aber auch der egyptische Handel blieb bei seiner Ausdehnung nicht ohne Einfluß auf Europa. Ein zweiter fremder Einfluß auf Europa ist der der Phönicier, welche uns (den Europäern) zuerst die Schrift und den Gebrauch des Eisens kennen lehrten. Phönicier dringen nach Griechenland, den italiänischen Inseln und Spanien, ja bis nach Großbritannien geht ihre Meerfahrt. Den dauerndsten und mächtigsten Einfluß aus dem Orient und Nordafrika erfährt aber unser Welttheil durch den Eroberungszug und die Herrschaft der Araber unter Mohammed und seinen Nachfolgern. Zu jener Zeit war die abendländische Wissenschaft noch ein trübes Licht, die arabische Kultur dagegen leuchtete glänzend und war daher vom wohlthätigsten und bedeutendsten Einfluß auf das Geistesleben der christlichen Völker. Sie gründeten gelehrte Bildungsanstalten, und auf der hohen Schule von Salerno lehrten arabische Weise gleichmäßig afrikanische wie europäische Jünglinge. In der Mathematik, den Naturwissenschaften, der Arzneikunde waren die Araber Europas Lehrmeister; die Sternkunde erfuhr von ihnen Förderung. Den gemeingültigsten Beweis ihres bedeutenden Wirkens in dieser Beziehung liefern die vielen in unseren Sprachen noch vorhandenen arabischen Worte, wie Zenith, Nadir, Alkohol, Elixir. Tüchtige Baumeister, Redner und Dichter, waren sie doch keine Musiker. Sie förderten jenen abenteuerlich ritterlichen Sinn der Abendländer, den romantischen Geist und die Satzungen unseres Ritterthums waren mehrfach Nachahmungen arabischer Institutionen. Besonders groß war aber die Einwirkung der Araber auf Handel und Industrie Europas. Bis Ostindien und China, andererseits bis in den atlantischen Ocean, erstreckte sich der arabische Welthandel, seine Karawanen durchzogen weite Strecken des afrikanischen und asiatischen Continents, und daß sie auch nach dem Norden Europas, bis nach dem weißen Meere zu den Bjarmiern gingen, davon hat man erst kürzlich neue Zeugnisse in der Auffindung arabischer Denkmünzen in jener Gegend erhalten. Die Worte Admiral, Tarif, Bazar, Zucker, Kaffee, Kampfer, Artischocken, Tamarinde u. A. sind, bedeutsam genug, alle arabischen Ursprungs. Die Araber waren die geschicktesten Seidenweber, und durch sie kam die Seidenwebkunst von Palermo nach den Niederlanden. Aus arabischen Gewänderfabriken gingen die mit arabischen Schriftzügen durchwirkten Krönungsornate der europäischen Fürsten hervor, und die erste mechanische Uhr nördlich vom Mittelmeere stammt aus Arabien. Das Eindringen der Europäer in Afrika von der ältesten bis auf die neueste Zeit und namentlich die Kreuzzüge, endlich die heutigen Spuren arabischen und insbesondere maurischen Wesens in Spanien, Calabrien, Corsika und, durch mancherlei Namen, wie: Monte moro, bis in den Schweizer Kanton Wallis hinein, waren die letzten Gegenstände des Vortrags.

* Am 21. sprach im Künstlerverein Herr Major Riebour über den Feldzug von 1806. Indem der Redner der so nahe liegenden Berührung der augenblicklichen Aussichten und Befürchtungen für den Fall eines Krieges und der Vergleichung mit dem Feldzuge von 1859 entsagte, um sich auf den Gegenstand des Vortrages zu beschränken, gab er ein sehr klares und anschauliches Bild jenes für Deutschland und besonders für Preußen so verhängnißvollen Jahres. Die Rathlosigkeit und Langsamkeit der preußischen Regierung und des Obercommandos, die Verwahrlosung der Armee, der gänzliche Mangel eines festen und mit Energie durchgeführten Operationsplanes, — auf der französischen Seite die Entschlossenheit des Handelns und die Raschheit der Bewegungen wurden mit scharfen Zügen dargelegt. Die schwierige Aufgabe, deutlich und greifbar den allerdings kurzen, aber doch so verworrenen Feldzug mit der unter diesen Umständen zulässigen Gründlichkeit des Militärs vom Fach und der Deutlichkeit eines vor einem Publikum von Laien sprechenden Redners zu schildern, löste der Vortragende sehr glücklich. Er hob unter den Einzelheiten das Gefecht des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld am 10., die Doppelschlacht von Jena und Auerstädt am 14. October als Hauptmomente hervor und skizzirte die völlige Auflösung der Armee, das kopflose Verfahren der Generäle und die schmähliche Uebergabe der Festungen.

Die musikalische Saison ist in vollem Gange. Für den nächsten Dienstag stellt die Akademie den Paulus von Mendelssohn mit Herrn Karl Schneider von Wiesbaden und Herrn Director Behr von hier für den Tenor und Baß in Aussicht. Es ist bei der Sorgfalt, welche den Proben zugewandt wird, etwas besonders Gutes zu erwarten. Der Gesangverein des Herrn D. Engel wird vor einem eingeladenen Kreise Robert Schumanns „Pilgerfahrt der Rose" singen. Aus der jüngsten Vergangenheit sind der erste Symphonieabend vom 13. und das zweite Privatconcert vom 20. hervorzuheben. Das Orchester bot an diesen Abenden die Symphonieen in Es und C mit der Fuge von Mozart, die in B von Beethoven, die Ouverturen von Gluck zur Iphigenie, von Beethoven zur Leonore (Nro. 3) und „Im Hochlande" von Gade. Die Ausführung verrieth überall Eifer und guten Sinn, freilich aber auch der Anfang des Concertwinters. Die bisherigen Proben waren nicht genügend, um die erforderliche Festigkeit und Sicherheit dem Orchester, das durch den Eintritt mancher neuen Mitglieder fast ein neues geworden ist, zu verleihen, und es war bei den meisten der genannten Werke mehr die geistige Haltung als die materielle Ausführung zu loben. Am Besten erging es der C dur-Symphonie von Mozart und der Iphigenien-Ouverture, am schlimmsten der Symphonie in Es von Mozart; hier wurde stark geschwommen, wie man mit einem bezeichnenden Kunstausdruck zu sagen pflegt. Auch mit dem Hochlande und der Leonore war man noch nicht im Reinen; doch ist, wie gesagt, die Neuigkeit der Verhältnisse zu berücksichtigen. Man kann unmöglich drei Orchesterwerke und mehrere Begleitungsnummern in einer Probe so einstudiren, daß alles zu seinem Rechte kommt. Das bewies besonders im zweiten Privatconcert die Ausführung des Schumannschen Clavierconcertes in A moll, welche neben dem Mangel an Discretion und Feinheit auch bedenkliche Schwankungen aufzuweisen hatte. Der Vortrag von Fräulein Luise Hauffe, welche dieses schwierige Werk gewählt hatte, konnte daher nicht zu ganz ruhiger und ebenmäßiger Entfaltung gelangen; auch kam der Flügel der Spielerin nicht freundlich entgegen. Es war eine Kühnheit, so bald nach Clara Schumann, welche im vorigen Winter das Concert spielte, mit derselben Composition hervorzutreten, doch darf Fräulein Hauffe das Wagen. Die Künstlerin hat neben vortrefflicher Technik so viel feinen Sinn und Poesie, daß der Versuch mit diesem interessanten und schönen Werke von Schumann wie mit dem in seiner Art pikanten Meisterwerke, den Variations sérieuses von Mendelssohn, vollständig gelang. Wir hoffen, die begabte Spielerin bald wieder zu begrüßen. — Eine gute und stets gern gesehene Bekannte von früher, Fräulein Agnes Büry, hatte den Gesang und begann würdig mit einem Salve regina von Schubert, um weniger würdig mit der famosen Ernani-Arie fortzufahren. In dem Musikstück ist zwar Race, es gehört aber zu den hohlsten und fatalsten Ausgeburten des Geschmacks oder vielmehr der Geschmacklosigkeit der Neuitaliener; das Publikum war natürlich sehr entzückt davon. Lieder von Mendelssohn und Grell sang Fräulein Büry mit viel Geschick im dramatischen Vortrag und mit bedeutendem Erfolge, wir hätten aber doch von ihr erwartet, daß sie sich weniger mit Nüancen und Drückern abgeben würde. Eine tüchtige Sängerin muß eine Ehre darin suchen, mit dergleichen sehr vorsichtig zu sein.

Vom Theater können wir heute nicht mehr ausführlich berichten, doch ist eine Schuld der Anerkennung und Dankbarkeit an den rastlos und mit Erfolg thätigen Kapellmeister Herrn Hentschel abzutragen, was schon in der vorigen Nummer hätte geschehen sollen. Nachdem das Publikum sich an der Umsicht und Sicherheit des Herrn Hentschel am Directionspulte seit Wochen erfreut hatte, lernte es ihn auch als Componisten kennen und schätzen, und zwar mit einer glänzend aufgenommenen Festouvertüre über die Reichardt'sche Melodie des Liedes „Freude schöner Götterfunken" von Schiller und an des Dichters Geburtstage. Das würdig und effektvoll gearbeitete Werk ist im vorigen Winter schon in Leipzig aufgeführt worden. Hier folgte demselben ein Festprolog mit lebenden Bildern von Gaßmann, der nicht ohne Wirkung, aber sonst ziemlich ohne Werth ist. Mit wenig Poesie und viel Behagen giebt der Verfasser ein kleines literarhistorisches Compendium über Schillers Werke, um aber schließlich den guten Gedanken, einige Verse aus Goethe's Epilog zur Glocke zu benutzen. Die Bilder waren zum großen Theil trefflich gestellt und von guter Wirkung.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Achter Jahrgang.

№ 49. Bremen, 2. December. 1860.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Inhalts-Anzeige.

* Bilder aus Venedig.

Von W. Bergmann.

V.

Um die Kirchen Venedigs zu besuchen, fahren wir in der Gondel durch den Kanal dei mendicante und landen an einem Platze, welchem die vor uns liegende berühmte Kirche San Giovanni e Paolo den Namen gab. Wir betreten diese Kirche mit dem Schauer der Ehrfurcht, welche den großen Todten, die darin ihre letzte durch die Kunst verewigte Ruhestätte gefunden haben, gebührt. Wir stehen im Pantheon, in der Walhalla und Westminsterabtei Venedigs. Wir stehen in der Gruftkirche der Dogen, worin ihnen beständig das Todtenamt gehalten wurde. Wir stehen nicht allein zwischen Wänden, von denen rings die prachtvollsten Monumente auf uns herabschauen, sondern auch auf einem Boden, den Gedächtnißtafeln voll halbabgeschliffener Inschriften und Embleme reich bedecken. Die Monumente sind größtentheils Meisterwerke aus der Blüthezeit venetianischer Kunst. Die Altäre tragen Gemälde verschiedener Meister. Wir betrachten unter beiden nur die berühmtesten. Hier die kolossale, vergoldete Reiterstatue des republikanischen Feldherrn Orsini, dort das hohe gestaltenreiche Mausoleum des Dogen Vendramin, eines der schönsten in ganz Venedig, hier den aus erbeutetem Stückgut gegossenen Sarkophag des Dogen Mocenigo, welchen fünfzehn geschichtliche und allegorische Gestalten umragen, dort die auf einem sargartigen Unterbau liegende lebensgroße Marmorgestalt des Dogen Cornaro und hier das statuen- und bilderreiche Sanctuorium der Rosenkranzkapelle, ein Denkmal des Sieges bei Lepanto.

Auch diese Kirche wie viele andere besitzt eine jener von Platen so hochgestellten Madonnen Gian Bellins, welche alle um die Darstellung der Grundidee ringen, daß das Menschliche vergöttlicht erscheinen müsse. Daher der strenge, heilige, erst in den späteren Madonnen Bellins gemilderte Ernst einer über alles Weltliche erhabenen und von ihm abgeschiedenen Gottesmutter. Sie trägt das Kind und ist von einer Gruppe von Jungfrauen umgeben. Die weiblichen Gestalten sind von einer überirdischen Schönheit. Man denkt nicht an Kritik, man schaut und schaut, verliert sich in ekstatische Schauer und erwacht, um neu zu bewundern.

Die Kirche Santa Maria formosa unweit der vorigen besitzt einen Schatz, um den sie vor andern nicht einen, sondern wiederholte Besuche verdient; ich meine das Bild der heiligen Barbara von Palma Vecchio. Sie ist die schönste, mild lieblichste jener goldhaarigen Frauengestalten Palmas. Die Inkarnation ist von einer so glühenden Lebendigkeit, daß man glaubt sie athmen zu sehen. In seliger Ruhe steht sie da, das Symbol des Friedens in der Hand. Das Bild ist in gewissem Sinne „aus den Regionen, wo die reinen Formen wohnen“, das schönste Ideal weiblicher Schönheit.

Es ist mir erzählt worden, daß ein junger Engländer eine ganze Woche jeden Tag das Bild betrachtet und es dann habe kopiren lassen, aber die theure Kopie habe er mit den Worten vernichtet: Ich trage ein besseres Bild in mir!

Venedig zählt jetzt mit Ausnahme der Kirchen andern Bekenntnisses vierundneunzig größere und kleinere, während es im vorigen Jahrhundert weit über hundert besaß. Diese Kirchen zeugen mehr und minder sowohl von der Höhe der Vollendung, welche die Kunst, als von der Fülle des Reichthums, welche der Staat gewonnen hatte, und sie zeugen andererseits von der hohen Achtung, welche der Kunst, wie von der rührenden Dankbarkeit, welche dem Verdienste geweiht wurde, und sie zeugen endlich von dem ganze Jahrhunderte durchlaufenden Wechsel der Baustile, wie von dem regen Glaubensleben ihrer Gründer. Diese Kirchen stellen eben so sehr die zerstreuten Glieder eines Gemeinleibes als die zerstreuten Bestandtheile eines Kunstmuseums dar, und es giebt wohl keine Stadt, welche sich auch in dieser Beziehung mit Venedig vergleichen könnte.

Nirgends erblicken wir einen solchen Reichthum verschiedener Baustile, wie hier. Wir sehen von dem gothischen die schwankenden Uebergänge zum Rundbogenstile, dann wieder Versuche der Vermischung griechischer Bauformen in den Säulen und Kuppeln mit den byzantinischen und endlich das Verfallen in einen Barockstil, der das Sinken des Geschmacks verräth. Dem letzteren voran ging der Renaissancestil oder der wiedergeborene antike des 15. und 16. Jahrhunderts, der sich in den meisten Palästen und vielen Kirchen Venedigs ausspricht.

VI.

Die Gondel schwebt mit uns durch die dunkler werdenden Kanäle dem meerartigen Canale di San Marco entgegen. Sie biegt in den Rio della Paglia, über uns wölbt sich die hohe Seufzerbrücke und nun die niedrige, die dem Rio den Namen gab. Eine kimmerische Nacht liegt hinter uns, wenn wir mit ihr die helle Mondnacht vergleichen, die vor uns Himmel und Fluth umspannt und mit ihrem Silberscheine übergießt. Beengende Mauern liegen hinter uns, und die Seele athmet freier, und der Leib dehnt sich behaglicher auf den Polstern der Gondel, welche durch funkelnde Wellen, durch Duft und Glanz dem erleuchteten Molo entgegenschwebt.

Felicissima notte! ruft Giuseppe uns nach, als wir die Stufen hinaneilen. Wir stehen vor dem glänzend erleuchteten Cafe Suttil und mischen unter die vervielfachten Rufe: Un piccolo misto! auch den unsrigen.

Wie die Menge der Besucher wächst! Wie die Schilfsessel immer weiter auf den Markusplatz hinausgerückt werden! Wie die Schaar der Botega's sich aalgleich durch die Reihen der Gäste hindurchwindet! Wie das Gespräch immer lauter und lauter summt!

Wir haben das Eis genossen und wollen zahlen, aber mehrere Male rufen wir die vorübereilenden Botega's an, bis endlich einer

in unsere Nähe kommt. Welch ein Vertrauen in unsere Ehrlichkeit, da es doch in diesem hin- und herwogenden Gedränge nicht schwer sein würde, dasselbe zu mißbrauchen; doch eine solche Friponnerie europäischer Großstädte ist hier noch unbekannt.

Die Luft ist „so still und weich wie Liebesscherz."

Der Mond steht in so voller Klarheit am Himmel, daß er eine tagähnliche Helle verbreitet. Am Molo haben sich die Gondoliere um einen Erzähler gruppirt, der eben in der Geschichte zweier unglücklich Liebender die nächtliche Schönheit des Meeres beschreibt. Solche Beschreibungen in solcher Nacht sind verführerisch. Giuseppe hört meine Weisungen, hängt eine Papierlaterne unter das Gondeldach, zündet sich behaglich die Cigarre an, die ich ihm reiche, und tritt, zum Ruderschlage bereit auf die Poppe. Leise gleitet die Gondel auf den Kanal di San Marco hinaus, fliegt durch den Porto di Lido und schwebt auf den Fluthen der schlummernden Adria, deren schwache Brandung an den Steindämmen zur Rechten eintönig rauscht. Stürmisches, böses, majestätisches Meer! Welch ein Stück Weltgeschichte liegt an deinen Gestaden! Tief unten im Süden durchirrte deine tiefblauen Wellen der Dulder Odysseus, die Heimath suchend. Römische Kolonistenflotten steuerten nordwärts längs der Küste Kalabriens, um Tergeste und Aquileja zu gründen. Nach dem Untergange des römischen Kaiserreichs stiegen zu deinen Lagunen die flüchtigen Veneter hinab und wurden deine immer mehr gefürchteten Beherrscher. Gegenüber an den felsigen Küsten Istriens und Dalmatiens strichen die Räubergaleeren der narentinischen Piraten umher, bis sie nach langen blutigen Kämpfen der Meereskönigin unterlagen. Gleich Heuschreckenschwärmen überflutheten Ungarn die nördlichen Borde. Die Adria seufzte unter den Ruderschlägen dieser des Meeres ungewohnten Fremdlinge. Ihre Gebeine bleichen im Grunde. Zwei Republiken rangen hier im bewundernden Anschauen Europas um die Oberherrschaft für ihre schätze- und goldreichen Flotten. Genug, wenn irgend wo, so ist hier eine Stätte, um die Wandlung der Dinge und den Umschwung der Begebenheiten zu bewundern!

Eine solche Nacht ist ein göttliches Gedicht. Unter Italiens Himmel wird der paulinische Seufzer der Natur kaum vernommen. Die Natur ist geschäftig, die Schuldbriefe des Genusses überschwänglich einzulösen. In der Misere des Lebens ist eine solche Stunde eine selige. Ich war so glücklich wie Rousseau, als er im Boote liegend sich von den Wellen des Bielersees wiegen ließ. Die Phantasie erhellt die mondliche Dämmerung, belebt die schweigsame und zaubert allerlei liebliche und großartige Gebilde in die leere Luft.

VII.

Später am Tage treten wir durch die porta della Carta, welche reich mit Sculpturen geschmückt ist, in den inneren Hof des Dogenpalastes. Hier sind schon frühe die Bigolanti beschäftigt, aus zwei bronzenen Zisternenbecken mittelst kupferner Gefäße Wasser zu schöpfen. Wir besteigen die marmorne Riesentreppe, deren Wächter die beiden Repräsentanten der Land- und Seemacht sind, zwischen denen die Dogen gekrönt wurden.

Unser Besuch gilt zunächst dem größten und bildreichsten Saale des Palastes, dem des großen Raths. Hier ist es, wo der Gestalten Fülle verschwenderisch aus Wand und Decke quillt. Hier hat die Kunst eines Bassano, Tintoretto und vorzüglich eines Paolo Veronese auf einundzwanzig großen Tafeln die glänzendsten Thaten der Republik verewigt, und nur ein Vandale könnte vor ihnen fragen: „Was nützt die Kunst?" Hier stehen wir vor sechsundsiebenzig Dogen, deren Bilder nebeneinander gereiht den Fries der Saalwände bedecken. Der ihre Reihen musternde Blick haftet dort, wo eine Lücke sie unterbricht. Es ist nicht ein schwarzer Flor, der ein Dogenbild verdeckt, sondern eine schwarze Tafel, und nicht eine Stätte der Ehre, sondern der Schmach und Trauer, denn auf der Fläche steht ein verhängnißvoller Name, Marino Falieri. In der Mitte des mit vergoldeten Arabesken reichverzierten Plafonds schwebt in Gestalt eines schönen, reich drapirten Weibes die gekrönte Venetia. Sechs sie umringende Achtecke schließen verherrlichende Darstellungen aus der Geschichte Venedigs in sich.

Alle übrigen Säle des Palastes sind neben der Schönheit ihrer goldgepreßten Tapeten, Mosaikfußböden, Holzschnitzereien und Marmorpforten mit wenn auch weniger zahlreichen, doch ähnlichen Gemälden geschmückt. Die Kunst diente dem Staate, und dieser ehrte die Kunst. Diese Ehre hatte nichts gemein mit der gnädigen Herablassung und Laune fürstlicher Mäcene, sondern war, man könnte sagen, eine offizielle, durch die Häupter des Staats sanctionirte. Die Sorge für Verschönerung der Staatsgebäude lag erwählten obrigkeitlichen Personen ob, welche wiederum den obersten Staatsbehörden Bericht erstatten und deren Gutachten einholen mußten, und so erhielt die Kunst eine Art politischer Bedeutsamkeit und die Künstler gewissermaßen den Rang von Staatsbeamten. Gab es auch unter dem Adel Venedigs zu allen Zeiten Liebhaber und Beförderer der Kunst, so sorgte doch die Eifersucht des Senats dafür, daß jene Klasse keine bevorrechtete Stellung in dieser Beziehung einnehmen durfte. Künstler, deren Meisterschaft sich bewährt hatte, wurden Lieblinge des Staats. Er ließ es das Ausland wissen, wie stolz er darauf sei sie zu besitzen, und er lieh sie dem Bittenden mit einer zur Schau getragenen Großmuth, in Wahrheit aber, um sich auch deßhalb nicht minder wie um seiner Macht willen beneiden zu lassen. Welcher Triumph für ihn, wenn Könige und Fürsten den Palast seines Tizian und anderer seiner ersten Maler als Bewunderer und sogar als Gäste betraten, aber welches ehrende Zeugniß auch für die Signoria, wenn sie solche Künstler wie Ebenbürtige in ihre Mitte berief und ihnen Staatsämter antrug.

In einem Freistaate, der abgeschlossen von dem Kontinente, auf den Handelsverkehr mit dem Osten hingewiesen war und eine eigenthümliche selbständig entwickelte Verfassung hatte, die mit dem Volke Eins geworden war, da durfte der Genius unabhängig und fröhlich seine Schwingen entfalten, um aus dem Reiche der Ideale die erhabensten Gestalten herabzuholen, um sie menschlich schön zu versichtbaren. Mit Recht begrüßt Platen diese Zeit als die goldene.

Die italienische Malerei erhob sich erst spät aus der verkümmernden Nachahmung byzantinischer Vorbilder. Die stetigste Entwicklung derselben finden wir bei den Florentinern, bei denen auch die Poesie fast gleichen Schritt hielt und unzweifelhaft auf jenen Zweig der Kunst einwirkte und dieselbe mehr zur Naturwahrheit und Schilderung des realen Lebens hinleitete, welche sich in den Gemälden der späteren venetianischen Maler als ein vorherrschender Charakterzug aussprach. Diese Vorzüge der Malerei konnten aber ihre Vollendung erst dadurch erhalten, daß dieselbe auf den Idealismus oder auf die Darstellung des ewigen Wesens eines Gegenstandes in allgemein gültigen Formen vorschritt. In dieser Beziehung stehen eben Tizian und seine Geistesgenossen unerreichbar.

Die glänzendste Epoche venetianischer Malerei begann am Schlusse des 15. Jahrhunderts, als das goldbeladene, mächtige und ruhmreiche Venedig den Gipfelpunkt seiner Größe erreicht hatte. Der venetianischen Malerei bleibt die Farbe immer das vorzüglichste Ausdrucksmittel ihrer Phantasie, und durch den breiten Pinsel, den sie fast durchgehends führen, wissen sie ihren Gebilden zugleich ein bewunderswürdiges plastisches Leben zu verleihen. Im Kolorit, in jenem mildglühenden Goldtone, der der südlichen Natur abgestohlen ist, welche eine reinere Atmosphäre umhüllt und Allem das Siegel erhöhter Lebensfreudigkeit aufdrückt, in Gestaltenschönheit, wie in den Engeln Bellins, den Heiligen Palma's und den Frauen Tizians und Veronese's, und in historischer Großartigkeit sind die Werke dieser Epoche durch spätere nie übertroffen worden.

Ist es zu verwundern, daß in Venedig, diesem kolossalen Schmuckkasten, auch die Bau- und Bildhauerkunst ihre Siege gefeiert und zahllose Zeugnisse derselben nachgelassen hat? Wer bewundert nicht die Werke eines Sansovin, z. B. seinen **Palazzo reale**, **Palladio**,

Antonio da Ponte, nämlich seinen Rialto, und Longhena, nämlich seine Kirche della Salute, wer nicht die Gestalten eines Lombordo, Compagna, Aspetti und Vittoria? Beschränkt sich ihre Aufgabe auch mit wenigen Ausnahmen mehr darauf, die heiligen und Profangebäude zu schmücken, als in den ersteren dem religiösen Geiste und Kultus zu dienen, so haben doch die meisten Bildhauer, vor Allen die Lombardi, jene Aufgabe vollkommen erreicht, indem sie in ihren Ornamenten Herrliches geleistet haben, und stehen sie auch in der Plastik der Gestalten minder hoch, so bleiben doch die eines Sansovin, Compagna und Aspetti von ergreifender Schönheit. Dabei ist allerdings nicht zu läugnen, daß die florentinische Sculptur im Vergleiche mit jenen die Palme davon trägt, und der Grund liegt darin, daß die Venetianer mehr dem künstlerischen Realismus sich hingaben.

In der Nähe der Kirche Maria della salute erhebt sich am Eingange in den Canale grande die Akademie der schönen Künste, im Aeußern ein ziemlich unharmonisches Bauwerk; aber einen desto belohnenderen Anblick bietet sein Inneres. Sie ist eine Schöpfung der neueren Zeit und wurde im Jahre 1807 durch den Kaiser Napoleon gegründet. Die Zahl der Gemälde stieg fortwährend theils durch Zuflüsse aus verlassenen Palästen, aufgehobenen Klöstern und dumpfen Kirchen, theils durch Geschenke venetianischer Großen und anderer Kunstfreunde. Leider fällt das Licht nicht in allen Sälen von oben herab. Dafür sind die Decken einzelner Säle mit Gemälden und Goldverzierungen reich geschmückt. Die Fußböden bestehen aus Marmorplatten, damit die Luft kühler und freier vom Staube bleibe.

Im zweiten, dem Saale d'Assunta, hängt als Tizian's Meisterwerk den Raum taufend, die Himmelfahrt Mariä. Maria schwebt einem über ihr leuchtenden Glorienscheine, einem himmlischen von Engeln erfüllten Empyreum entgegen. Sie hebt die Arme ein Weniges empor. In ihrem erhobenen Blicke mischt sich freudiges Staunen mit süßem Sehnen. Sie fühlt nicht bloß Mutterseligkeit, sondern auch das beseligende Bewußtsein der Apotheose des ächt Weiblichen. Um das rothe anschließende Untergewand bläht sich der tiefblaue Mantel vom Hauche eines reinern Aethers gehoben. Eine Engelgestalt reicht ihr die Krone, die ihr als der Himmelskönigin, und eine andere den Kranz, der ihr als Braut der Kirche gebührt. Unten stehen Gruppen, die mit freudigem Staunen und ihr Glück ahnend ihr nachsehen. Die Aufgabe des Meisters, Leben, farbenglühendes Leben zu schaffen, ist hier erreicht.

Venedig besitzt zwar viele Tizianische Meisterwerke, aber erst seit Kurzem ein, nicht jedoch von denen, für die er wirkte und unter denen er starb, sondern vom österreichischen Kaiser in der Kirche Santa Maria gloriosa errichtetes Denkmal. Der Vorwurf dieses Monuments ist zwar sinnreich gedacht, aber durch Ueberladung weniger in die Augen fallend. Der Meister, der König der Maler, wie ihn Springer in seiner Kunstgeschichte nennt, sitzt ernst und sinnend unter einem Triumphbogen. Ihm zu einer Seite steht der Genius der Kunst und zur andern Venetia, deren Haupt die Mauerkrone schmückt. Auf den Stufen der Vorhalle ruhen die zwei Kaiser, deren einen, Karl V., sein Pinsel dreimal verewigte und der ihn so hoch stellte, daß er ihm einst einen ihm entfallenen Pinsel mit den Worten überreichte: Ein Tizian verdient von einem Kaiser bedient zu werden, und deren anderer, Ferdinand I., ihm das Denkmal errichten ließ. In derselben Kirche befindet sich von Tizian ein Bild, welches Petrus als Thürhüter des Himmels darstellt, der die reuigen um Einlaß Flehenden, denen sich die Madonna mit dem Kinde mitleidsvoll wie mit der Miene schweigender Gewährung entgegenneigt, mit ernstem Blicke auf die in seinem Schooße ruhende Bibel als das Gefäß göttlicher Heilsoffenbarung verweist.

---

* Theodor Fontane als Balladendichter.

Von P. J. Willatzen.

Wenn man gewissen Leuten Glauben beimessen wollte, müßte man annehmen, daß es mit der ganzen jüngeren Poesie Deutschlands recht hoffnungslos aussehe, daß die ganze neuere Poetenwelt unseres Vaterlandes ein Schwarm verkommener und verschwommener Epigonen der Weimarer Heroen sei.

Was wollen denn aber, was verlangen denn eigentlich jene guten Leute und schlechten Musikanten, die immer Trübsal blasen? Es giebt außer den Rosen noch andere Blumen, die Beachtung verdienen und zum Kranze oder Strauße taugen mögen, und das Orchester des Frühlings besteht mit Nichten einzig aus Nachtigallen. Ein Goethe, ein Schiller wird bekanntlich nicht alle Tage geboren. Diese Gottbegnadeten waren unser und was ihren Geist und die Schöpfungen desselben betrifft, sind sie es noch und werden's ewig bleiben; ob aber je Deutschland sich ähnlicher Lieblinge der Himmlischen wieder wird zu rühmen haben, ist eine große Frage, und käme es so, es wäre mehr als Glück. Sollten denn aber Jene keine Geltung haben, auch wenn sie nicht hinanreichen an die großen Vorbilder? Hätte denn England keinen Dichter außer Shakspere, Italien keinen außer Dante, Griechenland keinen außer dem apokryphen Homer und allenfalls einem gewissen Sophokles? Die Verneinungssucht dieser griesgrämlichen Neunmalweisen geht denn doch etwas reichlich weit; doch der Ausdruck ist viel zu milde: Gehässigkeit, Ungerechtigkeit wären weit entsprechendere Bezeichnungen, denn Beides mischt sich nur zu oft in das Urtheil der hochweisen Herren, die mit unnachahmlicher Grandezza und geringschätziger Miene zu Gericht sitzen über die unglücklichen nachgeborenen Dichter der Gegenwart. Noch ganz vor Kurzem ist der Beleg für diese Behauptung geliefert worden in dem ersten Hefte des von Kolatscheck herausgegebenen Journals „Stimmen der Zeit.“ Hier hat ein namenloser Neunmalweiser bei Gelegenheit einer Besprechung Hermann Linggs nicht nur diesen (nach seiner Meinung) gründlich vernichtet und nachgewiesen, daß er eigentlich im Grunde gar kein Dichter sei, sondern so nebenbei fast die ganze gegenwärtige Dichtergeneration gesäckt. Der gute Mann war nun aber unglücklicher Weise so naiv, zugleich zu sagen, daß er, gereizt durch unmäßiges Lob, welches man Lingg spende, sich mit der Absicht an den Schreibtisch gesetzt habe, ihm aus purer Malice kein gutes Haar zu lassen. Wahrlich eine Naivetät, die hart an Dummheit streift, denn wo die Malice in einer Recension anfängt, hört offenbar die Kritik auf. Der Hauptvorwurf, der dem Hermann Lingg gemacht ward, bestand darin, daß er neue Stoffe, zumal naturwissenschaftliche suche, wobei natürlich auf Freiligrath mancher Seitenhieb fiel —: als wenn es nicht verdienstlich sei, nachdem die alten Gleise so ausgefahren sind, neue zu erkunden! Und wo böte sich dazu bessere Gelegenheit als bei den großen Errungenschaften der Neuzeit in den Naturwissenschaften? Der ungenannte Richter in den „Stimmen der Zeit“ spielt, ohne es zu ahnen, eine noch weit schlechtere Rolle als jene Apologeten Linggs, denn sie fehlten in guter Absicht, was man von ihm sicherlich nicht behaupten kann. Daß er eine von der ihrigen abweichende Meinung hat, kann ihm Niemand verdenken, und sie auszusprechen war er ebenfalls sehr wohl berechtigt, allein die erste Grundbedingung, wenn man öffentlich ein Urtheil über einen Andern fällen will, ist denn doch Unparteilichkeit.

Grade unter den Dichtern der Neuzeit findet sich eine ganze Reihe kerniger, mannhafter Geister, deren sich keine Literatur zu schämen braucht. Jener namenlose Ritter von der traurigen Gestalt, der die Poeten der Gegenwart heruntersäbelt, als wenn's Distelköpfe wären, nicht unähnlich dem weltberühmten Manchaner, welcher auf seiner Rozinante, den Helm Mambrin auf dem edeln Haupte, mit eingelegter Lanze in blinder Wuth die Windmühlen

anrennt, hat auch nicht umhin können, einen vernichtenden Streich gegen die märkischen Dichter zu führen. Unzweifelhaft wird derselbe abprallen und keinen großen Schaden anrichten, denn auch in der Mark giebt's Dichter, die durch Federstriche eines böswilligen, gehässigen Recensenten den wohlerworbenen Ruf nicht einbüßen und deren Namen durch seine mit reichlicher Galle präparirte Tinte nicht ausgelöscht wird.

Nicht von Putlitz, Brachvogel, Hersch, Scherenberg, Blomberg und wie die andern Dichter heißen mögen, soll hier die Rede sein; Theodor Fontane, der schon vor Jahren das Lied „Von der schönen Rosamunde“ sang, beschäftigt uns. Zunächst ist es eine neue Gedichtsammlung von ihm, welche Veranlassung giebt, seinen Namen, der bereits in weitesten Kreisen einen guten Klang hat, hier zu nennen; soeben erscheinen: Balladen von Theodor Fontane. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz. Besser'sche Buchhandlung. 1861.

Der Titel zeigt schon, daß Lyrik im vorliegenden Werke jedenfalls nur eine Nebenrolle spielen kann, wenn sie überhaupt vorkommt. Der Dichter (er ist am 30. December 1819 zu Neu-Ruppin geboren) hat aber in seinen bereits 1851 erschienenen „Gedichten“ auch schöne Proben lyrischen Talents gegeben; nun bietet uns der gereifte Mann, der seine poetische Natur aus der Jugendzeit sich gerettet, der gereiften, abgeklärten Wesens dasteht, Beweise der ihm innewohnenden Gestaltungskraft. In dem Prachtwerke „Argo“, bei dessen Herausgabe Fontane sich betheiligte, erschienen in den verschiedenen Jahrgängen bereits manche der in seiner neuen Sammlung mitgetheilten Gedichte und erregten verdientes Aufsehen; wie sie nun mit vielen andern zu einem Strauße vereinigt sich beisammen finden, sind sie eine der interessantesten neueren Erscheinungen in unserer Poesie. Die Ausstattung des werthvollen Buches (um auch diese Aeußerlichkeit nicht unerwähnt zu lassen) ist elegant und gefällig; angemessen muß man es jedenfalls nennen, daß die Verlagshandlung statt des Miniaturformats das Octav wählte für ein Werk, welches wahrlich keine Nippsächelchen bringt und nicht allein auf dem Büchertische der Damen einen Platz verdient und finden wird.

Die Balladen zerfallen in zwei Abtheilungen, von denen die erste Originaldichtungen enthält, die zweite dagegen Lieder und Balladen, frei aus dem Englischen übertragen. Den Reigen in der ersten Abtheilung beginnen die preußischen Feldherrnlieder, welche bereits in weiten Kreisen lebhafte Freude erregten. Die Gestalten Derflings, des alten Dessauer's, Ziethen's, Seidlitz', Schwerin's und Prinz Louis Ferdinands sind mit Meisterhand gezeichnet, und da die Mehrzahl der Leser des „Bremer Sonntagsblattes“ diese Bilder von ihrer früheren Veröffentlichung in verschiedenen Zeitschriften her wohl kaum kennt, so möge hier das besonders charakteristische vom alten Dessauer mitgetheilt werden.

Ich will ein Lied euch singen!
Mein Held ist eigner Art:
Ein Zopf vor allen Dingen
Und Puder nicht gespart,
Blitzblank der Rock vom Bürsten
Und jeder Knopf wie Gold —
Ihr merkt, es gilt dem Fürsten,
Dem alten Leopold.

All Wissenschaft und Dichtung
Sein Lebtag er vermied,
Und sprach er je von „Richtung“,
Meint' er in Reih' und Glied;
Statt Opern aller Arten
Hatt' er nur einen Marsch,
Und selbst mit Schriftgelahrten
Verfuhr er etwas barsch.

Nicht mocht' er Phrasen thürmen
Von Fortschritt, glatt und schön,
Er wußte nur zu stürmen
Die Kesselsdorfer Höhn;
Er hielt nicht viel vom Zweifel,
Und wen'ger noch vom Spott,
Er war ein dummer Teufel
Und glaubte noch an Gott.

Ja, ja, er war im Leben,
Was man so „Schwachkopf“ heißt,
Und soll ich Antwort geben,
Warum mein Lied ihn preis't?
Nun denn, weil nie mit Worten
Er seine Feinde fraß,
Und weil ihm rechter Orten
So Herz wie Galle saß.

Wir haben viel von Röthen,
Trotz allem guten Rath,
Und sollten schier erröthen,
Vor solchem Mann der That;
Verschnittnes Haar im Schopfe
Macht nicht allein den Mann, —
Ich halt' es mit dem Zopfe,
Wenn solche Männer dran.

Unter den nächsten Gedichten ist namentlich eins, „Sittah, die Zigeunerin“, von großer Schönheit, noch mehr aber ziehen die folgenden Balladen an, welche Scenen aus der Geschichte der Maria Stuart darstellen. Maria Stuarts Weihe, David Rizzio, Maria und Bothwell, der sterbende Douglas und die Hamiltons oder: Die Locke der Maria Stuart sind sämmtlich meisterhafte Gemälde, in der Auffassung durchaus poetisch, jeder Pinselstrich bei der Ausführung sicher und kräftig. Daß man mich nicht des entgegengesetzten Fehlers zeihe, den ich vorhin bei jenem Kritiker in den „Stimmen der Zeit“ rügte, sei mir verstattet, von den genannten Balladen die kürzeste wiederzugeben.

Der sterbende Douglas.

(Schlacht von Langside. 1568.)

Die Heere stießen an einander; der Tag ist heiß, der Himmel finster,
Vom Hufschlag dröhnt weithin die Haide, roth tropft der Thau vom schwarzen Ginster;
Es blickt die schottische Maria von nahen Schlosses Fensterbrüstung,
Ihr Auge haftet auf dem Kampfe, doch in dem Kampf auf Einer Rüstung.

Dem jungen Douglas folgt ihr Auge; sie fühlt ihr Herze höher schlagen,
Er ist's, der sechszehnjährige Knabe, der aus dem Kerker sie getragen,
Er ist's, der ihr ein Heer geworben, und durfte doch um Eins nicht werben,
Drum wirbt er jetzt um seinen Frieden und um das Glück für sie zu sterben.

Wen tragen aus dem Kampfgetümmel sie dort auf zweiggeflochtner Bahre,
Das Antlitz weiß und schwarz die Rüstung und roth von Blut die blonden Haare?
Der Douglas ist's: Erfüllung wurde des Hoffnungslosen einz'gem Hoffen,
Es hat ein Schwert von Murrays Mannen in's tiefste Leben ihn getroffen.

Da liegt er, auf gewirktem Teppich, jetzt an des alten Schlosses Stufen,
Maria neigt sich zu ihm nieder, ein Priester wird herbeigerufen,
Der reicht den Kelch ihm unter Thränen, Er aber segnet diese Stunde,
Hätt' langsam sonst verbluten müssen an seines Herzens stiller Wunde.

Die Brust wird kalt, es stockt sein Athem, sein Auge scheint vom Tod geschlossen,
Maria küßt die bleiche Stirne, die schon so frühe Ruhm genossen:
Da spielt um seinen Mund ein Lächeln, aufglimmt ein letzter Lebensfunken,
Dann ist er in Marias Arme zu letztem Schlaf zurückgesunken.

Johanna Gray, Sir Walter Raleighs letzte Nacht, der Towerbrand, der letzte York und Archibald Douglas zeigen des Dichters Vorliebe für brittische Stoffe. Sein langjähriger Aufenthalt in England und die gründlichen Studien englischer Geschichte, Kultur und Sitte, welchen Fontane einen großen Theil seiner Zeit und Kraft widmete, erklären dies genügend. Vor allen zeichnet sich die letzte der eben genannten Balladen aus. Hier erkennt man in jeder Zeile, daß der Dichter mit der englischen Volksballade auf's Innigste vertraut ist, ohne daß man in der zweiten Abtheilung, wo die freien Uebertragungen englischer Volksdichtungen enthalten sind, die Bestätigung zu suchen braucht. Archibald Douglas ist in seiner Weise ein vollendetes Gedicht, und wenn sein Umfang nicht den mir zuge-

messenen Raum weit überschritte, würde ich es unbedenklich mittheilen und wäre des Danks der Leser im Voraus gewiß. Selbst im Auszug es mitzutheilen, wage ich nicht, denn noch ist die ganze zweite Abtheilung des Buches zu besprechen. Es ist wenig damit gethan, das Inhaltsverzeichniß der übertragenen Gedichte anzugeben, und das müßte schier geschehen, wenn alles Gute und Schöne angeführt werden sollte. Den Uebersetzer spürt man nirgends — Duft und Poesie und, wo es nöthig, Kraft findet man überall. Es ist eine wunderbar romantische Welt, in der man sich hier bewegt: das Mittelalter mit seinen glänzendsten Charakterzügen zeigt sich in schönster Verklärung — von den unpoetischen Schattenseiten der früheren Jahrhunderte schweigen freilich diese Volksballaden, denn die gehören nicht der Poesie an, die nur das Großartige, Schöne darzustellen bemüht ist; die Schattenseiten der Vorzeit im Vergleich mit der Gegenwart aufzudecken, ist Sache der Kulturgeschichte. Die mag mit ernstem Forschersinne zu Werke gehen bei der Kritik der gesellschaftlichen Zustände.

So würde auch die Geschichte mit manchen dieser Volkspoesien in argen Conflict gerathen, nicht als wenn sie unhistorisch wären, sondern weil sie von so starker Parteifärbung sind, daß wir, die wir uns ein festes Urtheil über den Werth oder Unwerth geschichtlicher Persönlichkeiten vergangener Epochen haben bilden können, oft nicht begreifen, wie es möglich gewesen ist, daß das Volk sich für entschieden klägliche Gestalten so hat begeistern können, wie dies wirklich der Fall war. Ich ziele hier auf die am Schlusse der Fontane'schen Balladen mitgetheilten elf Jacobitenlieder (1715 — 1746). Die Stuarts hatten gewißlich nicht diese rührende Anhänglichkeit, diese schwärmerische Hingebung verdient, die das Volk oder ein Theil desselben in ergreifender Weise ihnen bewies. Eins von diesen prächtigen Liedern möge noch hier Platz finden.

(10.)

Sieben Söhne gab ich dem Kavalier,
Sieben grüne Plätze sind blieben mir,
Ihrer Mutter Herz ist gebrochen vor Weh —
König Jacob, daß ich dich wiedersäh'.

In Trümmern die Kirche, in Fesseln das Land,
Das Schwert in Mörder- und Henkershand,
Und schweigen müssen, was immer geschäh' —
König Jacob, daß ich dich wiedersäh'.

Mir ist zu leben nimmer Gewinn,
Meine Söhne todt, seine Krone dahin,
Doch singen will ich, wo immer ich steh':
König Jacob, daß ich dich wiedersäh'.

Unvergleichlich schön ist ein anderes Gedicht: Die Blumen des Waldes, welches jedoch aus früherer Zeit, zweihundert Jahre weiter zurück datirt, indem es sich auf die Schlacht am Hügel von Flodden bezieht, wo (9. September 1513) König Jacob IV. mit der Blüthe des schottischen Volkes im Kampfe gegen England fiel. Auch hinsichtlich der Form ist dies Gedicht vollendet.

Ueber eine Eigenthümlichkeit mancher der englischen oder schottischen Balladen, den Schluß betreffend, noch einige Bemerkungen. Wie die Völker selbst, so haben auch die Volkspoesien der verschiedenen Länder bestimmten Charakter, ihnen speciell eigne Physiognomie, wobei der Himmel, unter dem das Volk und seine Poesie aufgewachsen, ersichtlichen Einfluß übte. Es kann nicht meine Absicht sein, auf eine Vergleichung des Volksgesangs der verschiedenen Länder mich hier einzulassen; nur auf einen schönen Zug will ich hindeuten, den manche Volksballaden der nordischen Länder mit einander gemein haben, die Art, auf welche die Vereinigung unglücklich Liebender nach dem Tode symbolisch angedeutet wird.

In dem „Douglas-Trauerspiel“ heißt es am Schluß:

Eine Rose wuchs aus ihrem Grab,
Aus seinem ein Hagedorn.

Sie wuchsen hoch und am Kirchdach entlang,
Als wären sie gern sich nah,
Und Jeder sagte: „zwei Liebende sind's“,
Wer sie so wachsen sah.

Bis endlich der schwarze Douglas kam,
Im Herzen Wuth und Weh,
Der riß die beiden Sträucher heraus
Und schleuderte sie in den See.

Ganz ähnlich lautet das Ende einer andern Ballade in Fontanes Buche, „Schön Margret und Lord William“:

Sein Grab trug einen Weißdorn,
Ihrs einen Rosenstrauch.

Sie wuchsen bis zum Dache
Und reichten sich da die Hand,
Kein Auge sah die Beiden,
Das nicht in Thränen stand.

Der Küster hieb sie nieder
Und warf sie in die Flamm,
Sie aber wuchsen wieder: —
Treue Liebe kommt zusamm.

Aehnliches ist in den Volksliedern Dänemarks und Schwedens gar nicht selten, und selbst in isländischen Balladen findet sich dieser rührende Zug. So ist es z. B. in dem herrlichen Tristrams kvädi (siehe: Nordiske Oldskrifter udgivne af det nordiske Literatur-Samfund, Band XIX.), welches den Schluß des im Mittelalter so berühmten Tristramsromanes wiedergiebt. Auch hier lautet das Ende (in meiner noch ungedruckten Uebersetzung):

Die finstre Isold aber gebot
Und schwur mit wilden Eiden:
„Vereinen soll sie selbst nicht der Tod,
Auch jetzt will ich sie scheiden!“

Und sprach und winkte mit der Hand:
„Ihr soll ein Grab man graben
An dieser Kirchenmauerwand,
Er soll's an jener haben.“

Zwei Linden aber wuchsen gemach
Aus ihrem Grab und dem seinen
Und thäten über dem Kirchendach
Die grünen Wipfel vereinen.

Charakteristisch ist bei andern Balladen neueren Datums, die zum Theil humoristisch gefärbt sind, der fromme Wunsch für den König: auch ein Beweis, und ein nicht unwichtiger, für die Richtigkeit der Behauptung, daß die Engländer, trotz ihrer großen persönlichen Freiheit und fast republikanischen Stellung dem Throne gegenüber, ein durchaus monarchisch gesinntes Volk seien.

Mehrere von den Balladen, welche Fontane in seinem Buche bringt, waren schon früher in anderer Bearbeitung bekannt, so „Edward, Edward“ von Herder und „Sir Patrik Spens“ von Seckendorf. Nicht Allen bekannt möchte es sein, daß Bürgers „Kaiser und Abt“, das fast Jeder auswendig weiß, eigentlich nur die Uebersetzung einer englischen Ballade ist, die Fontane auch bringt: „König Johann und der Bischof von Canterbury.“

Beinahe jeden Zug, den Bürger in seinem berühmten Gedicht anbringt, hat er dem englischen Original entlehnt.

Wenn nun am Ende dieser Besprechung der Balladen von Theodor Fontane noch ein leiser Tadel ausgesprochen wird, so geschieht dies keineswegs in der Absicht meistern zu wollen, oder weil vorsätzlich nach einem Schatten gesucht wird, sondern weil es zur Unparteilichkeit gehört, auch dessen zu gedenken, was anders hätte sein können oder gar hätte sein müssen. Nicht eben selten, besonders in der zweiten Abtheilung, kommen Härten und unreine Reime vor, wo es leicht hätte vermieden werden können. Wohl ist beim Volksliede die Form selten glatt und kunstgerecht und der Uebersetzer

würde gar sehr fehlen, wenn er daran herum modeln wollte; allein wo ohne Zwang die Form gewahrt werden kann, muß es geschehen, wenigstens so, daß ein gebildetes Ohr nicht unangenehm berührt wird. Warum z. B. schreibt Fontane in der Ballade »Barbara Allen« statt

»John Graham ist heut gestorben um mich
Und ich sterbe um ihn morgen«

nicht lieber:

John Graham ist heute gestorben um mich
Und ich sterb' um ihn morgen?

Diese Apostrophirung wäre durchaus gerechtfertigt und auf das »ich« käme, wie es soll, der Ton. Möglich ist es jedoch, daß in diesem Falle ein Druckfehler die Schuld trägt.

Diese kleine Ausstellung bezeichnet meines Erachtens das Einzige, was an dem Buche nicht Lobes werth wäre. Fontane's Balladen sind, das darf bestimmt und zuversichtlich ausgesprochen werden, ein wahrer Schatz, und der vorhin erwähnte namenlose Ritter in den »Stimmen der Zeit«, welcher gegen die Poeten unserer Tage zu Felde zieht, möge nur mit Schild und eingelegter Lanze kommen: solche Dichter wie Fontane werden sich's nicht anfechten lassen, und nie wird es sie in ihrem Streben und fleißigen Schaffen beirren, wenn sie vom Neid und der Gehässigkeit angegriffen werden. Deutschland mag sich freuen, daß es in der Mark einen solchen Dichter hat, und die Mark kann auf ihn stolz sein, denn wenn es nöthig wäre, brächte er sie zu Ehren.

Spohr in Paris.

* In dem fünften Hefte der Selbstbiographie von Louis Spohr bricht der ausführliche Memoirenbericht des Meisters mit seiner durch Weber vermittelten und am 1. Januar 1822 angetretenen Stellung in Kassel ab. Es folgt dann noch ein bis 1838 reichender Auszug aus den späteren biographischen Aufzeichnungen des Componisten, und daran soll sich nun im sechsten und letzten Hefte eine nach Briefen und Notizen zusammengestellte Schlußabtheilung über die Zeit von 1838 bis 1859 anreihen. Das vorliegende Heft ist besonders anziehend durch die Pariser Reise, die im Winter von 1820 auf 1821 stattfand, und über welche in vier Briefen an einen Freund berichtet wird. Denselben sind die folgenden Bemerkungen entlehnt.

Mit klopfendem Herzen fuhr ich durch die Barriere von Paris. Der Gedanke, daß mir nun die Freude zu Theil werden würde, die Künstler persönlich kennen zu lernen, deren Werke mich schon in meiner frühesten Kindheit begeistert hatten, erregte diese lebhafte Bewegung in mir. Ich versetzte mich in Gedanken in die Zeit meiner Knabenjahre zurück, wo Cherubini mein Idol war, dessen Werke ich in Braunschweig durch das damals dort bestehende französische Theater früher kennen zu lernen Gelegenheit fand, als selbst die Mozart'schen; ich erinnerte mich lebhaft der Abende, wo die „deux journées" (der Wasserträger) zum erstenmale gegeben wurden, wie ich ganz trunken von dem gewaltigen Eindruck, den dieses Werk auf mich gemacht hatte, mir noch am Abend die Partitur geben ließ und die ganze Nacht darüber saß, und wie es hauptsächlich diese Oper war, die mir den ersten Impuls zur Composition gab. Den Schöpfer derselben und noch mehrere andere Männer, deren Werke auf meine Ausbildung als Componist und Geiger den entschiedensten Einfluß gehabt haben, sollte ich nun bald sehen.

Wir waren daher auch kaum unter Dach gekommen, als ich es mein erstes Geschäft sein ließ, mehrere dieser Künstler aufzusuchen. Von Allen wurde ich freundlich empfangen, und zwischen mir und mehreren entspann sich bald ein freundschaftliches Verhältniß.

Von Cherubini war mir gesagt worden, er sei im Anfange gegen Fremde zurückhaltend, ja finster; ich fand ihn nicht so. Er empfing mich, ohne daß ich eine Empfehlung gebracht hätte, auf das Freundlichste und lud mich ein, meinen Besuch, so oft ich wollte, zu wiederholen.

In der großen Oper hörte ich jüngst die Zauberflöte in der französischen Bearbeitung als les mystères d'Isis. Nur zu gerecht sind die Klagen der Verehrer Mozart's über die Umgestaltung der herrlichen Zauberflöte in dieses Machwerk, welches bei seinem Erscheinen von den Franzosen selbst in „les misères d'ici" umgetauft wurde. Man schämt sich, daß es Deutsche waren, die sich so an dem unsterblichen Meister versündigten. Es ist nichts unangetastet geblieben, als die Ouvertüre; alles Uebrige ist durcheinander geworfen, verändert und verstümmelt. Die Oper fängt mit dem Schlußchor der Zauberflöte an; dann folgt der Marsch aus Titus, dann bald dieses, bald jenes Bruchstück aus anderen Mozart'schen Opern, sogar auch ein Stückchen einer Haydn'schen Symphonie, dazwischen dann Recitative von des Herrn Lachnith eigener Fabrik. Aerger aber als dieses ist es, daß die Bearbeiter vielen freundlichen, selbst komischen Stellen der Zauberflöte ernsten Text untergelegt haben, wodurch die Musik dieser Stellen nun zur Parodie des Textes und der Situation wird. So singt z. B. hier die Papagena die charakteristische Arie des Mohrs: »Altes fühlt der Liebe Freuden 2c.« und das liebliche Terzett der drei Knaben: »Seid uns zum zweitenmal willkommen 2c.« wird von den drei Damen gesungen. Aus dem Duett: »Bei Männern, welche Liebe fühlen 2c.« ist ein Terzett geworden u. s. w. Am ärgsten ist es aber, daß man sich sogar Veränderungen in der Partitur erlaubt hat; so fehlt z. B. in der Arie: »In diesen heil'gen Hallen 2c.« bei der Stelle: »So wandelt er an Freundes Hand 2c.« der nachahmende Baß, der hier nicht allein der Harmonie wegen unentbehrlich, sondern auch auf das Wandeln deutend, so charakteristisch ist, ganz und gar, und die Bässe schlagen statt dessen nur das h einigemale an. Wie nüchtern und kahl diese in Deutschland so oft bewunderte Stelle nun klingt, kannst du dir leicht denken. Ferner haben die Bearbeiter in den Gesängen der drei Damen, wo bei Mozart die dritte Gesangstimme nur durch die Violinen verstärkt und gestützt wird, auch Violoncello und Contrabässe gesetzt, so daß der Baß bei diesen zarten nur dreistimmig gehaltenen Stellen in drei verschiedenen Octaven liegt, was einem gebildeten Ohr unerträglich klingt. Und so giebt es solcher Versündigungen noch mehrere. Man muß den Franzosen Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie von jeher diese vandalische Verstümmelung eines großen Meisterwerks (die ihnen bei der Unbekanntschaft mit dem Original nicht einmal in ihrer ganzen Ausdehnung bekannt geworden ist) entschieden gemißbilligt haben; aber wie kommt es, daß die mystères demohngeachtet seit achtzehn bis zwanzig Jahren ruhig auf dem Repertoire bleiben, da doch hier das Publikum, wie ich das täglich sehe, so despotisch im Theater regiert und Alles durchzusetzen weiß, was es will!

Ich habe vor Künstlern und Dilettanten, Kennern und Laien, als Geiger und Componist debütirt, zuerst bei Herrn Baudiot, erstem Violoncellisten der königlichen Kapelle, Tags darauf bei Kreutzer und seitdem noch in drei Gesellschaften. Bei den beiden ersten waren fast nur Künstler gegenwärtig, bei Kreutzer besonders fast alle ausgezeichneten Componisten und Geiger von Paris. Ich gab mehrere meiner Quartetten und Quintetten und am zweiten Tage mein Nonett zu hören. Die Componisten sagten mir viel Schönes über die Composition, die Geiger über mein Spiel. Von letzteren waren Viotti, beide Kreutzer, Baillot, Lafont, Habeneck, Fontaine, Guerin und mehrere Andere, deren Namen in Deutschland nicht so bekannt sind, zugegen, und du siehst wohl, daß es dasmal galt und daß ich mich zusammen nehmen mußte, um meinen Landsleuten Ehre zu machen. Auf allgemeines Verlangen der anwesenden Künstler mußten sie mein Nonett an demselben Abend noch einmal wiederholen; und halten mich die Mitspielenden schon das erstemal durch die Fertigkeit, mit der sie dieses schwere Musikstück a prima vista lasen, in

Erstaunen gesetzt, so befriedigten sie mich bei der Wiederholung noch weit mehr dadurch, daß sie nun in den Geist der Composition eindrangen und ihn wiedergaben.

Der junge Clavierspieler Herz spielte auch an jenem Abend zweimal, zuerst Variationen von sich, über ein Thema aus der Schweizerfamilie, dann die bekannten Variationen von Moscheles über den Alexander-Marsch. Die außerordentliche Fertigkeit dieses jungen Mannes setzt in Erstaunen; doch scheint auch bei ihm, wie bei allen hiesigen jungen Künstlern, die ich bis jetzt hörte, die technische Ausbildung der geistigen vorgeschritten zu sein; er würde doch wohl sonst in einer Gesellschaft, in der nur Künstler zugegen waren, etwas Anderes und Gediegeneres, als diese halsbrechenden Kunststücke zu hören gegeben haben. Es ist aber auffallend, wie Alles hier, Jung und Alt nur darnach strebt, durch mechanische Fertigkeit zu glänzen, und Leute, in denen vielleicht der Keim zu etwas Besserem liegt, ganze Jahre, mit Aufbieten aller ihrer Kräfte dazu verwenden, ein einziges Musikstück, was als solches oft nicht den mindestem Werth hat, einzuüben, um dann öffentlich damit auftreten zu können. Daß bei solchem Verfahren der Geist getödtet werden müsse, und aus solchen Leuten nicht viel Besseres werden könne, als musikalische Automaten, ist leicht begreiflich.

Man hört daher auch in den hiesigen Musikgesellschaften selten oder nie ein ernstes, gediegenes Musikstück, etwa ein Quartett oder Quintett von unseren großen Meistern; jeder reitet nur sein Paradepferd vor; da giebt es nichts, als airs variés, rondos favoris, nocturnes und dergleichen Bagatellen mehr, und von den Sängern Romanzen und kleine Duetten, und wenn dies Alles auch noch so incorrect und fade ist, es verfehlt seine Wirkung nie, wenn es nur recht glatt und süß vorgetragen wird. Arm an solchen niedlichen Kleinigkeiten, bin ich mit meiner ernsten, deutschen Musik übel daran und habe in solchen Musikgesellschaften nicht selten das Gefühl eines Menschen, der zu Leuten spricht, die seine Sprache nicht verstehen; denn wenn ich auch manchmal von diesem oder jenem Zuhörer das Lob, was er meinem Spiele zollt, mit auf die Composition ausgedehnt höre, so darf ich darauf nicht stolz sein, da er gleich nachher die trivialsten Sachen mit denselben Lobsprüchen begleitet. Man erröthet, von solchen Kennern gelobt zu werden. Ebenso ist es auch in den Theatern; der große, tonangebende Haufen weiß doch das Schlechteste vom Besten nicht zu unterscheiden; er hört mit demselben Entzücken „le jugement de Midas“ wie „les deux journées“ oder „Joseph.“ Man braucht nicht lange hier zu sein, um der schon öfter ausgesprochenen Meinung beizutreten, daß die Franzosen ein unmusikalisches Volk sind.

Selbst die hiesigen Künstler sind dieser Meinung und antworten mir oft, wenn ich in dieser Beziehung von Deutschland rede: „Ja, dort liebt und versteht man Musik, hier nicht.“ So wird es auch erklärlich, wie in Paris eine herrliche Musik zu einem schlechten Theaterstück durchfallen und eine erbärmliche Musik zu einem guten großes Glück machen kann.

Literatur und Kunst.

* Bremen, 29. November. Vorgestern führte die Singakademie unter Leitung des Musikdirectors Herrn Reinthaler in der Domkirche den „Paulus“ von Mendelssohn auf, dem sie seit Wochen ihre Kräfte gewidmet hatte. Fast hätte man damit eine Jubelfeier begehen können; es ist beinahe ein Vierteljahrhundert verflossen, seitdem Mendelssohn das schöne Werk auf einem rheinischen Musikfeste neu vorführte. Es bezeichnet den Beginn seiner glänzendsten Entwickelungsepoche und hat eine der ersten Stellen auf dem Gebiete der Oratorienmusik eingenommen. Mag es immerhin gegründet sein, wenn behauptet wird, der Meister habe, indem er die großen Vorbilder der geistlichen Musik gleichsam verjüngte und die klassischen Formen reformirte, einen starken weltlichen Hang an den Tag gelegt, so ist doch das Werk der Restauration mit so viel Feinheit und Geschmack ausgeführt, daß jedes Bedenken durch die Fülle von Schönem und Edlem vollständig besiegt wird. Wir können uns hier auf diese Frage nicht einlassen, da man sie entweder als gelöst betrachten oder in einer viel ausführlicheren Weise beantworten muß, als es an dieser Stelle möglich wäre. Aber es mag im Vorübergehen angedeutet werden, daß es uns vorgekommen ist, als ob zwei häufig gemachte Ausstellungen wenigstens nicht völlig unbegründet seien; zunächst daß im Großen und Ganzen das Werk eine vielleicht etwas bedenkliche Ausdehnung hat, an Schönheit und Wirkung Zuwachs erhalten hätte, wenn eine knappere Form gewählt wäre, und sodann daß im Einzelnen hier und da das Wesen des hochbegabten Meisters, das mehr den Charakter des Weichen und Anmuthigen als den des Großen und Erhabenen hatte, nicht vollständig die gewaltige Aufgabe bewältigt. Nie zwar steht er machtlos und unfähig vor den hervorragenden Aufgaben, welche die Entwickelung der Handlung ihm stellt, aber hin und wieder hat man doch das Gefühl, daß ihm die hehre und gewaltige Kraft der großen Meister, in deren Fußtapfen er wandelt, versagt blieb, daß er mehr gewandter, feinsinniger Nachahmer als kühner Schöpfer war. Die Gewandtheit aber, der feine Sinn sind so bedeutend, daß auch das Großartige und Erschütternde stets in richtig gedachter, schöner Form in die Erscheinung tritt; es mißlingt nie etwas, und die Schwäche oder besser der Mangel an gewaltiger Schöpferkraft äußert sich mehr in einer gewissen Einförmigkeit und Gleichartigkeit der Behandlung. An Stellen, wo Händel und Bach Gebilde aus Erz aufrichten, stellt Mendelssohn, sein Talent und die Grenzen desselben richtig würdigend, Kunstwerke von mehr bescheidener Gattung hin.

Doch wir gerathen fast, ohne daß wir es wollten, auf ein verlockendes Gebiet, das hier doch nur betreten werden konnte, um gleich wieder aufgegeben zu werden. Beschränken wir uns auf die diesmalige Aufführung, die wir zunächst also im Allgemeinen als eine außerordentlich gelungene und gute zu bezeichnen haben. Die Chöre der Akademie zeigen bei jedem öffentlichen Auftreten bedeutende Fortschritte, und es war namentlich eine wahre Lust, im Sopran eine Fülle von frischen und schönen Stimmen sicher und mit Feuer sich ergehen zu hören. Auch der Tenor that sich mehr hervor, als er es nach unserer Erinnerung bisher gethan hat. Steigt mit der zunehmenden Gewandtheit auch der Eifer, so werden bald die Leistungen der Akademie ausgezeichnete sein. Die Wirkung des stark besetzten, in sorgfältigen Proben zur Vertrautheit mit dem Oratorium gelangten Orchesters wurde durch die Orgel bedeutend erhöht und ließ Mendelssohns Meisterschaft in dem besten Lichte erscheinen. Was die Solopartien betrifft, so waren der Sopran und Alt zwei Dilettantinnen anvertraut, welche zum ersten Mal einer so großen Aufgabe sich unterzogen. Wenn man bedenkt, wie schwierig es an sich schon für junge Damen ist, die Befangenheit so weit zu überwinden, daß der Gesang sich frei und sicher entwickelt, ferner welcher Grad von Ruhe und Zuversicht dazu gehört, um Recitative und größere Gesangstücke mit Orchester vorzutragen, so kann das Resultat ein überraschendes genannt werden. Der mit dem vollen Reiz der Jugend sich entwickelnde Sopran behauptete sich auch musikalisch sehr tapfer und ehrenwerth. Neben den weiblichen Rekruten standen zwei erprobte Krieger. Herr Behr sang den Paulus mit dem würdigen und edeln dramatischen Ausdruck, dessen er seit Jahren mächtig ist und der ihm noch immer in vollem Maße zu Gebote steht; er erfüllt alle Anforderungen, die an den Oratoriensänger zu stellen sind, und weiß in Ton und Haltung so gut das Richtige zu treffen, daß die Wirkung eine durchaus entsprechende und harmonische war. Hoffen wir, daß der Künstler recht oft Muße und Gelegenheit finde, auf dem Gebiete der geistlichen Musik thätig zu sein. Für die Tenorpartie war Herr Schneider von Wiesbaden im Fluge herbeigeeilt und konnte nur der letzten Soloprobe beiwohnen. Dabei war keine Gefahr, denn Herr Schneider hat nicht nur oft im Paulus mitgewirkt, es sagt auch diese liebliche Partie seinem Wesen so außerordentlich zu, daß die vorzügliche Ausführung, an der wir uns zu erfreuen hatten, von vorn herein gar nicht zu bezweifeln war. Die energischen Stellen wurden fest und kräftig, die weichen sehr zart und ansprechend vorgetragen, vollendet schön die wundervolle, von Herrn Cabisius auf dem Violoncell begleitete, Cavatine „Sei getreu bis in den Tod“; dies Cabinetstück, in welchem des Meisters Wesen so köstlich sich abspiegelt.

Die Hoffnung, daß Herr Schneider auch einmal auf der hiesigen Bühne thätig sein werde, ging nur soweit in Erfüllung, daß wenigstens für eine Darstellung des Josef von Mehul die Zeit blieb. Eine bessere Wahl war nicht möglich, da dieser Charakter, wie auch etwa der Pylades in der Iphigenie und der Belmonte in der Entführung, dem Künstler ganz besonders zusagt. Derselbe Abend bereitete dem Publikum auch den Genuß, Herrn Schneider Lieder vortragen zu hören, und zwar die Adelaide von Beethoven und von Schubert das Shakspere-Ständchen und eins der Müllerlieder. Wie Herr Schneider somit seinem Freunde Herrn Henry zu Liebe die Bühne betrat, so erfreute er am Abend vorher die Mitglieder des Künstlervereins durch die Pylades-Arie,

Schubert'sche Lieder und das mit Herrn **Behr** vorgetragene Duett des Nadori und Dandau aus der Jessonda. Mußte so viel Gutes fast gewaltsam in den engen Raum von drei Tagen zusammengedrängt werden, so wird der nächste Besuch des geehrten Gastes, auf den wir für das Charfreitags-Concert rechnen, sich um so ruhiger und behaglicher gestalten.

---

* **Neue literarische Erscheinungen.** Ueber Karlmeinet. Ein Beitrag zur Karlssage. Von **Karl Bartsch**. — Beiträge zur Würdigung und zum Verständnisse Schillers. Von **A. Deinhardt**. — Der Gang des Welthandels und die Entwickelung des europäischen Völkerlebens im Mittelalter. Von **Wilh. Kiesselbach**. — Böhmische Naturdichter. Literarhistorische Studien. Von **A. Waldau**. — Richard Wagner und das Musikdrama. Ein Charakterbild. Von **F. Müller**. — Weihnachtslieder aus alter und neuer Zeit. Von **L. Erk**.

* Die Westermannsche Verlagshandlung in Braunschweig veranstaltet eine neue billigere Ausgabe der sämmtlichen Werke des großen englischen Geschichtschreibers Macaulay in deutscher Bearbeitung. Diese Ausgabe besteht aus 23 Bänden und zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste in 10 Theilen die englische Geschichte, die zweite in 13 Theilen die Essays und sonstigen Schriften enthält. Jede Abtheilung kann besonders bezogen werden; der Preis des Ganzen stellt sich auf etwa 12 Thaler. Ohne Zweifel wird die Ausgabe dieser Meisterwerke großen Absatz finden.

* Das Meyersche bibliographische Institut in Hildburghausen hat soeben wieder einen großen Raubzug, dergleichen der verstorbene Begründer des Geschäfts verschiedene ausgeführt hat, auf dem Gebiete der deutschen Literatur eröffnet. Es soll eine große Bibliothek der deutschen Klassiker in ungefähr 25 Bänden von je 40—60 Bogen erscheinen und für den Preis von etwa 18 Thalern lieferungsweise im Laufe von reichlich zwei Jahren den Kauflustigen zugehen. Die ganze deutsche Poesie von den Nibelungen und der Gudrun bis auf Paul Heyse und Edmund Hoefer in literarischen Uebersichten und Auswahlen soll den Inhalt für diese Bibliothek hergeben. Dabei wird wohl einige Ungenirtheit in der Behandlung des Begriffes vom Eigenthumsrecht obwalten, und lebende Schriftsteller werden schwerlich dem Herausgeber, der bei ihnen sich einquartirt und Beute macht, zu großem Danke verpflichtet sein.

* **Neues aus der Theaterwelt.** **Friedrich Hebbel** arbeitet an einer Trilogie, zu welcher die Nibelungen ihm den Stoff gegeben haben; einen Stoff, der ihm bei seiner Neigung zu poetischen Maßlosigkeiten leicht gefährlich werden könnte. Die erste Abtheilung ist ein Vorspiel und heißt: „Der gehörnte Siegfried"; die zweite, eine fünfactige Tragödie, ist „Siegfrieds Tod", die dritte, gleichfalls ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, „Kriemhilds Rache" betitelt. In den Westermannschen Monatsheften, die unter der Redaction von **Adolf Glaser** sich fortwährend durch Mannichfaltigkeit und Reichthum des Inhalts auszeichnen, lesen wir eine Scene aus „Siegfrieds Tod", welche die Werbung Gunthers um Brunhilde auf Island darstellt. — Ein dreiactiges Lustspiel „Ein Familien-Diplomat" von **Arnold Hirsch** wird auf manchen Bühnen (auch in Bremen) gegeben, macht aber nicht viel Glück, da es an kleinem Stoff und großer Ausdehnung leidet. — Die beiden letzten Neuigkeiten der Berliner Hofbühne: „Eine übereilte Ehe" von **C. Pawloff** und „Lyrisch und Dramatisch" von **Berting** sind geistlose Produkte und wollten nicht gefallen. — Das Hofburgtheater in Wien giebt drei einactige Novitäten: „Die Gustel von Blasewitz", „Nicht schön", beide von Sigmund **Schlesinger**, und „Eine Tasse Thee", nach dem Französischen von **Nuitter** und **Deeley**. — Die dramatisirte Anekdote aus dem Leben **Schiller's** fand eine beifällige Aufnahme. Das zweite Stückchen „Nicht schön" ist wohl originell, aber zugleich auch etwas forcirt in der Anlage und gedehnt in der Ausführung. Die „Tasse Thee" gehört zur Gattung jener französischen Schwänke, welche aus einer wahrhaft komischen oder doch wenigstens sehr ergötzlichen Situation bestehen, nur schade, daß meistens, wie denn auch hier, diese Situation bei den Haaren herbeigezogen wird.

* Die Kunstwelt hat einen neuen meisterhaften Stich der sixtinischen Madonna, durch Professor **Keller** in Düsseldorf, dem auch die Disputa ihre Auferstehung verdankt, zu erwarten. Der Künstler soll seine schwierige Aufgabe, nach den Stichen von Müller und Steinla etwas Ausgezeichnetes zu liefern, glänzend gelöst haben. Nachdem er eine Zeichnung der Madonna durch Professor Schurig in Dresden hatte vorarbeiten lassen, hat er dieselbe im Laufe des letzten Sommers, nach zehnwöchentlicher angestrengter Arbeit vor dem Bilde vollendet und dieses in derselben so vortrefflich wiedergegeben, daß er damit sowohl während der Arbeit in der Gemälde-Gallerie, als auch bei Gelegenheit der kurzen Ausstellung der Zeichnung in dem königlichen Kupferstich-Cabinette in Dresden, ungetheilte Bewunderung erregt hat. Seit einigen Wochen ist der Künstler nach Düsseldorf zurückgekehrt und gestattet gern jedem, die Arbeit in Augenschein zu nehmen. Einstimmig lautet das Urtheil dahin, daß dieselbe allein den ganzen unaussprechlichen Zauber des wunderbaren Bildes wiedergebe. Ganz besonders gelungen sind die Köpfe des Jesuskindes und der Mutter. Die Hoheit und Geistigkeit des Ausdrucks derselben, die Schönheit und Idealität ihrer Formen fesseln den Blick fast mit derselben geheimnißvollen Macht, welche das Bild selbst ausübt. Aber auch in dem Stil der Gewandlung, namentlich der Chorkappe des heiligen Sixtus, so wie in den Tonverhältnissen und der Harmonie der Gesammt-Darstellung schließt Keller sich dem Bilde bei Weitem treuer an, als selbst der Müller'sche Stich.

---

* **Zur französischen Literatur.** Unter dem Titel „Literarisches aus Paris" bringt die Allgemeine Zeitung die folgende Mittheilung; Während seines Ministeriums hatte Fortoul die Idee gehabt eine Sammlung der alten französischen Ritterromane oder, wie man sie hier gewöhnlich nennt, epischen Gedichte, herausgeben zu lassen, natürlich nach hiesiger Art auf Staatskosten und mit dem Luxus, den die Eitelkeit der Herausgeber und Minister mit solchen Unternehmungen verbindet, bei denen man am wenigsten an die Bedürfnisse und Mittel der Käufer denkt. Zu derselben Zeit hatte der Buchhändler Janet denselben Gedanken gehabt und fing an ihn auf seine Art auszuführen, nach der die Texte mit mäßigen Einleitungen und Anmerkungen in kleinen gedrängt gedruckten Bänden, auf solides Papier mit eigens geschnittenen, etwas alterthümlichen, Schriften gedruckt werden sollten. Die Commission, welche der Minister niedergesetzt hatte, machte Plane, setzte Grundsätze für die Herausgabe fest, sammelte Handschriften u. s. w., während Janet drucken ließ, und als Fortoul starb, so kam man zu dem sehr vernünftigen Entschluß beide Unternehmungen zu vereinigen, die Ausgaben in der von Janet angenommenen Form erscheinen zu lassen, unter Aufsicht der Commission und mit einer Subscription des Ministers, aber fast ganz in buchhändlerischer Art, was für den Staat und das Publikum bei weitem das beste ist. Es sind auf diese Art jetzt fünf der Romane erschienen: die Unternehmung ist von Janet auf einen andern Buchhändler übergegangen, aber sie wird ganz in derselben Art fortgeführt. Der neueste Band, der vor einigen Tagen erschienen ist, gibt den Text von Huon de Bordeaux, herausgegeben von Guessard. Dieß ist bekanntlich das Original, aus dem Wieland den Oberon gezogen hat. Der alte französische Text war nie gedruckt worden, wie überhaupt die meisten dieser Romane, was eigentlich unbegreiflich ist, wenn man an den langen Streit denkt welchen Nord- und Südfranzosen über den Ursprung der mittelalterlichen Literatur geführt haben. Fauriel schien ihn in seiner Geschichte der provencalischen Literatur auf immer entschieden zu haben; aber seit einiger Zeit rührt sich die nordfranzösische Theorie wieder vielfältig. Die Sammlung soll zuerst den Carolingischen Cyklus von Romanen, oder livres de gestes, enthalten, und vierzig kleine Bände bilden. Die Romane des Cyklus von Arthur und dem heiligen Graal sollen später kommen, und so wird es noch lange währen bis das vollständige Material beisammen sein wird, wenn das lesende Publikum sich nicht mehr dafür interessirt als bisher. Bis jetzt beschäftigen sich nur die Gelehrten damit, und auch in den Schulen wird wenig Rücksicht auf altfranzösische Sprache und Literatur genommen; ich glaube die einzige Anstalt wo eine Professur dafür besteht, ist das Collegium de France, in welchem Paulin Paris darüber Vorlesungen hält. Die Mode bei der Lesewelt hat sich gegenwärtig auf die Literatur des 17. Jahrhunderts geworfen. Man sucht alle Reste jener Zeit, Memoiren, Briefe u. s. w. auf, und gibt zu großem Vortheil der Sprache und Literatur kritische Ausgaben aller classischen Werke der Zeit von Ludwig XIV. heraus; man vergleicht die Handschriften und, wo sie fehlen, die ersten Ausgaben, und findet unglaubliche Veränderungen, die sich nach und nach durch Willkür und Nachlässigkeit der Herausgeber in alle classischen Werke eingeschlichen haben. Vieles ist hoffnungslos zu Grunde gegangen, wie z. B. in den Briefen von Madame de Sevigné, anderes, wie die Briefe von Madame de Maintenon, die ebenfalls von dem ersten Herausgeber gewissenlos verunstaltet worden sind, kann wenigstens großentheils wiederhergestellt werden. Lavallée hat dieß unternommen, und es sind bis jetzt fünf Bände seiner Ausgabe der Werke von Madame de Maintenon erschienen, freilich nur die welche am wenigsten historisches Interesse haben, nämlich ihre Briefe über Erziehung und die an die Damen in Saint-Cyr gerichteten; ihre Correspondenz wird vier andere Bände bilden, und da der Herzog von Noailles, welcher die Papiere der Familie besitzt, dem Herausgeber sein Archiv geöffnet hat, das eine Menge von Originalbriefen enthält, so kann man hoffen endlich eine gute Ausgabe dieser höchst merkwürdigen Briefe zu erhalten, welche über die wahre Rolle der Frau von Maintenon und das innere Leben des Hofs Aufschlüsse enthalten, deren man auch nach denen von Saint Simon, und zum Theil um diese zu berichtigen, sehr bedarf. Man hatte bis jetzt die Briefe nur in der Form die ihr la Beaumelle gegeben hatte, und dieser hatte sie auf eine unerhörte Art entstellt, ausgelassen, geändert, die Data verfälscht. Lavallée hat einen großen Theil der von la Beaumelle benutzten Originalien wieder gefunden, und man wird erstaunen, wenn man die neue Ausgabe mit den alten vergleichen kann.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 50. Bremen, 9. December. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Garrick's Shakspere-Feier.

Von E. Gerber.

Der nationale Aufschwung und die erhöhte äußerliche Theilnahme Deutschlands, welches seine Dichterheroen wie Lessing, Goethe, Schiller durch Denkmale und Feste würdig ehrte, läßt es fast befremdlich erscheinen, daß sich kein deutscher Schauspieler dazu angeregt fühlte, ein nennenswerthes Zeichen einem derjenigen großen Poeten dankbar darzubringen, durch deren Schöpfungen er sich selbst Namen und Stellung erworben. Hat zwar ein geistreicher Mime bei einer Schillerfeier in Paris den Don Carlos vorgelesen, wirkten einige Künstler zu den Vorstellungen für die Denkmale Goethe's und Schiller's auf Einladung der Directionen mit, so ergriffen diese letzteren meist allein die Initiative. Das deutsche Schauspielerthum beraubt sich seines schönsten Schmuckes und Rechts, will es sich bei solchen feierlichen ihn so nahe berührenden Anlässen gleichgültig zeigen oder selbst hintansetzen. Schon der verstorbene deutsche Schauspieler Großmann rief in einer Schrift *) zu einem Denkmal Lessing's auf und sagte: „Ich suchte und fand nicht, was ich suchte: ein Denkmal auf Lessing's Grabe. Kaum wußte man mir in Braunschweig das Plätzchen Muttererde nachzuweisen, das die Gebeine des Edlen aufgenommen hatte. Ein alter Invalide, der ihm in seiner Krankheit aufgewartet hatte, zeigte es mir. — Lessing war nichts weniger als reich, und seine Verdienste konnten nach seinem Hinscheiden nicht so wie Häuser, Gärten, Landgüter versilbert oder vermacht werden; auch hinterließ er keinem lachenden Erben klingende Verdienste. So mußte er denn mit einigen Schaufeln Erde und mit dem Denkmal in dem Herzen seiner Freunde und Verehrer vorlieb nehmen. — Ob er ein Denkmal verdiene? — Diese Frage wäre Lästerung seines Namens, Entweihung seiner Asche. — Was er der Welt überhaupt war, weiß die Welt. Was er uns Schauspielern insbesondere war, ist und sein wird: wer von uns erkennt das nicht mit dem innigsten Dankgefühle? Uns also auch insbesondere gebührt es, ihm ein Denkmal zu errichten.“

Diese angezogenen Stellen benutzte Seydelmann als Vorwort an das Publikum bei einer aus eigenem Antriebe in der Berliner Singakademie im Februar 1839 veranstalteten Vorlesung (Nathan) für ebendieselbe Angelegenheit und fügte dann hinzu: „Und hiemit wendete, im Jahr 1791 (also vor beinahe fünfzig Jahren), Großmann sich an seine Kollegen und vorzüglich an die deutschen Bühnendirectoren. Mit welchem Erfolg? Darüber belehrt uns der Zweck der heutigen Versammlung. — Wie mein Vorgänger empfand auch ich den Drang, der Pflicht innigster Verehrung und des Dankes gegen den Unsterblichen nachzukommen, und durch Ihre Theilnahme, Verehrungswürdigste, werde ich mich am Ziele meines Bestrebens sehen, wenn Sie dem, was mir nach diesen Worten noch zu thun übrig bleibt, Ihre gewohnte, freundliche Nachsicht nicht entziehen wollen.“ Seydelmann's Vorlesung brachte dem Lessings-Comité in Braunschweig 320 Thlr. ein.

Den vereinzelten Kundgebungen deutscher Schauspieler sei eine Verherrlichung Shakspere's durch einen seiner berühmtesten Darsteller gegenübergestellt. Den Tag, an welchem William Shakspere zu Stratford am Flusse Avon in Warwickshire 1564 geboren ist, legt man schwankend auf den 23., 25., auch 26. April (das Kirchenregister bezeichnet den letzten als Tauftag). Er starb in Stratford am 23. April 1616 am Ende seines zweiundfünfzigsten Jahres und wurde daselbst an der Nordseite des Chors in der Hauptkirche begraben. Erst 1741 erhielt der unsterbliche Brite ein öffentliches, seiner würdiges Denkmal in der Westminsterabtei, das nach der bekannten Zeichnung Kent's von Sheemaker in Lebensgröße aus feinstem weißen Marmor gebildet wurde. Die Besorgung übernahmen der Graf von Burlington, Dr. Mead, Pope und Martin; den ansehnlichsten Beitrag zu den durch allgemeine Unterzeichnung aufgebrachten Kosten lieferte aber schon das Theater Drurylane, unter Rich und Fleetwood, durch eine Vorstellung des Julius Cäsar im April 1738, wozu Benjamin Martin den Prolog und James Noel den Epilog schrieb. Folgendes war die Veranlassung zu Shakspere's Jubelfeier durch Garrick, wie sie Boswell (im London Magazine 1769) und Archenholz (England und Italien, Leipzig 1785) mittheilen. Der Mayor, die Aldermänner und Repräsentanten Stratford's verliehen am 8. Mai 1769 Garrick das Bürgerrecht ihrer Stadt und überbrachten ihm die Ausfertigung desselben in einer künstlich aus dem Holze eines von Shakspere selbst gepflanzten Maulbeerbaums gearbeiteten Kapsel. An der vorderen Seite derselben war eine Fama geschnitzt, welche Shakspere's Büste hielt, und die drei ihn mit Lorbeern kränzenden Grazien, an den Seiten emblematische Darstellungen der Komödie und Tragödie, auf der Rückseite Garrick als Lear in der Scene des Ungewitters; oben und unten in den Ecken verschiedene Devisen aus des Dichters Werken. Ein Künstler aus Birmingham hat sie gefertigt. Der Begleitbrief lautete: „An David Garrick, Esq. — Der Mayor, die Aldermänner und Repräsentanten des alten Burgfleckens Stratford am Avon, einer Stadt, die sich rühmen kann, daß der unsterbliche Shakspere in ihr geboren ist, dessen Andenken durch Sie so sehr verherrlicht wird, und dessen Gedanken Sie von jeher so glücklich vorzutragen gewußt haben, ergreifen mit Freuden die Gelegenheit, ihr Scherflein zu dem allgemeinen Beifalle beizutragen, den Ihre unnachahmlichen Talente mit so vielem Rechte verdienen; und übersenden Ihnen, als ein Merkmal ihrer Hochachtung und Dankbarkeit, mit aller Ehrerbietung ihr freies

*) Lessings-Denkmal. Eine vaterländische Geschichte, dem teutschen Publikum zur Urkunde vorgelegt von Großmann. Hannover gedruckt bei Pockwitz 1791; gewidmet dem teutschen Kaiser Leopold, dem teutschen Könige Friedrich Wilhelm von Preußen.

Bürgerrecht in einer Kapsel, die aus einem ohne allen Zweifel von Shakspere selbst gepflanzten Maulbeerbaum gearbeitet ist, in der Hoffnung, daß Sie ihnen die Ehre erweisen werden, es anzunehmen. Auf Befehl des Mayor, der Aldermänner und Repräsentanten im Rath. Stratford am Avon, den 3. Mai 1769. Unterzeichnet von W. Hum, Stadtschreiber."

Was Garrick, um seinen Dank gegen Shakspere's Vaterstadt sowohl, als seine Verehrung gegen den großen Dichter selbst, auf die beste und thätigste Art an den Tag zu legen in dieser zwiefachen Absicht öffentlich veranstaltete, war in der That des griechischen Alterthums würdig und für ihn selbst und seine edlen Gesinnungen das rühmlichste Denkmal. Der 6. September 1769 war der erste Tag dieses Jubelfestes. Am Morgen wurden von den ersten Tonkünstlern aus London, die sich maskirt hatten, vor den Wohnungen der vornehmsten anwesenden Personen Serenaden ausgeführt und dabei einige an die Damen gerichtete Verse gesungen. Man ging in einer von Garrick, als Marschall der ganzen Feier, angeführten Prozession in die Hauptkirche zu Stratford, wo ein Oratorium „Judith", gedichtet von Bickerstaff, componirt von Arne, abgehalten wurde. Aus der Kirche ging der Zug in ein zu diesem Zwecke errichtetes Amphitheater, ein mächtiges hölzernes Gebäude, mit acht das Dach tragende Säulen, geschmackvoll ausgeschmückt, vergoldet und verziert. Hier wurde bei einem stark besetzten Orchester gespeist. Gegen Abend unterhielt man die Gesellschaft mit Instrumentalmusik und Absingung meist auf diese Gelegenheit von Garrick gedichteter und von verschiedenen Tonkünstlern in Musik gesetzter Lieder. Dann wurde die Stadt und das Amphitheater erleuchtet und ein glänzender Ball eröffnet.

Folgenden Tags hinderte die schlechte Witterung den feierlichen Aufzug durch die Stadt, den verschiedene aus Shakspere's Dramen entnommene Charaktermasken halten sollten, und womit man seine Bildsäule auf einem Siegeswagen ins Amphitheater begleiten wollte. Gegen elf Uhr Vormittags erschien daselbst Garrick, von einem Chor von Sängern und Sängerinnen umgeben, auf der Bühne und sprach seine auf diese Feier verfertigte Ode, die mit Gesängen und Chören unter gespannter Aufmerksamkeit der Zuhörer abwechselte. Die von Garrick gesprochenen, mit Gesang vermischten Stellen, die er mit den lebhaftesten Geberden begleitete, waren von der glücklichsten Wirkung. Nach Beendigung der Ode brachte er eine sehr bescheidene und verbindliche Begrüßung in Prosa, dann panegyrische Verse Milton's (Poems on several occasions, X. Gedicht) zum Lobe Shakspere's und einen Epilog an die Damen. Er forderte nun jeden, der etwa noch zu reden Lust hätte, dazu auf; und der berühmte komische Schauspieler King ergriff das Wort. Seine Rede war ein durchaus ironischer Angriff der Shakspere'schen Verdienste, in dem Charakter eines schönen Geistes von modernem Geschmack. Vielleicht schickte sich diese Ironie nicht recht zur Würde dieses Tages; sie übte wenigstens keinen sonderlichen Einfluß auf eine Versammlung, die nur von enthusiastischer Bewunderung für ihren Dichter erfüllt war. King spielte indeß seine Partie ungemein gut. Garrick wandte sich darauf wieder mit der Bitte an die Damen, Shakspere wider diese Angriffe in Schutz zu nehmen, und schloß mit Versen von ähnlichem Inhalt. — Unter den bei dieser Gelegenheit dem Amphitheater gegenüber angebrachten Verzierungen zeichneten sich einige — z. B. die Zeit, die Shakspere zur Unsterblichkeit führte, auf beiden Seiten die tragische und komische Muse, nach Angabe von Sir Josua Reynolds, und fünf in den Fenstern des Rathhauses eingefügte Gemälde, wovon das mittlere den Dichter selbst und die vier übrigen den Lear, Caliban, Falstaff und Pistol vorstellten — sehr bemerkbar aus. Vor den Fenstern des Zimmers, worin Shakspere geboren, war auf einem erleuchteten Bilde die durch Wolken dringende Sonne sichtbar. Auch hatte man eine Medaille, auf welcher Shakspere's Kopf mit der Umschrift stand: We shall not look upon his like again, geprägt und auf der Kehrseite einige Worte zur Erinnerung dieses Festes. Jedermann trug sie an einem blauen Bande auf der Brust. Die Modehändler Londons wußten sich ebenfalls diese Gelegenheit zu Nutzen zu machen und verkauften allerlei Kleinigkeiten, die sich darauf bezogen. Eine der glücklichsten Erfindungen war vielleicht ein mit allen Farben des Regenbogens bemaltes Band, welches ein gewisser Jackson dazu verfertigen ließ und the Shakspere Ribband nannte, um dadurch die vielfarbige Mannichfaltigkeit seines Genies anzudeuten. Auf dem Ankündigungszettel stand der Vers Johnson's: Each change of many-coloured life he drew (Er malte jeden Wechsel des vielfarbigen Lebens). — Abends war unter Angelo's Aufsicht ein sehr sinnreiches Feuerwerk veranstaltet; aber auch dies Schauspiel wurde durch das anhaltende Regenwetter fast ganz vereitelt. Den Schluß dieses festlichen Tages bildete ein mannichfaltig maskirter, reicher und glänzender Ball. Vortrefflich unterschieden sich Lady Pembroke und Mrs. Bouverin und Crewe, drei der schönsten Frauen Englands, als die drei Hexen im Macbeth; und der berühmte Boswell als Corsikaner. Garrick wiederholte seine Ode, weihte den Tempel Shakspere's damit ein und krönte dessen Bildsäule.

Am dritten Tage kam ein Pferderennen, dessen Preis eine auf diese Jubelfeier verfertigte silberne Schale, fünfzig Pfund an Werth, war. Abends fand ein vom Wetter besser begünstigtes Feuerwerk statt, und darauf wieder ein maskirter Ball, womit die ganze Feier endete. — Das schlechte Wetter hatte den allegorischen Zug der vornehmsten Shakspere'schen Charaktere, auf welchen Garrick so viel Mühe und Kosten verwandt, ausgeschlossen. „Die Natur", sagt Boswell etwas zu witzig, „schien über eine Jubelfeier sauer zu sehen, welche dem Diebe zu Ehren gegeben wurde, der ihr ihren ganzen Reichthum geraubt." Den folgenden Winter wurde indeß dies stets einem größeren Stück beigefügte Schauspiel „The Jubilee", das anderthalb Stunden dauerte, von dem Porträtmaler Wilson auf die Bühne in Drurylane gebracht und mit dem einstimmigsten Beifall mehr als neunzig Mal wiederholt. Von Garrick war die Erfindung; es ist aber nie gedruckt worden. Die Scene lag in Stratford; der Inhalt der dramatischen Unterhaltung, mehr sollte es nicht sein, war eine Menge kontrastirender Auftritte, die sich während des Jubiläums in dieser Stadt theils wirklich zugetragen oder sich doch hätten ereignen können. Es waren englische Naturgemälde nach dem Leben gezeichnet und mit Witz und Laune reichlich gewürzt. Bald war die Scene in einer Bauerhütte unter alten Weibern, bald auf der Gasse, wo eine Anzahl Masken zur Nachtzeit Ständchen brachten, dann wieder auf dem Markt, wo man alle Scenen vereinigt sah, die man auf großen Messen einzeln gewahr wird: Juden, die da handeln wollten; Krämer, welche ihre Waaren anpriesen; tanzende Hunde und Affen; Weiber vom Pöbel umringt, die Gassenlieder sangen; Equilibristen zu Pferde mit Trompeten, die ihre Künste ausposaunten und Zettel austheilten. Leute, die sich prügelten; Taschendiebe, die ihre Geschicklichkeit prüften; und andere dergleichen Gegenstände, die viele hundert Personen darstellten, einen königlichen Aufwand bewiesen und die Täuschung auf's höchste trieben. Mit diesen waren launige und interessante Scenen verbunden, die jedoch alle ein Ganzes bildeten. Es fand sich auf dem Markte eine Anzahl Trinkgesellschaften ein, die Lieder zu Ehren Shakspere's sangen und dabei feierlich aus einem Becher tranken, der von dem Holz eines Maulbeerbaumes gemacht war, den der große Dichter mit eigenen Händen gepflanzt hatte. Dieser Becher war ein Geschenk des Stadtmagistrats an Garrick; er wurde wie ein Heiligthum angesehen und selbst von diesen Zechern mit Ehrfurcht geleert.

Endlich stellte das Theater den großen Marktplatz zu Stratford vor, mit einer mächtigen Kirche im Hintergrunde, aus deren Kuppel eine Glocke gewaltig ertönte; wobei die Bühne mit gemeinem Volk erfüllt war, das man von der Straße hereingerufen hatte, um den Markt desto natürlicher zu veranschaulichen. Und nun nahm einer der prächtigsten Schauzüge seinen Anfang, den man je auf einem Theater gesehen hat; eben dieser, der in Stratford die Zierde des

Festes werden sollte. Der Zug wurde durch eine Anzahl schön gekleideter Tänzer eröffnet, die leicht mit einem feierlichen Tanze vor den Augen der Zuschauer vorüberzogen. Ihnen folgten Nymphen, die den Weg mit Blumen bestreuten; hiernächst kamen alle Lustspiele Shakspere's nach der Reihe zum Vorschein. Die vornehmsten Personen eines jeden Stücks gingen hier im Feierzug hinter großen Fahnen, worauf die Titel der Dichtungen angezeigt waren. Der Umgang der Komödien wurde durch einen Triumphwagen geschlossen, worauf Thalia saß und der von grotesken Figuren gezogen wurde. Nachher sah man die andern Musen, Venus mit ihren Grazien, Chöre von Liebesgöttern und Scherzen, Nymphen, Dryaden, Faunen u. s. w., die Shakspere's Bildsäule mit Gesängen begleiteten. Nach diesen folgten die Trauerspiele mit ihren Fahnen und Herolden; und zwar nicht allein die vornehmsten Personen in denselben, sondern auch andere dazu gehörige Dinge erschienen in diesem Triumph. Im Macbeth sah man nebst den Hexen den großen Kessel; im Coriolan das mit Waffen geschmückte Zelt dieses Feldherrn, und in Romeo und Julie das Grabmal der letzteren. Wenn die Personen sich dem Vorgrunde näherten, stellten sie einen Hauptzug des Stücks pantominisch vor, wodurch das Ganze ungemein belebt wurde. Der König Lear zeigte seinen Wahnsinn, Richard III. seine Wuth vor der Schlacht. Der Geist im Hamlet trat in seiner Rüstung auf und zeigte sich dem Prinzen; worauf die schreckenvolle Scene durch die Geberdensprache erfolgte. Macbeth erschien hier mit seinem blutigen Dolch, seine Gemahlin im Nachtkleide mit dem Lichte in der Hand. Im Trauerspiele Julius Cäsar sah man Lictoren und Adler, beim Coriolan eine Menge römischer Matronen verschleiert zu den Füßen dieses Siegers liegen. Romeo nahm sein Gift, und in dem Augenblick erwachte Julie aus dem Sarge. Coriolan's Zelt sowohl, als das Grabmal Juliens, wurden durch Maschinen ganz unmerklich von hinten nach vorne geschoben, so daß man die Handlung sich entwickeln und vollenden sah, ohne daß der Zug dabei aufgehalten wurde, der mit dem Triumphwagen der Melpomene abschloß. Dieser wurde von Helden gezogen, und die Muse stand in demselben aufgerichtet mit dem Dolch in der Hand. Die letzte Scene dieses glänzenden Schauspiels stellte den Tempel der Unsterblichkeit vor. Man sah hier die vorzüglichsten Dramen Shakspere's in transparenten Gemälden auf Altären des Tempels aufgestellt. In der Mitte desselben erhob sich Shakspere's Bildsäule, in derselben Stellung, wie man sie in der Westminsterabtei sieht. Hier versammelten sich nun die Musen, Grazien und Nymphen, bekränzten die Statue des Dichters mit Blumen, machten feierliche Tänze um dieselbe und sangen Jubellieder zu Ehren dieses göttlichen Genius. Es war eine förmliche Apotheose; nicht dem Aberglauben, sondern dem erhabensten Talent freiwillig dargebracht.

Die Hochachtung der Nation war schon vordem bedeutend; allein durch dieses Jubiläum wurde ein Enthusiasmus entflammt, der keine Grenzen kannte. Straßen, Tavernen, Kaffeehäuser und Theegärten wurden nach seinem Namen genannt, sein Bildniß in Büsten und Kupferstichen in allen Häusern aufgestellt, und seine Lobgesänge wurden von allen Menschen gesungen. Um das Andenken aufzufrischen, wurden obige Scenen 1776 wieder auf die Bühne gebracht — es war gleich im ersten Entwurfe dieser Feier die Absicht, sie alle sieben Jahre zu wiederholen — allein nicht mit der ursprünglichen Pracht, die Garrick's Ehrgeiz und Reichthümer bezeichneten. Seit 1783 ist es, so viel bekannt, ganz unterblieben.

Dieser allgemeinen Beschreibung eines in seiner Art einzigen Schauspiels sei noch ein etwas genauerer Einblick in die ganze Oekonomie und in die Verbindung der einzelnen Bestandtheile desselben hinzugefügt. Der Aufzug war freilich die Hauptsache; er wurde aber durch einige komische Scenen, die nach Stratford verlegt und vielleicht zum Theil wirklich vorgefallen waren, eingeleitet. Gleich der erste Auftritt zwischen Grody Benson und Margarethe Jarvis ist eine Anspielung auf die damalige Besorgniß der dortigen Einwohner, daß diese einem Komödienschreiber zu Ehren abgehaltene Feierlichkeit schwere Gerichte und Landplagen über ihr Städtchen bringen würde. Am lustigsten war die Rolle eines Irländers, der durch die Serenade aus dem Schlaf geweckt wird und auf einmal den Kopf aus einer Postkutsche hervorstreckt, um auf diese Unhöflichkeit laut zu schimpfen. „Denn", sagt er, „ich habe kein Auge zugethan, bis ihr mich aufgeweckt habt, und habe hier nicht besser unterkommen können als im untersten Stockwerk einer Postkutsche." Darauf folgten Scenen voll Getümmels der Aufwärter, der Herrschaften, die keine Bedienung finden konnten, der Hausirer, die Dosen und andere Sachen aus allerlei Holz für ächte Stücke aus dem berühmten Shakspere'schen Maulbeerholz an den Mann zu bringen suchten u. s. f., und am Ende kommt der arme Irländer wieder zum Vorschein und sagt, er habe leider die ganze Festlichkeit verschlafen. In dieser Meinung reist er wieder davon und kann sich nicht satt darüber lachen, daß er so fest geschlafen hat, da er hätte wachen sollen, und daß er jetzt wache, da er schlafen sollte, daß er nichts zu essen bekommen und noch oben drein doppelt dafür bezahlen müsse. Die Reden des Irländers gehören zu den bei den Engländern so lächerlichen und verrufenen Irish bulls oder Ausdrücken voller Widerspruch.

---

* Bilder aus Venedig.

Von W. Bergmann.

VIII.

Die Stätten, die ein großer Mann betrat, sind geweiht für alle Zeiten. Gewiß, aber nicht minder die, welche von dem Griffel der Geschichte als Ausgangspunkte solcher Begebenheiten bezeichnet werden, die in den Organismus der Staaten oder die Geschicke einer Generation eingriffen, ja selbst die, über denen der Hauch heiterer oder ernster Sage schwebt. Nur die Vergangenheit bietet Bleibendes, Vollendetes und ein ruhiges Anschauen desselben, und daraus erklärt sich der Reiz, den Geschichte und geschichtliche Denkmäler in uns erwecken. Es ist ein eigenes Ergötzen, „sich in den Geist der Zeiten zu versetzen"; und welcher Reisende hätte das nicht in Venedig erfahren, wo jeder Stein und jeder Palast von einer großen Vergangenheit und einem nicht geringen Stück Weltgeschichte zeugt. Man denke sich Venedig als ein Baukunstwerk, welches die Laune oder das Genie eines kürzlich verflossenen Tages hätte entstehen lassen; was würde es uns mehr sein als ein Gegenstand bewundernden, aber flüchtigen Anschauens? Eben die Geschichte ist es, welche um die gemeine Wirklichkeit der Dinge den goldenen Duft der Poesie webt.

An solchen durch die Geschichte gezeichneten Stätten ist Venedig reich. Zu ihnen zählt unter andern auch die zwischen den Säulen der Piazetta.

Hier wurde ein heilsames, eine Zeitlang zu Gunsten persönlichen Verdienstes gebeugtes Gesetz durch ein schauerliches Mittel wieder zur Geltung gebracht und dadurch ein wichtiger Nerv des Staatskörpers seinem ursprünglichen Dienste zurückgewonnen.

Die beiden Granitsäulen, griechischen Ursprungs, wurden im zwölften Jahrhundert als Siegesbeute nach Venedig gebracht. Da man sie ihrer Höhe wegen beim Ausbau der Markuskirche nicht verwenden konnte, blieben sie fast fünfzig Jahre lang unbenutzt liegen, bis ein Architekt Nicolo il Barattiere dem Dogen das in Betracht der damaligen mangelhaften Hülfsmittel der Mechanik kühne Anerbieten machte, sie auf der Piazetta aufzurichten. Das Wagniß gelang. Die dankbare Signorie überließ es dem Künstler, sich seinen Lohn zu wählen, und dieser forderte statt Goldes das Recht zwischen den Säulen eine Spielbank halten zu dürfen. Hazardspiele waren zwar streng verboten, aber das Wort war ihm gegeben, und

man wagte nicht es zurück zu nehmen. Das Gesetz wurde, wenn gleich auf Kosten der Sittlichkeit und des Nationalwohls, gebeugt. Erst im Jahre 1529 gelang es dem Dogen Andreas Gritti das Ansehen des Gesetzes wieder herzustellen, und es war die Macht des Vorurtheils, die ihm dazu dienstbar werden mußte. Auf Befehl des Dogen erhob sich zwischen den Säulen eine dritte, ein Galgen, und und eines Morgens sah die spiellustige Bevölkerung mit Schrecken eine Leiche dort hängen. Dieses Schauspiel wiederholte sich, und der Platz wurde verrufen.

Wenige Schritte links, und wir stehen vor dem Dogenpalaste. In den öffentlichen Bauwerken spricht sich nicht allein der Charakter eines Volks, sondern auch seiner Machthaber aus. Wie sich auf beiden Seiten des großen Senats die Paläste des Adels concentriren, so um beide Markusplätze die Gebäude der obersten Staatsbehörden. Sie alle sprechen in stummer, aber verständlicher Sprache von dem endlichen Siege einer sich selbst krönenden Aristokratie über das stolzeste Volk. Welch eine majestätische Abgeschlossenheit spricht aus dem Bau. Es gab eine Zeit, wo der in republikanische Formen gehüllte Absolutismus, seines Sieges noch nicht gewiß, der Freiheit noch einige Zugeständnisse machen mußte. Diese Zeit wird durch die untere Seite des Palastes symbolisirt. Wer die unteren, offenen, lichten Bogengänge und die obern halboffenen Gallerien, eine Art langer an zwei Seiten des Gebäudes fortlaufender Balkone, aufmerksam betrachtet und mit dem obern geschlossenen Mauerviereck vergleicht, findet wohl den Kommentar zu dem Gesagt n. Selbst die Markuskirche, diese vielfarbige Musterkarte republikanischer Siegeszeichen, trägt den Charakter einer Kaste, welche daran arbeitete, sie zu einer Hof- und Staatskirche zu machen. Wie bedeutungsvoll lehnt sie sich an den Palast als ein geistlicher Schützling an die Repräsentanten politischer Macht.

Eine kurze Wanderung, die schöne meerbespülte Riva entlang, welche immer von Schaaren Lustwandeinder und geschäftig hin und her Eilender belebt wird, führt zu der hoch gewölbten Stufenbrücke della Paglia. Wie die parallel neben ihr, aber hoch durch die Luft sich schwingende Seufzerbrücke den Dogenpalast mit dem Staatsgefängniß verbindet, so jene die hier von einem der zahlreichen Kanäle durchschnittene Riva.

Auch das Leben hat solcher Seufzerbrücken nicht wenige, sei es, daß sie uns aus dem sichern Thale zu schwindelnder Höhe oder vom sonnigen Gipfel der Macht und des Reichthums zur düstern Tiefe der Knechtschaft und Armuth führen. Aehnliches dachte vielleicht Byron als er sang:

I stood at Venice on the brigde of sighs,
A palace and a prison on each hand.

Ich lehnte auf Venedigs Seufzerbogen,
Ein Kerker, ein Palast zu jeder Hand *).

Gleicht die Seufzerbrücke einem vom Königsleibe ausgestreckten Arme, der das Schwert der Macht trägt, so läßt sich die Brücke della Paglia einem gefälligen Lehrer vergleichen, der uns zu sich winkt, um uns eine schöne Aussicht zu zeigen. Und wahrlich, sie ist schön! Wenden wir der Seufzerbrücke den Rücken und lehnen uns einen Augenblick über die Marmorbrüstung. Unmittelbar unter uns wallt der grüne Kanal, auf welchem ab und zu die Gondeln vorüberschweben. Näher der meerartig breiten Lagune herrscht ein reges Leben. Schiffe nehmen oder löschen ihre Fracht, Matrosen eilen ab und zu oder halten malerisch in Gruppen ihre Plaudersieste. In warmer Sonnenbeleuchtung ragt uns gegenüber, wie der fernen Fluth entstiegen, die Kuppelkirche der Insel San Giorgio maggiore mit ihrem röthlich schimmernden Thurme, und in noch weiterer Ferne schwimmen wie grüne Bänder die flachen Inseln Lido, San Servolo und San Lazaro, von welchen die Klostergebäude kaum über dem Wasser sichtbar werden.

*) Uebersetzung von Otto Gildemeister. Sonntagsblatt 1854, Nr. 46.

An Kaffeehäusern, Hafenschenken, Waarenspeichern und stattlichen Privatgebäuden vorbei und über fünf Kanalbrücken gelangen wir auf die via Eugenia, eine marktplatzähnliche breite Straße, welche durch flache Ueberbrückung einiger Kanäle auf Befehl Eugens, des Stiefsohns Napoleons, entstand. Nach einer Wendung rechts stehen wir vor der hohen eisernen Gitterpforte der Giardini pubblici. So reichlich Venedig vom Grün des Meeres umkränzt und durchzogen ist, so arm ist es an Laubgrün. Mehrere Inseln tragen wohl Baumgruppen, aber zerstreute. Nur an der Ostspitze hat es einen und an der nordwestlichen Seite zwei grüne Sträuße, lebendigen Schmucknadeln vergleichbar, ausgestreckt. Die beiden letzteren sind der botanische und der Papadopoli Garten. Im baum- und schattenarmen Venedig segnet deßhalb der Fremde, so oft er diesen Garten betritt, den Namen seines kaiserlichen Gründers.

Napoleon ließ 1807, freilich zum großen Verdrusse der Bigotten, dort einige Klöster abbrechen, den Boden ebenen und mit Platanen, Akazien, Kastanien und niederem Gesträuch bepflanzen. Breite Wege durchschneiden die beschatteten Rasenflächen. In der Mitte des erhöhten, buschbekränzten Lagunenufers steht ein Kaffeehaus. Oft spielen frische Seewinde vom fernen Lidohafen in den Gebüschen des Ufers, welches eine hübsche Aussicht auf einige nahe Inseln bietet. Dieser Garten ist die einzige Stätte in Venedig, welche zu Spazierritten sich eignet, obgleich sie nur 500 Schritte lang ist. Einheimische besuchen ihn selten. Sie durchwandeln lieber den kleinen, aber blumenreichen Garten am königlichen Palaste oder die ziemlich schattenarme Allee längs der Ostseite der Riva.

IX.

Vergangen! So lautet die unsichtbare Inschrift auf dem stolzen Eingangsportal des Arsenals. Noch gleicht sein ungeheurer durch Mauern, Thürme und Bastionen zu einem Umkreise von 2 Miglien geschätzter Umfang dem einer Stadt mittlerer Größe, aber er birgt nicht viel mehr als die Asche einer großen Nation, welche auch im Zustande des Sinkens noch den Stolz besserer Zeiten mit Würde zu behaupten vermochte. Das großartige, wenn auch etwas verblichene Bild vormaliger Seemacht steht noch vor uns, aber es ist ein photographisches, d. h. die belebende Staffage fehlt.

Diese Schiffbau- und Seilerwerkstätten, diese Stückgießereien, diese Waffen- und Modellsäle, diese großen Bassins, in und von denen nur noch die Wasserratten, Salamander und Austern zehren, nicht mehr die Bewohner Venedigs, reden lauter und eindringlicher als selbst der Griffel der Geschichte von gesunkener Größe. Wo der schöpferische Lärm vieler tausend Arbeiter den Häuptern des Freistaats wie eine weithin tönende Ruhmesglocke erscholl, wandeln jetzt Schaaren Fremder, wie Pygmäen auf einem todten Riesentorso, und fühlen es: Nur der Lebende hat Recht. Die Staaten, aus Individuen erwachsen, theilen das Schicksal derselben, ihr Entstehen durch eine dunkle Kausalität, ihren Kampf der Natur mit der Civilisation, ihre Kraftentfaltung nach Innen und Außen, ihre Perioden der gesicherten Errungenschaft und des Genusses und endlich des Alterns und Absterbens. Liegt darin ein Trost, daß die sinkenden Staaten ihren Epigonen eine willkürliche und natürliche Erbschaft in ihren Trümmern hinterlassen? Warum nicht? Sind doch solche Erbschaften die Lebensbedingungen eines neuen Mikrokosmus und lehrt doch die ganze, große Weltökonomie diese Wahrheit. Schillers Wort:

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling.
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

schildern Menschen und Staaten.

Unter den Sehenswürdigkeiten des Arsenals sind die anziehendsten ein verkleinertes Nachbild des allzubekannten Buzintor und der größere der Marmorlöwen des Portals. Wer kennt nicht die Bestimmung des Buzintor, und vor wem schwebte nicht bei dem Gedanken an ein Staatsschiff auch das Bild eines Prachtschiffs? Die Goldschmiedewerkstätten, die Sammet- und Teppichmanufacturen und die Ateliers

der Holzschnitzer, Maler und Vergolder haben wetteifernd daran gearbeitet, um es auszuschmücken, wie die Arsenalotti oder Staatsruderer, es in Bewegung zu setzen.

Der Werth der vier Löwen, welche als Siegesbeute vom Dogen Francesko Morosini 1687 aus dem Piräeus in die Lagunen der Adria versetzt wurden, besteht nicht in ihrer künstlerischen Vollendung, sondern in ihrem Alter. Der größere trägt an seiner Mähne eine Runeninschrift. Die Versuche, sie zu entziffern, erwiesen sich bis ins Jahr 1856 als vergebliche. Dann gelangen sie endlich.

Sie redet von einer kühnen Wikings-Fahrt, welche Harald Sigardson, der Halbbruder des Normanenkönigs Olaf des Heiligen, vermuthlich im Jahre 1040 nach Griechenland unternahm, auf welcher er den Piräeus eroberte.

Vom Arsenal trägt uns die Gondel durch den Rio dell Acca und dei Sondi in den fast in gerader Linie zur Kirche San Giovanni e Paolo führenden Kanal. Auf der Hälfte des Weges bemerkte ich, es war bereits Nachmittag und die Sonne vermochte der hohen Gebäude wegen den Kanal nur schwach zu beleuchten, im Hintergrunde einer auf den Kanal ausmündenden Sackgasse einen hellen Kerzenschein und erfuhr vom Gondolier, daß dort eine Leiche ausgestellt sein werde. Das bestätigte auch neben uns einer der Barka joli, die damit beschäftigt waren, einen schwarzen Teppich in einer der Barken auszubreiten, welche den Sarg aufnehmen sollte. E la povera bella Teresina!

Ich verließ die Gondel und begab mich entblößten Hauptes in das offene Trauerhaus. In einem offenen, bekränzten und beleuchteten Sarge lag die Leiche einer schönen Jungfrau. Ein Priester hatte eben seine Gebete beendet.

Ich bestieg die Gondel wieder, ließ langsam rudern und sah in der Ferne die Todtenbarke, in welcher zwei Kerzen brannten, in deren Scheine ein Kruzifix funkelte, den Kanal hinab der Parochialkirche entgegen schweben, vor welcher der Priester die Leiche einsegnet; dann gehts weiter zur Gruft.

Der Gottesacker für die Todten der verschiedenen Quartiere der Stadt befindet sich auf der Laguneninsel San Michele und der damit verbundenen San Christophoro della Pace. Eigenthümliche Stadt! Sie, die fast keinen Raum für die Lebenden hat, muß die Todten über das Meer schicken. Sie trägt den Tod in sich und scheut den Anblick seines Bildes. Auf jener Todteninsel steht eine Kirche mit ornamentenreicher Facade und armem Innern, eine Votivkapelle und ein Kloster. Die in letzterem wohnenden Kapuciner nehmen die Leiche mit den üblichen Gebräuchen in Empfang.

Wissenschaftliche Vorträge.

⁑ Bremen, 4. December. Im Verlaufe der Vorträge über die Nationalitäten Europas hielt Herr J. G. Kohl am 26. Novbr. seine vierte Vorlesung, welche die Einfälle der asiatischen Nomaden in Europa, namentlich der Skythen, Tataren, Mongolen, zum Gegenstande hatte. Er ging zuerst auf eine allgemeine Schilderung der Ostgrenze Europas ein. Zwischen dem südlichen Fuß des Ural und dem Nordende des kaspischen Meeres streckt sich die große Ebene, welche den nomadischen Völkermassen Mittelasiens stets als Brücke nach Europa diente, das sogenannte kaspisch-uralische Völkerthor. Wie die Völker, so scheint auch die Natur hier fortwährend auf der Wanderung begriffen, was uns die Fisch-, die Vögel- und die Heuschreckenzüge von hier aus nördlich und nordwestlich bekunden. Immer war hier und im sogenannten aralo-kaspischen Landbecken ein Mittelpunkt, von wo aus Völkerströmungen über die halbe Welt ihre Richtung erhielten. Ihre Wogen schlugen einerseits bis nach Rom, andrerseits bis nach China. Auch Persien und andere Länder wurden von Nomaden aus Inner-Asien überschwemmt. Zu zweien Malen wurde unser Welttheil durch sie erschüttert. Völker deutschen Stamms, das eine Mal die Westgothen, das andre Mal deutsche Ritter unter ihrem Heinrich dem Frommen, wandten diese Gefahren von Europa und schlugen Attila und Dschengis-Khan auf's Haupt. Der Vortragende entrollte nun ein skizzenhaft, aber mit Meisterhand gezeichnetes Bild der großen asiatischen Weltreiche der Hunnen, Mongolen und Tataren. „Mongol“, d. h. trotzig, unerschrocken, diesen Namen gab Dschengis-Khan seinem Völkerheere selbst. Sein Reich hatte einen Umfang, wie niemals das römische. Wunderbar, zauberhaft ist der Aufschwung dieses Eroberers zu dieser schwindelnden Höhe. Geboren in der Filzhütte, wie die Millionen, denen er nachher gebot, gewinnt er früh Einfluß, indem er als junger Pferdehirt in die ewigen Streitigkeiten, welche bei Hirtenvölkern über Weidegerechtigkeiten vorkommen, entscheidend eingreift. Bald singt man Lieder von seiner Kraft und Klugheit. Die Chefs größerer Nachbarstämme rufen ihn zur Schlichtung ihrer Händel an, und seinem Urtheil, ob blutig oder friedlich, beugen sie sich. Immer weiter dringt sein Ruhm, rückt seine Macht, bis er endlich das große Wort ausrufen darf: Bis ich Asien wie einen Handmühlenstein um mich herumdrehe, will ich meinen Bügel nicht verlassen. Rasch zerfallen diese Reiche mit dem Untergang ihres Gründers, gleich Staublawinen. So ragen die großen Hirtenkaiser Asiens wie einsame Kolosse im Meer der Zeiten. Die Völker und Staaten derselben zeigen kein organisches Wachsthum und geben darum auch keinen Gegenstand der Geschichtsschreibung ab. Wohl sind sie ein reicher und glänzender Stoff für die Volksdichter der Steppe. Dschengis-Khan's europäische Besitzungen, welche die größere Hälfte des europäischen Rußlands umfaßten, blieben noch lange unter besonderen tatarischen Gewalthabern. Das „Reich der goldenen Horde“ hatte diese Größe von 1224 bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts, zu welcher Zeit die Russen ihre ersten großen Siege über sie erfochten. Derzeit mußten europäische Fürsten an der Wolga als Vasallen des tatarischen Reichs an der Wolga erscheinen. Unter Timur (Tamerlan), dem Emporkömmling, treten die Tataren noch einmal erobernd in Europa auf. Aber er kehrte gern wieder nach seinem Samarkand zurück, das ihm Glanz, Reichthümer und Genüsse aller Art bot, während Europa ihm arm und kalt erschien. Das Reich der goldenen Horde löste sich dann in kleinere Reiche auf. 1552 fällt die tatarische Königsstadt Kasan in Rußlands Hände, und seitdem machen die Russen unaufhaltsame Fortschritte. Das Krim-Reich hält sich noch 200 Jahre. Rußland rückt seine befestigte Militärgrenze immer weiter südlich und östlich. Peter der Große gründet die Festung Orenburg zwischen dem Ural und dem kaspischen Meer, als einen Wächter gleichsam der europäischen Civilisation, und dadurch erhält Europa zuerst eine feste Grenze gegen Asien. Die große Wanderung aus Osten hört nun auf. Zum Schluß äußerte sich der Vortragende über Verbreitung, Charakter, Sitten und Beschäftigung der noch jetzt in Europa vorhandenen asiatischen Völkerreste. Es sind zuerst die Tataren, welche ihre Sitze an der oberen Wolga bis zum südlichen Theil des Ural hin und in den Gebirgsthälern der Krim haben. Der nomadische, kriegerische Sinn hat sich, seit ihnen die Russen die Kriegsfackel aus der Hand nahmen, ganz verloren, und sie zeigen sich zu mancherlei friedlichen Beschäftigungen äußerst geschickt. Namentlich betreiben sie städtische Handwerke, sind sorgfältige Ackerbauer, besonders aber tüchtige Bienenzüchter und gute Fuhrleute und Stallmeister. Sie dürfen überall in Rußland handeln und wandeln, und so haben sie denn an verschiedenen Punkten des Reichs Colonieen. Ihr Volksleben, wie man es in den Städten der Krim, besonders in Bagdschisarai, beobachten kann, zeigt viele Aehnlichkeit mit dem der Türken. Die Racenbildung bei den Völkern mongolischer Abstammung bleibt unverwüstlich, dagegen gleichen ihre politischen Schöpfungen Sand- und Staubhügeln, welche jede Bewegung von außen, jeder Wind verändert, verweht. Der Vortragende reihte sodann einige Bemer-

kungen über die anderen asiatischen Einwanderer im europäischen Rußland an: die Bucharen, die Kirgisen und die Kalmücken, welche letzteren im Anfang des 18. Jahrhunderts, durch das von Osten her sich ausdehnende chinesische Kulturreich gedrängt, als Schutz suchende Flüchtlinge im europäischen Rußland erschienen und ein Weidegebiet an der oberen Wolga angewiesen bekamen, von denen jedoch mehr als die Hälfte, über 300,000 Köpfe, im Jahr 1771 plötzlich wieder zurück in die alte Abhängigkeit von China wanderte.

Der fünfte Vortrag, am 3. Decbr., eröffnete die Betrachtungen über die Völker der griechischen Halbinsel und ihre Nachbarn mit einem Volksbilde von den Hellenen und Neugriechen. Es ging eine allgemeine Schilderung Griechenlands und des Archipelagus voraus. Das Meer hat viele Zugänge, die Inseln sind bergig-vulkanisch, haben eine Fülle von Naturreizen, besonders ein mildes Klima, und es sind selten auf der Erde so viele treffliche Häfen auf einem so kleinen Raume vereinigt wie hier. Auch die Küste des angrenzenden Festlandes hat eine sehr mannichfaltige Configuration. Griechenland war die Wiege und erste Schule europäischer Thatkraft. Die griechische Kultur ist gleichsam aus dem Meere geboren: Schiffer und Handelsleute brachten die ersten Anfänge der Gesittung, und auch ferner hatte das völkerverbindende Meer einen wesentlichen Antheil an der griechischen Bildung. In den Sagen und der Götterlehre nimmt es eine hervorragende Stelle ein. Der Argonautenzug, der Krieg mit Troja waren große Seeexpeditionen. Die Gegenstände der Homerischen Dichtungen waren Seeabenteuer und Schifffahrt. Die glühende Phantasie des Volkes fand in der mannichfaltigen, an Contrasten reichen Natur unerschöpfliche Nahrung, ihre Mythologie, ihre Literatur legen Zeugniß davon ab. Nach allen Seiten des Volkslebens hin schuf jener Geist Großes: eine Reihe von Städterepubliken erwuchsen rings um den Archipelagus, am schwarzen Meere, auf dem italischen Festlande; in Sicilien, Nordafrika, Massilia erstanden griechische Bildungsstätten, ja sie wagten sich durch die Säulen des Herkules bis in den großen Ocean hinaus. Nachdem sie auf diese Weise die Welt kennen gelernt, ließ der aufblühende Handel die schönen Künste erwachsen, traten tiefsinnige Denker auf und lehrten geistvolle Systeme der Natur- und Weltanschauung. Die Griechen brachten in jener großen Kulturepoche die verschiedensten Staatsverfassungen zur Geltung. Welchen Gegensatz zeigen Sparta und Athen! Auch in den griechischen Colonieen zeigt sich dieselbe mannichfaltige Entwickelung, derselbe Reichthum an Contrasten. Die griechische Kultur, deren Blüthezeit nur eine kurze war, erwies sich selbst in der Zeit der Abhängigkeit des Volkes, erst unter den Maceduniern, dann unter den Römern, später den einströmenden Slaven gegenüber, endlich auch unter den Türken als mächtig, wie der Vortragende ausführlich in einem Gange durch die Geschichte des merkwürdigen Volkes darthat. Noch jetzt haben die Griechen in ihrem Stammlande so ziemlich dieselben Sitze inne, welche sie ungefähr um das Jahr 400 v. Chr. Geb. hatten. — Nachdem der Vortragende noch einige Bemerkungen über Aussehen und Sitten der jetzigen Griechen, besonders der Inselbewohner des Archipelagus, gemacht hatte, schloß er, ohne sein Thema ganz zu Ende geführt zu haben.

** Im Künstlerverein sprach am 5. December Herr Dr. Buchenau über „das Verhältniß der Naturwissenschaften zur Kunst." Nach einem kurzen Blick auf die Bedeutung der Naturwissenschaften für das materielle Leben, hob er die Veränderungen hervor, welche die Kunsttechnik durch dieselben erfahren hat. Diese Veränderungen sind natürlich besonders bedeutend bei den Künsten, welche durch materielle Kunstwerke wirken: Malerei, Bildhauerkunst, Architektur, während sie bei denen, die das geschriebene oder gesprochene Wort oder die Töne als Mittel besitzen, viel geringer sind. Es wurden in dieser Richtung kurz hervorgehoben: Die Einführung des Eisens und des Glases in die Architektur, die Anwendung des Mikroskopes zur Auffindung geeigneter Stoffe zu leichten Bausteinen, die Fortschritte der Gießerei, die Mannichfaltigkeit und Schönheit der neuern Farben, die vorgeschrittene Technik der Glasgemälde, endlich besonders die Bedeutung des Stereoskopes für die Theorie der Perspective und damit des Sehens. Zu den geistigen Beziehungen beider Gebiete übergehend, erörterte der Vortragende die Fragen, ob die Fortschritte der Naturwissenschaften den Natur- und Kunstgenuß verminderten und ob sie den Künsten ihren Stoff entzögen, indem sie die Natur und zuletzt auch den menschlichen Geist entgeistigten und herabzögen. Die erste Frage verneinte er entschieden. So verschieden nämlich auch die geistigen Thätigkeiten seien, welche die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften auf der einen, das Schaffen oder Genießen eines Kunstwerkes auf der andern Seite erforderten, so sicher bedinge doch jeder Fortschritt in der Erkenntniß der Natur zugleich eine höhere Befähigung zum Genusse derselben, wie der Kunst, indem er den Geist von den Schlacken des Irrthums reinige und ihn auf einem neuen Gebiete die Gesetzmäßigkeit in der Freiheit, d. i. die Harmonie erkennen lasse. Die Naturwissenschaften wirken aber auch noch fördernd auf die Kunst, indem sie auf die innere Einheit des Kunstwerkes mit seinen Theilen und die Einheit desselben mit dem menschlichen Bewußtsein dringen. Darum ist auch die Kunst einer beständigen Wandlung unterworfen, und antike Weltanschauungen können eben so wenig wie die jüdische Auffassung des Verhältnisses der Menschen zu Gott heute noch als künstlerisch berechtigt gelten. Auf der andern Seite aber würden die Naturwissenschaften zu weit gehen, wenn sie verlangen wollten, daß die Kunstwerke nur Abbildungen der Außenwelt sein dürften. Da die Kunst vielmehr ein Abglanz der Welt im Spiegel des menschlichen Geistes ist, darf der Künstler einzelne Bestandtheile derselben nach seinen Gedanken zusammenfügen, so lange er damit nicht gegen das Bewußtsein seiner Mitwelt verstößt. — Endlich wurde noch der Unterschied des Sittlich-Erhabenen von dem Natürlich-Erhabenen hervorgehoben, um zu zeigen, daß die Naturwissenschaften den Künsten auch geradezu einen würdigen und großartigen Stoff zur Behandlung liefern. Während nämlich das Sittlich-Erhabene, als die Vertretung eines großen Gedankens durch ein schwaches sterbliches Wesen unbedingt ein der Verherrlichung würdiger Stoff ist, könnte dies bei dem Erhabenen in der Natur zweifelhaft erscheinen, da Nichts so großartig ist, daß es nicht, von einem höhern Standpunkte angesehen, zur Unbedeutendheit zusammenschrumpft. Wenn man dagegen bedenkt, daß die Kunst dem Menschengeschlechte eigenthümlich und nur für dasselbe bestimmt ist, so ergiebt sich, daß das Erhabene mit dem Maaßstabe des Menschengeistes gemessen werden muß, und daß es somit auch Anspruch auf Darstellung durch die Kunst hat. — Zum Schluß wies der Redner darauf hin, wie nur durch harmonisches Zusammenwirken von Wissenschaft und Kunst der dauernde Fortschritt der Menschheit nach dem ihr gesteckten Ziele der Veredelung gesichert bleibe.

* Einen Bericht über die Concerte der letzten Zeit und das Auftreten des Herrn Ole Bull, welcher von dem Publicum mit Beifall überschüttet wurde, müssen wir für eine spätere Nummer zurücklegen.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Physiologisches Skizzenbuch. Von Jacob Moleschott. — Beschreibung der Insel Java. Nach holländischen Quellen. Von J. Müller. — Der König Friedrich II. von Preußen und die deutsche Nation. Von Onno Klopp. — Reisen im Orient. Von H. Petermann. — Roderich, eine Hof- und Räubergeschichte aus dem Jahre 1812. 2 Bde. Von Otto Müller. — Salonbilder aus der vornehmen Welt. Von F. Steinebach. — Schwert und Kapuze oder König Wenzeslav und die Seinen. Historischer Roman aus den ersten Zeiten der Hussiten. 3 Bde. Von W. Grothe.

* Das neueste Werk von J. G. Kohl, „Die beiden ältesten General-Karten von Amerika, ausgeführt in den Jahren 1527 und 1529 auf Befehl Kaiser Karls V.“ hat soeben die Presse verlassen.

* Ein neuer Band der Geschichte der neueren Philosophie von Kuno Fischer in Jena ist in den Buchhandel gekommen.

* Unter den illustrirten Werken, welche sich auf den Schautischen der Buchhändler um die Weihnachtszeit ansammeln, wird ein Buch über die Alpen von H. A. Berlepsch besondere Aufmerksamkeit erregen und großes Glück machen. Der Titel des Werkes ist: „Die Alpen in Natur- und Lebensbildern.“ (Leipzig, Costenoble.) Da es uns soeben erst zugeht, haben wir gerade noch Zeit, in der heutigen Nummer mit einigen vorläufigen Zeilen unsere Leser auf dasselbe hinzuweisen. Das Buch kann als eine Ergänzung und ein Seitenstück zu dem bekannten Prachtwerke von Tschudi über das Thierleben der Alpenwelt angesehen werden, ist auch von demselben Zeichner illustrirt. Wie Tschudi die Thiere, so hat Berlepsch die Menschen und die Gegenden geschildert. Schon äußerlich ist das Buch stattlich und schön; wer die Pracht der Alpen aus eigner Anschauung kennt, wird dieselbe an der Hand eines lebendig schildernden Darstellers nochmals mit Freuden genießen und bewundern.

* Eine neue Sammlung der oberbayerischen Lieder mit ihren Singweisen von Franz von Kobell ist soeben erschienen und mit Holzschnitten geschmückt. Wer den Volksdichter Kobell und seine pfälzischen oder oberbayerischen Lieder noch nicht kennt, mag die Gelegenheit ergreifen, diese reizenden Dichtungen nunmehr kennen zu lernen.

* Das von Franz Kugler und seinem Kreise begründete und einige Jahre hindurch fortgeführte Album „Argo“ wird nicht weiter erscheinen, vermuthlich weil der Absatz mit den großen Ausstattungskosten nicht im richtigen Verhältnisse stand. Die vier Jahrgänge der „Argo“ werden gegen Weihnachten zu ermäßigtem Preise zu haben und manchem Käufer willkommen sein.

* Im elften Hefte von Dr. Petermann's „geographischen Mittheilungen“ ist „der Golf von Aden und das nördliche Somali-Land“ Gegenstand eines Original-Berichtes des Herrn von Heuglin, der dieses Gebiet auf der letzten seiner bisherigen Reisen erforschte. Dieser Bericht und eine ausführliche Karte von Dr. Petermann, welche alles zusammenfaßt, was die große trigonometrische Aufnahme der ostindischen Compagnie und andere Reisende in diesem Gebiete geliefert haben, geben Aufschlüsse über eine bisher noch wenig gekannte Region. In einer Mittheilung in demselben Hefte wird bestätigt, daß die neue Expedition des Herrn von Heuglin nach Inner-Afrika noch im December abgehen soll, und daß Dr. H. Steudner aus Berlin als Botaniker und Geognost, Herr Künzelbach aus Stuttgart als Physiker und Mechaniker dieselbe begleiten werden. Die Beiträge, welche der Expedition noch zugewandt werden sollen, werden deßhalb möglichst schnell an das Comite in Gotha übermacht werden müssen, da die Nachschickung von Geldern an die Expedition späterhin nur unter gewissen günstigen Umständen möchte effectuirt werden können. Dasselbe Heft enthält einen werthvollen „Bericht des Herrn Majors von Sydow über die neuesten Aufnahmen in Rußland, Norwegen, Dänemark“, so wie die interessanten „Ergebnisse der von Dr. Prestel angestellten Beobachtungen über die mit der Höhe zunehmende Temperatur in der unmittelbar auf der Erdoberfläche ruhenden Region des Luftmeeres“; ferner: Nachrichten von Vogel; Näheres über Dr. Roscher's Tod und über die „amerikanische Expedition nach dem Nordpol.“

* Ein neues Drama von Hermann Hersch „Maria von Burgund“ geht über die Bühnen, macht aber kein Glück. Ein Schauspiel „Heinrich von der Aue“ von Weilen wird mit ziemlich viel Erfolg an der Wiener Hofburg gegeben. In Betreff des vom Prinzen von Preußen ausgesetzten dramatischen Schillerpreises wird Folgendes bekannt gemacht: Die Commission, welcher die Prüfung der vorzüglichsten in den Jahren 1857 bis 1859 veröffentlichten Werke der deutschen dramatischen Dichtkunst oblag, hat in ihrer Mehrheit keinem dieser Werke den zum Andenken Schiller's gestifteten Preis zuerkannt und daher die diesmalige Aussetzung der Preisertheilung beantragt, die auch vom Prinz-Regenten genehmigt wurde. — Die nächste dreijährige Periode umfaßt die Jahre 1860—1862. Der einfache Preis beträgt Eintausend Thaler Gold nebst einer goldenen Denkmünze im Werthe von Einhundert Thalern Gold.

* In Stuttgart giebt man eine neue einaktige Oper „das Storchnest“ von A. Vogel. Ohne sich durch besondere Originalität auszuzeichnen, indem man vielfachen Reminiscenzen namentlich von Weber und Meyerbeer begegnet, sind die Melodien darin leicht ansprechend und in's Ohr fallend, während die Instrumentation den technisch gebildeten Meister erkennen läßt, der sich dabei nur hie und da eine zu große Raffinirtheit hat beigehen lassen.

* Die große Missa solemnis von Beethoven ist kürzlich in Köln zur Aufführung gekommen und hat im Gürzenichsaale vor etwa 2000 Zuhörern einen gewaltigen Eindruck gemacht. Prof. L. Bischoff sagt bei Besprechung der Aufführung: Beethoven hat sich, trotz der mannichfach aufgetauchten entgegengesetzten Ansichten doch selbst am besten gekannt, als er diese Composition sein „gelungenstes, vollendetstes Werk“ nannte (in der Einladung zur Unterzeichnung auf dessen Herausgabe) und zugleich darauf aufmerksam machte, daß es „auch als Oratorium gebraucht werden könne.“ Ja, die Messe in D ist unstreitig sein größtes Werk, und wer eine Aufführung derselben, wie die neuliche im Gürzenich-Saale, hört, die in allen Stücken, in welchen vorzugsweise die Größe des Werkes liegt, nämlich in den Chor- und Orchestersätzen, eine durch Kraft und Begeisterung eben so mächtige und wuchtvolle, als durch technische Tüchtigkeit klare und sichere, und durch die Auffassung und Leitung des Dirigenten mit dem wahren geistigen Leben durchdrungene war — wer eine solche Aufführung hört, der wird von ganzem Herzen hinzufügen: „und es ist auch sein vollendetstes, sein erhabenstes Werk!“ Wer Sinn für Musik, Empfänglichkeit für das Kunstschöne besitzt und sich unbefangen dem Eindrucke hingiebt, wird in seiner Seele Regungen geweckt fühlen, die ihn über das Gewöhnliche erheben, wenn er die sanften Klänge des Kyrie eleison hört, das Aufjauchzen einer Welt in dem Gloria, die innige Bitte des Miserere nobis, in deren klagenden Melodieen doch Glaube, Liebe und Hoffnung wie die Farben eines Regenbogens am dunkeln Himmel leuchten, die Andeutung des Mysteriums im Et incarnatus est, die Leiden der Passion und das Schweigen des Grabes, dann die jubelnde Botschaft von der Auferstehung und die freudige Zuversicht des ewigen Lebens, dann den tief zum Herzen dringenden Trost des Benedictus, über dessen himmlischen Melodieen die Töne der Violine wie die Stimme eines Seraphs schweben, endlich die milde, versöhnende Bitte um Frieden, nachdem noch einmal die drohende Vernichtung den Angstschrei des Miserere nobis den sündigen Menschen erpreßt hat!

* Nach schweren Leiden starb am 29. November in Bonn der berühmte Gelehrte Ritter Bunsen, der ehemalige preußische Gesandte in London und Freund des Königs von Preußen, einer der gelehrtesten Männer unserer Zeit. In den letzten Jahren hatte er sich von der diplomatischen Laufbahn zurückgezogen und lebte ganz seinen Studien. Auf die „Zeichen der Zeit“ folgte sein großes Bibelwerk, dessen Vollendung ihm nicht vergönnt war. In seiner schmerzvollen Krankheit zeigte er eine bewundernswürdige Ruhe und Standhaftigkeit.

* Die Theologie ist von einem schweren Verluste betroffen. Der alte Baur in Tübingen ist an den Folgen eines Schlagflusses am 2. December gestorben. Baur war unbedingt, besonders auf dem Felde der Dogmengeschichte, der gelehrteste Theolog unserer Tage, das Haupt der Tübinger Schule. Der Tod des ausgezeichneten Mannes wird in der gelehrten Welt, namentlich unter seinen vielen Schülern, die mit Liebe und Verehrung an ihm hingen, große Trauer erregen. Er war außerdem ein makellos reiner männlicher und sittlich ernster Charakter. Er hat 34 Jahre an der Universität Tübingen gewirkt und unwandelbar die Achtung Aller genossen. Im vorigen Sommer traf ihn der erste Schlaganfall, von welchem man ihn durch einen Badeaufenthalt in Baden und fortwährende Besserung so genesen glaubte, daß man den Wiederbeginn seiner Vorlesungen für den nächsten Sommer erhoffte. Baur selbst scheint das volle Gefühl der Abnahme seiner geistigen Kräfte gehabt zu haben; Trauer über die Unterbrechung seiner rastlosen von ununterbrochener Gesundheit begünstigt gewesenen Geistesarbeit lag seit einiger Zeit düster über seinem sonst so frischen geistvollen Auge. Seine letzte Scriptur scheint ein längerer Brief an Fr. Vischer in Zürich zu sein, welchen er geschrieben hatte, bevor er in die Sitzung des Senats ging, in der ihn der Schlag treffen sollte.

* Auch die Geschichtsforschung hat einen ihrer bedeutendsten Vertreter durch den Tod verloren. In Bonn starb am 4. December Professor Dahlmann.

* In Frankfurt ist der Professor Hessemer vom Städelschen Institut gestorben; er hat sich auch als Poet bekannt gemacht, besonders durch das vor etwa vierzehn Jahren erschienene erzählende Gedicht „Jussuf und Nafisse.“

* Vor einigen Tagen starb in Berlin der bekannte Schriftsteller und Kritiker Ludwig Rellstab. Man fand ihn Morgens todt vor seinem Bette; am Abend vorher schon hatte ihn der Schlag getroffen. Der Verstorbene war in der preußischen Hauptstadt eine allbekannte Persönlichkeit, gleichsam ein Stück von Berlin; wenigstens das vormärzliche Berlin war ohne ihn nicht zu denken, und auch in das heutige ragte er noch mit seiner Thätigkeit für die Vossische Zeitung, mit der Unzahl seiner Recensionen über Opern und Concerte, mit seinen berühmt gewordenen Weihnachtswanderungen herein. Rellstab war ein Mann von fabelhafter Arbeitskraft; er schrieb mit fast unglaublicher Leichtigkeit, freilich auch mit großer Leichtfertigkeit, Werke aller möglichen Art, Romane, Novellen, Dramen, Gedichte, Biographieen, Charakteristiken. Das alles leistete er noch neben seiner täglichen Thätigkeit für die Vossische Zeitung, neben dem Besuch des Theaters und des Concertsaales, neben Gesangstunden und dem geselligen Leben im eignen oder im fremden Hause. In musikalischen Dingen war er vor langen Jahren eine gewichtige Persönlichkeit und hat, — seine Feinde mögen dagegen noch so sehr eifern —, viel Gutes geleistet. Er war es, der in der Presse Weber gegen die Mißgunst und Verfolgungssucht des maßlos eitlen Spontini schützte; in den Angriffen auf diesen letzten Meister ging er freilich viel zu weit. In jüngeren Jahren, als er noch einen freieren Blick und mehr Elasticität des Geistes hatte, ist manche treffliche Monographie, z. B. über Berger, die Schröder-Devrient, von ihm geschrieben worden. Auf dem Gebiete der Erzählung hat er stets mehr Glück als Verdienst gehabt. Wer aber hätte nicht in jungen Jahren den Roman 1812, der bis heute immer neue Auflagen erlebt, verschlungen, den Brand von Smolensk, die Schlacht von Borodino, die Katastrophe in Moskau mit Spannung verfolgt. Für seine zahlreichen Novellen fand er stets Verleger und Leser; sie sind im Grunde alle Mittelgut, aber doch nicht ohne Talent, das allerdings niemals Mühe und Zeit an die eigne Ausbildung gewandt hat. Als Dramatiker hatte er geringe Erfolge; nur die Bearbeitung des „Eugen Aram“ machte zu der Zeit, als dieser Roman Bulwers zu den Lieblingsbüchern gehörte, einiges Glück. Seine letzte Arbeit war die Abfassung der Denkwürdigkeiten aus seinem bewegten Leben. Eine neue Ausgabe seiner gesammten Schriften in 20 Bänden ist gerade im Erscheinen begriffen. — Rellstab war 1799 in Berlin geboren; er machte den Feldzug von 1815 als Freiwilliger mit, war einige Zeit Leutnant in der Artillerie und widmete sich dann ganz der Schriftstellerei.

---

* Spohr in Paris. Wir ergänzen unsere Mittheilungen aus Spohrs Berichten über seinen Aufenthalt in Paris: Von der Hofkapelle hörte ich mehrere Messen. Lesueur und Cherubini, die beiden Hofkapellmeister, wechseln alle drei Monat in der Direction ab; unsere Ankunft traf in das Semester von Lusueur, und das Cherubini's fing erst mit dem ersten Januar an. Die Kapellmeister dirigiren die Musik aber nicht selbst, sondern präsidiren nur in ihrer Hofkleidung an der Spitze des Sängerpersonals, ohne an der Aufführung thätigen Antheil zu nehmen. Der eigentliche Musikdirector ist Plantade; Kreutzer Vorgeiger bei der ersten und Baillot bei der zweiten Violine. Das Orchester ist aus den vorzüglichsten Künstlern von Paris zusammengesetzt, der Chor kräftig und gut. Man macht von jeder Messe eine oder zwei Proben, und unter Plantade's sicherer und feuriger Direction geht Alles sehr gut. War ich gleich schon vorbereitet, hier Musik zu hören, die sich im Stil von dem, was man bei uns in Deutschland Kirchenstil nennt, sehr weit entfernt, so wurde ich doch durch den brillanten Theaterstil in einer Messe von Plantade nicht wenig überrascht. Es ist darin auch nicht der leiseste Anklang von gebundenem Stil, keine Spur von kanonischer Führung der Stimmen, noch viel weniger von einer Fuge. Dies abgerechnet, recht hübsche Gedanken und gute Instrumentirung, die in einer komischen Oper ganz an ihrem Platze wären. Das Schluß-Allegro, wahrscheinlich über die Worte: Dona nobis pacem (gewiß weiß ich es nicht, da die Franzosen das Lateinische auf eine dem deutschen Ohr sehr unverständliche Weise aussprechen) war so ganz im Stil eines Opern-Finales (wie diese gewöhnlich mit drei oder viermal gesteigertem Tempo), daß ich beim Schluß, ganz den Ort vergessend, wo ich mich befand, erwartete, der Vorhang werde fallen und das Publikum applaudiren. Am 24. December des Nachts 12 Uhr hörten wir die sogenannte messe de minuit, dasmal von Lesueur's Composition. Vorher mußten wir eine große Geduldsprobe bestehen, indem wir während zwei ziemlich langer Stunden, von zehn bis zwölf Uhr, nichts als Psalmen, auf die eintönigste Weise abgesungen, dann und wann mit barbarischem Zwischenspiele der Orgel unterbrochen, anzuhören bekamen. Um zwölf Uhr fing endlich die Messe an. Wieder der frivole Theaterstil, wie in der von Plantade, in der feierlichen Mitternachtsstunde aber nur noch widerlicher. Was mich dabei am meisten wunderte, besonders von Lesueur, der hier in dem Rufe eines vorzüglichen Harmonikers steht und als Harmonielehrer, wenn ich nicht irre, im Conservatorium Unterricht ertheilt, nicht einmal vierstimmige Führung der Gesangsstimmen! Mag es auch in der Oper zuweilen von Wirkung sein, wenn man nur zweistimmig schreibt, die Soprane mit den Tenoren und die Alte mit den Bässen in Octaven gehen läßt, theils um den gewöhnlich schlechten Theaterchören die Execution zu erleichtern, theils um mehr materielle Kraft dadurch zu erreichen, so scheint es mir doch ganz barbarisch, dieses in der Kirche einzuführen, und ich möchte daher wohl wissen, was Herr Lesueur, der gewiß ein denkender Künstler ist, dabei beabsichtigt. An die Stelle des Offertoriums waren Varationen von Nadermann für Harfe, Horn und Violoncell eingeschoben, vom Componisten und den Herren Dauprat und Baudiot vorgetragen. Du weißt, daß mir in Deutschland ein ernster Symphonie-Satz an dieser Stelle schon zu weltlich vorkam, kannst dir daher leicht denken, welchen widrigen Eindruck diese galanten, französischen Harfen-Variationen in einer Messe um die Mitternachtsstunde auf mich machen mußten, und doch sah ich die Anwesenden andächtig beten. Wie gelingt es ihnen nur, bei solcher trivialen Musik einen frommen Gedanken zu fassen! Entweder ist diese für sie ohne alle Bedeutung, oder sie verstehen ihr Ohr gänzlich zu verschließen; denn sonst müßten sie unausbleiblich dadurch, wie ich, an das Ballet der großen Oper erinnert worden sein, wo diese drei Instrumente bei den üppigsten Tänzen auf gleiche Weise gebraucht werden. Die Harfe, obgleich in uralten Zeiten das Lieblings-Instrument eines frommen Königs, sollte schon deßwegen aus der Kirche verbannt sein, weil sie zum gebundenen Stil, dem einzigen für die Kirche passenden, völlig untauglich ist. Aber wirst du es glauben, wenn ich dir versichere, daß selbst der würdige Meister Cherubini sich durch das böse Beispiel hat fortreißen lassen und auch in seinen Messen der Theaterstil oft vorherrschend ist. Zwar entschädigt er bei solchen Stellen durch vorzügliche, effektvolle Musik; aber wer kann diese genießen, wenn es ihm nicht gelingt, gänzlich zu vergessen, an welchem Orte er sie hört? Es wäre auch weniger zu bedauern, daß Cherubini sich ebenfalls vom wahren Kirchenstil entfernt, wenn er nicht in einzelnen Nummern zeigte, wie würdevoll er sich darin zu bewegen weiß. Mehrere einzelne Sätze seiner Messen, besonders die kunstreich durchgeführten Fugen, und vor allem sein pater noster (bis zum weltlichen Schluß), liefern die herrlichsten Belege dazu. Hat man es aber erst über sich gewonnen, an diesem, oft ausschweifenden Stil kein Aergerniß mehr zu nehmen, so kann man den höchsten Kunstgenuß finden. Durch reiche Erfindung, gewählte, oft ganz fremdartige Harmoniefolgen, und eine kluge, durch vieljährige Erfahrung geleitete Benutzung der materiellen Kunstmittel, weiß er so gewaltige Effekte hervorzubringen, daß man unwillkürlich mit fortgerissen wird, bald alles Klügeln vergißt und sich nur seinem Gefühle und dem Genusse überläßt. Was würde dieser Mann geleistet haben, wenn er, anstatt für Franzosen, immer für Deutsche geschrieben hätte! — Bei den häufigen Gelegenheiten, die ich in Privat-Gesellschaften fand, vor Cherubini zu spielen, hatte ich keinen sehnlicheren Wunsch, als diesem von mir so hochverehrten Meister alle meine bis dahin geschriebenen Quartetten und Quintetten, so weit ich sie würdig hielt von ihm gehört zu werden, nach und nach vorzuführen und ihn um sein Urtheil darüber zu bitten. Allein dies gelang mir nur mit sehr wenigen, denn als Cherubini das erste Quartett (es war Nr. 1 der in Frankfurt geschriebenen Op. 45) angehört hatte, und ich nun ein zweites auflegen wollte, protestirte er, und sagte: „Ihre Musik wie überhaupt die Form und der Stil dieser Musikgattung ist mir noch so fremd, daß ich mich nicht gleich hineinfinden und gehörig folgen kann; es würde mir daher sehr lieb sein, wenn Sie das eben gespielte Quartett sogleich noch einmal wiederholten!“ Ich war sehr erstaunt über diese Aeußerung und begriff sie erst, als ich später erfuhr, daß Cherubini die deutschen Meisterwerke dieser Gattung von Mozart und Beethoven noch gar nicht kenne und höchstens einmal ein Haydn'sches Quartett in den Soireen Baillot's gehört habe. Da auch die übrigen Zuhörer in den Wunsch Cherubini's einstimmten, so willfahrte ich um so lieber, als bei der ersten Execution Einiges noch nicht ganz gut zusammen gegangen war. Er sprach sich nun sehr günstig über meine Composition aus, lobte die Form, die thematische Bearbeitung, den reichen Harmoniewechsel und besonders das fugato im letzten Satze. Weil ihm aber Manches noch immer nicht ganz klar geworden war, so bat er um eine zweite Wiederholung, sobald wir uns auf's neue treffen würden. Ich hoffte, er würde nicht weiter daran denken und legte deßhalb bei der nächsten Musikpartie ein anderes Quartett auf. Doch ehe ich noch beginnen konnte, erneuerte Cherubini sein Verlangen, und so mußte ich also dasselbe Quartett zum drittenmale spielen. Ebenso ging es auch mit Nr. 2 von Op. 45, nur daß er sich mit noch entschiedenerem Lobe darüber aussprach und namentlich vom Adagio sagte: „Es sei das schönste von allen, die er jemals gehört habe.“ In gleichem Maße gefiel ihm auch mein Pianoforte-Quintett mit der concertirenden Begleitung der Blas-Instrumente, und es mußte deßhalb sehr oft wiederholt werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 51. Bremen, 16. December. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Die jetzige Oper in Berlin.

Von A. Lücke.

Das will sagen: die italiänische Oper; denn mit der deutschen hat es jetzt weiter nichts auf sich, als daß ein paarmal im Monate im königlichen Opernhause anstandshalber, oder um dem italiänischen Sängerpersonale eine Erholung zu gewähren, das deutsche Personal mit einer klassischen oder auch nichtklassischen Oper inkommodirt wird, wie zum Beispiel mit der „Katharina Cornaro“, welche in letzter Zeit neu einstudirt auf der Scene erschien. In beiden Fällen ist der Zuhörerraum schwach besetzt; im ersteren aus dem Grunde, weil schlecht gesungen wird, im letzteren, weil die Musik langweilig ist und gleichfalls schlecht gesungen wird. Verlange aber auch Jemand Feuer und Hingabe von den Künstlern, wenn sie sich als Lückenbüßer wissen, und wenn sie ihr Publikum ihnen den Rücken zuwenden und wie besessen dem Neuen und Fremden zulaufen sehen! Als im vergangenen Jahre das neue Victoria-Theater eine italiänische Oper brachte (seit zwölf bis vierzehn Jahren hatte Berlin keine mehr gehabt) mit einem ausgezeichneten Tenoristen, zwei ausgezeichneten Primadonnen und einem sehr guten seriösen und einem ebensoguten Buffobaß, war die Musikwelt — nicht ausgeschlossen viele Musiker und Kritiker von Fach — aus Rand und Band vor Entzücken; den letzteren war das lange und oft hergesagte Sündenregister der italiänischen Operncomponisten vollständig aus dem Gedächtniß geschwunden. Nie hatten sie es früher unterlassen — selbst nicht in Fällen glänzendsten Erfolges einer „Norma“, „Lucia“, „Nachtwandlerin“ u. s. w. mit der Lind, Garcia, Schröder-Devrient, Moriani und Andern — nie hatten sie es vergessen, eine Unterscheidung festzuhalten zwischen dem Werke des Sängers oder der Sängerin und der Musik, welche letztere grade wegen ihrer Charakterlosigkeit den Ersteren den freiesten Spielraum für Erschaffung ihres eigenen Kunstwerks gewährte. Keine Rede war mehr von dieser Unterscheidung; das Gute, was sich von der neuitaliänischen Oper sagen läßt, wurde hervorgesucht und frisch aufgestutzt und aufgeputzt an's Licht gestellt. Sogar Verdi, der Nachtreter der Nachtreter Rossini's, der Erfindungsärmste und dafür Entlehnungs- und Lärmreichste unter allen, auf dessen Ernani, Nabucco und Lombarden früher kein Mensch in Berlin hatte anbeißen wollen — sogar Verdi fand Gnade und Wohlgefallen vor den Augen der Kritik. Berlin war aber auch wirklich ausgehungert in Bezug auf Oper; die neue und frische Kost konnte mager sein: in der pikanten Zubereitung und vortrefflichen Servirung wirkte sie Wunder. Zudem handelte die Lorini'sche Gesellschaft weise, mit dem unverwüstlichen „Barbier von Sevilla“ zu debütiren; der alte Reiz der Musik bewährte sich wie Gold, und die letztere gab den Sängern Gelegenheit, alle ihre Vorzüge vollständig zu entfalten. Der „Barbier“ schoß Bresche, und de Carrion, die Artot und die de Ruda deckten mit dem Schilde ihrer Meisterschaft alles Kraft- und Wehrlose, was hinter dem „Barbier“ eindrang. Das geräumige Victoriatheater war bis unter die Decke gefüllt, das königliche Opernhaus stand leer, und Herr von Hülsen, der bis dahin sich als ein so guter Finanzmann bewährt hatte, daß seine Kasse stets bedeutende Ueberschüsse aufwies, hatte für jene Saison einen bedeutenden Ausfall zu registriren. Die höchste, ja einzige Aufgabe einer Hofcharge wird es immer sein, Wohlgefallen vor den allerhöchsten Augen zu finden, und da unser Intendant die Leitung der beiden königlichen Bühnen jedenfalls ausschließlich als Hofcharge auffaßt, so glaubte er seine Aufgabe nicht glücklicher lösen zu können, als durch Erzielung höchstmöglicher Einnahmen, obgleich der jährliche bedeutende Zuschuß der Krone (wenn ich nicht irre, 60,000 Thaler) auf dergleichen Finanzoperationen nicht berechnet zu sein scheint. Ließ sich damit zufällig die Förderung der Kunstinteressen vereinigen — gut; wo nicht — nun dann nicht, der erwähnte Ausfall mußte ihm deßhalb an die Seele gehen; die Meinung des Publikums, daß er von der dramatischen Kunst nichts verstände, konnte der Hofintendant und Hofmarschall mit Gleichmuth über sich ergehen lassen, aber die Meinung an höchster Stelle, daß er ein schlechter Hofintendant sei, das ging über den Spaß. Er hatte sich oft beklagt über die Konkurrenz, welche die kleineren Bühnen den königlichen machten, und eifrig die Reste von Monopol, welche den Hoftheatern noch verblieben waren, (das ausschließliche Recht auf Trauerspiel und Ballet) vertheidigt. In Ermangelung jedes andern Mittels, der Kalamität der Oper abzuhelfen, entschloß er sich, als ihm der Himmel die Gelegenheit dazu darbot, selbst den Weg der Concurrenz zu betreten. Die verschiedenen Leiter des Kroll'schen Vergnügungslokals, das bekanntlich auch eine Bühne hat, hatten schon unzählige Experimente gemacht, um letztere und damit das ganze Unternehmen auf einen grünen Zweig zu bringen, wie es scheint von der Voraussetzung ausgehend, daß ein Theaterunternehmen ein Geschäft sei, wie jedes andere, z. B. Gastwirthschaft, Häuserhandel oder sonst eine bürgerliche Handtirung. Der Erfolg der italiänischen Oper im Victoriatheater gab diesen Männern also die von ihrem Standpunkte aus vielleicht ganz richtige, im Uebrigen aber ganz aussichtslose Idee ein, daß die Vorführung einer italiänischen Oper für sie dieselben Vortheile herbeiführen würde, wie für die Leiter des Victoriatheaters. Es wurde also für den Winter 1860—61 eine italiänische Oper (unter dem Impresario Merelli) engagirt. Ich weiß nicht, welche Hindernisse sich der Eröffnung entgegenstellten; Herr von Hülsen griff mit beiden Händen nach der Gelegenheit, die ihm die Gewinnung der Gesellschaft für das Opernhaus bot, das Minus seiner Kasse in ein großartiges Plus zu verwandeln. Zwar war bereits die Geburts- und Geldaristokratie abonnirt bei der Lorini'schen Gesellschaft, allein zwei Theater zu füllen ist eine Kleinigkeit für Berlin, welches acht öffentliche und

mehr als ein Dutzend größere Liebhabertheater aufzuweisen hat. Der Wettstreit begann, Anfangs etwas matt von Seiten des Herrn von Hülsen, später mit besserem, wenn auch nie vollständigem Erfolge. Der Artot und Lagrange dort steht hier nur die Trebelli ebenbürtig gegenüber, da die Mariani nur theilweise Erfolge feiert; das Haus ist leer, wenn die Trebelli nicht singt oder keine Hauptpartie hat. Dem de Carrion dort können beide Tenore hier keine Concurrenz machen. Zwischen den Bässen konnte das Urtheil schwanken, doch ist ihre Bedeutung eine untergeordnete. — So haben wir oft an einem Abende zwei italiänische Aufführungen, manchmal von einer und derselben Oper; die deutsche liegt wie ein Wrack auf der Sandbank. Der Barbier will nun in diesem Jahre doch nicht mehr recht ziehen, und so theilen sich die Ehren der Stagione zwischen der Traviata und Rigoletto von Verdi. Jene Oper ist aus dem bekannten Demimondestücke des jüngeren Dumas, la dame aux comelias, zugeschnitten, letztere aus dem „le roi s'amuse" des Victor Hugo. Beide Stücke oder Texte sind für einen an reinliche Kost gewöhnten Geschmack von ekelhaftem Hautgout. Die Kameliendame wurde ihrer Zeit in der Bearbeitung von Max Ring unter dem Titel „Eine moderne Magdalene" im Wallner'schen Theater oft gegeben. Was wurde damals nicht gescholten über das Vorführen der liederlichen Lorettenwirthschaft auf der Bühne, über die sogenannte Lazarethscene, welche einen ganzen Akt hindurch ekelhaft-pathologisch das Sterben einer Schwindsüchtigen schildert! Indessen Jeder mußte das Stück sehen; Viele erbauten sich auch an ihm, aber die Kritik wahrte wenigstens das Recht der reineren Kunst. Heute unter der Einkleidung italiänischer (oder pseudo-italiänischer) Musik erhält das Werk von den öffentlichen Hütern des Geschmackes das ehrenvollste Anerkennungszeugniß vollkommen ästhetischer und moralischer Führung. Goethe, sagen sie, hat in seinem Gedichte „Der Gott und die Bajadere" dasselbe Thema behandelt und damit ästhetisch dargethan, daß Reue und wahre Liebe eine schuldvolle Vergangenheit zu sühnen und auszulöschen im Stande seien. Ganz wohl; nur ist es ein eignes Ding mit der Aesthetik und den manchmal zwar sehr feinen, aber in der Wirkung außerordentlich starken Unterscheidungen, welche sie aufstellt. Derselbe Gegenstand, welcher beim Lesen die Phantasie ergötzt, kann, real dem Auge vorgeführt, ganz die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen; eine Menge verfehlter dramatischer Werke, zu deren Anfertigung sich die Verfasser durch den Reiz eines Sujets in der erzählenden Form verleiten ließen, zeugen für das Vorhandensein und die Wirkung solcher Unterschiede.

Verdi ist in seiner Entwicklung denselben Weg gegangen, welchen Rossini und Donizetti einschlugen, und welchen wahrscheinlich auch Bellini eingeschlagen hätte, wenn er nicht so frühzeitig gestorben wäre. Wie jene, folgte er in dem ersten Theile seiner Werke naiv den Eingebungen seines nationalen Genies und suchte später auf dem Wege der Reflexion die Elemente desselben mit dem der französischen Oper, der Dramatik, und dem der deutschen, der Harmonie, zu versetzen. Nur gelangte Verdi weit eher bei diesem Punkte an, als Rossini (erst mit seinem letzten Werke dem „Tell") und Donizetti. Nur dem Genie Rossini's ist die gegenseitige Durchdringung der Elemente gelungen; bei Donizetti und Verdi stehen sie mehr oder weniger getrennt nebeneinander. Eigentlich schwungvoll und hinreißend ist keine einzige Stelle in der Traviata. Wo sich der Componist in der reinen Melodik versucht, ist er trivial. Meistentheils wirkt er durch Combination äußerlicher Effekte, manchmal durch gute harmonische Durcharbeitung, oft durch ein Aneinanderstellen von Kontrasten, welche manchmal, wie einer derselben im letzten Akte, von solcher Rohheit sind, daß sie ihre Wirkung selbst auf die anspruchslose und beifallswüthige große Masse verfehlen. Jener letzte Akt zeigt uns das Krankenzimmer der Violetta und sie selbst im letzten Stadium ihres Brustleidens. Nach der Erklärung des Arztes gegen ihre Freundin und Pflegerin hat sie nur noch wenige Stunden zu leben; sie erblickt ihre Gestalt im Spiegel als abgemagertes Gespenst, der Tod tritt ihr mit fürchterlicher Gewißheit vor die Seele. Unter den quälenden Betrachtungen darüber ertönt draußen vor dem Fenster der tolle Chor der Begleiter des Fastnachtsochsen! Die Extreme berühren sich: das äußerste Raffinement wird zur Rohheit! Wie sich die Scene in dem eigentlichen Drama gestaltet, oder ob sie darin vorkommt, ist mir nicht mehr erinnerlich. Das Letztere ist wohl wahrscheinlich, indessen muß sie wohl etwas anständiger ausgeführt sein, denn ich erinnere mich nicht, so widerwärtig, wie hier, dadurch berührt worden zu sein. Möglich ist auch, daß sie der deutsche Bearbeiter gestrichen hat.

Verdi befleißigt sich bekanntermaßen des Grundsatzes Moliere's: Je prends mon bien, ou je le trouve. Der Ausspruch wird auch andern Genies zugeschrieben, und in der That, wenn derjenige, der ihn befolgt, nur ein echtes Genie ist, so wird ihm Niemand Unrecht geben, denn die Welt steht sich vortrefflich dabei. Da nun Verdi in den Augen seiner Landsleute und auch außerdem noch Mancher sonst für ein überaus großes Genie gilt, so wird er auch die Freiheit des Zugreifens nach allen Seiten hin als ein Recht für sich in Anspruch nehmen. Aber einer dieser Griffe in seiner tragischen Oper macht einen höchst belustigenden Eindruck. Violetta (die Kameliendame) hat sich auf das Zureden des Vaters ihres Geliebten (Alfred) entschlossen, auf ihn zu verzichten; sie ist entflohen, ohne daß Alfred weiß, wohin; er ist vernichtet bei der Nachricht, und der Vater, um ihn zu trösten, stimmt ein Andante an, dessen Klänge die meisten der Zuhörer gar heiter anmuthen, denn sie haben ja in lustigen Stunden bei Bier oder Wein das alte Studentenlied danach gesungen: „'S giebt kein schönres Leben, als das Studentenleben in der ganzen, ganzen weiten Welt &c." Auch die Leierkasten vor zwanzig Jahren hatten das Lied auf ihrem Repertoir, jedoch mit dem Texte: „Ist denn gar kein Weg — ist denn gar kein Steg" . . . Die Partie der Violetta singt die Madame Lagrange, neuerdings engagirt, um mit der Artot zu alterniren. Sie ist nach den gewöhnlichen Begriffen eine Sängerin ersten Rangs und erntet demgemäß nach jedem ihrer Stücke rauschenden Beifall. Im Spiele erhebt sie sich allerdings über die große Mehrzahl der dramatischen Sängerinnen, und in Bezug auf Gesangsvirtuosität führt sie Kunststücke aus, bei denen dem Zuschauer oder Zuhörer schwindelt, im Uebrigen aber hat ihr Gesang etwas Ausgehöhltes; der eigentliche dramatische Charakter, dessen Aeußerungen die Seele des Zuhörers packen und mit sich fortreißen, fehlt dem Gesange ganz. Das Stimmmaterial ist scharf angegriffen, und außerdem fröhnt die Sängerin, gleich den meisten ihrer italiänischen und französischen Collegen und Colleginnen, dem Laster des fortwährenden Tremolirens, und zwar in einem unerträglichen Grade. Unzählige Male war ich in Zweifel, ob der Ton eine einfache gehaltene Note oder ein Triller sein sollte. Nun frage ich aber einen Jeden, dem nicht der letzte Rest von natürlichem richtigen Gefühl für Gesang abhanden gekommen ist, was ein Gesang ist ohne einen glatten festen Ton. Was würde man von dem Bildhauer sagen, der eine Statue aus einem Materiale arbeitete, das die Fügung eines Badeschwamms besäße? Oder von dem Maler, der ein Bild auf ein grobes Sieb malte? Es giebt Fälle, in denen der Sänger die Stimme vibriren lassen kann und muß, nämlich im Momente der höchsten Erregung und Leidenschaft; in diesen seltenen Fällen ist das vibrato von der höchsten Wirkung, während es, constant angewendet, den Eindruck der Gebrechlichkeit macht. Und eine Gebrechlichkeit ist es in der That bei dem einen Theile der damit Behafteten, während es bei einem zweiten Theile Manier oder Angewöhnung, bei einem dritten Theile Schwäche und Manier zu gleicher Zeit ist.

Mancher, der die Kameliendame als Drama kennt, dürfte fragen: Wie aber nimmt sich denn die im ganz modernen Paris spielende Handlung als Oper in Bezug auf Kostüm aus? Eine tragische Oper im modernen alltäglichen Kostüm gesungen! — Die

Italiäner sind keine deutschen Pedanten. Allerdings hätte der alltägliche Gesellschaftsanzug, namentlich der Frack, zu grell abgestochen gegen das Wesen des lyrischen Dramas. Aber das Sujet paßte dem Componisten so gut, oder er hatte augenblicklich kein anderes; sollte er es um solcher Kleinigkeit willen aufgeben? Er entschließt sich also kurz und läßt die Männer in irgendeinem Phantasiekostüme auftreten, etwa in dem Ludwigs XIV.; das Damenkostüm mit Krinoline wird ja ohnehin mit geringen Modifikationen auf alle Zeitalter angewendet. Oder wäre es nicht dennoch und erst recht eine Pedanterie gewesen, ein romantisches Kostüm in Anwendung zu bringen? Machte dem Componisten die Unverträglichkeit des Kostüms mit der Handlung keinen Kummer, weßhalb schreckte er vor der andern nicht größeren Unverträglichkeit zurück, der zwischen dem Frack und dem lyrischen Drama?

Eine gradezu niederträchtige Moral demonstrirt die ganze Dichtung des »Rigoletto«; wenigstens hat der Dichter Alles gethan, um den Zuschauer das Stück in diesem Sinne auffassen zu lassen. Ein Herzog von Mantua (in dem Drama des Victor Hugo ist es ein König von Frankreich) verführt, entehrt und läßt hinrichten nach Herzenslust, sein Hofnarr Rigoletto verhöhnt die Opfer, obwohl, dem Dunstkreise des Hofes entrückt, ihn dies Amt schwer drückt, denn er selbst besitzt eine schöne Tochter, welche die einzige Freude seines Lebens ausmacht. Er behütet sie auf das Aengstlichste vor den Blicken der höfischen Wüstlinge; dennoch wird sie entdeckt, geraubt und dem Herzog als Opfer überliefert. Der Vater dingt einen Bravo, den Herzog zu ermorden, aber durch eine Verwechselung wird die Tochter ermordet. Während der Vater in der Leiche, die er in den Fluß werfen will, entsetzt sein Kind erkennt, macht sich der Herzog, ein Liedchen trällernd, durch eine Hinterthür davon! Den armen Hofnarren, welcher mit Widerwillen thut, was seines Amtes ist, trifft vernichtend die Nemesis, und der Herzog und seine Spießgesellen, welche lachend Schandthaten auf Schandthaten häufen, mögen ihr lustiges Geschäft nur fortsetzen; sie stehen sich ja vortrefflich dabei! Möglich, daß der Dichter nur hat sagen wollen: Seht, so geht es zu in unserer Welt — so hausen die Mächtigen der Erde! Dann hätte er aber sehr Unrecht gehabt, denn eine so einfache Demonstration giebt kein poetisches Kunstwerk. In der Musik des »Rigoletto« macht sich der Moliere'sche Grundsatz wieder stark geltend. Unser Mozart und speciell der »Don Juan« ist es, dem er seine Huldigung darbringt. Der erste Akt beginnt mit einer Festlichkeit beim Herzoge; dieser (Don Juan) bemerkt die schöne Frau eines seiner Hofleute (Zerline) und faßt den Entschluß, sie zu gewinnen. Rigoletto (Leporello) ermuntert ihn zu dem lustigen Streiche und verhöhnt den eifersüchtigen Gatten (Masetto), ein Tanz beginnt, dessen Musik nichts Anderes ist als eine Paraphrase der Menuette im ersten Finale des Don Juan. Später erscheint der Vater, eines der Opfer des Herzogs, und fordert die Ehre seines Kindes zurück. Er bedient sich hierbei einer musikalischen Ausdrucksweise, in welcher man sofort die Ansprache des Comthurs an den Don Juan im zweiten Akte erkennt. Komischer Weise mußte nun auch zufällig die Rolle dieses Vaters von demselben Sänger gesungen werden, welcher die Rolle des Comthurs seit zwanzig Jahren im Opernhause singt — von unserm Veteranen Zschiesche (die Aufführung des Rigoletto konnte nur durch Aushülfe von Mitgliedern der deutschen Oper ermöglicht werden). — Die weibliche Hauptrolle wurde von der Sennora Mariani gesungen, ohne bedeutenden Erfolg. Ihr Ton ist zwar schön, ihre Virtuosität nicht unbedeutend, aber die einzelnen Bestandtheile ihres Gesanges vereinigen sich nicht zur wirksamen Dramatik. Die eigentliche, wenigstens bedeutendste Primadonna ist die Trebelli (Alt). Sie hat im »Rigoletto« nur eine Scene zu singen, vorzugsweise in einem Quartette, und die Vorstellung füllt das Haus deßhalb kaum zu einem Viertheil. Was soll auch eine Verdi'sche Oper ohne eine beliebte Primadonna? Hat dagegen die Trebelli eine Hauptrolle, so ist das Haus vollständig gefüllt, so im »Tankred« von Rossini, in welchem die Trebelli die Titelrolle singt. Man muß es glauben, daß diese Musik einst Europa entzückt hat, aber unendlich schwer muß der heutigen Welt dieser Glaube werden! Mit Ausnahme der Entrata des Tankred, des berühmten „di tanti palpiti“, und eines Duetts im letzten Akte besteht die ganze Musik aus dem einförmigsten, gleichgültigsten und unbedeutendsten Phrasenwerke. Auch kam das erste der beiden Stücke durch die Sängerin nicht ganz zu der Wirkung, welcher es fähig ist. Ihre Stimme ist ein überaus wohlklingender Alt, wie allgemein behauptet wird, meiner Meinung nach jedoch ein Mezzosopran, der zum Alt herabgezwungen ist. Wie ich glaube, in Folge dieser Behandlung, muß sich die Sängerin die starken Accente der Leidenschaft versagen, sie besitzt kein Forte. Dagegen ist sie in allen andern Beziehungen vorzüglich. Ihr Ton ist fest und dabei durchsichtig, so daß er die Empfindungen rein und vollständig durchscheinen läßt, ihre Virtuosität ist vollendet. Ein schönes Aeußere und edle Bewegungen nehmen im Voraus zu ihren Gunsten ein.

Der Wellenschlag der italiänischen Sturmfluth hat sich nun auch den Kreisen der Berliner Gesangs- und Gesangmeisterwelt mitgetheilt. Eine gute Hälfte der deutschen Opernsänger wird in Berlin ausgebildet oder abgerichtet, jenachdem; dazu eine große Anzahl von Töchtern und auch Söhnen der höheren Stände, welchen ihre Verhältnisse erlauben, einen und zwei Thaler für die Stunde zu bezahlen, und welche sich dieser Mühe unterziehen theils aus wirklicher Liebe zur Musik, theils um der Befriedigung willen, sich in den zahlreichen musikalischen Gesellschaften, in den Aufführungen der großen Gesangvereine oder öffentlichen Concerten zu produciren. Die augenblickliche Vereinigung von so vielen Gesangsgrößen in Berlin hat Veranlassung gegeben, die große Frage der richtigen Schule in die Arena der Diskussion zu schleudern. Eine Anzahl von Nachfolgern Mieksch's (des letzten wirklichen Meisters der Gesanglehre) im zweiten, dritten und vierten Grade hat sich von Dresden nach Berlin gezogen, und die wissenschaftlichen Untersuchungen des Kehlkopfes, welche sie ihrer Methode zugrundelegen oder zugrundezulegen vorgeben, haben ihnen von Seiten der Empiriker und Meister des Schlendrians den Spitznamen »Kehlkopfgymnasten« zugezogen. Die Empiriker werfen den letzteren die Frage an den Kopf, ob denn die italiänischen Sänger und Sängerinnen ihre Erfolge der Kehlkopfgymnastik zu verdanken hätten. Wenn es sich um die einfache Beantwortung der einfachen Frage handelte, so müßte die erstere in einem einfachen Nein bestehen. Italiänische Lehrer und Sänger haben, wie ich vermöge meines Verkehrs mit beiden bezeugen kann, auch nicht im Traume eine Idee von der hier gemeinten Kehlkopfgymnastik. Aber bei näherer Betrachtung des Streitobjekts könnte es sich zeigen, daß die Frage hier vorläufig eine ganz müßige ist, insofern die meisten unsrer italiänischen Sänger und Sängerinnen gar keine Italiäner und auch nicht in Italien ausgebildet sind. Die Artot ist eine Belgierin, de Carrion ein Spanier, die de Ruda (welche im vergangenen Jahre glänzte) eine Ungarin, die Trebelli ist eine Französin, ebenso die Lagrange, und auch unter den Bassisten finden sich noch unitaliänische Namen. Von einer eigentlichen großen Schule ist in Italien und Frankreich sowenig die Rede, wie in Deutschland; dagegen giebt es in jenen beiden Ländern, und namentlich in Paris eine Anzahl Lehrer, welche die Gabe besitzen, einer Stimme von bedeutender Naturanlage eine äußerliche Politur zu geben. Die Naturanlage, die Politur und dazu Temperament oder bedeutende Geistesgaben machen dann zusammen ein Etwas, das die Welt für große Schule hält. Einen derartigen Lehrer — aber auch nur den einen — hat Berlin auch aufzuweisen, aber leider ist er immer noch zu sehr Deutscher, als daß er sich mit dem bloßen Poliren der Stimme genügen lassen könnte. Er will es sich nicht nehmen lassen, auch wirklich an dem Stimmmaterial zu arbeiten, und da passirt es ihm regelmäßig, daß die Stimme weg ist, wenn er mit der Bearbeitung fertig zu sein glaubt.

* Bilder aus Venedig.

Von W. Bergmann.

X.

Eine Fahrt durch den Canale grande ist eben eine, welche alle Vergleichungen mit andern von sich weist. Sie ist zugleich eine Rundschau seiner 54 Paläste. Er ist zumeist der aristokratische Stadttheil, die Wiege der meisten großen Staatsmänner und Häupter der Republik, die Adelsstraße und die wappenschildtragende Heroldin jener Aristokratie, deren Alter, Macht und Geschichte aus Symbolen von Außen und Innen redet, aber fast nur aus ihnen, da die alten Geschlechter, wenn auch noch manche Epigonen ihren Namen tragen, theils Schatten früherer Größe, theils ausgestorben sind. Neue Geschlechter sind hie und da eingezogen in die verlassenen Paläste und haben dort die Zeichen ihres Ranges aufgepflanzt.

Das Alte stürzt; es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Das ist nicht allein das Leben, welches sich heute in prangenden Modetrachten, glänzender Dienerschaft und reich decorirten Sälen dort manifestirt, sondern vornehmlich das unsterbliche Leben des Geistes der Geschichte, welches vor dem Auge jeder denkenden Seele waltet und sich in ihr gleichsam noch einmal durchlebt. Mögen jene Paläste zusammenstürzen; ihre Formen sind durch den Griffel und die Thaten Derer, welche von dort eine große Vorzeit schaffen und lenken halfen, durch die Presse verewigt. Das geschichtliche Interesse an jenen Palästen wetteifert mit dem Kunstinteresse. Das erstere bedarf nach dem Gesagten keiner Erklärung, und das letztere beruht in den verschiedenen Baustilen. Der gothische, romanische und Renaissancestil herrschen vor. Andere 38 Paläste liegen zerstreut im Innern der Stadt. Die Gondel verläßt die Piazetta und schwebt bald zwischen der Kirche Maria della Salute zur Linken und dem Palast Contarini Fason zur Rechten. Mit geläufiger Zunge berichtet der Gondolier, der mittels einer Wendung der reizenden Palastfronte zusteuert, daß, trotz des Widerspruchs der Letterati, hier die schöne Desdemona Brabantio gewohnt habe. Mag es eine Sage sein! Genug! So oft ich in stiller Mondnacht unter diesen maurischen Balkonen und gothischen Bogenfenstern vorüberfuhr, umwehten mich die Irisschwingen des Phantasus so verlockend, daß ich mich der süßen Täuschung hingab.

Palast Contarini.

Rechts steht am Kanale grande
Nächst der Kirche dell' Salute
Ein Palast. Fahr' ich vorüber
Nachts, wird seltsam mir zu Muthe.

Denn es flüstert dort wie Sage,
Flüstert fast mich an in Worten,
Und ich seh' ein Mädchen stehen
In den hohen Fensterpforten.

Unten tief auf dem Kanale
Schwankt's wie Schatten einer Gondel;
Leise singt darin von Liebe
Zu ihr auf ein zweiter Blondel.

Hell umfließt ein goldgestickter,
Weißer Mantel ihm die Glieder,
Aber dunkel ist sein Antlitz,
Wie des Raben schwarz Gefieder.

Und er legt beiseit die Laute
Und beginnt ihr zu erzählen
Von Samum und Löwenkämpfen,
Karavanen und Kamelen.

Still! — Ruft's droben nicht: Othello!
Aus den Schatten: Desdemone? —
Morgen graut. Der Palast öde
Steht, als ob drin Niemand wohne.

Zur Linken bespült die Fluth die Marmorstufen eines stolzen Palastes. Die Geschichte hat ihn gezeichnet. Ein Titan hat ihn bewohnt, dessen eiserner Umarmung sich die stolze keusche Lagunenkönigin nach vergeblichem Sträuben demüthig ergab. Wie oft senkte sich wohl dein Siegerblick wohlgefällig auf das schönste ihrer Glieder, ihren mit Palästen wie mit Perlen geschmückten Arm, den sie einst mit dem Schwerte der Macht bewehrt zur Schau trug.

Palast Balbi.

Wie mahnend schauen nieder die Paläste
Als stumme Chronik aus versunk'nen Tagen
Von dem, was sie gesehen und getragen,
Wer ihre stolzen Gründer, Herrn und Gäste.

O könnt'st du sagen, schöngethürmte Veste,
Wie stolz hier einst des Korsen Herz geschlagen,
Als er hieher gelenkt den Siegeswagen
Und niedersah auf seiner Sclavin Feste.

Im Fenster stand der bleiche Heldenschatten;
Mit flücht'gem Lächeln und mit düstern Blicken
Sah er hinab auf jubelnde Regatten

Und Nobili, die tief vor ihm sich bücken. —
Fühlt' er, die dunkle Hand in den Geschicken,
Die ihn erhoben, werd' auch ihn bestatten?

Weiter hin zur Rechten schaut wieder ein Palast auf uns nieder, dessen Mauern einst die bald stürmenden, bald schwermüthigen Harfentöne eines großen Dichtergeistes vernahmen, der hier längere Zeit wohnte. Aus dem Geschlechte, dessen Namen der Palast nennt, trugen nicht weniger als sieben Abkömmlinge die Dogenkrone.

Palast Mocenigo.

I.

Mein staunend Auge mustert die Paläste,
Indeß die Gondel durch die Wellen gleitet,
Und wie die Seele sich im Anschaun weitet,
Nennt mir der Gondolier sie all' auf's Beste.

O seht, Signor, dort, wo der goldbetreßte
Barkajolo an Marmorstufen schreitet,
Wohnt' ein Geschlecht, das siebenmal geleitet
Das Schiff des Freistaats ruhmreich treu und feste.

Es ist der Palast Mocenigo. Ha!
Wie hing mein Aug' an Fenstern und Balkonen!
Wie rang mein Geist, das Bild sich einzuprägen!

Ich dachte deß' nicht, was die Stätt' einst sah,
Des Ruhms nicht, noch der sieben Dogenkronen:
Es tönten and're Stimmen mir entgegen.

II.

Der Palast Mocenigo! Heil'ge Stelle,
Wo einst ein Dichter wohnte und sie weihte!
Du stehst, ein Denkmal seines Ruhms, noch heute;
Von seinen Liedern flüstert noch die Welle.

Auf dem Balkon dort rang in Mondenhelle
Manch schönes Aug' um seiner Liebe Beute,
Durch jene Säle weht, wie leis' Geläute,
Noch Kuß und Zitherklang und Lärm der Bälle.

Auch hier fand deine Seele keine Rast.
Sie sucht' in allen Fernen Ideale
Und rang und buhlte mit der Wirklichkeit.

Die Form zerbrach, von innrer Gluth erfaßt,
Doch unzerbrechlich bleibt die Liederschale,
Darin dein Geist sich Mit- und Nachwelt beut.

In der Nähe der Rialtobrücke fesselt den Blick ein Palast mit hohem Eingangsportale. Er ist im Renaissancestile von Sansovin erbaut. Ihn bewohnte der letzte Doge Ludovico Manin, der 1797

den Herrscherstab über die langsam dahinsterbende Republik dem jungen sieggekrönten Korsen zu Füßen legte.

Alles Letzte und namentlich das, welches in unsere Zeit hineinragt, ergreift uns tiefer, weil da der Tod mit dem letzten Hammerschlage den Sarg schließt. Es war ja ein greiser, hochberühmter Todter, den das unerbittliche, aber gerechte Schicksal begrub, die Republik selbst. Ein noch lebender Enkel des letzten Dogen versuchte sich vor einem Jahrzehend in der Rolle eines Rächers und Todtenbeschwörers, aber seine Dictatur war bis jetzt ein schnell verrauschter Traum. Was die Lawinen der Weltgeschichte begraben haben, steht in derselben Gestalt nicht wieder auf.

Palast Manin.

Es weht mich an, wie modriger Geruch,
Vor dieses Palasts hochgewölbten Pforten,
Und eine Stimme spricht in leisen Worten:
Es ist des Freistaats letzter Odemzug.

Der Staub vom zugeschlagnen goldnen Buch;
Du athmest längst ihn hier an allen Orten.
Der letzte aller Dogen mußte dorten
Sie seufzend beugen einem stolzen Spruch.

Ein Schemen nur der frühern Größ' und Macht,
Schwand er vor eines Welterob'rers Winken,
Der selber bald verschwand in letzte Nacht.

Er auch wird einst den Kelch des Schicksals trinken,
Deß' Banner vor San Marco's Dome flaggt,
Und dieses wird vor einem andern sinken.

Es spricht uns wohlthuend an, daß die Balkone und Fensterbrüstungen der noch bewohnten Paläste größtentheils mit dem Blumenflor des Südens so reich geschmückt erscheinen, daß das blühende Gezweig sich durch die Gitter rankt oder in Guirlanden auf den Kanal hinabhängt. Sie gleichen so über dem Wasser schwebenden Miniaturgärten und beleben zugleich das todte Gestein. Bei Volksfesten sind die Balkone noch überdies mit bunten Teppichen behängt.

Wenn ich vorüberfahr' an den Palästen.

Wenn ich vorüberfahr' an den Palästen,
Wo auf den düstern, gothischen Balkonen
Des Südens Blumenflore reichlich thronen
Und niederhangen Ranken sammt den Aesten,

Die, hin und her gewiegt von leisen Westen,
Entfalten ihre duft'gen Blüthenkronen,
Als seien sie von ihnen, die dort wohnen,
So schön geordnet zu Venedigs Festen;

Wenn dann in meine Gondel niederschweben,
Vom Wind' gelöset, Blätter oder Blüthen,
Ist mir's, als ob dem Tod' ein süßes Leben,

Dem Stein ein warmer Odem Trotz will bieten.
Es liebt ja die Natur, zu überweben
Verwes'tes stets mit ihren Neophyten.

Dem Palaste Manin schräg gegenüber führt ein Nebenkanal zum Kirchlein San Apollinare, in dessen Nähe in ziemlich düsterer Umgebung jener Palast steht, aus dessen Mauern eine schwärmerische Liebe eine der schönsten und edelsten Töchter Venedigs nach romantischen Abenteuern zum Throne Toskanas, aber auch zu einem schauerlichen Ende führte. Den Eingang bildet eine schöne säulengetragene Vorhalle.

Palast Bianca Capello.

Du stehst im Gassenlabyrinth verloren
Und trägst nur dunkle Reste früh'rer Pracht,
Doch hat die Schönheit, die in dir geboren,
Zu einer Königshalle dich gemacht.

Hier war's, wo Macht sich vor der Liebe beugte,
Natur dich wob, Bianca, schönes Bild,
Und mit der Triebe süßestem dich füllt',
Damit dein Glanz vom Thron Toskana's leuchte.

Ein Liebesepos war dein inn'res Leben
Und dein Geschick ein schaurig Trauerspiel;
Doch wird dich stets der Glorienschein umschweben,
Der je auf Liebesmärtyrinnen fiel.

* Kaulbach und seine Goethebilder.

Von H. Deneke.

Bremen, 12. December.

Die neuesten Arbeiten Kaulbach's, die Zeichnungen von Frauen nach Goethe's Dichtungen, sind durch vortreffliche Münchener Photographien vervielfältigt und in die Oeffentlichkeit der Kunstwelt gelangt. Auch in unserem Kunstverein wurden dieselben zur Ausstellung gebracht und fanden allgemein eine warme und lebhafte Theilnahme. In der That ist ihr Werth auch von hoher Bedeutung. Der Eindruck, welchen — wenigstens die meisten von ihnen — erregen, wirkt unmittelbar ergreifend und fesselnd, und ihre künstlerische Durchbildung ist — eines Kaulbachs würdig — von meisterhafter Vollendung. Die malerische Lösung der Aufgaben hat uns wahrhaft erfreut und entzückt.

Was aber namentlich Veranlassung giebt, hier diese Compositionen zu erwähnen, ist der Umstand, daß sie für die Charakterisirung Kaulbachs von entschiedener Bedeutung sind. Nur in Nebendingen ist eine Verwandtschaft mit seinen älteren Arbeiten sichtbar, in dem Hauptausdruck aber, in dem seelischen Inhalt erscheint uns Kaulbach durchaus und vollkommen neu. Seine künstlerische Individualität zeigt sich hier von einer bis dahin unbekannten Seite; sie erscheint liebenswürdig durch die Tiefe der Empfindung und die Wärme des Gemüths. Und gerade diese Eigenschaften sind es, welche allein dem Künstler wie dem Dichter die Nation gewinnen, welche allein ihrer Kunst eine veredelnde Mission eröffnen und sichern. Ludwig Richter ist bekannt und geliebt, aber Kaulbach ist kein nationaler Maler geworden, wenn auch die französische Kritik ihn als den wahren Kunstrepräsentanten des »Denkervolkes« bezeichnet. Wäre zwar diese Charakteristik des deutschen Volkes erschöpfend, so möchte Kaulbach auch der Repräsentant desselben in der Kunst zu nennen sein. Denn seine Kunstwerke wollen nicht empfunden, sie wollen verstanden sein. Sein Feld ist die Allegorie, die Mythe, die Sage. Der Geist der Verneinung, der unübertrefflichsten Satire belebt seine Werke, aber nicht der Zug einer warmen Begeisterung.

Namentlich seine historischen Compositionen enthalten hiervon nichts; sie zeigen keine Momente, welche ein großes tragisches Geschick, eine erhabene Leidenschaft, einen gewaltigen Schmerz veranschaulichen und augenblicklich und mächtig das menschliche Herz ergreifen; sie begnügen sich nicht einen geschichtlichen Moment historisch objectiv und treu zu schildern, sondern sie sind bestimmt, eine große Symbolik, die Erfüllung einer biblischen Verkündigung, den Wendepunkt geschichtlicher Perioden zu charakterisiren und zu zeichnen. Wenn dann die Phantasie des Künstlers diese Aufgabe nicht in einem malerischen Moment darzustellen vermag, so bedient sie sich — wie die Zerstörung Jerusalems zeigt — einer Reihefolge von Momenten und einer Reihefolge von Handlungen, deren innerer Zusammenhang sich nur durch die Speculation des Verstandes ermitteln läßt. Es ist bezeichnend, daß Kaulbach selten oder nie kirchliche Stoffe gewählt hat. — Seine historischen Gemälde mögen geistreich componirt sein, aber sie lassen kalt und nüchtern; sie mögen schöne

Einzelnheiten enthalten, aber sie entbehren eine alles zusammenfassende Einheit, einen gewaltig ergreifenden Mittelpunkt. Der hohe Priester in der Zerstörung Jerusalems, welcher den Dolch auf die Brust zückt und fortwährend zückt, aber immer nicht zustößt, vermag jenen Mittelpunkt nicht zu ersetzen, die Theilnahme des Beschauers nicht zu erregen; er vermag höchstens die Richtigkeit von Lessing's Satz zu beweisen, daß man ohne Gefahr komisch zu wirken in der Malerei keinen Moment als dauernd darstellen kann, welcher seiner inneren Natur nach vorübergehend ist.

Man wird uns vielleicht einwenden wollen, Kaulbach's historische Bilder seien für einen bestimmten Zweck, für die Darstellung einer Weltgeschichte in dem Treppenhause des Berliner Museums bestimmt, und daher erkläre sich jene Weise der Composition. Wir erinnern aber daran, daß die Zerstörung Jerusalems zu einer Zeit entstanden ist, wo Kaulbach noch keine Ahnung hatte von der späteren Verwendung des Bildes, und daß es gerade diese selbständig entworfene Composition war, welche Friedrich Wilhelm IV. veranlaßte, Kaulbach die Gemälde für das neue Museum zu übertragen.

Seine Richtung in der historischen Malerei ist in der That ohne äußern Einfluß frei gewählt. Sie hat schon viele und große Vertreter vor Kaulbach gefunden und ist deßhalb entschieden historisch berechtigt. Aber ästhetisch können wir uns nicht mit ihr befreunden. Unserer Meinung nach kann die Malerei nur dann unmittelbar ergreifend wirken, wenn sie einen einzigen malerisch bedeutenden Moment wählt, welcher sich augenblicklich und selbständig ausspricht. Versucht sie aber viele in der Zeitfolge verschiedene Momente in einem Bilde zu vereinigen, so überschreitet sie die engen Grenzen der Malerei und betritt das Gebiet der Poesie; sie erfordert die Combination des Verstandes und verzichtet auf das wahrhaft Ergreifende der Kunst. Auch Kaulbach scheint uns die Richtigkeit dieser Behauptung zu beweisen. Denn wo er sich darauf beschränkt die poetische Sage ohne jeden tiefsinnigen Beisatz darzustellen, da hat er, wie bei der Hunnenschlacht, auch die großartigsten Erfolge erreicht. — Unserer Ansicht nach sollen historische Momente, welche malerisch genannt werden dürfen, zunächst freilich eine bestimmende Bedeutung in der Geschichte besitzen, sie sollen aber namentlich die rein menschliche Theilnahme des Beschauers erregen können und sollen das auch dann vermögen, wenn diesem der Hergang der Geschichte unbekannt geblieben wäre. Erscheinungen von Gesandten bei Höfen und dergleichen sind unserer Meinung nach selten malerisch; daß sie und viele ebenso unerquickliche Stoffe aber doch so unendlich oft gemalt sind, daran ist die Kritik nicht wenig Schuld, welche nur zu oft den malerischen Werth vergißt und nur die historische Treue für ihre kritische Beurtheilung im Auge behält. — In der That fehlt Kaulbach's historischen Werken die Wärme der Empfindung, und schwerlich werden sie je eine unbedingte Bewunderung erleben.

Unübertrefflich und unsterblich hat sich Kaulbach durch seine Zeichnungen zu Goethe's Reineke Fuchs gemacht. Die schärfste Satire, die feinste Beobachtung, die witzigste Aufdeckung der in der Welt stets und immer wiederkehrenden Schwächen und Gebrechen machen dieses Werk zu einem Schatz für alle Zeiten und Länder. Kaulbach's Beobachtungsgabe ist durch eine bittere Schule von Enttäuschungen und Kränkungen geschärft, und die Schätze von Erfahrungen, welche im Reineke niedergelegt sind, haben unter manchen Entsagungen gesammelt werden müssen. So unvergleichlich fein, beißend und treffend sich Kaulbach's Witz in seinen Reineke-Illustrationen offenbart, so allgemein er bewundert und gepriesen ist und stets bewundert werden wird, ebenso entschieden und bestimmt wird über die Wandgemälde an der neuen Pinakothek zu München der Stab gebrochen. Witz und Satire sind für eine Illustration berechtigt, für monumentale Malerei aber unwürdig und klein. Es ist gewiß keine erhabene Lösung der schönen Aufgabe: die moderne Kunstepoche unter Ludwigs Regierung zu schildern, wenn Bestrebungen und Motive von Kunstgenossen profanirt und lächerlich gemacht, wenn das künstlerische Schaffen der Gegenwart jedes idealen Schimmers entkleidet wird.

Neuerdings hat Kaulbach nach Dichtern, zuerst nach Shakspere und jetzt nach Goethe, seine Stoffe zu Zeichnungen gewählt. Schon vor vielen Jahren schmückte er die Gemächer der Königin in dem Königsbau zu München mit Wandgemälden nach deutschen Dichtern und namentlich nach Goethe. Leider werden diese Gemächer seit der Regierung des jetzigen Königs dem Besuche des Publikums verschlossen. Auch durch den Stich ist wenig von diesen Goethe-Compositionen verbreitet. Zwei derselben aus Egmont wurden bei einem Cyclus lebender Bilder im Künstlerverein zu Bremen als Vorbilder benutzt und dadurch hiesigen Kreisen bekannt.

Es war unsere Absicht zu zeigen, daß Kaulbach, dessen großartige Künstlereigenschaften über allen Zweifel erhaben sind, bisher nach einer Seite hin als Künstler nicht befriedigte, daß seine Werke bewundert werden mußten, aber nicht gemüthlich erquicken konnten. Wir sagten ferner, daß seine Frauengestalten nach Goethe deßhalb ganz besonders erfreueten, weil sie sich durch warme und tiefe Empfindung von seinen älteren Arbeiten wesentlich unterschieden und seine Künstlernatur von einer neuen Seite enthüllten. Unsere Leser, welche Gelegenheit hatten diese Compositionen nach Goethe's Dichtungen zu sehen, werden unserem Urtheile zustimmen müssen.

Vorzugsweise reizend ist das Bild: Hermann und Dorothea. „Langsam schritt sie herab auf seinen Schultern die Hände. Sorglich stützte der Starke das Mädchen, das über ihm herging.“ So, erzählt das Gedicht, schritten Beide im Sturme und unter leuchtenden Blitzen durch den Weinberg nach dem Hause des Vaters. Da verletzte Dorothea ihren Fuß an den rauhen Stufen des Weges und lehnte sich fester auf ihren Begleiter. — Diesen Moment hat Kaulbach mit reizender Feinheit gezeichnet. Die aufkeimende Liebe Beider ist mit zarter Reinheit und Wärme geschildert. Dorothea beugt sich mit niedergeschlagenen Augen auf Hermann, der mit offenem, freiem Blicke zu ihr, der Geliebten, hinaufsieht — das Landschaftliche, die zu der lieblichen Gruppe scharf contrastirende Gewitterstimmung sind vortrefflich und erhöhen die Wirkung. Das Bild ist frei von jeder sentimentalen Weichheit; mit entzückender Schönheit schildert es die herrliche Idylle Goethe's.

Diesem Bilde zunächst folgen die Blätter nach Faust: „Gretchens Kirchgang“ und „Gretchen am Altare.“ Beide Stoffe hat auch Cornelius gezeichnet, aber durchaus verschieden von Kaulbach behandelt. Cornelius hält sich streng an das Gedicht; er stellt genau den Moment des Begegnens von Gretchen und Faust dar. „Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen, Arm und Geleit Ihr anzutragen“ spricht Faust mit dargereichtem Arme, und bestürzt flieht Gretchen mit den ängstlich schnippischen Worten: „Bin weder Fräulein, weder schön, kann ungeleitet nach Hause gehn.“ Die Composition spricht diesen Moment der Dichtung schön und vollständig aus und steht in dieser Hinsicht und, was Architekturumgebung und Lebendigkeit des Ganzen betrifft, freilich höher als Kaulbachs Zeichnung. Aber auch diese hat wiederum ihrerseits große Vorzüge; sie legt — was die Anlage des Werkes bedingt — die ganze Wirkung auf die Figur des Gretchen und erfaßt diese bei weitem lieblicher und reizender als Cornelius. Bei Kaulbach erscheint sie weniger bürgerlich und einfach, als bei Cornelius, aber deßhalb doch von schlichter, edler Einfalt und jungfräulicher Sitte. Der Blick des Auges und die Eile der Bewegung verrathen Schrecken und plötzliche und tiefe Verwirrung des Herzens.

Dieses Bild reizender Weiblichkeit contrastirt gewaltig mit dem Gretchen am Altare. Hier ist Kaulbach's Composition derjenigen von Cornelius bei weitem überlegen. Letzterer läßt Gretchen mit der linken Hand frische Blumen in die Altarkrüge setzen, während sie mit der rechten Hand die herabrollenden Thränen in ihrer erhobenen

trocknet. Gewiß bemitleiden wir die knieende Figur, aber erschüttert werden wir nicht von ihr, wie es durch das Gretchen Kaulbachs geschieht. Die krampfhaften Arme, die ringenden Hände, der tiefgebeugte Nacken dieses Weibes schildern einen entsetzlichen Grad von Verzweiflung und erregen unser Mitleid gewaltig. — Mit weiser Mäßigung überschreitet Kaulbach aber die Grenze der Schönheit hier nicht; er verbirgt mit großem Geschick das Gesicht der Unglücklichen, welches bei naturwahrem Ausdruck dieses Schmerzes eine unschöne Verzerrung annehmen würde. Im Hintergrunde sieht man am Brunnen die lästernden Weiber des Ortes, welche mit pharisäischer Lieblosigkeit die Verzweifelnde spottend verhöhnen. Diese Gruppe ist für die Wirkung bedeutend und wichtig. Durch sie wird uns das Leiden, welches Gretchens in der Zukunft wartet, furchtbar klar und ergreifend. — Jedes dieser Blätter nach Faust ist in seiner Weise so fein und tief, daß es mit dem Gedicht sich für die Nachwelt erhalten wird.

Wir deuteten schon vorhin an, daß Kaulbach sein Unternehmen genau eingetheilt und abgegrenzt hat, daß er als erste Abtheilung der Goethe-Gallerie Goethe's Frauengestalten zu liefern beabsichtigte und daß er mit Rücksicht darauf die malerischen Stoffe erwählen mußte. Das war beim Kirchgang Gretchens zu empfinden, und das liegt klar auf der Hand bei seinem Blatte nach Götz: Adelheid am Hofe des Bischofs von Bamberg. Die dargestellte Scene: „Das Schachspiel Adelheids mit dem greisen Bischof in Gegenwart Liebetraut's und anderer verliebter Hofleute,“ kann an und für sich kaum als malerisch bedeutend gelten; für den bestimmten Zweck aber, für die Zeichnung und Charakterisirung der Adelheid, bietet die Scene eine vorzüglich günstige Situation. — Der Frauenkopf ist schön, interessant und bedeutend. „Ein schöner lauernder Zug ruht auf ihrer Wange“ — „und Adel und Freundlichkeit herrscht auf ihrer Stirn.“ Es ist das Weib, welches Weislingen zu umstricken versteht und die Künste studirt hat, einen Mann wie diesen zu fesseln. „Weis' ihn ab! wenn er noch zu gewinnen ist, so ist's auf diesem Wege“ — befiehlt die schlau berechnende Dame von Welt.

Gezeichnet ist dieses Blatt wie dasjenige nach der „natürlichen Tochter“ ganz besonders schön. Auch hier ist kein dramatischer Moment, welcher sich selbstständig erklärte, gewählt. Eugenie öffnet gegen den ausdrücklichen Befehl ihres Vaters einen Kasten, welcher Schmucksachen enthält. Bei ihrer bevorstehenden Aufnahme bei Hofe soll sie dieselben anlegen, und diese Aussicht setzt sie in solche Ungeduld, daß sie es trotz der Warnung ihrer Hofmeisterin nicht erwarten kann, sich jenes Inhalts zu erfreuen. — Beide Frauenerscheinungen sind sehr schön. Eugenie ist das Bild eines unschuldigen Mädchens, während die Hofmeisterin als das glühend leidenschaftlich erregte Weib erscheint, welches bei aller Aufregung aber doch die Kraft besitzt, einen kecken Plan im Innern zu verbergen und ihre volle Ruhe nach außen zu bewahren.

Ein sehr schönes Blatt stellt Klärchen vor, als sie die Bürger in begeisternder Rede zur Befreiung Egmonts ermahnt. Die Angst um den Geliebten giebt ihr den Muth und die Kraft der Verzweifelnden. Unser Mitgefühl wird unwiderstehlich erfaßt. Leider wirken Nebendinge hier störend, fast verletzend. Die Bürger, welche Kaulbach zeichnet, sind Philister der widrigsten Art, von ihm noch verächtlicher gezeichnet, als von Goethe geschildert. Auch Brakenburg ist unserer Meinung nach zu unscheinlich dargestellt, als daß er mit dem Bilde, welches man sich nach der Dichtung von ihm entworfen hat, nur einigermaßen übereinstimmen könnte.

Die Iphigenia kann uns nicht völlig befriedigen. Sehr schön sind freilich beide Figuren gezeichnet, aber uns erscheint die keusche Priesterin in einem Momente, wo sie sich dem Bruder zu erkennen giebt, wo sie diesen geliebtesten Menschen so furchtbar unter der Verfolgung der Furien leiden sieht, daß er erschöpft vor ihr zusammenbricht, denn doch etwas zu antik ruhig, zu plastisch kalt zu sein. Auch hier sind Nebensachen unharmonisch zum Ganzen. Die Erscheinungen der Furien stimmen schlecht in die klassische Ruhe des Bildes. — Die Gewandung der Iphigenia ist sehr geschickt angeordnet. Das Obergewand ist um die Hüfte gegürtet, so daß die Bewegung im Oberkörper fein und ausdrucksvoll das Bild beleben kann.

Auch Lotte nach Werthers Leiden hat uns Kaulbach gezeichnet, wie sie, die junge Wirthschafterin, den Geschwistern das Abendbrot zutheilt. Werther steht in der Thür und sieht entzückt auf das harmlose Familienbild.

Zuletzt müssen wir noch der Dichterweihe erwähnen. Eine schöne schwebende weibliche Figur neigt einen Kranz über einen knieenden Jüngling. Wir vermuthen, daß Kaulbach die sinnige Idee gehabt hat, in dem Dichter den jugendlichen Goethe zu zeichnen.

Wenn wir auf jene schönen Zeichnungen Kaulbachs zurückblicken, so können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Künstler, welcher eine Fülle von großen Künstlereigenschaften, welcher einen Formensinn, eine Zeichnungskunst wie kein Zweiter besitzt, auch in der Folge seine großen Kompositionen mit menschlicher Gefühlstiefe und Begeisterung durchwärme und nicht mit kühler philosophischer Reflexion zusammensetzen möge. Daß er dann in seiner Zeit unerreicht bleiben würde, scheint uns zweifellos. Sein Wirkungskreis ist in letzter Zeit ein außerordentlich großer geworden. Der König Max hat Kaulbach erwählt, um die oberste Leitung bei der Fresken-anfertigung in dem Athenäum und dem bayerischen Nationalmuseum zu übernehmen. Junge Künstler sind mit den Bildern beauftragt, aber Kaulbach hat die Compositionen zu prüfen, zu billigen oder zu verwerfen. Mit dieser Beschränkung sind bereits Hunderte von Aufträgen ertheilt, und es wird wesentlich von Kaulbach abhängen, wie diese neue Kunstepoche Münchens ausfallen wird.

Wenn es auch nicht unsere Absicht sein kann, die technische Vollendung jener von Herrn Albert in München angefertigten Photographien im Einzelnen nachzuweisen, so muß doch im Allgemeinen hervorgehoben werden, daß sie den besten Arbeiten, welche aus dem bekannten Atelier Hanfstängl's in München hervorgegangen sind, wenigstens würdig zur Seite stehen. Welch' einen Werth die Erfindung der Photographie für die Kunst hat, beweisen jene Photographien der Kaulbachschen Zeichnungen, welche die vorzüglichsten Stiche an Güte übertreffen und in sehr kurzer Zeit anzufertigen sind.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Briefwechsel und Gespräche Alexanders von Humboldt mit einem jungen Freunde. Aus den Jahren 1848 bis 1856. — Der Hohenstaufen und seine Fernsicht. Von E. Keller. — Hermann der Prämonstratenser oder die Juden und die Kirche des Mittelalters. Von F. W. Weber. — Der Prairie-Teufel. Roman aus dem amerikanischen Leben. Von O. Ruppius. — Meeresstille und hohe See. Neue Seegeschichten. Von H. Smidt.

* Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten in seinen Verbindungen und Wechselwirkungen mit dem gleichzeitigen Staats- und Volksleben. Vom General von Peucker. Berlin, Decbr. 1860. — Der höchst geistreiche Verfasser (deutscher Kriegsminister im Jahre 1848) hat die schwierige Aufgabe gelöst, die so verworrene und dunkele Geschichte unserer frühesten Entwickelungsperiode aufzuklären und zu ordnen. Seine Quellen sind sehr mannichfach, darunter die römischen Klassiker als sicherste Grundlage, dann die in einigen Klöstern vorgefundenen Aufzeichnungen der verschiedenen Volkssagen; die Urkunden der alten Gesetze, welche von Karl dem Großen theils beibehalten, theils verändert wurden; dann noch ist er tief in das Studium der Grabstätten der Urzeiten, mit ihren Hünenbetten, Kegel- oder Hügel-Gräbern, eingedrungen, so daß uns durch das zweibändige Werk eine in vieler Beziehung unbekannte Zeit verständlich gemacht wird. Das Buch Peuckers ist zu den interessantesten Werken der Gegenwart zu rechnen.

* Angelica. Eine moderne Tragödie von Wilhelm Angelstern. Zweite verbesserte Auflage. Bremen, A. D. Geisler, 1860. — Zur Darstellung auf der Bühne ist die vorliegende Tragödie, die schon die zweite Auf-

lage erlebt, weder geeignet noch bestimmt, da die entschieden hervortretende didaktische Tendenz und die damit verbundene Breite der Situationen den raschen Gang der Handlung hemmen mußten; aber sie wird dem denkenden Leser, welcher sie still für sich im Zimmer durchnimmt, ein hohes Interesse abgewinnen. Sie behandelt einen Conflict, den in unserm Jahrhundert die römische Kirche einmal mächtig wieder anregte, die Ehe zwischen Katholiken und Protestanten, und der Verfasser hat vom religiösen wie vom poetischen Standpunkte aus der Frage den ganzen Ernst und die ganze Würde angedeihen lassen, welche ihr gebühren. Angelica, die Heldin der Tragödie und eine Protestantin, ist verheirathet mit dem jungen Grafen Sigismund, einem Katholiken, und sie haben schon drei Jahre in einer glücklichen Ehe zugebracht. Da streut Molina, der Weltpriester, von dem der Graf erzogen ist, zuerst wieder den Samen des Mißtrauens und der Zwietracht aus; ein Jugendfreund der Angelica, Walter, der lange in fremden Ländern sich umhergetrieben hat und zufällig der Lebensretter des Grafen geworden ist, greift durch sein Erscheinen noch mehr in die Verhältnisse ein, sie zu trüben und zu verwirren. Ein Breve des Papstes und die bekannte Wegführung des Erzbischofs von Köln drängen dann vollends zum Schluß. Sigismund verlangt von seiner Gattin Uebertritt oder Scheidung; sie verweigert natürlich den ersten, und um nicht der zweiten Verheirathung ihres Gemahls und der Aussicht auf ein Fortbestehen des gräflichen Geschlechts entgegenzutreten, nimmt sie Gift, und das tragische Ende wird noch gesteigert durch die von Sigismund herbeigeführte gewaltsame Tödtung Walters. — Es ließe sich vielleicht dieses oder jenes am Gange der Entwicklung aussetzen oder vielleicht auch sich die Frage aufwerfen, ob es passend gewesen sei, durch die Wegführung des Erzbischofs von Köln die Katastrophe herbeiführen oder doch wenigstens beschleunigen zu lassen; denn diese Begebenheit, so großes Aufsehen sie damals auch machte, ist doch jetzt längst in den Hintergrund gedrängt und erscheint uns unbedeutend im Vergleich mit so vielem andern, das wir seitdem erlebt haben. Von den Charakteren sind außer der im Vordergrunde stehenden Angelica die Walters und des kalten, schlauen Weltpriesters Molina wohl am besten gezeichnet; dagegen kommt uns Sigismund als gar zu schwach gehalten vor. Konnte er, obgleich von Molina jesuitisch erzogen, sich so weit frei machen, daß er eine Protestantin heirathete und drei Jahre glücklich mit ihr lebte, so durfte er später sich nicht so rasch wieder von ihm umstricken lassen, oder es bliebe doch die innige Liebe der Angelica zu ihm unbegreiflich. Wir wollen indeß nicht darüber aburtheilen, denn gerade auf diesem religiösen Gebiete sind die Widersprüche und Räthsel groß, und wir haben in der Geschichte wie im gewöhnlichen Leben oft Dinge anschauen müssen, zu denen die Erklärung nicht leicht zu finden ist. Das Drama enthält eine Fülle von Gedanken und Empfindungen, die in einer schönen, bilderreichen Sprache niedergelegt sind. Lieber wäre es uns allerdings gewesen, wenn die gelegentlich hervortretenden Reime, die eingemischten Oktaven und lyrischen Maße weggeblieben wären; nach unserer Meinung würde der durchgängige einfache, reimlose Jambus besser dem ganzen Charakter des Stückes entsprochen haben. Der Tendenz des Werkes, welches dem starren, solche tragische Katastrophen herbeiführenden Glauben gegenüber die Nothwendigkeit der religiösen Duldung, der Bethätigung echt christlicher Gesinnung durch Liebe und Menschenfreundlichkeit verkündet, wird kein Freidenkender seinen Beifall versagen. Was Lessing schon vor achtzig Jahren in seinem Nathan so eindringlich und zugleich so schön gepredigt hat, muß leider noch in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts oft und mit Nachdruck wiederholt werden.

Fr. R.

X. Die Zernagorassen. Gedicht von Ernst Mevert. Bremen, A. D. Geisler. 1860. — Ein kleines Epos in vier Gesängen, welches eine gewisse Begabung für das Fach der schildernden, darstellenden Dichtung nicht verkennen läßt und auch hinsichtlich der Form redliches Streben kundgiebt. Eine Frage bleibt es aber immerhin, die durch vorliegendes Werkchen nicht als gelös't angesehen werden kann, ob die alte Nibelungenstrophe für eine größere Dichtung anwendbar sei? Der Verfasser behauptet es im Nachwort; allein es läßt sich Manches dagegen einwenden, so viele Vorzüge dies große Freiheit gewährende Metrum in vieler Hinsicht bieten mag. Die Sprache ist durchgehends gebildet und oft voll Schwung. Warum aber, fragen wir, wählte der Verfasser diesen unglücklichen Stoff, oder richtiger: warum suchte er nicht einen andern, bessern Boden für die Handlung? Es ist zum Verzweifeln mit den deutschen Poeten. Alles besingen sie: Engländer, Franzosen und Spanier, Heiden und Türken, Kalmücken und Montenegriner, diese Räuber der schwarzen Berge, aber um ihre deutsche Geschichte bekümmern sie sich meist herzlich wenig. Da gäb's doch hundert deutsche Gestalten, die hundertmal würdiger des Besingens wären als diese Würgengel der Zernagera. Verdienen die es, daß ein deutsches Publikum sich lebhaft für sie interessire? Sollen die „Zernagorassen“ eine Studie sein, ein Prüfen, ein Ueben der Schwingen für künftigen kühnern, höhern Flug, dann mag's gut sein, als solches sollen sie willkommen geheißen werden, und wollen wir dem Dichter Glück wünschen zu solchem Unternehmen.

* Der Ausschuß des germanischen Museums in Nürnberg hat in seiner letzten General-Versammlung den Geh. Rath Professor Böckh in Berlin an Stelle des verstorbenen Alexander von Humboldt zum Ehren-Mitgliede und den Herausgeber des deutschen Nationalwerkes: „Germaniens Völkerstimmen“, Johannes Matthias Firmenich, so wie den Geh. Rath Professor Max Duncker ebendaselbst zu ordentlichen Mitgliedern des Gelehrten-Ausschusses erwählt.

* Am 14. September 1760 wurde Cherubini in Florenz geboren. Bei seinem hundertjährigen Geburts-Jubiläum wurde in der Kirche Sta. Croce der Grundstein zu einem Denkmal gelegt, das in die Nähe der Denkmäler von Michel Angelo und Galilei zu stehen kommt. In Paris hat sich nun auch ein Ausschuß zu einem Pariser Denkmal für Cherubini gebildet, an dessen Spitze Auber, Berlioz, Carafa, Meyerbeer, Rossini und andere Celebritäten getreten sind.

* In Frankfurt starb am 5. December die Frau Geheimerath Willemer; es war eine der letzten hier lebenden Personen, die in regem, geistreichem Verkehr mit Goethe gestanden, und welche sich dessen Achtung und Freundschaft in hohem Grade erworben. Ihre Liebe für Kunst und Literatur und ihr liebenswürdiger, lebensfrischer Geist, der so wohlthuend und ermuthigend auf alle, die ihr nahe kamen, wirkte, verließen sie bis zu ihrem friedlichsten Entschlummern keinen Augenblick. Sie erreichte ein Alter von 76 Jahren.

* Bremen, 14. December. Am 12. sprach im Künstlerverein Herr Dr. Sattler über die englische Presse. Nachdem er hervorgehoben, wie der Einfluß der Preßfreiheit sich in dem Tone und der Haltung der englischen Presse heutzutage mit einer nicht allzufernen Vergangenheit offenbare, ging er zu dem eigenthümlichen Betriebe der Zeitungen über. An die Stelle der zu Addison's Zeit in Blüthe stehenden Caffees sind die exclusiveren Clubs und in neuester Zeit die Penny-Lesezimmer getreten. Der Verkauf wird theils durch die News-agents und News-vendors, theils durch fliegende Zeitungshändler besorgt. Der in früheren Zeiten sehr beschränkte Versand durch die Post — es war ein Monopol von wenigen Beamten, der Clerks of the road — hat sich erst durch die 1857 von Rowland Hill eingeführte Postreform so sehr gehoben, daß 1859 die Zahl der durch das Postamt gegangenen Exemplare über 70 Mill. betrug, obschon sehr viele von besonderen Agenten oder direkt mit der Eisenbahn befördert werden. — Es wurde dann der langwierige Kampf der Presse um das Recht, nicht bloß die Verhandlungen des Parlaments, sondern auch der Gerichts- und Polizeihöfe wiederzugeben, durch mehrere Beispiele geschildert. Ein Buchhändler, Edward Cave, versuchte 1736 zuerst in dem von ihm gegründeten „Gentleman's Magazine“ die Debatten zu veröffentlichen, mußte sie aber bald als Anhang zu Capitain Gulliver's Reisen als Debatten in dem Senate von Groß-Lilliput einkleiden, da das Haus in der Veröffentlichung einen Privilegienbruch und eine Beleidigung sah. Drucker und Herausgeber setzten sich steten Gefahren aus, beharrten aber dabei, da das Publikum Nachricht haben wollte, und obgleich die Reporter jetzt eine eigene Gallerie haben, ist ihre Anwesenheit nicht gesetzlich, so daß noch 1849 John O'Connell ihre zeitweilige Entfernung dadurch veranlassen konnte, daß er den Sprecher auf die Anwesenheit von Fremden auf der Gallerie aufmerksam machte. Wurden aber früher die Berichte Anfangs bestraft, später nur geduldet, so sind sie jetzt für die Mitglieder selbst ein Bedürfniß geworden, und Daniel O'Connell sah sich zum Widerruf einer gegen die Reporter erhobenen Verleumdung veranlaßt, indem sie sich verpflichtet hatten, hinfort nichts mehr über ihn zu sagen. An eine Schilderung der verschiedenen Arten von Correspondenten — der erste Special Correspondent war ein gewisser Finnerty, der 1809 den Zug nach Walcheren begleitete, aber sehr bald ans Land gesetzt wurde — reihte sich schließlich eine Skizze der Geschichte der „Times“, welche in der Entwickelung der englischen Presse fast gleichbedeutend mit jener wichtigen Reform geworden ist. Eine Darstellung der Geschichte der Presse mußte auf das nächste Mal verschoben werden.

* Bremen, 14. December. Den hiesigen Lesern des Sonntagsblattes diene zur Notiz, daß die weiter oben besprochenen Goethebilder von Kaulbach in der Buchhandlung von C. Ed. Müller (Pelzerstraße) vorräthig sind.

Aufforderung.

Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen auf den Jahrgang 1861 des Sonntagsblattes rechtzeitig bei den nächsten Postämtern und Buchhandlungen zu machen.

Bremen, December 1860.

Heinrich Strack.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Achter Jahrgang.

№ 52. Bremen, 23. December. 1860.

Inhalts-Anzeige.

* Die letzte Berliner Kunstausstellung.

Von E. Linden.

Bremen, im December.

Gegen die Mitte des Novembers wurde die alle zwei Jahre stattfindende große Ausstellung der Werke lebender Künstler in der königlichen Akademie nach zehnwöchiger Dauer geschlossen. Bei ihrer Eröffnung sehr unvollständig, dann nur langsam anwachsend, gab sie, genau genommen, erst in den letzten zwei Wochen ein vollständiges Gesammtbild, welches ein Urtheil über ihren Gesammtcharakter zuließ. Das Urtheil fiel schließlich nicht allzu günstig aus. Ich erinnere mich keiner einzigen Ausstellung seit dem Jahre 1850, die auch nur annähernd so reich und glänzend ausgefallen wäre, als deren mehrere vor 1848, welche zu dem Vorschlage und sogar Versuche Veranlassung gaben, die Ausstellung alle Jahre stattfinden zu lassen. Doch sowenig jener erste Versuch als irgend eine spätere in der alten Reihenfolge stattgehabte Ausstellung ließen eine Wiederholung des Versuchs als gerechtfertigt erscheinen. Zwar quantitativ genommen, würden die Werke der diesjährigen Ausstellung (etwa 1500 Nummern) schon ganz gut für deren zwei ausgereicht haben, nach der Qualität aber reichten sie kaum zur Noth für die eine hin.

Die Ausstellung war vorzugsweise eine Berliner und nächstdem, in Rücksicht auf die vielen Landschaften aus Düsseldorf, eine preußische Ausstellung. München, Brüssel, Rom, Paris hatten sehr wenig geschickt. Diese Unvollständigkeit war wohl stark Mitursache zu der Unbedeutendheit. Als zweite mitwirkende Ursache muß der Umstand betrachtet werden, daß grade unsre ersten Künstler, Maler sowohl als Bildhauer, jahraus jahrein an großen monumentalen oder dekorativen Arbeiten thätig sind, welche nicht in die Säle der Ausstellung gelangen. Sodann fangen auch einige Künstler, welche theils wirkliches Genie, theils Modegeschmack zu Größen ersten Rangs erhoben hat, an, ihre Werke der Ausstellung vorzuenthalten. Sie hören in ihrem Atelier von ihren Kurmachern (ein jeder große Künstler hat Kurmacher) und von der Masse der Kunstliebhaber nur bewundernde Ausrufungen und unbedingte Lobsprüche; welcher Besucher würde so unhöflich sein, den Meister in seiner eigenen Behausung zu tadeln, und welcher Laie so anmaßend, sein Urtheil, sobald es nicht ein unbedingt zustimmendes ist, offen und freimüthig herauszusagen! Jetzt bei der öffentlichen Ausstellung kommt die Kritik der großen Zeitungen und giebt ein Urtheil ab, welches so ganz anders klingt als die Musik, die bis dahin in den Ohren der Meister geklungen hat. Soll da der Künstler nicht entrüstet sein? Gewiß — nämlich wenn er nicht in Bezug auf Geist und Intelligenz eine große Ausnahme unter seinen Collegen bildet. Es ist nicht wegzuleugnen, daß bei der Mehrzahl der bedeutenderen Künstler ein großes Mißverhältniß herrscht zwischen ihrer spezifisch künstlerischen Ausbildung und ihrer weiteren geistigen Durchbildung und Intelligenz. Der Künstler braucht kein Kunstgelehrter zu sein, aber eine allgemeine Kenntniß von den Grundbedingungen der Kunst und seiner Kunst, des künstlerischen und überhaupt geistigen Schaffens, eine einigermaßen universelle Bildung, welche ihm einen ungefähren Ueberblick über das bisher Geschaffene, einen Einblick in das Wesen der übrigen Künste erlaubt — einen Einblick, der ihm oft die lehrreichsten Aufschlüsse über Absicht, Zweck und Vermögen seiner eignen Kunst giebt — alles das sollte man, wenn auch nicht von jedem Künstler, so doch von dem bedeutenden erwarten dürfen.

Aber in der That darf man es nicht; einen Beleg dafür aus langer und vielfältiger Erfahrung: In einem Gespräche im Künstlerkreise über die Wirkung eines gewissen Bildes sagte zu mir einer der gefeiertsten Künstler Berlins auf meine Aeußerung über den Antheil, den der Inhalt jenes Bildes an der Wirkung hätte, wörtlich: „Der Inhalt thut gar nichts in einem Bilde oder soll wenigstens nichts thun zur Wirkung; warum gefallen uns denn Rafaels Bilder, z. B. seine Madonnen, so sehr? Weil sie so schön gemacht sind, denn von geistigem Inhalt ist doch da nicht viel.“ — Ein zweiter, ebenfalls nicht unbedeutender Maler nahm energisch Partei für diese Ansicht. Der Gute nahm das Madonnenmalen ganz vom heutigen Standpunkte aus: Ein Maler, — Protestant oder Katholik — weiß nicht, was er malen soll, und nimmt sich vor eine Madonna zu malen; eine Mutter mit einem Kinde ist immer ein hübscher Gegenstand. Er läßt sich ein hübsches Mädchen oder eine hübsche junge Frau Modell sitzen, und nächstdem ein hübsches Kind, giebt ihnen die hergebrachte Stellung, Miene und Kleidung — und die Madonna ist fertig. Der Gute war der Meinung, daß, da Rafael nicht spezifisch fromm war, er seine Madonnen ebenfalls in jener Weise zustandegebracht habe, und ihm der religiöse Inhalt seiner Bilder etwas Gleichgiltiges gewesen wäre; der Gute hatte keine Ahnung von der Macht der christlichen oder katholischen Idee, welche das ganze Mittelalter durchwehte, und welche — selbst unbewußt — von dem mächtigsten Einflusse auf alles geistige Schaffen jener Zeit war! Und wenn in dem Kunstwerke kein Inhalt, keine Idee sein soll — wofür soll sich wohl der Künstler begeistern bei einem großen Werke? Für die bloße sinnliche Schönheit? Das würde nur für ein einzelnes, beschränktes Gebiet der Malerei ausreichen. Oder für das schöne Machwerk, für einen schönen Beleuchtungseffekt, für eine flotte Technik, für geschmackvolle Nachbildung von Stoffen? Alles das reicht in einzelnen geringfügigen Fällen aus, aber nicht für die Malerei überhaupt und für die Wirkung, welche unsre Zeit von ihr verlangt. Es kann keine Rede davon sein, daß der bewußte gefeierte Künstler je ein wissenschaftliches Werk über Kunst vor Augen gehabt hat; mag er es immerhin nicht, aber kann er auch wohl nur eine Seite von Lessing gelesen haben, dem allbekannten und Allen leicht zugänglichen deutschen Klassiker?

Aber noch in anderer Weise, und grade für den heutigen Stand-

punkt der Malerei bezeichnend ist der Ausspruch unseres Mannes. „Schön gemacht.“ Das, und nichts andres ist wirklich die Mehrzahl der besten und selbst der mittelmäßigen Gemälde der neuesten Zeit, und das war eine große Menge von Bildern der letzten Ausstellung. Ebendaher aber auch der Ton von Einförmigkeit und Langweiligkeit, der über der ganzen Ausstellung ausgebreitet lag. Die Vollkommenheit des Machwerks ist heute das höchste Ziel der Kunst; ehrfurchtsvoll staunend steht vor den Meisterwerken dieser Richtung die Schaar der Künstler und die große Menge. Darüber ist nichts zu sagen, denn trotzdem findet auch das wirklich Große seine Bewunderung — eher mehr als weniger denn jene Meistermachwerke, wenn man die Urtheile nicht zählt, sondern wägt. Es ist allerdings nichts Geringes um die Fortschritte, welche in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren unsre Maler in der Technik, in der Farbe, Beleuchtungskunst, im Geschmacke des äußerlichen Arrangements, überhaupt in der malerischen Wirkung gemacht haben; zum allseitig bedeutenden Werke gehört auch sinnliche Wirkung und virtuose Ausführung; aber unsre Maler (nach Vorgang der Franzosen) sind jetzt richtig auf dem Punkte angelangt, alle jene Dinge, die man mit dem Worte Mache oder Chic bezeichnet, für das Wesen der Sache zu halten und sie zum Zwecke zu machen, statt sie als Mittel zu verwenden.

Als unübertrefflicher Meister in diesem Sinne steht jetzt in Berlin G. Richter da, und seine drei Porträts (die Prinzeß Friedrich Karl, der Erbprinz und die Erbprinzeß von Anhalt-Dessau) bildeten während der letzten drei oder vier Wochen der Ausstellung die Glanz- und Blendpunkte derselben; denn wirklich blendend war der Glanz, der von den Bildern ausging. Sie gaben den höchstdenkbaren Grad von Virtuosität der Technik, Reichthum und Glanz der Färbung, von aristokratischer Feinheit und Eleganz in Zeichnung und Haltung der Gestalten, von Geschmack im Arrangement der Gewandung, des Schmuckwerks und des Interieurs, von Virtuosität in der Behandlung der Stoffe. Und nun die Hauptsache, das eigentliche Porträt, die Köpfe? Schön waren sie ebenfalls in Formen, Linien und Farbe, denn die Persönlichkeiten sind es in der Wirklichkeit, aber im Ausdrucke, in der Charakteristik waren sie etwas unbedeutend und flach. Den Bildern gegenüber hing das Porträt des alten Arndt, von Röthing in Düsseldorf gemalt. Der Mann saß da im einfachen Sessel und einfachen blauen Tuchrock, beides wie auch der Kopf war sehr flott und virtuos gemalt, aber man sah und fühlte nichts von der Virtuosität, desto mehr sah und fühlte man aber das geistige Leben, die charakteristischen Besonderheiten in der Physiognomik und in der Haltung der ganzen Figur. Hier das tiefe Talent, dort bei Richter das glanzvolle.

Einen Abstand zwischen äußerer Meisterschaft und geistigem Gehalte, wie man ihn kaum für möglich halten sollte, zeigte ein Bild von sehr bedeutendem Umfange von Julius Schrader, ebenfalls einem der ersten Berliner Maler: Lady Macbeth schlafwandelnd. Es stellt die Scene dar, wo die Lady das Bett verläßt und beim Scheine der Nachtlampe die vermeintlichen Blutflecken von ihren Händen zu vertilgen sucht. Das Bild wäre ein sogenanntes Zugbild der Ausstellung geworden, wenn der Maler im gedanklichen Theile der Ausführung nur halb so viel gegeben hätte, als in dem technisch-malerischen, namentlich im Colorit, der Hauptfigur sowie allen Beiwerks, in der Beleuchtung und in den Gewändern und sonstigen Draperien. Dagegen waren die Proportionen in der Gestalt der Lady, der physiognomische Ausdruck und die Handlung des Reinigens der Hände in unbeschreiblicher Weise verfehlt. Das Wesen dieses Charakters (der Lady), ihr Seelenleiden, das Geisterhafte oder Gespenstische des Vorganges, und dann die allgemeinen ästhetischen Rücksichten — Alles wies auf eine feine, edle Gestalt hin; und der Künstler giebt statt dessen eine bis zum Widerwärtigen beleibte, gemeine Weibsperson! Jedermann stellt sich die Handlungen eines Schlafwandelnden leicht, geräusch- und anstrengungslos vor — unser Maler läßt seine Heldin die Hand- und Fingergelenke krampfhaft verrenken und stellt dazu die Handlung des Abwaschens oder Abreibens in so absonderlicher Weise dar, daß der Berliner Witz daraus Anlaß nahm zu komischen Auslegungen des Bildes. Wenige hielten sich vor dem äußerlich glanzvollen Bilde lange auf, von diesen Viele auch nur um der Witze willen, welche darüber zirkulirten, und nur die Kritik der Tagesblätter ließ den Schönheiten des Werkes Gerechtigkeit widerfahren, ohne jedoch, daß sie damit für die schonungsvollen Andeutungen der Fehler die Verzeihung des entrüsteten Künstlers sich hätten erkaufen können. Tragisch, könnte man denken; soviel Mühe, Fleiß, Nachdenken, Talent und Zeit verloren! Rein verloren, denn wer möchte das Bild kaufen und sich für ein paar tausend Thaler einen widerwärtigen Anblick verschaffen? Es ist ein Glück für die Künstler, daß der Geschmack verschieden ist. Ich hörte, daß in mehreren belletristischen Blättern sich Notizen aus verschiedenen Städten, in denen das Bild ausgestellt war, befänden, welche beweisen, daß es dort sehr gefallen hat, wenn auch vielleicht nicht dem Publikum, so doch den Berichterstattern. Ebenso sind bei dem Künstler Anfragen nach dem Preise des Bildes eingegangen, aus welchen doch eine Absicht des Ankaufs hervorgeht.

Nimmt man drei Bilder aus: Uebergang Blüchers über den Rhein von Camphausen, ein Mönch am Sarge Heinrichs IV. von Lessing und die Schlacht an der Katzbach von Bleibtreu, so herrschte am wenigsten Geist in der Gattung des historischen Bildes und des Porträts, der meiste dagegen im Thierstücke und komischen Genrebilde. Schmitson, der sich seit einigen Jahren am meisten unter den Thiermalern hervorthut, ist ein Künstler von Geist und eminentem Talente. Beim Beginn seiner Laufbahn sich auf den rein naturalistischen Standpunkt stellend, erklärte er aller Tradition und Convention offenen Krieg. Die innerste Natur, die Seele des Thieres und nichts Anderes wollte er geben in der Gestaltung, den Formen, der Haltung und den Kundgebungen desselben; auf dieses Ziel ging er mit wunderbarer Energie los, und diesem Zwecke ordnete er alle andern unter. Man muß gestehen, wenn man seine Bilder betrachtet, erstens, daß wenige seiner Vorgänger diesen Zweck so eifrig verfolgt und so vollkommen erreicht haben, zweitens aber, daß Physiognomie und Charakteristik des Thiers dem Blicke des spezifischen Talentes eine Vielfältigkeit und Stärke zeigen, von welcher dem gewöhnlichen Auge ein guter Theil verborgen bleibt. Die Rücksichtslosigkeit im Vorschreiten und die ungezügelte Kraft des Talents mußte Schmitson zu manchen Extravaganzen führen, welche zu Zweifeln an der Richtigkeit seines Weges Veranlassung gaben. Naturgemäß führte ihn sein Streben zunächst auf das Charakteristische, und von diesem, als ausschließlich herrschendem Prinzipe in der Kunst, ist es nur ein halber Schritt zum Cultus des Häßlichen. Viele von Schmitsons früheren Bildern haben starke Anzeichen von Hinneigung zum entschieden Häßlichen, aber seine letzten Bilder zeigen entschieden den Ungrund derartiger Befürchtungen. Mehr und mehr beweisen sie, wie der Künstler zu der Einsicht gekommen ist, daß nicht das Charakteristische, sondern das Schöne die erste Bedingung des Kunstwerks ist. Diese Einsicht ist ihm von außen her gekommen, und der große Erfolg seines ersten Auftretens war für ihn kein Grund, sich jener Einsicht zu verschließen. Dergleichen Beispiele von richtiger Schätzung erster Erfolge und von Beachtung einsichtiger Kritik sind sehr selten unter den Künstlern. Neben Schmitson zeichnete sich noch Breudel (in Paris) aus durch mehrere vortreffliche Bilder, namentlich seine „heimkehrende Schafheerde.“ An Naturwahrheit kommt dieser Künstler Schmitson gleich. Seine Manier frappirt jedoch nicht so sehr durch Kraft, sondern wirkt durch klassische Feinheit und Vollendung.

Wie seit vielen Jahren, so auch heuer herrschte die Landschaftsgattung mächtig vor allen andern. Ich glaube, die Vorliebe für die Landschaft ist wesentlich deutsch, denn weder die Franzosen, noch gar die Italiäner cultiviren dies Gebiet so stark, als die Deutschen. Das Landschaftsbild erweckt, wie die Musik, mehr Gefühle, als daß

es Begriffe anregt; die Stimmung ist Hauptsache, das Gegenständliche untergeordnet. In Rücksicht auf Zahl wie auf Werth der Werke hatten die Düsseldorfer entschieden das Uebergewicht. Schirmers Waldruine und Waldbach waren von Anbeginn der Ausstellung bis zuletzt die schönsten Stücke. Später traf noch eine Sendung von fast lauter vortrefflichen Landschaften aus Düsseldorf ein. Unter diesen waren zwei von Andreas Achenbach, welche Furore machten: „Italiänische Landschaft“ und „Mühle im Walde.“ Eine Menge Künstler und Liebhaber waren außer sich über die Mühle im im Walde, welche nun auch gleich alle Hobbema's verdunkeln sollte. Es war eben wieder die Mache, welche die Masse blendete. Allerdings war sie glanzvoll, aber abgerechnet einige kleine Stücke im Bilde, welche poetisch empfunden waren, war das Bild von erkältender Prosa. Ebenfalls zu den allerbedeutendsten Landschaften gehörte ein Bild von Gude (Norweger in Düsseldorf), einen Morgen im norwegischen Hochgebirge vorstellend. Lessing hatte eine nicht sehr bedeutende Farbenskizze (so nannte der Katalog das Bild) ausgestellt, welche jedoch ebensogut als Landschaft auch Genrebild sein konnte.

Auf dem Gebiete des Genrebildes waren die alten Firmen Meyerheim (Vater und Sohn). Meyer aus Bremen, Kretschmar, Hosemann, Jordan u. s. w. vertreten. Außerdem erregten zwei neue Namen große Aufmerksamkeit. Spangenberg durch seinen „Rattenfänger von Hameln“, und Jakoby durch seine „wandernden Schauspieler“ und seine Anmeldung eines ländlichen Paares zum Aufgebot.

Die Säle für Skulpturen zeigten nur zwei bedeutsamere Werke: „eine Faunenfamilie“ in Lebensgröße von R. Begas und ein Relief, die Eröffnung oder Einweihung der Dirschauer Eisenbahnbrücke durch den König, den Prinzen von Preußen u. s. w. mit einer Gruppe von Landleuten aus der Umgegend und den versammelten höchsten Beamten, Künstlern und Technikern, welche bei dem Baue mitgewirkt hatten. Das ausgestellte Werk war nur das kleinere Hilfsmodell zu der Ausführung in kolossalem Maßstabe, welche das eine der beiden Portale der Brücke schmücken soll. Von großem Interesse war eine kleine Ausstellung für sich von plastischen Werken, nämlich den zwölf Entwürfen zu einem Denkmale, welches dem Könige Friedrich Wilhelm III. in Berlin errichtet werden soll, und zu deren Anfertigung ebensoviel preußische Bildhauer aufgefordert worden waren. Beabsichtigt ist eine Reiterstatue auf einem Postamente ähnlich demjenigen am Denkmale Friedrichs des Großen, nur etwas niedriger und weniger komplizirt, da man endlich zu der Einsicht gekommen ist, daß ein Aufbau dieser Art aus dem Charakter des plastischen Monuments herausgeht. Die Idee, dem verstorbenen Könige ein Denkmal zu setzen, rührt vom jetzigen Könige her, der bekanntlich eine ganz außerordentliche Verehrung für seinen Vater, als solchen und als Fürsten, hegt oder hegte. Die Schwierigkeiten, welche der Darstellung der Persönlichkeit jenes Fürsten, zumal in der pompösen Form einer Reiterstatue, entgegenstehen, sind nicht gering. Sämmtliche Statuen, die dem Könige bis jetzt errichtet worden sind, sechs an der Zahl, sind von einer unbeschreiblichen Steifheit und Langweiligkeit; eine von Kiß, in römischem Kostüme, die in der Rotunde des Museums steht, ist eine wahre Karrikatur. Den Künstlern jener sechs Statuen, Drake und Kiß, ist es nicht gelungen, der allerdings mehr als einfachen Persönlichkeit des Fürsten einen Zug von Idealem oder nur Künstlerischem abzugewinnen. In den gegenwärtigen Entwürfen herrscht dieser Uebelstand nicht so sehr vor; in einigen ist er ganz überwunden, sei es, daß der Wettstreit die Talente gesteigert hat, oder ist es der Umstand, daß der Fürst in seinen jüngeren Jahren vorgestellt (er ist als aus den Befreiungskriegen zurückkehrend gedacht). Der hervorragendste unter den Entwürfen, in der Idee sowohl als in formaler Beziehung, ist der von Albert Wolff. Da den konkurrirenden Künstlern die Idee anempfohlen war, den König als Sieger in die Hauptstadt seines Landes zurückkehrend darzustellen, so hat der Künstler die vier Ecken des Postamentes mit Victorien in lebhafter und beziehungsvoller Handlung geschmückt. Die sonstigen Verdienste des Königs um das Land sind in Reliefs dargestellt, welche sich um das Postament ziehen. Bei der großen Einfachheit in der Erscheinung des Königs, wie sie noch der jetzt lebenden Generation aus eigner Anschauung im Gedächtnisse steht, und bei der durchaus passiven Rolle, welche er bei allen großen Begebenheiten seiner Regierungszeit spielte, wird es immer eine gewisse Abstraction verlangen, sich in seine Darstellung als Heros hineinzufinden.

* Dichterstimmen aus und über Venedig.

Von W. Bergmann.

Venedigs Herz.

Das Dampfroß braus'te über die Lagunen
Und ließ den Staub zurück an Mestre's Schwellen,
Und vor mir stiegen, blaue, duft'ge Runen,
Venedigs Thürm' und Kuppeln aus den Wellen.

Ist das Venedig? — Dies das Ziel der Träume?
Fragt' ich, durchwandernd lange, düstre Hallen,
Als ich, gepackt in enge Gondelräume,
Durchzog die Häuserreihen halbzerfallen.

Die Fluth ward breit. Ich sah Paläste ragen
Und hört' das Wort: Canale grande klingen.
Mein Aug' ließ musternd hin und her sich tragen,
Und leis' erhob die Seele ihre Schwingen.

Da traten, hell vom Sonnenschein umflossen,
Der Dogen Säulengänge mir entgegen,
Die Riva, reich an schwarzen Wasserrossen,
Und der Piazza lebensvolles Regen.

Ich hatte nun Venedigs Herz gefunden!
Im Herzen ruhn ja himmlische Gestalten,
Und aus dem Herzen werden erst entbunden
Die Hochgefühle, welche nicht veralten.

Die Meertaufe.

Es trug mich, in Venedig kaum gelandet,
Die leichte Gondel an des Lido Schwellen,
Dort, wo das Meer um Pfähl' und Treppen brandet,
Den heißen Leib zu kühlen in den Wellen.

Sie spülten mir den Reisestaub vom Auge
Und machten weit und hell der Seele Pforten,
Damit sie, tiefer anzuschauen, tauge,
Die Reize der Lagunenkön'gin dorten.

Es war in Sonn' und See die Weihetaufe,
Die mich ihr gab zu engerm Liebesbunde.
O kein' ist würd'ger, daß man so erkaufe
Ihr Anschau'n und den Kuß von ihrem Munde.

Merceria.

Vom Thor des Uhrthurms zum Rialtobogen
Durchfluthet stets die Straße Merceria,
Die lädenreich', ein bunt Gewühl und Wogen
Von Morgens früh bis zum Ave Maria.

Kaum hat die Sternennacht den Tag verschlungen
Und Gaslichtflammen wieder ihn entzündet,
Beginnen neu die bunten Wanderungen,
Bis Mitternacht der Kampanil verkündet.

Ich werfe mich in diese Karawanen,
Das Loos der Dogenwittwe zu vergessen;
Doch Oestreich's Farben sind's, die dran mich mahnen
Zusammt dem niedern Treiben dieser Messen.

Riallo.

Wie schwingst du dich in majestät'schem Bogen
Auf unsichtbaren Pfählen kühn und weit
In istrian'scher Quadern grauem Kleid
Hoch über des Kanales grüne Wogen!

Wer zählt die Tausend, die zu dir gezogen,
Von dir herab zu schau'n die Herrlichkeit
All der Paläste, rechts und links gereiht,
Und all der Gondeln in den Trauertogen?

Und auf dir selbst durch überdachte Gänge,
Durch Läden und der Fruchtverkäufer Reihen
Das nimmer enden wollende Gedränge,

Als ob hier Völker auf der Wand'rung seien!
Wer tauchte in dies Meer der wirrsten Klänge
Und horcht' und staunt' nicht immerdar von Neuem?

Abendbild an der Riva.

Wie lieblich, wenn im letzten Schein der Sonne
Der Golf und San Giorgio feurig glänzen,
Zu stehen an des Flügelleu'n Kolonne
Und zuzuschau'n der Gondeln leichten Tänzen.

Hier sucht Venedigs Adel nun die Kühle.
Signora's, spielend mit den Silberfächern,
Entsteigen von dem weichen Daunenpfühle
Der reichen Gondel schwarzen Sammetdächern.

Gekleidet in des Hauses Farben, weilen
Die Gondoliere plaudernd an den Stufen,
Indeß die Damen zur Piazza eilen,
Wohin Musik sie und Sorbetto rufen.

Wie reich bist du, Venedig! Welchem Schönen
Wag' ich zu folgen? Welches soll ich wählen?
Ich bleib' am Strand und horche jenen Tönen,
Womit die Wellen Mährchen sich erzählen.

Sonntagsabend auf der Piazza.

Wenn über die Piazza ausgespannt
Die Nacht ihr blaues Zelt mit einem Male
Und vieler hundert Gaslichtflammenband
Sich zieht vom Atrio zur Kathedrale,

Wenn lichtumstrahlt, vielfarbig dann die Menge
Sich ebbend, fluthend durcheinander schlingt
Und durch das tiefe Summe bald Gesänge,
Bald die Musik sich siegend aufwärts schwingt;

Wenn durch die hellerleuchteten Arkaden
Aus allen Gassen fluthen neue Gäste:
Dann ist's, als hab' ein ries'ger Saal geladen
Nationen hier zu einem Völkerfeste.

Osmanen, Griechen, Fremdlinge aus Norden,
Es ist, als schickten sie besiegte Kronen,
Als sei Venedigs Herrschaft neu geworden
Und Herrin sie der Meere und Nationen.

O milder Süd.

O milder Süd! Indeß es reift im Norden,
Läss'st deine Kinder du die Nacht verträumen
Am Fuß der Säulen, an der Riva Borden,
Bis sich im Ost die Wolken purpurn säumen.

Wie liebst du deine Kinder! Sorglich leise
Umhüllst du sie mit lauer Lüfte Decken
Und lullst sie ein mit leiser Wellenweise,
Bis sie der Sonne Küsse wiederwecken.

Venedig in der Frühe.

Du scheinst, Venedig, früh wie ohne Leben,
So öd' und stille in der Näh und Ferne;
Man weiß es ja, daß Königinnen gerne
Von ihrem Lager spät sich erst erheben.

Du bist bei deiner Toilette eben,
Die Schale loszulösen von dem Kerne.
Doch prangst du dann im Goldgewand' und Sterne,
Wie Veronese dich vor uns läßt schweben.

Wie herrlich stehen dir die Marmortogen!
Wie strahlt dein Haupt in goldnen Aureolen!
Es küssen schmeichelnd dich die Meereswogen,

Dich grüßt der Lüfte leises Athemholen
Und Alle, die dein Ruhm herbeigezogen
Von Ost und Westen und von beiden Polen.

Die Tauben des Markusplatzes.

Als lebendes Vermächtniß deiner Dogen,
Vertrauensvoll der Nachwelt übergeben,
Umkreisen traulich, furchtlos und umschweben
Die Tauben der Piazza offne Logen.

Kaum suchen unserm Schritt' sie zu entfliehen,
Als wüßten sie, in wessem Schutz sie stehen,
Daß täglich sie beim Volk zu Gaste gehen
Und Nachts in ihre Staatsgemächer ziehen.

Wo ernst berieth der Republik Gefahren
Die Signorie; in jene stillen Hallen
Hört jetzt man leis' und nah herüberschallen
Das Girren von San Marco's Taubenschaaren.

Wie könnte Wehmuth um die Wandlung klagen?
Schuf sie das Trauerspiel doch zur Idylle.
Und spielend deckt der Taubenflügel Hülle
Die Wunden, die Drakonen hier geschlagen.

Die Markuskirche.

Seh' ich dich hell im Abendglorienscheine,
Du kuppelreiche Kathedrale, ragen
Mit Thürmchen, Säulen, Mosaikgesteine
Halb aus der Griechen, halb der Mauren Tagen,

Fühl' ich mich zu der Frage fast getrieben:
Was bist du und geweihet welchem Gotte?
Von dunkeln Marmorlettern vollgeschrieben
Erscheinest du als farb'ge Polyglotte.

Was einst dein Volk aus Tempeln und Moskeen
Geraubt in Persien, Hellas und Byzanz,
Das tragen deine Wänd' als Siegstrophäen
In wundersam verworr'nem Bild und Glanz.

Du warst Venedigs Schooßkind, d'rum behängten
Sie dich mit diesem bunten Josefsrocke,
Geformt aus Allem, was die Flotten schenkten
Als ihres Ruhms und Stolzes Heroldsglocke.

In der Markuskirche.

Sahst du je in Roma's Tempeltrümmern
Vor Madonna bei der Lampe Glühen,
Mild beleuchtet von des Abends Schimmern,
Eine junge, schöne Röm'rin knieen?

Trieb dich's halb, dich selig zu vertiefen
In die Formen lieblich hingegossen
Oder in der Augen Hieroglyphen,
Die sich nur dem Himmel aufgeschlossen?

Oder trieb dich's halb, an ihrer Seite
Hinzuknieen und mit ihr zu beten? —
Siehe, so erging es mir auch heute,
Als die Markuskirche ich betreten.

O der Süd weiß Schönes zu verschönen,
Läßt es duft'ger, farbenglüh'nder scheinen
Und harmonischer und weicher tönen,
Süßer lächeln und verklärter weinen.

Der Dogenpalast.

Die offnen, lichten Säulenkorridore
Und d'rüber halbvergitterte Balkone,
D'rauf sich verschlossen stützt die Mauerkrone,
Damit kein Laut von dort des Volkes Ohre

Sich nahe und kein Blick hinein sich bohre:
Ist's ein Symbol nicht, das mit stummem Tone
Die Republik kennzeichnet, die mit Hohne
Dem Volke öffnet nur die untern Thore,

Indeß geheimnißvoll sie droben wetzt
Das Schwert der Macht, die nur sich selbst beschränkte
Und die geheim vor jener Kast' es senkte,

Die das nur eint', daß sie das Recht verletzt
Des Volks, das einst das Reis, das blutgetränkte,
Der Freiheit in Lagunengrund gesetzt?

Brücke della Paglia.

Ich steh' an Marmorbrüstungen gelehnet;
Dort vor mir hoch die schaurigste der Brücken;
Das freie, sonn'ge Meer in meinem Rücken,
Indeß geschäft'ges Treiben mich umdröhnet.

Der Prachtpalast zur Linken, scheint's, verhöhnet
Den Kerker rechts, in den er durfte schicken
Die Frei'n, die sich der Macht nicht wollten bücken.
Nun hat der Macht die Stunde auch getönet!

Sie ist zum Scheinen und zum Wahn geworden;
Still nagt ein Wurm in ihres Thrones Füßen.
Vergangen! tönt's von goldner Trepp' und Saal.

Ich wend' zurück mich zu des Meeres Borden;
Dort ewig tönt der Macht und Freiheit Grüßen,
Und ich vergesse Menschenmacht und Qual.

Giardini pubblici.

Er, der die Werke deiner Kunst dir raubte,
Hat dir den Garten zum Ersatz gegeben,
D'rin schattend aus dem Rasen reichbelaubte
Platanen und Akazien sich erheben.

Ich weiß, daß hier einst Klosterglocken klangen,
Nun klingen Blättermelodieen nieder.
Ich weiß, daß Mönche hier die Vesper sangen;
Nun schallen hier der Vögel munt're Lieder.

Vergieb es ihm! Auch hier läßt sich ja beten
Im lichten Tempel zwischen Baumessäulen.
Wenn seine Kuppeln abendlich sich röthen,
Hab' ich auch hier des Herrn gedacht zuweilen.

Wissenschaftliche Vorträge.

Bremen, 18. December 1860.

In seiner sechsten Vorlesung setzte Herr Kohl zunächst die Vergleichung der Neu-Griechen mit den alten Hellenen fort. Er entwickelte, wie Sprache, Schrift und Sitte, besonders aber der Volkscharakter viele Aehnlichkeiten zeigen, und faßte dann noch einmal die hohe Bedeutung des alten Griechenvolks für die Kultur Europas, für die Ausbildung des ganzen Menschengeschlechts zusammen. — Herr Kohl wandte sich darauf zu einer den Griechen benachbarten Völkergruppe Europas, den Südslaven und Albanesen. Die Südslaven bewohnen die nördlichen und mittleren Provinzen der Türkei; ihre Ansiedelungen begrenzt nördlich die Donau, südlich der Balkan. Bei weitem der größte Theil der Unterthanen der europäischen Türkei und ein ansehnlicher Bruchtheil der Bevölkerung des österreichischen Kaiserstaats, besonders Ungarns, sind Südslaven. Dieselben stehen in mancher Beziehung in starkem Contrast zu den übrigen Slaven, besonders zu den westlich wohnenden, den Polen und Czechen, und zerfallen in zwei gesonderte Gruppen: die Bulgaren, östlich an der unteren Donau, am schwarzen und ägeischen Meer, und die Serben, westlich, an der mittleren Donau und am adriatischen Meere. Die Größenverhältnisse der Kopfzahl und des Areals sind zwischen beiden gleich stark. Die Hauptmasse ist im 6. Jahrhundert, zu Justinian's Zeit, in die jetzigen Sitze gekommen. Der Vortragende ging dann näher auf die Bulgaren ein, welche, über 5 Millionen Köpfe stark, über Macedonien, Rumelien u. s. w. verbreitet sind. Hier findet sich unter den Südslaven zuerst eine literarische Bildung. Von allen Europäern haben die Bulgaren das türkische Joch am längsten getragen. Sie sind die geduldigsten und friedlichsten Unterthanen der Türken und weichen in dieser, wie in mancher andern Beziehung, sehr von ihren serbischen Brüdern ab. Sie frohnen ihrem Lehnsherrn, dem Spahi, besorgen die gesammte Bodenkultur und ziehen auch als Tagelöhner bis in entfernte Provinzen des Reichs. Sie sind nicht kriegerischer Natur, und nur durch Unbilden und Unrecht aller Art seitens ihrer türkischen Oberherren werden sie zuweilen gezwungen, als Räuber im Balkan zu hausen. Eigne Sitte und Sprache haben sie sich bewahrt. Auch in Rußland, wo sie bei Tausenden zu verschiedenen Zeiten eingewandert sind, haben sie den Ruf tüchtiger Ackerbauer. Ihre Wohnungen, deren Material aus Schilfrohr, Lehm und Flechtwerk besteht, graben sie sich halb in die Erde und widmen ihrem Vieh besondere Sorgfalt. Ihre Gesänge ähneln denen der Kosaken. Eine besondere Sitte ist die der Verbrüderung: unter einer Feierlichkeit, welche der des Ehegelöbnisses gleicht, nehmen sie eine ihnen theure Person als Bruder oder Schwester an. Auch ganze Familien verbinden sich auf diese Weise. Die bulgarischen Frauen sind schön.

Im siebenten Vortrag am 17. ging Herr Kohl von der Betrachtung der Bulgaren zunächst zu den Serbischen Stämmen, der zweiten Abtheilung der Südslaven über. Diese Serbischen Stämme schilderte der Vortragende in den folgenden Rubriken: 1) die Serben im engeren Sinne, Bosniaken, Montenegriner, Morlaken und Bogcher des Fürstenthums Serbien; 2) die Kroaten in Slavonien; 3) die Winden oder Slowenzen. Er schilderte mit einigen Worten die Natur der Wohnsitze dieser Völker und ihren Charakter und verfolgte sie dann auch in ihren Beziehungen mit Deutschland, Italien und den Staaten und Völkern der Griechischen Halbinsel, so wie er die Colonien, welche sie in diesen Ländern gestiftet haben, und die Beschäftigungsarten, denen sie sich daselbst hingeben, anzugeben suchte. Anhangsweise handelte der Redner dann die Albanesen, Arnauten oder Skipetaren ab, schilderte ihr wildes Land und ihren stets kriegerischen Charakter von des Königs Pyrrhus Zeiten bis auf Skanderbeg und den Ali-Pascha von Janina. Auch verfolgte er die Colonien der Albanesen nach Griechenland und Italien hinüber. — Alsdann begann die Betrachtung der Walachen und ihrer Vorgänger, der Daken, und der mit ihnen zusammenhängenden anderen Thracischen Stämme. Herr Kohl schilderte das Land der Daken zwischen Theiß und Dniester, zwischen Donau und Karpathen, und zeigte, wie und in welchem Grade sie seit Kaiser Trajans Zeiten romanisirt wurden und auch romanisch, — wenigstens in ihrer Sprache, — geblieben sind. Der Vortragende schloß mit einer etwas weiteren Ausführung der Aehnlichkeit zwischen der jetzigen Walachischen und der alten Römischen Sprache, indem er das Weitere über die Walachen auf den nächsten Vortrag verschob, der zugleich die Magyaren behandeln wird.

Am 19. Decbr. setzte im Künstlerverein Herr Dr. Sattler seine Besprechung der englischen Presse fort und gab eine gedrängte Uebersicht über die Entwicklung derselben. Nachdem die Untersuchungen von Mr. Watt jetzt herausgestellt, daß die Annahme von Chalmers, es sei „The English Mercurie“, gedruckt 1588 in London, die erste englische Zeitung, auf einer Mystification beruhe, gehört nicht dem Minister der Elisabeth Burleigh, sondern dem Drucker Nathaniel Bulter dies Verdienst. Die erste Nummer der von ihm herausgegebenen regelmäßigen Zeitung befindet sich auf dem Britischen Museum und ist vom 23. Mai 1622 datirt. Sein Beispiel fand bald Nachahmung, doch hatte die Presse schon früh von der Censur zu leiden, die auf Antrag des Erzbischofs Laud bereits 1637 durch eine Verfügung der Sternkammer eingeführt wurde. Cromwell suchte durch Gründung eines eigenen Organes, des „Public Intelligencer“, auf die Menge zu wirken, und aus diesem entstand dann nach der Rückkehr des Königs 1665 die heutige offizielle „London Gazette“, welche während der Restauration so ziemlich die einzige Zeitung blieb. In London ersetzten die Kaffeehäuser einigermaßen diesen Mangel, und in den Provinzen behalf man sich mit den „News-letters“, die auf Bestellung versandt wurden. Besser wurde es damit erst unter Wilhelm III., und 1702 erschien denn auch die erste täglich ausgegebene Zeitung, der „Daily Courant.“ Der Inhalt war zumeist fremden Blättern entnommen, da es bei den einheimischen Nachrichten der größten Vorsicht bedurfte, um nicht in Strafe zu verfallen. Eine Provinzialpresse gab es nicht; noch im Jahre 1724 waren 34 Grafschaften ohne eine Druckerpresse, und erst 1695 erschien die erste Zeitung außerhalb Londons, der „Lincoln, Rutland and Stafford Mercury.“ Machten dann auch unter Anna die alten Greebstreetschreiber angeseheneren Männer wie Addison, Swift, De Foe u. a. Platz, so hemmte die 1725 durch das Parlament aufgelegte, später bedeutend erhöhete Steuer sehr die freie Entwicklung der Presse. Da dieselbe 1835 z. B. 461,000 Pfd. Sterl. einbrachte, so widersetzte man sich schon aus finanziellen Gründen ihrer Abschaffung, bis sie erst vor einigen Jahren gefallen. Einen Wendepunkt in der Geschichte der englischen Presse bildet die am 23. April 1763 erschienene Nummer 45 des „North Briton.“ Wilkes, der deßhalb verhaftet worden, setzte nicht bloß seine Freilassung durch, sondern erlangte auch eine bedeutende Entschädigung wegen der Beschlagnahme seiner Papiere. Nicht glücklicher war das Unterhaus in einem andern Falle 1771, und entschieden trat der Sieg der Presse in dem Tone während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges zu Tage. — Die erste Sonntagszeitung erschien 1778 unter dem Titel von „Johnson's Sunday Monitor.“ Nachdem kurz der Juniusbriefe (1767—1772 im „Public Advertiser“) gedacht, wurde der Einfluß der französischen Revolution vor Allem auf den Erlaß der Zeitungsakte des Jahres 1798 hervorgehoben, während Pitt andrerseits gegen alle Klagen Napoleons über die englische Presse taub blieb. Mit Beendigung des Krieges war die Zeitungslektüre bereits eine Gewohnheit geworden; die Ruhe rief 1817 die „Literary gazette“ ins Leben. Nach einer kurzen stürmischen Periode sah sich die Presse seit 1825 im ruhigen Besitze aller bisher streitig gemachten Rechte. In den folgenden Jahren galt es den innern Ausbau und die Entwicklung zu dem, was die Presse heutzutage ist, wofür mit der seit 1830 agitirten Aufhebung des Stempels ein Abschluß gewonnen ward. — Die erste illustrirte Zeitung war die „London Illustrated News“, deren erste Nummer am 14. Mai 1842 erschien. — Schließlich wurden einige Beispiele gegeben, um die Veränderung in Ton und Haltung der englischen Blätter in den letzten dreißig Jahren anschaulich zu machen *).

*) In der vorigen Nummer muß es heißen: durch die 1837 (nicht 1857) von Rowland Hill eingeführte Postreform; die Geschichte der Times ist mit jeder (nicht jener) wichtigen Reform fast gleichbedeutend geworden.

Zur Erinnerung an Ludwig Rellstab.

* Wir haben in der vorigen Nummer des so plötzlich in Berlin verstorbenen Rellstab gedacht und die Verdienste des Hingeschiedenen hervorgehoben. Der im Leben so vielfach Angegriffene findet im Tode Gerechtigkeit, und es fehlt nicht an Zeichen der Anerkennung und Erinnerung. Während der Verleger der Vossischen Zeitung die Wittwe mit einem Jahrgehalt bedenkt, veranstalteten die Directoren der Oper und Akademie eine Erinnerungsfeier, in welcher durch das gesammte Sängerpersonal Mozarts Requiem und einige Musikstücke, deren Text von Rellstab herrührt, ausgeführt wurden. Dabei hätten, wie Gumprecht in der Nationalzeitung richtig bemerkt, die gefeierten Lieder von Franz Schubert nicht fehlen dürfen, deren Worte von Rellstab gedichtet sind (z. B. das allbekannte Ständchen aus dem Schwanengesang). Eine in der Nationalzeitung mitgetheilte Lebensskizze und Würdigung des Heimgegangenen mag auch hier noch eine Stelle finden.

Ludwig Rellstab wurde am 13. April 1799 geboren. Sein Vater war ein angesehener Buch- und Musikalienhändler und Besitzer einer Buchdruckerei. Der Knabe empfing schon früh im elterlichen Hause, in dem regelmäßige Concerte stattfanden, künstlerische Anregungen. Er hatte den Gymnasialkursus noch nicht absolvirt, als er im Jahre 1815, dem allgemeinen Drang der Zeit folgend, in das Heer eintrat. Nach dem ersten Versuch mußte er jedoch, wegen Kurzsichtigkeit, den praktischen Militärdienst mit dem mathematischen Lehramt an der Kriegsschule vertauschen. Er gewann hier den Offiziersgrad, nahm aber, nach dem frühen Tod seiner Eltern, in den Besitz eines nicht unbeträchtlichen Vermögens gelangt, bald seinen Abschied, um sich dem schriftstellerischen Berufe zu widmen. Sein Name wurde zuerst durch eine Reihe lyrischer und dramatischer Dichtungen und namentlich auch durch die satirisch-humoristische Novelle „die schöne Henriette“ in weiteren Kreisen bekannt. Von mehrjährigen Reisen nach Berlin zurückgekehrt, trat er im October 1826 in die Redaction der Vossischen Zeitung, auf deren politische Haltung er bis zum Jahre 1848 als Bearbeiter des französischen Artikels Einfluß übte. Seine Hauptthätigkeit galt indessen dem Feuilleton. Die Erscheinungen auf dem literarischen, socialen und künstlerischen Gebiet fanden in ihm den emsigsten und ausdauerndsten Berichterstatter. Ganze Bibliotheken neuer Bücher musterte er alljährlich durch. Jeder Sommer brachte ausgedehnte Reiseschilderungen. Kein wichtigeres Ereigniß im gesellschaftlichen Leben der großen Stadt entging seiner Aufmerksamkeit. Mit einer Frische und Freudigkeit, um die ihn Manche seiner jüngeren Kollegen beneiden mochten, registrirte er Jahr aus Jahr ein Alles, was die Saison an Opern und Concerten darbot. Daneben veröffentlichte er bändereiche Novellen und Romane, correspondirte mit auswärtigen Journalen und fand dennoch Zeit, junge Sänger und Sängerinnen für die Bühne heranzubilden. Bis zum Jahre 1848 war Rellstab in seiner Sphäre fast unumschränkter Gebieter der öffentlichen Meinung. Gegenüber den Gaben der schöpferischen Kunst zeigte sich seine Auffassung nicht frei von einer gewissen Befangenheit und festen Vorurtheilen, die in seinen Jugendeindrücken ihren Grund hatten. In einer Composition schätzte er die Einfachheit der Gedanken und die klare Faßlichkeit der Entwicklung höher als Fülle und Tiefe des Gehalts. Als Meister der Meister galt ihm nicht Händel oder Bach, Mozart oder Beethoven (jede dieser Einseitigkeiten ließe sich doch noch bis zu einem gewissen Grade rechtfertigen), sondern Haydn. Er setzte die frühesten Beethoven'schen Arbeiten über die der mittleren Periode und lehnte die letzten Schöpfungen des Tondichters schlechthin ab. Wenn er das Verdienst von Klein und Berger zu hoch erhob, so ist zu bedenken, daß auf sie der idealisirende Reflex der eigenen Jugend fiel. Weniger liebenswürdig erschien seine zwar in der Form maßvolle, aber be-

harrliche Opposition gegen Robert Schumann und selbst gegen Franz Schubert, den Liedersänger von Gottes Gnaden. Zu seinen berühmtesten literarischen Thaten gehört seine Polemik gegen Spontini.

Gegenüber der reproduktiven Kunst zeichnen sich viele Urtheile Rellstabs nicht allein durch den lebendigen Sinn für das Ideale und das feinfühlige Verständniß der individuellen Eigenthümlichkeit aus, sondern namentlich auch, worauf so viel ankommt, durch die Frische und Anschaulichkeit, mit welcher der Eindruck festgehalten und wiedergegeben ist. Für eine spätere Geschichte der Gesangskunst enthalten seine Kritiken sehr schätzbare Materialien. Leichter Fluß, Glätte und Popularität war seiner Darstellung in hohem Grade eigen. Wohlwollende Milde bildete einen Grundzug seiner Natur. Selbst für Leistungen, die von keiner hervorragenden Kraft getragen und gefördert wurden, hatte er, soweit es das Wesen der Sache irgend zuließ, immer noch ein Wort der Empfehlung oder der Entschuldigung.

Die politische Umgestaltung in Folge der März-Revolution widersprach seinen Gefühlen und Anschauungen, überhaupt vermochte er sich an die veränderte Atmosphäre, die von da an in die gesammte ideale Welt eindrang, nie recht zu gewöhnen. Eine schärfere geistige Luft begann zu wehen, überall regten sich neue Kräfte, Bestrebungen, die früher kaum geduldet wurden, gelangten zu unbestrittener Herrschaft. Rellstab blieb der literarische Vertreter des alten Berlins und gerieth so immer mehr in Gefahr, den Zusammenhang mit der Welt um ihn her zu verlieren. Vor etwa zwei Jahren traf ihn ein Schlag, der sich später wiederholte. In seinen Arbeiten trat seitdem an die Stelle der vielgewandten literarischen Technik ein ängstliches Ringen mit dem Ausdruck, der ihm auf den Lippen zu schweben schien, sich aber auf dem Wege in die Feder trübte und verwirrte. Dennoch übte er sein Amt rührig bis zum Tode. Am Abend des 27. November erblickte man ihn noch während einer Aufführung der Hugenotten auf seinem gewohnten Platz im Opernhause. Am andern Tage flog die Kunde von seinem Ende durch alle Kreise der Bevölkerung und fand den lebhaftesten Antheil.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Von Bach bis Wagner. Zur Geschichte der Musik. Von A. Reißmann. — Die Aesthetik des Klavierspiels. Von A. Kullack. — Bilder aus dem Jägerleben. — Von D. von Winterfeldt. — Karl Hildebrand Freiherr von Canstein. Zum Theil nach handschriftlichen Quellen. Von C. H. C. Plath. — Neue Goethestudien. Von Heinrich Düntzer.

* Aus dem Cotta'schen Verlag ist soeben eine neue Erzählung von Berthold Auerbach, „Joseph im Schnee“, hervorgegangen; ferner ein Romanzero der Spanier und Portugiesen von Emanuel Geibel und A. F. von Schack.

L. Neue Weisen von Julius von Soest. Elberfeld, Druck und Verlag der Bädecker'schen Buch- und Kunsthandlung (A. Martini und Grüttefien). 1860. — Die Gemüthsstimmung bei uns Norddeutschen soll sehr abhängig sein von Wind und Wetter und sich bedeutend darnach richten, ob der Himmel freundlich auf die liebe Erde herabstrahlt oder griesgrämlich sich in triste, düstere Wolken einhüllt. Und da es nun grade ein Tag war, an dem der Tag gar nicht anfangen wollte, so daß es dunkel ward, ehe es hell geworden war, als wir zum ersten Male vorstehend genannte Gedichtsammlung zur Hand nahmen, legten wir dieselbe bald wieder hin, geduldig bessere Witterung abwartend, in der Hoffnung alsdann in empfänglicherer Stimmung zu sein. Die Kost hatte uns nicht sonderlich zusagen wollen. Seitdem sind nun allerdings sonnige Tage gewesen, obgleich jeder Leser weiß, daß sie uns heuer spärlich zugemessen wurden, und gewissenhaft, wie wir es sind, benutzten wir den ersten heitern Sonnenstrahl und holten die „neuen Weisen“ des Herrn Julius von Soest hervor; aber selbst jetzt — sonderbar genug — konnten wir ihnen keinen Geschmack abgewinnen. Ob die Gnade nicht ganz bis zu uns hindurchgedrungen ist? Fast müssen wir es befürchten, wenigstens findet sich für diese augenverdrehende Himmelei und Frömmelei, die in einem Meere von Süßigkeit schwimmt, keine assonirende Saite in unserm verstockten Herzen. Gehört Herr von Soest vielleicht dem Verein für innere Mission an? Seine Verse schmecken nach dieser Tendenz, und stark vermuthen wir, daß die Witterung unschuldig daran ist, daß die „neuen Weisen“ uns nicht behagen wollen, denn wie heißt es doch? — „Man merkt die Absicht und man wird verstimmt.“ In der Abtheilung „Preußenlieder“ sind einige historische Anecdoten, zum Theil mit schwacher Pointe, verarbeitet. Selbst hier verläugnet sich der Hang zur frömmelnden Tendenz nicht, und es ist höchst unerquicklich solche Versificationen zu lesen. Was die Technik betrifft, so steht auch die auf sehr niederer Stufe. Jede Seite fast liefert den Beleg. Ein paar Beispiele, nicht ausgesucht, sondern wie sie grade uns in die Augen fallen, mögen das bestätigen. Seite 120 lautet der Schluß vom Gedichte „Des Königs Traum“:

> Schubert ging. „Der kann nicht schmeicheln,
> Wie ein Fuchsschwanz unterthänig;
> Ruft den Pfaff mir morgen wieder.“
> Also sagte Preußens König.

Seite 129 schließt das Gedicht „Kunersdorf“ wie folgt:

> Kunersdorf begrüßt den Morgen; brausend steigt aus preuß'scher Kehl'
> Frühgebet durch feuchte Nebel, denn das war Herrn Fritz Befehl.
>
> Rasch von Kunersdorf marschieret die Armee gen Liegenitz,
> Und allda war Preußens König wieder Preußens alter Fritz.

Und Poesie soll es sein, wenn es Seite 67 heißt:

> Der König lacht', der König soff;

doch genug sei des grausamen Spiels. Herr Julius von Soest kann noch immer etwas lernen, und sollen wir ihm einen Meister nennen, bei dem wir in die Lehre zu gehen ihm anrathen möchten, so wollen wir Theodor Fontane nennen, über dessen Balladen das „Bremer Sonntagsblatt“ kürzlich in einem größern Artikel berichtete. Dieser hat einige der besseren von Julius von Soest behandelten Stoffe auch benutzt, aber wie himmelweit verschieden!

P. J. W.

* Eine neue Novelle von Paul Heyse findet sich im neuesten Hefte der Westermann'schen illustrirten Monatshefte. Sie heißt „Annina“, spielt in Rom und ist ein Bild, das mit der ganzen Anmuth und dem Zauber ausgestattet ist, über welche der Dichter gebietet, wenn er sich auf dem Boden Italiens bewegt. Ein deutscher Maler liebt ein reizendes Mädchen in Rom, welches auch ihm zugethan ist; es erliegt aber der Tyrannei eines Menschen, mit dem Annina nach dem Willen des Vaters verlobt ist, und einem hitzigen Fieber, von welchem sie in furchtbarer Seelenqual ergriffen wird. Der junge Deutsche verfällt der Verzweiflung und dem Wahnsinn. Die Novelle ist mit großer Kunst in einen kleinen Rahmen eingefaßt, doch treten die Charaktere, besonders der Maler, Annina und deren prächtige Freundin Lalla, scharf und greifbar hervor; die Darstellung ist meisterhaft. Schade, daß der Dichter ein Nachtstück malte, auf welches der Leser zu Anfang sich nicht gefaßt macht; zwar kann man nicht sagen, daß die Entwickelung der Motivirung entbehre, aber man hat doch das Gefühl, daß in der Wendung, welche der Erzähler nimmt, eine grausame Härte liegt. Sehr schön spricht sich der Dichter im Beginn folgendermaßen über sein Verfahren aus: Es ist nur ein Abenteuer, was ich erzählen will, eines, dessen Knoten sich leicht und leichtsinnig schürzte, um plötzlich von der scharfen Sichel des Todes durchschnitten zu werden. Es wird nicht an Solchen fehlen, denen dieser Schnitt zu jäh und heftig durchs Herz geht. Diese werden darüber klagen, daß die poetische Gerechtigkeit fehle, daß sie von einem solchen Schicksale ohne Versöhnung scheiden müssen. Mir aber scheint, daß der Tod, wenn er Jugend und Schönheit hinrafft, selbst zum Dichter wird, der das Vollkommene in unserm Andenken verewigt und das Liebenswürdige vor dem Raub der Zeit beschützt. Das Leben ist roh und gewaltsam. Ueber kurz oder lang zwingt es auch die zarteste Gestalt unter das harte Joch der irdischen Noth und Nothwehr. Der Tod, wenn er an

die Jugend herantritt, lüftet ihr nur die Flügel, ehe sie geknickt werden. Wer sich nicht damit versöhnen kann, daß der Sturm im Frühling Blüthen zu Tausenden von den Bäumen reißt, ehe sie Frucht angesetzt, der lasse diese Geschichte ungelesen.

* Der Bruder von Heinrich Heine, der in Wien lebende Schriftsteller Gustav Heine, erklärt öffentlich, daß der in Amsterdam in drei Bänden herausgekommene „Nachlaß Heinrich Heine's" unecht sei. Sein Bruder habe nur wenige Manuscripte hinterlassen, welche seine Wittwe besitze; die Memoiren befänden sich in seinem Besitze.

* Nach einer Mittheilung aus Stettin ist Robert Prutz vom Schlage getroffen und gelähmt worden.

* In Göttingen starb am 11. December Frau Wilhelmine Heeren, die Wittwe des Historikers Heeren. Mit ihr geht ein unendlich reicher Schatz bedeutender Erinnerungen zu Grabe. Sie war die Tochter des großen Philologen Heyne und die Schwester der ersten Gattin Georg Forsters, Therese Huber.

* Ein schwäbischer Pfaff, der Oberhofprediger von Grüneisen, eins der Häupter des protestantischen Zelotismus im Süden, hatte neulich in Gegenwart des ganzen würtembergischen Hofes die Grabrede an der Leiche des bekannten Herzogs Paul von Würtemberg, des unermüdlichen Weltreisenden und Naturforschers, zu halten. Der Herzog hatte im Spätherbst einige Wochen in Bremen, wo ein Theil seiner Sammlungen sich befand, zugebracht und starb gleich nach seiner Rückkehr in Mergentheim am Schlagflusse. Herr von Grüneisen nun sagte an der Leiche des Herzogs unter Anderem Folgendes: Zu beklagen sei es, daß ein Mann, der so Vieles auf dem Gebiete der Natur erforscht, den Weg nicht gefunden habe, der zum Reiche der Gnade und Erbarmung führe. Hätte man nur ein Zeugniß dafür, daß er vor seinem Tode den Weg zum Leben gefunden habe! Zuletzt empfahl der Oberhofprediger die Seele des Herzogs mit allen ihren Schlacken der Barmherzigkeit Gottes.

* Der Aufruf zu Concerten und Sammlungen für die Hinterlassenen des Componisten Zöllner in Leipzig beginnt seine Früchte zu tragen. Bis jetzt sind von 42 Städten Beiträge eingesandt; Bremen ist unseres Wissens noch im Rückstande. Man hat Sendungen aus Riga, Reval, Ancona, Bucharest von den dortigen Deutschen.

---

* Das Wetterschießen in den Alpen. Aus dem in Nr. 50 erwähnten Buche von H. A. Berlepsch: „Die Alpen in Natur- und Lebensbildern" geben wir die folgende Probe: „In der Tiefe des Lauterbrunner-Thales, da wo es gen Südwest umbiegend den Namen Ammerten-Thal annimmt, liegt hoch droben, am Fuße der Jungfrau, zwischen dieser und der Ebnefluh, ein gräßlich wild vergletschertes stundenlanges Thal, das Rotthal. Von unten gesehen entzieht es sich den Blicken gänzlich, und man hält es für kaum glaublich, daß da, wo man an dem Riesenkörper der Jungfrau kaum ein Felsenband unterscheiden kann, sich ein umfangreiches Thal bergen sollte. Es ist in der That wohl einer der furchtbarsten und grausigsten Schreckenswinkel nicht nur der Alpen, sondern des ganzen europäischen Kontinentes. Von herabdrängenden Gletschern sind die Granit- und Alpenkalk-Wände, welche den Schauerkessel einschließen, so schrundig zerrissen und zu einem Trümmer-erfüllten Tobel ausgefressen, daß die verwitterten noch hangenden Massen den Wanderer, der sich hier heraufwagt, mit Furcht und Schreck erfüllen. So unerreichbar diese Schauer-Terrasse (von unten gesehen) scheint, so ziemlich leicht ist sie vom geübten Berggänger über die stufenförmig sich aufbauenden Wechselschichten der Gesteine zu erreichen. Beim Eingang in das Thal, etwa 8700 Fuß über dem Meere (oder 4500 Fuß über der Sohle des Ammerten-Thales) ist der Firn, welcher die ganze Schlucht füllt, keine tausend Schritte breit. Kahle, schroff aufsteigende Granitbänke engen ihn wie Schleusen ein, über die er aus seinem stillen Bett sich hinausdrängt und seine Massen dann wohl zweitausend Fuß tief über schwindelnde Abstürze, bald in hängenden Bogen, bald in zerrissenen, aufgetriebenen Gletscherbrüchen auf die Stufsteinalp hinabdrängt. Man hat die Gletschersturzmassen schon oft mit momentan erstarrten Wasserfällen verglichen; hier reicht diese ohnehin etwas hinkende Parallele nicht aus. Das Chaos der zerborstenen, übereinandergestürzten und ineinandergekeilten Eisriffe, das Wirrsal der dazwischen klaffenden, nach allen Richtungen hinabgähnenden Schlünde und hineinhangenden Fluhbrocken ist so außerordentlich, daß man Stellen so grausiger Wildniß nicht viel in den Alpen findet. Will man indeß das Gleichniß beibehalten, so erscheint das Rotthal als ein von himmelhohen Felsenwänden eingeschlossenes Meer, das im wildesten Emporschäumen plötzlich erstarrt, seine Massen nun über die Ufer hinausschiebt und bald in wirr-zerscherbten Splittern hoch aufthürmt, bald dieselben ihr Gleichgewicht verlieren und grause Lasten losreißen läßt, die im Schmettersturze zerstäubend wie Ströme zu Thal fließen. — Da kein Kräutchen, selbst nicht das dürrste Grashälmchen hier wächst, so verirren sich auch fast nie Gemsen hierher, und weil solche Thiere hier nicht zu suchen sind, so kommts, daß auch keine Gemsenjäger sich hierher versteigen. Nur vom Schafbuben der oberen Stufsteinalp wird jener Schauerort von Zeit zu Zeit vielleicht einmal aus Langeweile erklommen. Nach der im Berner Oberlande allgemein kursirenden Sage sollen im Mittelalter und noch nach den Zeiten der Reformation Poltergeister und böse Dämonen, welche die Wohnungen der Menschen vermeintlich beunruhigten, von Hexenmeistern, fahrenden Schülern und Teufelsbeschwörern in verschlossene Gefäße gebannt und in dieses abgelegene Thal getragen worden sein. So kam das Rotthal, das außerdem keines ehrlichen Christen Fuß betrat, in Verruf und galt als der Aufenthalt böser Geister. Ganz besonders sollen auch die alten Thalherren von Lauterbrunn hierher verwünscht worden sein und daselbst noch ihr Wesen treiben. Diese Sage nun steht in Beziehung zu einer seltsamen Naturerscheinung. Es ist nämlich im schweizerischen Mittellande der Kantone Freiburg, Bern, Solothurn und Aargau eine im Hochsommer, um die Erntezeit, nicht seltene Erscheinung, daß man bei völlig wolkenlosem Firmament, am Tage oder auch Abends und Nachts in der Luft ein dumpfes, der Kanonade ähnliches Geräusch, ein seltsames Tosen und Knallen hört. Nach des Volkes Meinung soll es von einem geisterartigen Spuk, von einer „wilden Jagd" herrühren, mit welcher die verfluchten Herren vom Rotthale hoch durch die Lüfte ziehen; nach dem Volksglauben der westlichen Solothurner Bauern sollen es jedoch die Geister der in der Schlacht bei Murten erschlagenen Burgunder sein, welche mit Heerestroß und Alarm ihren luftigen Umzug halten. In Bernerisch-Röthenbach (Amtes Signau im Emmenthal) sagt man: „Die Rotthaler exereiren, es giebt anderes Wetter." — Der einsichtige, vorurtheilsfreie Bewohner schreibt die sonderbare Erscheinung jedoch natürlichen Veranlassungen zu und glaubt diese in wirklich vorgefallenen entfernten militärischen Uebungen, oder in bedeutenden Gletscher-Lauinenstürzen, oder Gewittern suchen zu sollen, deren Resonanz durch geeignete Luftströmung bis zu dem Ohre des Hörers getragen werde. Nun aber haben vielfache und ausgedehnte Nachforschungen herausgestellt, daß nirgendwo im weiten Umkreise um die angegebene Zeit militärisches Pelotonfeuer oder Kanonaden, noch Gewitterentladungen stattgefunden haben. Das Gepolter von Gletscherstürzen aber, so furchtbar dieselben auch im Gebirge widerhallen, ist in einer Entfernung von 18 Stunden nicht zu hören. Doch angenommen, man könnte bei günstiger Windrichtung und sehr reiner Luft der Gletscher Donner so weit hören, so stürzen doch nicht so enorm viele Lauinen nacheinander, daß man das davon herrührende Getöse mit wenig Unterbrechungen stundenlang hören könnte. Ueberdies nimmt die Erscheinung, jemehr man sich den Alpen nähert, ab und findet häufig bei Nordwestwind statt. Der Meteorolog Hugi in Solothurn, welcher dem Phänomen viel Aufmerksamkeit widmete und es oft beobachtete, sagt, daß der Schall keineswegs von den Alpen herzukommen scheine, sondern vielmehr von Westen, also aus dem Jura, wo es aber bekanntlich keine Gletscher und sommerlichen Lauinen giebt. Thatsache ist, daß nach diesem, vom Volke „Wetterschießen" genannten atmosphärischen Phänomen, in der Regel sanfter, anhaltender, nie starker, von elektrischen Erscheinungen begleiteter Regen einzutreten pflegt und der Barometer in unruhigem Fallen begriffen ist. Die eigentliche Ursache der Erscheinung ist noch nicht ergründet. Sonderbarerweise hat sich mit derselben außer Professor Hugi wie es scheint kein Physiker weiter befaßt. Dieser nimmt an, daß das dumpfe Wetterschießen zunächst „eine Wirkung des Ueberganges atmosphärischer, luftiger Formen in dichtere, dunstige, wässerige Formen, oder die Wirkung von Luftzersetzung sei; daher, wie bei allen heftigen Zersetzungen, Getöse." Es wäre demnach das Wetterschießen gerade die entgegengesetzte Procedur wie das sogenannte „Wetterleuchten", bei welchem gesättigte Dünste der Atmosphäre durch Entladung der Elektricität wieder in reinere, dünnere Luftformen übergehen. Auffallend ist es, daß die Erscheinung eben nur in dem genannten Landstriche vernommen wird, — sonst nirgends im Alpen-Vorlande.

Aufforderung.

Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen auf den Jahrgang 1861 des Sonntagsblattes rechtzeitig bei den nächsten Postämtern und Buchhandlungen zu machen.

Bremen, December 1860.

Heinrich Strack.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.